KAPPELMACHER / SCHUSTER

DIE LITERATUR DER RÖMER BIS ZUR KAROLINGERZEIT

HANDBUCH DER LITERATURWISSENSCHAFT

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
București
Cota IV 510971
Inventar 762.018

COPYRIGHT 1926 BY
AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M.B.H. WILDPARK-POTSDAM

OHLENROTH'SCHE BUCHDRUCKEREI ERFURT
PRINTED IN GERMANY

HANDBUCH
D E R
LITERATURWISSENSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON

DR. OSKAR WALZEL
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BONN

Unter Mitwirkung von:

Professor Dr. A. Baumstark-Bonn; Professor Dr. E. Bethe-Leipzig; Privatdozent Dr. H. Borelius-Lund; Professor Dr. B. Fehr-Zürich; Professor Dr. W. Fischer-Dresden; Professor Dr. Th. Frings-Bonn; Professor Dr. H. von Glasenapp-Berlin; Professor Dr. R. Gragger-Berlin; Privatdozent Dr. H. Hatzfeld-Frankfurt a. M.; Professor Dr. H. Hecht-Göttingen; Professor Dr. H. Heiss-Freiburg i. Br.; Professor Dr. J. Hempel-Greifswald; Professor Dr. A. Heusler-Basel; Professor Dr. A. Kappelmacher-Wien; Professor Dr. W. Keller-Münster; Professor Dr. V. Klemperer-Dresden; Professor Dr. J. Körner-Prag; Professor Dr. E. Lommatzsch-Greifswald; Professor Dr. B. Meissner-Berlin; Professor Dr. G. Müller-Freiburg; Professor Dr. F. Neubert-Leipzig; Dr. M. Pieper-Berlin; Professor Dr. P. Sakulin-Moskau; Professor Dr. H. Schaeder-Breslau; Professor Dr. H. W. Schomerus-Kiel; Professor Dr. L. Schücking-Leipzig; Professor D. Dr. R. Wilhelm-Frankfurt a. M. und anderen.

WILDPARK-POTSDAM
AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M. B. H.

DIE LITERATUR DER RÖMER

BIS ZUR KAROLINGERZEIT

VON

DR. ALFRED KAPPELMACHER

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT WIEN

ACADEMIA

WILDPARK-POTSDAM

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M. B. H.

Centrală Universitară
BUCUREȘTI
1510971
762018

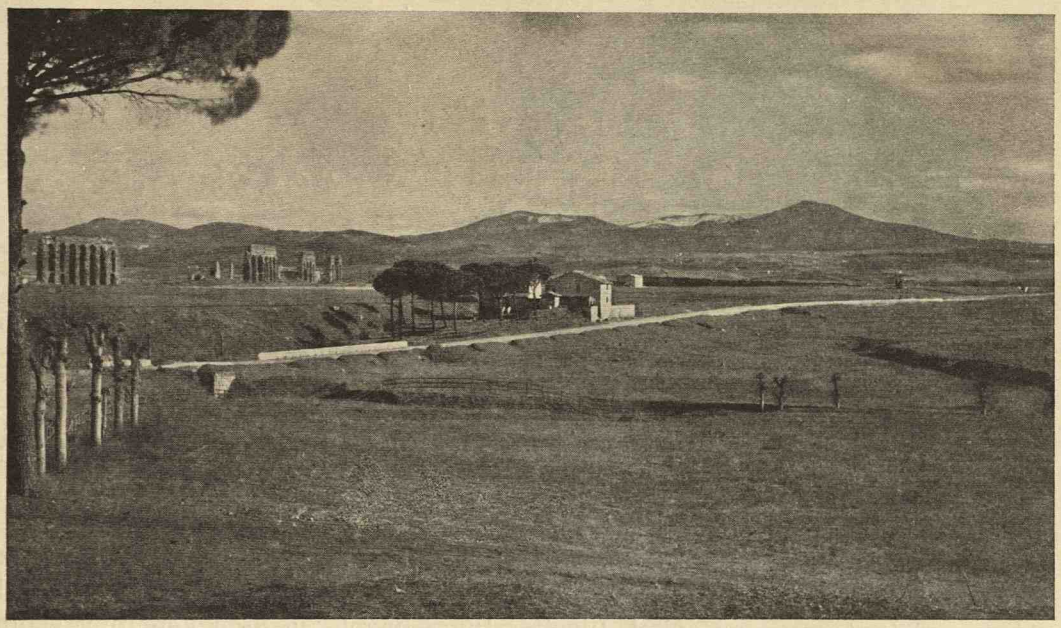
26/93

B.C.U. "Carol I" Bucuresti
C762018

Zu Tafel I:

Das Mosaik, dessen Meister sich selbst nennt (Monnus fecit), wurde 1884 zu Trier gefunden und befindet sich jetzt im Provinzialmuseum daselbst. Die Darstellungen beziehen sich in der Mitte auf die musischen Künste, am Rande auf den Wechsel der Jahreszeiten. Unsere Reproduktion stellt die besterhaltenen Teile dar. Im Achteck unterrichtet Euterpe den Agnis (vgl. Clemens Alexandrinus Strom. I 16 und Eusebius Praeparatio evangelica X 6, 11 nach älteren Quellen); im Quadrat darunter Oktober als Bakchus (vgl. Kalender des Furius Dionisius Filocalus); rechts und links Schauspielertypen; im Fünfeck der Herbst als bekränzter Amor auf einem Panther; in den Quadraten unten zwei von den acht um das Mittelachteck des ganzen Mosaiks gruppierten Schriftstellern: die Dichter Ennius und (H)esiodus. Das Mosaik schmückte eine Bibliothek oder ein anderes öffentliches Gebäude; entstanden ist es wohl nicht vor der Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. und veranschaulicht die Kunstübung im Rheinlande, in der die griechischen und römischen Bildungs- und Kunstelemente verwendet wurden. (Literatur: F. Hettner, Ill. Führer durch das Provinzialmuseum in Trier S. 64 ff.).

Mosaik des Monnus in Trier.
(Nach Antike Denkmäler I. 49.)



1. Die Campagna mit dem Albanergebirge.

Bei den Griechen ist kein Stamm so übermächtig geworden, daß er alle anderen unterworfen und einen griechischen Volksstaat begründet hätte; den Römern gelang aber mehr. Sie haben allmählich die eigenen engsten Stammesgenossen, die Latiner, unterworfen, dann in langwierigen, blutigen Kämpfen alle Italiker geeinigt, durch die Besiegung der Etrusker, Gallier, Illyrer und Ligurer ihre Herrschaft bis an die natürlichen Grenzen Italiens ausgedehnt, endlich ein Weltreich begründet. Die Unterworfenen haben entweder ihre geistige Eigenart an die Eroberer ganz verloren oder die römische Kultur und Zivilisation mit ihrer eigenen verschmolzen; ausgenommen sind die Griechen, die Orientalen und die Ägypter.

Die Römer haben nun gewiß gegenüber den Latinern und den übrigen Italikern besondere Eigentümlichkeiten besessen, durch die gerade sie befähigt wurden, die Herren des Erdkreises zu werden. Für den Literaturhistoriker ergibt sich so die interessante Aufgabe, zu zeigen, wie sich die römische Eigenart von der der italischen Stämme loslöst, wie die überlegene griechische Kultur auf die römische einwirkt, wie die Volksart der unterworfenen Barbaren mit der römischen in Wechselwirkung tritt, wie endlich der Orient und besonders das von ihm ausgehende Christentum die Römer beeinflußt; alle diese Ein- und Wechselwirkungen lassen ihren Niederschlag deutlich in der Literatur zurück; von selbst ergibt sich so eine Gliederung des Stoffes:

1. Die älteste Zeit bis zum Entstehen einer römischen Nationalliteratur,
2. die römische Literatur in ihrer Beziehung zu der griechischen,
3. die römische Literatur in den Provinzen des römischen Weltreiches,
4. die römische Literatur und das Christentum.

DAS ENTSTEHEN EINER RÖMISCHEN NATIONALLITERATUR

„Poeticae artis honos non erat. Si quis in ea re studebat aut sese ad convivia adplicabat, grassator vocabatur: Die Dichtkunst stand nicht in Ehren. Wenn einer sie mit Eifer betrieb oder sein Herz an Gelage hing, hieß er ein Bummler." So noch der alte Cato in seinem Carmen de moribus. Das Wort „Dichter" fehlt im Wortschatz der Römer: poeta und vates sind nicht römische Wörter. Sie rechneten die Dichter zu den scribae, zu den Schreibern. (Festus 446 L: scribas proprio nomine antiqui et librarios et poetas vocabant.) Die schriftliche Fixierung galt als wesentliches Merkmal für das Dichtwerk. Die Gilde der Schreiber hatte seit 207 v. Chr. Korporationsrecht und durfte sich von da an wie andere anerkannte Zünfte von Handwerkern im Minervatempel auf dem aventinischen Hügel versammeln. Minerva aber gehörte nicht zu den ältesten stadtrömischen Gottheiten, sie erscheint nicht in den Verzeichnissen der altheimischen Götter, der Indigites, sondern sie hat wohl erst als Mitglied der etruskischen Göttertrias vom Kapitol, Juppiter-Juno-Minerva, in Rom Verehrung gefunden: diese Dreiheit war an die Stelle der urrömischen Juppiter-Mars-Quirinus getreten. Der Aventin selbst ist erst recht als Siedelung außerhalb der alten Stadt, der urbs quadrata, bekannt; all das führt dazu, daß man mit Recht sagen kann, die alte römische Gemeinde kannte und übte noch keine wahre Dichtkunst.

Ist es da möglich und berechtigt, dem Entstehen und Wachsen eines urwüchsigen stadtrömischen Schrifttums nachzugehen? Manche sind geneigt, solch eine Fragestellung überhaupt nicht zuzulassen und lieber von den Resten italischer Poesie zu sprechen, ferner auch hier in weitem Umfange fremden, besonders etruskischen Einfluß anzunehmen; andererseits wird kombiniert, daß in Rom selbst gleich bei Beginn der uns kenntlichen Periode die Sprache eine hohe, fast kunstmäßige Ausbildung erlangt haben muß, sonst wäre die sprachliche Vollkommenheit lateinischer Dichtung in plautinischer Zeit nicht möglich gewesen.

Die Sprache verbindet die Römer aufs engste mit den Latinern, scheidet sie aber von den übrigen Italikern. Freilich ganz einheitlich war auch die Sprache von Latium nicht; z. B. gibt es Anzeichen dafür, daß in Praeneste und in Lanuvium dialektische Verschiedenheiten von der stadtrömischen Sprache herrschten. Im ganzen soll es nach Plinius dem Älteren 53 latinische Siedelungen gegeben haben, deren Vorort Alba Longa war; eine Auswahl nennt Vergil in der Aeneis VI 770ff. Doch darf man die dialektischen Unterschiede nicht allzu sehr betonen; denn den Römern erschien ihre Sprache mit der der übrigen Latiner gleich und sie nannten daher auch ihre eigene lingua Latina (vgl. z. B. Cic. de fin. I 3, 10); lingua Romana oder sermo Romanus sind erst später in Verwendung.

Dem Lateinischen am nächsten, nur wenig von ihm unterschieden war das Faliskische im südöstlichen Etrurien. Die nahe Verwandtschaft beweist z. B. die bekannte schöne Becheraufschrift: (CIE II 879; 880)

foied vino pipafo, cra carefo.
= hodie (?) vinum bibam, cras carebo.

DIE OSKER

2. Becher, gefunden in Civita Castellana. Museo Villa Giulia. Die Inschrift in schwarzer Farbe auf rotem Grunde. (Nach Corpus Inscriptionum Etruscarum II, 2.)

Große Unterschiede bestehen zwischen dem Lateinischen und der oskisch-umbrischen Sprachgruppe. Daß das Oskische und das Umbrische ebenso wie das Lateinische und Faliskische nur Dialekte des Italischen sind, ergibt sich, wenn man auf die große Verwandtschaft z. B. zwischen dem Lateinischen und Oskischen genau achtet. Auf der oskischen Inschrift aus dem alten Abella, dem sogenannten cippus Abellanus, (etwa 150 v. Chr.) heißt es (Conway N. 95, Planta N. 127, Buck S. 127; die Inschrift befindet sich jetzt zu Nola):

. . . . . .
Z. 11. Sakaraklúm Herekleís [úp]
slaagid púd íst ínim terr[úm]
púd úp eisúd sakaraklúd [ist]
púd anter teremníss eh[trúis]
Z. 15. ist, pai teremenniú mú[inikad]
tanginúd prúftúset r[ihtúd] . . . . .
amnúd, puz idik sakara[klúm]
ínim idik terúm múini[kúm]
múinikei terei fusid [inim]
eiseis sakarakleis i[nim]
tereis fruktatiuf fr[ukta]
[tiuf] múinikú pútúrú[mpid]
[fus]id . . . . . .

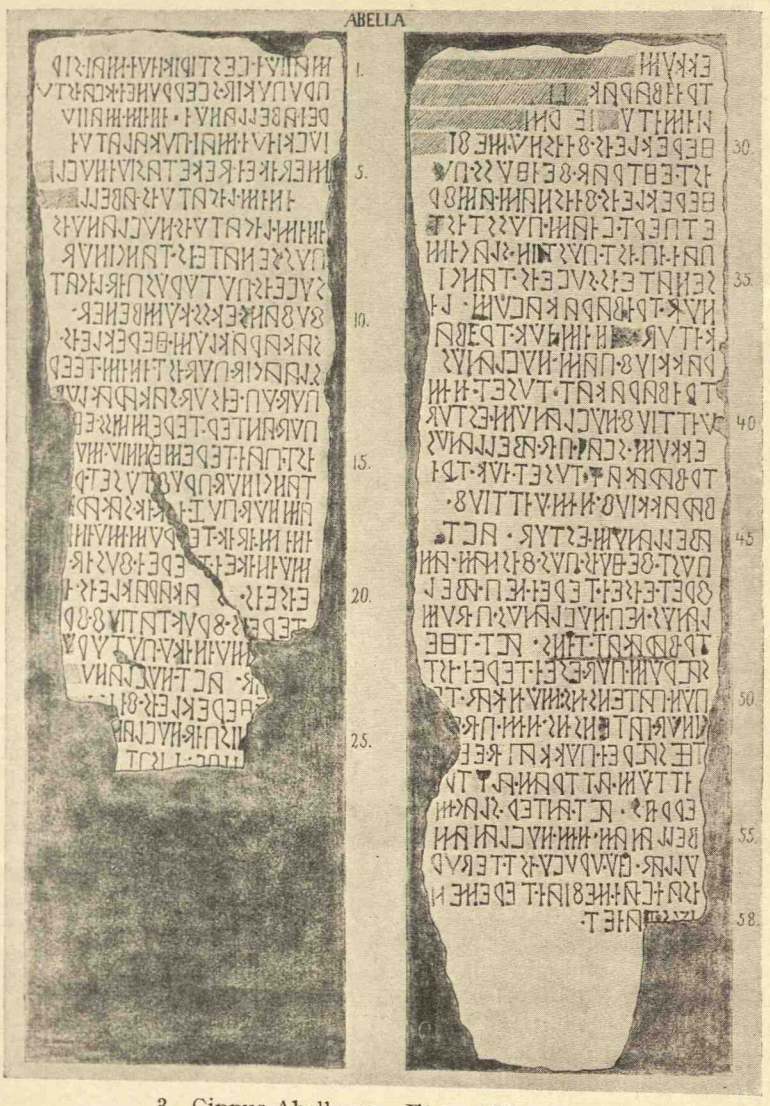
Die Ähnlichkeiten mit dem Lateinischen sind sehr groß; nichtsdestoweniger ist klar, daß ein Stadtrömer um 200 v. Chr. oder etwas später diesen Text kaum oder gar nicht verstanden hat (vgl. auch Liv. X 20, 8); vermögen wir doch nur mit linguistischen Erkenntnissen ausgerüstet, uns zurechtzufinden.

Wer nicht weiß, daß der Lautwandel eines ursprünglichen „q^u" im Lateinischen zu „qu", im Oskischen und Umbrischen zu „p" führte, kann eine Form wie *„pud"* = quod nicht verstehen. Noch wichtiger und durchgreifender ist der Unterschied im Wortschatz; denn *„slaagid"* ist Abl. Sing. eines Wortes, zu dem noch der Acc. Sing. *„slaagim"* belegt ist. Der Ablativ auf „d" lebt im Lateinischen noch bei Plautus, also sind

slaagim
slaagid

gebildet wie etwa Lateinisches

fini-m (= finem)
fini-d (= fine).



3. Cippus Abellanus. Etwa 150 v. Chr.
(Nach Zvetaieff, Sylloge Inscriptionum Oscarum.)

an der Grenze steht und das Land, das bei diesem Tempel ist [und] das innerhalb der äußeren Grenzsteine liegt, welche Grenzsteine auf gemeinsamen Beschluß aufgestellt sind in richtigem Umkreis, daß dieser Tempel und dieses Land gemeinsamer [Besitz] auf gemeinsamem Lande und dieses Tempels und Landes Ertrag gemeinsamer Ertrag beider [Parteien] sein solle."

Interessant ist nun, daß wir hier im Oskischen die für das Lateinische so charakteristische Häufung der Relativsätze, ferner die Stellung des sogenannten Beziehungswortes im Relativsatz finden, also darin italische Elemente zu erkennen haben; es ist der fugenlose Aufbau der Sätze erkennbar, den man (Norden, Skutsch) treffend als kyklopisch bezeichnet hat. Auffallend ist ferner die überaus genaue, pedantische Ausdrucksweise; sie ist aus römischen Rechtsurkunden bekannt. Doch muß man sich hüten, daraus ohne weiteres auf eine uritali-

Die Wortbedeutung „Grenze" ergibt der Zusammenhang; das Wort ist ins Lateinische nicht aufgenommen worden; es ist aber indogermanisch, denn es hängt mit air. „slicht" (Spur) und „slige" (Straße) zusammen. Ebenso fehlt im lateinischen Wortschatz *tanginom tanginud*; es bedeutet „Meinung, Beschluß" = sententia; auch hier liegt eine indogermanische Wurzel zugrunde; denn Gotisches „þagkjan" und Englisches „think" gehören hierher.

Andere Wörter sind zwar gleich, aber in der Bedeutung verschieden, so *inim*, das dem Lateinischen „enim" entspricht, aber die Bedeutung „und" hat. Manches ist nur formell verschieden, so *fusid* = foret = esset.

So kann man die Inschriftstelle lateinisch also wiedergeben:

Sacellum Herculis, ad finem quod est, et territorium, quod ad sacellum est, quod inter termina exteriora est, quae termina communi sententia posita sunt recto circuitu, ut id sacellum et id territorium commune in communi territorio esset et eius sacelli et territorii fructus fructus communis utrorumque esset.

Es hatten also die Abellaner und Nolaner vereinbart „[daß] der Herculestempel, der

sche Rechts- und Gesetzessprache zu schließen. Es liegt vielmehr eine andere Vermutung näher: In Rom läßt sich, wie wir noch sehen werden, eine Entwicklung der Sprache zu dem bekannten, genauen, wohl und sorgsam abwägenden Ausdruck, der in den Gesetzen und Rechtsurkunden begegnet, erkennen. Ferner wird der Vertrag zwischen den beiden Städten Nola und Abella für Abella von einem Quaestor abgeschlossen; das ist nur natürlich; der Vertrag sollte den gemeinsamen Besitz am Herkulestempel regeln, es handelte sich also um eine Finanzsache. Nun ist es aber dank der Untersuchungen A. Rosenbergs (Der Staat der alten Italiker 1913) wahrscheinlich, daß die Quaestur ihre Ausbildung zu dem Organ der staatlichen Finanzverwaltung in Rom erhalten hat und daß überall, wo ein Quaestor in solcher Funktion auftritt, römischer Einfluß zu erkennen ist. Die Übernahme der römischen Verwaltung führte auch zu einer Übernahme der Gesetzessprache.

Es lassen sich noch sicherere Beweise beibringen. Ein anderes Denkmal in oskischer Sprache ist die Tabula Bantina, eine Bronzetafel, etwa 38 × 25 cm groß, 1793 zu Bantia an der Grenze von Apulien und Lukanien gefunden und jetzt im Museum zu Neapel. Sie ist bereits im lateinischen Alphabet geschrieben, ein Beweis, daß die Stadt ganz in die römische Einflußsphäre gekommen war. Wieder begegnet ein Quaestor. Der Stil entspricht wieder dem aus den späteren römischen Gesetzen bekannten, z. B. heißt es *Suaepis contrud exeic fefacust* (si quis contra hoc fecerit). Das ist eine bekannte römische Ausdrucksweise, man vergl. z. B. das Silische Gesetz über die öffentlichen Gewichte (Fest. 288 L): si quis magistratus adversus hac . . . faxit; ferner die auf einer großen Bronzeplatte erhaltene, berühmte lex Iulia municipalis, jetzt im Neapeler Museum (aus dem J. 45 v. Chr.): quei advorsus ea fecerit oder die von Frontin de aquis 129 überlieferte lex Quinctia de aquaeductibus (39 v. Chr.): qui adversus ea quid fecerit. Dabei ist noch interessant, daß die Wendung der tabula Bantina mit der ihr zeitlich zunächst stehenden lex Silia am genauesten übereinstimmt. Endlich bietet auch das in der römischen Kolonie Luceria in Apulien aufgestellte Haingesetz etwa aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. dieselbe Wendung. Das Gesetz ist ganz lateinisch und altertümlich; in seinem Sprachschatz zeigt es hie und da den Einfluß des oskischen Sprachgebietes, innerhalb dessen die Kolonie als Vorposten römischer Macht angelegt worden war: die oskische Umgebung hat auf das lateinische Kolorit der Sprache leicht abgefärbt.

Was sonst an Denkmälern in oskischer Sprache erhalten ist, besteht vor allem in Bau- und Weiheinschriften aus Pompeji, Capua, Cumae und anderen Städten des oskischen Sprachgebietes; darunter befinden sich noch nicht gedeutete oder unvollständig erklärte, wie z. B. die sogenannten „Eituns"-Inschriften, in denen man u. a. Wegweiser für einquartierte Truppen, Geschäftsanzeigen, speziell Ankündigungen von Wechslern und Maklern gesehen hat, oder die „Iovilae"-Widmungen; doch handelt es sich bei all diesen Inschriften gewiß nicht um irgendwelche Denkmäler literarischer Art.

Auch einige Fluchtäfelchen sind erhalten; darunter ist eines von besonderem Interesse, weil es zeigt, wie allmählich das Oskische vom Lateinischen verdrängt wird:

L. Harines Her. Maturi, C. Eburis, Pomponius, M. Caedicius M. f., N. Andripius N. f. pus olusolu fancua recta sint, pus flatu sicu olu sit.

Die Namen der Devovierten weisen z. T. römische, z. T. oskische Formen auf, die Fluchformel selbst „daß aller jener Leibesschaden (?) in rechtem Grade da seien, daß jener Odem vertrockne" wechselt ganz willkürlich mit oskischen und lateinischen, z. B. vulgärlateinischen Ausdrücken: pus = ut, olusolu = olum (illorum) solu (solorum, solus ganz vergl. solidus) flatu sicu = flatu(s) sicu(s).

Zwei paelignische Inschriften sind auch nicht ohne literarisches Interesse, die eine freilich mehr, weil man, ohne sie zu verstehen, Verse, Alliteration, gehobenen Prosastil in ihr finden wollte, während ruhige Überlegung eingestehen muß, daß wir nur wissen, daß Götternamen in der Inschrift vorkommen: uranias, cerfum, semunu, perseponas, herentas (Inschrift aus Corfinium, Conway S. 216). Die zweite Inschrift (a. a. O. 218) ist gleichfalls aus Corfinium, sie lautet

pes prós ecúf íncubát cásnar oísa aetáte
G(avís) Anáes sóloís des fórte fáber

(pedes (?) paucos (?) hos (?) incubat senex usa aetate
C. Annaeus omnibus dives fortis faber).

Man hat hier u. z. mit Recht saturnische Verse erkannt; allerdings darf man diesen Vers deshalb, weil er in einem italischen Denkmal erscheint, nicht ohne weiteres als uritalisch bezeichnen: Wie in den Rechtsdenkmälern ist der lateinische Einschlag (incubat, aetate, faber) nicht zu verkennen. Dem Schriftcharakter nach ist die Grabschrift nicht älter als der Bundesgenossenkrieg (90/89 v. Chr.), d. h. die Inschrift fällt in die Zeit, da Corfinium bereits latinisiert war und so ist es ganz gut möglich, daß das metrische Maß aus Rom übernommen wurde.

Das Oskische war die Sprache von Mittel- und Unteritalien; es wurde in Samnium, Campanien, Lukanien und z. T. in Apulien und Bruttium gesprochen. Die Osker sind wohl nicht die von den Samniten unterworfene Urbevölkerung Campaniens, sondern ein vorgeschobener Stamm der Samniten gewesen, der zuerst mit den Römern und unteritalischen Griechen in Berührung gekommen war. Für diese oskisch sprechenden Italiker ist noch eine Stammessage nachzuweisen: Die Sabiner hatten in der Not dem Mars einen heiligen Frühling gelobt und demgemäß sandten sie das junge Volk aus; ein Stier führte sie in das Land der Opiker (Osker), wo sie sich neu ansiedelten und Bovianum gründeten. Wie andere italische Sagen ist auch diese nicht weiter poetisch überliefert, sondern zufällig bei einem griechischen Schriftsteller erwähnt (Strabo V. 12).

Wir können aber eine andere Spur poetischen Schaffens in oskischer Sprache etwas klarer verfolgen. Die Osker, die, wenn wir richtig urteilen, in ihren uns erhaltenen Denkmälern bereits von Rom beeinflußt sind, haben ihrerseits auf literarischem Gebiete durch ein dramatisches Spiel auf Rom eingewirkt.

Der Grammatiker Diomedes (Gramm. Lat. [Keil] I 489) führt unter den bei den Römern üblichen dramatischen Spielen auch solche an, „die nach der oskischen Stadt Atella, in der sie aufgekommen, benannt seien, in Inhalt und derben Ausdrücken dem griechischen Satyrspiel ähnlich." Ferner sprechen Cicero (ad fam. VII 1, 3), Livius (VII 2, 12) und Tacitus (Ann. IV 14) von oskischen Spielen, endlich berichtet Strabo (V 3) noch aus der Zeit des Augustus von römischen Spielen in oskischer Sprache. Diese, wenn auch inhaltsarmen Zeugnisse lehren, daß es bei den Oskern dramatische Spiele gegeben hat, die wohl aus dem Städtchen Atella — daher bei den Römern die Bezeichnung fabulae Atellanae — in Rom aus kultischen Gründen zunächst in oskischer Sprache eingeführt wurden; sie gaben den Anlaß, daß die römische Jugend selbst, nun natürlich in lateinischer Sprache, solche Spiele gab; denn „sie führte (Livius a. a. O.) nach den Stücken der Berufsschauspieler heitere Nachspiele (exodia) auf, die aus improvisierten Scherzen in Verbindung besonders mit Atellanen bestanden." Die fabula Atellana erhielt später in der Zeit nach dem italischen Krieg (90/89 v. Chr.) in Rom durch Pomponius und Novius eine literarische Ausbildung.

Die Atellana war ein volkstümliches Spiel mit stehenden Figuren und Masken. Wir können vier dieser Typen, wenigstens für die literarische Form in Rom, nachweisen: Maccus, Buccus, Pappus und Dossenus. Von einer dieser Typen ist es sicher, daß sie schon bei den Oskern heimisch war: Varro (Ling. lat. VII, 29 vgl. Festus p. 41 L.) erzählt, „in manchen Atellanen bezeichne pappus den Alten (senex), wofür die Osker „casnar" sagen." Diese Nachricht lehrt für diese eine Figur eine Umbenennung in Rom. Wenn daher wirklich Maccus und vielleicht auch Buccus etruskischen Wurzeln entsprechen, Dossenus nach dem Typus etruskischer

Wörter gebildet ist, so wird man dann höchstens einen Einfluß der Etrusker auf die weitere Ausgestaltung des Spieles annehmen dürfen, aber nicht behaupten können, das Spiel stamme aus Etrurien. Für die etruskische Herkunft hat man auch angeführt, daß das lateinische Wort für Maske „persona" erst über das etruskische Wort „φersu" aus dem Griechischen πρόσωπον stamme. Aber Maskenspiele sind allgemein verbreitet und konnten den Oskern auch durch die unteritalischen Griechen vermittelt werden.

Der griechische Name Pappus ist aber ein sicherer Zeuge, daß in Rom auch die Griechen irgendwie auf das Volksspiel eingewirkt haben. Wie diese Einwirkung geschehen ist, ist nicht mehr klar zu sehen. Auch sind solch leichte, improvisierte Volkspossen vielfach bei anderen Völkern nachgewiesen und so ist es nicht zu verwundern, wenn die verschiedenen in Italien wohnenden Völker solche geübt und wenn dort, wo sie am meisten und öftesten aneinander stießen, eben in Rom, eine Wechselwirkung stattgefunden hat. Daran aber ist nach den Zeugnissen festzuhalten, daß ein derartiges Spiel bei den Oskern existierte und daß dieses Spiel von den Oskern nach Rom kam. Damit erledigt sich auch die oft wiederholte Ansicht Mommsens, die Atellane sei ein lateinisches Volksstück, sie habe nur die oskische Landschaft zum idealen Hintergrund, Atella sei in den Augen des Stadtrömers ein „Schilda" gewesen.

4. Maskenspieler aus der Tomba degli auguri. Ungefähr 500 v. Chr. (Mon. dell' Ist. XI 25.)

Wir haben in der Überlieferung keinerlei Grund, uns die Atellanen als solche „Krähwinkeliaden" der sich als Großstädter gebärdenden Römer vorzustellen; nein, die Atellane war ein Volksstück, in dem Essen, Trinken, Spott und Freude an dummen Späßen, rohe, rüde, stark obszöne Tölpeleien und Zoten herrschten; das alles wurde in einer leichtgeschürzten Handlung, die wohl trica hieß (vgl. Varro, sat. Men. 198 B . . . tricas Atellanas, unser Trik, Intrigue), vorgeführt. Die Dummheit, die Gefräßigkeit war in den Figuren verkörpert: Maccus (vgl. it. macco „der Brei" und Maccaroni) war ein dummer Freßsack, ebenso aber auch der Dossenus, den man auch Manducus, Fresser (Varro L. L. VII 95 und Hor. ep. II 1,173) nannte. Dumm sind sie: Maccus und Buccus erscheinen geradezu als Ausdrücke für diese Eigenschaft (Plaut. Bacch. 1088 und Apul. Apol. 81) und so waren sie alle auch geeignet, als Parasiten aufzutreten. Freilich, was wir über die Atellane wissen oder richtiger zu wissen meinen, ist aus den Fragmenten der sullanischen Zeit erschlossen.

DIE UMBRER

Von den Latinern und Faliskern einerseits, von den Oskern und Sabellern andererseits verschieden, doch dem oskischen Sprachstamm verwandter waren die Umbrer. Sie siedelten in historischer Zeit zwischen dem Oberlauf des Tiber und dem Adriatischen Meere, hatten aber

einst ein viel größeres Gebiet innegehabt, aus dem sie durch die Etrusker und Kelten verdrängt worden waren. Ihre Sprache ist durch die sog. iguvinischen Tafeln bekannt, das sind 7 kleine, zum großen Teile beiderseits beschriebene Bronzetafeln, die im XV. Jahrhundert in Gubbio entdeckt wurden. Fünf sind im nationalen Alphabet geschrieben. Dieses Alphabet ist ähnlich wie das oskische durch die Etrusker vermittelt und griechisch. Zwei Täfelchen stammen aus späterer Zeit und sind mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Man spricht daher von Alt- und Neuumbrisch, freilich, ohne daß wir wirklich weitgehende, sprachliche Unterschiede feststellen können. Wie die Osker sagten die Umbrer pis für quis. Synkope und Apokope übten wie im Oskischen eine stärkere Wirkung aus als im Lateinischen. Aus zwei Proben soll der Eindruck des Umbrischen deutlicher gemacht werden:

Tafel I B 10

(umbr.)	*Pune*	*puplum*	*aferum*	*heri|es*	*avef*	*anzvriatu*
(lat. Üb.)	Quandoque	populum	lustrare	voles,	aves	observatum
(umbr.)	*etu*	*pernaia|f*	*pustnaiaf.*	*Pune*	*kuvurtus,*	*krenkatrum*
(lat. Üb.)	ito	antiquas	posticas.	quandoque	converteris,	cinctum
(umbr.)	*hatu.*					
(lat. Üb.)	capito.					

Es ist ein Satz aus einer Opfervorschrift: „Wenn du das Volk entsühnen willst, geh die Vögel beobachten zu den alten Türen(?); wenn du zurückkehrst, faß' das Schulterband(?)." Gegenüber dem Latein ist vieles auffallend, doch leicht aus den italischen Sprachverhältnissen zu erklären.

Pune ist durch Assimilation und Apokope aus pom-de entstanden und entspricht so genau einem lateinischen quomde, also einer Zeitpartikel quando, quandoque, quom = cum. — *puplum* ist durch Synkope gebildet. — *aferum* ist der Infinitiv des aktiven Präsens und aus amb- (= griech. *ἀμφί*) fer- über amm-fer- mit dem im Umbrischen üblichen Wegfall von Nasalen vor Spiranten entstanden, indem der Nasallaut nicht voll gesprochen wurde; das Wort entspricht lateinischem circumferre. — *heries* ist Ind. Fut. von der Wurzel *her*, die sich im Oskischen und Umbrischen findet, im Lateinischen fehlt; es ist stammverwandt dem Worte hor - tor und dem englischen yearn. — *avef* ist dem lateinischen avēs entsprechend Accusativ des Plurals = avi-ns mit dem für das Umbrische konstatierten Übergang von auslautendem -ns zu -f. — *anzvriatu* ist ein Supinum auf u(m); es liegt, wie andere Stellen zeigen, ein Schreibfehler vor, es ist *anzeriatu* zu lesen, die Wortbedeutung ist gleich dem lateinischen observare. — *etu* = ito. — *pernaiaf pustnaiaf* vgl. *avef*, also Acc. Pl. hier als Richtungskasus auf die Frage wohin verwendet, beim Verbum des Gehens eine alte indogermanische Konstruktion. — *kuvurtus* ist 2. Pers. Sing. des II. Futurums; die Bildung ist noch nicht sicher erklärt; der Wortstock *kuvurt* ist lateinisch convort, er bedeutet „sich umwenden, umkehren", eine Verwendung, die sich im Lateinischen interessanterweise z. B. bei dem Archaismen liebenden Sallust findet: Iug. 20,4 cum omni multitudine in regnum suum convortit und 101,6 cum paucis ad pedites convortit — *krenkatrum* gehört zur Wurzel *krengh*, die im nhd. „Ring" (angelsächs. „*hring*") steckt. — *hatu* ist 2. Pers. Sing. Imp. und aus *hapitu* durch Synkope entstanden. —

Tafel VI. B 57 ff. (Ein Gebet in (neu)umbrischer Sprache):

Serfe Martie
Prestota Serfia Serfer Martier
Tursa Serfia Serfer Martier

Totam Tarsinatem
Trifo Tarsinatem
Tuscom Naharcom Iabuscom nome

Totar Tarsinater
Trifor Tarsinater

Tuscer Naharcer Iabuscer nomner

Nerf šihitu anšihitu
Iovie hostatu anhostatu
*T*ursitu *t*remitu
*H*ondu *h*oltu
*N*inctu *n*epitu
*S*onitu *s*avitu
*P*replotatu *p*revilatu

Serfie Martie

Prestota Serfia Serfer Martier
Tursa Serfia Serfer Martier

*F*ututo *f*oner
*P*acrer *p*ase uestra
*P*ople totar Iiovinar
Tote Iiovine
ero nerus šihitir anšihitir
iovies hostatir anostatir
ero nomne
erar nomne

Angerufen wird ein Götterkreis um Cerrus Martius (Cerrus findet sich auch bei den Pälignern.

den Landsleuten des Dichters Ovid [Conway Nr. 216]); es ist ein Gott, den wir sonst nicht weiter kennen. Er soll den Staat der Tarsinaten, ihr Dorf, alles was den Namen Tarsinaten, Tusker, Naharker und Jabusker trägt, alle gewaffneten und ungewaffneten Männer und Jünglinge in Schrecken und Zittern versetzen, sie verderben und vernichten, sie mit Regen und Überschwemmung heimsuchen, er soll gegen sie seine Stimme erheben, sie mit Wunden schlagen, soll sie schlagen, daß es klatsche, soll sie fesseln. Dem Volke im Staate der Iguviner, den gewaffneten und ungewaffneten Männern und Jünglingen und überhaupt allem, was den iguvinischen Namen trage, möge Gunst, Gnade und Frieden zuteil werden.

Im Vokabelschatz weicht manches vom Lateinischen ab, erklärt sich aber aus dem indogermanischen Vokabular, z. B. touta Volk erscheint im Gotischen (þiuda) und Litauischen (tauta). — *trifo* entspricht dem Lateinischen „tribus", und *nerf* (Acc. Pl.) die Männer erscheint in der Sanskritwurzel nar- und im Griechischen *ἀ-νήϱ*; selbst ein so anscheinend fremdes Gebilde wie *holter* hat seine Entsprechungen, denn es ist wohl die aus dem Lateinischen wohlbekannte Wurzel in ab-(h)oleo, *hondu* erklärt sich durch hum-us und die Tatsache, daß eine chthonische Gottheit Honde belegt ist. — Dem Worte *nepitu* (setz unter Wasser = inundato) liegt dieselbe Wurzel wie Neptunus zugrunde.

Wichtig ist, daß in diesem Gebete Mars nicht nur Kriegs-, sondern auch Wettergott ist. Besonders interessant ist die Devotionsformel in formaler Hinsicht: Man hat hier Saturnier, akzentuierende oder quantitierende, erkennen wollen; viel richtiger ist es, von gehobener oder rhythmischer Prosa zu sprechen; einzelne Stellen sind durch Alliteration gebunden, das ganze Gebet endlich noch in ebenmäßig gebildete Glieder geteilt. Ferner ist eine Regelmäßigkeit der größeren Sinnesabschnitte nicht zu verkennen (3+4+4+3+4). Nach der Ansicht C. Thulins „fügte sich nun die sakrale Sprache der Etrusker und der Umbrer denselben Formen", er meint, die Etrusker hätten vor den Umbrern die Priorität, ja er dehnt diese Behauptung auf die sakrale Poesie der Italer, also auch der Römer aus. Wäre diese Ansicht richtig, so müßten wir einen weitgehenden Einfluß der Etrusker auf die italische Literatur bzw. auf einen Teil derselben annehmen. Nun scheint aber dabei doch nicht genügend beachtet, daß es vor allem mißlich ist, aus einem inhaltlich und sprachlich unbekannten Idiom, wie es das Etruskische ist, auf eine bekannte und in jeder Hinsicht uns klare Sprache und Literatur Schlüsse zu ziehen; da ist doch die größte Vorsicht noch nicht groß genug. Ferner kann man doch nicht darüber hinwegsehen, daß die gleichen Erscheinungen sich auch sonst und zwar in Sprach- und Literaturkreisen finden, die dem Italischen nahe stehen; sie sind also wohl als indogermanisches Erbgut zu betrachten. So ist in der Formel die Wendung šihitu, anšihitu, die bewußte Wiederholung desselben Wortstammes auffallend, dazu vergleiche man z. B. eine altnordische Rechtsformel, in der es heißt:

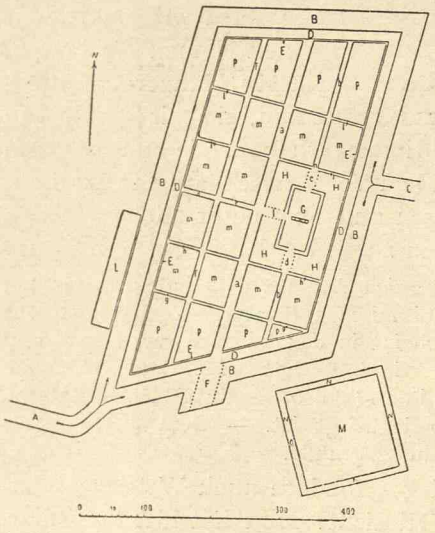
geborne und ungeborne
erzeugte und unerzeugte
genannte und ungenannte,

oder eine alte Bannformel:

aus Gerichte in Ungericht,
aus Gnade in Ungnade,
aus Landfried in Unfried.

Ferner sind in der umbrischen Devotionsformel die Imperative eigenartig, von denen je zwei durch Alliteration gebunden sind. Dasselbe Kunstmittel begegnet in einem altfriesischen Rechtsspruch:

toe sétten, toe sellen |
toe brúken, toê bijsghien |



5. Plan einer Siedlung in der Terramare. (Wilke, Archiv für Anthropologie 1922.)

Daß also die Umbrer bzw. Italiker diese ihre Kunstmittel und die gehobene sakrale Prosa gerade den Etruskern abgelernt haben, muß doch wohl zweifelhaft erscheinen.

Latiner, Falisker, Osker, Umbrer, Sabeller, sie gehören alle, wie die Betrachtung der alten sprachlichen Denkmäler gelehrt hat, eng zusammen als indogermanische Italiker. Ohne auf die Frage nach den Urbewohnern der Apenninenhalbinsel überhaupt näher einzugehen, will ich nur darauf hinweisen, daß die Ligurer auch einst in Italien ein weiteres Gebiet bewohnten als in historischer Zeit; hatte doch der Po einen ligurischen Namen (Bodencus). Aber ob schon die Ligurer Indogermanen waren, scheint trotz einigen Inschriften, die dafür sprechen, noch fraglich, weil diese Zeugnisse so spät fallen, daß sichere Schlüsse unmöglich sind. Auch darf man einzelne Beziehungen zum Indogermanischen nicht schief deuten: es ist sicher, daß die indogermanische Wanderung, die uns in ihrer Nachwirkung deutlich kenntlich ist und der Völkerkarte Europas die uns bekannte Struktur gegeben hat, in Wellen vor sich gegangen ist, die in neuer Zeit durch Forschungen immer klarer werden. Soviel zur Ligurerfrage, die den Darsteller der römischen Literatur weiter nicht angeht, denn irgendwelche Nachwirkungen ligurischer Volksart sind in der Entwicklung des lateinischen Schrifttums nicht zu erweisen. Auch die indogermanischen Illyrer haben einst weite Gebiete der Apenninenhalbinsel innegehabt. Über ihr Gebiet, durch das heutige Istrien, scheinen dann die Italiker eingewandert zu sein. Die Pfahlsiedlungen im Polande können mit großem Rechte für diese in Anspruch genommen werden. Die Pfahldörfer zeigen ein streng nach den Himmelsgegenden orientiertes Straßennetz. Dieses ist bekanntlich für die Anlage der italischen Städte, Tempel und Castra charakteristisch. Die Häuser sind Rundhütten. In Rom wurde in historischer Zeit die Rundhütte des Romulus und des Faustulus gezeigt, also sah man darin uraltes Erbe. Die Rundform lebte ferner in dem Tempel der Vesta und des Hercules weiter.

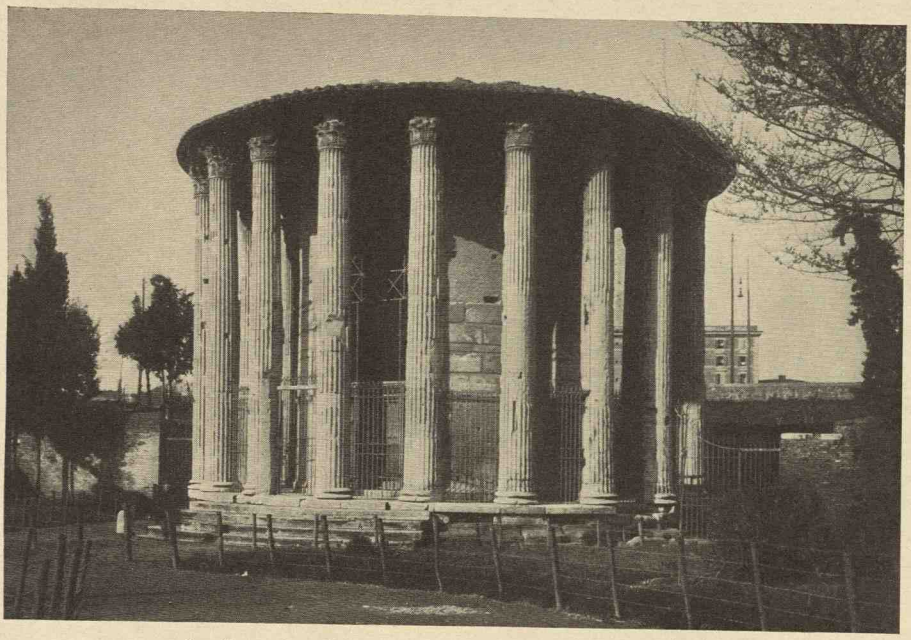
DIE KELTEN

Wohl schon in die Zeit vor der Niederlassung in der Terramare, also noch jenseits der Alpen oder in ihren Bereich, fallen die ersten Beziehungen der Italiker und der Kelten. Den Beweis holen wir aus der Beschaffenheit der Sprache der beiden Völker: Nur den Italikern, Kelten und Tocharen eigentümlich ist die Bildung des Medio-Passivums mit *r*. Geradezu „verblüffend" ist die Übereinstimmung zwischen Formen wie:

Lateinisch:	sequ*or*	Keltisch:	sech*ur*
	sequit*ur*		sech*ethar*
	sequi*mur*		sech*emmar*;

ihnen stehen, man ist geneigt zu sagen, andersartig und fremd, die uns sonst als eigentlich indogermanisch bekannten Formen gegenüber:

Griechisch:	(σ)*έπ-ο-μαι*	
	(σ)*έπ-ε-ται*	(Endung im Sanskrit -ti)
	(σ)*έπ-ο-μεθα*	



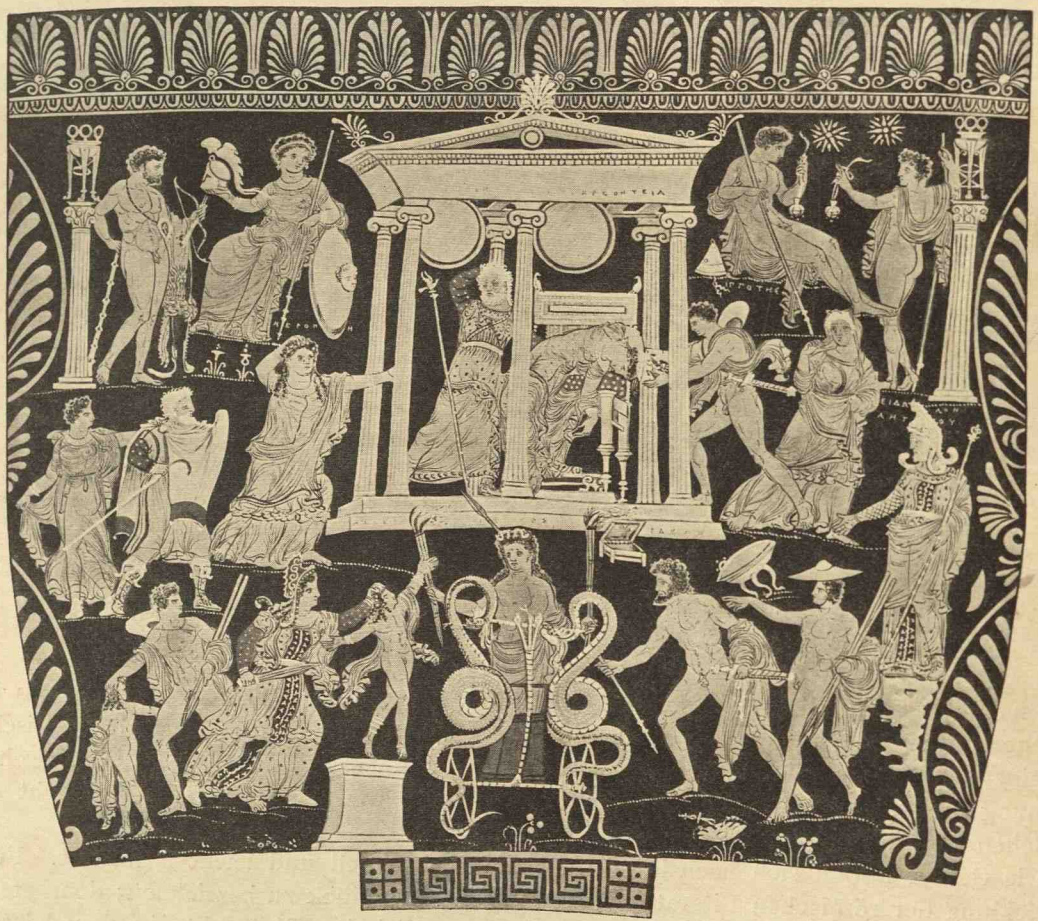
6. S. g. Rundtempel der Vesta in Rom. (Photo.)

Auch nach der allmählichen Abwanderung der Italiker und dem Einrücken der Kelten in die Poebene fand eine stete Mischung statt, die sich im Wortschatz deutlich spiegelt. Keltisch sind alle feineren Spezialbezeichnungen im Gebiete des Fahrens und Reitens. Die lateinische Bezeichnung für den Haushahn (gallus) verrät vielleicht, wer die Römer die Aufzucht dieses nützlichen Haustieres gelehrt hat.

Die Gallier haben sich nach ihrer Unterwerfung schnell und leicht latinisiert. Für die Entwicklung der römischen Literatur ist das als wahres Glück zu bezeichnen; denn stattlich ist die Zahl der Kelten im römischen Schrifttum: Keltisches Blut rollte in den Adern der bedeutendsten Dichter der Römer, des Vergil und des Catull. Kelten sind ferner der Elegiker Cornelius Gallus, der Dichter und Kritiker Valerius Cato, die Historiker T. Livius, Cornelius Nepos und Pompeius Trogus; der gelehrte Plinius und sein Neffe stammten gleichfalls aus dem Keltenlande. Kein Wunder, daß auch in späterer Zeit noch Gallien in literarischer Hinsicht eine bedeutende Rolle spielte.

DIE GRIECHEN IN UNTERITALIEN

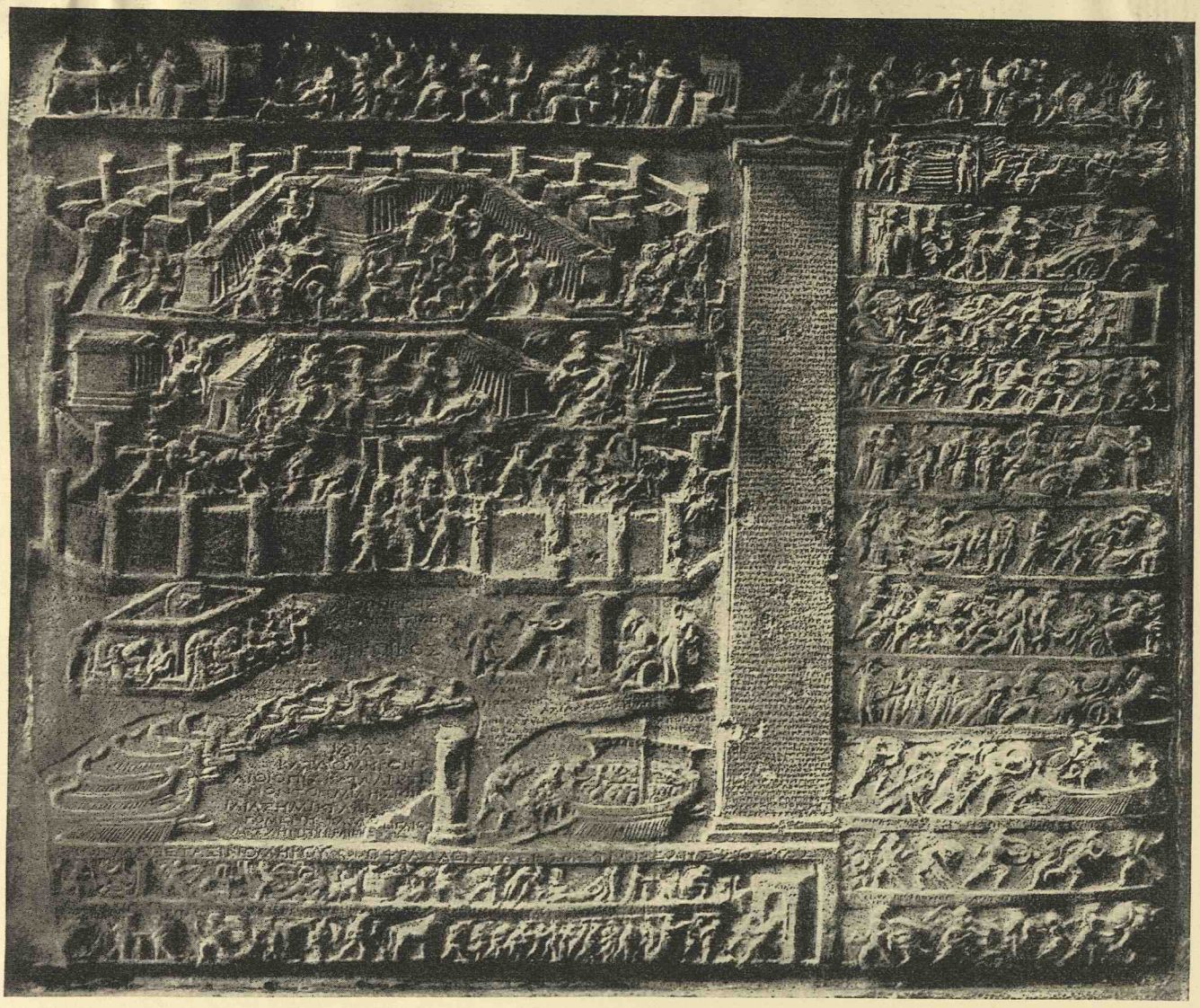
Noch dem Sänger der Märchen der Odyssee ist Italien unbekannt; doch bereits Hesiod singt in der Theogonie 1011f. von der Tochter des Sonnenkönigs, der Zauberin Kirke, die dem ausharrenden Odysseus den Agrios und den Latinos gebar; „sie aber herrschten gar fern in der Bucht heiliger Inseln über alles Volk der berühmten Tyrrhener." Auch der griechische Dichter Stesichoros aus Sizilien (630—550) verrät Kenntnis von Italien; die sogenannte Tabula Iliaca des kapitolinischen Museums schließt ihre Zeichnungen zum Sagenkreis des trojanischen Krieges mit der Abfahrt des Aeneas vom sigëischen Vorgebirge. Aeneas besteigt, den kleinen Ascanius an der Hand, den Trompeter Misenus hinter sich, den alten Anchises mit den heiligen Geräten voraus, das zur Abfahrt bereite Schiff. Beigeschrieben ist: Aeneas mit den Seinen,



7. Die Medea-Vase, München. (Nach Pfuhl.)

wie er nach Hesperien abfährt. Es ist sicher, daß dieses Bild auf die Iliupersis des Stesichoros zurückgeht; er hat also von der Fahrt des Aeneas nach Italien erzählt. Der erste griechische Schriftsteller, der Rom erwähnt, ist Hellanikos (gest. 407 v. Chr.); er berichtet, „Aeneas sei mit Odysseus von den Molossern nach Italien gekommen und Gründer der Stadt geworden; benannt habe er sie nach einer der Trojanerinnen Roma; sie habe nämlich, der langen Wanderung müde, die anderen Frauen aufgefordert, die Schiffe zu verbrennen." Noch weiß der Historiker nichts von Roms Geschicken, er kennt nur den Namen der dereinst „ewigen" Stadt, er klingt gleich dem griechischen Wort ῥώμη (Kraft), und so wird ein bekanntes, oft verwendetes Motiv benutzt und Rom zu einer der vielen griechischen Kolonien in Italien.

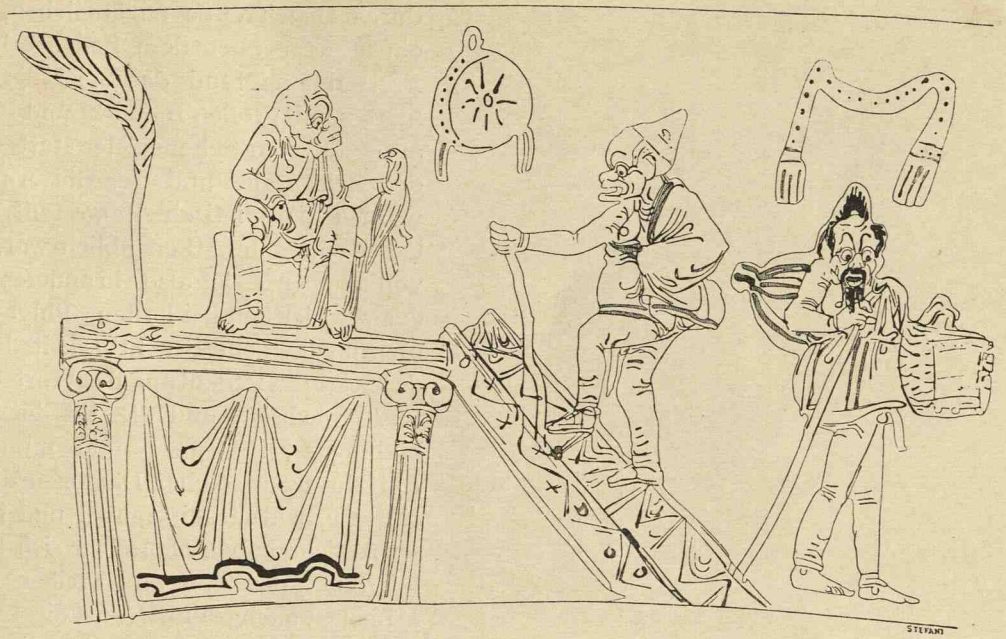
Seit dem 8. Jahrhundert waren Griechen als Kolonisten nach Unteritalien gekommen. Als älteste Kolonie war durch die Chalkidier Kyme (Cumae) gegründet worden. Die Siedlung befand sich auf einem einsamen, aus der flachen Küstenebene trotzig aufragenden Trachytfelsen, nicht am offenen Gestade näher dem Vesuv am Golf von Puteoli oder an dem Platze, den später Neapolis einnahm, sei es, daß die ersten Siedler den Vesuv als gefährlich mieden, sei es, daß sie eine feste, geschützte Burg suchten, um sich der Umwohner leichter zu erwehren.



Die Tabula Iliaca mit Reliefdarstellungen aus dem Sagenkreis des Trojanischen Krieges

Rom, Kapitolinisches Museum. Links unten neben der Inschriftensäule ist die Abfahrt des Aeneas mit den Seinen vom sigeischen Vorgebirge nach Italien dargestellt

(Nach Mancuso, Reale Accademia dei Lincei, 1911.)



8. Aus einer Phlyakenposse. Vase im Museum zu Bari. (Ausonia II 246.)

Doch was immer der Grund gewesen war, die ersten Ansiedler hatten gut gewählt. Immer neue Siedlungen erfolgten und Unteritalien und Sizilien waren bald mit einer großen Zahl griechischer Städte bedeckt. Für die geistige Struktur der Italiker im engeren Sinne war die Kolonisation von einschneidender Bedeutung: die griechische Zivilisation und Kultur hielt bei ihnen Einzug, sie wurden in ihrer natürlichen Entwicklung zwar gehemmt, aber zu ihrem Vorteil, denn sie konnten leichter und schneller zu einem Kulturvolke werden, freilich zu einem hellenisch beeinflußten. Münzen, Maße, Gewichte, die Schrift wurden von Kyme aus verbreitet. Dabei waren die Kolonisten in der Ferne doch auch eigenartig und so entsteht hier eine hellenische Kultur, die sich nicht ganz mit der des Mutterlandes deckt. Wir können das auf dem Gebiete der Vasenmalerei und des dramatischen Spieles noch ganz gut verfolgen. In Unteritalien sind Vasen mit Tragödiendarstellungen gefunden worden; sie sind nicht so zierlich und einfach wie die Werke der attischen Töpfer und Maler, nein, groß und überladen. Es liegt etwas von provinzialer Großtuerei, von Selbstherrlichkeit der reichen Besteller in diesen apulischen Vasen.

9. Cumae durch den Arco felice gesehen. (Nach „Aus dem klassischen Süden".)

Eine andere Gruppe von Vasen zeigt Darstellungen eines lustigen, dramatischen Spieles, es sind die sog. Phlyakenvasen. Auf einer einfachen, nur

10. Phlyakendarstellung. Vase im Museum zu Bari.
(Ausonia II 244.)

11. Phlyakenschauspieler. Vase im Museum in Bari.
(Ausonia II 250.)

durch eine Treppe zugänglichen, etwa einen Meter über dem Boden erhöhten Bretterbühne fand das Spiel der maskierten, mit großen Bäuchen und Phallen ausgestatteten Schauspieler statt. Stoffe der Heldensage und des Göttermythos wurden parodistisch dargestellt. Ein Chor, wie er in Athen üblich war, fehlt vollkommen, es ist also ein anderes Spiel, das wir hier kennen lernen. Phlyax hieß ursprünglich ein Fruchtbarkeitsdämon; das zeigt die Bedeutung des Wortstockes (*φλέω* wachsen) und die Art der Wortbildung. Die Tänze und mimischen Aufführungen solcher Dämonen dienten einem Fruchtbarkeitszauber und in dieser Absicht haben Menschen sich kostümiert und das Tun und Treiben dieser Dämonen nachgeahmt. Aus diesen Zauberriten entstand allmählich die Phlyakenposse; aber in den uns bekannten Darstellungen sind schon die literarischen Einflüsse der griechischen Sage, ja ihre Gestaltung in der Tragödie der attischen Dichter nicht zu verkennen. Charakteristisch für die Phlyakenposse ist der Sinn für Humor, Spott und Derbheit, jene Elemente, die auch in der oskischen Atellane entgegentraten. Inwieweit hier gegenseitige Einwirkung stattfand, ist nicht mehr zu entscheiden, doch scheint es nicht richtig, die oskische Dramatik direkt nur aus der Phlyakenposse abzuleiten. Es zeigt sich eine Verschiedenheit in den Stoffen; denn die durch die Vasen kenntlichen Phlyakendarstellungen bewegen sich vorzüglich auf dem Gebiete der Travestie. Erst bei den römischen Dichtern Pomponius und Novius erkennen wir in den Atellanen neben den possenhaften Darstellungen des gewöhnlichen Lebens auch solche Götter- und Heldentravestien; erst für Rom haben wir schon oben eine durch griechischen Einschlag veränderte Atellanendichtung vermutet.

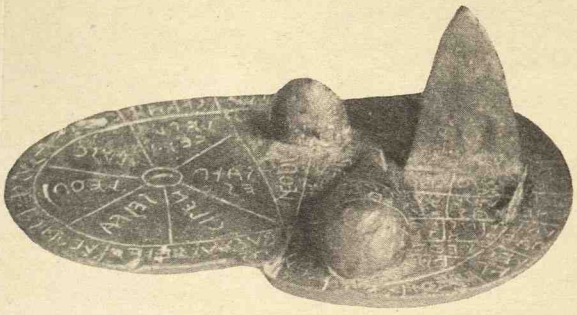
Die unteritalischen Griechen hatten Sinn für das Possenhafte, Komische, Derbe und für das reale Leben in seinen mannigfaltigen Erscheinungen. Die Dichter Epicharm und Sophron zeigen dies deutlich. Bedenkt man, wie ernst und streng uns die Art der Dorer des Mutterlandes entgegentritt, so kann man gegenüber diesem gemessenen Wesen in der Heiterkeit, Ausgelassenheit, Fröhlichkeit und Spottlust der unteritalischen Dorer einen Einschlag der Italiker, speziell der Osker, erkennen.

11. Etruskischer Sarkophag. (Photo Alinari.)

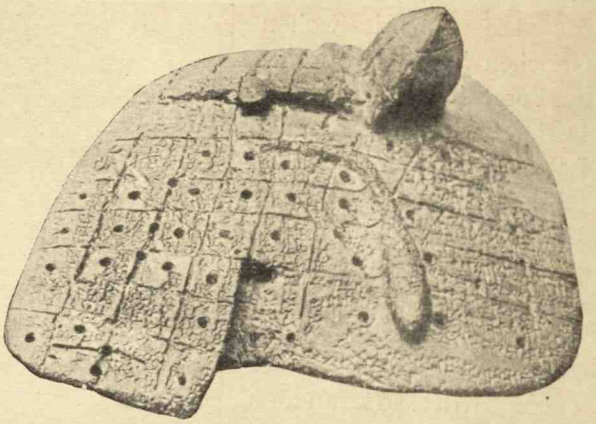
Wie der Norden so hat auch der Süden der Literatur bedeutende Vertreter geschenkt. Hier war die Heimat des Begründers der kunstmäßigen Dichtung, des Livius Andronicus; aus dem oskischen Kampanien stammte Cn. Naevius, aus der Gegend, wo die verschiedenen Völker aneinander grenzten und sich mischten, der Schöpfer des lateinischen Hexameters Q. Ennius und Horaz, der in sich so eigenartig die Synthese italischer und griechischer Wesenheit vollzog.

DIE ETRUSKER

Indirekt haben auch die Etrusker den Uritalikern griechische Zivilisation vermittelt. Die Herkunft dieses Volkes war schon bei den Alten strittig, doch scheint sich das Rätsel durch glückliche Funde und scharfsinnige Forschung gerade der letzten Jahre zu lösen. Herodot erzählt, (I 94), unter der Herrschaft des Atys, des Sohnes des Manes, sei eine große Hungersnot über ganz Lydien gekommen. Nachdem auf mannigfache Weise das Volk 18 Jahre durchgehalten, habe schließlich der König den einen Teil zur Auswanderung bestimmt und ihm seinen Sohn Tyrsenos zum Führer gegeben; zu Schiffe seien sie ausgefahren und endlich zu den Ombrikern gekommen, dort hätten sie Städte gegründet und siedelten noch jetzt daselbst (*ἀπικέσθαι ἐς Ὀμβρικούς . . . καὶ οἰκέειν τὸ μέχρι τοῦδε*). Diese Darstellung fand die Billigung vieler Autoren und war bekanntlich auch im Kreise des Maecenas verbreitet, dessen lydische Abkunft Horaz wiederholt erwähnt. Daneben gab es eine andere Ansicht, nach der die Etrusker



13. Die Bronzeleber von Piacenza. (Nach Röm. Mitt. XX.)



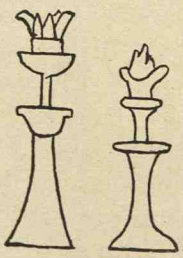
14. Chaldäische Terrakottaleber. London, Britisches Museum. (Nach Göteborgs Högskolas Årsskrift.)

autochthon waren. Die Zeugnisse und Erörterungen über den Zwiespalt der Meinungen sind bei Dionysios von Halikarnaß zu lesen (I 20ff. *τοὺς δὲ Τυρρηνοὺς οἱ μὲν αὐτόχθονας ἀποφαίνουσιν, οἱ δὲ ἐπήλυθας.*

Von modernen Gelehrten hat B. G. Niebuhr in seiner römischen Geschichte (in erster Auflage erschienen 1811) die Meinung vertreten, die älteste Bevölkerung Italiens wie Griechenlands seien die Pelasger; er ahnte also schon, was wir jetzt auch annehmen, die Einheit einer vorindogermanischen Bevölkerung in Südeuropa. Ein Zweig dieser pelasgischen Bevölkerung sind für Niebuhr die Tyrrhener, die Ureinwohner Etruriens; diese seien durch ein von den Alpen herabsteigendes Volk, das sich Rasener nannte, überwältigt und unterjocht worden. Er stützt sich auf die Nachrichten der Alten (Liv. V 33; Steph. Byz. p. 543, 1), daß die Räter tuskischen Geschlechtes seien. Aus archäologischen Gründen steht W. Helbig, Die Italiker in der Poebene, auf demselben Standpunkt. Auch G. de Sanctis, Storia dei Romani, und Beloch, Einleitung in die Altertumswissenschaft III. Bd. 1912, schließen sich aus historischen Überlegungen mit Nachdruck dieser Meinung an.

Dagegen stehen andere Gelehrte, wie ich meine, mit mehr Recht auf dem Boden der herodotischen Überlieferung. So nimmt G. Körte in der Real-Enzyklopädie (Etrusker) Kleinasien als Heimat an; ihm schließen sich vor allem mit überzeugenden Argumenten die Sprachforscher G. Herbig und P. Kretschmer an. So scheint es, daß, wie so oft, Herodot im Großen und Ganzen durch die Ergebnisse moderner Forschung Recht behält.

Vor allem spricht für die kleinasiatische Abkunft, also eine Einwanderung zur See, daß wir vielfach auch sonst diesen Weg anzunehmen haben. Die Phokäer besiedelten so die Südküste Galliens, die Dorer die Italiens und Sizilien. Natürlich sind die Etrusker nicht in hellen Haufen zur See herangekommen, sondern einzelne Clans kamen, eroberten feste Siedlungen und so drangen mit Hilfe der unterjochten Urbevölkerung die Etrusker immer weiter vor. Solch eine von den Etruskern besetzte Siedlung, aus der die Uritaliker verdrängt wurden, ist z. B. Marzabotto bei Bologna.



15. Assyrisches und etruskisches Räuchergerät. (Nach Wigand, Bonner Jahrbücher 122, Taf. II.)

Der Beginn der Einwanderung wird von den Forschern verschieden angesetzt. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat sich G. Körte für das 8. Jahrhundert entschieden; denn für diese Zeit ist in den Gräbern an der Westküste Etruriens eine auffallende Änderung zu erweisen: an Stelle der einfachen Gräber treten reiche Fürstengräber, wohl ein deutliches Zeichen, daß ein Herrenvolk Einzug gehalten hat.

16. Darstellung eines Etruskers. Sarkophag in Florenz. (Phot. Alinari.)

Als Heimat der Etrusker sehen wir Kleinasien an, dafür lassen sich mancherlei gewichtige Beweise beibringen. Die Tumulusgräber in Etrurien haben ihre Analogie in Kleinasien. Selbst die für die Etrusker so charakteristische Opferschau, die Kunst der Haruspices, ist mit der babylonischen Eingeweideschau offensichtlich verwandt; denn zu der in Felder geteilten, mit Götternamen beschriebenen, der Haruspicin dienenden Bronzeleber von Piacenza gibt es Seitenstücke, die in Babylon gefunden wurden (G. Körte, Röm. Mitteilungen, XX, 348 ff.).

Auch in der Verwendung von Räucherpfannen, sog. Thymiaterien, zeigen sich Beziehungen zum Osten; das nachweisbar älteste etruskische Gerät dieser Art weist assyrisch-babylonischen Typus auf (K. Wigand, Bonner Jahrb. 122 (1912) 32ff.). Sogar die Zahl 11 der etruskischen Manubien (Blitzarten) findet sich bei den Chaldäern (Serv. Georg. I 33).

Besonders gewichtige Beweise haben gerade in jüngster Zeit die vergleichende Sprachwissenschaft und Epigraphik beigebracht: In Lydien ist eine epichorische Inschrift gefunden worden, in der das nur für das etruskische Alphabet bisher nachgewiesene Zeichen 8 (im Etruskischen = f) verwendet ist (Denkschriften der Wiener Akademie d. Wiss. LIII 1908). Ferner zeigt der Name *Τυρσανοί, Τυρρανοί*, att. *Τυρρηνοί*, eine Bildung, die für ethnisch verwendete adjektivische Ableitungen von Ortsnamen in der ganzen nördlichen Hälfte Kleinasiens verbreitet ist (Kretschmer). Vorausgesetzt ist dabei, daß entsprechend der gesamten antiken Tradition die Tyrrhener mit den Etruskern identisch sind. Ebenso weist G. Herbig (Denkschriften d. Münchener Akademie d. Wiss. 1914) weitgehende Übereinstimmung in den Suffixalbildungen kleinasiatischer und etruskischer Namen nach.

Die Etrusker waren ein stolzes, dem sinnlichen Lebensgenuß ergebenes Herrenvolk. Als sie nach Etrurien kamen, waren sie schon durch die griechische Kultur hindurchgegangen, hatten sie in sich aufgenommen und in ihrem Sinn verarbeitet; es ist daher eine allzu frühe Einwanderungszeit nicht anzunehmen. Wie sehr sie von griechischer Kunst bez.

-76018-

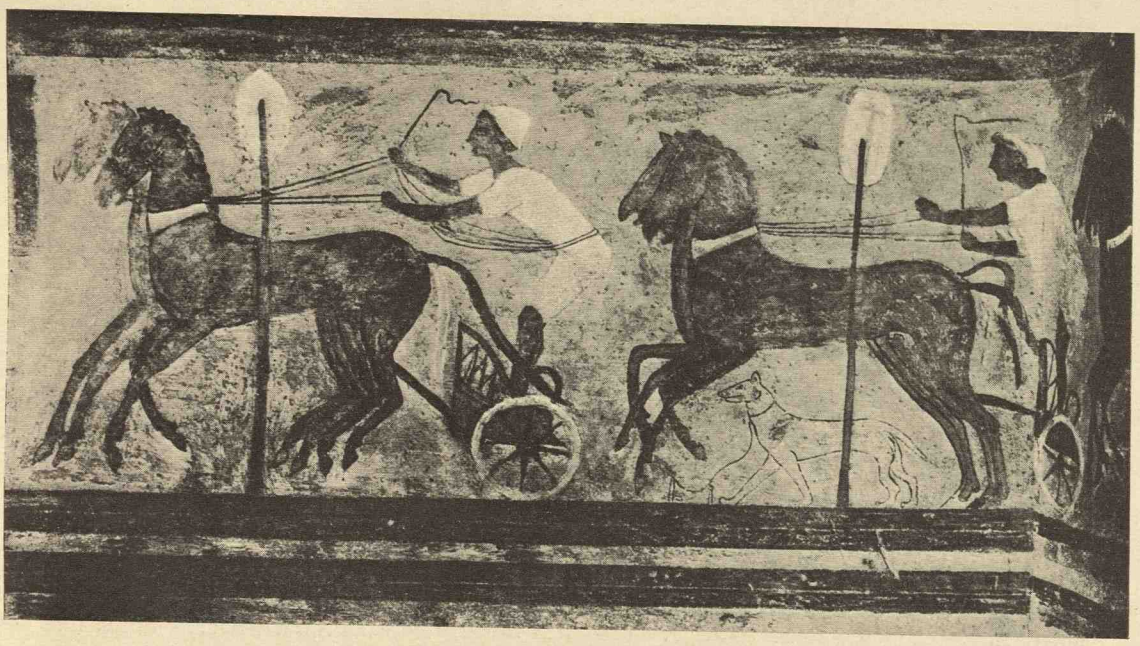
BIBLIOTECA CENTRALA UNIVERSITARA

17. Schmausendes Paar auf etruskischer Grabmalerei. (Nach Weege, Tafel 51.)

griechischem Kunsthandwerk abhängig waren, zeigen auch Einzelheiten. So bieten z. B. die Wandmalereien in einem Grabe von Chiusi einen Streitwagen, der unzweifelhaft hellenisch ist, dabei aber doch für den Kenner Abweichendes bietet.

Die Etrusker dehnten im 6. und 5. Jahrhundert ihre Herrschaft fast über die ganze italische Halbinsel aus. Das war schon den Alten bekannt: omnem paene Italiam subiugasse sagt von ihnen ein Schriftsteller (Servius zu Aen. X 145). Das Verbreitungsgebiet ist jetzt noch aus Denkmälern, besonders aber aus den Ortsnamen zu erschließen. Ihr Einfluß reichte im Norden bis über die Alpen; Ligurien, Venetien, Friaul und Istrien bieten ebenso Erinnerungen an die Macht und Herrschaft der Etrusker wie Latium, Umbrien, Campanien und selbst Apulien. Es ist auch gezeigt worden, daß die lateinische Namengebung vielfach von der etruskischen abhängig ist. W. Schulze will sogar die für die Römer so charakteristischen Familiencognomina aus der entsprechenden etruskischen Sitte ableiten, was freilich nicht ganz ohne Widerspruch geblieben ist. Sicher aber zeigt sich in der Bildung der lateinischen Gentilicien, speziell der auf ienus, ennius, enius, inius, enus, inus etruskischer Einfluß und die Beziehung zu dem n-Suffix der etruskischen Namen (vgl. Porsenna). Interessant ist, daß Namen von den Lateinern zu den Etruskern und dann wieder zu den Lateinern gewandert sind. Es herrscht ein gegenseitiges Geben und Nehmen auf diesem Gebiete; denn es haben auch z. B. die Etrusker aus den Praenomina Aulus, Gavius u. a. Gentilicia geschaffen.

Die Untersuchungen und Entdeckungen W. Schulzes haben zum erstenmal klar gezeigt, daß die Überlieferung der Alten über die Herrschaft der Etrusker auch für Rom der Hauptsache nach richtig sind. Selbst der Name der weltbeherrschenden Stadt ist etruskisch; die



18. Wagenrennen. Malerei in einem Grabe zu Chiusi. (Nach Weege, Tafel 97.)

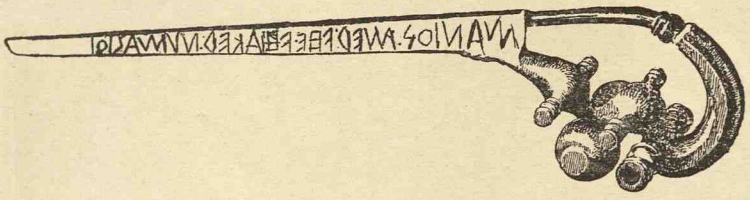
Ortsnamen sind nämlich meist nichts anderes als erstarrte Gentilnamen; klar ist dies bei Namen wie Falerii, Veii, Pompeii; ein mons Tarpeius ist nicht anders zu fassen als pons Aemilius oder leges Iuliae. So ist Roma Name für die Siedlung der etruskischen Familie Ruma; Beweis hierfür ist vor allem die Inschrift von Vulci:

rumlnas seθreś,

denn sie läßt auf die Grundform *ruma* schließen. Gegenüber dieser Erklärung müssen alle anderen, auch neuere wie *Roma* = lat. indg. *ruma* unwahrscheinlich erscheinen. Nein, der Name eines Geschlechtes von den zahlreichen hier angesiedelten ist zum Namen der großen Stadt geworden. Auf tuskische Gentilicia sind noch die sog. alten Tribus zurückzuführen (Tities — titie, Ramnes — ramne, Luceres = luχre.) Vor den Toren der porta Capena und der porta Ratumenna lagen wohl einst die Äcker der Familien Capna und Ratumsna. So wird man sich also das tuskische Element in der römischen Bevölkerung recht stark vorstellen, aber nicht vergessen dürfen, daß es nur eine Oberschicht bildete.

Daß nun eine so starke Mischung mit einem fremden Volke auch in der Sprache Wirkungen ausübte, kann nicht befremden. Längst ist erkannt worden, daß levenna „der Nichtsnutz" ein lateinisches Wort mit etruskischem Suffix ist. Doch darf man daraus nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen, denn Gellius (XVI 7, 11) notiert eigens, daß es sich um die Neuschöpfung des Mimendichters Laberius handelt (Laberius hominem levennam pro levi dixit). Wichtiger und bezeichnender wäre es, wenn wirklich amare und pulcher, also Worte der lebenden Sprache, aus dem Etruskischen stammten.

Wohl zu Unrecht versucht man neuerdings das lateinische Alphabet aus dem etruskischen abzuleiten. Es fehlt vor allem den Lateinern das Zeichen 8. Gemeinsam mit den Etruskern ist wohl die Verwendung des C zugleich für die gutturale Tenuis und Media; also zeigt sich hier die Verwischung der Mediae und Tenues, die aus dem Etruskischen allgemein bekannt



19. Goldene Fibel aus Praeneste. Ungef. 600 v. Chr.

ist. Doch im Lateinischen hat es seit jeher eigene Zeichen für die Mediae B und D gegeben. Bei der Annahme etruskischen Ursprunges wäre also doch wieder reichliche Entlehnung aus dem Griechischen vorauszusetzen. Es ist richtiger, das lateinische Alphabet aus dem der Westgriechen abzuleiten; der Einfluß der Kolonie Cumae ist da wohl anzuerkennen. Übrigens scheint es, daß auch die Etrusker ihr epichorisches Alphabet unter griechischem Einfluß geändert haben. Im ganzen sieht man, wie bei den Namen, daß eben ein durch das Zusammenleben bedingter gegenseitiger Austausch der Kulturgüter stattfand.

Man hat ferner auch einen Einfluß der Etrusker auf die Aussprache des Lateinischen und Italischen überhaupt angenommen. Es ist nämlich sicher, daß eine Zeitlang bei den Lateinern die sogenannte Anfangsbetonung herrschte.

Bekanntlich haben die Lateiner in der literarischen Zeit die Wörter entweder auf der dritt- oder zweitletzten Silbe betont, je nachdem die vorletzte Silbe kurz oder lang war (Dreisilbengesetz), während für das Indogermanische eine freie Stellung der Tonsilbe anzunehmen ist. Es geht aber dem Dreisilbengesetz noch eine andere Akzentuierung voraus. Es zeigt sich nämlich in den italischen Sprachen eine auffallende Veränderung der ursprünglichen Vokale in Mittelsilben (Vokalschwächung), ferner ein Schwinden der Vokale in Mittelsilben (Synkope) und ein Ausfallen der Endsilben (Apokope). Daher hat man mit Recht geschlossen, die italischen Sprachen müssen einmal die erste Silbe, und zwar wirklich die erste Silbe, nicht die Stammsilbe, mit besonders starkem Ton versehen haben (Anfangsbetonung). Man hat hierfür mannigfache Beweise gefunden: Im Oskischen z. B. werden gerade in der ersten Silbe die Vokale gerne verdoppelt. Wenn ferner z. B. *Ἀκράγαντα* im Lateinischen zu Agrigentum, *κυπάρισσος* zu cupressus wurde, so liegt klar eine Zwischenstufe von Agṛgentum cupṛssus vor, die unmöglich wäre, wenn der Akzent auf derselben Silbe verblieben wäre, wo er im Griechischen gestanden hat; d. h. wir müssen Anfangsbetonung annehmen; diese hatte Synkope zur Folge, dann trat bei den Liquidae Vokalentfaltung (Anaptyxe) ein. Nun aber verhält sich das Etruskische ganz ähnlich. *Ἀταλάντη* wurde zu *Atlente* und *Atlnte*, *Κασσάνδρα* zu *Caśntra*, *Κλυταιμήστρα* zu Clutmsta. So findet sich also auch hier Synkope und es stimmt dies gut mit den Beobachtungen im Lateinischen.

Doch es ist auch ein wesentlicher Unterschied vorhanden; es fehlt die Vokalentfaltung; man hat diese freilich auch finden wollen, indem man annahm, *Atlente* sei aus *Atlnte* entstanden. Ferner erscheint die Synkope oft gerade in der ersten Silbe. Noch wichtiger aber scheint mir ein chronologischer Einwand. Die Herleitung der Anfangsbetonung aus dem Etruskischen wäre überaus glaublich, wenn im Etruskischen die Anfangsbetonung ursprünglich oder viel älter als im Lateinischen wäre. Das scheint aber ganz und gar nicht der Fall zu sein. Die volle Form atalanta z. B. findet sich auf einer Gemme aus der Zeit der Perserkriege (5. Jahrh., Furtwängler XVI 21); die auf ca. 500 v. Chr. datierte Inschrift eines Tonsarkophages aus Caere (Murray, Terracotta-Sarcophagi 9; Abb. 23) zeigt keinerlei Synkopen, sondern gegenüber den sonst geradezu zungenbrecherischen Konsonantenhäufungen etruskischer Inschriften einen Reichtum an Vokalen:

mivelaveśnaś mevepetursikipa
*ϑ*aniavelaimatinaiunata.

Dasselbe gilt von einer dem 6./5. Jh. angehörenden Inschrift (Fabretti 2333[b]). Auch eine ganze Reihe von Inschriften, die man geneigt ist für älter als das 4. Jahrhundert zu halten, zeigen die Schreibung mit Vokalen. Erst im 4. Jahrhundert ändert sich das Bild; z. B. bieten die jüngeren Inschriften der Sepulcra Goliniana, die ins 4. Jahrh. gesetzt werden, Schreibungen mit Synkopen, z. B. *aklχis muiſu*, *runχlvis papnas*, *eprϑnec*; diese Schreibung ist ja so allgemein, daß Beispiele unnötig sind. Interessant ist es auch, daß eine Gruppe von Inschriften, die ins 5. Jahrh. gesetzt werden (Inschriften von Toscanella 46—57 Herbig-Torp), eine einzig stark synkopierte Inschrift bietet *ramϑa nuiχlnei* und diese

ist nach sachkundigem Urteil, wie die Buchstabenformen zeigen, jünger. Es ist daher Hammarström gewiß vorsichtig genug, wenn er den Anfang der synkopierten Schreibung erst in die 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts setzt.

Nun aber läßt sich auch die Zeit, da die lateinische resp. italische Anfangsbetonung beginnt, beiläufig festlegen. Das älteste Zeugnis in lateinischer Sprache ist noch ganz unberührt von dieser Erscheinung; es zeigt nicht die Vokalabschwächung, die wir als Folge der Anfangsbetonung kennen lernten. Es ist die in Praeneste gefundene goldene Fibel, die man ungefähr in das Jahr 600 v. Chr. setzt. Die Inschrift lautet:

Manios med vhevhaked Numasioi
(= Manius me fecit Numerio).

Vieles ist auffallend: f ist durch vh wiedergegeben, wie im Etruskischen und Venetischen. — Das Pf. *vhevhaked* von facio ist noch mit Reduplikation und ohne Schwächung des a zu e (i) gebildet; es erinnert an oskisches *„fefacid* (= fecerit Conjunctiv Pf.) und *„fefacust* (= fecerit Fut. II.) auf der Tabula Bantina, zeigt also uritalische Bildung. — Die Endung *et* = *it* stimmt auch mit dem Oskischen überein. — *Numasioi* = Numerio zeigt noch nicht den für das Lat. so charakteristischen Übergang von s zu r (Rhotazismus), überdies noch die alte pronominale Endung. — *med* = *me* findet sich noch bei Plautus.

20. Älteste römische Steininschrift. Gef. auf dem Forum Romanum. Ungef. 500 v. Chr.

So fällt die Inschrift vor die Zeit der Anfangsbetonung und den Rhotazismus. Ebenfalls alt, etwa 100 Jahre jünger (500 v. Chr.) ist die Inschrift (CIL I 2, 1) auf einem an der Grenze von Forum und Comitium errichteten, schon zur Zeit des Kaisers Augustus zerstörten Tuffblocke, in dem die glücklichen Entdecker den Stein vom Grabe des Romulus zu finden vermeinten. Die Inschrift ist leider in ihrer Gänze unverständlich, aber einzelne lesbare Worte wie *sakros, esed, iouxmenta, iouestod* zeigen einen auffallend alten Sprachzustand. Ist *esed* wirklich gleich *erit*, so ist diese Inschrift älter als der Rhotazismus.

Aus der Zeit um 400 etwa stammt das sog. Dresselsche Gefäß. (CIL I 2 S. 361). Es sind drei zusammengeschweißte Töpfchen, auf dem Quirinal zu Rom gefunden; gleiche Arbeit hat man auch sonst und zwar in Deutschland mehrfach gefunden; die Gefäße dienten wohl Zauberriten. Die Zeit des Gefäßes ist durch die Buchstabenformen bestimmt. Sie sind älter als die der Inschrift auf der Ficoronischen Ciste, die in den Anfang des 4. Jahrhunderts zu setzen ist (vgl. F. Behn, Die Ficoronische Cista, 1907 S. 9).

Die nur z. T. sicher gelesene Inschrift ist jünger als die Inschrift vom Forumstein; denn sie zeigt vielfach eine jüngere Sprachentwicklung, so bietet die Form pacari nach dem Urteil mancher Kenner den Rhotazismus.

Der wichtigste Beweis aber, daß das Lateinische bereits etwa um 450 v. Chr. der Anfangsbetonung, resp. ihrer Nachwirkung unterworfen war, ergibt sich wohl aus der dreimal bezeugten Form *occentare* (aus *obcantare* mit Vokalschwächung im Inlaut) in dem XII Tafelgesetz. (Cic. De re publ. IV 10, 12; Fest. 190 (191) L; Glosse, Goetz, Thes. gloss. emend. p. 13; anders urteilen freilich Skutsch und Stolz). So

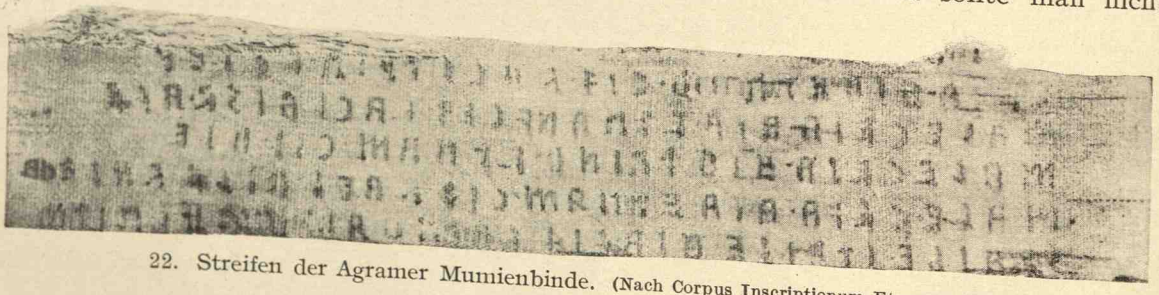
21. Das s. g. Dresselsche Gefäß.

fällt die Akzentveränderung wohl in die Zeit zwischen 500 und 400 v. Chr. Wir kommen mit der lateinischen Anfangsbetonung ungefähr in die Zeit, da auch die Etrusker sie annahmen. Somit ist es nicht so sicher, daß die Römer die Nehmenden waren, es scheint vielmehr, daß eine uns nicht bekannte Ursache beide Völker zur Anfangsbetonung bestimmte. Hingewiesen sei nur darauf, daß das Irische und Germanische zu ähnlicher Betonung gekommen waren.

Das ist aber deshalb wichtig, weil man infolge der Ansicht, die Etrusker hätten durch ihre Aussprache die Römer resp. die Italiker zur Anfangsbetonung bekehrt, in einer Erscheinung der römischen Literatur, die die Anfangsbetonung voraussetzt, etruskische Einwirkung annahm. Die lateinische Poesie hat seit der ältesten Zeit Vorliebe für Alliterationen; alliterierende Verbindungen gehörten offenbar auch der Volkssprache an. Hier ist also wohl eher von etruskischem Einfluß abzusehen. Wenn Alliterationen besonders in dem einzig längeren etruskischen Text, der Agramer Mumienbinde (zwischen 50 v. Chr. und 50 n. Chr. geschrieben), vorliegen (z. B. Col. VII 1) und man bei einem so späten Text nicht lieber einen fremden Einfluß annehmen will, so wird man in diesen Alliterationen eben etwas Allgemeines, Natürliches erkennen müssen, das unter gleichen Bedingungen von selbst entstehen konnte und mußte.

War man aber einmal so weit, überhaupt einen Einfluß etruskischer Poesie auf die italische anzunehmen, so ist es begreiflich, daß man auch das altlateinische Versmaß, den Saturnier, als etruskisch ansah (Vollmer). Von der Agramer Mumienbinde steht bis heute nicht fest, ob sie Hymnen, Litaneien oder Ritualformeln enthält. Es ist also ein Schluß aus einer Größe x. Andererseits läßt sich zeigen, daß der Saturnier aus indogermanischen Versarten zu erklären ist. So scheint es, daß man ebenso wie man früher den Einfluß des Etruskischen unterschätzte, ihn jetzt allzu sehr überschätzt. Achten wir auf die antike Tradition, so sehen wir, daß diese uns die Beeinflussung der Römer durch die Etrusker gar nicht ableugnet, aber es handelt sich stets um Gebiete, die wir nachprüfen und wo wir die Richtigkeit der Überlieferung bestätigen können (Diodor V 40 nach Poseidonius um 100 v. Chr.).

Ein Volk von Dichtern aus den Etruskern zu machen, ist nicht richtig. Das sah schon K. O. Müller in seinem berühmten Buche über die Etrusker und dies sollte man nicht



22. Streifen der Agramer Mumienbinde. (Nach Corpus Inscriptionum Etruscarum.)

vergessen. Erst aus später Zeit meldet Varro L. L. V 55 von einem „Volnius, der in tuskischer Sprache Tragödien schrieb", also offenbar den Beweis erbringen wollte, so etwas sei auch im Etruskischen möglich. Wohl auch erst, als Rom schon eine historische Sagenüberlieferung ausgebildet hatte, entstanden die Geschichten von den Heldentaten der Brüder Aule und Caile Vipinas, die sich im Kampfe gegen die Römer ausgezeichnet hatten; wir haben in der römischen Literatur noch eine Spur von dieser Geschichte erhalten (Rede des Kaisers Claudius, Bruns Fontes I[7] 196 Z. 10f. und Festus u. d. W. Tuscus vicus) und auch bildliche Darstellungen derselben. Ebenso verewigen ein Spiegel und Aschenurnen den Überfall der beiden Helden auf den Sänger Cacu. Bezeichnenderweise sind dies fast die einzigen nationalen Stoffe, die die zahlreichen Spiegel- und Reliefbilder zeigen; sonst werden stets Stoffe der griechischen Sage und Mythologie erzählt. Genaue Untersuchungen aber haben den Beweis erbracht, daß diese Monumente nicht aus dem lebendigen Born der dichterisch gestaltenden Sage in Drama und Epos schöpften, sondern nur Ableitungen von Bildwerken darstellen.

23. Etruskischer Spiegel. London, Britisches Museum.

Was wir sonst an etruskischer Literatur nachweisen können, bezieht sich auf die disciplina Etrusca. Ihr gehören die libri Tagetici (Amm. Marc. XVII 10, 2; Macr. Sat. V 19, 13; Isid. Orig. VIII 9, 34), Vegonici (Amm. Marc. a. a. O., Grom. Lat. pp. 350f.; Serv. Aen. VI 72), Acheruntici (Arnob. II 62; Serv. Aen. VIII 398) an. Die libri Vegonici wurden auf die sagenhafte Seherin Vegoe (Begoe) zurückgeführt (Serv. Aen. VI 72); ihre Weissagungen zusammen mit den sibyllinischen Büchern und den Orakeln des Marcius wurden seit Augustus im palatinischen Apollotempel aufbewahrt. Wenn ein Bruchstück (Amm. Marc. XVII 10, 2) in Hexametern abgefaßt ist, so ist das natürlich Latinisierung und irgendein Rückschluß auf das

Original nicht erlaubt; es ist auch nie daran gedacht worden. Weil aber Varro (R. R. I 27) berichtet, daß der Etrusker Tarquenna die Heilformel

ego tui memini ♂ ∪ ∪ — | ♂ ∪ —
medere meis pedibus ∪ ⏑ ∪ ∪ — | ♂ ∪ ∪
terra pestem teneto ⏑ ∪ — — | ∪ ⏑ —
salus hic maneto ∪ ⏑ — | ∪ ⏑ —
in meis pedibus ⏑ ∪ — | ♂ ∪ ∪

zitierte, schloß man auf eine etruskische Zauberformel in Saturniern und glaubte so einen wirklichen Beweis für etruskische Poesie gefunden zu haben.

Interessant ist es auch, daß die Schriften, von denen wir sprachen, stets und zwar sehr oft libri, aber nur einmal und zwar im Lehrgedicht des Lucrez (VI 381) carmina heißen.

Aus der Zeit des Varro hören wir auch von einem Tarquitius, der nach einer Inschrift (CIL XI 3370) die etruskische Disziplin ins Lateinische übersetzte. Aus den Zeugnissen römischer Autoren (Macrob. Sat. III 7, 2 und Amm. Marc. XXV 2, 7) hat man versucht, die Fragmente dieser Übersetzung in Verse umzugestalten, aber vergeblich; es handelt sich höchstens um gehobene Prosa.

Derselben Zeit gehört auch der aus Volaterrae in Etrurien stammende Caecina an, der gleichfalls über die etruskische Lehre und zwar in lateinischer Sprache schrieb (Plin. N. H. XI 197; Seneca N. Q. II 56, 1; Cic. Ep. VI, 9).

Erwähnt werden auch Tuscae Historiae, „die im achten etruskischen Saeculum geschrieben waren" (Varro bei Censorinus 17, 6.). Auch sie scheinen mit der etruskischen Disziplin irgendwie zusammenzuhängen (Mommsen, Chron. 189; ferner C. Thulin, Die Etruskische Disziplin I 7).

In Prosa und Versen versuchte sich, abhängig auch von Catull und seinem Kreis, der berühmte Maecenas. Schon Kaiser Augustus tadelte seinen weichlichen, verschrobenen Stil und wir müssen das Urteil bestätigen. In neronischer Zeit schrieb Aulus Persius aus Volaterrae, „mehr Jüngling noch als Mann", Satiren, in denen er stoische Lehren abhandelte; Lucilius und Horaz waren seine Wegbereiter. Endlich hat noch in später Zeit, im 6. Jahrhundert n. Chr., ein Zeitgenosse und Freund des Boethius, ein gewisser Maximianus, der sich seiner tuskischen Abkunft rühmt (V 5, 40), Elegien geschrieben, voll ungesunder Sinnlichkeit und Rhetorik. Die römischen Klassiker, vor allen Ovid, sind seine Stilmuster. Nicht Originalität verraten also die in Etrurien geborenen, aus tuskischem Geschlechte stammenden Schriftsteller und Dichter; sie sind in Gedanken, Formen und Sprache von den Römern abhängig; eigenartig ist ihnen ein maßloses Übertreiben ihrer Vorbilder, eine Freude am ungewöhnlichen Ausdruck und oft ein Schwelgen in Sinnlichkeit. Der Anteil der Etrusker an der römischen Literatur in historischer Zeit ist gering; nichts berechtigt, für die präliterarische Zeit die Etrusker zu einem schöpferischen Volk der Dichter zu stempeln, die einen besonders nachhaltigen Einfluß auf die Römer hätten ausüben können.

Auch aus den vielerörterten Berichten des Livius VII 2 und des Horaz Epist. II 1, 139 ff. hätte man nicht dergleichen herauslesen dürfen. Livius erzählt in einer Einlage, wohl nach dem gelehrten Forscher Varro, daß die Römer im Jahre 364 v. Chr., um eine Pestseuche zu bannen, zum ersten Male szenische Spiele veranstaltet haben; „ohne irgendwelchen gebundenen Text, ohne einem Text entsprechende Gestikulation hätten aus Etrurien berufene Ludiones nach tuskischer Art geschmackvolle Bewegung zur Begleitung eines Flötenspielers ausgeführt." Es haben also die Römer einen feierlichen rituellen Tanz, der natürlich nur auf einer Bretter-

23. Bemalter Tonsarkophag aus Cervetri, jetzt im Brit. Museum.

bühne zur Geltung kommen konnte, aus Etrurien bezogen. Magische Wirkung wohnt ja Spielen und Aufführungen nach dem Volksglauben inne. So verdanken auch die bekannten Passionsspiele in Oberammergau ihre Einführung einer Pestseuche. 1438 wurden in Metz, 1488 zu Abbeville geistliche Spiele zur Abwehr epidemischer Krankheiten gegeben. Beispiele solcher Art aus bekannten Zeiten zeigen, daß an der Richtigkeit der Überlieferung bei Livius grundlos gezweifelt wurde.

Auch sonst bietet die Quelle des Livius, die offenbar alte Überlieferungen sammelt, mancherlei Wertvolles. Wir erfahren z. B., daß es bei den Römern einen improvisierten Wechselgesang gab, der von Tanz begleitet war und in Scherz- und Neckreden bestand; „eine Zankszene, ein Streitgespräch ist aber immer dramatisch" (Radermacher). Es sind die Fescenninen, die auch Horaz, wohl nach einer noch älteren Quelle als sie Livius vorlag, bezeugt; sie haben in mannigfachen Um- und Aufzügen auf griechischem und anderen Gebieten ihre Verwandten. Zu der Vorstellung, die wir für die Fescenninen voraussetzen, paßt es, daß der Fescenninus als lustige Person herumzog, daß er der gewerbsmäßige Spaßmacher war (vergl. Cato in der Rede *Si se M. Caelius tribunus plebis appellasset* XL, 3 u. 6, Jordan). Ferner erzählt Livius von impletae modis saturae, Gesangsnummern mit Tanz und Musikbegleitung. Das sind offenbar echte Brettlstücke, wie sie auch ohne besondere literarische Pflege vorkommen. Wir wissen, daß sie auch in Griechenland beliebt waren, und können sie sogar noch in Stücken des Plautus erkennen (Trinummus 627 ff. und Stichus 624 ff.). Wenn freilich Livius und Horaz, beziehungsweise ihre Quellen, alle diese Darbietungen in einen festen chronologischen und kausalen

Zusammenhang bringen und Livius speziell noch damit das Aufkommen und Entstehen des Dramas bei den Römern organisch verknüpft, so liegt hier eine Konstruktion nach griechischen Vorbildern der peripatetischen Literarhistorie vor. Aber an dem Tatsachenmaterial hätte man nie zweifeln sollen.

Aus der Einführung solch szenischen rituellen Tanzes und aus der Existenz dramatischer *Saturae* hat man auf nachhaltigen und bedeutenden Einfluß der Etrusker auf das römische Drama und somit auf die römische Dichtung geschlossen. Gewiß; im Lateinischen ist ein etruskisches Wort *histrio* die Bezeichnung des Schauspielers. Aber es ist eigentlich, wie genaue Interpretation der Liviusstelle zeigt, ursprünglich nur die Bezeichnung des Tänzers beim heiligen Spiele ohne begleitenden Text. Denn *Ludio*, das Livius gleich „Spieler" gebraucht, ist dasselbe wie *Lydios* (Ludius) „der Lydier, der Etrusker" (Varro bei Nonius 851 L) und erst *histrio* die Bezeichnung für den „Spieler". Er trat wohl bei diesem heiligen Tanze maskiert auf, wie ihn die etruskischen Gräberbilder zeigen. Dazu paßt, daß sein Begleiter, der Pfeifer, *subilo*, gleichfalls einen etruskischen Namen führt (Varro L. L. VII 35). *Satura* hat man ferner mit Saturnus in Zusammenhang gebracht. Freilich Saturnus läßt sich mit dem etruskischen Dämon *Satre*, dieser vielleicht sogar mit einem kleinasiatischen Gott verbinden. Aber *sătura* mit seinem kurzen ă ist ganz gut aus dem Indogermanischen zu erklären und wohl nicht von dem deutschen Wort *satt* zu trennen, es ist im Lateinischen schon früh in der Bedeutung „satt", „voll" zu belegen (Arvallied u. Plaut. Amph. 667). So ist also kein Grund vorhanden, diese Volkspoesie aus fremdem Lande herzuleiten, wenn auch die Bedeutungsentwicklung des Wortes *satura* noch unklar ist.

Selbst die Fescenninen, die nach der südetrurischen Stadt Fescennium ihren Namen tragen (Festus-Paulus, p. 76 L), müssen in ihrer Form nicht etruskisch sein; denn auch der Fescenninus war wohl zunächst ein Zauberer; das scheint nach altem Material eine Notiz (Festus-Paulus 76 L) zu bezeugen: Fescemnoe (wohl Fesceninoe) vocabantur, qui depellere fascinum credebantur. Dabei ist noch zu beachten, daß die Stadt Fescennium in einem Gebiet lag, wo die gegenseitige Beeinflussung möglich war, nicht im eigentlichen Etrurien. Wenn endlich der Fescenninus der Spaßmacher ist, so paßt die Lustigkeit und der Humor besser zur italischen als zur etruskischen Wesensart und es ist zumindestens eine charakteristische Wandlung auf italischem Boden als sicher anzunehmen.

Ganz und gar als eine „problematische Vermutung" muß es bezeichnet werden, wenn das Vorwiegen der kretischen und bakcheischen Metren mit ihren dicht nebeneinander gerückten Hebungen in den Singpartien der plautinischen Stücke auf etruskischen Einfluß zurückgeführt wurden; es fehlt jedes Beweismaterial für eine solche Annahme.

Anders mag es um die Nenie, die Totenklage, stehen. Ist sie wirklich aus dem Orient über Etrurien in Rom heimisch geworden und nicht etwa Urgut der Urbevölkerung, die auch Beziehungen zu Vorderasien gehabt zu haben scheint, so handelt es sich doch nur wieder um einen rituellen Brauch, nicht um Betätigung poetischen Schaffens. Es war ein Lied, das beim Leichenbegängnis zur Flöte, aber auch zur Zither gesungen wurde (Festus 154 L) und zwar wurde es von einer gemieteten Klagefrau, der *praefica*, angestimmt (Festus-Paulus 250 L), schon dies ein Beweis, daß es eine religiöse, mündlich fortgepflanzte, berufsmäßig erlernte Klageformel war, der wohl in gewissen Wendungen individuelle Fassung gegeben wurde. (Varro L. L. VII 70 und Nonius 92 L.)

GEMEINITALISCHES UND URRÖMISCHES

Ein buntes Gemisch von Völkern und Stämmen siedelte auf der Apenninenhalbinsel. Nur ein ganz kleiner Teil waren die Latiner, denen die Römer angehörten. Die Latiner sind, wie die Unterschiede in der Sprache und ihre westlich vorgeschobenen Wohnsitze zeigen, früher als die Umbrer und die Sabeller eingewandert. Sie haben sich hier mit der Urbevölkerung gemischt; sie, und ganz besonders die Römer, sind dann noch mit den Etruskern vermengt und frühzeitig, wohl vor allem in den unteren Schichten, mit griechischen Elementen durchsetzt worden. Überlegt man die frühe Sonderung von den übrigen Italikern und die starke Mischung mit anderen Völkern, so erklärt sich vielleicht die völkische Eigenart der Römer und ihre Besonderheit gegenüber den übrigen Italikern. Dazu kommen noch wirtschaftliche Gründe. Innerhalb der latinischen Siedelungen durch die Lage am Tiberfluß begünstigt, ist Rom wohl durch die Ausnützung der Salzbecken in seiner Umgebung eher als ein anderer Latinerort zum Handelsemporium geworden und hat nicht nur selbst eine eigenartige Entwicklung genommen, sondern auch eine besondere Anziehungskraft auf die Umgebung ausgeübt.

Freilich den anscheinend kurzen Weg zum Meere nahmen die Römer nicht sofort, denn der seit alter Zeit verehrte Gott der Feuchtigkeit (Neptunus) hatte, wie wir schon sahen, ursprünglich nichts mit dem Meere und der Seefahrt zu tun. Es ist eben eine langsame Entwicklung der Eigenart der Römer vorauszusetzen. Sie waren wie die Latiner zunächst ein Bauernvolk, das in harter Arbeit dem Boden einen Ertrag abgewann; ja der Krieg selbst scheint erst im Kampf um den Boden für die sich mehrende Bevölkerung seine große Bedeutung gewonnen zu haben; denn der rauhe Kriegsgott Mars übte anfangs nicht die Tätigkeit des Schlachtengottes, sondern er war ursprünglich ein Frühlings- und Vegetationsgott, der erst allmählich mit der Erweiterung der römischen Mark zum Kriegsgott im engeren Sinne wurde.

Indem so innerhalb der Italiker und besonders der Latiner der populus Romanus erst allmählich zu seiner Eigenart erwuchs, benützte er naturgemäß, namentlich dort, wo gehobene oder gebundene Rede nötig ist, also vor allem im Verkehr mit seinen Göttern, altererbte, wohl gemeinitalische Weisen. Solange wir nicht zeigen können, daß irgendein Gebet, eine Formel, ein Spruch, ein Gesetz, eine Überlieferung geschichtlicher Tatsachen die besondere Fassung zuerst gerade in Rom erhalten hat, können wir noch nicht von literarischer Tätigkeit in Rom reden, sondern müssen uns begnügen, Gemeingut der Bewohner der Apenninenhalbinsel und im besonderen der Italiker anzuerkennen. Das gilt vor allem, wenn es sich um Allgemeinmenschliches oder um sicher Nichtrömisches, doch nicht Fremdvölkisches handelt. Freilich sind uns die Zeugen dieses gemeinitalischen Gutes, beziehungsweise die Nachrichten darüber in späterer römischer Fassung überliefert, oft so, daß erst die gelehrte Arbeit die Urformen erkennen oder ahnen läßt. Dabei ist noch zu beachten, daß eben die italischen Stämme infolge der verschiedenen Zeit ihrer Einwanderung und der natürlichen Trennung durch den Apennin lange ein Sonderleben führten. Die Folge davon war, daß nicht nur die Erinnerung an die indogermanische Vorzeit und die Wanderung verblaßte, sondern es auch keine gemeinsamen Taten und Kriegszüge gab. So fehlte die große Götter- und Heldensage, wie wir sie sonst z. B. bei den Griechen, Germanen, Indern finden. So sucht man auch in der römischen Literatur vergeblich nach echt italischen oder gar römischen Mythen und Sagen. Es sind Versuche gemacht worden, aus den Trümmern der Überlieferung solche urpoetische Schöpfungen vorliterarischer Art loszulösen. Diese Versuche sind aber entweder ganz gescheitert oder ruhen auf so schwacher Grundlage, daß sie mehr Zweifel als Glauben wecken. Selbst die Gründungs-

24. Lustratio und Suovetaurilia, Relief aus dem Palaste Santacroce in Rom, jetzt in Paris. 1. Jh. v. Chr.
(Nach Antike Denkmäler III. Band, Tafel 12.)

legende der großen Stadt ist nicht altrömische Erfindung und Dichtung, und Gründungssagen wie die der sabellischen Stämme stellen Ausnahmen dar. Auch Märchenmotive sind selten und schwer nachweisbar, einzelnes aber doch gefunden worden, z. B. bei Vergil und Apuleius; freilich zeigt aber dann genaue sorgfältige Untersuchung, daß griechische Quellen in letzter Linie zugrunde liegen.

Was wir an Zeugnissen poetischer Art aus der Zeit vor dem Entstehen der eigentlichen römischen Literatur besitzen, steht ganz so wie auch die ältere römische Literatur selbst im Dienste des Lebens und ist Ausdruck des Allgemeinempfindens: Gottesdienst, Festfreude, Arbeit usw. sind die Anlässe für die ersten poetischen Ergüsse, die wir bei den Italikern nachweisen. Jedes Erfassen einer individuellen Persönlichkeit, aber auch jeder Ausdruck persönlichen Gefühls fehlt: das Individuum verschwindet noch ganz hinter der Allgemeinheit.

Wohl eines der ältesten Stücke solch italischer Poesie hat Cato (De agricultura 141), natürlich nicht mehr in der altertümlichen Sprache, aufbewahrt; es ist ein Gebet für die Entsühnung des Grundstückes:

Marspater, te precor quaesoque
2 uti sies volens propitius
mihi domo familiaeque nostrae,
3 quoius rei ergo
agrum terram fundumque meum
suovetaurilia circumagi iussi
3 uti tu morbos visos invisosque
viduertatem vastitudinemque calamitates intemperiasque
prohibessis defendas averruncesque
3 uti[que tu] fruges frumenta, vineta virgultaque
grandire dueneque evenire siris
pastores pecuaque salva servassis
2 duisque duonam salutem valetudinemque
mihi domo familiaeque nostrae.
3 harunce rerum ergo
fundi terrae agrique mei
lustrandi lustrique faciendi ergo
3 sic uti dixi
macte hisce suovetaurilibus
lactentibus immolandis esto
3 Mars pater eiusdem rei ergo
macte hisce suovetaurilibus
lactentibus esto.

„Vater Mars, zu Dir bete und flehe ich, / daß Du hold und gnädig seiest, / mir, dem Hause und meiner Hausgenossenschaft, / weswegen also / ich um meinen Acker, meine Erde, meinen Grund / ein Opfer von Schwein, Widder und Stier herumführen ließ, / auf daß Du Seuchen, merkliche und unmerkliche, / Verkümmerung und Verödung, Hagelschlag und Unwetter / fernhalten, abwehren und abwenden mögest / und daß Du Früchte und Getreide, Weingärten und Weiden / groß werden und gedeihen lassest, / Hirten und Herden heil erhaltest / und daß Du gebest und gewährest Heil und Wohlfahrt / mir, dem Hause und meiner Hausgenossenschaft; / um dessenwillen also / um der Entsühnung meines Grundes, meiner Erde und meines Ackers wegen / und um der Durchführung der Entsühnung also, / so wie ich gesagt habe, / laß Dir wohlgefallen dieses Opfer des säugenden Schweines, Widders und Stieres, / Vater Mars, und ebendessenwegen also / laß Dir wohlgefallen das noch säugende Schwein, den Widder und den Stier."

In diesem Gebete wird Marspater angerufen, alles Böse vom Besitze fernzuhalten; das Gebet hat durchaus apotropäischen Charakter: Mars selbst ist hier abei noch nicht wie in Rom nur auf die Funktionen des Kriegsgottes eingeschränkt, sondern noch ein Vegetationsgott, der auch bösem Wind und Wetter wehren kann; das gibt uns das Recht, das Gebet in die italische Periode hinaufzurücken. Auch in seinem Aufbau und in seiner Form ist es beachtenswert: es ist nicht metrisch abgefaßt, denn weder läßt sich eine regelmäßige Abfolge langer und kurzer noch betonter und unbetonter Silben feststellen; aber die Gliederung ist auffallend (2, 3+3+3; 2, 3+3+3) und die Glieder haben durchwegs 3 oder 4 Wörter, d. h. feste Wortzahl. Hier liegt eine Gebundenheit gegenüber gewöhnlicher Rede vor; dazu kommt weiter gelegentliche Bindung durch Alliteration und Reim.

Alt und gleichfalls an Mars gerichtet ist das Arvallied (CIL I² 2 S. 369 ff.)

Enos Lases iuvate /
neve lue rue Marmar sin sin / currere in pleores /
satur fu, fere Mars / limen sali sta berber /
semunis alternei / advocapit conctos /
enos Marmar iuvato /
triumpe triumpe triumpe / triumpe, triumpe.

„Uns helfet Laren! / Nicht Seuche, nicht Verderben, Mars, Mars, laß laß dringen in noch mehr! / Satt sei, wilder Mars; auf die Schwelle spring, steh, Wilder! / Die Saatgeister soll er wechselweise herbeirufen insgesamt. / Uns hilf, Mars."

Das Gebet findet sich in einem vom Jahre 218 n. Ch. datierten Protokoll der Flurbrüder, der die vornehmsten Familien die Priester stellten; es wurde von den Arvalen dreimal hintereinander gesungen und dabei ein Dreipaß getanzt (. . . sacerdotes . . . tripodaverunt in verba haec). Gewiß haben die Priester den Text nicht mehr verstanden, auch der modernen Forschung ist eine sichere Lösung noch nicht gelungen. Angerufen werden die Laren und Mars; dabei entspricht die Zeile 1 der Zeile 5; es scheint fast, als sei der Anruf an die Laren der Schluß einer fehlenden Strophe und das Gebet somit länger gewesen als es im Jahre 218 verzeichnet wurde; d. h. es ist wohl ursprünglich eine Litanei an mehrere Götter gewesen. Mars ist im Gedichte nicht reiner Kriegsgott, sondern er hat wieder mit der Vegetation zu tun; der erste Teil des Gedichtes hat apotropäischen Inhalt, erst in den Zeilen 4 und 5 wird Mars als Helfer angerufen. Der Gott ist wie der „wilde Ares" bei Homer, der auch unersättlich ist (Il. V 388), persönlich vorgestellt; wie bei Homer findet sich die Doppelung im Namen (Marmar, Ἄρες Ἄρες); es liegt hier also eine alte, gemeinsame Vorstellung zugrunde. Auch sonst lebte ja, wie die Stammessagen der Sabeller zeigten, Mars als Mensch vorgestellt im Glauben der Italiker und

so weist diese Vorstellung von der „freihandelnden Persönlichkeit" des Gottes hinaus über die Einengung als Gott des Krieges in der stadtrömischen Religion. Ferner zeigt das Gebet auch in der Sprache Anklang an Nichtrömisches und zwar an Sabinisches. Als man das Gebet allmählich in das Lateinische umsetzte, mag es seine metrische Form, den Saturnier, erhalten haben; er ist ohne Einfluß Roms nicht sicher zu erweisen. Das Gebet muß wohl mit besonderer Inbrunst und Leidenschaft vorgetragen worden sein, darauf deuten die Doppelungen u. zw. nicht nur im Namen des Gottes hin. Wie im Gebet bei Cato lassen sich auch im Arvallied Alliterationen aufweisen.

Natürlich gab es auch Zauberformeln (bes. zum Gesundbeten), die wieder Alliteration, Reim, Gliederung, ja auch Metrum zeigen, aber nicht jede einzelne alle diese Kennzeichen der gehobenen Sprache, z. B.

novum vetus vinum bibo
novo veteri [vino] morbo medeor

(bei Varro L. L. VI 21) und

pastores te invenerunt
sine manibus collegerunt
sine foco coxerunt
sine dentibus comederunt

(bei Marcellus XXI 3, XXVIII 16 und Pelagonius 121, p. 58 Jhm.).

Auch Arbeiter- und Erntelieder sind bezeugt, z. B. sagt Varro Men. 363 „daß die Landleute bei der Weinlese rohe Lieder gesungen, desgleichen die Flickerinnen an der Maschine."

Uns sind diese Gebete und Lieder, wie schon die Proben zeigten, nur in lateinischer Fassung und zwar in später erhalten. Doch hat der Inhalt gelehrt, daß es falsch wäre in diesen Erzeugnissen Reinrömisches zu erblicken. Viel schwieriger ist die Entscheidung bei einer Reihe anderer hierher gehöriger Produkte; sie sind so romanisiert, daß es nicht mehr angeht, von italischer Poesie zu sprechen, anderseits darf man aber nicht glauben, daß nicht Gleiches oder Ähnliches auch außerhalb Roms vorhanden war.

Zum Beispiel sind mannigfach (Livius I 20 und sonst) die Lieder der Salier bezeugt. Erhalten ist nur wenig, größtenteils unverständliche Reste; auch den späteren Römern waren die Lieder nicht mehr klar (Quintilian I 6, 40). Schon im 2. Jahrhundert v. Chr. wurden sie durch den gelehrten Philologen Aelius Stilo erläutert und erklärt; aus seinem Werke schöpften dann die berühmten Forscher aus der Zeit der untergehenden Republik und des Beginnes der Kaiserzeit, M. Terentius Varro und Verrius Flaccus.

Es gab zwei Arten von Salierliedern: die sog. Axamenta, *quae a Saliis sacerdotibus componebantur in universos (deos et singulos) homines composita* und Hymnen auf einzelne Götter, die nach diesen hießen *in singulos deos versus ficti a nominibus eorum appellantur ut Ianuli, Iunonii, Minervii* (Festus-Paulus 3 L). In die Axamenta wurden auch die Namen einzelner Kaiser oder einzelner Mitglieder der kaiserlichen Familie aufgenommen, z. B. des Augustus (Mon. Ancyr. II 21), des Germanicus (Tac. Ann. II 83), des M. Antoninus (Iul. Cap. 21, 5). Für diese Annahme spricht die Glosse *axare* = *nominare* (Festus-Paulus 7 L.) und die Nachricht, der Name des Augustus sei in das Salierlied eingefügt worden.

Die Lieder wurden bei den festlichen Umzügen der Salier unter Tanz gesungen. Soweit die Reste ein Urteil gestatten, waren Saturnier verwendet; z. B. lautet ein bei Terentius Scaurus G. L. VII 28 K und z. T. bei Festus 222 L überliefertes Fragment nach der Wiederherstellung durch Leo (I^b Diehl):

quóme tonás, Leucésie, prae téd tremónti,
quót ibe tét e núbi deiscúnt tonáre.
Wenn Du, Leucesius, donnerst, zittern vor dir alle,
die einsehen, daß du (?) dort aus der Wolke donnerst.

Angerufen ist der alte indogermanische Lichtgott, seine Verehrung ist auch italisch; doch die Priesterschaft der Salier scheint nur auf Latium beschränkt gewesen zu sein. Wo sonst Salier erwähnt werden, so in Oberitalien (*Opitergium* CIL V 1978, *Patavium* V 2851, *Verona* V 4492, *Ticinum* V 6431) und in *Saguntum* (CIL II 3853), wird es sich um römischen Einfluß handeln; in den iguvinischen Tafeln aber (VI A 14) ist *Salier* mit Recht für eine Ortsbezeichnung erklärt worden.

Auch Rüge- und Scheltlieder sind gewiß bei Gelegenheit überall in Italien gesungen worden und mit Fug und Recht erkennt in ihnen Usener eine Art von altitalischer Volksjustiz. Man muß sich nicht scheuen, die bekannte Stelle aus dem Zwölftafelgesetz (Cic. de re publ. IV 10, 12) hierher zu ziehen, denn *occentare* zielt nicht auf die „böse (d. h. schadenbringende) Zauberformel". Wir erkennen sogar solche Rüge- und Scheltlieder noch ganz gut in den Elfsilblern Catulls (c. 42): Der Dichter spricht zu seinen eigenen Versen, als wären sie eine Schar Straßenjungen, die er zur Verhöhnung der Hetäre aufbietet:

moecha putida, redde codicillos,
redde, putida moecha, codicillos.

Derselbe Brauch begegnet bei Ovid, Ars am. III. 449

‚redde meum', clamant spoliatae saepe puellae,
‚redde meum' toto voce boante foro

Nun ist es aber interessant, daß wir eine ganz bestimmte Form solch höhnender Lieder nur für Rom nachweisen können. Beim Triumph, dessen äußere Formen gewiß von den Etruskern stammen, sangen die Soldaten Spottverse auf den Triumphator. Erwähnt werden sie schon für frühe Zeiten, z. B. für das Jahr 437 v. Chr. auf A. Cornelius Cossus (Livius IV 20 in eum milites carmina incondita . . . canere), für das Jahr 410 (?) auf C. Valerius (Livius IV 53 alternis inconditi versus militari licentia iactati) und sonst (z. B. Livius V 49; VII 10; 38; X 30, XXVIII 9). Erhalten sind solche Verse erst aus der späten Zeit auf den Diktator Caesar z. B. bei Suetonius Iul. 49: anläßlich des gallischen Triumphes sangen die Soldaten:

Gálliás Caesár subégit, Nícomédes Cáesarém
écce Cáesar núnc triúmphat, quí subégit Gálliás,
Nícomédes nón triúmphat, quí subégit Caésarém.

und verhöhnten so den triumphierenden Feldherrn wegen eines unnatürlichen Verkehrs mit Nicomedes; andere Spottverse bietet Suetonius a. a. O. 51. 80.

Auch der Tagespolitik dienten die Spottverse, sei es, daß in der Volksversammlung oder im Theater ein solcher Vers von Mund zu Mund ging, sei es, daß er auf einer Säule angeschrieben den Gegner dem Spott der Allgemeinheit preisgab. Wir haben nur wenig Derartiges erhalten. Als nach dem Tode seines Gegners L. Licinius Crassus ein gewisser C. Papirius Carbo Arvina im Jahre 85 Prätor wurde, da mußte er den Spottvers vernehmen:

póstquam crássus cárbo fáctus, cárbo crássus fáctus ést.

Das Wortspiel überliefert ein Grammatiker (Marius Plotius G. L. VI 461 K) mit der Erklärung . . . *dictum est de Carbone, qui mortuo Crasso . . . ante obscurus florere coepit . . .* Der drohende Spottvers der Meteller auf den Dichter Naevius gehört gleichfalls hierher.

Bei den Germanen gab es Lieder zum Preise der Helden, das kann man mit Sicher-

heit aus der viel erörterten Angabe des Tacitus (Ann. II 88) herauslesen: noch immer wird bei den Barbarenvölkern Arminius besungen (*canitur . . .*). Aus Iordanes Get. V ersehen wir, daß bei West- und Ostgoten die Taten der Ahnen mit Gesang und Harfenspiel verherrlicht wurden. Homer erzählt, wie Achill sein Herz erfreute, indem er zur Leier die Ruhmestaten der Männer sang. Überlieferungen solcher Art über germanische und hellenische Lieder zum Preise der Helden und Ahnen werfen Licht auf Nachrichten von Heldenliedern bei den Römern. Cato berichtet bei Cicero, Tusc. IV 2, 3 und I 2, 3 (118 Peter Frag.) „es sei bei den Altvordern Brauch gewesen, daß bei Gastmählern die Teilnehmer zur Flöte die Taten und Tugenden berühmter Männer besangen." Ferner erzählt Varro (bei Nonius 107 L), „beim Mahle haben wohlerzogene Knaben mit einfacher Stimme oder von der Flöte begleitet alte Lieder vom Ruhme der Vorfahren gesungen." Aus diesen zwei Berichten hat Niebuhr — vorausgegangen war Perizonius (Animadv. hist. 6) — in seiner römischen Geschichte (I 233) einen epischen Heldengesang bei den Römern rekonstruiert; er dachte an Einzellieder, z. B. das Lied von Romulus' Geburt und Kindheit, ein Heldenlied von der Errichtung des Asyls bis zum Tod des Titus Tatius, das Lied vom Ende des Romulus, von der Schlacht am See Regillus, über den Sieg des Cincinnatus über die Äquer, das Lied von den Taten des Camillus usw. Diese Heldenlieder seien dann von der römischen Historiographie aufgesogen worden. Selbst Schanz (S. 24) glaubt noch an den epischen Charakter der Tafelgesänge und spricht daher von Anfängen epischer Poesie. Man sieht klar, wie Lachmanns Hypothese von der Entstehung des Nibelungenliedes sich hier auswirkt. Es kann sich aber, wie die Erwähnung der Flötenbegleitung bei Cato und Varro deutlich zeigt, nur um Lieder gehandelt haben. Die Entsprechungen aus der germanischen und griechischen Welt lehren, daß wir es nicht nur mit einer römischen Sitte zu tun haben. Auffallend ist, daß der Brauch zu Catos Zeit bereits geschwunden ist, aber anscheinend in augusteischer Zeit wieder auflebte. Dionysios von Halikarnass berichtet nämlich, daß Romulus und Remus als Göttersprossen „auch jetzt noch in heimischen Liedern besungen werden" (I 79), wozu noch Plutarch, Numa 5 zu vergleichen ist; ferner heißt es von Coriolan bei Dionysios VIII 62 *ᾄδεται καὶ ὑμνεῖται πρὸς πάντων ὡς εὐσεβὴς καὶ δίκαιος ἀνήρ;* dazu stimmt, daß Horaz ausdrücklich sagt (Carm. IV 15)

virtute functos more patrum duces
Lydis remixto carmine tibiis
Troiamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canemus.

Was wir also als uritalisches Gut, als poetischen Urbesitz erhalten haben, der wurzelhaft den Italikern im engeren Sinne eignete, ist recht wenig; es sind nur „Ausläufer, Splitter, Absenker" erkennbar. Charakteristisch ist vor allem, daß es eine Dichtung war, die nicht zur Niederschrift bestimmt war und die vor allem aus diesem Grunde so dürftig bekannt ist.

Die Niederschrift geschah aus Anlässen, die mit der Entstehung dieser Poesien nichts zu schaffen hatten: z. B. trug Cato das Marsgebet in sein Notizheft ein; aus rein philologischem Interesse sammelte Aelius Stilo die Salierlieder; das Arvallied wurde gelegentlich einer Protokollierung der Kulthandlungen zu Ehren der Dea Dia aufgezeichnet usw.

Diese Poesie wurzelt ferner in der Gemeinschaft, nicht nur im Empfinden des einzelnen; sie drückt aus, was jeder in gleicher Lage empfindet, nicht ein ausschließlich persönliches Gefühl. Es sind aber, auch inhaltlich betrachtet, durchwegs Gebiete poetischen Schaffens und Formens, wie sie sich sonst als naturgegeben auch bei anderen Völkern einstellen; Beeinflussung durch eine fremde, höher stehende Kunstübung ist ganz und gar nicht vorauszusetzen:

es ist Ritualdichtung, Spruch- und Merkdichtung, endlich als höhere Form das Lob- oder Preislied.

Diese primitive Dichtung haben nun auch die Römer ererbt und geübt. Während sie aber in der Ritualdichtung naturgemäß die italischen Weisen offenbar mit ihrem Inhalt einfach übernahmen, scheinen sie die Soldatenlieder und die Loblieder, wohl auch die der augenblicklichen Gelegenheit entstammenden Schimpf- und Rügelieder bald mit rein römischem Inhalt erfüllt zu haben.

Was die Form anlangt, so ließ sich als italisch nur die gehobene Prosa erweisen. Die Soldatenlieder sind im sogenannten versus quadratus abgefaßt; er ist ein katalektischer trochäischer Tetrameter. Er besteht aus dem viermal gesetzten Ditrochaeus; das ist die achthebige und vierzeilige Strophe, die für Volkspoesie so überaus charakteristisch ist und im Schnadahüpfl wiederkehrt. So liegt es nahe, darin nicht erst eine durch die griechische Metrik beeinflußte Form zu sehen, sondern auch an altes Erbgut zu denken.

Die Mehrzahl der gebundenen Dichtungen zeigt sogenanntes saturnisches Versmaß. Es gilt gemeiniglich als uritalisch. Dabei übersieht man, daß Saturnier außerhalb Roms noch nicht sicher nachgewiesen sind; denn wo sie außerhalb Roms erscheinen, ist es zum mindesten fraglich, ob nicht römischer Einfluß vorliegen kann. Bei den im Paelignerland gefundenen Saturniern ist es gewiß. Anderes ist zweifelhaft, wie z. B. die faliskische Becherinschrift. Die weitaus überwiegende Masse der auch aus der allerältesten Zeit bekannten Saturnier stammt aus Rom oder römischem Gebiet. So scheint es denn, daß gerade hier dieser Vers besonders gepflegt wurde, ja vielleicht erst hier seine Ausgestaltung erhalten hat.

Über das Wesen des Saturniers besteht noch keine einheitliche Auffassung. Manche halten ihn für einen akzentuierenden, andere wohl mit mehr Berechtigung für einen quantitierenden Vers. Er ist ein Langvers. Ob seine zwei Kola Vier- oder Dreiheber sind, ist auch nicht ausgemacht; doch scheint es, daß die sicher überlieferten vierhebigen Kola, die man nicht wegleugnen sollte, denen Recht geben, die das dreihebige Kolon aus dem vierhebigen herleiten. Darnach wäre wohl mit Leo, dem sich auch der letzte Bearbeiter der Materie, Vollmer, anschließt, der Vers aus der Verbindung zweier chorjambischen Dipodien abzuleiten; d. h. es ist das Element $-\upsilon\upsilon-$ ($\upsilon-\upsilon-$, $-\upsilon-\upsilon$) viermal gesetzt, je zweimal in einem Kurzvers. Dabei können die Längen durch zwei Kürzen, die Kürzen durch eine Länge vertreten, ferner die Kürzen unterdrückt werden; auch treten Katalexen ein, das Kolon hat dann nur drei Akzente; nach der zweiten Hebung findet sich Diärese, die unter Umständen nicht nur Regel, sondern Gesetz ist. Hat der erste Kurzvers steigenden Rhythmus, so zeigt gern der zweite fallenden oder umgekehrt.

Charakteristisch für den saturnischen Vers ist eine große Mannigfaltigkeit, die leicht den Eindruck der Unregelmäßigkeit erzeugt; so konnte der Metriker Bassus (in der Zeit Neros) sagen: „Unsere Altvordern haben ... diesen Vers nicht nach einem bestimmten Gesetze gebaut und nicht nach einer festen Form, sondern ... bald kürzere, bald längere Verse eingefügt, so daß ich bei Naevius kaum einen Mustervers fand." Doch diese Mannigfaltigkeit ist nur scheinbar Regellosigkeit. Der Saturnier geht wohl vielmehr auf den indogermanischen vierhebigen Kurzvers zurück; für diesen sind unterdrückte Senkung, umgebogener Rhythmus, Verkürzung vorhandener Reihen längst erwiesen. Leo hat auch in der Verskunst der Griechen analoge Reihen nachgewiesen. So liegt im Saturnier eine selbständige Ausbildung indogermanischen Erbgutes vor und die Römer scheinen durch stete Übung besonders die uns bekannten Formen selbst ausgebildet zu haben. Durch die neue moderne griechische Metrik wurde der Saturnier verdrängt; er geriet allmählich in Vergessenheit und kam aus der Übung (Hor. Epist. II 1, 157).

Diese Poesie ist überindividuell. Sie ist Gemeinschaftspoesie zu einem Teil, denn sie wurzelt in dem Leben und Denken und Fühlen der ganzen Volksgemeinschaft; aber zum anderen Teil ist sie bereits an eine Gruppe des Volkes gebunden, sei es an eine Zunft wie die der Salier oder der Arvalen, sei es an einen Stand wie den der Soldaten.

Noch schärfer zeigt sich eine Absonderung in der Prosa. Die ältesten prosaischen Auf-

zeichnungen gehen zwar den ganzen populus Romanus an; aber die Träger dieser ältesten literarischen Leistungen gehören alle zu einer Klasse und treten nicht individuell hervor. Man hat ein Recht, von der Literatur einer bestimmten Gesellschaftsklasse, der Patrizier zu sprechen. Denn Rom, eine Siedelung von freien Viehzüchtern und Bauern, die mit der Zeit als Adel die bevorzugte Stellung der einzigen patres in Anspruch nahmen, besaß ja bald eine Herrenschicht, die den Besitz besonderer Rechte als naturgegeben verlangte und auch lange widerspruchslos genoß. Sie, die das Mark des Staates bildeten, banden sich und den Staat an die Macht höherer Gewalten, an die Götter. So hat Rom das Wort für den Begriff Religion der Welt schenken können (religio von religare binden).

Der Hüter der religiösen Kenntnisse und Verpflichtungen im eigentlichen Wortsinn war das Kollegium der Pontifices. Wie wohl der Name, so ist das Institut latinisch, in Rom aber hat es besondere Ausbildung und Bedeutung erhalten. Die große Macht des Kollegiums beruhte darauf, daß in seinem Archiv — erwähnt werden libri pontificum (pontificii, pontificales) und commentarii — sich die Niederschriften aller Satzungen und Vereinbarungen befanden, nach denen sich der rechtlich geordnete, fehlerfreie Verkehr mit den Göttern vollzog. Sie hüteten so das göttliche Recht (fas) und infolge seines innigen Zusammenhanges mit diesem auch das menschliche ius (z. B. Festus 200 L: Pontifex maximus, quod iudex atque arbiter habetur rerum divinarum humanarumque). Sie sind die Mittler zwischen der Gottheit und der Gemeinde.

Jeder Bürger, ebenso die ganze Gemeinde hatte das Recht, selbständig mit den Göttern zu verkehren, aber jeder Verstoß war von Schaden und so befragte man zweckmäßig die Pontifices; auch konnten sie aus Eigenem Einspruch erheben. Staat und Einzelner befragten also (consulere) die Priester; sie erteilten Bescheid (respondere). (Cic. De leg. II 20, Liv. I 20, Plut. Numa 9; 12. Dionys. v. Hal, II 73.) Das galt natürlich auch in Sachen des Rechtes.

Kein Bürger war zur Befragung der Pontifices verpflichtet, wollte er aber ohne Schaden z. B. ein Rechtsgeschäft abschließen, so holte er sich schon aus Gründen der Nützlichkeit bei ihnen „das Formular". Dabei ist das nicht so aufzufassen, daß die patrizische Priesterschaft ein an und für sich geheim entstandenes Recht hütete; nein, es hatten sich Gesetze und Formulare öffentlich und naturnotwendig entwickelt, aber aufgezeichnet und bewahrt wurden sie von dem Kollegium der Pontifices. Dem Bürger kam es ferner darauf an, die Tage zu kennen, an denen er ohne Verletzung göttlichen Rechtes seinen Geschäften nachgehen konnte; die Verkündigung dieser Spruchtage, der dies fasti (Corp. Gloss. Lat. V 568, 56 fasti dies sunt, quibus ius fatur i. e. dicitur ...) lag den Pontifices ob. Endlich war bei der starken Bindung der römischen Gemeinde an den Willen der Götter das Kollegium der Pontifices fast bei allen wichtigen Ereignissen der Gemeinde in irgendeiner Weise beteiligt, sei es durch Opfer, Gelübde, Bitt- oder Sühne- oder Dankprozession; es besorgte ja die Sühnung von Prodigien, von Vergehen und von Hinrichtungen, die Prokuration des Blitzes, Prozessionen bei Dürre, Gelübde in Zeiten der Not, bei Pest, Kriegen usw., die Einweihung von Heiligtümern, die Überwachung der öffentlichen Feste. Stets hatte also das Kollegium bei solchen Akten zu tun, stets in irgendeiner Weise Stellung zu nehmen und wohl in den bereits erwähnten libri oder commentarii, in Protokollen, seine Amtshandlungen schriftlich niedergelegt.

Aus dieser Tätigkeit entwickelte sich nun allmählich in mannigfacher Weise eine Prosaliteratur, die freilich nicht ohne fremde Beeinflussung blieb, aber in ihrem Grundstock fest im Römertum wurzelte und es zu solcher Bedeutung und Blüte brachte, daß sie mit Recht als urrömisch bezeichnet werden darf; es sind die römische Jurisprudenz und die Annales maximi.

Der Gegensatz zwischen den reichen Adeligen und der wirtschaftlich unterdrückten Menge, der Plebs, führte zur Kodifizierung des Landrechtes durch die decemviri imperio consulari legibus scribundis; diese schriftliche Festlegung des Gewohnheitsrechtes, an das nun der Beamte gebunden war, ist politisch nicht nur als ein Sieg der Plebejer zu werten, sondern war auch gewiß ein wichtiger Schritt, um die Einheit der Gemeinde nicht Klassengegensätzen

zu opfern. Vom Standpunkt des Literarhistorikers ist diese Zwölf-Tafelgesetzgebung als erstes umfassendes Denkmal in lateinischer Prosa zu betrachten, freilich noch nicht als die Leistung eines Individuums, sondern wieder nur als die einer Gruppe.

Die antike Tradition ist deutlich mit späteren politischen Tendenzen verfälscht und so haben manche Gelehrte, aber wohl mit Unrecht, an einer so frühen Kodifizierung des Landrechtes gezweifelt. Erhalten sind nur einzelne Zitate, vor allem bei Cicero und Gellius. Schon durch den gallischen Brand (390 v. Chr.) waren die Tafeln zerstört worden, doch wurden die Reste wieder gesammelt (Livius VI 1 *inprimis foedera ac leges — erant autem eae XII tabulae et quaedam regiae leges — conquiri, quae comparerent, iusserunt*). Bedenkt man, daß damals seit der Niederschrift kaum zwei Generationen vergangen waren und es natürlich Menschen gab, die den unversehrten Zustand der Tafeln schon aus berufsmäßigen Gründen wohl kannten, so sind Zweifel, daß wir den Originaltext gar nicht mehr greifen können, übertrieben. Keineswegs aber kann man aus Livius schließen, daß die Tafeln neu aufgestellt wurden. Wenn Cicero an einer bekannten Stelle sagt: „Wir lernten als Knaben die XII Tafeln wie ein Gedicht auswendig, jetzt tut dies niemand mehr", so darf man schließen, daß es später eine Buchausgabe gegeben hat.

Aus der Zwölf-Tafelgesetzgebung erwuchs die römische Rechtswissenschaft; denn man suchte die neuen aus den praktischen Bedürfnissen stammenden Gesetze als natürliche Interpretationen des alten Gesetzes zu erweisen, die XII Tafeln waren eben „die Quelle des ganzen öffentlichen und privaten Rechtes" (Livius III 34).

Nach der Überlieferung (Cicero De leg. II 59; 64; Dig. X 1, 13; XLVII, 22, 4; Plutarch Solo 21, 23) hat man in der Zwölf-Tafelgesetzgebung griechischen Einfluß erkannt. Ob er, wie die Alten meinten, wirklich aus dem griechischen Mutterlande stammte oder nicht vielmehr aus den griechischen Städten Italiens und Siziliens, kann als nebensächlich betrachtet werden. Altererbte Sprachweise ist, wie der Vergleich mit dem Recht von Gortyn und alten germanischen Rechtsquellen zeigt, interessanterweise im Satzbau nicht zu verkennen. Es ist ein für späteres Sprachgefühl knapper Stil, z. B. Tafel I 1

Si in ius vocat, ito.
ni it, antestamino.
igitur em capito.

Wenn (einer einen anderen) vor Gericht ruft, (so) soll (dieser andere) folgen. Wenn er (aber) nicht folgt, so soll (der erste) einen Zeugen nehmen. (So) also soll (der erste) ihn packen.

Oder Tafel VIII 12

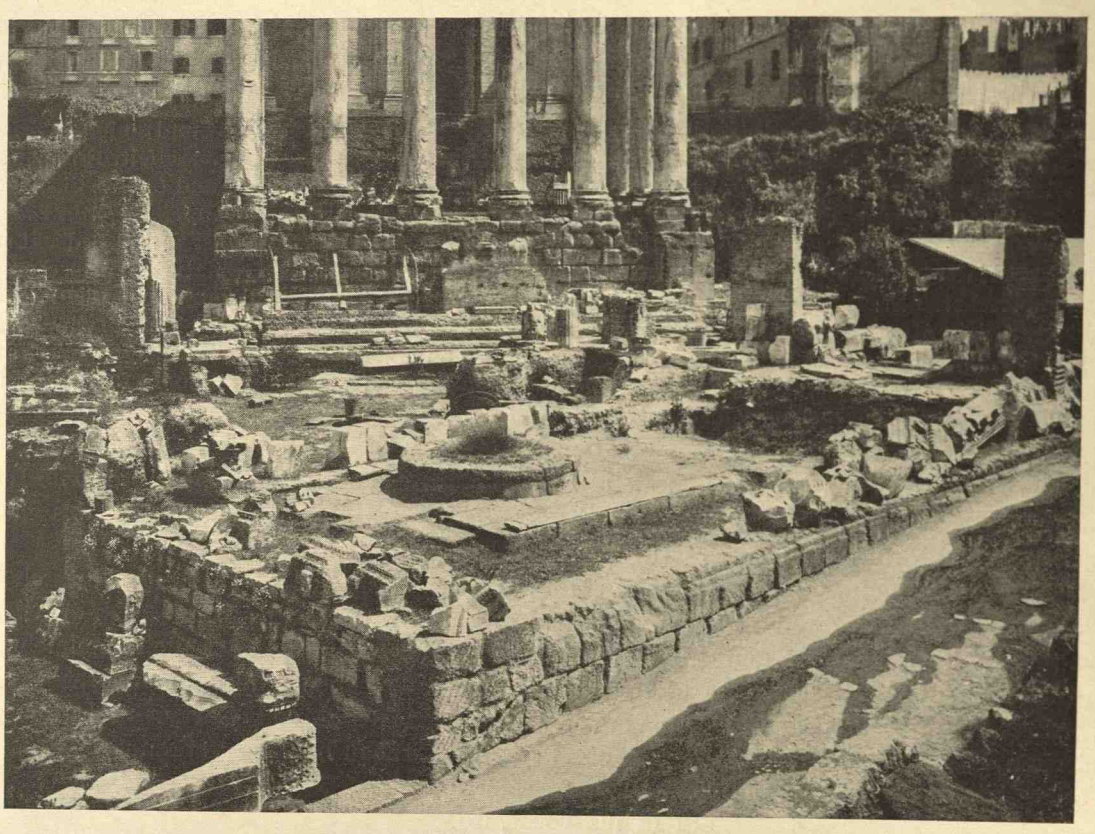
Si nox furtum faxsit,
si im occisit,
iure caesus esto.

Wenn (einer) nachts einen Diebstahl begeht, (und) (der Besitzer) ihn tötet, so soll er nach Recht getötet sein.

Dieser Stil weicht ganz von dem späteren Stil der römischen Gesetze ab, die sich an genauen, determinierenden Bestimmungen nicht genug tun können. Man vgl. z. B. die aus dem 287 v. Chr. stammende lex Aquilia (= Dig. IX 2, 2 = Bruns, Fontes[7] 45): *Si quis servum servamque alienum alienamve quadrupedemve pecudem iniuria occiderit, quanti id in eo anno plurimi fuit, tantum aes ero dare damnas esto.*

Wenn einer einen Sklaven oder eine Sklavin u. z. einen ihm nicht zugehörigen oder eine ihm nicht zugehörige oder ein vierfüßiges Stück Vieh zu Unrecht getötet hat, so soll er verurteilt sein, dem Besitzer so viel Kupfer(geld) zu geben, als der höchste Preis dieser Sache in diesem Jahre beträgt.

Wir sehen deutlich, wie zunächst im Zwölf-Tafelgesetz alte Sprechweise, aber auch



25. Die Regia in Rom. (Photo.)

griechisches Vorbild die noch ungelenken Stilisten leitet, und fast möchte man sagen, verleitet, wie aber allmählich in Rom selbst sich der für die römischen Gesetze so charakteristische Stil ausbildet. Dabei kann man aber schon im Zwölf-Tafelgesetz gewisse Merkmale echt lateinischer Ausdrucksform nicht verkennen. Es findet sich die für die lateinische Periodenbildung so überaus bezeichnende Nebeneinanderstellung von Nebensätzen ohne jede Verbindung; dies ist eine Verknüpfung von Sätzen, die z. B. im Deutschen unnachahmlich ist und die wir schon früher als italisch kennen gelernt haben.

In einer Reihe antiker Notizen begegnet eine weitere Veröffentlichung des Pontifikalkollegiums: Darnach hat der Oberpriester zu Beginn des Jahres in seinem Amtshause, der Regia, deren Reste noch jetzt erhalten sind, eine mit Gips überzogene Holztafel (album) aufgestellt, die mit Farbe beschrieben wurde. Als Überschrift trug die Tafel die Namen der im laufenden Jahr im Amte befindlichen Beamten; dann war wohl der Kalender aufgezeichnet; durch große Buchstaben waren die acht Wochentage, die nundinae, bezeichnet, daneben standen Siglen, die den rechtlichen Charakter der Tage bestimmten, sowie die Angaben K(alendae), N(onae), Id(us) und das Verzeichnis der Staatsfeste, feriae publicae. Außerdem wurden zu den entsprechenden Tagen kurze Vermerke eingetragen, wann, wo und wie das Kollegium die Gemeinde zu seinen mannigfachen religiösen Beteiligungen benötigte. Das ergab aber bei der Bedeutung der Pontifices für das gesamte öffentliche und private Leben

der Römer, daß am Schlusse des Jahres alle irgendwie wichtigen Ereignisse auf dieser Tafel verzeichnet waren.

Die vorgetragene Ansicht stützt sich auf drei wichtige Zeugnisse: Servius zur Aeneis I 373 *ita autem annales conficiebantur: Tabulam dealbatam quotannis pontifex maximus habuit, in qua praescriptis consulum nominibus et aliorum magistratuum digna memoratu notare consueverat domi militiaeque terra marique gesta per singulos dies;* hierbei gibt die Wendung *per singulos dies* den Hinweis auf die Kalendertafel. Cicero De or. II 52 *ab initio rerum Romanarum usque ad P. Mucium pontificem maximum res omnes singulorum annorum mandabat litteris pontifex maximus referebatque in album et proponebat tabulam domi, potestas ut esset populo cognoscendi* . . . Cato bei Gellius II 28 *non lubet scribere, quod in tabula apud pontificem maximum est, quotiens annona cara, quotiens lunae aut solis lumini caligo aut quid obstiterit.*

Wenn hier stets der pontifex maximus genannt wird, so handelt er natürlich als Exekutivorgan des Kollegiums, an der Redaktion und Fassung der Beschlüsse ist das ganze Kollegium beteiligt.

Die so geschilderte Kalendertafel bildet die Grundlage einer eigenartigen Historiographie. Aus Aufzeichnungen in Tempeln sind auch anderwärts Chroniken erwachsen; selbst die chinesische Geschichtschreibung hat, wie neue Untersuchungen ergeben, ihren Ursprung in den Aufzeichnungen der alten Tempelarchive. Ist jedoch die vorgebrachte Ansicht über die vom Pontifex maximus aufgestellte Jahrestafel richtig, so liegt bei den Römern etwas Besonderes vor: Es ist nicht historische Aufzeichnung um ihrer selbst willen, sondern aus praktischen Bedürfnissen erwächst von selbst eine Chronik mit genauen Datierungen, ein rein objektives Verzeichnis historischen Geschehens. Es kam nun auch zu einer direkten Veröffentlichung in Buchform, denn Servius (a. a. O.) und Gellius erwähnen ein Werk Annales maximi; direkt benutzt wurde es von Cicero, Atticus und Verrius Flaccus. Da Cicero De oratore II 52 berichtet, daß bis zum Pontifex maximus P. Mucius Scaevola (123—114 v. Chr.) der Pontifex die weiße Tafel aufstellte, liegt es nahe zu vermuten, daß er die alte Sitte aufhob und zugleich die im Archiv vorhandenen Tafeln, so wie sie waren, in Buchform veröffentlichte; so erklärt sich die stattliche Zahl der Bände, aber auch, daß Cicero (De legibus I 6) sagen konnte, die Annales maximi seien das Nüchternste, das es gäbe. Die ausführliche Darstellung bei Gellius a. a. O. stammt daher schon aus einer Bearbeitung des ursprünglichen Rohmaterials.

Durch die Zeugnisse bei Cato, Cicero und Servius ist es nun sicher, daß in Rom die wichtigsten Jahresereignisse auf einem Album verzeichnet und öffentlich ausgestellt waren. Ob aber die Verbindung dieser Verzeichnisse mit der Kalendertafel mit Recht anzunehmen ist, ferner, von welchem Zeitpunkt an man diese Veröffentlichungen vorauszusetzen hat, ist aus den Zeugnissen nicht ohne weiteres klar zu ersehen. Die Entscheidung hängt enge zusammen mit dem Aufkommen nachweisbarer individueller literarischer Leistungen in Rom.

26. Reliefbruchstück mit der Darstellung eines Schreibers.
(Nach Birt, Die Buchrolle in der Kunst, 139.)

27. Wölfin vom Kapitol. (Photo.)

DER BEGINN INDIVIDUELLER LITERARISCHER TÄTIGKEIT IN ROM (ENDE DES 4. JH. V. CH.)

CN. FLAVIUS UND APPIUS CLAUDIUS

Aus den widerstreitenden Interessen der Gesellschaftsklassen wird die römische Literatur geboren. Wenn Menschen als Angehörige einer Herrenklasse im Besitze großer Vorrechte ruhig und behaglich dahin leben, tritt leicht Erstarrung ein; die römische Nobilität war davor gesichert. Vor allem hat sie stets durch Aufnahme neuen, fremden Landadels infolge Verschwägerung für neue treibende Kräfte in ihrer eigenen Mitte gesorgt; auch waren die Klaudier in ihrer Standesgruppe sich stets bewußt, einst als mächtiges Herrengeschlecht nach Rom gewandert zu sein, um dort in dem aufblühenden Gemeinwesen selbst noch mächtiger zu werden. Sie hatten so den Blick für das Ganze und wie schon einmal unter dem Dezemvirat, so trat jetzt in den Streitigkeiten des vierten Jahrhunderts einer von ihnen hervor, der im anscheinenden Gegensatz zu den Standesinteressen der Nobilität für den ganzen Staat wirkte. Es traf sich, daß er in seinem Sekretär eine gleich starke Persönlichkeit gefunden hat. Indem Appius Claudius Caecus und Cn. Flavius einen gesunden Blick für das Notwendige und den Mut und die Kraft besaßen, den klar erfaßten Gedanken in Tat umzusetzen, wurden sie auch die ersten für uns kenntlichen Individualitäten der römischen Literatur und zwar vor allem auf dem Gebiete, das aus wirtschaftlichen und politischen Ursachen im Brennpunkt des allgemeinen Interesses lag, auf dem der Rechtswissenschaft.

Livius IX 46, 5 erzählt nach älteren, noch nachweisbaren Quellen, Cn. Flavius habe das in dem Amtsraum der Pontifices hinterlegte bürgerliche Recht veröffentlicht und die Kalendertafel längs des Forums auf einer weißen Tafel aufgestellt, damit die Termine gesetzlich erlaubten Verhandelns gekannt würden. Dasselbe berichten Cicero (Pro Murena 25, De oratore I 41, 186), Valerius Maximus II 5, 2, Plinius Nat. Hist. XXXIII 17 und Macrobius Sat. I 15, 9. Ist die antike Tradition richtig, so hat Cn. Flavius eben etwas ganz Neues, unerhört Kühnes getan; wie Prometheus das wohlgehütete Feuer aus dem Olymp den Menschen brachte, so hat er den gedrückten Bürgern die Kenntnis der „Spruchtage und Formulare" verschafft.

Cn. Flavius ist nicht Patrizier von Geburt gewesen, sondern der Sohn eines Freigelassenen; aber er hat es als Plebejer zum curulischen Aedilen (304 v. Chr.) gebracht, ja vielleicht dieses Amt mit dem Tribunat kumuliert (Plin. n. h. a. a. O.). Zwei von dem Geschichtschreiber Piso erzählte Anekdoten beweisen, daß er ein knorriger, zielstrebiger Mann gewesen ist, der den Kampf mit den Nobiles auch in Kleinigkeiten und äußeren Formen nicht scheute (Gellius VII 9, 2ff.). Nach Livius (IX 46, 12 = Val. Max. IX 3, 3, Plin. a. a. O.) legte die Aristokratie nach seiner Wahl zum curulischen Aedil als Zeichen der Trauer die Standesinsignien ab. Er selbst aber hat, zum Dank für die Versöhnung der Stände, die unter Fabius Rullianus zustande kam, der Eintracht eine Kapelle gestiftet, freilich — und das stimmt zu dem Bilde einer stark ausgebildeten Individualität — hat er die Mittel für den Bau kraft seiner magistratischen Kompetenz ohne Senatsbeschluß aus Strafgeldern für Wucher aufgebracht. (Plin. Nat. Hist. XXXIII 19.)

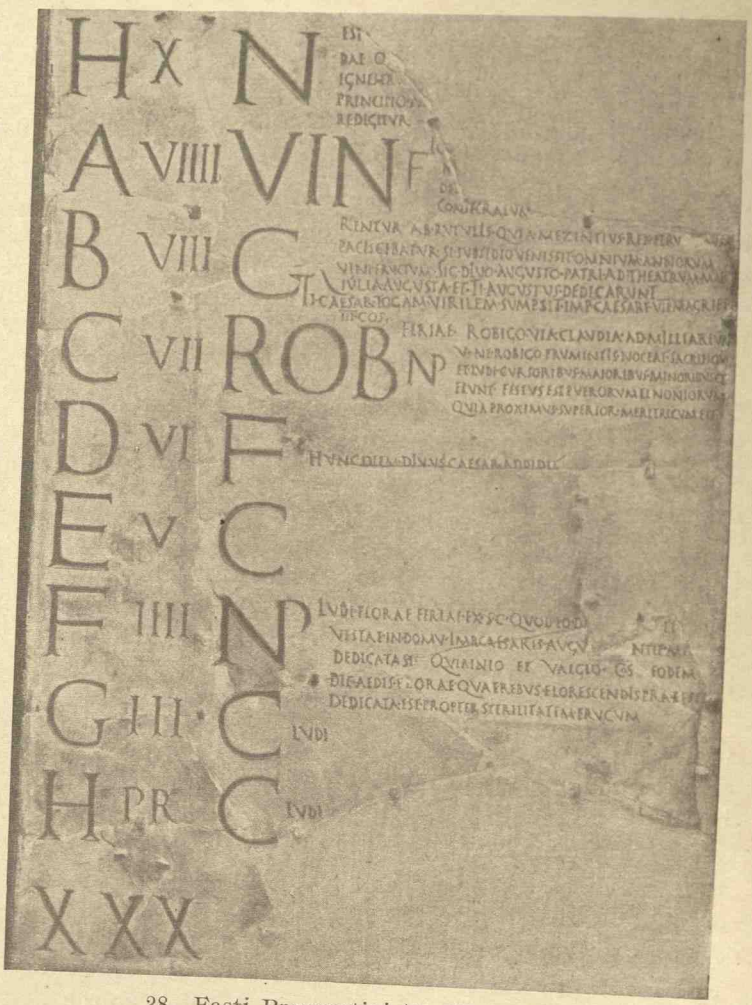
Was bedeutet es nun, daß er die Fasti, die Spruchtage, auf dem Forum aufstellte? Ist das wirklich in Rom damals zum ersten Male geschehen? Nach der Überlieferung scheint es so und die moderne Behandlung nimmt es fast einstimmig an. Doch Macrobius Sat. I 13, 21 berichtet nach älteren Quellen (Tuditanus, Cassius Hemina), die Zehnmänner, die zu den 10 Tafeln noch 2 hinzugefügt hatten, hätten wegen der Art der Schaltung das Volk befragt. Daraus schloß man, daß schon in dem Zwölf-Tafelgesetz der Kalender enthalten war und hat dafür die elfte Tafel in Anspruch genommen. Gut paßt nun hierzu, daß der gelehrte Freund des Cicero Atticus (Epist. ad Att. VI 1, 8 u. 18) entgegen der sonstigen, uns schon bekannten Überlieferung, Cn. Flavius habe als erster die Spruchtage bekannt gemacht, auf die Decemviri hinwies. Überlegt man, daß die XII Tafeln durch den gallischen Brand vernichtet worden waren, so wird der Widerspruch erklärlich: Der Kalender, der damals veröffentlicht war, wurde ebensowenig wie das übrige Gesetz neu aufgestellt; wir wissen nur, daß die Reste gesammelt und auch rekonstruiert wurden; sie sind später natürlich, sei es in privaten Abschriften, sei es buchmäßig, verbreitet gewesen, wie aus Cicero hervorgeht. All das gehört aber späterer Zeit an. So war in früheren Zeiten, da die Kunst des Schreibens doch noch auf einen engen Kreis beschränkt war, die öffentliche Aufstellung der Spruchtage durch Cn. Flavius wirklich die Erfüllung eines Wunsches der Rechtsuchenden. Die Tat des Neuerers wirkte aber, wenn wir richtig urteilen, auch auf die in erstarrten Formen sich vollziehende Tätigkeit des Pontifikalkollegiums zurück. Lange, wohl allzu lange, war an der öffentlichen Ausrufung festgehalten worden, nun entschloß sich das Kollegium die Tafeln, wie wir sie schon geschildert haben, jährlich öffentlich aufzustellen und schriftlich die Ladungen an die Gemeinde zur Beteiligung an rituellen Handlungen vorzunehmen. Die ungefähr zeitliche Koinzidenz gibt die Grundlage für unsere Behauptung. Nur anscheinend steht damit in Widerspruch Cicero De oratore II 52; bei der späteren Edition der Tafeln hat eben eine Rekonstruktion *ab initio rerum Romanarum* stattgefunden; daß nämlich, soweit es möglich war, dabei die im Archiv sonst vor-

handenen Aufzeichnungen berücksichtigt wurden, ist wohl selbstverständlich

Cn. Flavius war im Jahre 304 curulischer Aedil, die Zeit der ersten Aufstellung der Jahrestafel der Pontifices fällt ungefähr in die gleiche Zeit. Aus Cicero (De re publ. I 16, 25) ergibt sich, daß die bei Ennius (Ann. 163 V.) erwähnte Sonnenfinsternis

Nonis Junis soli luna obstitit et nox

die älteste in den Annales maximi verzeichnete gewesen ist, nach der die früheren berechnet wurden. Nach der Überlieferung fällt sie in das Jahr 350 d. St. (404 v. Chr.); überlegt man, daß die Aufstellung der Fasti durch Cn. Flavius eine frühere oder zum mindesten gleichzeitige Veröffentlichung durch das Kollegium der Pontifices ausschließt, so wird man Beloch (Hermes 1922, 119 ff.) Recht geben, der bei Cicero anno CCC ⟨C⟩ quinquagesimo fere liest; die Zahl der Jahrhunderte rührt von einem Korrektor her, der sich leicht um ein C irren konnte. Die Sonnenfinsternis, die nun in Betracht kommt, ist die vom 13. Juni 288 v. Chr., die in Rom um Sonnenuntergang mit bloßen Augen sichtbar war. Da diese Sonnenfinsternis als die erste verzeichnet war, kommen wir mit dem Anfang der pontifikalen Veröffentlichungen etwa in den Beginn des dritten Jahrhunderts. Im Jahre 300 (oder 296) v. Chr. war durch die lex Ogulnia eine Reform im Kollegium eingetreten, auch Plebejer hatten Zutritt erhalten. So mochte man jetzt die Neuerung des Plebejers Cn. Flavius gebilligt und entsprechend verwertet haben; entsprach doch auch die neue Form gewiß den geänderten Verhältnissen der stets an Größe und Bedeutung wachsenden Stadt.



28. Fasti Praenestini (4—10 n. Ch.).
(Nach E. Diehl, Inscr. Lat. Tafel 11.)

Durch die Fasti des Cn. Flavius war also die eigenartige jährliche Tafel der Pontifices veranlaßt worden; sie führte später zur Herausgabe der Annales maximi, der Generaljahrbücher; der Zusatz maximi macht es wahrscheinlich, daß Teile auch schon früher ediert worden waren; jedenfalls aber wurde Annales ein Terminus technicus der römischen Literatur.

Nach dem Vorbild der so von den Pontifices erweiterten Fasti versah man auch sonst die bloßen Tagesverzeichnisse mit Erläuterungen; so hat M. Fulvius Nobilior, Consul 189 v. Chr., eine solche Tafel in dem von ihm erbauten Tempel des Hercules Musarum aufstellen lassen (Macrobius, Sat. I 12, 16). Unter Augustus ließ M. Verrius Flaccus auf dem Markte zu Praeneste eine mit Beischriften versehene Kalendertafel in Marmorwände eingraben; Reste davon sind erhalten (CIL I 1^2 230). An Verrius Flaccus knüpften Ovids Fasti an. Außer diesem poetischen Kalender gab es auch viele in Prosa; manches ist erhalten, freilich aus später Zeit: Der Kalender des Furius Dionysius Philocalus (354 n. Chr.), eine für den Handel bestimmte Prachtausgabe des Kalenders (CIL I 1^2 257f.); ferner der Laterculus des Polemius Silvius

(448/9 n. Chr.). Dieser Kalender läßt alles Heidnische aus (CIL I 1² 259 f.). Zahlreiche Zeugen (30) des offiziellen Staatskalenders aus dem Ende der Republik und der ersten Kaiserzeit sind erhalten (CIL I 1², S. 203 ff.). Ein neues Stück aus Ostia kam vor kurzem dazu (Not. d. Scavi 1921, 241). Alle diese Kalender fallen nach der Reform des Kalenders durch Caesar. Vom vorjulianischen Kalender ist nur ein Stück aus Antium etwa aus den Jahren 100 bis 80 v. Chr. bekannt (Not. d. Scavi 1921, 73 ff.).

Nicht unerwähnt möge noch bleiben, daß es auch „Bauernkalender" gab; die erhaltenen sind publiziert CIL I 1², S. 280 ff.

An die Annales maximi schloß sich eine gelehrte historische Forschung, die ein Verzeichnis der Konsuln und der sie ersetzenden Beamten zustande brachte. Wir kennen den Autor dieser gelehrten Arbeit aus der letzten Zeit der Republik nicht; man hat an Atticus, auch an Verrius Flaccus gedacht.

Auf dieses Buch gehen die sogenannten Fasti Capitolini zurück; sie wurden in die Wände der Regia nach dem Umbau im Jahre 36 v. Chr. eingelassen und bis zum Jahre 13 n. Chr. fortgesetzt. Die Tafeln sind erhalten (CIL I 1², S. 1 ff.).

Auch ein Verzeichnis der Triumphatoren wurde wohl im Auftrage des Augustus im Jahre 12 v. Chr. an der Regia angebracht; es war bis zum Jahre 19 v. Chr. geführt (CIL I 1², S. 43 ff.).

Auf die erwähnte gelehrte Arbeit gehen auch zurück der sogenannte Chronograph von 354, das griechische Chronicon Paschale und die Fasti Hydatiani aus dem Jahre 468 n. Chr.; dieses Verzeichnis hat den spanischen Bischof Hydatius zum Verfasser. (Mommsen Mon. Germ. Hist. Auct. ant. IX 197 ff. und CIL I 1² 98 ff.)

Cn. Flavius hat auch die Legisactionen und die Geschäftsformulare veröffentlicht (Pomponius Dig. I 2, 7 und die anderen oben angegebenen Quellen); es ist das sogenannte ius civile Flavianum. Dabei ist nicht etwa daran zu denken, daß er aus dem Archiv der Pontifices, zu dem er als Nichtpatrizier gar nicht Zutritt hatte, die Vorlagen nahm, sondern er hat aus der Praxis der Gerichte seine Sammlung zustande gebracht. Es liegt also selbständige literarische Arbeit vor. Die Veröffentlichung geschah in Buchform (Pomponius 7). Wenn sich Flavius entschlossen hat, ein „Buch" zu schreiben, so liegt natürlich fremder u. z. griechischer Einfluß vor. Bei den Griechen, besonders bei den Athenern war infolge des mächtigen Aufschwunges der Künste und Wissenschaften etwa im 5. Jahrhundert v. Chr. das Buch populär geworden. Von da ist es, sei es als Lehrschrift, sei es als Werk der schönen Literatur nach dem Westen gewandert.

Die in Buchform erfolgte Zusammenfassung war wieder eine oppositionelle Tat gegen die patrizischen Pontifices; aus ihrer Tätigkeit und aus ihrem Verhalten ist also die literarische Tätigkeit des Cn. Flavius zu erklären. Anderes bleibt unsicher. So hat man beobachtet, daß in den Konsullisten des 5. Jahrhunderts sich plebejische Namen finden; es war die Absicht, die plebejischen Konsuln des 4. Jahrhunderts aus alten Familien abzuleiten. Man hat annommen, Cn. Flavius habe auch die Konsulliste u. z. mit starken Korrekturen veröffentlicht.

Appius Claudius Caecus, auch Crassus (Frontin. de aqu. I 5) und Centimanus, der „Hunderthändige" (Dig. I 2, 36) genannt, gilt als der bedeutendste Staatsmann des älteren Roms.

Die via Appia und die Wasserleitung, die er baute, künden noch heute von der ungewöhnlichen Tatkraft des Mannes. Er hat durch die Aufnahme der Bürger ohne Grundbesitz in die Tribus und von Libertinensöhnen in den Senat den berechtigten Forderungen der aufstrebenden Plebejer und damit dem Staatsinteresse Rechnung getragen, zugleich bekundet sich darin eine zielstrebige revolutionäre Gesinnung, er gleicht darin dem großen Caesar. Gut sagt so von ihm Diodor (XX, 36) „er setzte sich über vieles von ererbtem Herkommen hinweg, kam dem Volke entgegen und konnte daher keine Rücksicht auf die Senatspartei nehmen." Die Taten des Mannes verewigte ein Elogium auf dem Augustusforum; wenige Bruchstücke sind erhalten; vollständig ist das Exemplar von Arretium auf uns gekommen (CIL I 1², S. 192, X). Appius · Claudius / C · F · Caecus / Censor · Cos · Bis · Dict · Interrex · III / Pr · II · Aed · cur · II. · Q · Trib · Mil · III

Com / plura oppida de Samnitibus cepit / Sabinorum et Tuscorum exerci / tum fudit pacem cum Pyrrho / rege prohibuit in censura viam / Appiam stravit et aquam in / urbem adduxit aedem Bellonae / fecit.

Seine weltgeschichtliche, für die Entwicklung Roms bedeutsame Tat war die Verhinderung des Friedens mit Pyrrhus nach der Schlacht bei Heraclea (280) oder wohl richtiger bei Asculum (278). Damals hielt er jene Rede mit dem berühmt gewordenen Eingang, den Plutarch Pyrrh. 19 nachgeahmt hat: „Früher ertrug ich das Blindsein schwer, jetzt aber bedauere ich, nicht auch noch taub zu sein, sondern eure schimpflichen Erwägungen und Beschlüsse, die Roms Ruhm vernichten, zu hören. Was ist es mit eurer in alle Welt hinausgeschrienen Behauptung: Wenn der große Alexander nach Italien gekommen wäre und sich mit uns in unserer Jugendzeit, mit unseren Vätern in ihrer Manneszeit gemessen hätte, so würde er nicht als unbesiegbarer Held gepriesen, sondern er wäre entweder geflohen oder gefallen und hätte Rom hier noch berühmter zurückgelassen." Auch der Dichter Ennius spielt auf die Rede an (bei Cicero Cato Mai. 16; Ann. 202f. V.)

quo vobis mentes, rectae quae stare solebant
antehac, dementes sese flexere viai.

Aus der recht lückenhaften Überlieferung, die des Flavius und Appius literarische Tätigkeit nicht klar sondert, geht doch hervor, daß er und zwar als erster ein Sondergebiet des römischen Rechtes in einer eigenen Schrift behandelt hat (Dig. I 2, 7 und 36 . . . *Scripsisse traditum est, primum de usurpationibus, qui liber non exstat* . . .).

Aus der Jurisprudenz war die buchmäßige Veröffentlichung entstanden. War man aber einmal soweit, so fehlte es naturgemäß nicht an weiteren Betätigungen. Appius hat wohl auch seine Rede in Angelegenheit des Pyrrhusfriedens als politische Broschüre veröffentlicht, sowie es die Redner und Staatsmänner Athens taten. Die Übereinstimmung bei Ennius und Plutarch, ferner Ciceros Äußerungen sprechen dafür (Cato Mai. 16 . . . *ipsius Appii exstat oratio* u. Brutus 61 . . . *Appii Caeci oratio haec ipsa de Pyrrho*, vgl. noch Isidor Etym. I 38, 2). Endlich erfahren wir noch aus Cicero Tusc. IV 2, 4, daß der namhafte griechische Schriftsteller sullanischer Zeit Panaetios „ein Gedicht des Caecus in einer Schrift an Q. Aelius Tubero mit hohem Lobe genannt hat". Überreste lehren, daß es ein Spruchbüchlein war; es war wohl eine Blütenlese aus der Spruchweisheit griechischer zeitgenössischer Dichter und wird den Titel „Sententiae" gehabt haben.

Wir erfahren von Sätzen wie (Priscian GL II 384 K)

Amicum cum vides, obliscere miserias,
inimicus si es commentus, nec libens aeque.
Wenn du einen Freund siehst, vergißt du dein Leid;
Bist du aber ein verstellter Feind, nicht gleichermaßen gern.

Der erste Vers deckt sich mit den Versen des Komödiendichters Philemon (Stobäus, Flor. CXIII 10 = 108 K)

οὕτως, ἐπάν τις τυγχάνῃ λυπούμενος,
ἧττον ὀδυνᾶται, φίλον ἐὰν παρόντ' ἴδῃ.

Also hat Appius entweder direkt aus griechischen Dichtern Sentenzen gesammelt und übersetzt oder was wahrscheinlicher ist, eine Anthologie kennen gelernt und benützt; jedenfalls sehen wir deutlich den griechischen Einfluß. Da im dritten Jahrhundert gleichfalls eine griechische Spruchsammlung in Ägypten nachzuweisen ist, so ist es klar, daß ein Export solcher apophthegmatischer Literatur nach den Barbarenländern stattfand. Auch die zweite überlieferte Sentenz, daß jeder seines Glückes Schmied sei (*fabrum esse suae quemque fortunae* bei Sallust (?) ad Caes. or. I 1, 2 J.), stammt aus dem Griechischen. Der dritte Spruch endlich von dem Gleichmut (⟨*ae*⟩*qui animi compotem esse / ne quid fraudis stuprique ferocia pariat*, bei Festus p. 418 L überliefert) enthält einen Gedanken griechischer Popularphilosophie, doch in typisch juristischer Wendung.

Den ersten Redner, Juristen und Dichter, den Mann, auf den „sich die Anfänge einer lateinischen Schriftprosa sowie einer Kunstprosa zurückführen lassen", sehen die einen in ihm, andere zweifeln daran, daß er De usurpationibus geschrieben, daß er als erster eine Rede ver-

öffentlicht hat, und meinen nur, daß er der erste benannte Verfasser lateinischer Verse sei. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Cn. Flavius hat sicher in Buchform das Ius Flavianum veröffentlicht; es ist also kein Grund, für Appius Claudius die antike Überlieferung, deren Kern uns kenntlich wurde, zu bezweifeln.

Nach Pomponius a. a. O. und Martianus Capella III 261 hat Appius Claudius auch den Widerspruch zwischen der noch immer historischen Schreibung mit s (oder z) und der bereits rhotazisierenden Aussprache in der Schreibung von Familiennamen beseitigt.

Appius Claudius hat die kunstmäßig gestaltete Rede in die Literatur eingeführt. Redner hat es vor ihm in Rom gegeben; wir kennen ihre Namen nicht. Die Tätigkeit auf dem Forum als Sachwalter und Parteimann, in der Curie als Staatsmann zwang den Römer zur wohlüberlegten und wohlgesetzten Rede. Das römische Prozeßverfahren ist auf mündlicher Verhandlung, auf Rede und Gegenrede aufgebaut und älter als der Gebrauch der Schrift. Das XII Tafelgesetz setzt die Gerichtsrede bereits voraus (Taf. I 6). Es ist der Versuch gemacht worden, aus der reich entwickelten Sprache des Plautus auf eine figurierte Sprache der Redner früherer Zeit zu schließen und vermutet worden, daß die römische Beredsamkeit frühzeitig durch die griechisch-sizilische Rhetorik beeinflußt worden ist. Daß das im Laufe der Zeit geschehen ist, ist nicht unglaublich; aber wir haben keinerlei Beweismaterial dafür; die Sprache des Plautus bezog ihre Wortspiele und Figuren anderswoher. Es liegt näher daran zu denken, daß der römische Redner in gehobener Sprache durch alte, von früher Jugend auf geübte Gebetsformeln beeinflußt war; hier saßen allitterierende Verbindungen fest — offenbar vielfach aus lebendem Sprachgut stammend — hier Gliederung nach Kola und bisweilen ein gewisser Rhythmus. So wie sich noch die gehobene Darstellung Catos aus diesen Quellen herleiten und erklären läßt, wird man in ihnen auch das Vorbild für eine echte römische Kunstrede erblicken können.

Eine weitere Gelegenheit zu rednerischer Betätigung bot die in Rom wenigstens für vornehme Leute bezeugte Sitte der feierlichen Leichenrede (laudatio funebris). Dieser Brauch hat sich in Rom selbständig aus dem Gentilkult entwickelt. Schon Dionysios von Halikarnass (V, 17) hebt, wohl nach Poseidonios (um 80 v. Chr.), fein die Unterschiede von den griechischen, besonders den attischen Epitaphien hervor; diese galten nur den im Kriege Gefallenen. So nennt er die römische Leichenrede nicht uneben eine alte Erfindung der Römer (*Ῥωμαίων .. ἀρχαῖον εὕρεμα*). Bei der politischen Bedeutung Roms ist es nicht zu verwundern, daß diese Beredsamkeit in der Kaiserzeit auf griechische und speziell auch auf christliche Redner Einfluß übte.

Über den Brauch der laudatio funebris berichtet besonders ausführlich und voll Bewunderung der Grieche Polybius (um 150 v. Chr.; VI, 53, 54): „Wenn bei den Römern einer von den vornehmen Männern aus dem Leben scheidet, wird er im Verlaufe der Bestattungsfeierlichkeiten mit dem übrigen Schmuck zu den sogenannten Rostra auf das Forum getragen, aufrecht stehend, selten liegend. Während die ganze Gemeinde ringsum steht, tritt, falls ein Sohn im entsprechenden Alter zurückgeblieben ist, dieser, sonst ein anderer aus der Familie auf die Rednerbühne und preist die Tugenden und Taten des Toten. Indem so die Leute sich der Geschehnisse erinnern und sie deutlich zum Greifen vor Augen haben, nicht nur die, die daran teilgenommen, sondern auch die Unbeteiligten, werden sie von solchem Mitleid erfaßt, daß der Tod des Mannes nicht als ein privates Unglück der Verwandten, sondern als ein allgemeines der Gemeinde erscheint. Ist der Tote dann begraben und sind die rituellen Handlungen vollzogen, so wird sein Bild an den ausgezeichnetsten Platz des Hauses gestellt und ein hölzernes Gehäuse darüber gelegt. Das Bild ist eine dem Verstorbenen in Zügen und Farbe ganz ähnlich gearbeitete Wachsmaske. Diese Masken stellt man nun an den Staatsfeiertagen, liebevoll geschmückt, aus und wenn ein ausgezeichnetes Mitglied der Familie aus dem Leben scheidet, führt man sie zum Leichenbegängnis; man gibt sie Menschen zu tragen, die den

Verstorbenen an Gestalt und sonst an Körperbau möglichst ähnlich scheinen. Diese legen auch Gewänder an u. z. wenn es ein Konsul oder ein Prätor war, eine mit einem roten Saum gezierte Toga, wenn ein Zensor, eine ganz rote, wenn gar einer, der einen Triumph oder dergleichen erlangt hatte, eine goldgestickte. Selbst fahren sie auf Wagen; Rutenbündel und Beile und die übrigen Amtszeichen ziehen voran je nach dem Range, den einer im Leben in der Gemeinde gehabt hat. Wenn sie aber zur Rednerbühne gekommen sind, da setzen sich alle der Reihe nach auf elfenbeinerne Stühle. Nicht leicht kann ein ehrliebender und rechtschaffener Jüngling ein schöneres Schauspiel erblicken. Denn der gleichzeitige Anblick aller der Masken der wegen ihrer Tüchtigkeit gerühmten Männer, die gleichsam leben und beseelt sind, begeistert wohl jeden. Wirklich, es kann kein Schauspiel schöner scheinen. Dazu hebt der, der über den zu Bestattenden spricht, wenn er die Rede über ihn hält, mit den übrigen Anwesenden, vom Ältesten angefangen, an. Da so die Kunde von der Tüchtigkeit der trefflichen Männer immer wieder verbreitet wird, ist der Ruhm derer, die Schönes getan, unsterblich; die dem Vaterland Gutes erwiesen, sind so der Menge bekannt und ihr Ruf wird den Nachkommen überliefert. Was aber das Wichtigste ist, die Jugend wird begeistert, für den Staat alles zu ertragen, weil eben den Guten der Ruhm nachfolgt."

Aus der Schilderung des Polybius, die offensichtlich auf Augenschein beruht, ergibt sich, daß die laudatio eine feste Form hatte; sie verband mit dem Lob des letzten Verstorbenen stets das der ganzen Gens; so war sie auch ein nicht zu unterschätzendes Mittel in der Hand der herrschenden Klasse, ihre Macht und ihren Einfluß bei der Menge stets neu zu beleben. Die Reden erbten sich, wie Cicero Brut. XVI 62 berichtet, in den einzelnen Geschlechtern fort; sie bildeten aber auch die Grundlage für die Verfälschung der römischen Geschichtsüberlieferung; denn sie enthielten unwahre Angaben über Triumphe, Konsulate usw.

Allmählich waren, wohl aus politischen Gründen, diese Reden auch veröffentlicht worden. Die erste, von der wir dies wissen, war die des Q. Fabius Maximus; er veröffentlichte die Rede, die er auf seinen Sohn gehalten hat (Plut. Fab. Max. XXIV 4, . . . *γράψας τὸν λόγον ἐξέδωκεν*, Cic. Cato Mai. 12 *est in manibus laudatio* . . .). Erhalten sind derartige Lobreden, natürlich im Auszuge, auf Stein (z. B. laudatio Murdiae aus der Zeit des Augustus, CIL VI 10230; Turiae, 8—2 v. Chr., CIL VI 1527, Matidiae, von Kaiser Hadrian gehalten, CIL XIV 3579).

29. Römischer Triens. (Photo.)

Quellen und Literaturnachweise.

Die Quellen für die Darstellung der römischen Literatur liefern vor allem die erhaltenen Werke in lateinischer Sprache; dazu kommen die Nachrichten über verlorene; denn nur ein kleiner Teil ist erhalten. Vieles war ja nur für den Augenblick bestimmt; manches fiel dem Zufall im Laufe der Zeit anheim; auch der sich wandelnde Geschmack war nicht ohne Einfluß. Im aufstrebenden Christentum entstand ferner ein Gegner, der besonders gefährlich wurde, weil er seinen Kampf gerade zu der Zeit führte, da an Stelle des billigen alten Schreibmateriales Papyrus das teure Pergament trat. Was wir an lateinischen Autoren erhalten haben, verdanken wir der ersten großen Renaissance der Antike durch Karl den Großen und seinen in der Academia Palatina vereinigten Freunden. So ist auch die große Menge der lateinischen Handschriften in der sog. Karolingischen Minuskel geschrieben, die von dem Kloster des hl. Martinus von Tours ausging. Was sich so aus der alten Literatur rettete, verdankte seine Erhaltung z. T. nur dem

Zufall; viel mehr wirkte die Tradition im Schulunterricht, ferner die heilige Begeisterung einiger national-gesinnter Familien, der Symmachi, Nicomachi, Vettii im 4.u. 5. Jh.n.Chr., endlich die Einsicht des gelehrten Cassiodorus (6. Jh.), der seinen Mönchen auch die Beschäftigung mit den alten Schriftstellern und die Anfertigung von Handschriften gebot.

G. Wissowa, Bestehen und Vergehen in der römischen Literatur, Halle 1908.

R. Beer, Bemerkungen über den ältesten Handschriftenbestand des Klosters Bobbio, Wien 1911.

Eine Literaturwissenschaft in unserem Sinn gab es bei den Römern, ja überhaupt bei den Alten nicht. Freilich darf man deshalb nicht glauben, daß man sich nicht mit literargeschichtlichen Fragen beschäftigte. So hat vor allem Cicero in seinem *Brutus* eine Geschichte der römischen Redekunst mit stetem Ausblicke auch auf Griechenland geschrieben. Der Dichter L. Accius (geb. 170 v. Chr.) hat nach dem Vorbild der griechischen Grammatiker den Nachlaß der römischen Bühnendichter durch einen Katalog (Indices, *πίνακες*) geordnet und kühn Echtes und Unechtes geschieden. Ferner hat Varro, an die alexandrinische Philologie anknüpfend, eine Reihe von Themen, die den Literaturhistoriker angehen, mit reichem Material und oft mit guter Kritik behandelt; Reste seiner Gelehrsamkeit haben wir noch bei Gellius (geb. etwa um 130 n. Chr.), besonders den *Naevius* und *Plautus* betreffend, erhalten. Nepos, Santra, Hyginus (Zeit des Augustus) sind weniger als Literarhistoriker faßbar. Ganz gut aber können wir über Sueton (geb. etwa 75 n. Chr.) urteilen, der nach Art der gelehrten Biographie der Alexandriner nicht nur das Leben der *Caesares*, sondern auch der Literaten beschrieb. Wir haben von diesen trockenen, aber doch stofflich interessanten Biographien von Literaten, wenn auch in abgeleiteter Form, die des *Terenz, Vergil, Horaz, Lucan, Tibull*, ferner noch die Traktate *De grammaticis* und *De rhetoribus* erhalten. Er ist ferner das Vorbild für Hieronymus gewesen, als er 392 n. Chr. zu Bethlehem einen kurzen, chronologischen Abriß der christlichen Schriftsteller schrieb; Gennadius, der Schüler des Hieronymus, gab dazu eine Fortsetzung. Der Niederschlag der römischen Literaturforschung liegt uns in den Notizen vor, die Hieronymus seiner lateinischen Übersetzung der Chronik des Eusebius beifügte. (Abgefaßt 380/1 zu Konstantinopel.)

Nicht vergessen darf man ferner, daß die genannten Männer vielfach alte, uns meistens nicht mehr zugängliche Quellen, Aufzeichnungen von Beamten- und Priesterkollegien, sonstige öffentliche Urkunden, Grabschriften, für uns verlorene Schriften der Autoren selbst, Notizen jetzt verlorener zeitgenössischer Schriftsteller benutzt haben und uns so ein wertvolles Material überliefern.

Fr. Leo, Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form.. Leipzig 1901.

Fr. Marx, Naevius. S. B. d. S. A. d. W. Leipzig, ph. hist. Kl. LXIII (1911) 39 ff.

J. K. Fotheringham, Eusebii Pamphili chronici canones Latine vertit, adauxit, ad sua tempora produxit S. Eusebius Hieronymus. London 1923.

Herder und die Romantiker haben die Literaturwissenschaft begründet. Die bedeutendsten Werke in deutscher Sprache über die römische Literatur, die dem augenblicklichen Stand des Wissens und der Forschung entsprechen, sind:

W. S. Teuffels Geschichte der römischen Literatur. 6. Aufl. (2. Bd. 7. Aufl.) von W. Kroll und Fr. Skutsch. Leipzig 1916 ff. (3 Bd.) (Besonders reiche Literaturangaben.)

M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. 3. Aufl. München 1907. (4 Bd. in 7 Teilen.) (Vollständige Darlegung des Quellenmateriales, genaue Erörterung der modernen Behandlung des Stoffes; es fehlt leider die innere Anteilnahme für die führenden Größen der röm. Literatur.)

E. Norden, Die römische Literatur in Gercke†-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. 2. Aufl. Leipzig 1923. (Orientierende, die Probleme besonders hervorhebende kritische Darstellung.)

Kurze geistvolle Schilderungen bietet Th. Mommsen in der Röm. Gesch.

Eine kurze, ideenreiche Übersicht, die die Meister des Faches und der Darstellung verrät, lieferten Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch, Die lateinische Literatur und Sprache, Leipzig 1906, in P. Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und Ziele T. I Abt. VIII, jetzt 3. Aufl. (vgl. E. Hauler, Z. f. ö. G. 1906).

Von kurzen Darstellungen seien noch als die neuesten erwähnt:

A. Klotz, Geschichte der röm. Literatur. Leipzig 1924.

Gudemann, Gesch. d. lat. Literatur. Göschen 1923.

Die fremdländischen Werke sind bei Teuffel und Schanz genannt.

Für die im ersten Abschnitte behandelten Partien kommen als Sonderdarstellungen in Betracht:

Fr. Leo, Geschichte der Römischen Literatur, I. Bd. Die archaische Literatur. Berlin 1913. (Unerreichte Meisterleistung.)
Paul Lejay, Histoire de la littérature Latine des origines a Plaute. Paris 1923. (Interessante Darstellung, doch leider fast ohne Berücksichtigung anderer, bes. der deutschen Forschung.)
Gaëtano Curcio, Storia della letteratura latina I. 1923.
Enrico Cocchia, La letteratura latina anteriore all' influenza Ellenica. Neapel 1. T. 1924, II. u. III. T. 1925.
Ferner: Bursian-Körte, Jahresberichte über die Fortschritte der kl. Altertumswissenschaft, Bd. 176 u. 184: W. Schwering und M. Bacherler: Bericht über die Erforschung der altitalischen Denkmäler für die Jahre 1897—1913 und 1914—1920.
K. Meister, Römische Literatur in der Zeit d. Republik 1919 bis Ostern 1923 in: Jahresberichte des phil. Vereins zu Berlin XLVIII, 3.

Einzelne Literatur.

Eigenart der Römer: E. Bickel, Altrömischer Gottesbegriff. Leipzig 1923. — G. Michaut, Le Genre Latin. Paris 1900. — R. Heinze, Von den Ursachen d. Größe Roms. Leipzig 1925.
Die Osker: C. Buck, E. Prokesch, Elementarbuch d. oskisch-umbrischen Dialekte. Heidelberg 1905.
Sammlung der Inschriften: R. v. Planta, Grammatik d. oskisch-umbrischen Dialekte II. Bd. Straßburg 1897. — Conway, The Italic Dialects. Cambridge 1897.
Die Fluchtafel: F. Buecheler, Rhein. Mus. LXII, 554ff. Bonn. Jahrb. 116, 296ff. — E. Diehl, Altlat. Inschriften 675. — Jacobsohn, Altitalische Inschriften 61.
Oskische Inschriften in Saturnischem Versmaß: Fr. Buecheler, Rhein. Mus. XXX (1875) 441ff. Es handelt sich um die Inschrift des „cénstur Aieis Maraîeis"; sie stammt aus der Zeit des Bundesgenossenkrieges 90/89. — In Saturniern sind nach Buecheler auch pälignische Inschriften (Hauptort Corfinium) abgefaßt. Die pälignischen Inschriften sind bei Planta und Conway a. a. O. gesammelt. Planta a. a. O. I 20: „Für die Stellung des Paelignischen ergibt sich also, daß es ein dem Oskischen nahverwandter Dialekt war . . . — Die „Herentas"inschrift hat gegen Buecheler, Rhein. Mus. XXXV (1880) 495 ff. besprochen R. Thurneysen, Rhein. Mus. XLVIII (1898), 347 ff., darnach C. Thulin, Italische sacrale Poesie und Prosa, Berlin 1906, H. Ehrlich, Rhein. Mus. LXVIII (1913) 603ff. — Die „Anaes"inschrift ist nach Buecheler, Rhein. Mus. XXXV (1880) 495ff. von K. Brugmann, Ber. d. sächsischen Ges. d. Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, LXIII (1911) 173 f. also erklärt worden: ante pedes hic incubat senex usa (consumpta) aetate / C. Annaeus omnibus [rebus] dives fortis (fortunae) faber. —
Cippus Abellanus: L. Wenger, Sitzungsber. d. bayrischen Ak. d. Wissenschaften, phil. hist. Klasse, LXV (1915) 10 ff.
Atellane: E. Kalinka, Philologische Wochenschrift XLII (1922) 571 ff.: „Die Heimat der Atellane."
Umbrer: Sammlung der Inschriften bei Planta a. a. O. und Conway a. a. O., Auswahl bei Buck-Prokesch a. a. O.
Paronomasie usw.: Beispiele aus Norden, Antike Kunstprosa, I 161, 3. Berlin 1898.
Ligurer: P. Kretschmer, Zeitschr. f. vergleichende Sprachwissenschaft, XXXVIII (1905) 97, 118, „Lepontinische Inschrift aus Ornovasso", hält die Ligurer für ein eigenes indogermanisches Volk, ebenso J. Brüch ebenda XLVI, 351 ff.; dagegen erklären die Inschrift von Ornovasso für keltisch Hirt, Indogermanen II. 564 ff. und Danielsson, Zu den venetischen und lepontinischen Inschriften, Skrifter utg. fr. Ved. Selsk. Uppsala, XIII, 1. Zu den Gegnern des indogermanischen Charakters des Ligurischen gehören A. Schulten, Numantia, München 1914, I 60 ff., R. W. Husbrand, Classical Philology VI, 385 ff. Zur Frage ist jetzt zu vergleichen E. Vetter: Pauly-Wissowa-Kroll, Real-Enzyklopaedie, s. v. Ligurer.
Die Italiker: G. Wilke, Die Herkunft der Italiker, Archiv f. Anthropologie, N. F. XVIII (1919) 162 ff. — A. Walde, Über die ältesten Beziehungen zwischen Kelten und Italikern. Innsbruck 1917. — Fr. Marx, Die Beziehungen der klassischen Völker des Altertums zum keltisch-germanischen Norden. München 1897.
Tocharisch: A. Nehring, Wege u. Ziele i. d. Sprachwissenschaft d. Gegenwart, Neue Jahrbücher, LIII (1924) 86 ff. (r im Medium, resp. Passivum im Tocharischen, Phrygischen, Hethitischen).
Kyme: Gardthausen, Das Alter der italischen Schrift und die Gründung von Cumae. Neue Jahrbücher, XXXVII, 369 ff. — F. v. Duhn, Pompeji, eine hellenistische Stadt. 3. Aufl.

Unteritalische Malerei: E. Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen. München 1923.

Phlyaken: L. Radermacher, Zur Geschichte der griechischen Komödie, Sitzungsber. d. Ak. d. Wiss. zu Wien, phil. hist. Kl., 202/1 (1904): Zum Namen *Φλύακες*.

Die Etrusker: G. Körte und F. Skutsch in Pauly-Wissowa-Kroll, Real-Enzyklopaedie VI/1, 730 ff. — P. Kretschmer in Gercke†-Norden, Einleitung i. d. Altertumswissenschaft, 2. Aufl., Leipzig 1923. I/6, 107 ff. — R. A. L. Fell, Etruria and Rome. Cambridge 1924. — Fr. Weege, Etruskische Malerei, Halle 1921. — W. Schulze, Zur Gesch. d. lat. Eigennamen. Berlin 1904. — S. P. Cortsen, Die etruskischen Standes- u. Beamtentitel, durch die Inschriften beleuchtet. Kobenhavn 1925. — P. Kretschmer, Lat. amo, Glotta XIII 114; anders Fiesel, Das grammatische Geschlecht im Etruskischen. Hannover 1923. S. 36.

Alphabet: M. Hammarström, Beiträge zur Gesch. d. Etruskischen, Lateinischen u. Griechischen Alphabets. (Acta societatis scientiarum Fennicae, XLIX 2). Helsingsfors 1920. — A. Grenier, L'alphabet de Marsiliana et les origines de l'écr. à Rome in Mélanges d'arch. et d'hist. XLI, 1 ff.

Akzent: F. Skutsch, Der lat. Akzent. Glotta IV 187 ff. — H. Bergfeld, Das Wesen d. lat. Betonung Glotta VIII 1 ff. — F. Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, Leipzig 1920. — A. Schmitt, Untersuchungen zur allgemeinen Akzentlehre mit einer Anwendung auf den Akzent des Griechischen und Lateinischen. Heidelberg 1924. — A. Goetze, Zur relativen Chronologie von Lauterscheinungen. Indogerm. Forschungen XLI (1923) 78 ff. (Vergl. aber A. Nehring, Glotta XIV (1925) 244 f.)

„Manios"inschrift: C(orpus) I(nscriptionum) L(atinarum) I 1^2 (ed. E. Lommatzsch) Nr. 3 S. 370 = Diehl a. a. O. 605.

„Forum"inschrift: C.I.L. I 1^2 Nr. 2 S. 367, 1 = Diehl a. a. O. 212.

„Duenos"inschrift: C.I.L. I 1^2 Nr. 4 S. 371 = Diehl a. a. O. 606. — E. Goldmann, Die Duenosinschrift. Heidelberg 1926.

Zwölftafelfragmente: C. G. Bruns, Fontes iuris Romani antiqui. 7. Aufl. ed. O. Gradenwitz, S. 15—40. Über die Möglichkeit einer Rekonstruktion nach dem Gallischen Brande J. v. Binsbergen, Mnemosyne LIII (1925) 223 f.

Agramer Mumienbinde: G. Herbig, C(orpus) I(nscriptionum) E(truscarum). Supplement, Fasc. I. Leipzig 1919—1921.

Berichte des Livius und Horaz: F. Muller, Philologus LXXVIII (1923) 230 ff. mit genauer Literaturübersicht; erwähnt seien bes. B. L. Ullmann, Satura and Satire. Class. Phil. VIII (1913) 172, Dramatic Satura, ebenda IX (1914) 1 ff. — O. Weinreich, Zur römischen Satire, Hermes LI (1916) 386 ff. — R. Reitzenstein, Livius und Horaz, über die Entwicklung d. röm. Schauspiels, Göttingische Gelehrte Nachr. 1918, 233 ff. — H. Klingelhöfer, De scaenicis Romanorum originibus, Münster 1922; ferner De Livii capite VII, 2. Phil. Quart. IV (1925) 321 ff.

Kretiker und Bakcheen: F. Vollmer, Röm. Metrik in Gercke†-Norden, Einl. i. d. Altertumswissenschaft. 2. Aufl. Leipzig 1923, 5.

Nenie: E. Fränkel, Plautinisches im Plautus (Kießling-Wilamowitz, Phil. Untersuchungen XVIII). 21 f. Berlin 1922.

Italische Mythen: H. Usener, Italische Mythen, Rhein. Mus. XXX (1875) 182 ff. = Kl. Schriften IV 93 ff. — Keune in W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon d. griech. u. röm. Mythologie, Lieferung 96 u. 97, 1925, S. 273 s. v. „Vesuna".

Marsgebet: E. Diehl, Poetae Romani veteres. Nr. 2. — Thulin a. a. O. 52 ff — Lejay a. a. O. 151 ff. — Bickel a. a. O.

Arvallied: Diehl, a. a. O. 118. — F. Marx, Lucilius II 424. — Bickel, a. a. O.

Salierlieder: Andere Deutungen bei A. Reichardt, Das Lied d. Salier u. d. Lied d. Arvalbrüder. Leipzig 1911. — C. Zander, Versus Saturnini. 3. Aufl. Lund-Leipzig 1918. — P. I. Enk, Neophilologus VI (1923) 261 ff.

Axamenta: A. Kappelmacher, Die Axamenta d. Salier. Wien. Stud. XLIV (1924/5) 224 ff.

Rüge- und Scheltlieder: H. Usener, Italische Volksjustiz. Rhein. Mus. LVI (1901) 481 ff. = Kl. Schriften IV 356 ff.

Preislieder der Germanen: R. Reitzenstein, Hermes XLVIII (1913) 272 ff. — A. Heusler, Altgermanische Dichtung (Handbuch d. Literaturwissenschaft) S. 120.

Saturnier: Grundlegend F. Leo, Der Saturnische Vers (Abh. d. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen, phil.

hist. Kl. VIII/5). Berlin 1905. — Zander a. a. O. — Draheim, Wochenschrift f. kl. Phil. XXXIV (1917) 935 ff. — G. Friedrich, Indog. Forsch. XXXVII 141 ff.

Pontifex: P. Kretschmer, Glotta X (1921) 212.

Der Adel als Träger der Literatur: F. Münzer, Römische Adelsparteien u. Adelsfamilien. Stuttgart 1920.

religio: Nach dem Streit zwischen W. F. Otto, Archiv f. Religionswissenschaft XII (1909) 533 ff. u. XIV (1911) 406 und M. Kobbert, Diss. Königsberg 1910, 34 ist zu vergleichen F. Hartmann, Glotta V (1916) 325.

Stellung der Pontifices zum Recht: P. Jörs, Röm. Rechtswissenschaft zur Zeit der Republik, I. Teil. Berlin 1888.

Sprache der XII Tafeln: Einfluß griechischer Formeln und Satzformen findet F. Skutsch, Die lat. Sprache in Kultur d. Gegenwart I/8[1], Leipzig 1907, 449 und Glotta III 93 f., ferner Wilamowitz, Griechische Verskunst, Berlin 1921, 31, 3. Dagegen ist aber zu vergleichen K. Brugmann, Kurze vergl. Gramm., Leipzig 1904, § 639, ferner Beispiele wie Wg. I Ib. 3 pr. (H. Vendell, Äldre Västgötalagen S. 42): „Wenn (einer) verkaufen will sein Grundstück, so muß (er) (es) anbieten seinen Erben."

Kalendertafel: K(alendae), N(onae), Id(us): A. H. Salonius, Zur röm. Datierung, Annales academiae Fennicae, Ser. B XV, 10. Helsingfors 1922.

Annales maximi und Fasti: C. Cichorius, Pauly-Wissowa-Kroll, Real-Enzyklopaedie I/2 2248 f. — G. Wissowa, ebenda VI/2 2015. — Franke, Sitzungsber. d. preuß. Ak. d. Wissensch. phil. hist. Kl. 1925. — O. Marucchi, Un nuovo fram. del. Cal. praenestino di Verrio Flacco. Rev. indo-gr.-it. 1921, 286. — G. Wissowa, Hermes LVIII (1923) 368 ff.

Cn. Flavius: E. Stein, Wien. Stud. XXXVIII (1915) 353 ff. — St. Brassloff, Studien zur röm. Rechtsgeschichte. I. Teil, Wien 1925, 21 ff.

Appius Claudius: Fragmenta Poetarum Romanorum ed. A. Bährens, Leipzig 1857, S. 26. — Oratorum Romanorum Fragmenta coll. atque illustr. H. Meyer, editio Parisina ed. Fr. Dübner, Paris 1857, S. 705 f.

Zur Politik des A. C.: Grundlegend Th. Mommsen, Röm. Forschungen I, Berlin 1884, 301 ff.

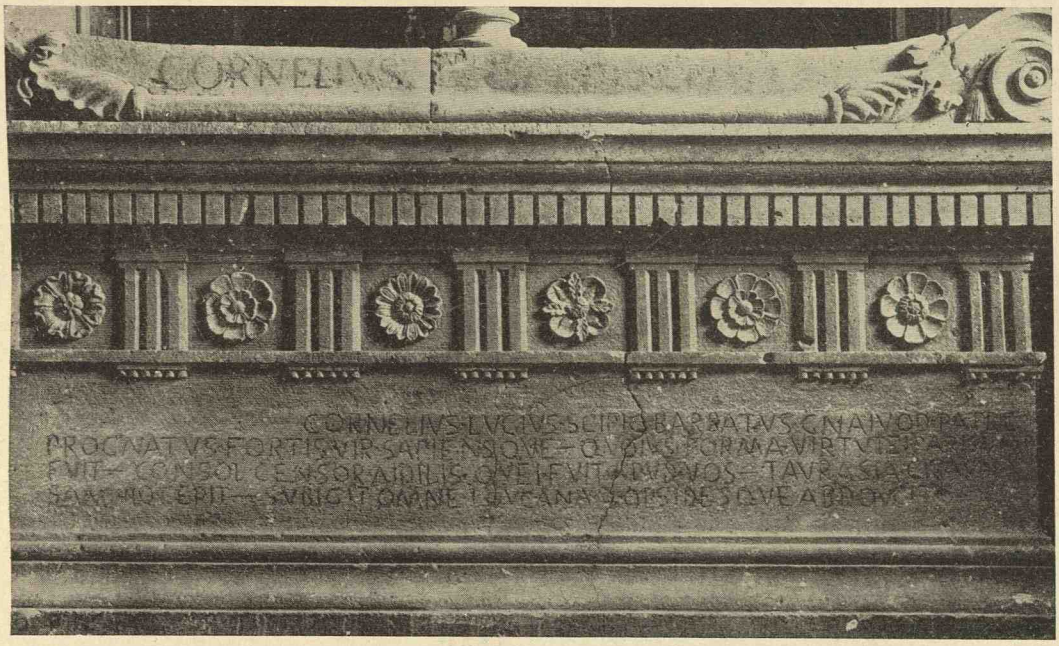
Rede des Appius Claudius gegen Pyrrhus: W. Soltau, Phil. LXXI (1910) 319 f.

Über die Sententiae: Fr. Marx, Appius Claudius u. Philemon, Ztsch. f. öst. Gymn. XLVIII (1897) 220. E. Hauler, Wien. Stud. XXXVII (1915) 371 liest Inimicos si es commentus, nec libens aeque und übersetzt, indem er das Zeugnis bei Priscian nicht anerkennt: „wenn du dich deiner vielen Feinde entsinnst, nicht ebenso gerne . . ." So entsteht ein Gegensatz: „Freund körperlich sehen — Leid vergessen" und „Feinde geistig sehen — Leid nicht vergessen". Ähnlich faßt auch P. Lejay a. a. O. 168 f. den Vers, nur liest er mit kühner Konjektur: inimici. Er betrachtet übrigens da und Rev. Phil. XLIV (1920) 127 f. die Sententiae als römische Spruchweisheit.

De usurpationibus, E. Hauler, Zur älteren römischen Literaturgeschichte, Festschrift Theod. Gomperz, Wien 1902, S. 390 ff.

Die figurierte Sprache: Fr. Leo, Gesch. d. röm. Literatur I, Vorliterarische Rhetorik. — Dagegen richtig E. Fränkel a. a. O. 357 ff. Vergl. ferner A. Kappelmacher, Wien. Stud. LIII (1923) 168 ff.

Die laudatio funebris: F. Vollmer, Laudationum funebrium Romanorum historia et reliquiarum editio. Fleckeisens Jahrb. Suppl. XVIII (1892) 449 ff. Dazu Vaglieri, Not. d. scavi 1898, 413 f.

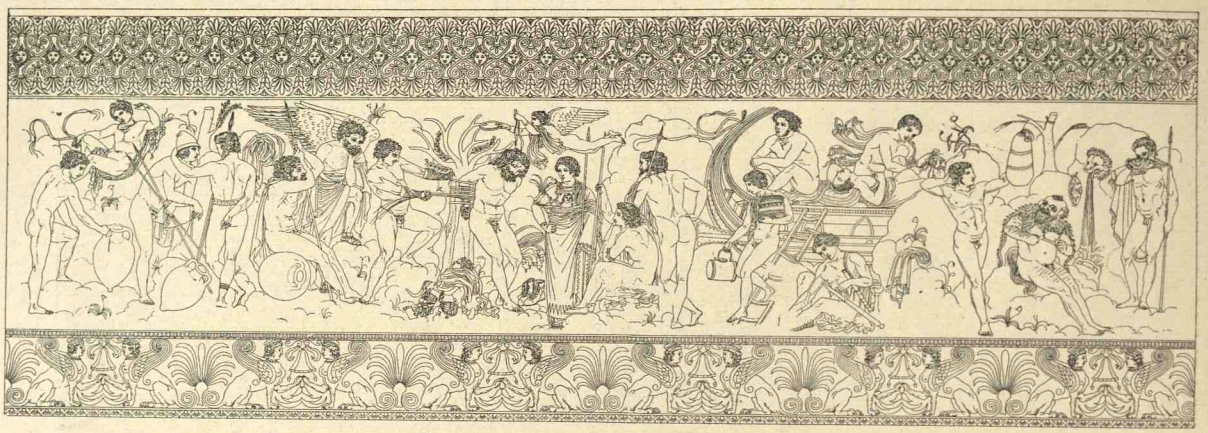


30. Der Sarkophag des Scipio Barbatus. (Nach E. Diehl, Inscr. Lat. Taf. 4.)

DIE RÖMISCHE LITERATUR UNTER GRIECHISCHEM EINFLUSS

Durch die Niederwerfung der Bojer im Norden (284 v. Chr.) und durch die Besiegung des Epirotenkönigs Pyrrhus (278 v. Chr.) war Rom die Herrin von Italien geworden; im ersten punischen Krieg (264—241 v. Chr.) hatte es mit Erfolg in die große Weltpolitik der Mittelmeerstaaten eingegriffen. Pyrrhus war ein hellenistischer König: am Hofe Ptolemaios' I. hatte er eine weit über den Durchschnitt hinausgehende Bildung erhalten; er war auch als Schriftsteller tätig. Als ein zweiter Alexander war er ausgezogen und wie Alexander führte er griechische Literaten als Herolde seines Ruhmes mit. Unteritalien und Sizilien, die als Kriegsbeute den Römern zugefallen waren, waren seit langem griechische Länder. Griechischer Einfluß, durch die griechische Kolonie Kyme immer in Rom vorhanden und durch die gräzisierten Etrusker, Osker und Unteritaliker verstärkt, machte sich immer mehr geltend. Wir können noch verfolgen, wie das Griechentum immer tiefer greift; im Jahre 304 taucht z. B. in den öffentlichen Konsularverzeichnissen zum erstenmal ein griechischer Beiname auf: *P. Sempronius P. f. C. n. Sophus*, 281 führt ein Angehöriger des marcischen Geschlechtes bereits einen griechischen Königsnamen als Cognomen: *Q. Marcius Q. f. Q. n. Philippus.*

Die Römer waren eben weltläufiger geworden; als Militärs, Beamte, ja auch als Kaufherren waren sie mit dem Ausland, besonders mit Griechen und Orientalen in persönliche Berührung gekommen. Auch war in gewissem Sinne eine Umschichtung der Bevölkerung eingetreten. Durch den Krieg verarmte Bauern verlegen ihren Wohnsitz nach Rom; aber auch Großgrundbesitzer nehmen dauernden Aufenthalt in der Stadt und lassen ihre Güter



31. Darstellung auf der sog. Ficoronischen Ciste. (Nach Wiener Vorlegeblätter, Wien 1890. Taf. XII, 1c.)

vom Meier, dem villicus, bewirtschaften; das zeigt *Catos* Schrift „Über den Landbau" (2, 5. 142). Die Zahl der Fremden, der Peregrinen, steigt; ein eigener Prätor wird für die Rechtsprechung bei ihnen erforderlich (242); um 207 ist ihre Zahl so groß, daß sie auf 12000 angewachsen ist (Livius XXXIX 3, 4. 6); sie werden schon als lästig empfunden und es werden Abwehrmaßregeln getroffen (Livius XLI 8, 6, XLII 10, 3). Auch die Menge der Sklaven ist durch die Kriege in stetem Zunehmen. Schon im Jahre 313 hatte der triumphierende L. Papirius Cursor als Erlös für Sklaven 2533000 aeris gravis an die Staatskasse abgeführt. Was besonders wichtig ist, die Zahl der Griechen wird allmählich so groß, daß sie bedenklich ist (Polybius XXX 4, 10). Sie erhalten aber — und dies sei wieder besonders hervorgehoben — nicht nur im Hause und in der Öffentlichkeit Verwendung zu gewöhnlicher manueller oder gar künstlerischer oder kunstgewerblicher Betätigung, sondern sie sind auch als Ärzte und Turnlehrer tätig und leiten in der Stellung des paedagogus den Unterricht vornehmer Zöglinge. Hatte vordem, in der guten alten Zeit der Vater die Erziehung seiner Kinder geleitet, so tritt jetzt der Grieche an seine Stelle. Dabei fehlte es nicht an Rückschlägen, Ausnahmen, ja geradezu an Haß gegen diese Ausländerei. Der alte Cato unterrichtet seinen Sohn Markus selbst; er mahnt ihn: „Sagen werde ich über diese Griechen an geeigneter Stelle, Sohn Markus, was ich in Athen erforscht habe, und daß es gut ist ihre Wissenschaften einzusehen, sie aber nicht zu erlernen. Erweisen werde ich, daß es ein ganz nichtsnutziges Volk ist, dem nichts beizubringen ist. Und glaub', daß Folgendes ein Seher gesagt hat: Wann dieses Volk seine Wissenschaften weiter gibt, wird es alles verderben, besonders wenn es seine Ärzte hierher schickt. Sie haben einfach sich geschworen, alle Barbaren durch ihre Heilkunst zu töten; aber sie werden sie für Geld üben, damit man ihnen traut und sie leicht Schaden stiften. Auch uns nennen sie gern Barbaren und beschimpfen uns ärger als andere durch die Bezeichnung als Leute altfränkischer Sitte. Vor den Ärzten sei also gewarnt!" (*Cato, Libri ad M. filium, De medicina* (?) Jord. 77 bei *Plinius, Nat. Hist.* XXIX 7, 14 f.) Und trotz solcher Warnungen selbst einflußreicher Männer setzte sich das Griechentum als Träger fortgeschrittener Zivilisation und höherer Kultur durch. Es zeigt sich nur, daß in dem Aneinanderprallen dieser zwei starken völkischen Individualitäten das Römertum nicht aufgesogen wurde, sondern neue Anregungen zu einer eigenartigen Entwicklung bekam.

Das läßt sich u. a. auch auf dem Gebiete der Kunst beobachten. Schon im 4. oder

32. Sog. Tempel der Fortuna virilis in Rom. (Photo.)

vielleicht richtiger im 3. Jahrhundert schafft ein kampanischer Künstler, wohl im Dienste eines römischen Adeligen tätig und von ihm freigelassen, nach griechischem Vorbild ein Kunstwerk in Rom; es ist dies die sog. Ficoronische Ciste mit Darstellungen aus der Argonautensage. Die Aufschrift Novios Plautios med Romai fecid beweist die Herstellung durch einen Fremden in Rom. Im dritten Jahrhundert fertigen kampanisch-griechische Meister die Münzen der Stadt Rom. Besonders läßt sich die allmähliche Durchsetzung mit griechischem Wesen in der Baukunst zeigen, für die der auf das Nützliche gerichtete Sinn der Römer stets Interesse hatte. Genaue, bis in die feinsten Einzelheiten durchgeführte Untersuchungen von Delbrück an Bauresten auf dem Gemüsemarkt (Forum holitorium) in Rom an drei Tempelbauten des 3. und 2. Jahrhunderts haben gezeigt, daß der südlichste dieser Tempel der älteste ist; er ist noch ganz ungriechisch, während die beiden anderen bereits hellenischer Art sind. Alle drei Tempel sind sog. Podienbauten. Nun sind aber die ältesten Tempelbauten Roms, der des Iuppiter Capitolinus, dediziert 509 v. Chr., und der des Apollo aus dem Jahr 413, Podientempel mit unprofiliertem Podium, der Tempel in Gabii aber aus dem Jahre 250 zeigt schon griechischen Einfluß, nämlich ein lesbisches Profil. Da nach der schriftlichen Überlieferung (Livius I 38) der älteste römische Podientempel, eben der des kapitolinischen Iuppiter, von Etruskern gebaut ist, ferner sich Beziehungen dieser Bauart zum Orient zeigen lassen, hat man sie nicht ohne Grund von dorther ableiten wollen; freilich sicher ist dies nicht und es muß zum Nachdenken stimmen, wenn schon die „Templa" der Terremare sich durch ein Podium über den Wasserspiegel erheben. Die Möglichkeit also, daß dieser Stil doch altitalisch ist, läßt sich nicht ohne weiteres ablehnen. Mit der Ausbreitung der römischen Macht dringt dieser etruskisch-römische Podientempel in Latium, Süditalien (Paestum) und Sizilien vor. Es ist derselbe Weg und dieselbe Zeit, die sich auch bei der Ausbreitung und Einführung der römischen Gesetzessprache beobachten ließen. Von den drei Tempeln auf dem Forum holitorium hat der eine, der südliche, den etruskisch-quadratischen, die zwei anderen, der nördliche und mittlere, länglichen, also griechischen Grundriß. Das Eindringen dieses gestreckten Grundrisses, der im 3. Jahrhundert auch in Mittelitalien üblich wird, beweist, wie das Griechentum Unteritaliens an Einfluß gewinnt. Aus Großgriechenland kommen ferner die eng gestellten Säulenordnungen aller drei Tempel. Auch die Tempelbauten in Gabii und Pästum zeigen die Achsenweite griechischer

33. Buddha.
(Nach Antike I, Tafel 9.)

Tempel. Da diese Bauten der Mitte des 3. Jahrhunderts entstammen, ist wieder die enge Berührung mit Großgriechenland der Grund für die Säulenstellung der Tempel auf dem römischen Gemüsemarkt. Wichtig ist es endlich, daß, was man von den Säulenkapitälen dieser drei Tempel weiß, deutlich zeigt, daß wir es mit dem bei *Vitruvius* (III 5, 5) beschriebenen, sog. Kapitäl des Hermogenes zu tun haben; dieses stammt aber aus dem hellenisierten Kleinasien. Auch der wohl zeitlich nahe sog. Tempel der Fortuna virilis trägt diese Säulenkapitäle. Altitalischer, etruskischer, griechischer und hellenistischer Einfluß ist also deutlich erkennbar. Es läßt sich — und das ist besonders wichtig — eine langsame, allmähliche Durchdringung und Entwicklung beobachten. Dasselbe gilt auch gewiß für die Entstehung des Hellenismus in Asien. Griechische Künstler haben z. B. zuerst die Gestalt des Gottes Buddha geschaffen. Das ist gewiß ein bedeutendes Geschehen für den Orient und für die Griechen. Anfangs schaffen nun die griechischen Künstler einen Typus ganz in der Art, wie sie hervorragende Menschen zu bilden gewohnt waren; der Typus erinnert an die berühmte Sophoklesstatue im Lateran. Erst eine zweite Form, die dann die weit verbreitetere ist, gibt dem Gott ein weiches, orientalisches Aussehen.

34. Buddha.
(Nach Antike I, Abb. 26.)

Wie steht es nun mit der römischen Literatur, die unter griechischen, beziehungsweise hellenistischen Einfluß gerät? Livius Andronicus, ein in Tarent gebürtiger Grieche, dichtet aus dem Erlebnis seiner Jugend heraus, vielleicht auch später durch Aufenthalt in seiner Heimat neue Anregungen suchend und findend, in lateinischer Sprache eine Odyssee, bearbeitet ferner griechische Dramen für die römische Bühne. Wir sind gewohnt anzunehmen, Livius Andronicus habe so als erster griechische Literatur für die Römer verwendet, also unvermittelt etwa als erster die Übersetzungskunst geschaffen. Denkt man aber an die Spruchdichtung des Appius Claudius, so sieht man, daß auch hier eine Entwicklung vorliegt. Freilich ist durch Andronicus' reiche Tätigkeit und dadurch, daß der Boden für das Verständnis griechischer Dichtung durch den Gräzisierungsprozeß und die Weltläufigkeit der Römer gegeben war, die römische Literatur in eine neue Bahn gelenkt worden; so ist erst in lateinischer Sprache eine Literatur entstanden, die den Griechen mehr oder weniger Gestalt verdankt und dabei immer römischer wird.

Doch es ist da ein wesentlicher Unterschied gegenüber der Wirkung des Griechentums im Osten zu erkennen. Die Orientalen haben nicht wie die Römer unter dem Einfluß der Griechen eine Übersetzungsliteratur und darauf bauend eine mit der griechischen Literatur in Beziehung stehende, sie nachahmende oder mit ihr wetteifernde Literatur geschaffen; diese

Wirkung blieb dem Hellenismus im Osten versagt. Unberührt bleiben im ganzen seine Literaturen. Die Geschichtschreibung der Babylonier, Ägypter und Juden, die Epik der Babylonier, Inder und Perser, die ägyptische, jüdische und indische Hymnodik, sie waren zur Zeit des Alexanderzuges fertige Größen, die nicht auf die Griechen wirkten und auch nicht von den Griechen irgendeinen Einfluß erfuhren. Allmählich zeigt sich freilich eine Durchdringung, interessanterweise vor allem in der jüdischen Literatur, und zwar in einer Weise, für die eine Analogie sonst nicht nachweisbar ist, ferner auf einem Gebiete von größter Wichtigkeit für die ganze abendländische Kultur. Das Judentum war z. T. so hellenisiert worden, daß die heiligen Bücher ins Griechische übersetzt werden mußten, weil sie in der Ursprache nicht mehr verstanden wurden. Schon um 200 v. Chr. las man die Bücher Mosis', die Chronik, die Bücher der Könige, die Psalmen, das Buch Hiob, vielleicht auch Josua in griechischer Sprache; andere Schriften folgten. Hier haben wir es mit Übersetzungsliteratur zu tun, bald ganz wörtlicher, bald freier. Nach griechischer Auffassung lagen Übertragungen aus einer „Barbaren"-sprache ins Griechische vor. Gerade umgekehrt war es in der römischen Literatur. Noch Plautus (200 v. Chr.) kennzeichnet seine dichterische Tätigkeit kurz mit den Worten *Maccus* (oder Plautus) *vortit barbare* (Prologe zu Asinaria 11, Trinummus 19), freilich nicht immer; er stellt sich bisweilen schon dem griechischen Vorbild gleich: *Diphilus / hanc graece scripsit, postid rursum denuo / latine Plautus.* So stehen die Römer anders zur griechischen Literatur als der Osten.

Nicht weniger wichtig ist es, daß nicht das neue Hellas allein auf Rom einwirkt, sondern dank günstiger Umstände das Griechenland, dem wir den Namen des klassischen geben; dieses lebte ja noch in den griechischen Kolonien und wurde den Römern bekannt; auch fiel die gesteigerte Teilnahme für das Griechentum in eine Zeit, da in Griechenland in Kunst und Literatur noch nicht der neue hellenistische Geist Werke von Bedeutung geschaffen hatte; so lernten die Römer Homer und das attische Drama früher kennen als die alexandrinischen Hofdichter. Nun dichten Römer in lateinischer Sprache Epen und Dramen z. T. mit nationalem Inhalt. Das ist etwas anderes, als wenn alexandrinische hellenisierte Juden in griechischer Sprache Epen und Dramen jüdischen Inhaltes abfassen.

Ist so ein ganz wesentlicher Unterschied vorhanden, so zeigt sich auf dem Gebiete der Prosa z. T. eine parallele Entwicklung wie im Orient. Die großen Völker, denen die neue griechische Kultur in jugendlichem Ungestüm und mit sieghafter Überlegenheit entgegentrat, fühlten das natürliche Bedürfnis, ihre Geschichte dem Hellenenvolk zu erzählen: Ist es Verachtung oder Bewunderung, sie taten es in griechischer Sprache, jedenfalls aber ist es ein Beweis, wie stark bereits das Griechentum in einzelnen Personen Wurzeln geschlagen hat. *Berossos*, Priester des Gottes Bel, schrieb nach einheimischen Tempelarchiven in griechischer Sprache babylonische Geschichte in drei Büchern, das Werk ist König Antiochos I. Soter gewidmet (280 v. Chr.). (Fragmente bei Müller, Fragm. Hist. Graec. II 495—510.) Unter Ptolemaios II. hat ferner der Priester von Heliopolis in Ägypten, *Manethos*, die Geschichte seines Volkes, ebenfalls nach Tempelarchiven, erzählt und das Werk dem König gewidmet. (Müller, Fragm. Hist. Graec. II 511—606.) Auch die ersten römischen Historiker schrieben griechisch, bis *Cato* in lateinischer Sprache Roms und Italiens Geschichte erzählte; freilich zeigt er sich nicht frei von griechischer Beeinflussung. Es war eben der Durchdringungsprozeß trotz des äußeren Widerstandes schon erfolgt, das Römertum hatte sich dabei als eine starke, lebens- und entwicklungsfähige Komponente in dem Kräfteparallelogramm erwiesen, dessen Resultierende eine neue Kultur, die griechisch-römische, wurde.

Wie der Siegeszug der römischen Politik in unbegreiflich kurzer Zeit, von Griechen schon bewundert, in den Jahren 241—149 ein Weltreich anbahnt und es bis 27 v. Chr. erreicht, wie die römische Staatskunst die verschiedenen Völker in irgendeiner Weise mit dem neuen Zustand versöhnt, so sehen wir auch auf dem Gebiete der Literatur die Römer, kaum daß sie griechische Formen ihrer Sprache angepaßt haben, ihnen schnell nationalen Inhalt geben und stets in Anlehnung an Fremdes sich neue Gebiete der Literatur erschließen. Sie bilden sie aber selbständig aus, um und weiter, so daß sie endlich Werke von dauerndem Werte, ebenbürtig den griechischen an und für sich, die zeitgenössischen weit übertreffend, schaffen. Das Gleiche ließ sich auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst, besonders der Baukunst, beobachten. Am Ende der Epoche, zur Zeit, da das römische Weltreich begründet und der nationale Friede hergestellt ist, sind die Römer nicht nur die anerkannten Herren der Welt, die ihr für Jahrhunderte Rechts- und Staatsformen weisen, sondern auch Träger einer nationalen Literatur, die übernational werden sollte.

Der Aufstieg vollzieht sich aber nicht leicht, zunächst ringt das Griechentum und der Hellenismus mit dem Römertum, zeitweilig ist der hellenistische Kosmopolitismus von besonderem Einfluß, doch endlich tritt ein harmonischer Ausgleich ein.

Literatur:

W. Otto, Kulturgeschichte des Altertums, München 1925.
Wilamowitz-Moellendorff, Hellenistische Dichtung in der Zeit des Kallimachus, 1924.
W. Judeich, König Pyrrhos' röm. Politik. Klio XX (1925) 13 ff.
M. Voigt, Privaltaltertümer und Kulturgeschichte. (J. Müllers Handbuch IV. B, 3.)
A. Springer-P. Wolters, Handbuch der Kunstgeschichte, 12. Aufl. 1924.
W. Weber, Der Siegeszug des Griechentums im Orient. Die Antike I. (1925) 120.
R. Delbrück, Die Tempel auf dem Forum Holitorium in Rom. 1907.
— Hellenistische Bauten in Latium. 1913.

35. Überführung des Kultbildes der Großen Mutter nach Rom. (Photo.)

36. Theater in Ephesos von Norden gesehen. (Nach Forsch. in Ephesos, Öst. Arch. Inst. II, Taf. II.)

A. DAS RÖMERTUM IM RINGEN MIT DEM HELLENENTUM UND DEM HELLENISMUS

(Etwa von 280 v. Chr. bis 146 v. Chr.)

L. LIVIUS ANDRONICUS

Es ist gewiß nicht Zufall gewesen, daß der erste römische Kunstdichter ein ehemaliger griechischer Sklave, dann Freigelassener gerade der Familie der Livii gewesen ist. Diese waren eine plebejische Familie (*Sueton. Ti.* 3), unterhielten aber die besten Beziehungen zu den Patriziern, sie standen in Verkehr mit den gräzisierten Kapuanern und hatten sich dort verschwägert. (*Liv.* XXIII 2, 6.) Der Ehrgeiz der Familie zeigt sich auch darin, daß bereits im Jahre 302 ein Livier in der Konsulliste erscheint, derselbe im Jahre 300 als erster Plebejer Aufnahme in das Kollegium der Pontifices findet. Diese emporstrebende Gens nutzte die Begabung des im Tarentinischen Kriege (272 v. Chr.) in ihre Hände gefallenen griechischen Kriegssklaven. Er wurde Lehrer der Kinder und erhöhte den Ruhm der Familie, da er als Lehrer und als Dichter zu Ansehen gelangte. Er ist nicht ein gewöhnlicher Schulmeister gewesen, sondern ein begabter Neuerer, da er zum Zwecke des Unterrichts Homers Odyssee übersetzte. Der begabte, schaffensfreudige Lehrer ist oft eine Künstlernatur, so daß also die mannigfache dichterische Betätigung des Livius nicht Wunder nehmen kann. Verbindung von Lehr- und Dichterbegabung begegnet auch sonst. Beim Übersetzer der Odyssee aber denkt der Deutsche natürlich, wenn er eine Parallele sucht, an den Rektor von Otterndorf und Eutin.

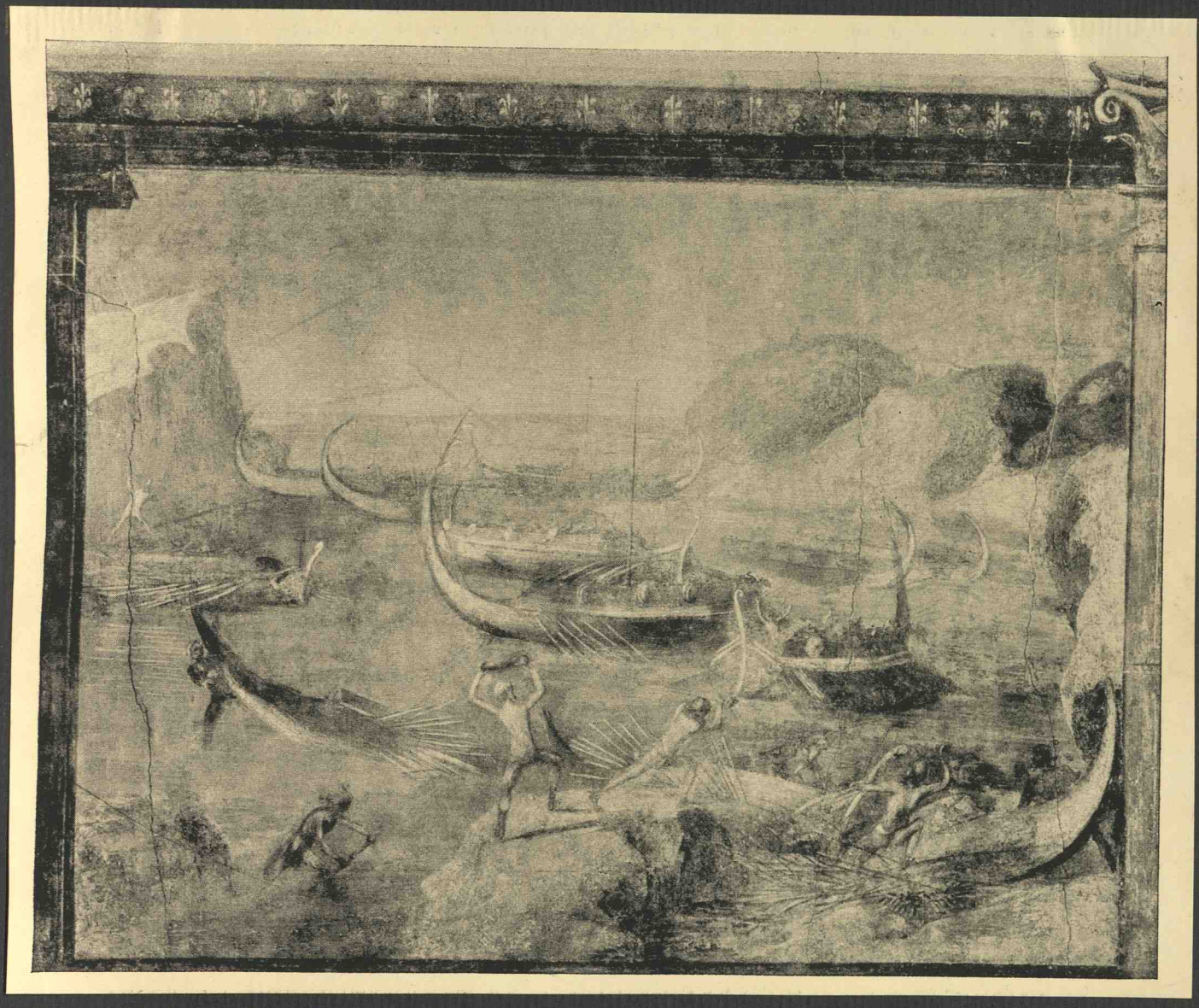
Was wir über die Lebensschicksale des Andronicus wissen, geht einer ansprechenden Vermutung nach auf den Dichter selbst zurück, der wohl in einem Prologe seiner Dramen oder am Schlusse der

Odusia einiges von sich erzählt hatte, daß er als Kriegsbeute aus Tarent nach Rom gebracht worden war, daß er — ungewiß, wann — in den Besitz eines Livius — (falsch kombinierte man, daß es M. Livius Salinator, Sieger von Sena 207 v. Chr. war) — kam, dessen Kinder unterrichtete, dann von ihm freigelassen wurde, darauf in der Stadt öffentlich und privat Unterricht erteilte, indem er griechische Schriftsteller oder eigene lateinische Werke erklärte (*Hieronymus* in der *Chronik* zum Jahre 187 v. Chr. = 1830 nach der Ära Abrahams und *Sueton. de gramm. et rhet.* 1). Der Dichter Accius, der nach dem Vorbild der alexandrinischen Bibliothekare in einem Katalog den Nachlaß der römischen Dramatiker ordnete, hat zuerst die vom Dichter selbst angeführten biographischen Daten in einen chronologischen Zusammenhang eingereiht, aber unrichtig. Durch das Bekanntwerden weiterer Tatsachen, besonders aus den Archiven der die Spiele leitenden Beamten und der Pontifices, wurden die Fehler berichtigt; so hat dann Varro die richtige Chronologie aufgestellt; sie ist uns durch Cicero, der solches Wissen wieder dem *Liber annalis* des Atticus verdankte, bekannt. Wir erfahren durch diese Quelle (*Cicero, Brut.* 72, vgl. *Gellius* XVII. 21, 42) auch, daß Livius *C. Claudio Caeci filio et M. Tuditano consulibus*, d. h. im Jahre 240 v. Chr. als erster ein griechisches Drama in lateinischer Sprache auf die Bühne brachte u. z. an den *ludi Romani* (*Liv.* Fragm. 11a H.). Wir hören weiter, daß er im Jahre 207, d. i. im Konsulatsjahr des M. Livius Salinator, der wohl sein Schüler, nicht aber sein ehemaliger Herr war, in einer Urkunde mit Lob genannt war, weil er ein Sühnelied verfaßt hatte und daß ihm zu Ehren den Schreibern und Schauspielern der Tempel der Minerva auf dem Aventin als Versammlungslokal zugewiesen und das Gilderecht verliehen wurde. (Wohl nach *Varro* dann *Verrius Flaccus* bei *Festus* p. 446 L.) Aus den Urkunden ging auch hervor, daß Andronicus an den *ludi Romani* sowohl eine Tragödie wie auch eine Komödie zur Aufführung gebracht hat (*Cassiodorus, Chron. 128* M zum Jahre 239). Ebenfalls nach alter Tradition erzählt Livius (VII. 2), daß Andronicus anfangs seine Stücke selbst aufführte, dabei selbst sang und als Schauspieler tätig war, später habe er, da seine Stimme gelitten, die Erlaubnis erhalten, einen Flötenspieler vor sich hinzustellen. Ähnliches wird von Sophokles berichtet; die Geschichte ist eine Wanderlegende; sie soll den Brauch des vor dem agierenden Schauspieler stehenden Flötenspielers erklären. Daß aber Andronicus als freier Mann und Lehrer nicht Schauspieler hätte sein können, ist neuerdings unrichtig vermerkt worden. Die Histriones erhielten ja zu Ehren des Andronicus das Zunftrecht. Da im Jahre 200 ein anderer Dichter in staatlichem Auftrag ein Kultlied dichtete, ist er zwischen 207 und 200 gestorben.

Auf drei Gebieten, dem Epos, dem Drama und der Hymnodik hat sich Livius Andronicus betätigt. Das starke Interesse, das sich schon im letzten Jahrhundert der Republik bekundete, Näheres über den Dichter zu erfahren, ist leider ein Beweis dafür, daß seine Werke offenbar bereits verschollen waren. Sie erschienen eben den Späteren als „roh und veraltet". (*Livius* a. a. O. und *Cicero, Brut.* 71.) Und doch gebührt dem Archegeten der römischen Kunstdichtung ein Ehrenplatz in der Geschichte der römischen Literatur. Er hat als erster bewußt die römische Sprache kunstgemäß gestaltet und die Formen griechischer Dichtung den Römern erschlossen; er hat in einen gewiß wohl vorbereiteten Boden mit kühnem Griff, wie es nur einer starken Individualität möglich ist, den Samen gestreut, der reiche Früchte trug.

DIE ODUSIA DES LIVIUS ANDRONICUS

Mit der lateinischen Übersetzung oder wohl richtiger Bearbeitung der Odyssee hat Andronicus die Märchenwelt der Griechen den Römern erschlossen; doch ich glaube, daß er die Odyssee nicht deshalb der Ilias vorgezogen hat, sondern weil er einfach einer festen Schultradition folgte; die Odyssee stand seit den Kynikern wegen ihres ethischen Gehaltes im Jugendunterricht in höherem Ansehen (vgl. Eustathius zu Od. I 38 und Schol. zu Pindar N. IV 63). Die Odusia hat lange als Schulbuch gedient, in der Provinz hat noch der berüchtigte plagiosus Orbilius (Horaz, Epp. II 1, 70) sie benützt, während sie in Rom zu Ciceros Zeit schon als veraltet galt (Cic. Br. 71). Zu Gellius' Zeiten (2. Jh. n. Chr.) wurde sie nur mehr in Bibliotheken als Rarität aufbewahrt (XVIII. 9, 5). Falsch ist es aber, wenn immer wieder behauptet wird, sie habe das XII Tafelgesetz im Jugendunterricht verdrängt; dies widerlegt sich durch Ciceros



Odysseebild aus Via Graziosa in Rom
(Nach Nogara, Tafel 17).

bekannte Äußerung, er sei angehalten worden, die XII Tafelgesetze wie ein unentbehrliches Gedicht auswendig zu lernen (De leg. II 59).

Die Übersetzung scheint, wie die Zitierweise der Grammatiker vermuten läßt, nicht in Bücher geteilt gewesen zu sein. Wir haben freilich nur 40 Zitate, die einzelne sprachliche Eigentümlichkeiten betreffen und meistens auch von den sie überliefernden Autoren aus abgeleiteten Quellen übernommen sind. Einiges läßt sich aber doch aus den Fragmenten erkennen. Es gelang ihm enger Anschluß an das Original, z. B. Fragm. 1

virum mihi, Camena, insece versutum
ἄνδρα μοι ἔννεπε, μοῦσα, πολύτροπον .....

aber er scheute sich auch nicht, das Original zu vereinfachen, wie Fragm. 6, verglichen mit Od. I 169, zeigt, oder ganz frei zu übersetzen (Fragm. 20 = Od. VI 295 ff.) oder die Bilder zu wechseln (Fragm. 22 = Od. VIII 138 ff.).

Statt des Hexameters wählte Andronicus den bei den Römern heimischen Saturnier. Er schloß sich hier wohl an Versuche wie die des Appius Claudius an, der auch statt der griechischen Metra in den *Sententiae* den Saturnier wählte. Pädagogisch bot dieses Metrum den Vorteil, daß es den jungen Leuten schon aus sakralen Formeln und Heldenliedern bekannt und vertraut war, andererseits war so die fremde Dichtung durch ihre Form mit einem Schlage romanisiert. Andronicus wollte aber auch den fremden Stoff römisch gestalten, z. B. wenn er die *Μοῦσα* durch *Camena* (Fragm. 1), *Κρόνος* durch *Saturnius* (Fragm. 2) ersetzt, *Ποσειδῶν* durch *Neptunus*, *Ἑρμῆς* durch *Mercurius* wiedergibt. Wie weit er hier selbst schöpferisch tätig war, wieweit er an schon vorhandene Umsetzungen anknüpfte, läßt sich im einzelnen nicht immer entscheiden. Sicherlich aber hat Livius die Vorstellungen der Römer und die Dichtersprache beeinflußt. *Ulixes*, eine alte von Livius übernommene Vulgärform, *Camena* u. a. gehörten von nun an zum festen Vorrat lateinischer Dichter; auch deklinierten sie wie er griechische Wörter lateinisch. Dabei bleibt es uns natürlich unklar, ob nicht Livius auch hierin an die lebende Sprache im einzelnen anknüpfen konnte.

Auch der Inhalt zog; so hat in der Gracchenzeit ein uns unbekannter Autor eine Art modernisierter Neuauflage verfaßt, indem er das Epos in Hexameter umgoß. Das ist aus einigen erhaltenen Hexametern zu schließen (Leo, Sat. Vers 60, 4). Die Welt der Odyssee blieb fortan den Römern vertraut und so muß es nicht ein Zeichen besonderer griechischer Bildung oder Gräkomanie sein, wenn in den letzten Zeiten der römischen Republik ein reicher Römer sein Haus auf dem Esquilin mit Bildern nach der Odyssee schmücken ließ. Wichtiger freilich als all dies ist es, daß Andronicus den Römern die Form des Epos erschlossen hat.

RÖMISCHE KULTLIEDER DES LIVIUS ANDRONICUS

Im Jahre 249 hat die erste Säkularfeier in Rom stattgefunden (*Censorin. De die natali* XVII 8 nach *Varro* [*De scaenicis originibus* lib. 1] und *Ps. Acro* zu *Hor. Carm. Saec.* 5 nach *Verrius Flaccus*). Infolge der unglücklichen Kriegslage erteilten die Decemviri sacrorum nach den Sibyllinischen Büchern den Bescheid, „daß der Krieg gegen die Karthager günstig geführt werden könne, wenn dem Dis und der Proserpina in einem Triduum, d. h. in drei aufeinander folgenden Tagen und Nächten Spiele gegeben würden und ein Lied zwischen den Opfern gesungen würde." Nach Varro handelt es sich um *ludi Tarentini*, also um einen fremden, griechischen Kult, das hierbei gesungene Lied war demnach eine Übersetzung aus einem griechischen und wohl tarentinischen Prozessionslied, ein *προσόδιον*, wie es in hellenistischen Kulten

üblich war. Nun berichtet Livius XXXI 12, 5 aus dem Jahre 200 wieder von der Absingung eines Chorliedes, dieses Lied habe verfaßt wie zur Zeit der Väter *Livius*, so jetzt . . . *P. Licinius Tegula*. Es ist eine schöne Beobachtung C. Cichorius', daß mit dem einfach *Livius* aus der Väterzeit genannten *Livius* eben Andronicus gemeint ist. Er, der durch die Übersetzung der Odusia bereits bekannt und überdies ein Tarentiner war, erhielt im Jahre 249 den gleichen staatlichen Auftrag, wie unter Augustus Horaz. Noch einmal (207) mußte der Dichter sich auf dem Gebiet der sakralen Poesie betätigen. Wieder drohte dem Staate durch den Angriff des Hannibal und Hasdrubal Gefahr, wiederum wurden böse Zeichen gemeldet. Die Abfassung eines Jungfrauenchores wurde (*Livius* XXVII 37, 7) Andronicus übertragen. Damals (*Festus* a. a. O. *bello Punico secundo*) wurde, wohl nicht ohne Einfluß des angesehenen Livius Salinator, dem Dichter die schon erwähnte Ehrung zuteil, daß dem *collegium scribarum et histrionum* ein Versammlungslokal zugewiesen wurde.

DIE DRAMATISCHE DICHTUNG DES LIVIUS ANDRONICUS

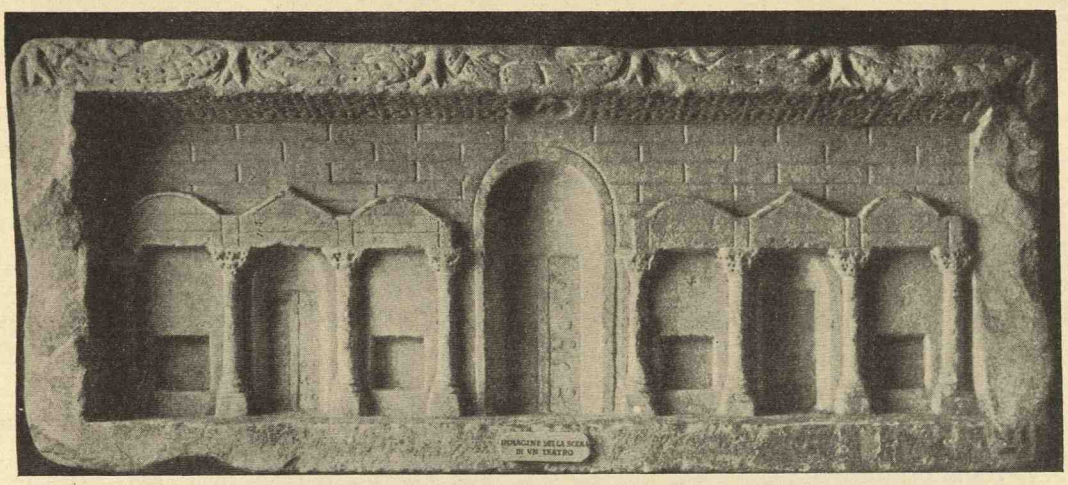
Seit 364 (vgl. S. 24) gab es neben den Zirkusspielen in Rom auch szenische Vorführungen. Sie gehörten in das Festprogramm der dem Iuppiter Capitolinus zu Ehren im September gefeierten Spiele (*Ludi Romani*); seit 366 ließ sie der Senat von den curulischen Ädilen ausrüsten. Es hatten sich so gewisse Formen unliterarischer dramatischer Spiele ausgebildet. Wenn nun im Jahre 240 Andronicus als erster ein griechisches Stück zur Aufführung brachte, so kann, da dem Senat die gesamte Spielaufsicht oblag, dies nur geschehen sein, weil der Senat eben die Abhaltung derartiger Spiele beschlossen hatte. Was den Senat dazu veranlaßte, ist nicht überliefert, aber es ist wahrscheinlich, daß eben nach dem großen Kriege der Senat nicht hinter den anderen hellenistischen Städten, besonders in Unteritalien und Sizilien zurückstehen wollte. In diesen gab es, wie erhaltene Kalender zeigen, viele Festtage und eine Fülle musischer und gymnischer Spiele. In Rom unterschied man von jetzt an *ludi Latini* und *ludi Graeci*. Daß auch die *ludi Latini* allmählich unter dem Einfluß der *Graeci* literarische Formen annahmen, gehört mit zu den Wirkungen, die das Schaffen des Andronicus auslöste. Für uns ist beim Fehlen jeglichen Zeugnisses unmöglich zu entscheiden, ob Andronicus an den Senat mit der Bitte herangetreten ist, ein griechisches Stück aufzuführen oder ob der Senat den durch die Odusia bekannten Mann anging. Freilich, da er die Kultlieder über Auftrag dichtete, möchte man das Gleiche auch von der dramatischen Tätigkeit annehmen.

Erhalten sind nur wenige Fragmente. Von den Titeln führen auf Sophokles *Aias Mastigophorus, Tereus, Teucer, Hermione*, auf Euripides *Andromeda, Danae, Ino*, auf Aeschylus *Aegisthus*. Dazu kommen noch *Achilles* und *Equus Troianus*. Gang der Handlung und Aufbau der Stücke sind nicht mehr zu fassen. Im *Aegisth* trat der Titelheld ähnlich hervor wie im *Agamemnon* des Seneca. Beide aber haben nicht das berühmte Stück des Aeschylus, sondern ein jüngeres Drama hellenistischer Zeit benützt. Interessant ist, daß ein Fragment des *Aias*

praestátur laus virtuti, sed multo ocius
verno gelu tabescit
Der Tüchtigkeit wird Dankgefühl zuteil, jedoch
Viel schneller schwindet's, ach, als eis'ger Frost im Lenz.

sich mit *Soph. Aias* 1266 berührt, wo Teukros beim Anblick der Leiche des Aias ausruft:

φεῦ τοῦ θανόντος ὡς ταχεῖά τις βροτοῖς
χάρις διαρρεῖ καὶ προδοῦσ' ἁλίσκεται.
Wie schnell zerrinnt auf Erden, ach, das Dankgefühl
Um einen Toten und beweist sich lügnerisch. (Minckwitz.)



37. Marmorrelief einer Bühne. Rom. (Photo.)

Freilich, die Abweichungen sind so groß, daß von einer Übersetzung nicht gesprochen werden kann: es liegt eine Bearbeitung vor, vielleicht eine sehr freie; denn für ein zweites Fragment findet sich im Original keine Parallele; anderseits zeigen die Worte des Teukros für die Szenenführung Anschluß an Sophokles. Der *Tereus* weicht stark von Sophokles ab, so daß wir nicht berechtigt sind anzunehmen, Andronicus habe hier ein Stück des Sophokles zu Grunde gelegt. Im Ganzen müssen wir uns mit der Erkenntnis begnügen, daß Andronicus mit starker Bevorzugung klassischer Vorbilder auch die hellenistische Produktion heranzieht und mit den Originalen in sprachlicher Hinsicht frei umgeht.

Im attischen Drama gab es in jambischen Trimetern (anfangs auch trochäischen Tetrametern) abgefaßte Sprechpartien, ferner Arien der Schauspieler, endlich die metrisch vielgestalteten Chöre, die unter Tanz gesungen wurden. Bei Andronicus können, trotz der spärlichen Fragmente, neben Sprechpartien in Jamben und Trochäen auch Arien und der Chor nachgewiesen werden. Es ist aus dem *Equus Troianus* (Fragm. 20) eine lyrische Partie in Kretikern mit trochäischer Klausel erhalten:

Dá mihì hásce opès
quás petò quàs precòr
pórrĭgĕ ŏpĭtŭlā

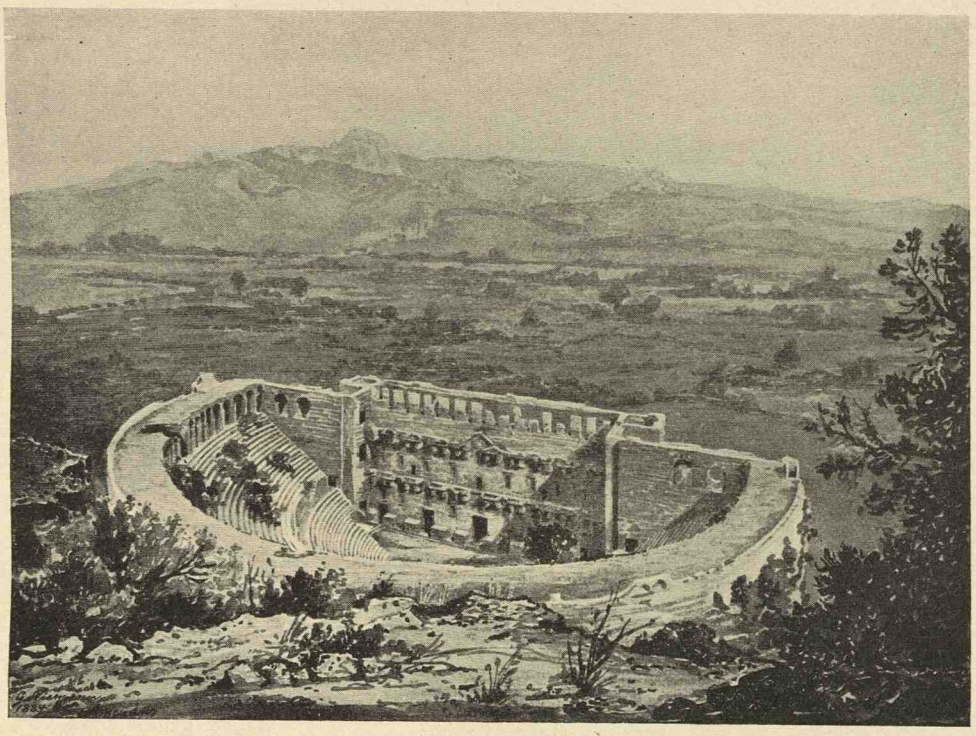
Die Stelle singt ein Schauspieler (etwa Worte des Sinon an Priamos) in einer Monodie oder in einem Wechselgesang. Ferner bezeugen Grammatiker (*Terentianus Maurus* 1931, vgl. *Marius Victorinus G.L. VI* 68 K.) für die Ino ein Chorlied; es scheint wegen der hexametrischen Fassung modernisiert:

sed iam purpureo suras include cothurno
balteus et revocet volucres in pectore sinus
pressaque iam gravida crepitent tibi terga pharetra,
derige odorisequos ad certa cubilia canes.

Die starken Beziehungen zu Vergils Aeneis zeigen, daß dem Dichter der Aeneis Andronicus noch bekannt war.

In Arien und Chorpartien schloß sich also Andronicus der attischen Tragödie an. Im Sprechvers zeigen sich zwei bedeutende Unterschiede; der Römer verwendet neben dem jambischen Trimeter, der in der klassischen Tragödie herrschend geworden war, auch den trochäischen Tetrameter, er baut ferner seine Verse vielfach nach anderen Gesetzen als die Griechen; freilich hatte er den Vorteil, daß so wie im Griechischen auch im Lateinischen für den Versbau die feste Quantität der Silben beachtet wurde. Die Griechen unterschieden im jambischen Trimeter zwischen dem der Tragödie und dem der Komödie. Jener war nach dem Vorbild des Archilochus straffer und schematisiert, dieser freier gebaut. Bei Livius waren wie im Verse der griechischen Komödie alle Hebungen außer der letzten durch zwei Kürzen vertretbar, ferner ließ er die Länge auch in der zweiten und vierten Senkung zu, wo die Griechen stets die Kürze bewahrten. So war der Vers für die längenreiche lateinische Sprache verwendbar. Für die gleiche Behandlung des nun wirklich sechsfüßigen Verses (Senar) in Tragödie und Komödie ist gewiß maßgebend gewesen, daß schon Andronicus nicht nur Tragödien, sondern auch Komödien geschrieben hat, eine Personalunion, die es in Athen nicht gab. Auch der trochäische Tetrameter, der in der griechischen Komödie ähnlich streng wie der tragische Trimeter behandelt wurde, wird von Andronicus so frei gestaltet, daß er dem jambischen Senar mit einem vorgesetzten — ⏑ — gleichkommt. Beachtet man aber, daß das Latein im Gegensatz zum Griechischen einen Überschuß an langen Silben hat, der zur Zeit des Dichters, da viele Endsilben nicht wie später gekürzt waren, noch größer gewesen ist, daß ferner der starke expiratorische Wortakzent Berücksichtigung gefunden hat, so sieht man, wie die Umsetzung der griechischen Metrik in das Lateinische eine schöpferische Tat gewesen ist. Es fragt sich aber, ob, wie es vielfach geschehen ist, man berechtigt ist, diese feine, bewundernswerte Umarbeitung ganz dem Livius zuzuschreiben oder ob nicht vielmehr anzunehmen ist, daß schon gewisse Ansätze vorhanden waren, die ihm die Schaffung der dramatischen Metrik erleichterten. Auffallen muß vor allem, daß er im Epos kein Bedenken trug, den heimischen Saturnier zu benützen und sich gewisse Formen dieses Verses als besonders geeignet auszuwählen. Nun gab es ja vor Andronicus dramatische Spiele; gewöhnlich nimmt man an, daß sie sich gleichfalls nur des Saturniers bedienten, eine Annahme, die keineswegs zwingend ist. Man läßt da den alten trochäischen Tetrameter bei Seite. Es ist nun beobachtet worden, daß zwischen der Diärese im trochäischen Tetrameter nach dem 4. Versfuß (— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ||) und der von den lateinischen Dichtern gerne durchgeführten Zäsur im dramatischen Senar ⏑ — ⏑ — ⏑ ||) sich auffallende Ähnlichkeiten zeigen; schon das Beachten gerade dieser Zäsur ist merkwürdig, geradezu aber rätselhaft, daß z. B. Plautus sich nicht scheut, hier sog. Hiat und Doppelzeitigkeit der Silbenquantität, also Zeichen der Fuge zweier ursprünglich getrennter Verse, zuzulassen. Man hat nun gemeint, daß der Bau der Saturnier eingewirkt hat (Klotz, Friedlaender); aber richtiger ist es wohl, daß „der Hiat in der Diärese des trochäischen Septenars den ungehörigen Hiat in der Zäsur des Senars legitimiert hat" (Vollmer). Nur muß man dann noch einen Schritt weitergehen und sich klarmachen, daß eben Andronicus seinen Senar durch Weglassen des Anfanges — ⏑ — aus dem trochäischen Tetrameter abgeleitet hat (Immisch). Selbstverständlich hat Livius Andronicus auch bei dieser Hypothese das große Verdienst, die Metrik des lateinischen Dramas in feste Bahnen gelenkt zu haben.

Ebensowenig wie in der Metrik dürfen wir auch, was die äußere Form anlangt, unter der die Tragödie den Römern vorgeführt wurde, einfach an das attische Drama der Blütezeit denken. Es wäre falsch zu glauben, ein Stück des Andronicus sei etwa genau so wie die Tragödien in Athen aufgeführt worden. Zwischen dem Tode der großen Tragiker Sophokles und Euripides



38. Theater in Aspendos.
(Nach Lanskoronski, Städte Pamphyliens und Pisidiens I. Taf. XX.)

und dem Wirken des Andronicus lagen ungefähr 150 Jahre schicksalsreicher Geschichte. In Athen ist wohl, wie Untersuchungen am lykurgischen Umbau des Dionysostheaters zeigen, infolge der Tradition darauf gesehen worden, daß die Stücke der Tragiker in der alten Weise aufgeführt wurden. Auch im 4. Jahrhundert wurde dort noch in der althergebrachten Weise vor dem steinernen Bühnengebäude gemeinsam von Chor und Schauspielern in der Orchestra agiert. Die äußere Ausstattung, namentlich des Chores, war infolge des wirtschaftlichen Niederbruches der Stadt nicht mehr so stattlich wie früher. So waren allmählich in den Tragödien einfach die Sänger der Auletenchöre verwendet worden. Auch der Tanz, der schon bei Euripides stark verkümmert war, trat mit der Zeit nicht nur in den Hintergrund, sondern verschwand, es war aus dem Tänzerchor ein Sängerchor geworden (*Philodemus De mus. IV* 7, p. 70 K.).

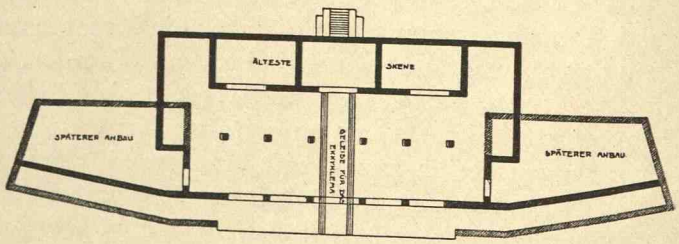
Auch war in Athen die Tragödie durch das bürgerliche Schauspiel, die „neue Komödie" in das Hintertreffen gedrängt worden; diese aufzuführen war weniger kostspielig. Doch Tragödien wurden nach wie vor gespielt, die der alten und die neuerer Dichter. Dabei war in dem Bau der Stücke auch mancherlei anders geworden. Es war ein Auflockerungsprozeß vor sich gegangen; man hatte sich gewöhnt, nicht eine Episode aus dem Sagenstoffe auszuwählen und zum selbständigen Drama zu gestalten, sondern die ganze Aktion einer Sage wie im Epos in einer langen Reihe mangelhaft zusammenhängender Szenen abzuhandeln (*Aristoteles, Poet.* 18, p. 1456a 10) oder die Einheit der Handlung nur in der Person des Helden, nicht in der der Handlung zu erzielen (*Aristoteles, Poet.* 8, p. 1451a 15). Soweit wir nach den Titeln schließen können, gehören der *Equus Troianus* und der *Achill* des Andronicus zu solchen Stücken; für sie lassen sich auch keine entsprechenden Stücke der großen Tragiker erweisen.

39. Mosaik des Dioskurides. Komödienszene. Museum Neapel. (Nach M. Bieber.)

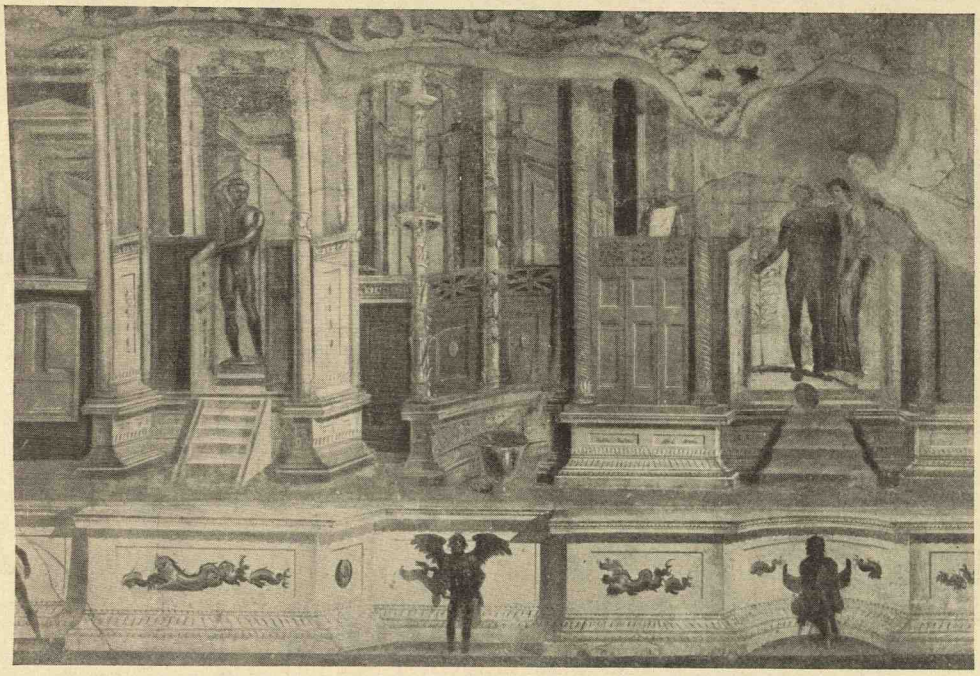
Eine noch wesentlichere Veränderung hatte der Theaterbau schon in der früh-hellenistischen Zeit erfahren; es ist unter allen Umständen klar, daß sich so das Bühnenbild änderte.

Die zahlreichen Reste antiker Theater hellenistischer Zeit zeigen nämlich vor dem Schauspielerhaus, der Skene, noch einen Vorderbau, das Proskenion. Über den Ort, wo in solchen Theatern gespielt wurde, ist eine Einigkeit der Ansichten nicht erzielt worden. Namhafte Forscher, wie z. B. E. Reisch, sind zur Überzeugung gekommen, daß auch jetzt noch Schauspieler und Chor auf demselben Niveau vor dem Proskenium in der, freilich verkürzten, Orchestra spielten. Andere Gelehrte (Bethe, Frickenhaus) sind bei der Untersuchung desselben Schriftsteller- und Ruinenmaterials zu anderen Anschauungen gelangt. Die Aufführung der Tragödien erforderte nach ihrer Ansicht eine Einrichtung, um Szenen aus dem Inneren vorzuführen, das sogenannte Ekkyklema (vgl. Pollux IV 128). Es war dies ein Aufbau, auf dem man eine selbst große Zahl von Personen durch eine Tür auf die Bühne schieben konnte. Nun sind in dem Theater zu Eretria tatsächlich hinter der mittleren großen Öffnung (*θύρωμα*) der Skene, nicht des Proskeniums, Geleise für ein Podium von 2 ½ m Räderbreite nachgewiesen worden. Das wäre nun ein sicherer Beweis, daß nicht das Proskenium, sondern die Vorderwand der Skene den Bühnenhintergrund bildete. Dann aber ist anzunehmen, daß auf dem flachen, podiumartigen Dach des Proskeniums, also auf einer erhöhten Bühne, gespielt wurde, und daß hier das von den Schriftstellern (z. B. *Pollux* IV 123) genannte Logeion zu suchen sei. Das Podium aber war nicht so groß, daß auch der vollständige Chor mit den Schauspielern gleichzeitig Platz fand. Dieser aus den baulichen Zuständen gewonnene Schluß wird durch Vitruv (V. 7, 2) bestätigt, wonach Chor und Schauspieler verschiedenen Standort hatten. Es gab eben keinen tiefen Bühnenhintergrund, der Chor mußte entweder in der Zahl beschränkt werden, wie dies aus bildlichen Darstellungen ersichtlich wird, oder er trat nur so wie in der Komödie in den Zwischenakten auf oder er spielte vor dem Proskenium. Die Öffnungen (gewöhnlich 3, aber auch 5 oder 7) in der Wand der Skene, sowie das Proskenion waren mit Malereien verkleidet.

Nach *Vitruv* (V 6, 9) bestand der Hintergrund „aus Säulen, Giebeln, Statuen und der übrigen eines Palastes würdigen Ausstattung". Die Baureste hellenistischer Theater und pompejanische Wandmalereien bestätigen diese Angabe. Unter solchen Verhältnissen sah Andronicus in Unteritalien griechische Tragödien auf der Bühne.



40. Plan des Theaters in Eretria mit dem Geleise für das Ekkyklema. (Nach Frickenhaus, S. 109.)



41. Pompejanisches Wandbild mit Bühne. (Phôto.)

Wesentlich anders aber gestaltete sich die Aufführung in Rom. Dort gab es lange keinen Theaterbau. Noch im Jahre 154 v. Chr. verhinderte der Senat unter dem Einfluß des offenbar dem Hellenismus feindlichen P. Scipio Nasica den von den Zensoren begonnenen Theaterbau; ja er verbot, „daß man in der Stadt oder im Umkreis von 1000 Schritten Sitze aufstelle oder irgendwie sitzend Spielen zuschaue" (*Valerius Maximus* II 4, 2). Erst 100 Jahre später, im Jahre 55, erhielt Rom durch Pompeius ein steinernes Theater (*Tac. Ann.* XIII 54). Der stattliche Bau des Marcellustheaters stammt aber gar erst aus dem Jahre 13 v. Chr.

Andronicus stand also bloß ein zu diesem Anlaß eigens errichtetes Brettergerüst zur Verfügung; wir werden es uns ähnlich der Phlyakenbühne, die in Unteritalien heimisch war, denken dürfen. Auch der Bühnenhintergrund unterschied sich durch Einfachheit von dem, was Andronicus in Unteritalien gesehen hatte. Denn nach *Valerius Maximus* (II. 4, 6) hat erst der curulische Aedil des Jahres 99 v. Chr. (*C.I.L.* I1² S. 200) den Bühnenhintergrund, der früher der Malerei entbehrte, ausmalen lassen. Doch nach *Plinius* N. H. XXXV 23 hat die Naturtreue Staunen erregt; so daß wenigstens die Möglichkeit einfacher Bemalung für frühere Zeit bestehen bleibt.

Während die griechischen Schauspieler sich der Masken bedienten, ist für die Frühzeit, also für Andronicus, bezeugt, daß die Schauspieler ohne Masken, nur mit Perücken auftraten (*Diomedes Gr. L. I. 489, 10 antea galearibus, non personis utebantur, ut qualitas coloris indicium faceret aetatis, cum essent aut albi aut nigri aut rufi*).

Daher kann man aus einem Wandgemälde in Neapel, auf dem die mit einem Kinde auf dem linken Arm zu einer Dienerin sprechende Herrin vielleicht auf Danae zu deuten ist, zwar sehen, daß der von Andronicus behandelte Stoff in Großgriechenland beliebt war, aber für das römische Bühnenbild nichts erschließen; denn beide Schauspieler tragen Masken.

Die Betrachtung der gleichzeitigen Bühnen- und Schauspielerkunst und die Untersuchung

42. Marcellustheater in Rom. (Photo.)

der Fragmente nach Sprache und Inhalt ließ deutlich erkennen, daß Andronicus in keiner Hinsicht eine getreue Übersetzung griechischer Tragödien schuf. Das wäre zum Teil überhaupt für ihn ohne gelehrte Studien, wie sie etwa Aristophanes von Byzanz in Alexandrien getrieben hat, nicht möglich gewesen, zum Teil hat er klug Anschluß an die in Rom bereits heimischen Formen gefunden. Wir wissen, daß die zahlreichen Tragödiendichter, die seinem Beispiel folgten, auch in seiner Weise gearbeitet haben; so ist er nicht nur der Schöpfer der römischen Tragödie, sondern auch ihr Wegweiser geworden; an seiner Leistung ist der Aufstieg der Späteren zu messen.

Wenig ist von seinen Komödien zu sagen. Neben einigen Fragmenten, die ohne Namen des Stückes erhalten sind, haben wir je eines aus einem *Gladiolus*, *Ludius* und einem mit ganz unverständlichen Titel. *Gladiolus* entspricht einem *Ἐγχειρίδιον*, ein Titel, der in der neueren Komödie begegnet (*Menander*, *Philemo*, *Diphilos*); einem bramarbasierenden Soldaten werden in dem erhaltenen trochäischen Septenar boshaft Flöhe, Wanzen und Läuse als seine Gegner vorgerückt:

Púlices ne an cimices an pedes? responde mihi.

Soweit überhaupt ein Schluß gestattet ist, sieht man, Andronicus hat offenbar recht beliebte Stoffe auf die Bühne gebracht. Seine Komödien scheinen durch die seiner Nachfolger Naevius und Plautus schnell in den Hintergrund gedrängt worden zu sein. Nicht unbeachtet darf bleiben, daß Livius (VII. 2) berichtet, Andronicus habe die vor ihm üblichen Gesangsnummern zu einem Stücke mit einer Handlung vereinigt. Andronicus schuf damit etwas, was zu mindesten lose gebauten Stücken des Plautus, z. B. dem *Stichus*, formverwandt ist. Es ist natürlich wahrscheinlich, daß Andronicus auch hierfür Vorbildern aus seinem griechischen Mutterlande folgte. Es lassen sich ja derartige Produkte niederer Dramatik wenigstens ahnen; direkt erhalten ist freilich nichts (vgl. *Athenaios*, XIV. 621c). Jedenfalls fügt sich eine solche Annahme gut in das Bild, das wir von der Tätigkeit des Andronicus gewannen; er verstand es mit geradezu pädagogischem Geschicke, an bereits Vorhandenes anzuknüpfen und gewiß liegt hier das Geheimnis seiner Erfolge. Er hat durch die Gesangsstücke der Schauspieler Plautus den Weg gewiesen, den dieser dann bis zur höchsten Vollendung ging. Inwieweit auf die Formgebung dieser Gesangsstücke die Arien der Tragödie einwirkten und ob Andronicus hier auch schon den Weg gezeigt hat oder ob eine Entwicklung von Livius über Naevius und Ennius zu Plautus anzunehmen ist, soll erst bei der Behandlung der Cantica des Plautus dargelegt werden.

Literatur:
O. Ribbeck, Tragicorum Romanorum fragmenta. 3. Aufl. S. 1. (T R F).
— Comicorum Romanorum fragmenta. 3. Aufl. 1898. S. 3.
— Die römische Tragödie im Zeitalter der Republik. Leipzig 1875. (C R F).
Diehl, a. a. O.[2] (D).
C. Cichorius, Römische Studien. 1922. S. 1.
Fr. Marx, Cn. Naevius. Sitzungsberichte, Leipzig 1911.
W. Dörpfeld, E. Reisch, Das griechische Theater. 1896.
M. Bieber, Die Denkmäler zum Theaterwesen im Altertum. 1920.
A. Frickenhaus, Die altgriechische Bühne. 1917.
E. Fränkel, Plautinisches im Plautus. 1922.
O. Immisch, Zur Frage der plautinischen Cantica. Heidelberg 1923.
G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer. (I. Müllers Handbuch V. 4[2].) 1912.

43. Danaë (?) und Dienerin. Aus Pompeji, jetzt in Neapel.
(Nach M. Bieber.)

44. Hektors (?) Rüstung. Vase des Euthymides (500 v. Ch.), München.
(Nach Furtwängler-Reichhold-Hauser, T. XIV.)

CN. NAEVIUS

Livius Andronicus hatte dem Kunstwillen seiner Zeit nach Form und Inhalt Ausdrucksmöglichkeit geschaffen. Nun war der Weg gezeigt worden. Ihn betrat der nur etwas jüngere Gnaeus Naevius. Nicht kriegsgefangener Grieche, sondern freier Italiker, ein kampanischer Plebejer, vielleicht auch später römischer Bürger, jedenfalls Soldat im römischen Heer während des ersten punischen Krieges, nicht treuergeben einer Familie und stolz auf die Ehrungen seitens des Staates, sondern unabhängig, im Bunde, doch noch öfter im Kampfe mit Mächtigen in der Gemeinde, in Prozesse verwickelt, zuletzt sogar verbannt, ist er so der Widerpart des Andronicus. Er tritt in bewußten Wettbewerb mit ihm und geht über die von ihm gezeichnete Bahn hinaus. Er ist der erste, der in Drama und Epos die neuerschlossenen Formen mit nationalem Stoffe erfüllt. Die Formen seiner Metrik sind dieselben wie die des Andronicus, aber sie sind wie auch die Sprache seiner Dichtungen leichter, flüssiger, gewandter. Er ist durchaus Persönlichkeit und zieht die Gegenwart und den politischen Kampf in seine Dichtungen; es war nur natürlich, daß der freigeborene Italiker das Treiben der römischen Nobilität anders betrachtete als der im Hause eines Römers fein erzogene unfreie Grieche. Andronicus hat den Besten seiner Zeit genug getan, die Nachwelt nannte ihn mit Achtung, Naevius lebte wirklich fort, Ennius und Vergil knüpfen an ihn an und Horaz muß noch erklären (*Epist.* II 1, 53): *Naevius in manibus non est et mentibus haeret / paene recens?* Und ein angeblich von Naevius selbst, tatsächlich aber erst später verfaßtes, durch Varro dem Gellius (I 24, 2) bekanntes Epigramm in Saturniern erklärt sogar: „Wenn Unsterbliche Sterbliche beweinen dürften, würden die göttlichen Camenen den Dichter Naevius beweinen; drum seitdem er dem Schatzhaus des Orkus übergeben ist, haben die Menschen zu Rom in lateinischer Sprache (gut) zu sprechen vergessen."

Des Naevius äußere Lebensschicksale waren mit seinen Dichtungen eng verknüpft. Im Jahre 206 v. Chr. hatte er — offenbar in einem Lustspiel — den Konsul Q. Caecilius Metellus durch den Senar (63 B =47 D; vgl. ferner *Cic. In Verr. Act.* I 29 und *Pseudo-Asconius* p. 215 St.)

fató Metelli Romae fiunt consules

angegriffen. Die Konsulwahlen für das Jahr 206 waren unter besonderen Umständen vor sich gegangen. Der Sieger am Metaurus M. Livius Salinator war zum Diktator zwecks Abhaltung der Wahlen ernannt worden, zum Konsul wurde aber sein Magister equitum Q. Caecilius Metellus gewählt und zwar infolge des Eintretens der Ritterschaft und des Diktators (*Livius* XXVIII 9 und 10). Unter dem Einfluß der plebejischen Ädilen als Spielleiter wird sich Naevius erlaubt haben, von der Bühne zu erklären: „Durch einen Schicksalsspruch (scil. des Diktators) werden *Metelli* zu Rom Konsuln." Dabei spielte er mit der üblen Nebenbedeutung des Wortes *metelli*; denn bei *Festus* 132 L. heißt es *Metelli dicuntur in lege militari quasi merce-*

45. Orestes und Pylades.
(Nach Overbeck, Gal. her. Bildwerke, T. XXX, 1.)

narii. Accius Annali XXVII (2): „*Calones famulique metellique ca⟨c⟩ulaeque.*" *A quo genere hominum Caeciliae familiae cognomen putat ductum.* Die Meteller blieben dem Dichter die Antwort nicht schuldig. Sie hefteten auf eine Säule den Saturnier *malúm dabúnt Metélli Naévio poétae* (46 D; *Caesius Bassus* Gr. L. VI p. 266, 14 K). Naevius kam in den Kerker; die Tribunen erwirkten seine Freilassung, doch mußte er widerrufen und zwar auf der Bühne (*Varro* bei *Gell.* III 3, 15), nicht etwa durch Stücke, die er im Kerker geschrieben. Ein paar Jahre später zog er gegen einen noch Mächtigeren los: „Auch den, der große Dinge mit eigener Hand oft ruhmvoll durchgeführt, dessen Taten jetzt Leben und Kraft haben, der bei den Völkern allein vor allen gilt, hat sein Vater vom Liebchen weggeholt, nur mit dem Griechenmantel angetan." (CRF 108ff. = 116 ff. D, vgl. *Gell.* VII 8, 5.) Damit war der große Scipio, der Sieger von Zama, gemeint. Setzt man die Verse, wie billig, in die Zeit nach der Schlacht bei Zama (201), so erklärt es sich, daß nun auch die Hilfe der Tribunen versagte. Naevius mußte an den Pranger (vgl. *Plaut. Mil. Glor.* 209ff.) und dann in die Verbannung. Später ging er nach Afrika, wo er zu Utika starb. (*Cic. Brut.* 60 und *Hieronymus, Chron.* zu Abraham 1816 = 201 v. Chr.; im einzelnen ungenau). *Naevius comicus Uticae moritur pulsus Roma factione nobilium ac praecipue Metelli.* Den Streit mit den Metellern, aber auch seine Verbannung hatte der Dichter und zwar vielleicht am Schlusse seines *Bellum Poenicum* erzählt. Daraus und aus den Commentarii der die Spiele leitenden Beamten, hatten dann Nepos, Attikus und Varro geschöpft, sie sind wieder direkt und indirekt die Quellen für Gellius und Sueton bzw. Hieronymus. Wir sehen das noch aus einer Notiz, wie die folgende (*Gell.* XVII 21, 45): „Im Jahre 519 der Stadt ... hat Cn. Naevius öffentlich Stücke aufgeführt, er, von dem Varro im Buche ‚Über die Dichter' sagt, daß er im ersten punischen Krieg Dienste getan, und daß dies Naevius selbst in dem Gedichte erzählt, das er über diesen Krieg gedichtet hat." Der erste Satz stammt wohl (Leuze, Rhein. Mus. LXVI, 1911, 263) aus der Chronik des Nepos und die Zeitangabe ist auf das Jahr 231 zu beziehen. Wir haben kein Zeugnis, wann Naevius mit seiner Tätigkeit als Dramatiker begonnen hat, sondern erfahren nur, daß er 231 als dramatischer Dichter tätig war. Varro hat auch einen Katalog der Dramen des Naevius angelegt. (Reste *De ling. Lat.* VII 107, 108.)

Naevius war in erster Linie als Dramatiker tätig. Erhalten sind einzelne Verse von 8 Tragödien und 33 Komödien, die mit Titeln angeführt werden, außerdem Verse aus Stücken, deren Titel unbekannt sind. Die große Zahl der Stücke lehrt, daß im Festkalender eben die dramatischen Aufführungen schon viel Raum einnahmen. Wenn Naevius weit mehr Komödien als Tragödien geschrieben hat, so muß das nicht nur aus einer besonderen Begabung erklärt werden, sondern es beweist auch, daß die heitere Muse dem Volke willkommen war. Die römischen Beamten als Spielleiter, nicht durch Herkommen wie die Athener gebunden, konnten da dem Gefallen der Menge leichter entgegenkommen.

In den Stücken *Equus Troianus* und *Danaë* behandelte Naevius Stoffe, die schon Andronicus auf die Bühne gebracht hatte. Aus der *Danaë* erkennt man noch die Reste einer Szene, in der Danaë sich vor ihrem Vater Acrisius verteidigt und er sie verurteilt (Fragm. 5, 6, 7, 8 R). Wie beliebt der Stoff des *Equus Troianus* war, ersieht man daraus, daß Plautus in einer nicht aus dem Griechischen übersetzten, sondern von ihm geschaffenen und überaus gelungenen Gesangspartie (Monodie des Chrysalus, *Bacch.* 925ff.) ihn scherzhaft verwendet. In den troischen

46. Orestes, Pylades, Iphigenie. (Nach H. Lehner, Das Provinzialmuseum in Bonn I., T. XXIII 2.)

Sagenkreis führt auch *Hector proficiscens.* Darin fand sich der wegen seines Inhaltes und seiner Form mit Recht oft angeführte Satz (*Cic. Tusc. Disp.* IV 67, *Epist. fam.* V 12, XV 6; *Senec. Epist.* CII 16; *Symmach. Epist.* I 3, IX 110 = Fragm. 15):

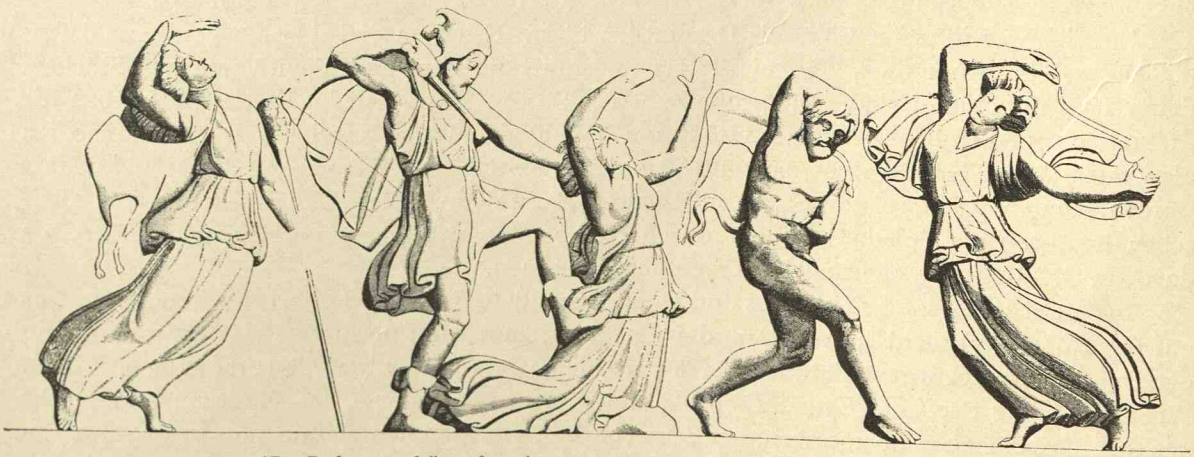
Laétus sum laudari me abs te, pater, a laudato viro.

Hektor verabschiedete sich also von den Eltern, eine Szene, die auch sonst gerne künstlerisch gestaltet wurde.

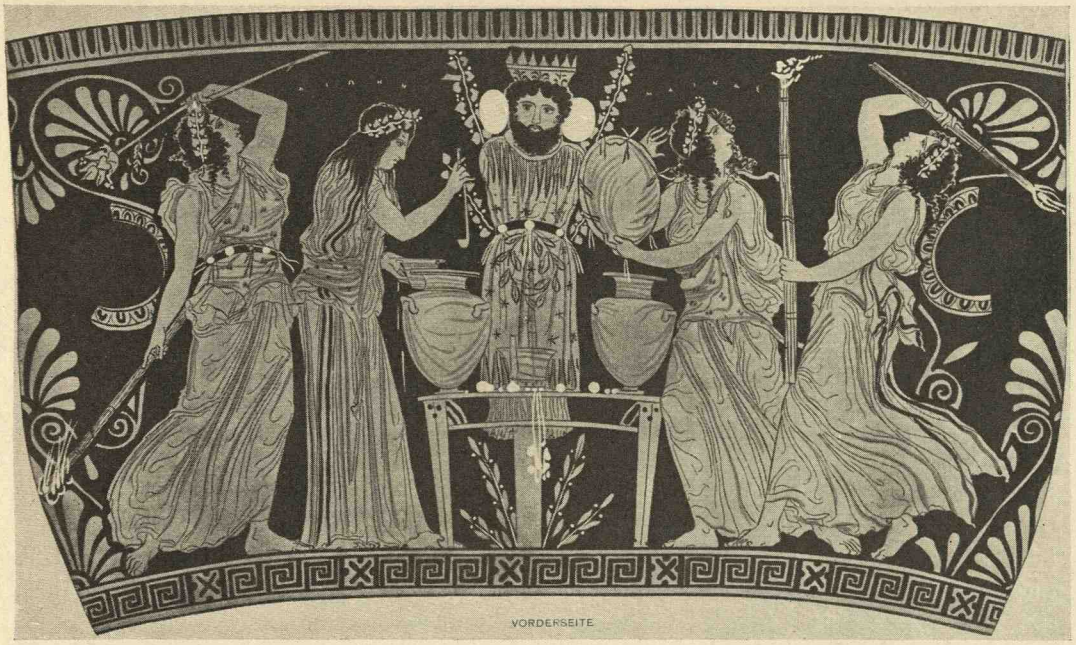
Wohl aus dem Schluß einer taurischen *Iphigenia* ist ein Vers erhalten (Fragm. 16):

pásso velo vicinum, Aquilo, ⟨Orestem⟩ in portum fer foras

Es läßt sich in dieser Fassung die Sorge erkennen um Orests Schicksal, der einen Kampf mit Thoas und den Scythen zu bestehen hat, wie ihn auch Reliefdarstellungen bieten.



47. Lykurgus kämpft mit Mänaden. (Nach Mon. Ined. IX, 7. 45/1.)



48. Dionysosfeier. (5. Jh.) Neapel.
(Nach Furtwängler-Reichhold-Hauser, T. 36.)

Im *Lycurgus* war das Schicksal des dem Kult des Dionysos wehrenden Edoner-Königs erzählt. Der Schwarm der Mänaden wird geschildert (Fragm. 18, 19), der König gebietet ihre Verfolgung und zwar mit ironischen Bemerkungen (Fragm. 21—23, 24—25, 26—28). Dionysos selbst wird von den Dienern gefangen (Fragm. 34) und es kommt zu erregter Wechselrede zwischen dem verblendeten König und dem in Menschengestalt und als Verteidiger des Gottes auftretenden Dionysos (Fragm. 37):

> *„Óderunt di homines iniuros." „Egone an ille iniurie facimus?"*

Ein Feuer vernichtet zum Schluß des Königs Haus (Fragm. 45, 49); welche Strafe ihm selbst zuteil geworden, ist nicht zu ersehen. Von griechischen Dichtern haben Aeschylus in einer Tetralogie und gleichzeitig ein gewisser Polyphradmon den Stoff behandelt. Mannigfache und im einzelnen abweichende Erzählungen der Mythographen (*Apollodor* III 5; *Hygin* 132; *Diodor* III 65) zeigen aber, daß der Stoff vielfach gestaltet wurde. Bei Naevius zeigen sich Berührungen mit *Euripides' Bacchae* und *Ovids Metamorphosen* (III 510—733); offenbar hat er ein von der Technik des Euripides beeinflußtes hellenistisches Drama benutzt.

Hellenistischer Einfluß zeigt sich auch darin, daß Naevius die römische Sage, beziehungsweise Geschichte, dramatisch gestaltete. Phrynichus und Aeschylus hatten zeitgenössische Stoffe behandelt; das geschah in erhöhtem Maße in hellenistischer Zeit. Wie nun der griechisch schreibende Jude Ezechiel in seinem Drama Ἐξαγωγή des Moses Sendung und Erhöhung dramatisch bearbeitete, so hat Naevius die Romulusgeschichte (*Varro De ling. Lat.* VII 54 und 107; *Festus* 334 L.; *Donat* zu *Ter. Adelph.* IV 1, 21; Fab. Praet. Rel. = TRF p. 321,

322 R) und den Sieg des M. Claudius Marcellus über den Galaterhäuptling Virdumarus (*Varro* a. a. O. VII 107, IX 78; *Plut. Marc.* 6 f.) auf die Bühne gebracht. Diese Dramen hießen *praetextae* (*Festus-Paulus* 249 L), „weil in solchen Dramen die Taten von Königen und Beamten, die die Toga praetexta tragen, behandelt werden" (*Diomedes* G. L. I 489 K). Naevius wurde damit der Begründer der nationalen Tragödie, die bis in die Kaiserzeit fortlebte und auch auf die Geschichtschreibung abfärbte (vergl. z. B. *Dionys. v. Hal.* III 18 und IX 22).

Wie die Titel der Komödien zeigen, hat Naevius nicht nur Stücke der Dichter der neueren Komödie (*Diphilos, Menander, Philemon*), sondern mit besonderer Vorliebe auch die der mittleren (*Alexis, Antiphanes, Eubulus*) bearbeitet. Interessant ist, daß Alexis und Antiphanes von Geburt Unteritaliker waren, also dem oskischen und kampanischen Wesen nahe standen. Auf Antiphanes geht wohl auch der *Lydus* (*Cic. Cat. Mai.* 20 ... *in Naevii poetae Ludo* = TRF 322 f.) zurück, wo die auf athenische Verhältnisse gemünzten politischen Verse gewiß auch vom römischen Publikum mit Vergnügen gehört wurden. Polizeiwidrig war es aber ebenso, wenn ein Sklave von der römischen Bühne erklärte, die Sklaverei (in Tarent) gewähre größere Freiheit als in Rom die Freiheit (CRF 74).

Die Handlung eines Stückes läßt sich noch etwas fassen, Typenhaftes aus der neuen Komödie ist zu greifen: In der *Tarentilla* (CRF S. 21—26) vergeuden zwei vornehme Bürschlein unter dem Beistande zweier sie begleitender Schelme, wohl in Tarent, ihr Geld; der eine läßt sich von einem koketten Mädchen fangen; die Väter erscheinen unerwartet; es kommt unter bestimmten Bedingungen zur Aussöhnung.

Aus den Fragmenten kann man auch mancherlei über die Geschichte der Komödie bei den Römern erkennen. Aus dem *Acontizomenus* (CRF 1) z. B.:

Acóntizomenus fabula est prime proba

lernen wir schon für Naevius die auch bei Plautus und Terenz in den Prologen oft geübte Art kennen, mit der das griechische Original eingeführt wird. In der Metrik begegnet (CRF 25) hác sibì próspica, hàc déspicà eine kretische Zeile, also ein Metrum, das schon Andronicus im *Equus Troianus* verwendete und das bei Plautus so beliebt ist; ferner die ebenfalls dann bei Plautus so oft angewendeten Bakcheen (TRF 5). Sonst finden sich noch jambische Senare, Septenare, oft Oktonare, ferner trochäische Septenare und einmal ein trochäischer Oktonar; es zeigt sich bereits klar die plautinische Metrik.

Die Sprache in den Komödien des Naevius ist lebhaft und reich an Wortfiguren (CRF 112 *líbera língua loquemur ludis líberalibus*, 118 *péssimorum pessime, audax, ganeo, lustro, aleo*) es ist eine Sprache, die ebenfalls an Plautus, aber auch an Ennius erinnert.

Aus dem Prologe der Andria des Terenz (18 f.) wird für Naevius bezeugt, daß er — und zwar da Andronicus nicht genannt wird — als erster in sein griechisches Vorbild eine oder die andere wirkungsvolle Szene eines anderen Stückes einarbeitete; das haben Plautus, Ennius und Terenz nachgeahmt; es hat aber dem späteren Geschmacke nicht immer entsprochen und wurde getadelt. Man hat solches „Angreifen" eines zweiten Stückes als ein „Verderben" des Originals empfunden, eine ästhetische Würdigung, die durch die für diese Technik eingeführte Bezeichnung gefördert wurde: *Contaminare* heißt nämlich zunächst (Stamm „t a g") „angreifen, anrühren", dann aber auch „beflecken", das ist eine Bedeutungsentwicklung, die der des deutschen „beflecken" entspricht; es heißt ursprünglich auch nur „mit einem Fleck versehen". Späte antike Gelehrsamkeit (*Schol.* zu *Terenz Andr.* 16, 4 W) hat endlich *contaminare* so gefaßt, als bedeute es „aus mehreren Stücken eines machen".

In einem Stücke scheint er den Versuch gemacht zu haben, Schauspieler mit Masken auftreten zu lassen (vergl. *Festus* 238 L); in einem anderen (a. a. O. 306) griff er auf die volkstümliche *Satura* (*Liv.* VII 2) zurück. Vielleicht hat er auch seine Komödien nicht nur in Athen und Griechenland spielen lassen, sondern ihnen bisweilen italisches Gepräge gegeben (CRF 21ff. und 99 f.). Darf man dies aus der zitierten Stelle schließen, — sicher ist es nicht, wie ein Vergleich mit *Plautus*, *Captivi* 881ff. und 90 lehrt — so hat er sogar die *Fabula togata* begründet, nach der Tracht der auftretenden Personen so benannt, im Gegensatz zur *palliata*, in der die Schauspieler das griechische *Pallium* trugen. (*Cic. pro Sestio* 118; *Hor. Epist.* II 3, 285ff.; *Quint.* X 1, 100; *Gell.* X, 11, 8, XIII 8, 3; *Macr.* Sat. VI 1, 4. *Diomedes* G. L. I 489, 23 faßte *togata* als Gattungsbegriff für das nationale römische Drama überhaupt.)

49. Römer in Toga. London, British Museum.
(Nach Brunn-Bruckmann, T. CLXX.)

Die Verbannung traf Naevius hart; nicht mehr konnte er Theaterstücke an den Prinzipal einer Schauspielertruppe verkaufen, nicht mehr etwas von seinem Fühlen dem Publikum mitteilen; aber auch jetzt ruhte der rege Geist nicht. Es drängte ihn doch wieder, von sich und seinen Erlebnissen zu erzählen und so schrieb er, in volkstümlichen Saturniern, ein Epos *Bellum Poenicum* betitelt. In ihm hat er den ersten punischen Krieg, den er selbst mitgemacht hat, erzählt; eine Darstellung über die Irrfahrten des Aeneas und die Gründung Roms und Karthagos hat er vorausgeschickt. Nach der Einteilung des Grammatikers *Lampadio* (*Suet. De gram.* 2) zerfiel es in 7 Bücher; aus Varro sehen wir, daß Naevius darin auch von seinem Leben erzählt hat. Einzelne Grammatikerzitate und Bemerkungen der antiken Vergilerklärer unterrichten uns über das Epos. *Vergil* hat das Gedicht benutzt, *Q. Ennius* trat in seinem Epos *Annales* gegen Naevius auf. Er, der jüngere Zeitgenosse des Naevius, er Freund und Schützling der Großen, suchte den Naevius zu verdrängen. Naevius schrieb das Werk in der Verbannung, also als alternder Mann (*Cic. Cat. Mai.* 49).

Das Gedicht scheint mit der Anrufung der Musen begonnen zu haben (Fragm. 1 B). Es erzählte den Kampf der beiden Großmächte ausführlich, so daß Einzelheiten, die aus anderen Quellen nicht überliefert sind, hier bekannt werden. Aber es griff auch in die Sagengeschichte zurück. Roms Gründung war sicherlich erzählt worden, ebenso die Irrfahrten des Aeneas und seine Landung in Latium. Die Fragmente lassen sich schwer einordnen. Sicher ist, daß eine Götterversammlung vorkam (32); durch sie wird der Krieg als gottgewollt dargestellt. Hält man an der Überlieferung fest, so stand im 2. Buch die vielbehandelte Stelle (24) (*Nonius* 527, 760 L)

Blande ét docté percóntat, Aéneà quo pácto
Troiam úrbem líquerit ...

Da ferner nach *Servius* zu *Aen.* IX 712 Aeneas bereits im ersten Buch italischen Boden betreten hat, „fragt den Aeneas über die Art des Auszuges schmeichelnd und kundig" nicht etwa Dido, sondern der italische Gastfreund, der ja der römischen Sage nach durch Orakel über die Ankunft seines fremden Schwiegersohnes unterrichtet war (vergl. *Verg. Aen.* VII 45—106). Im ersten Buch war aber auch erzählt worden, daß Aeneas einen Seesturm erleidet, Anchises ruft die Hilfe Neptuns herbei (12), Venus erhebt Beschwerde bei Juppiter, der die Tochter durch die Prophezeiung der künftigen Größe Roms tröstet (*Macrob. Sat.* VI 2, 31), eine Situation, die Vergil im ersten Buch der Aeneis ebenso benützt, wie die Rede des Aeneas nach dem Seesturm (*Servius* zu Aen. I 198—207). Ist der Sprecher in Fragment 24 der italische Gastfreund, so war Aeneas nicht bei Dido gewesen; die Erzählung von Aeneis IV. Buch war also noch nicht bei Naevius vorgebildet. Andererseits war die Vorgeschichte Karthagos irgendwie erzählt, denn *Servius* zu *Aen.* IV 9 bezeugt, daß Anna und Dido bei Naevius vorgekommen sind. Auch der Sibylle war bereits eine Rolle zugewiesen. (*Lactanz Inst. div. I 6.*) In etwa 5 Büchern war der Krieg erzählt worden, natürlich nicht nur nach eigenen Erinnerungen; freilich ob der Grieche *Philinus* oder der griechisch schreibende Römer *Fabius Pictor* benutzt ist, ist nicht sicher zu zeigen. Gewiß aber bot Naevius die erste lateinische Darstellung des bedeutenden Ringens. Die Eröffnung des Krieges war genau geschildert worden; wir erkennen noch das alte Zeremoniell (34). Es gab auch eingelegte Reden, so z. B. Verhandlungen aus Volksversammlungen (38). Mit dem Friedensschluß endete das Gedicht.

Der Stil ist als chronikartig bezeichnet worden; das trifft nur zum Teil zu, es gab auch Stellen von Schwung und Pathos. Aus dem griechischen Epos stammt der Götterapparat, vielleicht ist auch die Idee, historische Ereignisse episch zu erzählen, auf hellenistische Einflüsse zurückzuführen, z. B. hat ein *Polykritos* (*Script. rer. Alexandri M.* 124 f.) die Geschichte Siziliens episch dargestellt, ferner *Demosthenes* aus Bithynien im 2. Jh. v. Ch. *Βιθυνιακά* (F. H. G. IV 384ff.) geschrieben. Daß derartige Werke in den Gesichtskreis des kampanisch-römischen Dichters getreten sind, können wir nur vermuten, klar sehen wir, daß er, erfüllt von nationalem Stolz, auch im Epos Eigenartiges geschaffen hat. Von nun an gab es bei den Römern ein historisches Epos, das dann dem griechischen mythologischen in der Weltliteratur ebenbürtig zur Seite tritt.

Naevius hatte im Drama und Epos dem Andronicus gegenüber neue Wege eingeschlagen; den ruhigen, objektiven Mittler drängte der stürmische, subjektive Italiker zur Seite; doch beide haben den Römern neue Gattungen der Poesie erschlossen und der lateinischen Sprache einen bis dahin unbekannten Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten und Formen entlockt.

Literatur:

O. Ribbeck, Tragicorum Romanorum fragmenta. 3. Aufl., S. 7—17. (TRF)
— Comicorum Romanorum fragmenta. 3. Aufl., S. 6—35. (CRF)
Aemilius Baehrens, Fragmenta poetarum Romanorum. S. 43—52. (B)
J. Vahlen, Cn. Naevii de bello Punico reliquiae. Leipzig, 1854.
E. Diehl, Poetae Romani veteres. S. 9—17. (D)
F. Marx, Naevius. Leipzig 1911.
E. Vetter, Naevius und die Meteller, Charisma. Wien 1923, S. 46ff.
G. Jachmann, Naevius und die Meteller, Festschrift J. Wackernagel. Göttingen 1923, S. 131ff.
O. Ribbeck, Die römische Tragödie. Leipzig 1875. S. 44—76.
A. Kappelmacher, Zur Tragödie der hellenistischen Zeit. Wien. Stud. XLIV (1923/4), S. 69ff.
W. Schwering, Die sogenannte Kontamination in der lateinischen Komödie. Neue Jahrbücher. N.F. 1916. S. 167ff.

C. Cichorius, Römische Studien. Leipzig 1922, S. 24ff.
E. Täubler, Hermes LVII (1922). S. 156ff.
H. Dessau, Vergil und Karthago, Dido und Anna. Hermes XLIX (1914), S. 508ff.
W. A. Baehrens, Literarhistorische Beiträge I, Hermes L (1915), S. 261ff.
W. Kroll, Das historische Epos, Sokrates IV (1916), S. 1ff.

50. Sizilische Landschaft. (Nach „Aus dem klassischen Süden", T. XC.)

Q. ENNIUS

Der dritte Wegbereiter, der vielseitigste Dichter und Schriftsteller der ersten Periode, ist der aus illyrischem Blute stammende Messapier Quintus Ennius. Im Jahre (204 v. Ch.), da P. Scipio Nasica, der Vetter des älteren Africanus, das Kultbild der Großen Mutter aus Kleinasien nach Rom führte, kam auf Veranlassung des älteren Kato der damals bereits fünfunddreißigjährige Ennius in die Siebenhügelstadt. Andronicus war offenbar vor kurzem gestorben, also die Stelle eines Lehrers in vornehmen Kreisen frei; das bot dem sprachenkundigen Manne eine lohnende Aussicht. Dazu lockte das Theater: Ein rechter Tragödiendichter fehlte; das Volk erfreute sich allzusehr an den lockeren Stücken des Naevius und denen des neu aufgegangenen Sternes Plautus. Große Gebiete der zeitgenössischen griechischen Literatur waren in Rom überhaupt noch vollständig unbekannt. All das konnte den begabten, formgewandten Unteritaliker zu seinem Entschluß veranlaßt haben. Nicht minder zog gewiß

Roms auf- und vorwärtsdrängende Kraft. Als Ennius dreiundzwanzig Jahre alt war, hatte er Roms Erniedrigung bei Kannae (216 v. Ch.) erlebt, bald aber gesehen, wie der unerschütterliche Glaube der Römer an ihren Staat und ihre tiefe Einsicht in die wirklichen Machtverhältnisse sie emporhob, während den punischen Sieger engherziges, kapitalistisches Interesse der Machtherren in Karthago ohne Nachschub ließ, ihn zu nutzlosem Hin- und Herziehen in Unteritalien trieb und um seine Schlagkraft brachte. Selbst Soldat, wohl sogar Offizier im Heere des kalabrischen Kontingentes, hatte er römische Manneszucht, aber auch sonst römisches Wesen kennen und achten gelernt. Und während Kato später in seinem Kampf gegen den immer weitere Kreise erfassenden Hellenismus gewiß die Stunde verfluchte, da er den Halbgriechen nach Rom gebracht, brauchte dieser es nicht zu bereuen, dem Rufe gefolgt zu sein und von den drei Sprachen, die zu beherrschen er sich rühmte, gerade die lateinische mit seiner Sprachkunst geformt und veredelt zu haben. Was in Rom an einflußreichen Männern lebte, freute sich an seinem Umgang. Er wurde in den römischen Bürgerverband aufgenommen und so selbst ein Glied der weltbeherrschenden Roma; denn als er starb, holte Aemilius Paulus bereits zum Schlage von Pydna aus.

Ennius hat in Rom gelernt, ganz als Römer zu fühlen; das beweist sein großes Epos *Annales*. Doch dem rein römischen Stoff gab er griechische Form durch den Hexameter und griechisches Kolorit durch Anlehnung an Homer. Damit hat er die von Naevius glücklich begonnene nationale Dichtung bewußt wieder in griechische Bahnen gelenkt. Es ist dies zweifellos eine klassizistische Richtung, die er damit einschlug. Man hat das oft bedauert und gemeint, es sei so durch ihn die Entwicklung einer national-römischen Literatur verhindert worden. Solche Betrachtung übersieht aber geflissentlich, daß die Verschmelzung der griechischen und römischen Kultur zu einer höheren Einheit in den wirtschaftlichen und politischen Zuständen bedingt war, daß ferner neben der bereits hochentwickelten und zum großen Teil schon klassisch gewordenen griechischen Literatur jede andere an ihr sich formen und aus ihr die Richtungsmöglichkeiten gewinnen mußte. Der Kampf mit dem Hellenentum mußte zunächst mit dessen Siege enden; daß überhaupt dem starken römischen Wesen ein ehrenvolles Kompromiß möglich war, hat Ennius erkannt und so der römischen Literatur den Weg gezeigt, den sie zu gehen hatte. Es ist kein Spiel des Zufalles, sondern nur ein Ergebnis folgerichtiger Entwicklung, wenn auf einem Höhepunkt der römischen Literatur Lucrez, Horaz, Vergil, aber auch Cicero Beziehungen zum Wirken des Ennius zeigen.

Die Nachrichten über das Leben des Ennius stammen vorzüglich aus seinen Dichtungen selbst. Er hieß Q. Ennius (*Cic. De div.* II 111 = Inc.V.⟨ahlen⟩53). Ennius ist ein messapischer Name (Mommsen, Unteritalische Dialekte 71). Q⟨uintus⟩ war das Pränomen des Mannes, dem der Dichter das Bürgerrecht verdankte, des Q. Fulvius Nobilior. Geboren ist Ennius 239 v. Chr. (*Varro* bei *Gell.* XVII 21, 43; *Cic. Brut.* 72) zu Rudiae (*Ann.* 377; *Cic. pro Arch.* 22; *Strabo* VI p. 282 C.), dem jetzigen Rugge in Calabrien auf altem messapischen Boden. Er selbst rühmt sich, vom alten Römer Messapus abzustammen (*Serv.* zu *Aen.* VII 691), worin vielleicht Familientradition zu erkennen ist. 204 v. Chr. diente er im kalabrischen Hilfskorps (vgl. über dieses *Polyb.* II 24, 11) als Zenturio; es ist kein stichhaltiger Grund vorzubringen, daß *Silius Italicus* (XII 393ff.) diese Angabe sich nur erdichtet hat. Dort veranlaßte ihn Kato, nach Rom zu gehen. (*Cornelius Nepos, Cato* I 4). Hier war er als Lehrer des Griechischen und Lateinischen tätig (*Suetonius De Gram.* I p. 100 R.), er wohnte auf dem Aventin in bescheidenen Verhältnissen (*Hieronymus* z. J. 1177 Abr.). Sein Verkehr mit den vornehmen Familien ist mannigfach bezeugt. Wenn freilich das spätere Altertum überliefert, des Ennius Porträtbüste sei auf einem der Scipionensarkophage angebracht gewesen, beruht diese feste Angabe nur auf unsicherer Vermutung, gesichert ist bloß sein Umgang mit den Scipionen (*Cic. pro Arch.* 22, *De or.* II 276; *Liv.* XXXVIII 56). Er stand ferner in Verkehr mit seinem Nachbarn Ser. Sulpicius Galba, dem Prätor des Jahres 188 v. Chr. (*Cic. Lucullus* 51). Besonders wichtig wurden seine Beziehungen

zu M. Fulvius Nobilior, dem Konsul von 189 v. Chr.; ihn begleitete er in den Krieg gegen die Aetoler; (*Cic. Tusc.* I 3, *pro. Arch.* 27); es war seit Alexander Mode geworden, den „Hofpoeten" als Verkünder von Ruhmestaten ins Feldlager mitzunehmen. Als der Sohn des Marcus Q. Fulvius 184 als *triumvir coloniae deducendae* nach Potentia und Pisaurum ging (*Liv.* XXXIX, 44), machte er von seiner Amtsbefugnis, das Bürgerrecht zu verleihen, dem Ennius gegenüber Gebrauch (*Cic. Brut.* 79; *Ennius Ann.* 377). Die jüngeren Dichter Caecilius (*Hier.* z. J. 1838 Abr.) und sein Neffe Pacuvius (*Plin. Nat. hist.* XXXV 19, nicht Enkel, *Hier.* z. J. 1863) standen mit ihm im Verkehr (*Varro, Menippea* 356). Gestorben ist der Dichter 70 Jahre alt (*Cic. Cat. Mai.* 14, *Brut.* 78) im Jahre, da er die Tragödie Thyestes auf die Bühne brachte. Er litt nach eigenem Zeugnis (*Sat.* 64) an der Gicht, nach Hieronymus (z. J. 1849) war dies die Todesursache. Wir sehen hier deutlich, wie die antike Überlieferung auf gelegentliche Bemerkungen zurückgeht, die man in den Werken fand und zu verwerten suchte. Die Leiche des Dichters wurde auf dem Janiculum zu Rom verbrannt und nach Rudiae überführt (*Hier.* a. a. O. nach Vahlens Erklärung).

51. Dichter und Schauspieler. Aus Pompeji, jetzt in Neapel.
(Nach Herrmann-Bruckmann, T. LXVI.)

Doch nicht nur von seinem äußeren Leben sprach der Dichter hie und da, er erzählte auch sonst von sich. So hat er von seiner Dichterweihe gesprochen und zwar im Anfang seiner *Annales*. Er setzte sich auch mit seinen Kritikern und seinem Vorgänger Naevius ausführlich auseinander (*Ann.* VII). Der Grammatiker Aelius Stilo glaubte ferner in *Annales* VII 234—251 eine Selbstschilderung des Ennius zu erkennen und wir haben keinen Grund, dem gelehrten Mann zu widersprechen. Vom Selbstbewußtsein des Dichters kündet ein Epigramm (*E.* 15). An einer anderen Stelle vergleicht er sich mit einem siegreichen alten Rosse. Seine Freude und Genugtuung über das römische Bürgerrecht erkennt man aus dem Verse (*Ann.* 377)

nos sumus Romani, qui fuimus ante Rudini.

Auch scherzhaft sprach er von sich, so z. B. erklärte er „nur gichtkrank sein Handwerk treiben zu können" (*Sat.* 64) oder ein andermal nur trunken singen zu können.

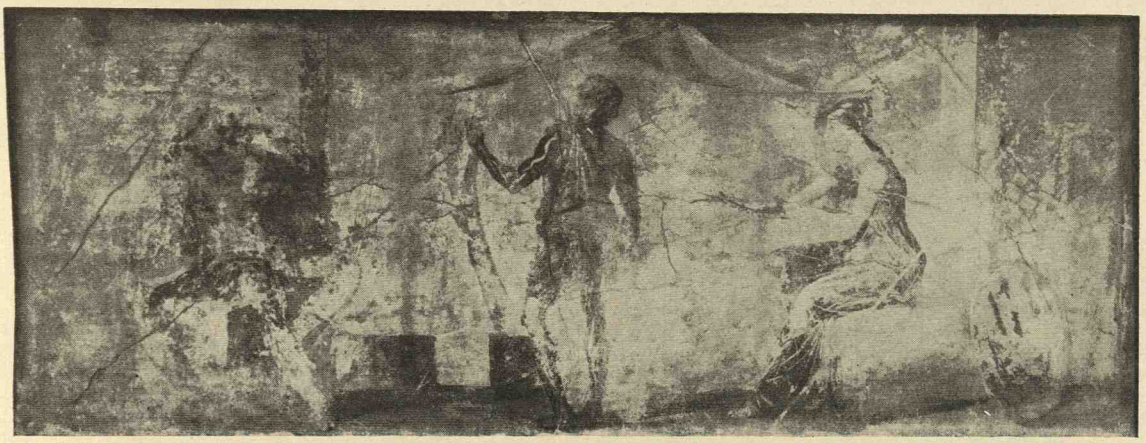
DIE DRAMATISCHE DICHTUNG DES ENNIUS

Wir wissen nur von zwei Komödien: der Schenkwirtin (*C⟨a⟩up[i]uncula, Nonius* 229 L) und dem *Pancratiastes* (*Nonius* 813, 825, 832 L), dagegen von mehr als zwanzig Tragödien. Die Komödie beherrschten eben Plautus und die Dichter um ihn. Als Tragödiendichter fand Ennius nicht nur bei der Mitwelt Beifall (vgl. auch *Plaut. Poen.* 1f.), sondern auch noch später wurden seine Trauerspiele wie die des Pacuvius und Accius gelesen (*Cic. Acad. post.* I, 10)

52. Medea vor dem Kindesmord. Gemälde nach Timomachos. Aus Pompeji, jetzt in Neapel. (Nach Herrmann-Bruckmann, T. CXXX.)

oder Glanzstellen, besonders Arien daraus aufgeführt. (*Cic. Lucullus* 20, *De officiis* I 114). Es sind im Ganzen 372 Verse aus den verschiedenen Stükken überliefert. Davon zitiert Cicero bei seiner besonderen Vorliebe für den Dichter allein 162 Verse. Zweimal hat Ennius es nach der Weise des Naevius versucht, vaterländische Geschichte auf die Bühne zu bringen. Er behandelte die Geschichte vom Raub der Sabinerinnen (*Iulius Victor* 6, 4, p. 402, 30 H.; *Cic. De re publ.* II 13), dabei hat er Werkstücke der griechischen Tragödie benutzt; denn Fragment 370f. entspricht den Versen 571ff. der *Phoenissen* des Euripides (vgl. auch *Troades* 1188f.). In dem anderen Stücke *Ambracia* feierte er die Eroberung dieser Stadt durch seinen Gönner M. Fulvius Nobilior (Fragm. 366 bis 369 V.). Alle übrigen Bruchstücke weisen auf Stücke nach Art der griechischen Tragödien. Von den griechischen Tragödiendichtern ist Euripides als Vorlage sichtlich bevorzugt; denn dreizehn Stücke sind teils durch direkte Zeugnisse, teils durch sichere Parallelen auf ihn zurückzuführen. Doch auch Aeschylus ist sicher in den *Eumeniden*, vielleicht auch in *Nemea* und *Hectoris Lytra* Vorbild des Ennius. Auffallenderweise ist Benutzung des Sophokles nicht sicher zu erweisen. Es scheint so zunächst, als ob Ennius unter den Klassikern besonders dem Euripides den Vorzug gab. Aber er ging über ihn hinaus; denn für sein Stück *Achilles* ist ein gewisser Aristarchus, ein Zeitgenosse des Ennius selbst, als Quelle bezeugt (*Plautus, Poen.* 1f.). So scheint die Wahl dieses Stückes zu zeigen, daß Ennius nicht aus persönlicher Vorliebe für Euripides so viele seiner Stücke auf die römische Bühne brachte, sondern daß er das Repertoire der zeitgenössischen hellenistischen Bühne benützte.

Aus den Fragmenten ist mancherlei für die Technik des Ennius zu gewinnen. Am lohnendsten ist ein Vergleich seiner Medeafragmente mit dem Original. Obwohl Cicero (*De fin.* I 4) die Medea des Ennius ausdrücklich unter den Stücken anführt, die *ad verbum ex Graecis expressae* seien, bietet Ennius keineswegs eine solche wortgetreue Übertragung. Freilich Cicero rechnet an einer anderen Stelle gerade diese Tragödie zu denen, die nicht „die Worte, sondern die Wucht der Griechen" widerspiegeln. Der Widerspruch ist nur scheinbar; es gibt Stellen, die leichter Betrachtung als bloße Übersetzung erscheinen können, für das Werk im Ganzen gilt das sicher nicht. Wir haben es mit einer freien Nachdichtung zu tun. Der Römer bearbeitet seine Vorlage nicht so, daß er Motive oder Charaktere ändert; auch der



53. Bau der Argo. Neapel.
(Nach Herrmann-Bruckmann, T. LXXXVII.)

Ablauf der Handlung ist im allgemeinen festgehalten, aber es gibt da Ausnahmen. Die Verse 287f. Scen. V. (*Nonius* 753 L; *Varro De ling. Lat.* VII 9)

Astá atque Athenas anticum opulentum oppidum Bleib steh'n und sieh Athen, die alte, mächt'ge Stadt,
Contémpla et templum Cereris ad laevam aspice Das Haus der Göttin Ceres auch zur Linken schau dir an

sind nur möglich, wenn die Szene in Athen spielt. Der Schauplatz bei Euripides ist stets Korinth. Statt nun mit manchen Forschern anzunehmen, Ennius habe die Medeasage noch in einem zweiten Drama behandelt, erscheint es richtiger, hier eine Kontamination zu erkennen. Ennius hat aus einem anderen Stücke, das die Schicksale der Medea in Athen behandelte, eine Szene der euripideischen Vorlage hinzugefügt. Neben Stellen, die man als Übersetzung bezeichnen kann (262 verglichen mit 250 des Originals), findet sich doch recht freie Wiedergabe. Ein Vergleich lohnt sich. Der Anfang der Medea des Ennius war sehr berühmt und ist daher mehrfach erhalten (*Cic. De fato* 35, *pro Caelio* 18, *De inventione* I 91, *De nat. deor.* III 75, *Topica* 61, *De fin.* I 5, *Tusc. disp.* I 45; *Auctor ad Herennium* II 22; *Varro De ling. Lat.* VII 33; *Quintilianus* V 10, 84; *Hieronymus Epist.* 127; *Priscianus De metris Terentianis* II 14, ferner VII p. 320, 16 H; *Iulius Victor* 12; *Donatus* zu *Terenz Phormio* I 3, 5; *Orosius Hist.* I 12). Er lautet in der Vahlenschen Texteskonstitution also (246—254 Scen. V.):

Utinam ne in nemore Pelio securibus
caesa accedisset abiegna ad terram trabes
neve inde navis incohandi exordium
coepisset, quae nunc nominatur nomine
Argo, quia Argivi in ea delecti viri
vecti petebant pellem inauratam arietis
Colchis imperio regis Peliae per dolum:
Nam numquam era errans mea domo efferet pedem
Medea animo aegro amore saevo saucia.

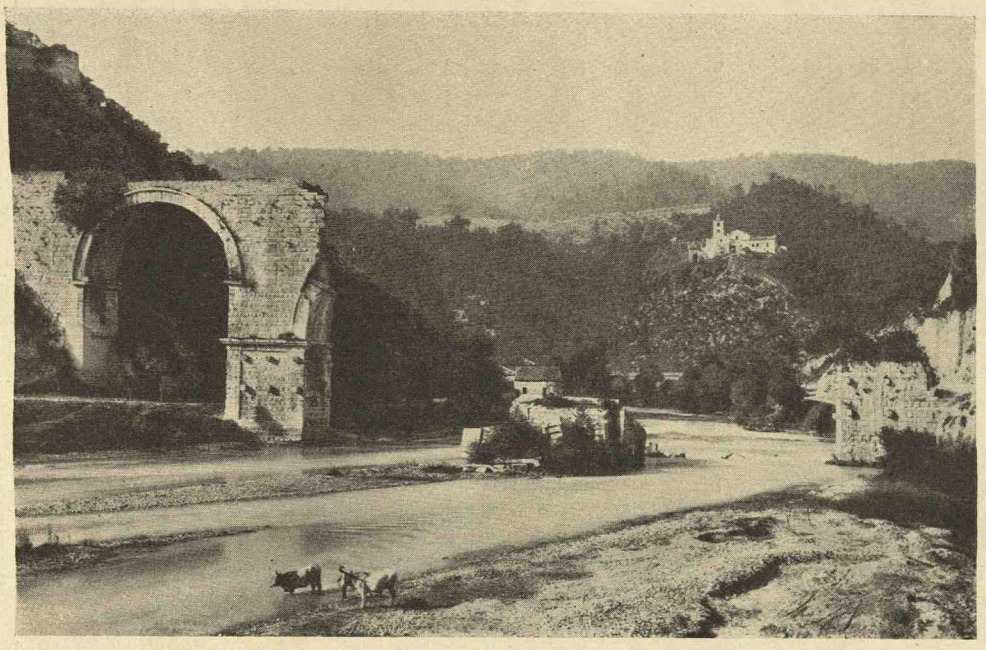
Daß nicht im Haine Pelion, vom Beil gefällt,
zu Tal gekommen wär' aus Tannenholz Gebälk
und nicht von da zu Schiffes Bau Anzettelung
begonnen, welches Schiff benamst mit Namen ward
Argo, weil Argos' auserwählte Schar, in ihm
geführt, zu holen kam das güldne Widdervlies
von Kolchi auf Befehl des Pelias mit List:
Nie setzte meine Herrin irr vors Haus den Fuß,
Medéa, krank an Seel', von wilder Liebe wund."

Im griechischen Original lauten die Verse:

Εἴθ' ὤφελ' Ἀργοῦς μὴ διαπτάσθαι σκάφος	O hätte nie der Argo Schiff durchflogen schnell
Κόλχων ἐς αἶαν κυανέας Συμπληγάδας	bis in der Kolcher Land der Symplegaden Blau,
μηδ' ἐν νάπαισι Πηλίου πεσεῖν ποτε	wär' nie im Haine Pelias gesunken einst
τμηθεῖσα πεύκη μηδ' ἐρετμῶσαι χέρας	zersägt die Ficht' und hätte Ruder in die Hand
ἀνδρῶν ἀριστέων, οἳ τὸ πάγχρυσον δέρος	gedrückt den besten Männern, die das güldne Vlies
Πελίᾳ μετῆλθον· οὐ γὰρ ἂν δέσποιν' ἐμὴ	dem Pelias holten: Niemals wäre meine Frau,
Μήδεια πύργους γῆς ἔπλευσ' Ἰωλκίας,	Medéa, zu Jolkos' Landes Burg geschifft,
ἔρωτι θυμὸν ἐκπλαγεῖσ' Ἰάσονος.	Von Lieb' zu Jason ganz im Sinn und Herz betört.

Ennius übersetzte also, wie die Gegenüberstellung der Stellen in unserer wortgetreuen Übertragung beweisen soll, ganz und gar nicht wortgetreu. Dieser in gewissem Sinne viel schwierigeren Aufgabe wich er aus; sicherlich aber doch nicht aus Unvermögen, sondern aus bestimmten, wohl künstlerischen Gründen. Was hätten z. B. die römischen Zuhörer mit den fremden Symplegaden anzufangen gewußt. Auch hatte die antike Philologie (*Timachides, Hypothesis* zu *Euripides' Medea*) daran Anstoß genommen, daß der Dichter zuerst die Fahrt und dann erst den Bau des Schiffes erzählte. So mag hier und sonst auch Ennius, durch gelehrte Kommentare zu Änderungen veranlaßt, von dem Wunsche beseelt gewesen sein, seine Vorlage zu verbessern. Weiter entsprechen neun Versen fünf des Originals; solche Verbreiterung findet sich ebenso an anderen Stellen, wie anderseits Verkürzung. An unserer Stelle versteht sich die Änderung, weil der römische Dichter es für nötig hielt, den griechischen Namen Argo zu erklären. Derartige den Lehrer der Grammatik und Sprache verratende Stellen finden sich auch sonst bei unserem Dichter. Die Erklärung des Namens Argo ist aber nicht etwa auf Ennius selbst zurückzuführen, sondern er folgt fremder, wenn auch nicht allgemein verbreiteter und sogar sicher falscher Lehrmeinung. Endlich ist bei ihm das Schiff aus Tannenholz gefertigt, bei Euripides wird Fichtenholz genannt. Die Unternehmung selbst wird als ein teuflisch-listiger Plan gekennzeichnet und so gleich mit diesen einleitenden Worten der Amme Stimmung für Medea und gegen die Griechen gemacht. Es wurde eben auch bei Ennius nach dem wuchtigen Vorbild des Euripides Medea nicht nur aus Verzweiflung und Rache die Mörderin der eigenen Kinder, sondern sein Stück war wohl im Anschluß an das Original auch eine furchtbare Anklage der liebenden und verlassenen Frau gegen die egoistische Männerwelt.

Etwas ganz Neues bot Ennius in sprachlicher Hinsicht. Er suchte die Wucht der tragischen Sprache durch strenge Gliederung nach Kola, ferner durch Klangfiguren und Archaismen wiederzugeben und hat damit bei seinen Landsleuten gewiß Glück gehabt, wie uns Ciceros Lob beweist. Dem Modernen mag das oft als bloße Freude an Rhetorik erscheinen; er mag meinen, daß Ennius, der griechischen Rhetorik, besonders auch der Siziliens, gewiß kundig, diese Kunstmittel dem Lateinischen als etwas Neues, Fremdes zugeführt und aufgepfropft habe. Übersehen ist dabei aber, daß all diese sprachlichen Schmuckmittel bereits den feierlichen Gebeten eigen waren und Ennius so wirklich in gewissem Sinne nur die Erhabenheit (*σεμνότης*) der Tragödie zum Ausdruck brachte. Auch darf man nie vergessen, daß die griechische Tragödie diese sprachlichen Kunstmittel kannte, anderseits gewiß schon Naevius, aber wohl auch Andronicus sich ihrer bedient hatten. Bei Ennius liegt freilich bewußte Steigerung in der Anwendung vor und darauf beruht seine Eigenart. Mit der bei den Römern urtümlichen Kolengliederung weiß Ennius eine über das Original hinausgehende Wirkung zu erzielen; z. B. an einer vielfach erörterten Stelle seiner Eumeniden. Bei Aeschylus fragt der Chor der Eumeniden die Göttin Athene, welchen Segen sie für ihr Land wünsche, die Göttin antwortet:



54. Italische Landschaft. (Photo Alinari.)

904.... *γῆθεν ἔκ τε ποντίας δρόσου*
ἐξ οὐρανοῦ τε κἀνέμων ἀήματα
εὐηλίως πνέοντ' ἐπιστείχειν χθόνα,
καρπόν τε γαίας καὶ βοτῶν ἐπίρρυτον
ἀστοῖσιν εὐθενοῦντα μὴ κάμνειν χρόνῳ ..

... vom Lande und dem Tau des grauen Meeres,
vom Himmelsäther, endlich von der Winden Weh'n,
es möge gnädig hauchend kommen übers Land,
und Frucht des Bodens, auch der Herden Überfluß
für immer währen mög' den Bürgern dieser Stadt.

Bei Ennius lauten die Worte des Chores also: (151 Scen. V.)

Caelúm nitescere, / arbores frondescere,
vites laetificae pampinis pubescere,
rami bacarum ubertate incurvescere,
segetes largiri fruges, / florere omnia,
fontes scatĕre, / herbis prata convestirier.

Der Himmel strahlt', die Bäume prangten frisch im Grün,
Der Weinstock zog aus Blättern froh der Rebe Kraft.
Die Zweige beugten sich der Last, an Beeren reich,
Die Saaten schenkten Frucht, es prangt' allorts die Flur,
Die Quellen rauschten, Kräuter waren Wiesenschmuck.

Der Satzbau weicht vollkommen vom Griechischen ab; wir sehen die alten Kola vor uns, dabei stellen sich Reim, Alliteration, Archaismen wie von selbst ein. Daß auch sonst hier der Römer von dem Original abweicht und zu eigener künstlerischer Wirkung gelangt, ist fein beobachtet worden. Aeschylus gibt ein Zukunftsbild, bei Ennius ist der Segen bereits da. Er schildert aber nicht etwa nur in der Phantasie Geschautes, sondern aus seinen Versen atmet und wogt die italische Heimat. Nur darf man nicht an eine Herbstlandschaft denken, der Dichter sieht den Frühling vor sich.

Auch die metrische Gestaltung, die Ennius seiner Tragödie gab, läßt sich glücklicherweise gerade an charakteristischen Fällen mit dem Original vergleichen.

Den griechischen Trimetern entsprechen zwar auch Sprechverse, Senare, bei Ennius (so 1ff., 49ff., 57f., 352f., 502f., 754 ~ 246 ff., 255f., 257f., 264f., 276f., 280). Aber anstatt Trimeter verwendet er bisweilen trochäische Septenare (214ff., 365ff., 399f., 530f. ~ 259—261, 266—272, 278, 350 — 262/3). Es ist wahrscheinlich, daß auch in der Tragödie wie in der Komödie diese Verse zwar deklamiert wurden,

55. Sarkophag mit Darstellung der Medeasage. Berlin. (Nach Brunn-Bruckmann, T. CCCCXC b.)

aber unter Musikbegleitung (Melodramatischer Vortrag). Wichtiger noch ist es, daß die Chorpartien des Originales nicht durch lyrische Metra wiedergegeben sind; denn statt der Dochmien (1251f.) erscheinen bei Ennius trochäische Septenare (284—286), ferner sind vielleicht statt des Anapästes (131) der jambische Senar oder trochäische Septenar verwendet (281). Das bedeutet, daß ein lyrischer Chor im Sinne der griechischen Tragödie nicht vorhanden war. Es war entweder ein Sprechchor an dessen Stelle getreten, der dann wohl zur Musik deklamierte, oder was wahrscheinlicher ist, es deklamierte nur der Chorführer, die noch auftretenden Choreuten waren nur mehr Statisten. Es ist ein ähnlicher Weg, den Wilbrandt in der Inszenierung des Sophokles auf der modernen Bühne ging. Interessant ist es endlich, daß die Sprechjamben der Medea (Abschied von den Kindern) in einem anderen Metrum, wohl akatalektischen daktylischen Tetrametern wiedergegeben werden, d. h. der Schauspieler hat bei Ennius eine Arie zu singen, wo er bei Euripides nur spricht. Ennius übernimmt also die Arien nicht einfach aus dem Original, sondern er geht in ihrer Verteilung und in ihrer metrischen Gestaltung selbständig vor.

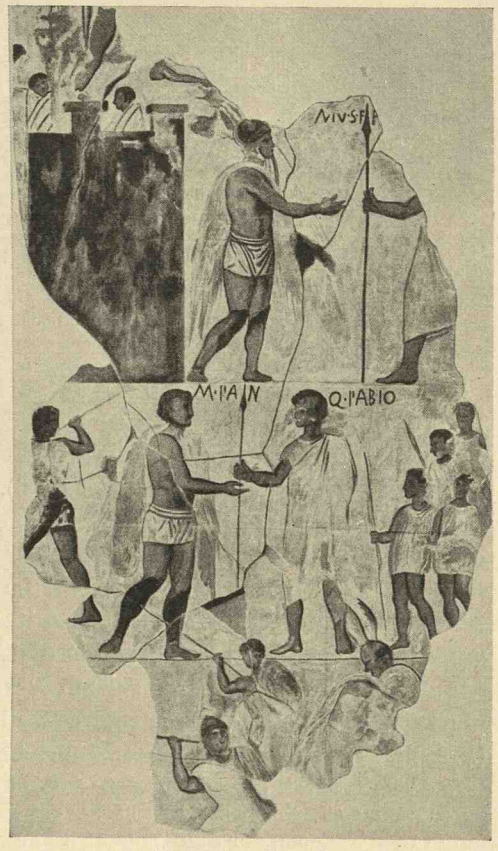
Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Ennius, was die metrische Form anlangt, ganz frei mit seiner Vorlage umgeht; es ist eine dreifache Tendenz zu beobachten: Der Trimeter wird nicht nur durch den Senar, sondern auch durch den trochäischen Septenar wiedergegeben, statt der Chorlieder erscheint der Vortrag wohl des Chorführers, endlich wird von den Arien ein reichlicher Gebrauch gemacht. Hinsichtlich des Chores sind auch sonst Freiheiten beobachtet worden, z. B. tritt in der Iphigenie nicht wie bei Euripides ein Chor von Frauen, sondern von Kriegern auf.

Übrigens hat Ennius eine Bahn eingeschlagen, die bereits vorgezeichnet war; denn die Arie des Schauspielers findet sich bekanntlich bereits in der griechischen Tragödie und schon bei Euripides tritt der Chorgesang immer mehr zurück und macht dem Gesang von der Bühne Platz. Ferner findet sich bereits bei Andronicus der Ersatz des griechischen Sprechverses durch den trochäischen Septenar und damit wohl auch die stärkere Heranziehung der Musik. Inwieweit Ennius sich auch in seinen Komödien von gleichen Tendenzen leiten ließ, ist ganz unklar; denn die wenigen Reste reichen nach keiner Hinsicht zu irgendeinem gesicherten Schluß aus.

Es fragt sich nun, ob nicht auch dadurch, daß man Ennius mit gleichzeitigen Dichtern vergleicht, noch manches für seine dramatische Kunst zu gewinnen wäre. Gewisse Monodien des Plautus, die deutlich paratragödischen Charakter haben, zeigen nämlich eine auch in den Fragmenten des Ennius schon nachweisbare Polymetrie. In der Monodie der Cassandra (63ff. Scen. V.) sind z. B. trochäische Septenare, Daktylen, Jamben, Anapäste zu erkennen. Obwohl nur ganz versprengte Bruchstücke erhalten sind, läßt sich doch gewiß nicht leugnen,

Theaterprobe, Mosaik aus Pompeji
(Nach Herrmann-Bruckmann, Denkm. d. Malerei d. Altertums).

daß wirklich Ennius, vielleicht aber auch die anderen römischen Tragiker, solche vielgestaltige Arien verwendet haben. Zeigt sich doch auch sonst ein charakteristischer Zusammenhang zwischen Tragödie und Komödie in der römischen Gestaltung: Der Unterschied zwischen tragischem und komischem Sprechvers ist aufgegeben. Da gewinnt es an Bedeutung, wenn die in der Komödie beliebten Bakcheen (⏑ – –) bei Naevius in der Tragödie erscheinen (Danaë IV). Solche Erwägungen mögen zeigen, daß wir eigentlich ein vollständiges Bild von der Technik des Ennius aus den erhaltenen Resten nicht gewinnen, sondern damit rechnen müssen, daß im künstlerischen Bau der Unterschied zwischen römischer Tragödie und Komödie viel geringer war als etwa zwischen der Tragödie des Sophokles und der Komödie des Aristophanes. Anderseits hat gewiß die neue Komödie Anleihen bei Euripides genommen. Bei der römischen Komödie und Tragödie darf man aber die Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussung schon deshalb nicht außer acht lassen, weil nicht nur der Archeget des römischen Dramas, sondern auch Naevius und Ennius beide Formen des Dramas pflegten. Jedenfalls kann demnach nicht in Abrede gestellt werden, daß E. Fraenkel mit vollem Grunde der Technik der Tragödie des Ennius bei der Beurteilung des Plautus eine größere Beachtung schenkte, als es früher der Fall war, und daß ein Zusammenhang der künstlerischen Form, wie sie Ennius' Tragödien zeigen oder richtiger ahnen lassen, mit der des Plautus ernster Erwägung wert ist.



56. Italisches Wandgemälde.
(Nach Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen.)

DIE ANNALES UND DIE ERSTEN ANNALISTEN

Naevius hatte das historische Epos begründet, in dem er vor allem Selbsterlebtes erzählte und nur aus künstlerischen Gründen auf die Vorgeschichte bzw. die mythische Zeit zurückgriff. Ennius gab mit seinem großen, in 18 Büchern bis auf die unmittelbare Gegenwart von der Urzeit geführten Gedichte das erste lateinische Historienwerk. Er nannte das Gedicht *Annales* (*Lucilius* 343 M.; *Varro Satura Menippea* 398), *Roma[n]is* wurde es erst später genannt (*Diomedes*, G. L. I 484, 3). Der Name Annales ist sicherlich in Hinblick auf die Jahrbücher der Oberpriester gewählt und daher wenig wahrscheinlich, daß der Dichter sich etwa durch Ὧραι irgendeines Griechen beeinflussen ließ.

Was vor Ennius über Roms Geschichte und Größe literarisch gestaltet wurde, erschien in griechischer Sprache. Abgesehen sei von den größeren oder kleineren Erwähnungen römischer oder italischer Geschehnisse bei griechischen Schriftstellern, wie z. B. in den Politien des Aristoteles oder in den „Allgemeinen Geschichten" des Timaios von Tauromenion (gest. etwa 250) oder bei Philinos von Akragas, der den ersten punischen Krieg erzählt hatte.

Weit größeres Interesse muß es erwecken, daß erst während oder gar nach dem zweiten punischen Krieg, also zur Zeit des Ennius, ein Römer daran ging, römische Geschichte zu schreiben, und zwar tat er es in griechischer Sprache. Es war ein vornehmer Mann, ein Gentile des berühmten Fabius Cunctator (*Plutarch, Fab.* XVIII 3), nämlich Q. Fabius Pictor, aber nicht identisch mit dem Maler Fabius Pictor. (Falsch daher *Hieronymus, Epist.* LX *ad Heliodorum.*)

225 v. Chr. war Fabius als Offizier gegen die Kelten in Oberitalien im Felde gestanden (*Eutropius* III 5; *Orosius* IV 13, 6; *Plinius Nat. Hist.* X 71). Nach der Schlacht bei Kannä war er, wohl als ein Mitglied des Kollegiums der *Decemviri sacris faciundis*, an das delphische Orakel geschickt worden und hatte des Gottes Bescheid überbracht (*Livius* XXII 57, 5, XXIII 11, 1; *Appian, Ἀννιβαϊκή* 27; *Plutarch, Fab.* 18). Er war also ein Exponent der griechisch orientierten Senatspartei. So erklärt es sich auch, daß er griechisch schrieb.

Das Werk sollte die Griechen über die Römer aufklären und falsche Ansichten und Vorurteile widerlegen. Fabius behandelte genau die Gründungsgeschichte, summarisch die folgenden Ergebnisse und wurde erst ausführlich in der Erzählung der späteren und besonders der selbsterlebten Zeit (*Dionysius v. Halikarnass* I 6). Naevius hatte mit der Darstellung des Selbsterlebten aus künstlerischen Gründen die Vorgeschichte verknüpft. Fabius als Historiker stand unter dem Zwange seines Quellenmateriales. Für die Vorzeit und die Könige (Fragm. 5—14) hatte sich eine feste Sage gebildet, die er aufnahm. Dann versagte die Tradition; erst etwa von dem gallischen Brand an und seit dem dritten Jahrhundert (vom Untergang des Sp. Cassius an, vgl. *Diodor* XI—XX) standen ihm die Archive der Oberpriester und der Familien, besonders das der Fabischen (Fragm. 18) zur Verfügung. Er hat gewiß griechische Historiker gelesen und von ihnen gelernt. So gibt er nicht nur paradigmatische Erzählungen, Sprichwörter (Fragm. 17), sondern recht anschauliche Schilderungen z. B. von der Pompa circensis (Fragm. 16).

Man hat daran gedacht, daß Naevius schon den Fabius benutzt hat; das ist unwahrscheinlich; denn Fabius schiebt zwischen des Aeneas Landung und die Gründung Roms die von Alba ein; er hat ferner die Gründung der Stadt, offenbar nach griechischen Quellen, in das Jahr 747 v. Chr. gesetzt, weicht also da ganz von Naevius, aber auch von Ennius ab. Fabius hat sich natürlich seinerseits um den verbannten Dichter nicht gekümmert. Das Werk hat tatsächlich die Beachtung der Griechen gefunden. Ein gewisser Diokles von Peparethos hat bald nachher die Romuluslegende nacherzählt (falsch darüber *Plutarch Rom.* 3). Auch Polybius, Diodor und Dionysios von Halikarnass haben ihn benützt, Livius ihn wohl nur hie und da eingesehen, doch auch Varro und Cicero kennen ihn.

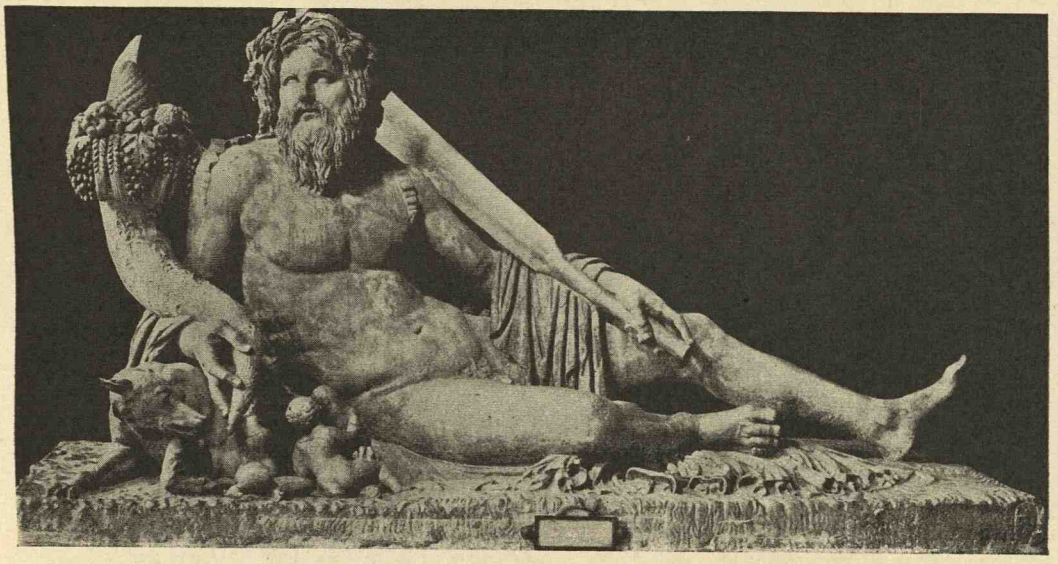
Gleichfalls in griechischer Sprache und wohl nach dem gleichen Schema wie Fabius schrieb römische Geschichte L. Cincius Alimentus.

Als Prätor hatte er im Jahre 210 v. Chr. Sizilien verwaltet (*Liv.* XXVI 23, 1; 28, 3 und 11), ferner gegen die Lokrer gekämpft (*Liv.* XXVII 26, 3), war wohl später in Gefangenschaft geraten (*Liv.* XXI 38, 3), wurde in diplomatischer Mission verwendet (*Liv.* XXVII, 29, 4) und war Mitglied des Senates *Dionysius v. Halikarnass* I 74, 1). So gehört er dem Stand und seinen Schicksalen nach in den gleichen Kreis wie Fabius.

Ebenfalls Staatsmann, nicht nur Prätor (155), sondern auch Konsul (151) war A. Postumius Albinus.

Er vertrat das Interesse der herrschenden Klasse so, daß er mit den Tribunen in Konflikt kam (*Livius Periochae* 48). In politischer Mission war er als Mitglied der Senatskommission tätig, die nach dem Jahre 146 der neuen Provinz Achaia die Verfassung gab. (*Cic. Epist. ad Atticum* XIII 30, 3; 32, 3.)

Während Fabius und Cincius ohne Widerspruch griechisch schreiben, widerfuhr dem Postumius der Hohn des Kato. Er hatte nämlich in der Einleitung seines griechisch geschriebenen Werkes sich bei den Griechen entschuldigt: Es gezieme sich nicht, daß einer ihm zürne, wenn etwas in seinem Werke zu wenig geordnet oder weniger fein geschrieben sei. Denn



57. Der Tiber. Paris, Louvre. (Nach Brunn-Bruckmann, T. CXCVII.)

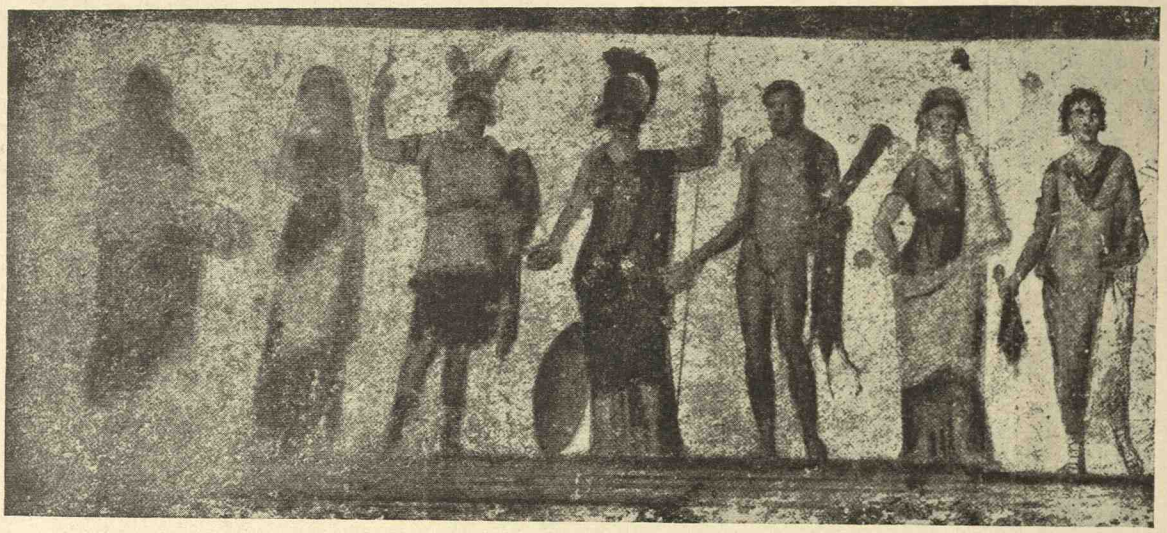
„ich bin ein Römer, geboren in Latium. Die griechische Sprache ist nicht meine Muttersprache", und so bat er wegen etwaiger Fehler um Nachsicht und milde Beurteilung (*Gellius* XI 8).

Auch C. Acilius ist ein griechisch schreibender Historiker. Er war ebenfalls Senator und der Sprache so kundig, daß er den griechischen Philosophen Karneades, Diogenes, Kritolaos bei ihrer Gesandtschaft im Senat im Jahre 155 v. Chr. als Dolmetsch diente (*Gellius* VI 14, 9).

Geschichtswerke solcher Art dienten der Propaganda im Ausland, sie entsprachen dem Streben der weltläufig gewordenen Römer nach Geltung und Ansehen in der hellenistischen Welt. Die in lateinischer Sprache gedichteten Annales des Ennius sollten das römische Nationalgefühl stärken, sie waren das Sprachorgan der herrschenden Gentes, um die Masse der Intellektuellen für die Größe und die politische Mission Roms zu begeistern und den Opfersinn der Bürger zu stärken. Es sollte aber auch das Epos dem Ruhme der Großen dienen. Ennius, der u. a. die gewiß „nicht gerade erschütternden Erfolge des Fulvius" besang, rückte in die Rolle der Dichter am Hofe Alexanders und der Diadochen und trat damit in eine Reihe mit dem jüngeren Chorilos, dem Hofepiker des großen Königs.

Die 18 Bücher der Annalen sind nicht auf einmal erschienen; die Proömien des ersten und siebenten Buches, das übrigens auch einen Abschluß hatte, in dem der Dichter von sich erzählte, zeigen, daß das Werk zunächst wohl in Hexaden veröffentlicht wurde. Mit dem 2. Bande (7—12) war ein Abschluß erreicht. Der Dichter fügte dann eine Triade hinzu (13—15). Aus besonderer Bewunderung für die Heldentaten des T. Caecilius und seines Bruders hat er (*Plinius, Nat. Hist.* VII 101) ein 16. Buch gedichtet und dann das Werk bis auf 18 Bücher erweitert. Die Dichtung hat ihn offenbar bis an sein Lebensende festgehalten; der alte Mann hat die Schaffenskraft in bewundernswerter Weise bewahrt. Beweis dafür ist auch, daß er in seinem Todesjahr als 70jähriger noch den *Thyestes* auf die Bühne brachte.

Die Bücher I—III erzählten die mythische Zeit und die Geschichte der Könige, IV—VI reichten von der Begründung der Republik bis zur Eroberung Unteritaliens durch die Besiegung des Pyrrhus. VII—IX



58. Götterverein. Juppiter, Juno, Mars, Minerva, Herkules, Venus, Merkur.
(Nach Notizie degli Scavi di antichità 1911 aus Pompeji.)

schilderten den zweiten punischen Krieg mit Streifblicken auf den ersten Kampf gegen die Karthager. X—XII behandelten den makedonischen Krieg, XIII—XIV den Krieg gegen Antiochus. XV rühmte die Taten des Fulvius Nobilior in Ätolien. Das XVI. Buch war dem Heldentum der Caecilier gewidmet. XVII—XVIII reichten bis in die Zeit des Dichters.

Die Art der Entstehung, Nachträge und Rücksichten auf die augenblickliche Zeitgeschichte zeigen, daß das Werk einer einheitlichen poetischen Komposition entbehrte, aber ein Grundgedanke, der das ganze Werk durchzog, ist doch deutlich zu erkennen. Es galt die großen Männer zu verherrlichen, durch die Rom zu seiner staunenswerten Größe emporgestiegen war. So traten neben den Königen Fabricius und sein Gegenspieler Pyrrhus hervor (178, 192f., 194ff.), ferner Appius Claudius (202ff.), Aemilius Paulus, Servilius Geminus, Fulvius Nobilior usw. Das war die Geschichtsauffassung, der Kato in seinen *Origines* entgegentrat, wenn er keinen Führer nannte, sondern ohne Nennung einzelner die Ereignisse verzeichnete. (*Cornelius Nepos, Cato 3*; *Plinius Nat. Hist.* VIII 11); ferner wenn er es tadelte, daß Fulvius den Ennius nach Aetolien mitgenommen hatte. (*Cato* bei *Cic. Tusc.* I 3 = 46, 1 Jordan). Auch Polybius vertrat eine andere Richtung, er behauptet immer wieder, die Größe Roms wurzele in seiner Verfassung. Aus solchem Hervorheben anderer Grundsätze vermögen noch wir die Wirkung der Annalen zu erkennen.

In den einzelnen Teilen des großen Gedichtes verrät sich freilich eine oft sehr zu bewundernde dichterische Konzeption. Das Mittel dazu war die Einführung des Götterapparates. Dieser war durch die Tradition des epischen Gesanges seit Homer gegeben; von Naevius gleich benutzt, wurde er von Ennius ebenso wie von Vergil liebevoll und mit starken künstlerischen Wirkungen weiter gepflegt. Erst in neronischer Zeit hat Lukan den Versuch gemacht, den Götterapparat aus dem Epos auszuschalten. Deutlich läßt sich noch aus den Fragmenten der Bücher I und VII ersehen, wie die Götter in die Handlung eingreifen und so der Dichter seinen historischen Stoff in die Welt des übernatürlichen Geschehens erhebt und die Phantasie und das Gemüt bewegende Spannungen erzeugt.

Im ersten Buch heben sich deutlich drei Momente ab: Zunächst der Traum der Ilia. Sie schläft in der Kammer mit ihrer Schwester, der Tochter des Aeneas und der Eurydike, gemeinsam mit der Amme.

59. Götterverein. Fortsetzung: (Venus, Merkur) Proserpina, Vulkan, Ceres, Apollo, Diana.

Aufgeregt ist ihr Schlaf, so unruhig, daß die Amme ein Licht holt; erschreckt fährt Ilia aus dem Schlafe auf und erzählt ihren Traum: Ein schöner Mann verfolgte sie durch liebliches Weidengebüsch längs der Ufer des Flusses in ganz fremder Gegend; plötzlich sah sie sich allein, ging in die Irre, suchte die Schwester, ohne sie finden zu können. Auf einmal meinte sie die Stimme des Vaters zu hören:

. . . o Tochter, du mußt wohl Trauriges dulden,
bis sich endlich das Glück dir aus dem Flusse gesellet. (Leo.)

Da verlor sich die Stimme und so sehr sie sich mühte, den Vater zu fassen, es war vergeblich. So erwachte sie (35—51).

Im ersten Buch gab es ferner eine Götterversammlung. (62—66; *Hor. Carm.* III 3 und *Lucilius Sat.* I), in der über die Aufnahme des Romulus unter die Götter beraten wurde, endlich wurde am Schlusse des Romulus Entrückung und Himmelfahrt erzählt (110—118).

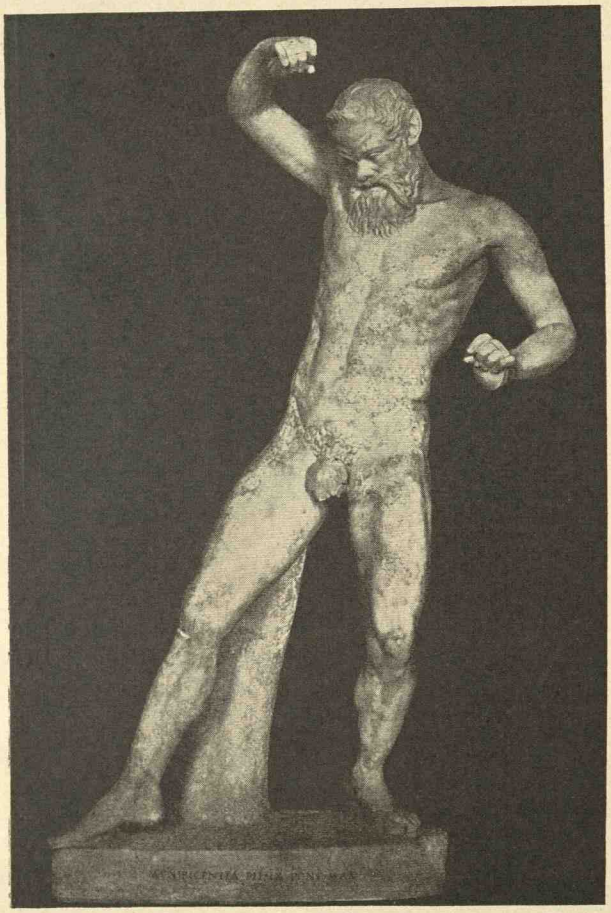
Dazwischen ordnen sich leicht die Bruchstücke, die den Aufbruch des Aeneas aus Troja, die Ankunft im Westland Italien, die Aufnahme beim Albanerkönig, die Aussetzung der Ilia in den heiligen Tiber, den Beistand der Venus, die Geburt der Zwillinge Romus und Romulus, ihre Aussetzung und Auffindung, das Augurium (79—96), die Gründung der Stadt, die Herrschaft des Romulus behandeln.

Der Traum der Ilia bildete im ersten Buch den Ausgangspunkt der poetischen Erfindung und Gestaltung, die sich im ganzen Aufbau des ersten Buches auswirkt: die Rangerhöhung wird im Traum vorausgesetzt, in der Götterversammlung beschlossen und ist am Schlusse des Buches vollzogen. Irdisches Geschehen ist als gottgewollt und gottgeleitet verklärend dargestellt. Ennius hat *miscendo humana divinis* (*Livius* I, Praef. 7) die Urgeschichte mit poetischem Glanze umgeben.

Ähnliches läßt sich für das VII. Buch zeigen, freilich liegen hier die Verhältnisse so, daß der künstlerische Aufbau sich aus den erhaltenen Fragmenten nicht leicht erkennen ließ. Erst E. Norden ist es gelungen die hochgestimmte poetische Konzeption dieses Buches klarzulegen.

Juno hat einen bösen Dämon aus dem Tartarus entboten, um den Krieg zwischen Rom und Karthago neuerdings zu entfachen. Durch die Verse 521f.

Tartarus' Körper entstammt das im Kriegsgewand schreitende Mannweib,
Wasser und Feuer und Luft und dampfende Erde im Streite



60. Marsyas, Werk des Myron. Lateran. Museum, Rom.
(Nach Brunn-Bruckmann T. CCVIII.)
„Bewegung äußert sich in den Armen . ., in den Beinen, im Kopf — nur der Rumpf bleibt unbeteiligt. Er ist wohl geneigt, aber als Ganzes, gleich einem Pfahl oder Stock." (E. Löwy, Die griechische Plastik.)

ist dieser Unhold nach der Lehre des Empedokles (Fragm. 17 V. 15 Diels) geschildert als das Wesen, in dem die Urstoffe in gleichen Teilen vorkommen, also im Streite liegen, weil keiner die für das organische Leben notwendige Überhand hat, es ist die Discordia, und so heißt es weiter:

. . . Nachdem die gräuliche Zwietracht
aufgebrochen das Tor, die Eisenpforten
des Krieges (266f.),

kehrt sie zur Hölle zurück (260, 261, 262). Nun folgt eine Götterversammlung (256, 259, 257, 258), in der die große Auseinandersetzung zwischen Juppiter und Juno das Hauptstück bildet. Juppiter gibt für einige Zeit nach, das Glück mag entscheiden:

fortibus est fortuna viris data.

So kommt es zum Krieg. Voran geht eine Vorgeschichte Karthagos (222, 220, 221, 265 vgl. Naevius). Hier müssen einige Episoden aus dem ersten punischen Krieg angeschlossen worden sein. Denn Ciceros Worte im *Brutus* 75 lauten: „Der punische Krieg des Naevius, den Ennius zu den Sehern und Faunen rechnet, wirkt gleich einem Werke des Myron. Mag immerhin Ennius natürlich, wie es sicher auch der Fall ist, vollendeter sein, doch wenn er, wie er vorgibt, Naevius so sehr verachtete, hätte er, alle Kriege ganz und gar verfolgend, jenen ersten heftigen Krieg mit den Puniern nicht vernachlässigt"; sie schließen also nicht aus, daß Ennius Episoden dieses Krieges behandelt hat. So wird man dann auch (anders Norden) die zum großen Teil mit der Buchzahl überlieferten Fragmente 225, (226), (227f.), 230, 231, 252 ohne Schwierigkeit auf die Schilderung des ersten Krieges beziehen können. In dieser war (vgl. *Polybius* I 20f.) anschaulich erzählt, wie die Römer nach einer gestrandeten karthagischen Pentere ein Modell bauen und nun selbst nach Kommando Ruderübungen machen:

„Rückwärts, Ruderer, lehnt und stoßt euch die Brust mit den Stangen!"
Rücklings holen sie aus, dann ziehn an die Brust sie die Stangen.

In der Erzählung der Geschehnisse des zweiten punischen Krieges bildeten die Ereignisse von Kannä eine Gelegenheit, die Aufopferungsfähigkeit der Aristokratie zu zeigen. Neben Aemilius Paulus trat als heldenmütiger, freilich vom Glück nicht begünstigter Feldherr der Konsul des Jahres 217 Cn. Servilius Geminus, der den linken Flügel kommandierte, hervor (*Appian* Ἀννιβαϊκή 23). Er wird im Gespräch mit seinem Vertrauten während einer Gefechtspause eingeführt (234ff.). In der Schilderung des braven, treuen und gelehrten Mannes, der in der Vorgeschichte, im menschlichen und göttlichen Rechte fein Bescheid weiß, liegt wohl eine Selbstschilderung des Dichters vor (vgl. oben *Gellius*, XII 4, 1).

Ennius bot den Römern die *Annales* als ein neuer Homer (Proömium Ann. I). Das gibt mehrfach zu denken. Zunächst steht das Streben, ein großes Epos zu schaffen, in ganz bewußtem Gegensatz zu der vom vielbewunderten Kallimachos vertretenen Kunsttheorie, die

lange Epen verdammte. Anderseits ist die Wahl eines so bunten Stoffes aus der Nachahmung Homers nicht ohne weiteres zu erklären. So sah man den Homer nicht an. Aristoteles z. B. rühmt gerade auch an Homers Gedichten die Einheitlichkeit des Stoffes (*De Poetica* 8). Freilich wurde dagegen in hellenistischer Zeit gesündigt, wie die uns bekannten, wenn auch spärlichen Beispiele aus der griechischen Literatur zeigen. So haben wir einige Bruchstücke eines Epos, in dem Theodotos die Geschichte von Samaria erzählte (*Eusebius, Praeparatio Evangelica* IX 22). Es war also nicht etwas ganz Unerhörtes, die Geschichte eines Volkes zum Gegenstand eines Gedichtes zu machen. Die Wahl des Stoffes bedingte dann die Unmöglichkeit einer straffen Komposition.

Unhomerisch ist ferner für uns das starke Hervortreten des Dichters mit seiner Person. Hier war bereits Hesiod von Homers Technik abgewichen. Doch auch die großen homerischen Hymnen bieten Entsprechendes. Bedenkt man, daß sie als Homers Dichtungen galten, z. B. auch der Hymnos auf Apollo, in dem der blinde Sänger von Chios sich vorstellte (165ff.), so blieb Ennius auch hier in einer festen Tradition.

Gleich im Proömium des ersten Buches erhob er den Anspruch, Homer zu sein. Er erzählt, er sei im Traum auf den Musenberg (wohl den Parnaß) entrückt worden; da sei ihm das Abbild Homers erschienen und habe erzählt, daß Homers Seele in einen Pfau und dann in Ennius gefahren sei; gleichzeitig belehrte ihn die Erscheinung über die Natur der Dinge und das Verhalten der Seele zum Leib bei Geburt und Tod. Aus dem Traum erwacht, ruft der Dichter, nun ein *alter Homerus*, freudig die Musen zum Beistand (*Varro, De re rust.* I 1, 4, *De ling. Lat.* V 59; *Fronto* I 4, p. 11N., I 5 p. 12 N.; *Cic. Luc.* 51; *Lucr.* I 112ff.; *Porphyrio* zu *Hor. Epist.*. II 1, 51; *Pers. prol.* 2 und *Sat.* 6, 9f.). Wie ein Gedicht der Anthologia Palatina (VII 42) lehrt, hatte auch Kallimachos im Eingang seines Elegienkranzes *Αἴτια* erzählt, daß er, im Traum auf den Helikon entrückt, von den Musen selbst die Dichterweihe empfangen habe.

Auch das VII. Buch enthielt eine längere Vorrede. Die Annalen hatten üble Kritik gefunden; man vermißte den ehrwürdigen Saturnier, man spottete der aus Träumen stammenden Weisheit. Dagegen wehrt sich der Dichter und erklärt, er habe als erster die wahren Quellen erschlossen. (213—219.)

Deutlich und bewußt, und kenntlich für jeden des Homer Kundigen, schloß sich Ennius an den Griechen in einzelnen Wendungen an, so *dia dearum* (22), *Romule die* (111), die Verwendung des Pronomens *sos* = eos (22), der formelhafte Versanfang *olli respondit* (33, 119), ferner *patrem divumque hominumque*, wozu freilich als Variante tritt *divumque hominumque pater rex* (580). Homerisch ist die Genitivendung *Metioeo Fufetioeo*, ebenso die Kürzung *endo suum do* (576), = *ἠμέτερον δῶ* (*Od.* I 170) vgl. 574, 575. Natürlich färbt auch die homerische Sprache hie und da auf die Syntax ab (49, 21).

Er überträgt endlich auch Situationen aus Homer z. B. *clamor ad caelum volvendus per aethera vagit* (531) = *ὀρυμαγδὸς χάλκεον οὐρανὸν ἷκε δι' αἰθέρος* (*Il.* XVII 425). Solches fiel schon den alten Erklärern auf, so zeigt Macrobius (*Sat.* VI 3, 1), daß Ennius die bedrohte Lage des Tribunen Caelius im XV. Buche geschildert, indem er einfach die Schilderung der Bedrängnis des Aias (*Il.* XVI 102) verwertete (401ff.). Ebenderselbe Macrobius belehrt uns noch (*Sat.* VI 3, 7), daß Ennius Vergleiche dem Homer entlehnte. So z. B. stammt der Vergleich (514—518):

Et tum sicut equus qui de praesepibus fartus
vincla suis magnis animis abrupit et inde
fert sese campi per caerula laetaque prata,
celso pectore saepe iubam quassat simul altam,
spiritus ex anima calida spumas agit albas . . .

Und dann gleich wie ein Roß, das trefflich genährt an der Krippe
übermütigen Sinnes abreißet die Halfter und hierauf
eilend durchstürmet das blaue Gefild und die prangende Wiese,
hocherhoben die Brust, oft schüttelt's die wallende Mähne,
Atem treibt den Schaum ganz weiß aus dampfender Seele . . .

aus Homers Ilias (VI 506—511):

ὡς δ' ὅτε τις στατὸς ἵππος, ἀκοστήσας ἐπὶ φάτνῃ,
δεσμὸν ἀποῤῥήξας θείῃ πεδίοιο κροαίνων,
εἰωθὼς λούεσθαι ἐυῤῥεῖος ποταμοῖο,
κυδιόων · ὑψοῦ δὲ κάρη ἔχει, ἀμφὶ δὲ χαῖται
ὤμοις αἴσσονται · ὁ δ' ἀγλαΐηφι πεποιθώς,
ῥίμφα ἑ γοῦνα φέρει μετά τ' ἤθεα καὶ νομὸν ἵππων.

Wie wenn im Stall ein Roß, mit Gerste genährt an der Krippe,
mutig die Halfter zerreißt und stampfenden Laufs in die Felder
eilt, zum Bade gewöhnt des lieblich wallenden Stromes,
strotzender Kraft; hoch trägt es das Haupt und rings um die Schultern
fliegen die Mähnen umher, doch stolz auf den Adel der Jugend
tragen die Schenkel es leicht zur bekannten Weide der Stuten. (Voß.)

Wir sehen sofort, daß Ennius nicht einfach übersetzt; von Einzelheiten abgesehen, enthält der Homerische Vergleich eine Häufung der Motive (Bad und Weideplatz), die Ennius beseitigt; ferner tritt auch hier die vom Blau des Äthers durchflutete italische Landschaft mit all ihrer Schönheit vor das Auge des Dichters.

Homerisch ist vor allem die metrische Form. Ennius hat mit der Übertragung des Hexameters in die lateinische Sprache einen der folgenschwersten Schritte getan. Von nun an war der Saturnier aus dem Bereich der hohen Poesie verbannt; der Hexameter wurde bis zum Ausgang der Antike, ja eigentlich so lange in lateinischer Sprache gedichtet worden ist, das Hauptmetrum. Wichtig ist nun, daß Ennius hier direkt an die homerischen Gedichte anknüpfte. Der Hexameter hatte seit der Zeit des epischen Heldensanges eine Entwicklung mitgemacht. Die Dichter der hellenistischen Zeit liebten es, den Vers durch einen Einschnitt nach dem dritten Trochäus zu teilen, bei Homer ist diese Zäsur noch nicht so ausschließlich in Geltung, er verwendet ganz gern die Zäsur nach der Hebung im 3. Fuße. Ferner mieden die Alexandriner streng im 4. Fuß ein trochäisches Wort, während bei Homer doch solche Fälle vorkommen; auch war spondeischer Wortschluß von diesen fast verpönt. Diese Scheu kennt Ennius nicht. Hinsichtlich der Zäsur verhielt er sich geradezu gegensätzlich zu den Alexandrinern, er bevorzugt die Zäsur nach der dritten Hebung ganz offenkundig, freilich nicht so sehr, wie man vielfach meint. Diese Zäsur mit ihrer langen Hebung verlangte den Akzent des Wortes auf der letzten Silbe. Nun kennt das Latein keine derartige Wortbetonung, ausgenommen sind natürlich einsilbige Wörter. So kam es naturgemäß an dieser Stelle fast stets zum Widerspruch zwischen der natürlichen Wortbetonung und dem Versakzent; doch dieser Gegensatz fand am Versschluß meistens einen schönen Ausgleich. Dort war eben ein zwei- oder mehrsilbiges Wort oder ein Monosyllabon mit vorangehendem mehrsilbigen Wort möglich. Es dürfte wohl dieses melodische Wechselspiel der Betonungen für Ennius der Anreiz gewesen sein, die Zäsur nach der Hebung im dritten Fuß zu bevorzugen.

Die lateinische Sprache mit ihren vielen langen schweren Silben widerstrebte eigentlich dem flüssigen Hexameter; um so bewundernswerter ist das Formgeschick und der Formwille des Ennius. Er mußte in seinem Ringen mit dem oft widerstrebenden Material zu gewaltsamen Neuerungen greifen, von denen ein Teil so gelungen war, daß er geradezu die lateinische Sprache änderte und Gemeingut zumindestens der poetischen Diktion wurde.

Hierher gehören vor allem gewisse Neuschöpfungen. Z. B. war ein Wort wie *imperator* (– ⏑ – –) für den Vers unbrauchbar, Ennius half sich mit einem Archaismus, er verwendete das alte *endo* und sagte *induperator* (– ⏑⏑ – –). Ferner bildete er passende Zusammensetzungen (*altivolantum* – ⏑⏑ – ⏒ 81; *suaviloquenti* – ⏑ ⏑ – ⏒ 303; *omnipotentis* – ⏑ ⏑ – ⏒ 458; *bellipotentes* – ⏑ ⏑ – ⏒ und *sapientipotentes* ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏒ 181 *altitonantis* – ⏑ ⏑ – ⏒ 541), darin mit Homer wetteifernd. Er verschaffte sich fer-

ner oft eine kurze Silbe durch Verwendung des Wortes im Plural (z. B. 49, 96). In all dem blieb Ennius Muster und Anreger für die kommenden Dichter. Manche Freiheit, die er sich noch gestattete, lernten die späteren Dichter bei ihrem Bestreben, den Hexameter immer feiner und flüssiger und dem Stoffe angemessen zu gestalten, meiden. So gibt es Verse, die noch kein schönes Ebenmaß im Wechsel von Daktylen und Spondeen zeigen. Ennius zeigt ferner noch ein starkes Schwanken in der Quantität verbaler Endungen, der Volkssprache und dem Brauche der Szeniker folgend. Er hat auch sicher noch hie und da eine Hebung in zwei Kürzen aufgelöst, ja vielleicht gelegentlich eine jambische Silbenfolge wie im Drama als zwei Kürzen verwendet, wenn der verkürzten Silbe der Versakzent unmittelbar voranging oder nachfolgt (Okkasionelle Verwendung des Jambenkürzungsgesetzes). Er hat weiter das schließende s nach kurzen, vielleicht auch bisweilen nach langen Vokalen gleich dem schließenden m, der schwankenden Aussprache folgend, ausfallen lassen und so die Dehnung einer Silbe durch die Stellung umgangen.

Durch Nachahmung homerischen Versbaues ließ er sich auch zu Ungeheuerlichkeiten für das Latein verleiten, z. B. statt insidiantes – ⏑ ⏑ – – insidjantes – – – –, weil es in den Vers paßte (436). Nach dem Muster von *τὴν ἔγὼ οὐ λύσω* (Il. I 29) bildete er z. B. einen Vers *hŏc ĕgŏ ín pugna* (193) und nach dem Typus *θεοπρόπιον, ὅ τι οἰσθα* (Il. I 85) gestattete er sich in einem Vers z. B. *in imicitiám agitantes* (271).

Es ist unverkennbar, daß Ennius, dem erhabenen Stoffe Rechnung tragend, auch in formaler Hinsicht einen starken Unterschied zwischen der Sprache des Dramas und der epischen Erzählung machte. So findet sich die aus der wirklich gesprochenen Rede stammende Elision in den Annalen viel seltener als im Drama. In jenen fällt auf jeden sechsten Vers eine Elision, in diesem hat im Durchschnitt jeder Vers eine oder mehrere Elisionen.

Gut paßt zu dieser durch die Statistik erhärteten Tatsache, was ein Vergleich der Verwendung rhetorischer Schmuckmittel ergibt. Auch hier läßt sich zeigen, daß Ennius sich des Unterschiedes der poetischen Gattungen bewußt war. Die Alliteration war, wie schon gezeigt wurde, dem Lateinischen urtümlich; aus der gewöhnlichen Rede stammt ihre besondere Verwendung in der feierlich gehobenen und innig bewegten Sprache der Gebete. Für die lebendige, erregte Sprache des Dramas als Schmuckmittel wohl geeignet, findet sie sich hier öfter als in dem epischen Stil, der ihrer natürlich auch nicht entbehrt. Es kommen im Durchschnitt etwa auf drei alliterierende Verse im Drama zwei im Epos. Sitz dieses Schmuckmittels ist besonders die zweite Vershälfte. Das entspricht ganz der schon von Ennius' Vorgängern geübten Technik.

Naevius (31 B) dichtete z. B.:

prima incedit Cereris — Proserpina puer.

Es klang die Alliteration hier dem römischen Ohr besonders gut; das zeigen die von Dichtern zweiten Grades herrührenden Scipioneninschriften:

is hic situs quei numquam — victus est virtutei

oder die Grabschrift auf Naevius:

itaque postquam est Orci — traditus thesauro.

Klar war so ein zweites Kolon gegen das erste wohl abgegrenzt. Und daß diese Gliederung bei Ennius noch in voller Kraft ist, zeigen gerade jene Verse, in denen die inhaltliche Zweiteilung der metrischen widerspricht, z. B. 268, 269:

pellitur e medio / sapientia, / vi geritur res,
spernitur orator / bonus, / horridus miles amatur

Weisheit wird aus dem Rat / vertrieben, / Gewalt nur da herrschet
Klugen Redner man gar / mißachtet, / der Krieger wird Liebling.

wo der Kolenbau schon durch die Stellung *pellitur, spernitur, amatur* verbürgt ist und *geritur res* statt *res geritur* nur unter metrischem Zwang gesetzt wird.

Auch das Schmuckmittel des Reimes ließ sich Ennius nicht entgehen; denn es begegnen Beispiele, z. T. offenbar in der lebenden Sprache begründete wie *clamque palamque* (242), *noctesque diesque* (334), z. T. solche, die sich aus der Versteilung ergeben:

*qui tum vive**bant** homines atque aevum agita**bant*** (307) und
navibus explebant sese terrasque replebant (309)

Ennius wurde durch so gebaute Verse der Vorläufer einer besonders von den Augusteern beliebten Art, den Hexameter zu bauen, die dann für die Reimdichtung der modernen Literaturen gewiß nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Wie Ennius nicht ohne seine Vorgänger Andronicus und Naevius zu verstehen ist, so ist er, der durch die Schaffung des lateinischen Hexameters der eigentliche Schöpfer des römischen epischen Stiles geworden ist, von größtem Einfluß auf die folgenden Epiker, besonders auf Vergil, der ganz deutlich das schon unmodern gewordene Epos des Ennius durch seine Aeneis ersetzen wollte, dabei aber natürlich den Vorgänger stets berücksichtigte. Wie eben bei den Griechen an Homer die weitere Epik anschloß und jeder Dichter sich bewußt und freiwillig dem Zwang einer festen Überlieferung überließ, so geschah es auch bei den Römern: der Dichter der Annalen war wirklich zum *alter Homerus* (*Hor. Epist.* II, 50) geworden.

DIE ÜBRIGE LITERARISCHE TÄTIGKEIT DES ENNIUS

Ennius hat das Verdienst, eine ganze Reihe neuer Literaturgattungen den Römern, soweit wir urteilen können, als erster erschlossen zu haben, ebenso ist er der erste Prosaschriftsteller, von dem wir wenigstens indirekt Fragmente erhalten haben.

Kallimachos hatte in seinen *Ἰαμβοί* Gedichte bunten Inhaltes geboten, Erzählungen, Novellen, Fabeln, Betrachtungen persönlicher Art; dabei hatte er alles dem Bettelpoeten Hipponax in den Mund gelegt und so für den bunten Inhalt einen einheitlichen Rahmen geschaffen. Auch sonst gab es von hellenistischen Dichtern Sammlungen, die sie unter den Titeln „Vermischtes", „Wahlloses", „Kleinigkeiten" (*Συμμικτά, Ἀτακτά, Κατὰ Λεπτόν*) veröffentlichten. Nach solchen Mustern schrieb Ennius 4 (oder 6?) Bücher Satiren. (*Porphyrio zu Hor. Serm.* I 10, 46; *Donat* 2, 432 Wessner). Aus den Resten sehen wir, daß Lehrhaftes (1, 2, 8 V.), Persönliches (6, 7), Dramatisches (Gespräch zwischen Leben und Tod. 20 = *Quint.* IX 2, 36), Fabeln (Die Haubenlerche und ihre Jungen, 21—58 = *Gellius* II 29, 1); die Erzählung vom Flötenspieler und den Fischen, 65 = *Herodot* I 141) darin enthalten waren; Sprichwörter wurden verwertet (70), Wortspiele witzig vorgebracht (59ff.).

Im ganzen scheint ein lehrhafter Zug durch das Ganze gegangen zu sein, denn die von Gellius in Prosa nacherzählte Geschichte von der Haubenlerche und ihren Jungen, in deren Wiedergabe sich noch sowohl metrische Formen als auch charakteristische ennianische Wortfiguren nachweisen lassen, schließt mit den Worten:

Hóc erít tibi árguméntum / sémper ín promptúm sitúm
né quid exspectés amícos, / quód tute ágere póssiés
Dies wird dir als Lehre gelten, immer gleich bereit gestellt,
Daß du nichts vom Freund erwartest, was du selbst besorgen kannst.

Dieser Ansicht widersprechen auch die mit Recht diesem Werk zugewiesenen Erzählungen und Schnurren aus dem Leben des Dichters nicht (z. B. *Cic. De oratore* II 276), denn es läßt sich leicht denken, daß er irgendwie vielleicht auch hier humorvoll eine Lehre beigefügt oder lehrhaft gewirkt hat.

Soweit wir sehen, waren — und dies unterscheidet sein Werk von den *Ἰαμβοί* des Kallimachos — Senare, trochäische Septenare, Hexameter, Sotadeen (59ff.) verwendet.

Zitiert wird das Werk als *Saturarum libri* (*Nonius* 761, 820, 214, 48, 754, 92 L.; *Servius* zur *Aeneis* XII 121; *Macrobius, Sat.* VI 5, 5; *Donat* zu *Terenz Phormio* II 2, 25) oder nur *saturae* (*Gellius* II 29, 1, XVIII 2, 7, VI 9, 1). Es ist also kein Grund, den Titel nicht schon auf Ennius selbst zurückzuführen. Er hat so *saturae* in dem Sinne von „Vermischtes" gefaßt und sich dabei an eine alte, volkstümliche Bedeutung des Wortes angelehnt, das für „Gefüllsel", „Gemengsel" gebraucht wurde (*Varro* bei *Diomedes*, Gramm. Lat. I 485, 30) und in diesem Sinne ja auch für dramatisches Potpourri in Verwendung stand (*Livius* VII 2, vgl. S. 25).

Mitten hinein in die bunte Unterhaltungsliteratur der hellenistischen Welt führt der *Sota*. Es sind uns in Menge Namen und kleine Bruchstücke leichter Literatur bekannt, die voll war von Anspielungen auf augenblickliche Vorkommnisse und Zustände, reich an Witzen, Zoten, oft aber auch erfüllt von moralischem und philosophischem Gehalt. Einer der bekanntesten und beliebtesten Schriftsteller auf diesem Gebiete war Sotades, der zur Zeit des Königs Ptolemäus Philadelphus lebte. Dichtungen solcher Art vermittelte Ennius unter dem Titel *Sota*. Dabei bediente er sich des überaus flüssigen, griechischen Originalverses, des Sotadeus. Unter den Bruchstücken (27, 28 Varia bei V.) ist das Thema von den verschiedenen Berufen zu erkennen, das bei Horaz (*Sat.* I 1) wiederkehrt.

Schon die alte Komödie, aber auch die unteritalische Posse liebte es, durch heitere Schilderungen von Tafelfreuden und Leckerbissen den Zuhörer zu unterhalten und zu reizen. So entwickelte sich neben der popularphilosophischen Literatur der *Δεῖπνα* („Gastmähler") eine parodistische. Solch ein parodistisch-didaktisches Gedicht waren des Ennius *Hedyphagetica* in Hexametern. (*Apuleius, Apologia* 39). In den erhaltenen Versen (34—44 Varia V.) berührt er sich vielfach mit der *Hedypatheia* des Archestratus von Gela, eines Schriftstellers zur Zeit Alexanders des Großen. Ist es richtig, daß Ennius dieses Werk zur Grundlage nahm, so zeigt er hier dieselbe Freiheit der Benützung wie z. B. im Drama.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß die starken philosophischen Interessen der Griechen Unteritaliens nicht irgendwie allmählich in Rom bekannt wurden. Jedenfalls waren des Appius *Sententiae* moralphilosophischen Inhaltes, Cicero (*Tusc.* IV 4) erscheinen sie sogar von pythagoreischer Weisheit durchtränkt. Einen entscheidenden Ruck aber nach vorwärts in dieser Hinsicht hat erst Ennius getan.

Dies gilt schon für das Gedicht *Protrepticus* oder *Praecepta*. (*Charisius* I p. 54, 19 K und *Priscian* X 532, 17 H.)

61. Terrakotta aus Reggio, jetzt in Bonn. (Nach Mitt. d. deutsch. Inst. XL, T. XIII.)

Daß trotz der zwei verschiedenen Titel doch nur ein Werk gemeint ist, ist überaus wahrscheinlich. Das Gedicht geht auf eine der vielen Aufforderungen, sich mit Philosophie zu beschäftigen, zurück, deren berühmteste der *Προτρεπτικός* des *Aristoteles* war. Das erhaltene Gleichnis vom Landmann, der das Unkraut jätet und daher auf gute Ernte hoffen kann, führt in die popularphilosophische Schriftstellerei (31—33 Varia V.).

Mehr läßt sich von dem Lehrgedicht *Epicharmus* sagen. Der Komödiendichter erschien dem Dichter, der träumte, er sei tot (*Cic. Lucullus* 51 = 45 Varia V.). Was Epicharm eröffnete, erzählte der Dichter nun in seinem im Versus quadratus abgefaßten Lehrgedicht. Hier hörten die Römer, „Wasser, Erde, Hauch und Sonne seien die Elemente der Welt (47); sie, die Sonne, sei ganz Geist (53); der Körper sei Erde, aber der Geist Feuer (51); das Feuer sei von der Sonne genommen (52); mit Kälte mische sich Wärme, mit Feuchtigkeit Trockenheit (46)." Ferner über die Götter: „Dies ist jener Juppiter, den die Griechen Luft nennen. Er ist Wind und Wolke, dann Regen und aus Regen wird Kälte, dann Wind und aufs neue Luft. Darum sind alle jene Elemente, die ich herzähle, Juppiter, weil er durch sie allen Menschen, Städten und Tieren hilft (59ff.). (Vergl. Diels, B 47ff.)

Es sind naturphilosophische Spekulationen, durch die auch eine rationalistische Erklärung der Volksreligion versucht wurde. Es liegt nicht ein philosophisches System zugrunde, vielmehr sind Lehren verschiedener griechischer Naturphilosophen — dies bezeugt auch *Vitruv* VIII. Prooem. 1 — verwertet.

Natürlich hat Ennius diese Lehren nicht etwa aus einzelnen Sentenzen in den Komödien des Epicharm zusammengesucht, sondern er hat entweder ein Werk des Epicharm *Περὶ φύσεως* oder ein unter dessen Namen im Umlauf befindliches als Quelle benützt. Mit dieser Annahme verträgt sich gut, daß Ennius mit Euripides gelegentlich übereinstimmt (54f. = 941f. Nauck), nur muß man deshalb nicht glauben, daß Ennius das Buch in gleicher Gestalt wie Euripides benützte; er wird gewiß irgendeine spätere Bearbeitung zur Hand gehabt haben.

Am deutlichsten tritt die Absicht, über das Wesen der Götter aufzuklären, in der Prosaschrift *Euhemerus* zutage. *Cicero* (*De nat. deor.* I 119) schreibt: „Diejenigen, die berichten, tapfere oder berühmte oder mächtige Männer seien nach dem Tode Götter worden und gerade sie seien es, die wir zu verehren, zu bitten und anzuflehen pflegen, sind sie nicht aller Religion bar? Diese Lehre wurde ganz besonders von Euhemerus vertreten, den unser Ennius vor allem übersetzt und als Quelle benützt hat. Von Euhemerus wird auch Tod und Bestattung der Götter geschildert." Der hier genannte Euhemerus, aus dem sizilischen Messene, also wie Epicharm ein Unteritaliker, war Vertrauter des Königs Kassandros (311—298) und hatte im Auftrag seines Herrn viele Reisen nach Osten und Süden in entfernte und unbekannte Gegenden unternommen. Er schrieb einen Reiseroman, in dem er in rationalistischer Weise das Entstehen der Götter und das Ideal eines auf kollektivistischer Grundlage errichteten Staatswesens schilderte. Er erzählte (vgl. *Diodor* VI 1), er sei im Indischen Ozean zu den drei Inseln der Panchäer gekommen; auf einer dieser habe er auf einem hohen Hügel ein Heiligtum besucht, das Zeus Triphylaios selbst errichtet, als er noch unter den Menschen Mensch war. „In diesem Heiligtum habe sich eine goldene Stele befunden, auf der im Alphabet der Panchäer aufgeschrieben waren die Taten des Uranos, des Kronos und des Zeus. Darnach sei zuerst Uranos König gewesen ... Als Söhne seien ihm von seiner Gattin Hestia, Pan und Kronos geboren worden, als Töchter Rhea und Demeter. Kronos habe nach Uranos geherrscht und aus der Ehe mit Rhea gezeugt den Zeus, die Hera und den Poseidon. Zeus, der die Herrschaft des Kronos übernommen, habe Hera, Demeter und Themis zu Frauen gehabt ... Er sei nach Babylon gekommen und Gastfreund des Belos geworden und dann habe er auf der Insel Panchäa im Ozean geweilt und habe seinem Großvater Uranos einen Altar errichtet. ... und andere Völker in Menge habe er aufgesucht, sei bei allen geehrt und Gott genannt worden ..." So suchte Euhemerus die alten Volksmythen in rationalistischer Weise umzugestalten. Dieses Buch hat nun Ennius unter dem Titel *Euhemerus sacra scriptio* für die Römer bearbeitet.

Varro, bes. aber die Kirchenväter, vor allem Lactantius, haben es benützt. Dieser erzählt z. B. (*Div. inst.* I 22, 21 = 116ff. V.): „Die heilige Geschichte aber bezeugt, Juppiter selbst sei, nachdem er sich der Herrschaft bemächtigt, so übermütig geworden, daß er sich selbst Heiligtümer an vielen Orten errichtet hat. Denn wann er die Länder besuchte, verband er sich, so er in eine Gegend kam, die Könige oder Fürsten des Volkes durch Gastfreundschaft, und so er von ihnen ging, gebot er, es solle ihm ein Heiligtum auf den Namen des Gastgebers errichtet werden, gleichsam, als ob so das Andenken an den Freundschaftsbund erhalten bleibe. So wurden Tempel errichtet dem Juppiter Ataburius, dem Juppiter Labryandius. Ataburus und Labryandus waren nämlich seine Gastfreunde und Helfer in Kriegsnot gewesen ... Das hat er sehr schlau ausgedacht, damit er sich selbst göttliche Ehren, andererseits seinem Gastgeber einen dauernden, mit Verehrung verbundenen Namen verschaffe ... Etwas Ähnliches hat in Sizilien Aeneas getan, ... Auf solche Weise hat Juppiter zu seiner Verehrung über den Erdkreis die Keime gelegt und ein Beispiel allen übrigen zur Nachahmung gegeben ..."

Lactanz gibt hier nicht, wie manche Gelehrten meinten, ein wörtliches Zitat aus Ennius, sondern stilisiert in seiner Weise. Man erkennt dies deutlich an dem Rhythmus der Satzschlüsse und an dem Zusatz über Aeneas, der aus Vergil stammt. Aber durch die Stelle schillert Ennius durch und man fühlt, wie er in der Art des Euhemeros erzählte.

Aber wir können doch noch weiter kommen. Denn Lactanz (*Div. Inst.* I 14, 1 = 64ff. V.) sagt: „Weil jetzt von dem, was ich da berichtet habe, einigermaßen ‚die Heilige Geschichte' abweicht, wollen wir das klarlegen, was in der wissenschaftlichen Literatur enthalten ist, damit wir nicht den Torheiten der Dichter bei den Anklagen gegen die religiösen Vorstellungen zu folgen und sie zu billigen scheinen. Folgendes sind des Ennius Worte: Danach führte Saturnus als Frau heim die Ops. Titan, der älter war, fordert, selbst zu herrschen. Da raten ihre Mutter Vesta und die Schwestern Ceres und Ops dem Saturn, daß er nicht in der Herrschaft weiche dem Bruder. Da gewährte Titan, der doch an Aussehen schlechter war als Saturn, deshalb und weil er sah, Mutter und Schwester gäben sich Mühe, daß Saturn herrsche, ihm, daß er herrsche, und so vereinbarte er mit Saturn, wenn etwas an Kindern als männliches Geschlecht ihm geboren sei, daß er es nicht aufziehe. Das tat er deshalb, damit auf seine

eigenen Söhne die Herrschaft übergehe. Da töteten sie dem Saturn den Sohn, der zuerst geboren wurde. Dann später wurden Zwillinge geboren, Juppiter und Juno. Da geben sie die Juno dem Saturnus zu sehen und verbergen dann heimlich Juppiter und zwar geben sie ihn der Vesta zu erziehen, insgeheim vor Saturnus. Desgleichen gebiert den Neptunus heimlich vor Saturnus die Ops und verbirgt ihn insgeheim. In gleicher Weise gebiert bei einer dritten Niederkunft Ops Zwillinge, Pluto und Glauca. Pluto ist auf Lateinisch Dispater, andere sagen Orcus. Da zeigen sie die Tochter Glauca dem Saturnus; aber den Sohn Pluto verheimlichen und verstecken sie; darnach stirbt Glauca als kleines Kind." Dies sind, wie geschrieben, Juppiters mit seiner Brüder Abstammung und Verwandtschaft. In dieser Weise ist es uns auf Grund der heiligen Aufzeichnung überliefert."

Soweit Lactanz. Die ganze Stelle weicht im Stil von der vorigen Stelle wirklich ab. Der Satzbau ist einfach, die Verbindung der Sätze geradezu primitiv. Die Satzschlüsse weisen schwere Silben, ferner Ditrochäen und selten Kretiker oder Kretiker und Trochäen auf. Der Wortschatz ist simpel, es herrscht keinerlei Wechsel im Ausdruck. Die gleiche Vorstellung wird mit dem gleichen Wort ausgedrückt, so daß gewisse Worte, bes. Verben sich immer wiederholen. Ferner ist sowohl in der Verbindung der Sätze als auch in der Wortwahl eine gewisse Umständlichkeit nicht zu verkennen; trotzdem ist auch eine gewisse Unklarheit nicht abzuleugnen. Endlich sind gewisse Enniana nachzuweisen z. B. *exim*, (vgl. *Ann.* 44, 231), dann *clanculum, deinde posterius*, Vorliebe für *atque*, die Paronomasie *partu . . . partit*; besonders sei noch die echtennianische Interpretation angemerkt: *Pluto Latine est Dispater*, wozu *Ann.* 2, 218, *Medea* 250 usw. zu vergleichen sind. Hier gibt also Lactanz tatsächlich ein wörtliches Zitat; es ist trotz der hie und da im einzelnen sicherlich durchgeführten Modernisierung noch der alte Text zu erkennen.

So wird dieses Stück zu einem wertvollen Rest altlateinischer Prosa. Wir sehen, daß Ennius hier einen anderen Stil als z. B. in den Tragödien schreibt. Die vielen Klangfiguren fehlen völlig. Die Einfachheit ist gewiß, wie noch die freie Anführung des Euhemeros bei Diodor zeigt, durch das Vorbild beeinflußt. Es ist, wie auch z. B. in der Erzählung des Mythus im platonischen Protagoras, der einfache Stil der jonischen Logographen festgehalten. Doch Ennius romanisierte. Die Sprache alter Gesetze und die Umständlichkeit des juristischen Stiles sind nicht zu verkennen. Es war eben die erste Prosaliteratur bei den Römer juristischer Art gewesen und diese Diktion hat Ennius gewiß beeinflußt.

Indem Lactanz die Stelle des Ennius wörtlich einführt, will er gegen die von Dichtern erzählten „Torheiten" Stellung nehmen; daraus ist aber zu schließen, daß der von ihm angeführte Text eben wirklich einer Prosaerzählung entstammt. Daß Lactanz die Stelle erst dem Varro entnommen habe, läßt sich nur behaupten, aber ganz und gar nicht beweisen. Somit erscheint es mir sicher, daß Ennius wirklich den *Euhemerus* in Prosa abgefaßt hat. Faßt man in obiger Stelle die letzten zwei Sätze als Worte des Lactanz, so ergibt sich als Titel der von ihm zitierten Schrift *sacra scriptio*, das ist die wörtliche Wiedergabe von *ἱερὴ ἀναγραφή*. Ennius hat sein Werk *Euhemerus sacra scriptio* genannt, das ist eine Titelform, die in Varros s. g. *Logistorici* weiterlebt.

Die zuerst angeführte Stelle beweist, daß Lactanz nicht alles aus dem *Euhemerus* wörtlich zitierte, sondern in seinen Stil umsetzte, auch durch Reminiszenzen aus anderen Schriftstellen z. B. aus Vergil erweiterte (vgl. noch 95f V. = *Aen.* VIII 320ff). Nur noch eine Stelle ist wörtlich zitiert (*Div. Inst.* I 11, 32 = 107 Varia V.), bei der dieselben Stilbeobachtungen möglich sind.

Ennius war der Herold des Ruhmes der römischen Großen. Wohl noch bevor er an die Annalen ging, hat er des großen Scipio Taten in einem eigenen Gedichte gepriesen. Aus spärlichen Resten (9—14 Varia V.) sehen wir, daß er den alten Versus quadratus, daneben aber auch freilich noch recht ungelenke Hexameter verwendete. Man wäre geneigt, in dem „*Scipio*" eine Praetexta zu erkennen, denn auch in der *Ambracia* sind dieselben Metra verwendet, wenn nicht bezeugt wäre, daß Ennius im *Scipio* erklärt, daß nur ein Homer Scipios Taten würdig besingen könne. Solch eine Äußerung verbietet es wohl, an ein Drama zu denken (*Suidas* s. v. *"Εννιος*). Das Gedicht wurde noch in augusteischer Zeit viel gelesen (*Hor. Carm.* IV 8, 12ff).

Ob die vier erhaltenen Epigramme in Distichen als Reste einer vom Dichter selbst oder einer erst später veranstalteten Ausgabe anzusehen sind oder ob er ihnen etwa in den Satirenbüchern einen Platz gab, wie dies später Lucilius mit Epigrammen tat (22. Buch), muß dahingestellt bleiben. Wichtig ist es, daß Ennius diese Dichtungsform pflegte. Die Epigramme sind auch durch ihren Inhalt interessant. Zwei (19—24 V.) beziehen sich auf den großen Africanus, zwei Einzeldisticha (15—18 Varia V.) auf den Dichter selbst. Sie bezeugen ein berechtigtes Selbstbewußtsein.

Aspicite o cives senis Enni imaginis formam.
Hic vestrum panxit maxima facta patrum.
Sehet, o Bürger, das Bild, das darstellt Ennius' Formen.
Formte er selbst doch für euch Taten der Ahnen im Lied.

Nemo me lacrumis decoret nec funera fletu
faxit. Cur? Volito vivos per ora virum.
Niemand ehr' mich mit Zähren, noch rüst' er weinend die Bahre.
Sucht ihr staunend den Grund? Lebend erhält mich der Ruhm.

Literatur:

J. Vahlen, Ennianae Poësis Reliquiae. 2. Aufl. 1903. (Vgl. (B)aehrens, (D)iehl, (R)ibbeck a. a. O.)
L. Valmaggi, Ennio, frammenti degli Annali. 1900.
L. Mueller, Q. Ennius, Eine Einleitung in das Studium der röm. Poesie. 1884.
F. Skutsch, Ennius in Real-Enzyklopädie von Pauly-Wissowa-Kroll.
E. Norden, Ennius und Vergilius. 1915.
H. Arnim, Zum neuen Kallimachos, Sitzungsber. d. Wiener A. d. W. Ph.-h. Cl. (1910) 164, 4.
W. Kroll, Studien zum Verständnis der röm. Literatur. 1924 (an mehreren Stellen).
R. Frobenius, Die Formenlehre des Q. Ennius. 1907. — Die Syntax des Ennius. 1910.
E. Fränkel, Plautinisches im Plautus. 1922 (an mehreren Stellen).
Fr. Vollmer, Glotta VIII (1917) 134f.
H. Fränkel, Der Kallimachische und der Homerische Hexameter. Nachr. d. G. d. W. zu Göttingen, Ph.-h. Kl. 1926.
Ethel Mary Steuart, Annals of Quintus Ennius. Cambridge 1925.
H. Kameke, Ennius und Homer. Diss. 1926.

Mit Ennius gleichzeitig oder unmittelbar sich anschließend lebte eine große Zahl von Dichtern, die wohl auch in persönlicher Beziehung zu ihm standen. Gewiß gilt dies von seinem Schwestersohn (*Plin. Nat. Hist.* XXXV 19; *Hier.* z. J. 1863 A)

M. PACUVIUS

Geboren war er zu Tarent (*Cic. Brut.* 229), wo er auch 90 Jahre alt starb (*Hier.* a. a. O.; *Gell.* XIII 2, 2). Er lebte und wirkte zu Rom, wo er Maler und Dichter zugleich war (*picturam exercuit ac fabulas venditavit*), u. z. trug sein Ruhm als Theaterdichter dazu bei, die Malerei in Rom ein-

62. Grabschrift des Goldschmiedes Philotimus.
Inschrift einst im Besitze E. Bormanns, Wien, jetzt verschollen.

zubürgern (*Plinius* a. a. O. *clariorem eam artem Romae fecit gloria scaenae*). Seine Grabschrift lautete nach *Gellius* I 24, 2:

Adulescens tametsi properas,
hoc te saxulum
rogat, ut se aspicias, deinde,
quod scriptum est, legas.
hic sunt poetae Pacuvi
Marci sita
ossa . hoc volebam, nescius
ne esses. vale.

63. Orestes tötet den Ägisthos. (Nach Mon. Ined. VIII, T. XV/1.)

Fast die gleiche Inschrift befindet sich auf einer sullanischer Zeit angehörigen Grabschrift eines in Rom gestorbenen Goldschmiedes niedrigen Standes, L. Maecius P(h)ilotimus. Gewiß ist das nur so zu erklären, daß nicht Pacuvius, wie Gellius wohl nach Varro meinte und darum auch neuere Gelehrte glaubten, selbst seine Grabschrift verfaßte, sondern daß für den Dichter wie für den Handwerker ein schon vorhandenes Schema verwertet wurde. So erhalten wir durch diese Grabschrift einen wertvollen Einblick in die damals in Rom vorhandene gewerbsmäßige Dichtung.

Pacuvius war als Dichter auf dem Gebiete des Dramas und der Satiren (*Diomedes* G. L. I 485) tätig. Von den Satiren wissen wir nichts; aus 12 Dramen werden 346 Verse angeführt. Wenn ihn Horaz (*Epist.* II 1, 56) als *doctus* bezeichnete, so können wir das noch begreifen. Pacuvius behandelte nämlich gerne entlegene Fassungen bekannter Sagen. Z. B. gab es von ihm einen *Dulorestes*, d. h. Orest als Sklave. In diesem Drama hat er, wie eine wahrscheinliche Auswertung der Fragmente ergibt, Orests Heimkehr und Rache behandelt. Nun lassen sich noch zwei eigentümliche Motive erkennen. Orest sucht, als Sklave verkleidet, Eingang in den Palast zu finden. Er führt sich als Viehtreiber ein (Fragm. 121 R):

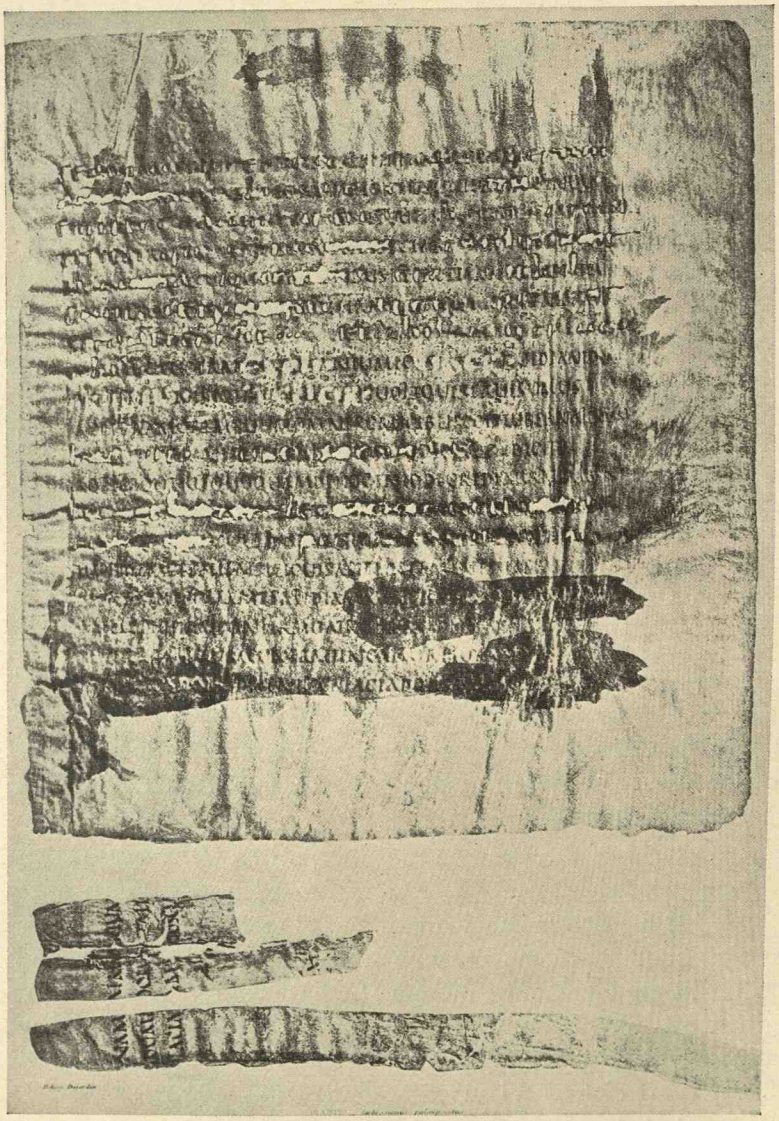
Délphos venum pecus egi, inde ad stabula haec itiner contuli

Ferner scheint es so eingerichtet gewesen zu sein, daß Orest gerade heimkehrt, da Elektra gegen ihren Willen mit Oeax (genannt in Fragm. 138) verheiratet werden soll. Dieser kommt so auch dem Aegisth zu Hilfe und gerät mit Pylades in Kampf, wie ja auch nach Pausanias I 22, 6 schon „Polygnot in der Pinakothek zu Athen gemalt hatte Orestes, wie er den Aegisthus und Pylades, wie er die Söhne des Nauplios tötet, die dem Aegisth zu Hilfe kommen."

Nach dem Vorbild des Naevius hatte Pacuvius auch eine Praetexta geschrieben; aus dem Titel *Paulus* (S. 325 R) ist zu erkennen, daß er den Sieger von Pydna (168) gefeiert hat.

Literatur:

E. Bormann, Arch.-epigr. Mitteilungen aus Österreich-Ungarn XVII (1894) 227ff.
O. Jahn, Hermes II (1867) 229ff.
Fragmente bei (R)ibbeck und D(iehl) a. a. O.



64. Plautus, Codex Ambrosianus. (Nach E. Chatelain.)

TITUS MACCIUS PLAUTUS

Der bedeutendste poetische Zeitgenosse des Ennius, sein siegreicher Rivale in der Komödie ist Plautus. Für die Darstellung der römischen Literatur bedeutet Plautus in mehrfacher Hinsicht einen Markstein. Von den Werken der drei Dichter Andronicus, Naevius, Ennius sind nur Fragmente erhalten und mühselig mußten wir dem Weg nachspüren, den diese Dichter gegangen sind, um eine der zeitgenössischen griechischen Literatur entsprechende zu schaffen. Von Plautus sind 20 Stücke ganz oder so gut wie ganz erhalten. Da sehen wir eines Dichters Schaffen vor uns und neben der rein genießerischen Freude bietet sich der Forschung eine Fülle von Problemen, von deren Lösung die richtige Beurteilung des dichterischen Wirkens des Umbrers abhängt. Die Wortkunst des Plautus, seine Beherrschung metrischer Formen, sein Verhältnis zu den griechischen Dichtern erheischen Betrachtung und liebevolles Versenken. So wird Plautus der Dichter, an dem sich die lateinische Philologie im Altertum, aber auch in der Gegenwart immer neu entzündet. Auch die Wirkung, die Plautus auf die Bühnenkunst der modernen Kulturvölker ausübt, muß in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Plautus öffnet so als erster der Römer den Weg zur vergleichenden Literaturbetrachtung. Er ist aber auch der erste Dichter aus dem nördlichen Italien. Aus einer noch nicht lange romanisierten Gegend suchte er wie der Kampaner und der Kalabrer in der aufwärts strebenden Tiberstadt sein Glück und reich begabt, fand er dort auch endlich einen Platz an der Sonne. In der neuen Siegerstadt war starker Lebensdrang, der dem angeborenen Trieb nach fröhlich heiterem Spiele die Zügel schießen ließ, so daß die neue griechische Art immer wieder dem alten bewährten Brauch dienstbar ward. Nicht die Dichtung und Literatur überhaupt, nicht das Interesse für den gesamten Umfang der griechischen

Literatur fesselte den Plautus, er beschränkte sich als erster unter den römischen Dichtern, soweit wir wissen, u. z. wohl aus rein wirtschaftlichen Überlegungen, auf eine Gattung dichterischen Schaffens, auf die Komödie. Indem er aber seinen Genius und seine Lebenskenntnis in den Dienst dieser einen Gattung stellte, wurde er durch diese Beschränkung zum Meister.

Der Name des Dichters ist durch Fr. Ritschl festgestellt worden gegenüber der früher auf Grund unzulänglicher Lesung üblichen Form *M. Accius Plautus*. Maßgebend ist dafür, daß am Schlusse des Stückes *Casina* in den ambrosianischen Palimpsestblättern deutlich *T. Macci Plauti* zu lesen ist (*T. Macci Plauti Casina explicit*). Diese Lesung wird noch durch andere Stellen gestützt (Schluß der *Menaechmi*, des *Epidicus*?, *Mercator* 10 und *Gell.* III 3, 9 in einem aus *Accius' Didascalica* stammenden Zitat). Geboren ist der Dichter im umbrischen Städtchen Sarsina (*Fest.* 274, 5 L und *Hier.* 200 v. Ch., freilich ist hier *moritur* falsch, es wird die Blütezeit angegeben vgl. *Gell.* XVII 21, 46). Die Stadt war im Altertum (*Plin. Nat. Hist.* XI 241) durch ihre Milchwirtschaft so berühmt wie sie jetzt noch durch ihre aus dem 7. Jahrh. n. Chr. stammende Kathedrale bekannt ist. Nahe an der Grenze Umbriens und Galliens, wenig entfernt von der römischen Kolonie Ariminum gelegen, wurde sie von einer Mischbevölkerung bewohnt, ähnlich dem Rudiä des Ennius. Erst 266 von den Römern unterworfen (*Liv. Per.* XV; *Polybius* II 24), hatte sie gewiß eine noch wenig romanisierte Bevölkerung. Varro hatte (vgl. *Gell.* III 3, 14) ermittelt, daß Plautus zunächst in Rom beim Theater Gehilfendienste tat, auf diese Weise ein Vermögen erwarb, das er als Kaufmann, vielleicht in den Wirren des hannibalischen Krieges (zur Zeit von Cannae 216), in der Fremde verlor, hernach in Rom in einer Mühle den Läufer drehte, endlich als Dichter auftrat, indem er an einen Prinzipal Stücke verkaufte. Beim Theater und auf seinen Reisen erwarb er sich die Bildung, die in seinen Stücken zutage tritt. Man hat die Worte *Demophilus scripsit, Maccus vortit barbare* benützt, um diese doch auf Grund von Stellen aus jetzt verlorenen Stücken oder anderer Überlieferung gewonnenen Lebensschilderung Varros zu beseitigen, und vermutet, daß Plautus als Atellanenschauspieler (*Maccus*) tätig gewesen; es wurde so versucht eine geradlinige Entwicklung zu zeichnen. Es ist aber doch wohl so, daß der Dichter die Namen *T. Maccus Plotus* aus seiner Heimat mitbrachte, wo unter etruskischem Einfluß derartige Namengebung möglich war. Später wurde sein Name dann, sei es von ihm, sei es von anderen, zu *T. Maccius Plautus* latinisiert.

Plautus wirkte in Rom um das Jahr 200 v. Ch. Näher können wir die Zeit, da Plautus für die Bühne tätig war, zunächst urkundlich festlegen. In den ambrosianischen Palimpsestblättern sind noch die urkundlichen Angaben über 2 Stücke z. T. erhalten. Es sind dies die sog. Didaskalien zum Stichus und zum Pseudolus: Die erste lautet.

Stichus — Graeca Adelphoe Menandru — acta ludis plebeis — Cn. Baebio L. Terentio aed. pl. — [egit] — T. Publilius Pellio — [modos fecit] Marci por Oppii — tibiis Sarranis totam — C. Sulpicio C. Aurelio cos.

Hieraus ergibt sich, daß der *Stichus* 200 v. Ch. über die Bühne ging. Aus den von Ritschl glänzend rekonstruierten Resten

(Pseudol)u(s) M. (J)unio M. fil (p)r. urb. — ac[ta] Me[galesiis]

ist ferner für die Aufführung des *Pseudolus* das Jahr 191 gesichert. Die letzte Nachricht, die die antiken Philologen über Plautus ermitteln konnten, führte auf das Jahr 184, in welchem Jahre nach *Cic. Brut.* 60 Plautus starb. So reichte also seine Bühnentätigkeit wohl nicht über 184 v. Chr. Wie weit man vor 200 v. Chr. gehen kann, bleibt natürlich unsicher. Ansprechender Vermutung nach, die neuerdings bestätigt wurde (Radermacher, Lundström), wird in der *Asinaria* (124f.) auf Scipio Africanus Maior als im Theater anwesenden kurulischen Aedil

angespielt und so das Jahr 212 als Aufführungszeit gewonnen. Dann fällt etwa in die Jahre 212—184 die Tätigkeit des Plautus für die Bühne. Da Cicero (*Cat. Mai.* 50) den greisen Dichter sich über seine Stücke *Pseudolus* und *Truculentus* freuen läßt, muß Plautus doch wohl mindestens *senex*, also 60 Jahre alt geworden sein. Die Zeit seiner Geburt fällt daher vor 244. Es läßt sich ganz gut denken, daß er etwa als 30jähriger Mann nach den geschilderten mannigfachen Lebensschicksalen zu dichten begonnen und im Verkauf von Stücken seine Einnahmequelle gefunden hat. Das Schicksal hat den Dichter in kleinen Verhältnissen leben lassen und in niederen Volksschichten herumgetrieben. So ist es kein Zufall, daß ihm auch die Schilderung und Charakterzeichnung, ferner die Sprache der Sklaven so ganz vorzüglich gelungen ist. Auch seine Dichtung wurzelt eben, wie jede wahre Poesie, im Erleben:

Alle anderen Versuche, einzelne Stücke genauer zu datieren, weisen keine Spuren in den erhaltenen Stücken auf, die über die Zeit von etwa 210 bis 184 hinausführten. Also sind etwa drei Dezennien, nicht zwei, wie Ritschl und Leo wollten, für die dichterische Tätigkeit des Plautus anzusetzen, d. i. etwas weniger als die Zeit, da Ennius in Rom dichtete. Gern würden wir eine Abfolge der Stücke aus inneren Gründen aufstellen und so eine Entwicklung des Plautus nachweisen. Doch es scheint, als ob das überhaupt nicht ginge. Wir erfahren nur aus *Bacchides* 214f., daß der *Epidicus* früher über die Bühne ging:

etiam Epidicum, quam ego fabulam aeque ac me ipsum amo,
nullam aeque invitus specto, si agit Pellio.

Aber wenn der wegen der Anspielung auf das Geschick des Naevius (vgl. S. 67) auf das Jahr 201 datierte *Miles gloriosus* im Gegensatz zu anderen Stücken an rein gesanglichen Partien sehr arm ist (Anapaeste 1011—1093), so ist dies noch kein Zeichen einer früheren Entstehung. Enthält doch die *Casina*, die wegen 87f.

valete, bene rem gerite et vincite
virtute vera, quod fecistis antidhac,

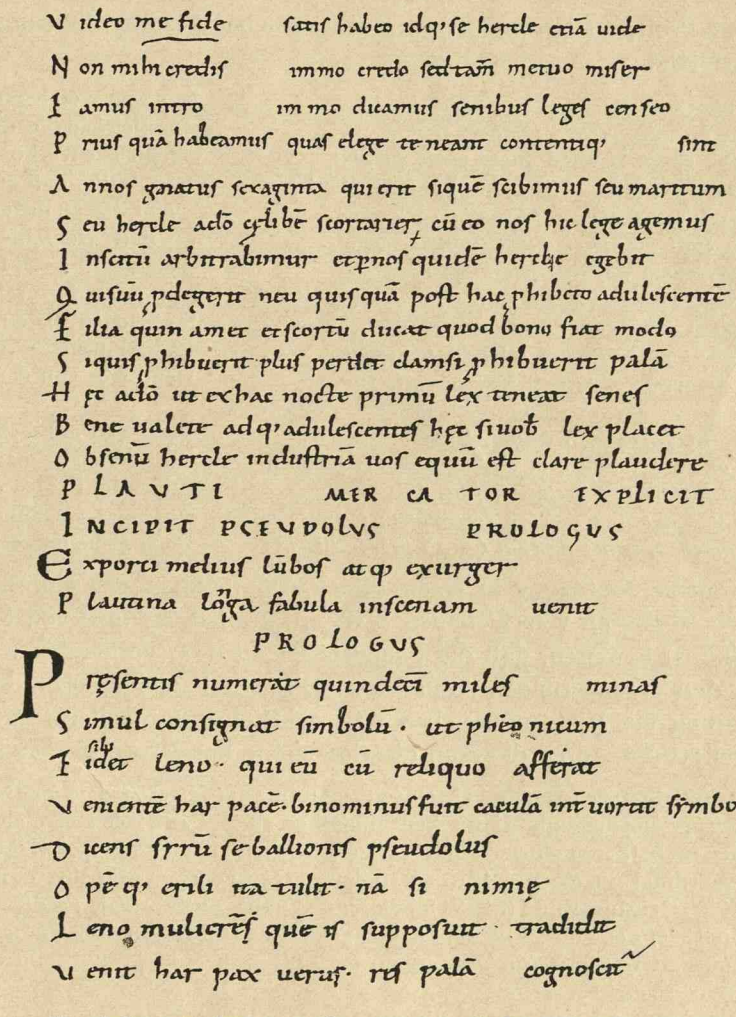
unmittelbar vor dem Entscheidungskampf, also in das Jahr 202/1, fällt, gerade besonders viele Gesangsstücke. Dasselbe gilt für die *Cistellaria*; ihre Zeit ergibt sich aus den Versen 199ff.:

servate vostros socios veteres et novos,
augete auxilia vostra iustis legibus,
perdite perduellis, parite laudem et lauream,
ut vobis victi Poeni poenas sufferant.

Hier wird auf den noch nicht beendeten, im Gange befindlichen Kampf mit Hannibal angespielt. Aber selbst in der nach unserer Meinung so frühen *Asinaria* finden wir eine lange Gesangspartie. So ist also in dieser Hinsicht keine Entwicklung anzuerkennen, vielmehr anzunehmen, daß der Dichter von äußeren Umständen abhängig war. Je nachdem ihm Personal und Ausstattungsmittel zur Verfügung standen, verwendete er reichlicher oder spärlicher den Gesang und die Musik. So erklärt es sich auch, daß er im *Pseudolus* ein Ausstattungsstück lieferte. Es galt eine besondere Feier der Megalesien im Jahre 191 auszurüsten und so konnte der Dichter ein zahlreiches Personal mit viel Ausstattung, Gesang und Musik in seinem Stücke vorführen (*Liv.* XXXVI 36).

Auch in metrischer Hinsicht oder im sprachlichen Ausdruck zeigt sich keine wesentliche tief einschneidende Entwicklung. Es ist nur sehr scharfsinniger Interpretation Fr. Marx' gelungen aus einzelnen Wendungen mit hohem Grade von Wahrscheinlichkeit die Abfolge *Rudens, Mercator, Amphitruo, Truculentus* herzustellen. Fragen wir, wieso sich in einem doch so reichen

Nachlaß eine augenfällige Entwicklung nicht erweisen läßt, so müssen wir eben berücksichtigen, daß Plautus in einer schon durch Andronicus und Naevius festgefügten Form dichtete und mit einer überkommenen Fülle von Möglichkeiten arbeiten konnte. Ja wir müssen uns hüten, Zeichen, aus denen sich sonst untrügliche Schlüsse für die Abfolge von Schriften ergeben, ohne weiteres zu verwerten. So ist z. B. beobachtet worden, daß im *Poenulus* sowohl in den ambrosianischen Palimpsestblättern wie in der zweiten Quelle der Überlieferung, der palatinischen Rezension, sich besonders viele Hiate finden. Der *Miles* steht dazu in direktem Gegensatz. Man wäre da doch geneigt, ein Kennzeichen einer Entwicklung, sei es zum Hiat hin, sei es von ihm weg, zu erkennen. Aber ein derartiger Schluß wäre, wie Leo lehrte, falsch. Denn so wie *Miles* verhält sich auch z. B. *Truculentus* zum Hiat; wir wissen schon, daß der *Miles* im Jahre 201, der *Truculentus* aber von Plautus als *senex* abgefaßt ist. Ähnlich wie im *Poenulus* findet sich der Hiat auch in *Stichus* und in *Pseudolus*; das eine Stück wurde 200, das andere 191 aufgeführt. Es ist eben der Unterschied in dem Vorkommen des Hiatus nicht in einer Entwicklung der Handhabung metrischer Formen des Dichters begründet, sondern es spiegeln sich hier vielmehr die Geschicke des Plautustextes im Altertum wider.



65. Seite aus dem s. g. *Decurtatus* nach De Vries-Zangemeister.

Nicht Stegreifkomödien, die wie Spreu im Winde leicht verweht werden, Kinder, für den Augenblick geboren, dichtete Plautus, sondern er schrieb wie seine Vorgänger Stücke, die er dem Prinzipal einer Truppe — er selbst nennt einen, den *Pellio*, — oder den die Spiele gebenden Behörden verkaufte. Literarischen Ehrgeiz hat er nicht gehabt, seine Stücke, nur für die Bühne bestimmt, sind sicher zuerst nicht in Buchform verbreitet, sondern in den Händen der Schauspieler verwahrt worden. Nur der Ruhm des Dichters und die gute Erinnerung an ihn sind geblieben. Als etwa eine Generation nach dem Tode des Dichters Mangel an geeigneten neuen Stücken herrschte, da wagten es die Schauspieler, wieder alte Plautusstücke zu spielen. In

einem Prologe (*Casina* 5ff.) wird eine solche Wiederaufführung bieder angekündigt und gerechtfertigt:

Qui utuntur vino vetere sapientis puto
et qui lubenter veteres spectant fabulas;
antiqua opera et verba quom vobis placent,
aequom est placere ante ⟨alias⟩ veteres fabulas;
nam nunc novae quae prodeunt comoediae
multo sunt nequiores quam nummi novi.
nos postquam populi rumore intelleximus
studiose expetere vos Plautinas fabulas,
antiquam eius edimus comoediam,
quam vos probastis qui estis in senioribus;
nam iuniorum qui sunt, non norunt, scio;

verum ut cognoscant, dabimus operam sedulo.
haec quom primum acta est, vicit omnis fabulas.
ea tempestate flos poetarum fuit,
qui nunc abierunt hinc in communem locum.
sed tamen apsentes prosunt ⟨pro⟩ praesentibus.

Die alte Weine trinken, halte ich für Schmecker fein,
Desgleichen die, die alten Stücken gerne schauen zu.
Wenn alte Werke, alte Worte euch gefallen sehr,
Ist's billig, daß auch alte Stücke euch gefallen gar.
Denn was an neuen Stücken über Bühnen geht,
Ist noch viel schlechter als das neugeprägte Geld.
Nachdem wir wohl gehört schon aus des Volkes Mund,
Daß eifrig ihr verlangt nach einem Plautusstück,
So bringen wir ein altes Werk von diesem Mann,
Das ihr beklatschet habt, soweit ihr seid schon alt;
Denn wer von euch noch jung ist, kennt es nicht;
ich weiß;
Doch daß er's kenne, werden wir uns mühen sehr.
Zum erstenmale aufgeführt, gewann's den Sieg.
Gleichwohl gab's damals einen großen Dichterflor,
Der jetzt versunken ist in Orkus' schwarzes Haus.
Doch ferne nützet er nun euch, als wär' er da.

Solche Einfügung in einen Prolog, Doppelfassungen einzelner Verse, Wiederholung desselben Verses an verschiedenen Stellen, Parallelfassungen von Szenen (z. B. Schlußszene des *Poenulus*) beweisen, daß die Schauspieler an dem vorhandenen Text aus bühnentechnischen Gründen Veränderungen vornahmen. Diese Stellen sind neben der Eigentümlichkeit in der Behandlung des Hiats und neben offensichtlichen sprachlichen Modernisierungen vor allem die Beweisstücke, durch die man die Geschichte des Plautustextes in der Antike verfolgen kann.

Die erhaltenen Handschriften teilt man in zwei Klassen: Die eine vertreten 251 Pergamentblätter in Großquart aus der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand; sie stammen wohl aus dem 4. Jh. n. Chr. und wurden im 8. Jh. mit einem Bibeltext überschrieben. Diese Palimpsestblätter (A) wurden zum erstenmal von dem Kardinal Angelo Mai 1815 zu Mailand herausgegeben und sind dank der mühevollen Entzifferungsarbeit W. Studemunds (Plauti fabularum reliquiae Ambrosianae; codicis rescripti Ambrosiani apographon, Berlin 1889) der Forschung zugänglich gemacht. Es fehlen vollständig die Stücke *Amphitruo, Asinaria, Aulularia, Curculio.* Von den anderen 16 Stücken sind große Teile erhalten, endlich auch Reste des 21. Stückes, der *Vidularia.*

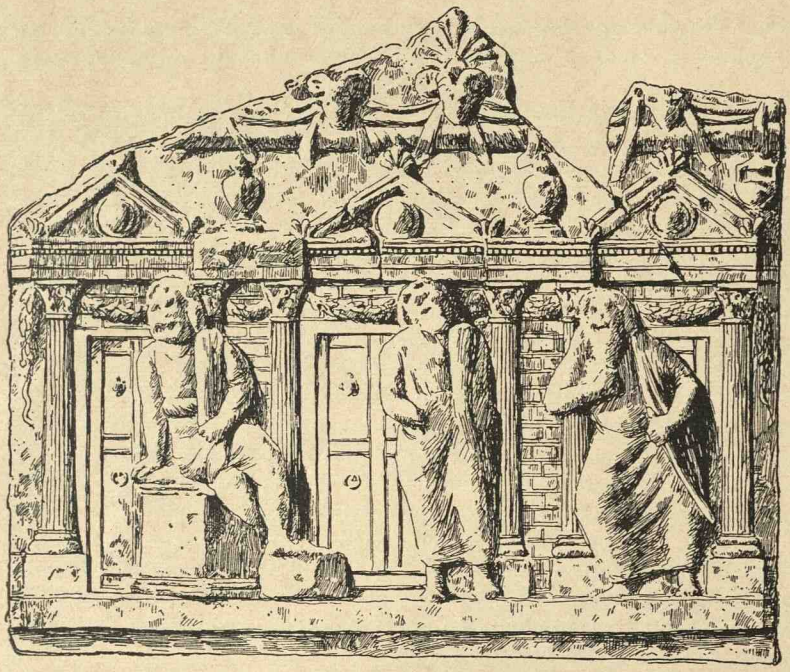
Die zweite Klasse bildet die sog. palatinische Rezension, so benannt, weil die 2 Haupthandschriften aus dem Besitze des Humanisten und Bibliothekars Joachim Camerarius (1500—1574) in die Pfälzer Bibliothek zu Heidelberg kamen. Sie teilten dann die durch den Gang der Weltereignisse bestimmten Geschicke dieser berühmten Bibliothek. Dieser Klasse gehören an: I.) Codex Vetus Vaticanus 1615, XI. Jh. (B); er befindet sich jetzt in Rom und enthält die 20 Stücke nebst dem Titel des 21. — II.) Codex Decurtatus, X.—XI. Jh. (C), jetzt in Heidelberg, enthält die 12 erst seit der Renaissance in Italien und Deutschland bekannten Stücke *Bacchides* bis *Truculentus.* Während des Mittelalters kannte man nämlich nur 8 Stücke. Doch 1429 kam die Kunde von neu in Deutschland aufgefundenen Plautusstücken nach Italien. Poggio meldete seinem Freunde Niccolo Niccoli in Florenz in einem Briefe vom 26. Februar 1429 die Entdeckung, von welcher er durch den Finder, Nikolaus von Trier, benachrichtigt worden war: *Habet volumen aliud, in quo sunt XX comoediae Plauti: hoc ingens est lucrum neque parvo* (!) *aestimandum. . . .* Ende des Jahres 1430 am 27. Dez. berichtete Poggio die glückliche Ankunft der Handschrift: *Nicolaus Trevirensis huc venit afferens secum sexdecim Plauti comoedias in uno volumine, in quibus quattuor sunt ex iis quas habemus . . . duodecim autem ex lucro. . . .* Die Handschrift, die damals in den Besitz des Kardinals Giordano Orsino kam, ist noch erhalten; es ist III.) der Codex Ursinus XI. Jh. (D).

Frankreich war in der Erhaltung des Plautus glücklicher gewesen; denn Adrian Turnebus, 1533 Professor in Toulouse, dann seit 1547 Professor am Collège royal in Paris, hat, wie aus seinen gelehrten Adversaria (30 Bücher) zu entnehmen ist, eine ältere Handschrift als B benutzt. Aus diesen Adversaria,

ferner aus Eintragungen auf Grund einer Vergleichung des Turnebus mit einem jetzt in Oxford befindlichen Exemplar der Plautusausgabe des Gryphius (Lyon 1540) sind die Lesungen bekannt und verwertet worden IV.) Cod. T.

Die beiden Klassen der erhaltenen Plautushandschriften stellen jede sozusagen Ableger einer gesonderten Ausgabe des Plautus dar, die, wie die z. T. gleiche Abfolge der Stücke, z. B. *Captivi, Curculio, Casina, Cistellaria*, gemeinsame Fehler, Eigenarten in der sprachlichen Erneuerung des Textes, ferner in der Teilung der Zeilen, in der Angabe der Szenen mit doppelten Überschriften (Name der auftretenden Person, Angabe des Standes) beweisen, wieder auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Diese kann wohl nicht älter sein als die Zeit, da man Rollen in Pergamentkodizes umschrieb, sonst wäre die Reihenfolge der Stücke kaum z. T. gleich geblieben; wir kommen so etwa in das 4. Jahrhundert n. Chr. In dieser Ausgabe waren die Stücke auch mit Angaben über die Aufführungsumstände (Didaskalien), ferner mit metrischen Inhaltsangaben ausgestattet, die Akrosticha des Titels enthalten. Nun sind aber damals nicht mehr alle Didaskalien vorhanden gewesen, ferner nicht mehr alle metrischen Inhaltsangaben, sie existierten nur zu *Amphitruo. Aulularia, Mercator, Persa, Stichus*, während Akrosticha nur zu *Bacchides* und *Vidularia* fehlten. Also sind da auch noch Stufen zeitlicher Entwicklung kennbar. Die Inhaltsangaben unterscheiden sich noch dadurch, daß die Akrosticha im allgemeinen den Hiat zulassen, demnach, wenn auch mit ungenügender Einsicht, die plautinische Metrik nachahmen, die anderen den Hiat meiden, d. h. sich der Technik des Terenz angleichen. Diese Beobachtungen führen auf zwei zeitlich verschiedene und frühere Ausgaben vor der von uns bereits festgelegten des 4. Jahrhunderts. Die nichtakrostichischen metrischen Inhalte haben eine Entsprechung in gleichen Gedichten zu Terenz, die nach der Überlieferung sowie solche zu den 12 Büchern der *Aeneis* auf den Grammatiker und Rhetor C. Sulpicius Apollinaris aus Karthago, den Lehrer des Gellius (2. Jh. n. Chr.), zurückgehen. Wir erkennen so die Mode hadrianischer Zeit und müssen annehmen, daß damals ähnlich den für Schulzwecke gefertigten Terenzausgaben bei dem neuerwachten Interesse für die ältere Literatur auch eine Plautusausgabe veranstaltet wurde. Dabei wurden die textkritischen, grammatischen und erklärenden Arbeiten und Forschungen früherer Gelehrten verwendet. Während bis in das Ende des ersten Jahrhunderts, bis in die Zeit des Cicero (*De Off.* I 104) und Varro ein wirkliches Verständnis für die plautinische Dichtung wachgeblieben war, hatte die augusteische Zeit, wie das Kunsturteil des *Horaz, Epist.* II, 1, 170 ff. u. 3, 270 ff. beweist, nichts für die archaische Zeit und für Plautus übrig. Ihr behagte die, wie sie meinte, gemeine Kunst des Plautus nicht. Daß er aber deshalb aus den römischen Bibliotheken gänzlich verschwunden ist und erst der Grammatiker Valerius Probus aus Beirut in neronischer Zeit in der Provinz Texte auftrieb, ist ein zu kühner Schluß, den Leo aus *Sueton De Gramm.* 24 zog, wenn auch für das Fortleben der Komödien in der Provinz erst neuerdings aus einer Novelle Boccaccios ein guter Beweis erbracht wurde (A. Lesky, Mitt. d. Ver. klass. Phil., Wien III. (1926), 42ff.). Auch können wir nicht erweisen, daß gerade Probus' Studien den Anlaß gaben für eine neue Ausgabe des Plautus. Jedenfalls sind sie in hadrianischer Zeit nachweisbar, wie wir sahen, und bauten u. a. vorzüglich auf den Arbeiten des Varro auf. Wenn Gellius III 3, 11 berichtet, Aelius Stilo habe von 130 unter dem Namen des Plautus im Umlauf befindlichen Stücken 25 für echt gehalten, Varro, auf Stil und Sprache gestützt, zwar mehr, aber 21 gemäß der allgemeinen Übereinstimmung für echt erklärt, so ist es wohl kein Zufall, daß gerade 21 Stücke erhalten sind. Aber Varro, der durch seine Forschungen gewiß die Grundlagen für die didaskalischen Angaben und anderes bot, hat weder selbst eine Ausgabe gemacht, noch Atticus, den Freund Ciceros, zu einer solchen veranlaßt. Bevor man in hadrianischer Zeit nach dem Beispiel der Terenzausgaben an die Ausgabe des Plautus schritt, gab es Texte, die wohl ähnlich wie die Lesetexte griechischer Dramatiker aussahen und der Verwilderung mannigfach ausgesetzt gewesen sind, wenn man auch immerhin in der pietätvollen Art der alexandrinischen Gelehrten sich hütete, etwas von dem überlieferten Gute einfach über Bord zu werfen. In den beiden Ausgaben, die wir in den zwei Handschriftenklassen zu erkennen haben, — Reste einer anderen Ausgabe verraten die Zitate bei Nonius — sind mannigfach Lesungen als Varianten eingetragen. Etwa in der ambrosianischen Klasse noch einen Ableger des ursprünglichen Textes, wie ihn Plautus niederschrieb, in der palatinischen mehr den durch Schauspieler veränderten Text erkennen zu wollen, geht weder theoretisch noch praktisch an. Jeder moderne Plautusherausgeber muß vielmehr unter gerechter Würdigung der Geschichte und Schicksale des Plautustextes sich auf Grund beider Klassen ein Bild der Ausgabe des 4. Jahrhunderts n. Chr. machen und von da aus mit Hilfe der einzelnen Lesarten, des dem modernen Gelehrten bekannten Zustandes der lateinischen Sprache zur Zeit des Dichters und der durch die Forschung ermittelten Kenntnis von seinem Stil den Text aufbauen, freilich tut er dies immer mit dem Bewußtsein, daß er zur absoluten Gewißheit nicht mehr gelangen kann.

Wir besitzen 21 Stücke, also wohl die von Varro und seinen Vorgängern einstimmig



66. Komödienszene, ähnlich dem Schluß der Mostellaria.
(Nach Antike Terrakotten IV/1 Abb. 226.)

als echt bezeichneten, die sogenannten *fabulae Varronianae*. Sie lauten in alphabetischer Reihenfolge: *Amphitruo*, *Asinaria* (das Eselsstück; *fabula* ist hier und im folgenden bei entsprechenden Titeln zu ergänzen), *Aulularia* (die Topfgeschichte), *Bacchides*, *Captivi*, *Casina*, *Cistellaria* (die Kistchenkomödie), *Curculio*, *Epidicus*, *Menaechmi*, *Mercator*, *Miles Gloriosus*, *Mostellaria* (die Gespensterkomödie), *Persa*, *Poenulus*, *Pseudolus*, *Rudens* (das Tau), *Stichus*, *Trinummus* (das Dreigroschenstück), *Truculentus* und Reste der *Vidularia* (die Kofferkomödie).

Diese Stücke sind durchwegs auf Grund griechischer Vorlagen gearbeitet. Das bezeugt z. T. der Dichter selbst: *Asinaria Prol.* 10 . . . *huic nomen Graece Onagrost* (vgl. K. Meister, Festschr. f. Bezzenberger, 1921, 103) *fabulae, / Demophilus scripsit, Maccus vortit barbare, Asinariam volt esse, si per vos licet . . . Casina* Prol. 31. *κληρούμενοι vocatur haec comoedia / Graece, latine Sortientes, Diphilus / hanc Graece scripsit, post id rursum denuo / Latine Plautus.* . . . Das Stück war von Plautus also *Die Losenden* genannt und erhielt erst bei der Wiederholung den Titel *Casina*, ein Beweis, mit wie starken Eingriffen im plautinischen Nachlaß zu rechnen ist. *Mercator* 9, 10 *Graece haec vocatur Emporos Philemonis, / eadem Latine Mercator Macci Titi. Rudens* 31ff.: *Nunc huc qua causa veni argumentum eloquar: / primumdum huic esse nomen urbi Diphilus / Cyrenas voluit. Trinummus* 18ff.: *huic Graece nomen est Thensauro fabulae, / Philemo scripsit, Plautus vortit barbare, / nomen Trinummo fecit . . ./*

So lernen wir als sichere Vorbilder die drei Hauptvertreter der neuen Komödie Philemon, Menander, Diphilos kennen; ferner wird ein sonst unbekannter Demophilos genannt, ein Name, den noch Ritschl zu Unrecht in Diphilos geändert hat. Wir sehen ferner, daß Plautus stets die griechischen Titel latinisiert und so schon ein freieres Verhältnis zum Original bekundet; anderseits sind die Namen der handelnden Personen stets griechisch, es sind oft künstlich gebildete, sprechende Namen; griechisch ist der Schauplatz der Handlung, griechisch die Tracht; griechisch die ganzen Vorstellungen von den sozialen Verhältnissen, von Ehe, Recht Sitte, Kriegswesen usw. Aber der Dichter gebraucht unbedenklich lateinische Ausdrücke für die griechischen Termini. Er wirft mit Worten wie *praetor, advocati, legio, cohortes* nur so herum und denkt dabei an griechische Einrichtungen. Manchmal freilich schlägt das reinrömische Element ganz durch, sowohl im einzelnen Ausdruck wie auch in längerer Ausführung; hierher gehört z. B. die Klage über die Mißbräuche in der Einrichtung der reinrömischen Klientel (*Menaechmi* 571ff.):

67. Alter mit Stock. Pompeji. (Nach Mon. dell' Ist. XI.)

Alle wollen nur viel Klienten haben; ob es brave oder schlechte Leute sind, darnach fragen sie nicht. Es wird mehr nach dem Vermögen als dem Leumund gefragt. Wenn einer arm und brav ist, gilt er für schlecht; wenn er aber reich und schlecht ist, für brav. Mag er weder Gesetz noch Recht ehren, er findet schon einen eifrigen Patron usw.

Solche Mischung begegnete vielleicht schon bei Naevius. Sicher ist es nicht; aber gewiß steht Plautus mit seiner Kunst mitten in einer Entwicklung. Nicht er, sondern Andronicus war und zwar unter äußerem Zwang bei den Römern zum Erfinder solcher Stücke geworden. Wir wissen aber von seinen, des Naevius und Ennius Komödien doch zu wenig, um sie als Maßstab für die Beurteilung plautinischen Kunstschaffens und Kunstwollens zu verwenden. Das geschilderte Doppelsein der Kunst des Plautus verlangt gebieterisch den Vergleich mit einem griechischen Stück gleicher Art; das eigentlich Plautinische wird aber vielleicht erst klar werden, wenn wir vorausgreifend auch ein Stück des Terenz heranziehen. Dabei sind wenigstens für die uns besonders interessierenden zwei römischen Dichter genaue Inhaltsangaben nicht zu meiden, denn sie lehren Näheres über die Technik des Aufbaues im Formalen und Inhaltlichen. So wird sich also der Leser bequemen müssen, den Umweg der nach Szenen vorgeführten Analysen zu gehen.

Der Pseudolus des Plautus.

Die Bühne zeigt drei Häuser in Athen nahe einem nach dem Hafen führenden Tor; es sind das Haus des Kupplers Ballio ganz rechts vom Zuschauer und dem Markt zugekehrt, dann das des Simo, endlich dem Hafen zunächst gelegen das des Callipho. (Anders Frickenhaus.) Zwischen den Häusern sind Gäßchen (*angiportum*), sie bieten ein gutes Versteck zum Belauschen auftretender oder sprechender Personen. Das Stück spielt unmittelbar vor den großen Dionysien (etwa März, April) und zwar vom Vormittag bis gegen Abend.

Szene I. Calidorus, Sohn des Simo, tritt betrübt aus seines Vaters Haus, hinter ihm schleicht der Sklave Pseudolus. Ein häßlicher Geselle, doch die Klugheit blitzt ihm aus den Augen (1218ff.). Er betrachtet besorgt und teilnehmend den jungen Mann, endlich stellt er ihn und erfährt, Calidorus habe von seiner Geliebten Phoenicium, die sich in der Gewalt des Kupplers Ballio befindet, einen Brief erhalten: Obgleich der Kuppler sie dem jungen Mann gegen den Preis von 20 Minen versprochen, sei sie einem makedonischen Offizier verkauft worden. 15 Minen seien bereits erlegt, der Rest von 5 Minen sei an den bevorstehenden Dionysien fällig. Der Hauptmann habe einen Brief mit seinem in Wachs gedrückten Bild bei

68. Koch. Berlin.
(Nach M. Bieber T. LXXVII.)

dem Kuppler als Erkennungszeichen für den Boten zurückgelassen, der das Mädchen holen werde. Pseudolus ehrt das Vertrauen, indem er irgendwie Hilfe verspricht.

Wie Pseudolus das Geständnis aus dem jungen Mann herauslockt, wie er die Aufmerksamkeit schon dadurch erregt, daß er ihn nicht mit dem gewöhnlichen *tui*, sondern dem altertümlichen, feierlichen, singulären *tis* anspricht, wie er den Brief der Phoenicium unter Späßen vorliest, den Jüngling erst verspottet, dann aber die echte Liebe erkennt und ihn aufrichtet, ja sogar verspricht, wenn nötig, dem Vater Simo selbst den Kaufpreis für Phoenicium abzuschwindeln, all das ist nicht nur mit köstlichstem Humor unterhaltend dargestellt, sondern auch formell fein gearbeitet; der im Latein so vielfältige Bau der Jamben ist der Stimmung stets angepaßt gestaltet. Dabei strotzt die Szene von witzigen Einfällen, von Wortspielen und Wortfiguren. Man sieht, der Dichter versteht es gleich hier, die reichen Register, über die er verfügt, zu ziehen.

Szene II. Die beiden sind zur Seite getreten; es öffnet sich die Tür von Ballios Haus. Die Szene bietet ein reiches, buntes Bild. Der Kuppler selbst ist im Gegensatz zu den sonst feinen, verbindlichen, gleißnerischen Masken seiner Berufsgenossen als ein Scheusal geschildert. Er sieht herabgekommen aus wie ein Verbrecher, hat einen häßlichen Bocksbart (*Cic. pro Roscio Com.* 20), nicht wie alte Herren den Stock in der Hand, sondern eine Peitsche. Zugleich mit ihm sieht man fünf Sklaven und einen Burschen, ferner im Hintergrunde, wohl recht sauber und sinnbetörend herausgeputzt, vier Hetären. Ballio will seinen Geburtstag feiern, will auf den Markt, um einen Koch zu mieten, doch zunächst bestellt er sein Haus. Ein Edikt an die Sklaven heißt sie alles für die Geburtstagstafel herzurichten, dann jagt er seine Leute ins Haus, will gehen, besinnt sich aber und nimmt einzeln die Mädchen vor. Sie sollen ihm heute für das ganze Jahr vorsorgen: *Hedylium*, die Freundin der Kornhändler, soll Korn, *Aeschrodora*, die Geliebte der Fleischhauer, Fleisch, *Xytilis* soll Öl, *Phoenicium* reines Gold einbringen.

Auffallend ist — wie E. Fraenkel dargelegt hat — vieles an dieser Szene. Daß jemand ins Haus spricht, bevor er weggeht, ist, wie wir noch sehen werden, der Technik der Komödie eigen. Doch es sind sonst nur ein paar Worte, ein kurzer Auftrag, eine Meldung, hier aber gibt es eine lange Szene. Auffallend sind ferner die zwei verschieden gebauten Edicta, endlich daß die ganze Stelle dem Geschmacke des römischen Publikums angepaßt ist (*lanii, culleus*, Erwähnung des bei den Römern beliebten Schweinefleisches mit genauer Angabe einzelner Sorten). All dies, sowie die echt römische Sprache, die Asyndeta z. B. *vorsa, sparsa, tecta, strata lauta coctaque omnia uti sint* (164), *savia, mamillae, mellillae* (180), Alliterationen und Wortspiele verraten deutlich eine größere Eindichtung des Plautus in seine Vorlage.

Im Griechischen ist ein kurzer Monolog in Senaren vorauszusetzen. Plautus hat nicht nur inhaltlich eine neue große Szene geschaffen, sondern auch formell. Denn die metrische Analyse der Stelle sieht also aus: 4 anapästische Oktonare, 1 troch. Okt., 1 troch. Septenar, 1 troch. Dimeter, 1 jamb. hyperkatalektische Dipodie, 3 troch. Okt., 1 troch. Sept., 7 jamb. Okt., 1 jamb. Sept., 1 jamb. Okt., 2 jamb. Sept.,

2 jamb. Okt., 2 jamb. Sept., 4 troch. Okt., 4 anap. Okt., 3 jamb. Okt., 1 jamb. Sept., 1 troch. Okt., 2 anap. Okt., 2 anap. Sept., 3 anap. Okt., 1 anap. Sept., 3 anap. Okt., 2 jamb. Okt., 1 jamb. katalektische Dip., 5 jamb. Okt., 1 jamb. Sept., 1 troch. Okt., 2 troch. katal. Dip., 1 troch. Sept., 2 troch. Okt., 2 troch. Sept., 1 troch. Okt., 2 troch. katal. Dip., 1 troch. Okt., 1 troch. Sept., 3 jamb. Dim., 1 hyperkat. jamb. Monom., 1 troch. Sept., 2 troch. Okt., 3 troch. kat. Dip., 1 troch. Sept., 1 troch. Okt., 2 troch. katal. Dip., 1 troch. Okt., 1 jamb. Sept., 1 troch. Sept., 1 troch. Okt., 1 troch. kat. Dip., 1 troch. Sept., 1 troch. Okt., 1 troch. Sept., 1 jamb. Okt., 1 troch. Okt., 1 troch. Sept. Die lieblich dahinfließenden Senare sind „durch die den Affekten besser dienenden, mächtigen anapästischen, jambischen, trochäischen Septenare und Oktonare verdrängt," diese hie und da durch kleinere Kola unterbrochen. Das bedeutet aber, daß (vgl. S. 80) die Szene rezitativisch gesungen und ganz von Musik begleitet wurde.

Szene III. Calidorus, der so Phoenicium der Schande preisgegeben sieht, ist ganz verzweifelt, er will auf Ballio losgehen, doch Pseudolus weiß ihn noch zu halten. Wie aber Ballio die Mädchen ins Haus getrieben und sich zum Weggehen gewendet hat, da sind flugs die beiden Männer hinter ihm her, ohne daß Ballio sie gleich sieht und erkennt. Sie suchen das Geburtstagskind dadurch zum Stehen zu bringen, daß sie Ballio plötzlich überholen und sich vor ihm aufpflanzen. Ballio weiß natürlich, daß es sich um Phoenicium handelt. Bei barer Bezahlung wäre er zu haben, so aber hört er nur leere Worte, vage Versprechungen. Er höhnt den jungen Mann und erklärt, das Mädchen sei nicht mehr verkäuflich — er hat es ja schon dem Makedonier verkauft. Calidorus triumphiert zunächst, wie er sich aber getäuscht sieht, da nehmen er und Pseudolus den Kuppler in die Mitte und in echt italischer Weise verschimpfen sie ihn (vgl. S. 31). Nun erklärt der im übrigen nicht wortfaule und um Antworten keineswegs verlegene Ballio, falls der Makedonier nicht pünktlich die restlichen 5 Minen zahle oder Calidorus gar früher die ganze Summe erlege, sei er bereit, ihm Phoenicium zu überlassen. Dann zieht er unter Verwünschungen des Pseudolus ab, der entschlossen ist, dem Kerl das Mädchen abzujagen, er befiehlt Calidorus, sich auf dem Markt nach einem Helfer umzusehen.

Die Szene ist metrisch bunt gestaltet; zunächst in Anapästen komponiert, wird sie durch einen Senar zur Ruhe gebracht und geht durch troch. Dimeter zu kunstvollerem Bau über. Die Überholungsszene ist, wie sie sachlich in zwei Teile zerfällt, auch metrisch so gebaut: Je fünf Bakcheen werden von je einem troch. Okt. eingeleitet. Ebenso erfolgt die erregte Auseinandersetzung zwischen Calidorus und Ballio in Bakcheen, die mit einem troch. Okt. begonnen werden und die dann in Kretiker und Trochäen übergehen. Der Abschluß, einschließlich der ganzen Schimpfszene, ist im troch. Sept., abgefaßt. Sprachlich fällt besonders das Schimpfterzett durch seine kühnen Wortbildungen auf. Wenn auch einzelnes im Griechischen vorgebildet und nachweisbar ist, ist doch gerade dieser Teil der Szene, wie schon der Inhalt beweist, ganz auf Rechnung des römischen Dichters zu setzen.

Szene IV. Pseudolus, allein gelassen, offenbart in einem ruhigen Selbstgespräch — Senare —, daß er vorläufig keinen sicheren Weg weiß, die 20 Minen schnell zu beschaffen; er denkt daran, sie doch dem Simo abzuknöpfen, der freilich vor ihm auf der Hut ist. Eben sieht er ihn mit seinem Freunde Callipho kommen und belauscht das Gespräch der beiden Herren.

An den Szenen III und IV muß man mancherlei Anstoß nehmen, wenn man mit dem Dichter scharf ins Gericht gehen will. Wie ist es möglich, daß Calidorus, durch den Brief der Phoenicium in Szene I unterrichtet, dem Kuppler auf den Leim geht? Kein Zweifel, man kann versuchen, diesen Widerspruch psychologisch zu erklären. Auffallend ist ferner, daß Pseudolus in Szene III fest entschlossen ist, den Kuppler zu beschwindeln, und den Calidorus nur noch um eine Hilfsperson schickt, in Szene IV aber offen eingesteht, daß er nicht ein und aus weiß und wie in Szene I sich entschließt, seinen alten Herrn anzugehen. Wie immer man sich mit solchen Widersprüchen abfinden will, sie zeigen doch klar, daß der Dichter auf eine strenge, folgerichtige, wohldurchdachte Durchführung der dramatischen Handlung nicht so Wert gelegt hat, wie der moderne, aber auch mancher antike Leser erwartet. (Vgl. *Hor.* a. a. O.)

Szene V. Belauscht von Pseudolus, klagt Simo seinem Freunde über das lockere Treiben seines Sohnes, ferner, daß er argwöhne, er werde wieder für ihn zahlen müssen. Callipho sucht Simo milde zu stimmen, besonders mit dem Hinweis, daß eben der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen sei. Nun wird Pseudolus bemerkt, man geht auf ihn zu, er stellt sich in Positur und begrüßt mit ergötzlich vorgetäuschter Naivität die beiden würdigen Herren und spielt den braven, treuen, ehrlichen Diener. Er gesteht alles ein, ja sogar, daß er das Geld wirklich dem Simo abzunehmen hofft, er warnt überdies den Herrn ausdrücklich vor seinen Anschlägen. Erstaunt und bewundernd sichert ihm Simo, falls er ihm, dem nun Gewarnten, doch durch kluge List das Geld abschwindeln könne, Straflosigkeit zu. Pseudolus sagt, alle Vorsicht werde dem Alten nichts nützen, er werde heute das Geld zahlen müssen, doch gelte es noch einen anderen Kampf. Dem Kuppler müsse das Mädchen herausgelockt werden. Wenn das dem Pseudolus wirklich gelingt, ist Simo bereit, die 20 Minen zu zahlen. Callipho, über all das erfreut und voll Neugierde, verschiebt seine schon geplante Abreise. Simo eilt auf den Markt, Ballio zu warnen und des Pseudolus frechen Plan zuschanden zu machen. Pseudolus, allein gelassen, erklärt dem Publikum nun offen, daß er ganz und gar nicht ein und aus weiß. Jetzt wolle er sich zurückziehen und die Sache überlegen, der Flötenspieler möge das Publikum unterdessen unterhalten.

Damit schließt deutlich ein Akt, die Bühne wird sonst noch nach den Szenen IX, XI, XV, XIX leer. Das ergäbe sechs, ungleichlange Akte. Doch scheint Plautus überhaupt nicht eine Akteinteilung regelmäßig beabsichtigt zu haben. Geschehen ist in unserem Stücke eigentlich bisher gar nichts, die eingeleitete dramatische Handlung noch gar nicht weiter gebracht. Es ist auch noch nicht einzusehen, wozu Pseudolus, wenn er dem Simo 20 Minen abgewinnt, den Kuppler zuvor betrügen will, anderseits, wenn Phoenicium durch Trug aus der Gewalt des Kupplers befreit werden soll, der Vater um das Geld geprellt werden muß.

Die Szene ist in Senaren geschrieben. Das hat wohl einen äußeren Grund: Der Flötenspieler, der in den Szenen III und IV stark beschäftigt war und auch die Zwischenmusik zu besorgen hatte, mußte Zeit zur Erholung erhalten.

Szene VI. Pseudolus kommt freudig erregt aus dem Haus: Er hat sich einen Plan zurechtgelegt. Welchen, sagt er freilich nicht. Doch plötzlich sieht er einen Offiziersdiener kommen und tritt neugierig zur Seite.

Die Metra, deren Analyse strittig ist, malen trefflich seine Erregung.

Vielleicht ist folgendes Schema zu erkennen: 2 anap. Okt., 1 jamb. Okt., 1 jamb. Dim., 1 troch. Sept., 1 katalekt. troch. Dim., 1 anap. Okt., 8 Bakch., 1 anap. Okt., 3 troch. Sept., 1 anap. Okt., + 1 kat. troch. Trip., 2 anap. Okt., 1 versus Reizianus, 1 troch. Okt., 2 anap. Okt.

Pseudolus gebärdet sich wie ein Feldherr vor der Schlacht, er spricht von der „Burg" Ballio, von der „Festung" Simo. Es sind jene Metaphern, die Plautus so gern den die Intrigue leitenden Sklaven gebrauchen läßt, sie sind echt römisch. Es handelt sich sicher um eine eigene Einlage des römischen Dichters. Die Stelle ist u. a. ein Beweis, daß E. Fraenkel mit Recht behauptet hat, Plautus bringe mit seinen Einlagen die eigentliche Handlung nicht weiter.

Szene VII. Es ist Harpax, der Diener des Makedoniers. Schwerfällig, bedächtig, gewissenhaft die Häuser musternd und zählend, kommt er im Selbstgespräch. Er sucht jemand, der ihm noch bestätigt, er sei vor das richtige Haus gekommen. Pseudolus, der alles mitangesehen und mitangehört hat und es an dem nötigen, den Zuschauer fesselnden Gebärdenspiel nicht fehlen läßt, wirft flugs seinen (uns nicht bekannten) Plan um, entschlossen, den Menschen für seinen Zweck zu nutzen:

novo consilio nunc mihi opus est; nova res haec subito mi obiectast.

Sofort tritt er als ‚Subballio' — er nennt sich Syrus — vor, zeigt sich über alles aufs beste unterrichtet, so daß es ihm gelingt, dem Manne das Erkennungszeichen herauszulocken

und ihn in eine Schenke zu schicken; von dort werde er ihn schon rechtzeitig holen, sobald Ballio heimkehrt.

Die ganze Szene ist in troch. Sept. gedichtet. Mit Recht wundert man sich, daß nicht nach einem festen Plan, sondern durch das zufällige Auftreten des Harpax die Intrigue in Gang gebracht wurde.

Szene VIII. Nun triumphiert Pseudolus. Er dankt dem Zufall, der *Opportunitas*, und philosophiert über ihre Macht, doch nicht allzulange. Er ist sich bewußt, Harpax und Ballio foppen zu können, da erscheint Calidorus mit dem gewünschten Begleiter.

Die Szene ist wieder in troch. Sept. abgefaßt. Die Meditation ist ganz von der Art, wie sie uns in der griechischen Komödie begegnet, doch ist sicherlich die Vorlage gekürzt. Allzu viel Derartiges behagte gewiß nicht dem römischen Publikum.

Szene IX. Calidorus und sein Freund Charinus treten im Gespräch auf. Pseudolus ist in vorzüglicher Laune und gibt ihnen in hochtrabenden Worten — *paratragoedat carnufex* — Bericht und rühmt sich, noch heute Phoenicium dem Kuppler zu entreißen. Nur einen tüchtigen, verschlagenen Menschen braucht er, ferner die Tracht eines Offiziersdieners und 5 Minen. Alles kann Charinus beschaffen, denn der in Athen unbekannte Parasit seines Vaters ist zufällig da. Die jungen Leute sollen den Parasiten — er heißt Samia — auf den Markt bringen, dort will Pseudolus ihn verkleiden und unterweisen. Alle gehen ab.

69. Schmeichler-Parasit.. Athen.
(Nach M. Bieber T. LXXXXIII.)

Die ganze Szene, in Senaren abgefaßt, ist voll sprudelnden Witzes. Interessant ist, daß Pseudolus die Überlistung des Pseudoharpax mit dem Hinweis auf die Zuschauer, derentwegen das Stück gespielt wird, nicht nochmals erzählt.

Szene X. Ein Bürschchen, das im Hause des Kupplers mißbraucht wird, klagt sein Leid.

Szene XI. Ballio kommt mit dem gemieteten Koch und dessen Helfern. Er will seinen Leuten auftragen, vor Pseudolus auf der Hut zu sein. Die Bühne wird leer.

Beide Szenen sind in Senaren gedichtet; der Flötenspieler soll ruhen. Die Szenen zeigen deutlich, daß Plautus alle Motive, die sonst der Unterhaltung dienten, in dem Stücke anbringt, daß er alle Lichter aufsetzt; es ist eben ein Ausstattungsstück. Also ist nicht etwa daran zu denken, daß Szene X erst einer späteren Bearbeitung angehört. Es ist dagegen ganz gut denkbar, daß Szene II teilweise die Szene X verdrängte; Szene X mag von ihrem Platz verschoben sein, sie mag im Original allein dazu gedient haben, das Elend im Lupanar zu schildern. Die Kochszene ist in Szene II schon vorbereitet und hängt enge mit der Geburtstagsfeier zusammen.

Szene XII. Pseudolus und der Pseudo-Harpax kommen vom Markte. Pseudolus ist erregt und voll Sorge, daß der wahre Harpax nicht etwa zuvorkomme. Er ist ja überhaupt am Gelingen des Planes ganz anders interessiert als der Pseudo-Harpax und kann sich nicht genug tun, das gespreizte und hochfahrende Tun des Soldaten nachzumachen, natürlich zur besonderen Heiterkeit der Zuschauer.

Pseudolus glaubt schon, den Gesellen verloren zu haben, bis er ihn heranmarschieren sieht und ihn noch mit guten Lehren versorgt.

Die Metra sind lebhaft bewegt. Anapäste überwiegen, daneben gibt es troch. Sept., jamb. Okt. und Kretiker; ferner werden je 4 kretische Zeilen von einem langen Metrum, Anapäste + Reizianum (– ◡ ◡ – ◡ ◡ –;), unterbrochen. Rede und Gegenrede der beiden Gesellen folgen Schlag auf Schlag.

Ps. *At hoc volo monere te.*
Si. *Monendus ne me moneas.*
Ps. *Nimis tandem ego abs te contemnor.*
⟨Si⟩ *Quippe ego te ni contemnam,*
Stratioticus homo qui cluear?

Szene XIII. Ballio zeigt sich vor dem Hause. Pseudolus tritt schnell in den Hintergrund. Besorgt, ob der Anschlag richtig gelingen werde, begleitet er alle Vorgänge mit Zwischenbemerkungen und Gesten. Pseudo-Harpax kommt langsam und — für den Zuschauer natürlich besonders ergötzlich — die Häuser musternd und zählend, dabei von dem aufgeregten Ballio beobachtet, heran, wird endlich von Ballio angesprochen und händigt ihm den Brief ein. Doch Ballio will auch zur Sicherheit den Namen des Offiziers wissen; diesen weiß Simia, der Pseudo-Harpax, nicht; Pseudolus hält schon die ganze Sache für verloren (984 *perii, nunc homo in medio lutost*), doch Simia rettet sich, indem er schlau die Gegenforderung stellt:

Nosce imaginem: tute eiius nomen memorato mihi,
ut sciam Ballionem esse ipsum. . . .

Nun empfängt Ballio den Brief und die 5 Minen, liest und geht ins Haus, um dem vermeintlichen Harpax die Phoenicium zu übergeben.

Metra: Troch. Sept. und z. T. Senare.

Szene XIV. Pseudolus, allein gelassen, gibt seiner Bewunderung für Pseudo-Harpax Ausdruck, aber bald wird er von Angst und Sorge gepackt, er sieht, dieser Kerl ist ein ihm gleichwertiger, durchtriebener Geselle, und so fürchtet er Verrat, er argwöhnt ferner, es könnte Simo oder der echte Harpax schon kommen, ehe Pseudo-Harpax mit Phoenicium aus dem Haus des Kupplers herausgekommen und in Sicherheit gebracht sind.

Die hin- und herwogende Stimmung ist durch den Bau der Metra (Troch. u. Anap.) gut hervorgehoben.

Szene XV. Pseudo-Harpax erscheint mit der weinenden Phoenicium. Doch ihre Tränen sind schnell getrocknet, da sie hört, daß sie zu Calidorus gebracht wird. Im Triumph führt Pseudolus die Gesellschaft zum Gelage:

Ite hac, triumphe, ad cantharum recta via.

Mit dieser in Senaren abgefaßten Szene könnte das Stück schließen; es gehen alle Personen ab. Doch dem Dichter ist es offenbar gar nicht darum zu tun gewesen, nur einen Knoten zu schürzen und zu lösen.

Szene XVI. Ballio tritt froh aus seinem Haus und wünscht Simo herbei, um ihm den vermeintlichen Triumph über Pseudolus mitzuteilen.

Szene XVII. Simo kommt; er will sehen, ob sein *Ulixes Pseudolus* das Palladium aus der *Arx Ballionia* gewonnen. Er hört Ballios Mitteilung zuerst zweifelnd an, doch Ballio bietet ihm in der feierlichen Weise der Stipulatio noch 20 Minen Sühnegeld an, falls er nicht Recht behalte und Pseudolus nicht sein Spiel verloren habe.

Beide Szenen sind in Sprechjamben abgefaßt.

Szene XVIII. bringt die arge Enttäuschung für beide: Während sie noch sprechen, kommt der echte Harpax gravitätisch, mit sich zufrieden, weil er den Syrus nicht erst abgewartet hat.

Ballio vermutet in Harpax einen Gast für sein Bordell, an dem er Geld verdienen kann. Nachdem sich die beiden Alten mancherlei tolle, derbe Späße in ihrem zu Unrecht bestehenden Übermut erlaubt haben, sehen sie allmählich ein, wie der kluge Pseudolus sie alle genarrt hat. Der Geburtstag wird für Ballio zu einem Trauertag, er muß auf den Markt, dem Abgesandten des Offiziers die 20 Minen für das entlaufene Mädchen zahlen, und schuldet noch weitere 20 Minen, die er an Simo verloren hat. Traurig trollt er sich von der Bühne.

Die Szene ist eine Parallelszene zu den früheren Offiziersdiener- bzw. Pseudooffiziersdienerszenen und wirkt so durch die z. T. unbeabsichtigte Nachahmung des Harpax komisch.

Die Szene ist reich an Melodien, wie die Buntheit der Metra beweist: Zunächst singt Harpax: 4 anap. Okt., 8 Bakch., 1 troch. Sept., 2 Kretiker, 2 troch. katal. Trip., 1 anap. katal. Dimeter, 1 anap. Okt. (?), 1 troch. Sept. (?), 1 Dochm. + jamb. Mon. (?), 1 jamb. Mon. + Glyk. (?), 15 Kretiker (?), 1 anap. Okt., 1 anap. Sept., 1 Anap. Mon., 1 troch. Sept. Dann singen Ballio und Simo ein Duett, indem zunächst die Trochäen aufgenommen werden: 3 troch. Sept., 5 bakch. Tetr. (?), 1 anap. akal. Dim., 1 anap. Sept., 2 jamb. Okt. (?), 1 Doch. + 1 Glyk. (— ⏑ — ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —), 1 troch. kat. Dim.

Von dem Momente, da alle 3 Personen ins Gespräch kommen, setzen troch. Sept. ein.

Szene XIX. Simo bewundert den durchtriebenen, alle an Klugheit überragenden Pseudolus. Er will ihm nicht, wie es sonst Sklaven in der Komödie ergeht, mit Peitsche und Stachel aufwarten, sondern die verdienten 20 Minen holen. Er kann dies um so leichter tun, da Ballio sie ihm vergüten muß. (Ab.)

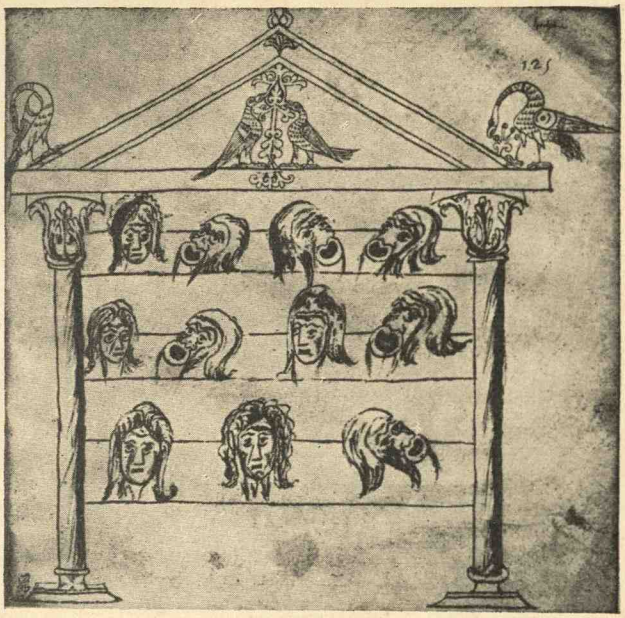
Troch. Sept.

Szene XX. Pseudolus kommt sein Geld holen. Er ist trunken, muß achthaben, nicht niederzufallen. Mit Genuß und Behagen schildert er die Mahlzeit, tanzt dann wie beim Mahle den lasziven Jonicus und einen zweiten Tanz. Endlich klopft er Simo heraus.

Die ganze Szene ist in komplizierten Rhythmen abgefaßt, offenbar von rauschender Musik begleitet, dazu kommt Tanz auf offener Bühne. 2 bakch. Tetr., 2 mal (2 Kret. + Ithyph.), 1 Ithyph., 2 bakch. Tetr., 1 anap. Sept., 1 versus Reizianus, 2 Kola Reiz., 8 jamb. Metr. mit Katalexe nach dem 6. (?), 1 jamb. Sept., 1 jamb. akat. Dim., 2 troch. Okt., 2 anap. Okt., 1 bakch. Tetr. (oder 2 Dochm. ?), 2 bakch. Tetr., 2 Dochm., 1 jamb. akat. Dim. (?), 1 jamb. katal. Dim. (oder 1 Dochm. + Glyk. + Ithyph.), dann nach Leos scharfsinniger Analyse: 2 bakch. Tetr., 24 jon. Metra, hierauf, wie der Wechsel des Rhythmus zeigt, der 2. Tanz: 11 Kret., 1 anap. akat. Dim., 1 troch. Sept., 2mal (Kret. + kat. troch. Trip.), 2 bakch. Tetr., 2 troch. Sept.

Szene XXI. Simo kommt mit dem Gelde; Pseudolus, der sich kaum auf den Füßen halten kann, sucht sich auf ihn zu stützen. Er empfängt das Geld

70. Auf zum Schmaus! Phlyakenvase in Petersburg.
(Nach M. Bieber T. LXXXVI.)



71. Die Masken zur Hecyra des Terenz im Cod. Par. Lat. 7899. (Nach Omont.)

und macht in seinem Siegerübermut den Herrn zum Packesel, indem er dem Sträubenden mit den Worten *vae victis* den Geldsack auflädt. Aber trotz seines Rausches noch immer klüger als sein Herr, sichert er sich Straflosigkeit und deutet dem geizigen Herrn an, daß es ihm gar nicht auf das ganze Geld ankomme. Endlich treibt er singend den Alten zum Gelage der Jungen.

Lustig, heiter burlesk schließt so das Stück noch mit einer Einladung der Schauspieler an die Zuschauer: Falls ihnen das Stück gefallen habe und sie Beifall klatschen, sollten sie morgen die Gäste der Truppe sein.

Wieder begegnen bunte Metra: 4mal (2 Kret. + kat. troch. Trip.), 2mal 4 Kret., 1 jamb. akat. Dip., 2 Kret. + katal. troch. Trip., 2 troch. kat. Trip., 2 Kret. + kat. Trip., 1 anap. katal. Okt., 4 Kret., 1 anap. akat. Dim. (? Glykon.), 8 Kret., 2mal (2 Kret. + kat. troch. Trip.) (?), 2 Dochm., 8 Kret., 1 jamb. akat. Dim., 8 Kret., 2mal (2 Kret. + troch. katal. Trip.), 2mal 2 troch. kat. Trip., 2 Kret. + troch. katal. Trip., 1 anap. Sept., 1 kret. Dim. + 1 akat. troch. Dim., 2 anap. Okt., 3 anap. katal. Dim., 1 anap. Dim. + 1 katal. jamb. Dim., 1 anap. Sept., 3 anap. Okt., 3 anap. Sept., 2 anap. Okt., 1 katal. bakch. Trip., 3 kret. Tetram., 1 jamb. katal. Dip., 7 Kret. + 1 troch. Dip.

In den Handschriften gehen noch 2 Verse dem Stücke voran; sie sind die Reste eines Prologes, der bei einer späteren Aufführung gesprochen wurde.

Betrachten wir nun ein Terenzstück: „Die Schwiegermutter" (Hecyra). Die beiden Komödien stehen in ausgesprochenem Gegensatz, das plautinische ist eine Posse, das Stück des Terenz ein Familienstück. Sie sind fast die beiden äußersten Pole, innerhalb deren sich die ganze Gattung der römischen Komödie bewegt. So sind sie besonders geeignet, zu zeigen, inwieweit das griechische Element mit dem nationalrömischen zum Ausgleich kam und was die Römer an Eigenart in diese Gattung brachten; es wird uns der Vergleich aber auch mancherlei für die individuelle Kunst der Dichter lehren.

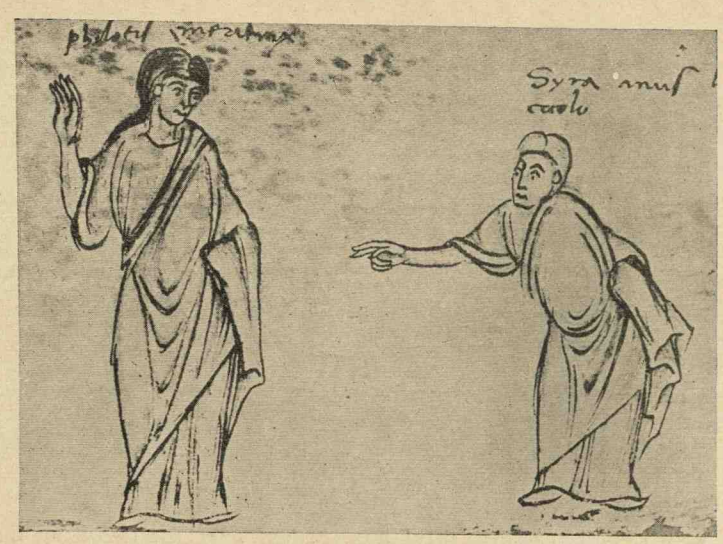
Die Hecyra des Terenz.

Von den drei Häusern, die der Bühnenhintergrund zeigt, bewohnen eines Laches-Pamphilus, das zweite Phidippus, das dritte gehört der Hetäre Bacchis. Schauplatz: Athen.

Szene I. Aus dem Hause der Bacchis tritt in Begleitung einer Alten Syra die Freundin der Bacchis Philotis. Sie sind über eine Mitteilung (v. 98) der Bacchis sehr erregt: Pamphilus, der so oft der Bacchis die Treue geschworen hat, hat sich doch verheiratet.

Szene II. Parmeno, Sklave im Haus des Laches-Pamphilus, kommt, nachdem er einem Mitsklaven einen kurzen Auftrag zugerufen, zu den Frauen. Er begrüßt Philotis; sie war zwei Jahre in Begleitung eines Offiziers fern von Athen in Korinth gewesen und freut sich jetzt wieder, das viel feinere Leben in Athen zu genießen. Sie will nun gleich von Parmeno Näheres

über Bacchis und Pamphilus wissen. Zwar weigert sich Parmeno zunächst, erzählt aber dann doch: Pamphilus habe, von seinem Vater Laches gedrängt, Philumena, die Tochter des Phidippus, geheiratet, aber zunächst 2 Monate lang (V. 393) nicht berührt. Er habe gehofft, die junge Frau werde unter solchen Umständen von selbst ihn wieder verlassen. Er sei täglich zu Bacchis gegangen, die ihn aber von Tag zu Tag schlechter behandelte. Die vornehme Art aber, mit der Philumena die ihr zugefügte Zurücksetzung ertrug, habe ihn allmählich dazu gebracht, sich von Bacchis innerlich loszureißen und seine Liebe auf die Frau zu übertragen:



72. Hecyra. Zur Szene I. Cod. Ambrosianus H. 75. Fol. 77v.
(Nach Bethe.)

haec ita uti liberali esse ingenio decet,
pudens, modesta incommoda atque iniurias
viri omnis ferre et tegere contumelias.
hic animus partim uxoris misericordia
devinctus, partim victus huius iniuriis
paullatim elapsust Bacchidi atque huc transtulit
amorem, postquam par ingenium nactus est.

die hat so, wie es edlem Wesen ziemt,
Ganz keusch, in Zucht das Ungemach, die Unbill auch
des Gatten still getragen und die Schmach gedeckt.
das Herz des Mann's wurd' teils vom Mitleid für die Frau
gefangen, teils befangen durch sein Unrechttun.
Und mählich glitt es aus der Bakchis Macht und trug
die Lieb' hierher, seitdem es gleiche Art erlangt.

So scheint alles den richtigen Weg zu nehmen und infolge der angeborenen, edlen Gesinnung der Gatten die Ehe glücklich zu werden, als plötzlich im 7. Monat der Ehe (394) Pamphilus in einer Erbschaftssache nach Imbros verreisen mußte. Nun ändert sich das Betragen der jungen Frau Philumena. Sie beginnt ihre Schwiegermutter Sostrata ohne sichtlichen Grund zu hassen und zu fliehen, ja sie verläßt, angeblich krank, das Haus und begibt sich zu ihren Eltern. Laches, der Vater des Pamphilus, ist vom Lande heimgekehrt und verhandelt mit Phidippus, dem Vater Philumenas; worüber, weiß Parmeno nicht, und verläßt die Frauen, um einen Weg zum Hafen zu machen. Die Bühne wird leer.

Beide Szenen, in unserer Überlieferung der I. Akt, sind in Senaren abgefaßt. Es sind zwei Expositionsszenen, bestimmt, den Zuschauer in die Vorgeschichte einzuführen. Der Dialog ist fein geführt. Der wirklichen, lebhaften Rede entsprechend, wird oft dasselbe Wort vom Gegenredner aufgenommen (73, 79, 84, 85), hie und da findet sich ein Wortspiel (91, 151, 167), auch eine Wiederholung zum Zwecke der Beteuerung (132), endlich Alliteration (151).

Szene III. Laches macht seiner Frau Sostrata Vorwürfe. Er habe sich aufs Land zurückgezogen, um den jungen Leuten Platz zu machen, sie dagegen störe nur das Glück und die Eintracht der beiden. Sostrata versichert zwar immer wieder ihre Schuldlosigkeit, doch Laches glaubt ihr nicht.

Der erregten Stimmung entsprechend ändert sich das Metrum. Es ist Musikbegleitung hinzugekommen: Jamb. Okt. des Laches (198—204). Sostrata bleibt zunächst ruhig (jamb. Sen.), wird aber dann doch erregter (jamb. Okt.). Phidippus poltert weiter und läßt Sostrata fast nicht zu Wort kommen, die erregte

73. Zur Szene II. Cod. Ambr. Fol. 78r. (Nach Bethe.)

Rede des Phidippus geht (216) in troch. Sept. über; dieses Metrum nimmt Sostrata in ihren allmählich länger werdenden Zwischenbemerkungen auf.

Szenen IV u. V. Phidippus ruft seiner Tochter ins Haus zurück, er wolle ihre Launen nicht länger ertragen; da bemerkt er die Eltern des Schwiegersohnes und will die Streitsache sofort in Ordnung bringen; er teilt mit, seine Tochter wolle vor der Rückkehr des Gatten nicht in das Haus zurückkehren; für Laches ist es so klar, daß nur Sostrata die Schuld an allem trage. Er und Phidippus gehen auf den Markt, ihre Geschäfte besorgen. Sostrata bleibt, ihr Geschick beklagend, zurück und sehnt die Rückkehr des Sohnes herbei.

Die Charaktere der Alten sind fest umrissen; es sind gute, wenn auch auf ihren Vorteil bedachte Leute, die sichtlich das Wohl der Kinder — schon aus wirtschaftlichen Rücksichten — fördern wollen, aber die neue Lage nicht meistern können. Die Musikbegleitung ist beibehalten: Zunächst mit einem Wechsel gegen Szene III jamb. Sept. (243—273), dann der Monolog der Sostrata wieder in troch. Sept. (274—280). Es schließt in den Handschriften der 2. Akt.

74. Zur Szene III. Cod. Ambr. Fol. 80v. (Nach Bethe.)

Szene VI. Pamphilus und Parmeno kommen vom Hafen. Der junge Mann ist über die Mitteilung, daß seine Frau in ihr Elternhaus gegangen, ganz unglücklich. Die Kindesliebe treibe ihn zur Mutter, doch es ziehe ihn zu Philumena, die sein Herz gerade durch ihr feines Verhalten gewonnen habe. Parmeno sucht ihn zu trösten. Endlich sendet Pamphilus den Parmeno, seine Ankunft zu melden. Man hört aus dem Innern des Hauses Klagerufe, Pamphilus erfährt so, seine Frau sei krank, und stürmt besorgt ins Haus. Parmeno bleibt absichtlich vor dem Haus und überlegt: Wird die Krankheit ärger, werde es heißen, er, der Sklave der Sostrata, habe sie gebracht

era in crimen veniet,
ego vero in magnum malum.

Die Reden beider sind wie auch die der Alten durch Gemeinplätze unterbrochen. Eine wesentliche Charakterisierung der Rede des Freien und Unfreien findet nicht statt. Der Monolog des Parmeno bildet in der Überlieferung keine neue Szene wie der der Sostrata. Aber der gleiche Bau der Szenen ist deutlich. Wieder ist der Flötenspieler tätig; denn es finden sich folgende Metra:

Rede des Pamphilus: 1 troch. Okt., 2 troch. Sept., 1 troch. Okt., 3 troch. Sept.

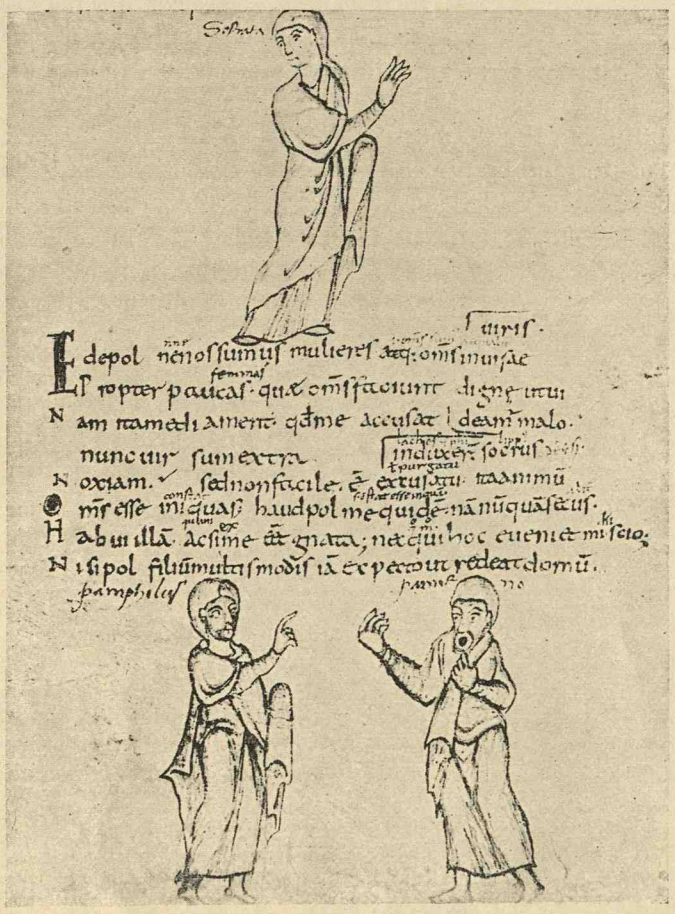
Antwort des Parmeno:

1 troch. Sept., 3 troch. Okt., 1 troch. Sept. Also bisher rezitativischer Gesang und Musik.

Hierauf melodramatisch: Jamb. Okt. u. Sept. (293—326). Der ruhige, überlegte Monolog des Parmeno ist in Senaren abgefaßt.

Szene VII. Sostrata, die das Haus verlassen hat, hört die Klagerufe und eilt, von ehrlicher Sorge ergriffen, zum Haus des Phidippus. Sie trifft auf Parmeno, der sie warnt,

75. Zu Szene IV (v. 270). Auf der Bühne Phidippus, Laches, Sostrata. Cod. Ambr. Fol. 81^{v}. (Nach Bethe.)



76. Szenen V und VI. Cod. Ambr. Fol. 82^{v}. (Nach Bethe.)

77. Szene VII. Pamphilus begrüßt die mit Parmeno sprechende Sostrata. Cod. Ambr. Fol. 84r. (Nach Bethe.)

das Haus zu betreten; gleichzeitig erzählt er ihr von der Rückkehr des Sohnes. Da kommt auch schon Pamphilus, begrüßt die Mutter, sagt, die junge Frau leide am Fieber, und drängt die Mutter zur Heimkehr. Auch den neugierigen Parmeno sendet er weg und zwar zum Hafen, um nach dem Gepäck zu sehen.

Für den Zuschauer bleibt alles im Unklaren. Die bewegte Szene ist in jamb. Sept. gedichtet. Charakteristisch für den Sklaven ist es, daß Parmeno die Herrin durch allgemein gehaltene Sätze zurückhält und so Distanz wahrt:

Nam qui amat, quoi odio ipsus est, bis facere stulte duco:
Laborem inanem ipsus capit et illi molestiam adfert.

Szene VIII. Pamphilus ist endlich allein und kann seinem gepreßten Herzen Luft machen; er klagt in einem Monolog sein Leid: Wie er ins Haus gekommen, sei es ihm klar geworden, daß seine Frau Geburtswehen habe. Die Mutter seiner Frau, Myrrhina, beschwor ihn, die Tochter und Frau nicht der Schande preiszugeben: Philumena sei vor der Ehe von einem Unbekannten Gewalt angetan worden; um zu entbinden, sei sie vor der Schwiegermutter geflohen. Pamphilus möge alles decken, damit niemand, auch Phidippus, nichts erfahre. Das Kind solle ausgesetzt werden. Pamphilus hat alles versprochen, ist aber mit sich im Reinen, daß er — so schwer es ihm auch fallen mag — die Frau nicht wieder ins Haus nimmt. Eben sieht er Parmeno mit den Leuten das Gepäck vom Hafen bringen. Ihn muß er entfernen; denn hört er das Schreien der Frau, so weiß er, was das zu bedeuten hat.

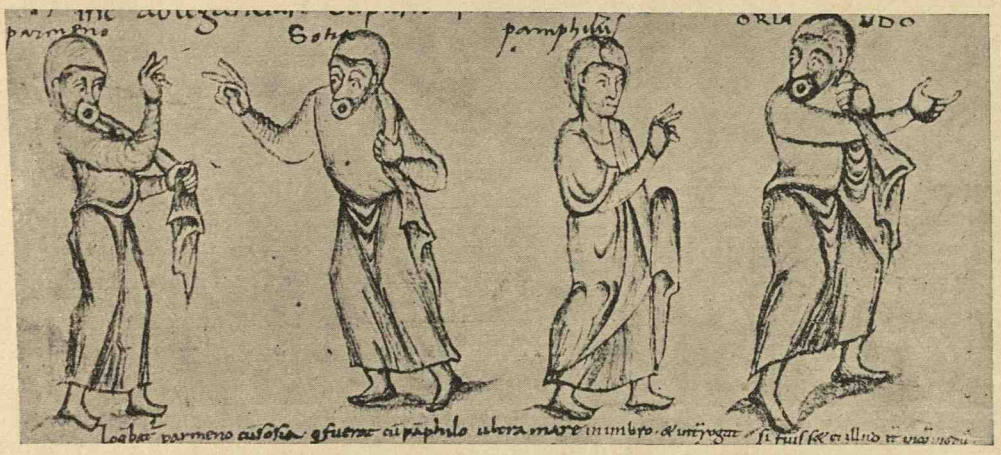
78. Szene VIII. Pamphilus im Selbstgespräch. Cod. Ambr. Fol. 85r. (Nach Bethe.)

Das plötzliche, unzeitige Auftreten des Sklaven Parmeno soll natürlich komisch wirken und die Kritik hat mit Unrecht daran Anstoß genommen.

Szene IX. Gepäckträger laufen über die Bühne. Parmeno kommt mit dem Diener Sosia ins Gespräch über die Gefahren der Seereise, erblickt seinen Herrn und wird von ihm unter dem Vorwand, den Freund Callidemides abzuwarten, auf die Burg geschickt. Er geht recht ungern, zumal auch der Fremde nach der Beschreibung ihn nicht lockt:

magnus, rubicundus, crispus, crassus, caesius,
cadaverosa facie.

Pamphilus will gehen, da kommen Laches und Phidippus.



79. Szene IX. Parmeno im Gespräch mit Sosia. Pamphilus sendet den Parmeno (im Cod. steht falsch *Orlando*) auf die Burg. Cod. Ambr. Fol. 86r. (Nach Bethe.)

Die Szene VIII ist bis auf die letzten Worte des Pamphilus (409ff.) in troch. Sept. komponiert; die folgende Szene im Dialogvers. Die dem modernen Leser unerwartete Wendung war dem antiken Theaterbesucher wohlvertraut, er wußte ferner, daß die ganze Angelegenheit zu einem glücklichen Ausgang geführt werde. Gespannt war er, auf welche Weise der Dichter diesen Ausgang herbeiführen könne. Das Gespräch der Diener über die Gefahren des Meeres bildet einen der beliebten Topoi der Komödie. (Vgl. Adelgard Perkmann, Mitt. d. Ver. klass. Phil. Wien II. 1925, 92ff.). Auf dem Bilde fehlen die Träger. Es sind zwei Vorgänge in einem Bilde dargestellt; der Maler hält sich an die Szenenüberschrift.

Szene X. Die zwei alten Herren, in lebhaftem Gespräch begriffen, sind entschlossen, die beiden Eheleute wieder zusammenzubringen. Das hört Pamphilus mit Entsetzen. Es kommt zu einer erregten Aussprache, Pamphilus entscheidet sich für seine Mutter. Phidippus wirft unter anderem den beiden die Erbschaft auf Imbros vor und meint, jetzt sei eben Pamphilus in der Lage, auf die Mitgift zu verzichten. Schließlich eilen Phidippus und Pamphilus in ihre Behausung, Laches aber, fest überzeugt, daß seine Frau an allem Hader Schuld trage, will gegen sie vorgehen.

Die Metra wechseln: Zunächst troch. Sept. (bis 484), dann jamb. Sen. Die Szene wirkt, weil die alten Väter so ganz entgegen den wahren Verhältnissen reden, natürlich recht komisch; überdies ist der Zuschauer gespannt, ob Pamphilus seine edle Rolle zu Ende spielen könne.

80. Szene X. Cod. Ambr. Fol. 87r. (Nach Bethe.)

Szene XI. Myrrhina eilt aus dem Haus; Phidippus

81. Szene XI. Scheinbar überrascht und freudig begrüßt Myrrhina ihren sichtlich betroffenen Gatten. Cod. Ambr. Fol. 88v. (Nach Bethe.)

konnte die Lage der Tochter nicht verborgen bleiben, er hat das Schreien des neugeborenen Knäbleins gehört. Nun kommt auch schon Phidippus, sichtlich erregt und betroffen über die vorzeitige Niederkunft der Tochter, aber gerade deshalb natürlich erst recht auf die Versöhnung der Gatten bedacht, und macht Myrrhina Vorwürfe. Sie habe Philumena vom Gatten abgedrängt, indem sie ihr von seiner Liebschaft zur Bacchis fort und fort schwätzte. Er wehrt sich gegen die Aussetzung des Kindes. Natürlich tut er dies nicht aus Liebe zum Neugeborenen, sondern weil er in ihm ein Unterpfand zur Versöhnung der Gatten erhofft.

Die Szene ist im ersten Teil bunter komponiert als im zweiten (vgl. auch Szene VI.): 2 troch. Okt., 1 troch. Sept., 1 troch. Okt., 1 kat. troch. Tetrapodie, 1 jamb. Okt., 1 troch. Sept., 1 jamb Sept., 1 troch. Okt., 1 troch. Sept., 2 troch. Okt., 1 troch. Sept., 1 troch. Okt., 2 troch. Sept., 3 troch. Okt., dann bis zum Schluß (535—565) troch. Septenare, von 3 jamb. Okt. (544ff.) unterbrochen.

Phidippus ist ins Haus gegangen, um die Aussetzung zu verhindern, Myrrhina, allein gelassen, ist nun erst recht unglücklich. Denn wenn Pamphilus erfahre, daß das fremde Kind aufgezogen werde, werde er sein Versprechen nicht halten. Der Vater sei überdies unbekannt; denn Philumena sei im Dunkeln von einem Fremden mißbraucht worden und habe kein Zeichen von ihm, er freilich habe dem Mädchen einen Ring vom Finger gerissen. Myrrhina geht traurig in ihr Haus.

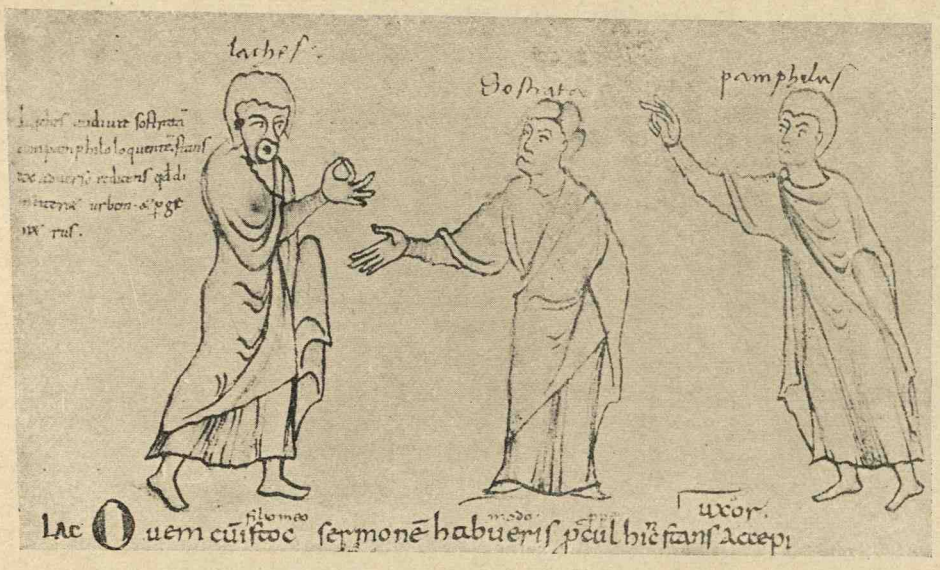
Diese Szene ist in unserer Überlieferung mit der vorhergehenden verbunden, trotzdem sie sogar in anderem Maße verfaßt ist. (Jamb. Okt.) Der Maler läßt sie ohne Bild!

82. Szene XII. Cod. Ambr. Fol. 90r. (Nach Bethe.)

Szene XII. Sostrata und Pamphilus kommen im Gespräch aus dem Haus. Sostrata will das Haus verlassen, um den Eheleuten nicht im Weg zu sein. Pamphilus kann trotz aller Bemühung die Mutter nicht umstimmen. Laches wohnt als stummer Zeuge der Unterredung bei.

Metrum: Jamb. Okt. wie zum Schluß der Szene XI.

Szene XIII. Laches tritt vor, er billigt den Ent-



83. Szene XIII. Cod. Ambr. Fol. 91r. (Nach Bethe.)

schluß seiner Frau, die ins Haus geht, die Reise zu rüsten. Pamphilus sucht vergeblich auf den Vater einzuwirken, verrät aber dabei in einer vom Vater nicht gehörten Zwischenbemerkung seine Liebe zu seiner Frau.

Wieder bunte Metra: 1 jamb. Sept., 3 troch. Sept., 1 jamb. Okt., 1 jamb. Sen., 1 troch. Okt., 1 troch. Sept., 1 troch. Okt., 1 troch. Sept., 1 jamb. Okt., 3 troch. Sept., 1 jamb. Tetrap., 1 jamb. Sept.

Szene XIV. Phidippus kommt hinzu. Pamphilus hält sich beiseite; er fürchtet, im Gespräch mit den Alten etwa Philumenas Fehltritt zu verraten. Wie Phidippus hört, Sostrata sei entschlossen, aufs Land zu ziehen, erklärt er natürlich, nur Myrrhina trage alle Schuld; er berichtet dann von der Geburt des Knaben und lügt schlau, er habe selbstverständlich von der Schwangerschaft gewußt. Bei Laches hat er so Erfolg; der freut sich naiv über die Geburt des Enkels; Pamphilus ist aber, da er hört, daß das Kind aufgezogen wird, natürlich entschlossen, Philumela nicht mehr zurückzunehmen. So kommt es zwischen ihm und dem Vater zu einer erregten Auseinandersetzung und als Laches ihm vorwirft, er wolle Philumela nur deshalb nicht, weil er es doch noch mit Bacchis halte, läuft er in größter Aufregung fort.

Die beiden Väter beschließen nun, auf Bacchis einzuwirken, Laches schickt um Bacchis, Phidippus aber besorgt eine Amme.

Die Szene ist von feiner und echter Komik durchtränkt. Wie komisch ist es, wenn Phidippus ganz raffiniert vom Enkel spricht und Laches so erst von der ganzen Sache erfährt. Wie gut wirkt es ferner, wenn Laches alle Schuld auf einmal dem doch unschuldigen Sohne gibt, der sich nicht helfen kann, weil er sein Wort nicht brechen will. Er ist ganz unglücklich, *occidi, perii, nullus sum* sind die Worte, die er für sich während der Reden des Laches spricht. Komisch ist es endlich, daß der eine alte Herr um die Hetäre schickt, der andere eine Amme besorgt.

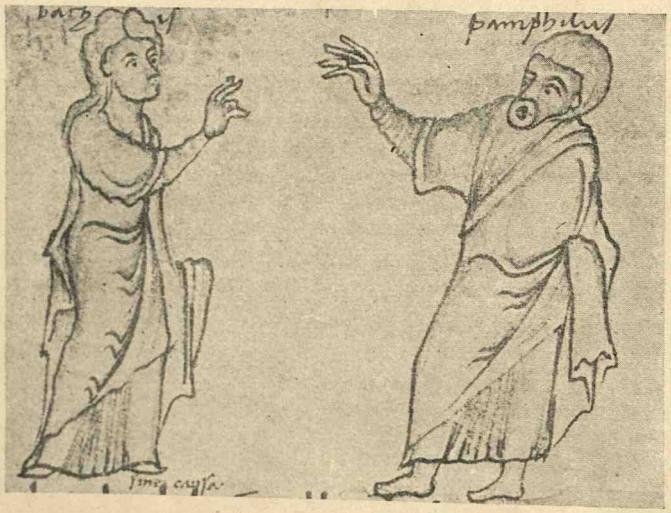
Man hat mit Recht daran Anstoß genommen, daß Laches, obgleich das Haus der Hetäre nahe gelegen ist, sie nicht selbst aufsucht, sondern durch Diener holen läßt; es ist dies wohl ein Zeichen, daß der Dichter hier an dem Original aus Rücksicht für die Reputation der römischen Familienväter eine leichte Änderung vornahm.

Trotz der erregten Reden ist die Szene im Sprechvers geschrieben, wieder ein Beweis, daß für die Wahl der Metra bzw. der Gesangs- und Musikpartien oft auch nur äußere Gründe maßgebend waren.

84. Szene XIV. Phidippus gibt seiner Frau alle Schuld. Pamphilus begleitet die Rede des Alten mit Selbstgespräch. Cod. Ambr. Fol. 91^{v}. (Nach Bethe.)

Szene XV. Bacchis kommt mit 2 Dienerinnen. Sie tritt als weltgewandte Dame auf, sie weiß, es ist nicht Geringes, weshalb der alte, um seinen Ruf besorgte Mann sie, die Hetäre, kommen läßt, sie fühlt, es handle sich um Pamphilus, und so will sie jedes Wort wohl abwägen; auch dem Laches ist bange, auch er will vorsichtig sein. Es zeigt sich, die Dame ist besser als der Ruf ihres Standes. Sie hat nicht nur nichts mehr mit Pamphilus zu tun, ja sie ist sogar bereit, die Frauen davon zu benachrichtigen, und hofft so, Frieden und Eintracht zu stiften.

Für den Zuschauer entbehrte diese feine Szene nicht einer gewissen Pikanterie. Ein Alter und eine junge, schöne Hetäre! Das würde bei Plautus einen burlesken Auftritt geben: So geschah es in den *Bacchides*, wo zwei Alte dem Spott und Hohn preisgegeben wurden. Ganz anders verlief die Szene bei Terenz. Der Maler läßt die Dienerinnen weg. Die jamb. Okt. und Sept. und die troch. Sept. geben der Szene den rechten Rhythmus.



85. Szene XV. Die Überschrift im Cod. ist falsch: Laches spricht mit Bacchis. Cod. Ambr. Fol. 93^{v}. (Nach Bethe.)

Szene XVI. Nun kommt gar noch Phidippus mit der Amme. Ganz besorgt ist er um sie und das Kind:

sed quom tu satura atque ebria eris,
ut puer satur sit, facito.

Er sieht Bacchis voll Mißtrauen an, sie bietet ihre Mägde zu Zeugen an, er solle sie auf der Folter befragen, daß sie dem Laches die volle Wahrheit gesagt habe. So wird Phidippus nicht nur überzeugt, sondern versichert Bacchis auch eines guten Empfanges seitens der Frauen. Alle gehen ins Haus bis auf Laches, der, ehe er weggeht, noch die glückliche Lösung mit Genugtuung feststellt.

86. Zur Szene XVI. Links die Amme mit Phidippus, rechts Laches und Bacchis. (Die Beischriften im Cod. sind falsch.) Cod. Ambr. Fol. 94r. (Nach Bethe.)

Phidippus mit der Amme wirkte natürlich für die Zuschauer erheiternd. Die Worte des Laches:

quid est, quod mihi malim quam quod huic intellego evenire,
ut gratiam ineat sine suo dispendio et mihi prosit?
nam si est, ut haec nunc Pamphilum vere ab se segregarit,
scit sibi nobilitatem ex eo et rem natam et gloriam esse:
referet gratiam ei unaque nos sibi opera amicos iunget.

Was gibt's, was ich mehr wünschte als was ich bei ihr erkenne:
Daß Dank sie erntet ohne Spesen und mir nützt dabei noch.
Denn wenn's geschieht, daß sie den Pamphilus von sich ganz losläßt,
Weiß sie, daß Ehre, Geld und Ruhm daraus für sie entstanden.
Ihm zeigt sie sich erkenntlich, uns gewinnet sie als Freunde.

bieten eine treffliche Charakteristik des stets nur auf den Vorteil bedachten Spießbürgers, der nicht erfaßt, daß die Hetäre ganz uneigennützig handelt.
Metrum: Jamb. Sept.

Nach der gewöhnlichen Annahme wird in den Texten hier der Schluß des 4. Aktes angesetzt, das ist m. A. n. richtiger, als wenn Lindsay-Kauer bereits nach Szene XIV Aktschluß vermuten.

Szene XVII. Parmeno kommt von seinem ergebnislosen Weg zur Burg recht ärgerlich zurück, freilich um gleich wieder auf die Beine gehetzt zu werden; denn Bacchis trifft mit ihm zusammen und schickt ihn zu seinem Herrn mit einem ihm zu seinem Ärger nicht verständlichen Auftrag: Myrrhina habe an ihrer Hand den Ring ihrer Tochter erkannt.

87. Zur Szene XVII. Cod. Ambr. Fol. 95v. (Nach Bethe.)

88. Zur Szene XIX. 2 Vorgänge auf einem Bild: Links: Pamphilus hält Parmeno am Kinn; rechts: Bacchis mit Pamphilus im Gespräch. Cod. Ambr. Fol. 96r. (Nach Bethe.)

Der genarrte, gehetzte, von Neugierde gepeinigte Diener wirkt natürlich erheiternd. Das Metrum ist von dem der vorhergegangenen Szene verschieden, es sind troch. Sept.

Szene XVIII. Bacchis triumphiert in ehrlicher Freude: Myrrhina habe also auf ihrem Finger Philumelas Ring erkannt. Pamphilus habe ihn der Bacchis vor 10 Monaten gegeben; erhitzt sei er zu ihr gekommen und habe ihr anvertraut, daß er sich an einer Unbekannten vergangen und dem sträubenden Mädchen auch den Ring vom Finger gerissen habe. So sei der neugeborene Knabe des Pamphilus Sohn und nun stehe seinem Eheglück nichts im Wege.

Wieder wechselt das Metrum: Jamb. Sept. — Aus dem Kommentar des Donat (vgl. unten) erfahren wir, daß Terenz, „auf Kürze bedacht", hier statt einer Dialogpartie einen Monolog vorgezogen hat. Die Enthüllung erfolgt also in derselben Form wie die erste durch Myrrhina. Hier hat auch das griechische Original, wenn wir aus dem Fehlen einer Bemerkung des Kommentators dies erschließen dürfen, einen Monolog gehabt; so zeigt sich Terenz stilreiner als sein Vorbild (anders urteilt Leo, R. L. G.), denn er gibt gleichen Situationen einen gleichen Stil; man kann noch Szene V vergleichen.

Szene XIX. Aufgeregt kommt Pamphilus mit Parmeno im Gespräch. Er läßt sich die Worte der Bacchis nochmal sagen, er erkennt ihre ganze Bedeutung und ist überglücklich. In der nun folgenden Aussprache mit Bacchis, die in feinstem, prickelnden, lebhaften Gesellschaftston gehalten ist, erfährt der junge Mann, daß Bacchis dem Vater Laches nichts von dem Ringe gesagt und mit der Mutter Myrrhina vereinbart, daß die Versöhnung erfolgte, weil sie und Philumena durch die Versicherungen der Bacchis überzeugt und versöhnt wurden. Weder sie noch Parmeno wollen in ihrem Edelmut irgendeinen Dank oder Lohn und Pamphilus kann in jeder Hinsicht zufrieden sein.

In der bewegten Szene gibt es wieder Klangfiguren, Asyndeta und bunte Metra: 1 troch. Okt., 5 troch. Sept., 1 troch. Okt., 2 troch. Sept. 1 troch. kat. Tetr., 2 troch. Sept., 1 jamb. Okt., dann 5 Senare (Begrüßung zwischen Bacchis und Pamphilus), ferner 10 jamb. Okt., 12 troch. Sept.

* * *

Die zwei Stücke haben verschiedene Aufnahme gefunden. Seines *Pseudolus* konnte sich der alte Plautus freuen und noch in der Zeit Ciceros wurde das Stück gerne gesehen; mit der *Hecyra* hatte Terenz Pech. Zwei Prologe berichten darüber: Darnach kam die erste Aufführung nicht zustande, weil das Publikum weglief, um Faustkämpfer und Seiltänzer zu sehen; das zweite Mal wurde der erste Teil zwar angehört, aber auf das Gerücht von Gladiatorenwettkämpfen verliefen sich die Zuschauer. Erst bei der dritten Aufführung wurde das Stück ganz gespielt (s. Prolog (I), 5; Prol. (II) 25ff.).

Wie die erhaltenen Stücke des Plautus und Terenz zeigen, bewegte sich die römische Komödie zwischen den durch die zwei analysierten Stücke dargelegten Stoffen und Formen. Ihren römischen Gehalt kann nur beurteilen, wer wenigstens kurz an die griechischen Vorbilder denkt. Wir haben weder ein ganzes Stück noch auch nur ein Fragment, das wir mit den erhaltenen römischen Komödien direkt vergleichen können. Doch seit den großen Menanderfunden Gustave Lefebres in Kom Ischkau, dem alten Aphroditopolis, die noch durch kleinere wertvolle Bruchstücke ergänzt und erweitert wurden, ist es möglich, die Kunst eines der Hauptvorbilder der Römer, des Menander, zu erkennen. Wenn auch von ihm kein ganzes Stück erhalten ist, so bieten doch die Fragmente die Möglichkeit, sich über den Gang der Handlung und die Form, besonders seiner *Epitrepontes* (des Schiedsgerichts) nach den mühsamen Vorarbeiten mehrerer Gelehrten und vor allem nach dem eindringenden Kommentar von Wilamowitz ein ziemlich klares Urteil zu bilden. Die Ähnlichkeit dieses Stückes mit der Hecyra fiel übrigens im vierten Jahrhundert n. Ch. dem Gallier *Sidonius Apollinaris* auf (Ep. IV 12).

Die Bühne zeigt zwei Landhäuser, das eine dem Charisius, das andere seinem Freunde Chairestratos gehörend, in einiger Entfernung von einander nahe der Stadt Athen.

In einer Einleitungsszene erfahren wir durch das Gespräch des Dieners Onesimos mit einem gemieteten Koch Karion, daß des Onesimos Herr Charisius seine vor kurzem geheiratete Frau Pamphile verlassen und Habrotonon, die schöne Harfenspielerin, aufgesucht hat und mit ihr nun im Hause seines Freundes Chairestratos Gelage hält. In einer zweiten Szene trat — wie Wilamowitz nach Analogien m. A. n. richtig vermutet — ein Gott auf und erzählte: Pamphile sei bei dem nächtlichen Feste der Tauropolien von Charisius unerkannt im Dunkeln vergewaltigt worden, doch habe sie dem Jüngling einen Ring vom Finger gerissen. Später hätten sie zufällig einander geheiratet. Im fünften Monat der Ehe sei sie niedergekommen, habe das Kind ausgesetzt und ihm den Ring mitgegeben. Onesimos sei unvermerkt Zeuge davon geworden und habe alles seinem Herrn hinterbracht, der darob Pamphile verlassen und sich Habrotonon zugewandt habe. Der Gott sagt einen günstigen Ausgang voraus. Der Vater Smikrines, der von dem Treiben des Schwiegersohnes gehört hat, kommt ins Haus der Tochter, um nach dem Rechten zu sehen. Als er es wieder verläßt, wird er von zwei streitenden Sklaven zum Schiedsrichter gewählt: Daos und Syriskos, der Diener des Chairestratos, sind in Streit geraten. Daos hat vor etwa 30 Tagen ein Kind in der Nähe der Villen gefunden und dem Syriskos davon erzählt. Syriskos' Frau, die eben ihr neugeborenes Kind durch den Tod verloren, drängt den Mann, den Findling von Daos zu erbitten. Der überläßt das Kind dem Syriskos, nun aber fordert Syriskos für das Kind, gleichsam als vom Geschick bestellter Vormund, auch die bei dem Kinde gefundenen Schmuck- und Spielsachen als dessen Eigentum. Smikrines entscheidet zu Gunsten des Daos, der betrübt davongeht.

Die Streitsache ist interessant; zunächst ist man geneigt, dem Daos Recht zu geben, doch Syriskos, der Gebildetere von beiden, weiß so gewichtige und überzeugende Argumente vorzubringen, daß er mit Recht obsiegt. Es ist vermutet worden, daß der Dichter die Anregung zu diesem Rechtsfall einer, wenn auch für uns verlorenen Tragödie, der *Alope* des Euripides, entlehnt, ihn aber viel feiner ausgeführt hat. Wie nun Syriskos die Schmuckstücke seiner Frau übergibt, kommt Onesimos und erkennt den Ring seines Herrn Charisios. Er wagt es nicht gleich, dem Herrn den Ring zu zeigen. Denn der Herr sei schon über die erste Mitteilung nicht erfreut gewesen und vernachlässige jetzt auch bereits Habrotonon, sehne sich also nach seiner Frau. So trägt Onesimos Bedenken, ihn durch den Ring zum Vater eines Findlings zu machen;

er möchte erst die Mutter ausfindig machen. Da hilft Habrotonon, die durch die Zudringlichkeit der wüsten Zechgenossen aus dem Hause gedrängt, dem Gespräche zwischen Onesimos und Syriskos beigewohnt hat. Beim letzten Tauropolienfeste widerfuhr es einer jungen freien Athenerin, von einem Jüngling vergewaltigt zu werden. So nimmt sie den Ring und erfährt von Chairisios, daß er wirklich der Vater des Kindes ist. Onesimos berichtet in einer Szene, die sehr an die berühmte Botenszene aus dem König Ödipus des Sophokles erinnert, wie tief unglücklich Chairisios ist, daß er seiner Frau ob desselben rein menschlichen Vergehens so zürnt und Unrecht tut. Habrotonon erkennt, als Smikrines mit der Amme bereits die Tochter aus dem Hause geholt hat, in ihr das Mädchen vom Tauropolienfest. So kann Chairisios wieder zu seiner Frau gelangen. Dies in den Hauptzügen der Gang des Stückes, über Einzelheiten, z. B. was mit Habrotonon geschieht, sind wir nicht unterrichtet.

Hinsichtlich der Form ist es wichtig, daß das Stück nur im Sprechvers, dem jambischen Trimeter, abgefaßt ist. In den Zwischenakten gab es Musik und Tanz, das erhellt aus den Worten des Chairestratos: (Jernstedter Fragment):

[ἴωμ]εν· ὡς καὶ μειρακυλλίων ὄχλος
[εἰς τ]ὸν τόπον τις ἔρχεθ' ὑποβεβρεγμένων,
[οἷς]μὴ 'νοχλεῖν εὔκαιρον εἶναί μοι δοκεῖ-
[χο]ρ[οῦ].

„Nun gehen wir. Ich seh' auch eine Schar
Von angetrunk'nen Bengeln näher kommen,
Und denke, denen weicht man lieber aus." (So Wilamowitz.)
(Chorlied.)

Menander gebrauchte in anderen Stücken neben den Trimetern auch (troch.) Tetrameter (*Hephaistion* 64, 12), andere Dichter gelegentlich auch andere Metra, aber die metrische Buntheit als Stilprinzip ist römisch; ferner sind die Lieder nicht wie die des Chores strophisch gegliedert. Dies sind die wichtigsten formalen Merkmale, durch die sich die römischen Werke von den griechischen gleicher Gattung scheiden: Auf der einen Seite das Sprechdrama Menanders, auf der anderen die Spieloper, ja Operette. Die Römer sind hier, wie wir deutlich sehen, Schöpfer einer neuen Stilform. Ist dies auch sicher, so erhebt sich freilich eine andere Frage: Woher nahmen die Römer die Anregung für ihre Neuschöpfung? Leo meinte, die Polymetrie aus der alten Komödie des Aristophanes und seiner Genossen herleiten zu können. Aber wenn sich auch da die Maße finden, der Stil ist ein anderer: Träger der Lieder ist der Chor und den Liedern fehlt die Responsion. Als in Ägypten ein dramatischen und musikalischen Vortrag gebietendes Solostück „Des Mädchens Klage oder die Ausgestoßene" gefunden wurde (Grenfell, An Alexandrian erotic fragment, Oxford 1896, jetzt bei Crusius, Herondas 124[5]) gab Leo seine ursprüngliche Meinung auf. Hier fand man ein Lied ohne strophische Responsion (1., 2., 4. Abschnitt dochmisch, jambisch, anapästisch, 2. rein dochmisch komponiert). Und so meinte Leo, die römische Komödie stelle die Verbindung zwischen der neuen attischen Komödie und einem hellenistischen Singspiel dar; da war freilich die Bezeichnung Singspiel für das neugefundene Brettlstück sicherlich zu weitgehend und irreleitend. Auch sind, wie wir deutlich sehen, die gesungenen Partien bei Plautus und Terenz (Monodien, Duette, Terzette) keine Einlagen, sondern sie führen die Handlung weiter; manche Stücke sind fast zu ihrem größeren Teil in dieser Weise komponiert. Nun zeigt sich in den Fragmenten der Tragödien des Ennius dieselbe Polymetrie, dieselbe gesangliche Komposition. Für die Tragödie lag eine solche Stilform nahe. Sie begegnet schon bei Euripides unter dem Einfluß des neumodischen Dithyrambus. So z. B. ist der Botenbericht des Phrygers im „Orest" eine in dieser Weise komponierte Arie und Aristophanes verspottet die modische Kunst des Euripides durch ein Canticum gleicher Art; hier begegnen auch die bei Plautus so beliebten Bakcheen und Kretiker, hier fehlt ferner die Responsion. Nun haben in Rom Andronicus und Ennius sowohl Tragödien wie

89. Tonlampe, gefunden in Athen etwa aus dem III. Jh. v. Ch. mit der Inschrift: *μιμολόγοι ὑπόθεσις Ἔκυρα.*
(Nach M. Bieber, Abb. 142.)

Komödien geschrieben und für beide dieselbe Form des Sprechverses verwendet; da läßt es sich begreifen, daß in der Tragödie ursprünglich heimische Formen auf die Komödie übergingen, zumal zwischen mancher Tragödie des Euripides und Komödie des Menander auch sonst die Unterschiede nicht mehr so groß waren. So muß man E. Fraenkel Recht geben, wenn er die Cantica der römischen Komödie aus der römischen Tragödie herleitet. Fragen wird man nicht mehr, woher die Lieder in der Komödie stammen, sondern warum die römischen Dramatiker von Andronicus an sich nicht nur mit den schon in ihren Originalen vorgezeichneten Arien und Maßen begnügten. Erst hier beginnt das Gebiet der Vermutung: Jede Neuschöpfung geschieht nur unter äußerem Zwang. Der Dichter, der den Auftrag erhielt oder den Ehrgeiz hatte, für ein Fest ein zugkräftiges Stück zu dichten, der mußte auf das Herkommen und den Geschmack seines Publikums Rücksicht nehmen. Dem liederärmeren Terenz sind die Barbari weggelaufen. Sie waren seit alters (vgl. S. 25) in ihren urtümlichen Brettlstücken Gesang und Tanz gewohnt. In kurzen dramatisch gespielten Gesangsnummern der griechischen, in Unteritalien gewiß bekannten Magoden fanden auch — wie Immisch richtig vermutete — Stoffe der Komödie Verwendung. Eine Terrakotta zeigt solche Schauspieler, sie trägt die bezeichnende Unterschrift *Ἔκυρα.* So sind die Gründe der Neuschöpfung klar geworden. Die Tragödie des Euripides bot reichliche Ansätze; unter äußerem Zwange gestalteten die römischen Dramatiker, besonders aber Plautus, diese aus. Wie sehr Plautus den Terenz in dieser Beziehung überragte, wie sehr er die mannigfaltigsten Stimmungen, Gefühle, Handlungen durch diese Mittel zum Ausdruck bringen oder beleben konnte und es mit Liebe und Eifer tat, zeigt die metrische Analyse der Stücke deutlich; die Alten rühmten eben mit Recht seine *numeri innumeri* (Grabgedicht von Varro [bei Gellius] aufbewahrt).

Und nun zur Verwendung der sprachlichen Mittel! Sie ist bei Menander und Plautus grundverschieden. Menander paßt seine Diktion den einzelnen Personen an, wir sehen deutlich, wie er z. B. durch den verschiedenen Satzbau Daos und Syriskos scheidet. Derlei kennt Plautus ganz und gar nicht. Menander vermeidet altertümliche Sprachformen, Plautus gebraucht sie gerne und oft mit feinster Wirkung. Menander liebt eine schlichte, einfache, figurenreine Sprache,

die sogar die sonst in der Poesie üblichen Hyperbata meidet. All das ist bei Plautus anders. Er verlegt sich geradezu darauf, aus der Sprache an Möglichkeiten und Fülle herauszuholen, was nur irgendwie in ihr ruht. Er gebraucht mit einer Liebe und Sicherheit ohnegleichen alle möglichen Klangfiguren, Figuren der Wiederholung und Reime, verfügt über eine Fülle von Metaphern, liebt Wortwitze bis zu den gemeinsten Zoten, baut seine Sätze bald einfach, bald kompliziert wie die Juristen. All das ist Rhetorik, aber nicht hohle, fremde, erborgte. Nein, in jedem Einzelfall sitzt alles fest und so, daß man das Gefühl hat, es sei nur so naturgewachsen und echt. Erst durch ihre Fülle wirkt diese Rhetorik, die im Einzelnen die Sprache des leidenschaftlich erregten Alltags bietet, in ihrer Gesamtheit selbst den Eindruck eines rauschenden Festtages macht. Menander lehrte diese Diktion nicht. (Vgl. *Plutarch* 853, 3.) Bei Philemon findet man schon eher dergleichen.

Zwei Beispiele mögen dies veranschaulichen:

ἡμεῖς δ' ἀβίωτον ζῶμεν ἄνθρωποι βίον·
δουλεύομεν **δόξαισιν**, εὑρόντες νόμους
προγόνοισιν, ἐγγόνοισιν...

ἥδιον οὐδὲν οὐδὲ μουσικώτερον
ἔστ' ἢ δύνασθαι λοιδορούμενον φέρειν·
ὁ λοιδορῶν γάρ, ἂν ὁ λοιδορούμενος
μὴ προσποιῆται, λοιδορεῖται λοιδορῶν.

Doch alle die Figuren allein machen noch nicht das eigentlich Plautinische aus. Es ist dies vielmehr das, was man den belebten Sprachrhythmus nennen mag; er zeigt sich in den so oft wiederkehrenden Asyndeta in Verbindung mit den genannten Figuren. Man vergleiche z. B.:

Bacch. 115f.:

*Amor, Voluptas, **Venus**, **Venustas**, Gaudium,*
Jocus, Ludus, Sermo, Suavisaviatio.

Pseud. 64ff.:

*nunc nostri **amores**, **mores**, consuetudines,*
iocus, ludus, sermo, suavisaviatio,
compressiones artae amantum corporum,
*teneris labellis **molles morsiunculae**,*
*nostr[or]um orgiorum .s ... **iunculae***
harunc voluptatum in omnium atque ibidem tibi
distractio, discidium vastities venit.

Cist. 206ff.:

iactor, crucior, agitor,
stimulor, vorsor
in amoris rota, miser exanimor,
feror, differor, distrahor, diripior ...,
*ubi **sum**, ibi non **sum**, ubi non **sum**, ibi est animus ...,*
*quod **lubet**, non **lubet** iam id continuo,*
ita me Amor lassum animi ludificat,
fugat, agit, appetit, raptat, retinet,
*lactat, largitur: quod **dat**, non **dat**; deludit,*
*modo quod **suasit**, ⟨id⟩ **dissuadet**,*
*quod **dissuasit**, id ostentat.*

So wie hier der Dichter der Liebesglut und dem Liebesschmerz innigsten Ausdruck verleiht, so kann er es auch bei den anderen Gefühlen, z. B. denen des Zornes und der Empörung:

Rud. 651ff.:

fraudis, sceleris, parricidi, peiiuri plenissimus,
legerupa, inpudens, inpurus, inverecundissimus.

Persa 417ff.:

vir summe populi, stabulum servitricium,
scortorum liberator, suduculum flagri,
compedium tritor, pistrinorum civitas,
perenniserve, lurcho, edax, furax, fugax.

Es ist interessant: Solche Figuren, Asyndeta und Häufungen finden sich besonders bei dem sizilischen Dichter Epicharm; ihn hat schon Horaz mit Plautus verglichen (*Epist.* II 1, 58). Gerade aber für diesen griechischen Dichter ist italischer Einfluß sichergestellt (Kaibel, Com. Graec. Fragm. I 212ff.):

z. B. Fragm. 42

λεπάδας, ἀσπέδους, κραβύζους, κικιβάλους, τηθύνια,
κτένια, βαλάνους, πορφύρας, ὄστρεια συμμεμυκότα,

Fragm. 79

κιθάραι, τρίποδες, ἅρματα, τράπεζαι χάλκιαι,
χειρόνιβα, λοιβάσια, λέβητες χάλκιοι.

Das ist kein Zufall. Wir müssen hier ein echtitalisches Element anerkennen. Und tatsächlich, was wir gehäuft in der Sprache des Plautus finden, es ist einzeln schon in den alten Gebets-, Zauber- und Rechtsformeln vorhanden. Plautus hat nicht irgendwie eines griechischen

Rhetors Lehren verwendet, nein, so meine ich, er lauschte genial seiner und seiner Umgebung Sprache und fing die Eigenarten der lateinischen Sprache wie in einem Brennglas verstärkt auf. Sagte man von Menander, seine Dramen böten ein *speculum vitae*, so kann man in der sprachlichen Kunst des Plautus ein *speculum linguae Romanae* finden. Auch die Alten waren sich seiner Sprachkunst bewußt. Varro (*Parmeno* 399 B) erteilt ihm *in sermonibus* (im Dialog) die Palme, Quintilian (X, 1, 99) berichtet nach Varro, daß Aelius Stilo erklärte: In der Sprache des Plautus würden die Musen reden, wenn sie lateinisch reden wollten.

In der Behandlung des Stoffes und der Tektonik des Aufbaues zeigt der *Pseudolus* manches Auffällige. Sonderbar ist es, daß Calidorus in der 3. Szene nichts von dem Verkaufe des Phoenicium weiß, daß Callipho, dessen Anwesenheit von Pseudolus als notwendig hingestellt wird, im Verlaufe des Stückes glatt verschwindet, dazu kommt der lockere Bau des Dramas, das eigentlich nur durch die Person des Pseudolus zusammengehalten wird. Diese Tatsachen sind bekannt, ihre Deutung aber verschieden. Man dachte, Plautus habe all dies schon in seiner Vorlage gefunden, man suchte die auffallenden Erscheinungen psychologisch zu begründen: Richtiger ist es anzunehmen, Plautus habe zwei Stücke ineinander gearbeitet, deren eines die Düpierung des Alten, deren zweites die listige Entführung des Mädchens aus dem Lupanar behandelte. Plautus hat diese zwei Stücke, die keineswegs im Ethos verschieden zu sein brauchen, miteinander verarbeitet. Bei solcher Annahme harrt freilich die Tatsache, daß Dichter und Publikum Stücke mit solchen Eigenarten guthießen, noch einer Erklärung. Auch sonst entlehnt Plautus mehreren Stücken Motive, die er dann in eines verarbeitet.

In der Aulularia 300ff. wird vom geizigen Euclio gesagt:

quin divom atque hominum clamat continuo fidem,
de suo tigillo fumus si qua exit foras.

Durch diesen Vers ist sichergestellt, daß in der Topfkomödie Plautus ein Menanderstück bearbeitete, denn Chorikios (Com. Att. Fr. Kock III S. 37) berichtet, daß . . . von den von Menander geschaffenen Figuren . . . Knemon bewirkte, daß sie dem Typ des Ungenießbaren (*δύσκολος*), Smikrines, daß sie dem des Geizigen (*φιλάργυρος*) angehören, da er fürchtet, daß der Rauch etwas aus seinem Innern forttrage. Die Parallele ist schlagend, doch schon erheben sich Schwierigkeiten: Smikrines ist als geizige Person aus den Epitrepontes bekannt; Beziehungen zu einer Topfkomödie (*Ὑδρία*) des Menander zeigen sich deutlich, endlich handelte auch der Thesauros des Menander von einem vergrabenen Schatz. So schwanken die Ansichten, bald wird ein *Δύσκολος* (Geffcken), bald die *Ὑδρία* (Karsten), bald der *Θησαυρός* (Krieger) als Vorbild angesehen. Vergegenwärtigen wir uns kurz den Inhalt des plautinischen Stückes:

Euclio hat, wie der Lar als Prologsprecher erzählt, einen von seinem Vater vergrabenen Goldschatz entdeckt, den er sorglich hütet. Er wird aus Angst, den Schatz zu verlieren, zum Sonderling und ungenießbaren Menschen. Er ist gegen seine Haushälterin Staphyla aus Argwohn, sie könnte vom Schatze etwas erfahren, grob und mürrisch, kümmert sich nicht um seine Tochter, ja weiß nicht einmal, daß sie, beim Ceresfest geschwängert, vor ihrer Niederkunft steht, ohne den Vater des zu erwartenden Kindes zu kennen. Um sie wirbt Megadorus; er will das Mädchen ohne Aussteuer heiraten, entwickelt dabei ein soziales Programm, daß die Reichen die armen Mädchen heiraten müssen, um so einen Vermögensausgleich auf friedlichem Wege herbeizuführen. Euclio behagen besonders die Ausfälle gegen den Luxus der Frauen (eine Stelle, die übrigens mit ihren starken Beziehungen auf Rom gegenüber Menander eine Erweiterung darstellt). Da Megadorus also keinerlei Mitgift benötigt, willigt Euclio nach

einigem Mißtrauen in die Werbung. Die Vorbereitungen zur Hochzeit werden unter Leitung des Hauptsklaven des Megadorus (Strobilus heißt er in der hdsch. Überlieferung) getroffen. Dabei fehlt es nicht an neuem Mißtrauen des Euclio und unwirschem Betragen gegen die aufgenommenen, übrigens recht unartigen Köche. — Nun aber setzt eine neue Handlung ein. Lyconides, des Megadorus Neffe, liebt selbst Euclios Tochter, hat von den Heiratsplänen des Onkels gehört und sendet seinen Leibsklaven aus (Strobilus heißt auch dieser in der hdsch. Überlieferung), um Genaues zu hören. Der beobachtet, wie Euclio gerade sein Geld im Tempel der Treue vergraben will. Flugs sucht er eine Gelegenheit, sich des Topfes zu bemächtigen; das entdeckt Euclio; es kommt zu einer erregten Aussprache zwischen Euclio und Strobilus. Doch gelingt es dem geriebenen Sklaven, den Alten nochmals zu beobachten, er findet den Topf im Silvanustempel und eilt damit nach Hause. Für das so gewonnene Geld will er sich bei seinem Herrn loskaufen. Mittlerweile hat Lyconides seiner Mutter Eunomia gestanden, daß er nicht nur die Tochter des Euclio liebe, sondern auch der Vater des zu erwartenden Kindes sei. Die Mutter verspricht ihm, ihren Bruder Megadorus zu bereden, von der Werbung abzustehen, zumal sie schon das Schreien des niederkommenden Mädchens hört. Lyconides wirbt nun geziemend bei Euclio. Das Stück bricht mit einer Szene zwischen Strobilus und Lyconides ab. Zwei Fragmente (Nonius 225, 98) zeigen, daß Euclio froh ist, des Schatzes ledig zu sein; also steuerte er seine Tochter aus. Dazu stimmen auch die metrischen Argumente. (Ergänzungen in den älteren Drucken stammen von Antonius Codrus Urceus (1490) und Pareus.)

Aus der Inhaltsangabe geht deutlich hervor, daß Euclio sowohl *δύσκολος* als *φιλάργυρος* ist. Freilich sein mürrisches Wesen ist nur eine Folge des Geizes, der der übertriebenen Sorge um den Schatz entspringt. Sobald er den Schatz hergibt, ist er geheilt. Wie sich im Wesen des Euclio so eine gewisse Buntheit der Eigenschaften zeigt, so auch in der Handlung. Diese ist ganz und gar nicht einheitlich; sie ist einmal aufgebaut auf der Werbung des Megadorus um ein armes, keusches Mädchen, zum anderen auf der eines jungen Mannes um die von ihm verführte Tochter eines geizigen, schrullenhaften, unzugänglichen Vaters, den Strobilus zum Vorteil des jungen Mannes um seinen vergrabenen Schatz prellt und so zur Vernunft bringt. Diese Mannigfaltigkeit findet m. A. n. ihre einfachste und sicherste Erklärung, wenn man sich vorstellt, der Dichter habe nicht eines der drei in Betracht kommenden Menanderstücke zur Vorlage genommen, sondern zwei der doch irgendwie ähnlichen Stücke zu einem Stück vereinigt. Für zwei sprechen auch schon die erwähnten Parallelen. Wilamowitz freilich meint mit der Einlage nur einer Szene eines *Φιλάργυρος* in einen *Δύσκολος* auszukommen.

Es ließ sich so leicht aus der Aulularia bald ein Misanthrop, bald ein Geizhals herausarbeiten. Im ausgehenden Altertum, etwa im 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. schrieb in Gallien — die Loire wird erwähnt p. 16, 22 — im bewußten Anschluß an Plautus (praef. p. 5. 9) ein unbekannter Schriftsteller den *Querolus*, in dem der Hauptheld mit folgenden Worten charakterisiert wird: *Querolus iste noster sicut nostis omnibus est molestus, ipsi si fas est deo; homo ridicule iracundus, itaque ridendus magis.* Er hütet einen ererbten kostbaren Schatz, wie er meint; in Wirklichkeit ist es eine Kiste voll Asche. Der Zauberer Mandrogerus bringt ihn um den Besitz, dabei aber wird der wertlose Inhalt aufgedeckt und Querolus geheilt. In die dem Plautus deutlich entlehnten Teile werden aber christliche Lehren, ja ganze Stellen aus Kirchenschriftstellern hineingearbeitet.

Das Werk ist in rhythmischer Prosa nach dem Wortakzent abgefaßt, eine Form der Kunstsprache, die uns noch beschäftigen wird. L. Havets Versuch, Verse herauszufinden, ist nicht gelungen.

Ausgaben: R. Peiper, Leipzig 1875; L. Havet, Paris 1880.

90. Bramarbas. München.
(Nach M. Bieber T. CLXXXXII.)

Den Charakter des Geizhalses hat Molière im l'Avare (1667) herausgearbeitet und sich auch sonst, wie bekannt, die größten Freiheiten gegenüber Plautus gestattet, einzelne Stellen stimmen überein. (Vgl. Ussing I 272.)

Auch auf zwei Stücken beruht der *Miles Gloriosus*. Während im ersten Teil die Prellung des dummen Aufschneiders so geplant ist, daß das Mädchen Philocomasium mittels einer durchbrochenen Wand den Nachstellungen entfliehen soll, wird im zweiten Teil des Stückes durch eine Verkleidung — der erwählte Liebhaber Pleusicles erscheint als Schiffskapitän — das Mädchen gerettet. Hier sind deutlich die Motive aus zwei Stücken in eines verarbeitet. Dabei ist interessant, daß aus einem dritten Stücke noch eine Szene eingelegt ist, die Lucrioszene III 2. Desgleichen hat im *Poenulus* Plautus eine Szene I 2, die mit dem im Stücke behandelten Konflikt mit dem Kuppler Lykus nichts zu tun hat und nur der verstärkten Milieuschilderung dient, aus einem zweiten Stück eingearbeitet.

In der Einlage einzelner Szenen hielt sich Plautus in den Grenzen der auch für Naevius und Ennius bezeugten und von Terenz geübten Kontamination, nur geht er in der Einfügung nicht gerade sorgsam vor.

Starke Änderungen anderer Art nahm Plautus z. B. an den *Κληρούμενοι* des Diphilus vor. Er selbst berichtet im Prologe darüber, indem er erzählt: Ein Alter wohne mit seiner Frau und seinem erwachsenen Sohn im Hause, zum Hausstand gehöre auch ein alter Sklave. Dieser habe vor 16 Jahren gesehen, wie im Morgengrauen ein Kind ausgesetzt wurde, er habe es sich ausgebeten und es seiner Frau übergeben, die es aufzog. Nun erwachsen, werde das Mädchen zum Zankapfel zwischen Vater und Sohn. Beide seien in das Mädchen verliebt, jeder wolle sie einem seiner Diener zur Frau geben und dann sein Vergnügen genießen. Der Vater habe sich den Nebenbuhler vom Halse geschafft, indem er den Sohn aufs Land geschickt. Doch die Frau durchschaute die Pläne ihres sauberen Herrn Gemahls. Plautus erklärt nun, er habe die Rolle des Sohnes gestrichen. Nur die Bewerbung der beiden Sklaven werde vorkommen. In einem Epilog erfahren wir, daß das Mädchen (Casina) als Tochter des Nachbarn erkannt und als freie Athenerin mit dem Sohn verheiratet wird. — Das Stück des Diphilos ist also gründlich verändert worden, nicht, ohne daß das neue Stück an starken, inneren Fehlern leidet. So ist das Motiv der sich wahnsinnig stellenden Braut Casina auf einmal fallen gelassen, der Schluß gibt in der fingierten Doppelhochzeit des Vaters und des Dieners mit dem als Frau verkleideten Diener des Sohnes eine tolle, unanständige Burleske. Inwieweit hier noch Diphilos verwendet ist, ist fraglich. Sicher ist, daß Plautus bei seiner Umarbeitung dem Geschmacke des Publikums nicht nur durch die gesangsreiche Komposition entgegenkam, sondern auch stofflich durch die Verkleidung eines Mannes in eine Frau. Verkleidung einer Frau in einen Mann zeigt ein bekanntes Vasenbild. Auch im *Stichus* hat Plautus an einer Menanderkomödie, wie genaue Analyse

91. Alter Diener als Antigone verkleidet. Phlyakenvase. (Nach M. Bieber, Abb. 130.)

zeigt, starke Veränderungen vorgenommen. Die um ihre Gatten trauernden Schwestern, die heimkehrenden Gatten, sie treten in den Hintergrund, um Platz für den Sklaven Stichus und eine große Trinkszene zu machen.

Plautus hat, wie schon die Benutzung des Demophilus zeigt, sich nicht nur auf die Bearbeitung von Stücken der großen Dichter der neuen Komödie beschränkt. Kühn griff er aber auch in das Gebiet der mittleren Komödie. Ihr verdankt er den *Persa*, ein Stück, das wegen seines Stoffes den Römern genehm war, es ist ein „Lakaienstück" und zeigt wie in der Fremde Diener es ihren Herren gleichtun; auch dieses Stück arbeitet mit dem Verkleidungsmotiv. Die Vorlage ist von Wilamowitz der *μέση* zugewiesen worden. Ganz aus dem Rahmen der übrigen Stücke fällt der *Amphitruo*. Der Dichter bezeichnet das Stück selbst als *Tragicomoedia* (59). Es ist eine Mythentravestie, ein in der mittleren Komödie beliebtes Stoffgebiet. Zugrunde liegt der bekannte Mythos: Zeus hatte der Alkmene, die sich dem Gatten Amphitruo bis nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug gegen die Feinde Thebens versagte, beigewohnt und zwar in Gestalt des Amphitruo selbst. Alkmene gebar Zwillinge, den Zeussohn Herakles und Amphitruos Kind Iphikles. Der Mythos war von den tragischen Dichtern, z. B. von Euripides, behandelt worden. Doch auch die travestierende Komödie hatte sich des Stoffes bemächtigt und das Liebesabenteuer des Götterkönigs behandelt.

In Unteritalien scheint der Stoff vergröbert worden zu sein. Die Doppelgestalten boten zu skurrilen Szenen reichlich Gelegenheit. Die einmalige Liebesnacht des Zeus wurde zu wiederholten Stelldicheins und zum Fensterln des Gottes. In solcher Form übernahm Plautus den Stoff. Bei ihm ist der Götterkönig der Liebhaber der Alkmene; in der Nacht vor der Rückkehr des Amphitruo, der seine Frau schwanger zurückgelassen, wohnt ihr Zeus bei; es ist eine Nacht, die auf Befehl des Götterkönigs besonders lange währt. Nach dem Abschied erscheint der wahre Gatte. Es gibt Mißverständnisse, Ärgerlichkeiten, Verwechslungen, die Zeus noch schürt, bis er endlich selbst die Versöhnung der Gatten herbeiführt. Im Stücke sind zwei Motive — Zeus als Liebhaber und die eine lange Liebesnacht — ineinander ver-

Aus der Handschrift Le Térence des Ducs
Für König Charles VI. (1380—1422) bestimmt. Erste Szene des Hecyra.
(Nach Henry Martin, Paris Librairie Plon 1907.)

arbeitet, freilich so, daß die Verarbeitung noch kenntlich ist. Unsicher bleibt es, ob Plautus oder seine Vorlage diese Verbindung geschaffen hat.

92. Zeus, von Hermes geleitet, bei einem Liebesabenteuer. Phlyakenvase. Rom, Vatikan. (Nach M. Bieber T. LXXVI.)

Der *Amphitruo* ist die Travestie einer Tragödie; der ursprüngliche Tragödienstil ist noch zu erkennen, z. B. findet sich in der Rede des Dieners Sosia ein Schlachtenbericht (203—261), der sichtlich einem Botenbericht (*Eurip. Heraclid.* 799ff.) nachgebildet ist. Übrigens zeigt er Kenntnis der neuen Kriegstaktik Alexanders des Großen, so daß die Zeit des Vorbildes dadurch nach der unteren Grenze bestimmt ist. Freilich ist bei Plautus diese Erzählung gesanglich umgeformt, es ist eine Arie in kräftigen jambischen Oktonaren, die dann in bewegte kretische Tetrameter übergeht. Sie strotzt von Wortfiguren, die prächtig die furchtbare Erregung des Kampfes klanglich wiedergeben. Die echt italischen kurzen Kola mit Alliteration verleihen der Stelle Kraft und Stärke. Die Bromioszene am Schlusse entspricht dem Bericht des ἐξάγγελος der Tragödie, es ist wieder eine Arie; im einzelnen finden sich auch hier Parallelen zum Stil der Tragödie (1062 = *Pac.* 336, 2, vergl. Ed. Fraenkel).

Durch Plautus ist der Amphitruostoff Gemeinbesitz der Kulturnationen geworden. Sein Stück wurde übersetzt, aber auch zu eigenen Dichtungen verarbeitet. Gerade die großen Dichter der europäischen Völker haben sich immer wieder zu diesem Stück hingezogen gefühlt. Der Dichter der Lusiaden de Camoëns schrieb unter dem Titel *Os Enfatriões* ein Lustspiel, das eine Nachdichtung des plautinischen ist. Nachdem Jean Rotrou (1638) in den *Les Sosies* fast wörtlich dem Plautus gefolgt war, hat Molière im Amphitruo (1660) in 3 Akten eines seiner feinsten Lustspiele gedichtet, in dem er den heiteren Charakter noch dadurch hob, daß er dem Sosie eine Frau Cléanthis gab und in Iuppiter unverkennbar den Sonnenkönig zeichnete. Dagegen ist in Kleists Amphitruo, der nach Molière und nicht nach Plautus gedichtet ist, in genialer Intuition der alte tragische Mythenstoff zu Ehren gekommen. Wenn es bei Molière heißt:

Chez toi doit naître un fils qui sous le nom d'Hercule
Remplira de ses faits tout le vaste univers,

so sagt Kleist mit absichtlicher Anlehnung an *Ev. Matth.* I, 21:

Es sei. Dir wird ein Sohn geboren werden,
Des Name Herkules; es wird an Ruhm
Kein Heros sich der Vorwelt mit ihm messen . . .

Die im Plautustexte vorhandenen großen Lücken wurden von einem Freunde Angelo Polizianos, dem Kardinal Hermolaus Barbarus, ergänzt.

Da von uns die Stücke des Plautus vorzüglich mit denen des Menander verglichen wurden, so müssen wir noch der Prologe gedenken. In *Asinaria, Captivi, Casina, Menaechmi, Poenulus, Truculentus, Vidularia, (Pseudolus?)* trat vor Beginn des Stückes ein eigener Prologredner auf, der verschieden über den Dichter, seine Vorlage, die Art der Verarbeitung usw. die Zuschauer unterrichtete. In solcher Weise das Publikum zu belehren, hatte der griechische Dichter nicht nötig. Plautus ist freilich nicht der Erfinder derartiger Prologe, wie *Naevius* (Fragm. 1) beweist. Diese Vorsprüche sind, wie sich bei dem des *Pseudolus* und besonders der *Casina* deutlich zeigt, z. T. durch Ein- und Umdichtungen bei späteren Aufführungen verändert worden. Daß sie in ihrer Gesamtheit alle nicht von Plautus herrühren, ist eine Meinung, die, aus Hyperkritik entstanden, heute aufgegeben ist.

Neben diesen Prologen gibt es aber noch mit dem Stücke eng verbundene, klar zur Exposition gehörige. Sie verfolgen die Absicht, den Zuschauer so zu belehren, daß er mit dem nötigen Verständnis und daher mit wirklichem Vergnügen das Stück verfolgen kann. So erzählt Mercurius im *Amphitruo* gewisse Voraussetzungen für das kommende Spiel, der Lar familiaris unterrichtet in der *Aulularia* über den verborgenen Schatz und die Vorgänge im Hause Euclios. In der *Cistellaria* ist die Anlage verwickelter: In einer Eingangsszene treten bereits Personen des Stückes auf: Selenium, Gymnasium und die Kupplerin. In einer 2. Szene erzählt nun die Kupplerin ganz in der Art der Prologredner die Vorgeschichte, die Aussetzung und Auffindung des Seleniums. Nun aber tritt in einer dritten Szene die Gottheit *Auxilium* auf, die die Erzählung der Kupplerin ergänzt. Zum Schlusse spielt sie in der Anrede an die Zuschauer ganz so, wie es sonst in Prologen noch vorkommt, auf die augenblicklichen Zeitverhältnisse an. Die Verteilung des Prologes auf zwei Personen ist auffallend, bei einer Wiederaufführung hat man auch geändert, wie die Wiederholung der Verse 125, 130—132 in 190ff. zeigt. Der Götterprolog an zweiter Stelle stammt aus Menander, dem die *Cistellaria* nachgedichtet ist; aus Hermogenes (Frag. 88 K) ergibt sich als griechischer Titel *Συναριστῶσαι*. Wilamowitz hat gezeigt, daß Menander es liebte, den Gott an zweiter Stelle auftreten zu lassen und ein Genrebild vorauszusenden. Plautus tat dies in einigen Stücken, auch mit Änderungen, wie die *Cistellaria* lehrt. Ja er ging noch weiter: Im *Miles* folgt gleichfalls auf eine Einleitungsszene erst der Prolog; den spricht jedoch nicht der Gott, sondern der Sklave Palaestrio. Die Götterprologe als solche stammen aus der Technik der euripideischen Tragödie, sie waren so gang und gäbe, daß sie allmählich in Verruf kamen (vgl. Schroeder, Nov. com. Fragm., S. 46); Diphilus hatte sie sicher auch, wie der Anfang der Taukomödie beweist, wo der Gott *Arcturus* die Vorfabel erzählt. Andere Stücke sind so angelegt, daß sie eines Prologes nicht bedurften, wie *Mostellaria, Persa, Stichus, Asinaria*. Auch der *Trinummus* gehört zu diesen, doch Plautus stattet ihn mit einem Prolog zweier Götter aus, der *Luxuria* und *Inopia*, ähnlich wie Poseidon und Athena in den Troerinnen des Euripides auftreten. So hat Plautus bald ganz in Anlehnung an seine unmittelbare Vorlage, bald wieder mit Hilfe bereits von anderen geübter Formen, bald in eigenster Weise die Prologe gestaltet. Auch in dieser Hinsicht läßt sich wieder beobachten, wie Plautus frei mit den Vorlagen schaltet, wie er gerne wechselt, wie er doppelt und häuft.

Die Zeit, da Plautus als Possenreißer, als Übersetzer der Griechen in den Darstellungen der

römischen Literatur ein geduldetes Dasein führte, ist Dank der Arbeit, besonders deutscher Gelehrten, seit Friedrich Ritschl dauernd vorbei. Man bewundert die Kunst seiner Metrik, man staunt über die bildnerische, reiche Sprache, man hat eingesehen, daß er auch stofflich eigene Wege geht, kurz, daß er selbständig neben den Griechen bestehen kann als einer, der überdies den Italiker nicht verleugnet und auch nicht zu verleugnen braucht. Aber noch immer hat man die Wertskala in der Hand, man spricht von Vergröberung der Originale nach Form und Inhalt, man gesteht ihm Genialität zu, aber redet doch von seiner Wildheit, man vergleicht seine Kunst im Verhältnis zu der der Griechen mit der Art der Wiedergabe italienischer Vorbilder durch deutsche Holzschneider der Dürerzeit, und ist sich so noch immer nicht über das Ureigentliche des plautinischen Stiles in Form und Gehalt klar geworden. Doch man überlege: Der festen, geschlossenen Form, die das Sprechdrama in den reifsten Werken des Menander zeigt, steht die aufgeschlossene, lose Form der opera buffa des Plautus gegenüber. Kann man die Kunst des gereiften Menander etwa mit der Einfachheit und Natürlichkeit der dorischen Säule vergleichen, so gleicht die mannigfaltige, bunte Art des Plautus eher der Kunst, die an den ihm gleichzeitigen Tempeln zu Rom (vgl. S. 51) oder dem reich durchgebildeten Rundtempel in Tivoli ihren Ausdruck fand. In die üppig geschmückten Kapitäle fügen sich da die runden Blätterformen des italischen Akanthus. Es ist ein und derselbe Kunstwille, ein und dasselbe Kunstkönnen und Kunstschaffen, das zum Ausdruck kommt. Niemand wird heute den Gegensatz zwischen der dorischen und jonischen oder korinthischen Säule anders verstehen wollen, denn als Gegensatz verschiedener Kunsttriebe. Seit H. Wölfflin (S. B. d. Berl. Ak. 1912, 572ff.) uns einen Weg gewiesen, seit O. Walzel (siehe z. B. Handbuch der Literatur-Wissenschaft I 313) gezeigt hat, daß Wölfflins Kunstbetrachtung auch für die Welt der Literatur ihre Geltung habe, werden wir nicht mehr zweifeln können, daß die opera buffa der Römer im ganzen und Plautus im besonderen eben dem Typus des Barock angehört, wie ihn Wölfflin im Gegensatz zur klassischen Hochrenaissance geschildert hat.

Es ist interessant zu sehen, wie all das, was wir als Eigenarten der plautinischen Kunst erkannt haben, sich in den von Wölfflin umrissenen Typus einordnet: Wir sahen, wie Plautus gegenüber dem griechischen Vorbild kühn ändert, um eine Glanzrolle zu schaffen; sein Pseudolus überragt alle anderen Personen. Nebenpersonen ziehen eiligst an uns vorbei, dienen dem Helden nur als Folie wie Callipho und Charinus. Ebenso läßt der Barockmaler, auch wenn er mehrere Menschen auf einem Bild vereint, einen einzigen stark hervortreten. „Aus Vielheit wird Einheitlichkeit" (Satz IV Wölfflins). Die Ballioszene ist eine eigene Einlage des Plautus, sie zeigt uns eindringlich, wo und wie Ballio lebt und es treibt. Wir sehen: Der Hintergrund wird genau behandelt. „Vom Flächenhaften geht es weiter zum Tiefenhaften" (Satz II). Von der offenen, aufgeschlossenen Form (Satz III) zu reden, erübrigt sich, sie ist in allem, in Sprache, Metrik, Stoffbehandlung zu erkennen. Nicht Gleichmäßigkeit, sondern Ungleichmäßigkeit, nicht Gesetzmäßigkeit, sondern Entbundenheit, nicht Notwendigkeit, sondern Freiheit, Bewegung und Spannung, sie waren ja stets zu erkennen. „Die Regel lockert sich, die tektonische Strenge wird entspannt." Einen Beweis für diese Atektonik erblickt Wölfflin auch darin, daß die Hauptgestalt oft nur in einen Teil der Bildfläche fällt. Diese „Diagonale" ist z. T. — und das ist doch nicht bloßer Zufall — auch bei Plautus zu finden. In den *Bacchides* ist es als Fehler gerügt worden, daß der zum Träger der Hauptrolle gemachte Sklave Chrysalus gegen den Schluß verschwindet. Es ist aus der Analyse des *Pseudolus* wohl klar geworden, wie locker die Handlung des ganzen Stückes geführt, wie dagegen jede Szene für sich liebevoll behandelt ist, wie sie ein Eigenleben erhält; daß das besondere Art des Plautus

sei, haben auch Ed. Fraenkel und Immisch betont. Genau dasselbe findet Wölfflin bei den Barockmalern: „Absolute Klarheit wird zur relativen Klarheit" (Satz V).

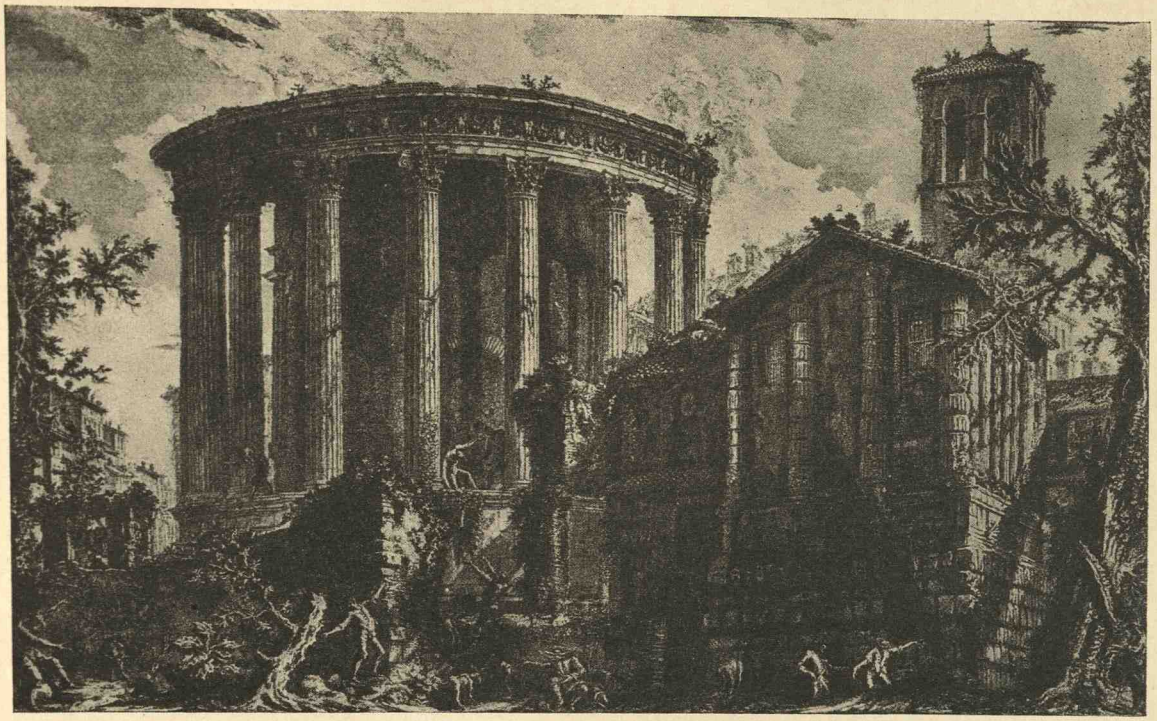
Gegenüber dem plastisch deutlichen Sprechdrama des Menander wirkte ein Plautusstück mit Gesang, Musik, überhitzter Sprache nicht allein auf Verstand, Laune und Behagen, sondern es hatte auch eine aufwühlende, sinnenerregende Wirkung. Auch diese Wirkung deckt sich mit der, die Wölfflin im Barock aufzeigte. (Das Barock sei malerisch, es spiele die Erscheinung ins Unbegrenzte: Satz I.) Jeder Künstler ist mit seiner Zeit verbunden, die Römer um die Zeit der Beendigung des Hannibalischen Krieges mit ihrem starken Lebensdrang, sie zeigen, wie schon angedeutet, Eigenarten der Barockzeit. Daß Plautus sich diesem Typus stärker annäherte als andere seiner Zeitgenossen, das hat ihn nicht nur zum Liebling seiner Zeit, sondern zum eigenartigen Dichter für alle Zeiten gemacht.

Man pflegt Plautus mit Shakespeare zu vergleichen. Daß dieser dem Typus des Barock angehört, ist von Walzel überzeugend dargelegt worden. So schließt sich der Ring unserer Betrachtung mit einem neuen Beweisstück.

Literatur:

Fr. Leo, Plauti comoediae. Berlin 1895, 1896.
W. M. Lindsay, T. Macci Plauti comoediae. Oxford 1910.
J. L. Ussing, T. Maccius Plautus comoediae. 5 Bde., 1875—1886, 1888, 1892.
C. Bardt, Römische Komödien, deutsch. Berlin 1903.
K. v. Reinhardtstoettner, Plautus. Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele. Leipzig 1886.
Fr. Ritschl, Parerga. Berlin 1844.
— Über die Kritik des Plautus, Phil. Schriften II. Leipzig 1858.
Fr. Marx, Ein Stück unabhängiger Poesie des Plautus, S. B. d. Wiener Akademie d. W. 140 (1899), Abh. 8.
— Die neueren Forschungen über die bürgerliche Stellung und die Lebensschicksale des Dichters Plautus. Zeitsch. f. d. ö. Gymn. XLIX (1898), 398ff.
Fr. Leo, Plautinische Forschungen. Berlin 1912².
— Analecta Plautina, I, II. Göttingen 1896. 1908.
— Die plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik. Berlin 1897.
K. Kunst, Studien zur griech.-röm. Komödie. Wien 1919.
Ed. Fraenkel, Plautinisches im Plautus. 1922.
P. Lejay-L. Pichard, Plaute. Paris 1925.
O. Fr. Lorenz, Ausgewählte Komödien des T. Maccius Plautus. 4. Band. Pseudolus. Berlin 1876.
J. Harrer, Die Komposition des plautinischen Pseudolus. Wien 1913.
W. A. Baehrens, Zur Komposition des Miles Gloriosus. Göttingische Nachrichten 1924, 49ff.
F. Eckstein, Neue Untersuchungen zu Plautus und Terenz, Philologus LXXX (1925), 410 ff.
Georgine Burckhardt, Die Akteinteilung in der neuen griechischen und in der römischen Komödie. Basel 1927.
G. Jachmann, Die Komposition des Pl. Pseudolus. *Χάριτες*. Berlin 1911, 249 ff.
Fr. Kuntze, Ein Plautinisches Lustspielmotiv in der Weltliteratur. Ilbergs Jahrbücher, I (1925), 717 ff.
V. Lundström, Är Plautus' Asinaria oäkta? Eranus Suecanus XXIV (1926), 21 ff.
Bursian, Jahresbericht über Plautus 1912—1920 von O. Köhler. Leipzig 1922.
A. Körte, Hellenistische Dichtung. Leipzig 1925.
U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Menander, Das Schiedsgericht. Berlin 1925.

Die Fabula palliata des Andronicus und Naevius enthält zwei naturgemäße Entwicklungsmöglichkeiten: Es konnte das Verhältnis zum griechischen Urbild vergrößert oder verkleinert werden. Plautus hat gemäß seiner Anlage das erstere getan, und insoweit sein Weg in die Zukunft wies, mußte dieser zu einem lateinischen Lustspiel führen. Das ist auch in der Fabula togata geschehen. Andererseits konnte man größere Anlehnung, sei es der Gestalt, sei es dem Inhalt nach, suchen. Dies taten Caecilius Statius und P. Terentius Afer.



93. Rundtempel zu Tivoli. Kupferstich von G. B. Piranesi (18. Jahrh.).

STATIUS CAECILIUS (gest. 168)

Wie Pacuvius, so stand auch Caecilius in persönlicher Beziehung zu Ennius, den er um ein Jahr überlebte. Er ist der erste Kelte, der uns in der lateinischen Literatur begegnet; *natione Insuber Gallus et Ennii . . . contubernalis* nennt ihn Hieronymus (1838 A = 179 v. Chr.). Wahrscheinlich zu Mailand geboren, kam er als Kriegsgefangener nach Rom, erhielt dort die Freiheit und indem er seinen alten keltischen Namen beibehielt, wurde er zu *Caecilius Statius* (*Gell.* IV 20, 13). Während Plautus mit seinem Prinzipal Pellio schlechte Erfahrungen gemacht hatte, nützte dem Caecilius sein Theaterdirektor L. Ambivius. Caecilius fiel nach anfänglichen Erfolgen so stark ab, daß Gefahr war, er werde sich ganz zurückziehen, doch Ambivius führte solange Stücke von ihm auf, bis er das Publikum für den Dichter erzogen hatte *Terenz, Hec. Prol.* III 1ff.). All das erzählt, gewiß sein Verdienst um den Dichter vergrößernd, Ambivius selbst (*Terenz, Hec. Prol.* II 6ff.). Für uns sind aber die Tatsachen wertvoll, weil sie auf die entwickelten Theaterverhältnisse der damaligen Zeit Licht werfen.

Wir kennen 40 Titel von Stücken des Caecilius. Aus diesen und den Zeugnissen der Alten ist zu ersehen, daß er vor allem den Menander als Vorbild benützt hat (*Cicero, De opt. gen. or.* 18, *De fin.* I 2, 4). Erhalten sind etwa 300 Verse, versprengte Zitate, darunter aber bei *Gellius* II 23 eine größere Stelle aus dem Stücke *Plocium* (Halsband) mit den als Vorbild dienenden Menanderversen, eine Überlieferung, die vor dem großen Menanderfunde natürlich Bedeutung über Caecilius hinaus hatte. Wir erkennen, daß in der Form — Trimeter werden in eine polymetrische Arie umgesetzt: Anapäste, trochäische Langverse, Kretiker mit Senaren und kurzen troch. Reihen untermischt —, aber auch in der Art der Erweiterung der Vorlage — ein hinzu-

gefügter, unfeiner Witz deckt sich mit *Plaut. Asin.* 894ff. — Caecilius bei Plautus anscheinend gelernt hat. Wenn sich in anderen Fragmenten Asyndeta (z. B. Fragm. 212) *clamo, postulo, obsecro, ploro atque imploro* (vgl. *Aul.* 406, *Rud.* 615) in der Art des Plautus finden, so fügt sich das gut in das Bild. Und doch nennt ihn Cicero *ad Att.* VII 3, 10 einen *malus auctor Latinitatis*. Auch dafür geben die Fragmente Anhaltspunkte. Es finden sich Wortbildungen und Wörter, die dem Ohre Ciceros offenbar schon fremd klangen und Zeugnis geben, daß eben der keltische Insubrer dem Latein anders gegenüberstand als der italische Umbrer. Manche Wörter konnten einer späteren Zeit als Archaismen erscheinen; so erklärt es sich, daß Horaz (*Epist.* II 2, 59) von der *Gravitas* des Caecilius spricht.

Doch man wird noch eine zweite Periode in der Wirksamkeit des Caecilius unterscheiden müssen, in der er von Plautus abwich und dadurch eine Zeitlang in Verruf gekommen war, bis er endlich doch durchdrang und ein beliebter Dichter wurde. Varro gibt ihm nämlich den Preis *in argumentis*; das ist nur so zu verstehen, daß er sich im Gegensatz zu Plautus inhaltlich enger an die Vorbilder anschloß und auf einen geschlosseneren Ablauf der Handlung sah; so erklärt sich auch, daß er nicht kontaminierte. Inwieweit es damit zusammenhängt, daß Varro (bei *Charisius*, Gramm. Lat. I 231, 28) auch seine πάθη rühmt, können wir nicht mehr beurteilen.

94. Titelbild der Terenzausgabe von Meister Johannes v. Grueningen, Straßburg 1496. (Photo.)

— Fragmente bei Ribbeck a. a. O. — Skutsch in PWRE. s. v.

P. TERENTIUS AFER

Der Kommentator des Terenz Donatus aus dem 4. Jh. n. Chr. gibt in der Einleitung mit Berufung auf Sueton eine Biographie des Dichters, die hier als Probe antiker Erudition und wissenschaftlicher Methode der Kaiserzeit einen Platz finden soll. Sie zeigt, wie einander widersprechende Zeugnisse ohne Kritik nebeneinandergestellt werden, wie eine geradezu heilige Scheu vorhanden ist, keine irgendwie geäußerte Meinung zu unterdrücken, wie eben das Sammeln höher gilt als das Sichten.

„P. Terentius Afer zu Karthago geboren, war in Rom Sklave des Senators Terentius Lucanus, von dem er wegen seiner Geistesgaben und seines einnehmenden Äußeren nicht nur in der Art der Freien erzogen, sondern auch bald freigelassen wurde. Manche

glauben, er sei kriegsgefangener Sklave gewesen, was aber, wie *Fenestella* [Verfasser gelehrter Annalen der ersten Kaiserzeit unter August und Tiber] lehrt, unmöglich ist, da der Dichter zwischen dem Ende des zweiten und dem Anfang des dritten punischen Krieges gestorben ist. Auch hätte er, wenn er von Numidern oder Gätulern gefangen genommen worden wäre, nicht in die Gewalt eines römischen Herrn kommen können, da es zwischen Italikern und Afrikanern erst nach der Zerstörung Karthagos einen Handelsverkehr gab. In Rom verkehrte er mit vielen vornehmen Herren, besonders mit dem jüngeren Scipio Africanus, und C. Laelius. Es heißt, er sei auch ihr Buhlknabe gewesen, was aber Fenestella geradezu widerlegt, indem er dafür eintritt, Terenz sei älter als die beiden gewesen, freilich *Nigidius* [Polyhistor aus der Zeit Ciceros; als Pompejaner von Caesar verbannt, starb er in der Verbannung 45 v. Chr.] überliefert, sie seien alle gleichaltrig gewesen, und *Porcius'* Mitteilung (Porcius Licinus, Verfasser eines literarhistorischen Gedichtes, *Gell.* XIX, 19, 13, XVII, 21, 45) nährt den Verdacht durch Folgendes (troch. Sept.): „Während er die vornehmen Herren in gute Laune zu versetzen strebt und nach ihrem falschen Lobe geizt, während er der Stimme des göttlichen Africanus mit gierigen Ohren lauscht, während er meint, er sei der Tischgenosse des Philus und Laelius, während er glaubt, er werde von ihnen ehrlich geliebt . . ., wird er auf das Albanergut häufig gelockt nur wegen seiner blühenden Jugend. Später aber hörte das alles auf und er geriet in bitterste Not. So ging er allen aus den Augen, weit weg nach Griechenland. Er starb zu Stymphalos in Arkadien. Nicht haben ihm P. Scipio, nicht Laelius, nicht Furius genützt, die damals wohl die drei vornehmsten Männer waren. Sie verhalfen ihm nicht einmal zu einer Mietwohnung, wohin wenigstens der Sklave den Tod des Herrn hätte melden können."

Geschrieben hat er 6 Stücke. Als er von diesen das erste, die *Andria*, den Ädilen anbot, erhielt er den Auftrag, es vorher dem Caecilius vorzulesen. Als er diesen bei Tische antraf, soll Caecilius ihm, weil er recht dürftig gekleidet war, nur einen Sessel neben der Tafel angeboten und er dort vorgelesen haben, aber nach wenigen Versen sei er zu Tische geladen worden und habe mit Caecilius gespeist und dann das ganze Stück bis zum Schlusse vorgetragen und große Bewunderung geerntet. Dieses Stück und die übrigen 5 gefielen dem Publikum in gleichem Maße, *Volcacius* berichtet freilich, „das sechste, die Hecyra, brachte ihm nichts Rechtes ein" (*Hecyra sexta ex his submeretur fabula*; vgl. Stowasser, Z. f. ö. Gymn. LI [1900] 1074). Der Eunuch wenigstens wurde zweimal an einem Tage gespielt und honoriert wie vordem keine Komödie, d. h. mit achttausend Sesterzen. Deshalb wird auch die Summe dem Titel beigefügt ⟨nämlich in den erklärenden Buchausgaben⟩ . . . [Lücke]. Denn den Anfang der Adelphoe zieht Varro sogar dem Menander vor.

Nicht unbekannt ist das Gerücht, Terenz sei in der Abfassung seiner Stücke von Laelius und Scipio unterstützt worden. Er selbst gab diesem Klatsch Nahrung, indem er ihn nur schwach im Prolog der Adelphoe zu widerlegen suchte:

Denn was gewisse Lästrer sagen, hohe Herren
Sei'n Helfer unserem Dichter eifrig bei dem Werk,
Was jene halten für den ärgsten Schimpf und Hohn,
Das rechnet er sich selbst zum größten Ruhme an;
Daß er genehm, die allem Volke stets genehm,
Durch deren Hilfe jeder in Geschäft, im Rat, im Krieg
Sich helfen läßt und zwar dies ohne Stolz.

Er scheint sich aber mit weniger Eifer verteidigt zu haben, weil er wußte, es sei dem Laelius und Scipio dieses Gerede nicht unangenehm. Doch es gewann immer mehr an Glauben und zwar auch in der Folgezeit. P. Memmius z. B. sagte in einer Verteidigungsrede: P. Africanus, der sich hinter Terenz steckte und, was er selbst gedichtet, unter dessen Namen auf die Bühne brachte. Ferner sagte *Nepos*, er habe sicher ermittelt, daß einst C. Laelius auf seinem Landgut zu Puteoli am 1. März von seiner Frau aufgefordert, doch eher zum Speisen zu gehen, sie gebeten, ihn nicht zu stören und als er endlich das Speisezimmer betrat, habe er gesagt, nicht oft sei ihm das Dichten so leicht geworden. Hierauf gebeten, er solle, was er geschrieben, vorlesen, habe er die Verse aus dem „Selbstquäler" (723) vorgetragen:

Satis pol proterve me Syri promissa huc induxerunt.

Santra dagegen meint, wofern Terenz Hilfe beim Abfassen seiner Werke nötig gehabt, hätte er weniger den Scipio und Laelius bemühen können, die damals noch Jünglinge gewesen seien, als C. Sulpicius Galbus, einen gelehrten Mann, der die ersten konsularischen Spiele gegeben, oder Q. Fabius Labeo und M. Popillius, beide nicht nur gewesene Konsuln, sondern auch Poeten. Auch bezeichne er nicht seine sog. Helfer als Jünglinge, sondern als Männer, deren Dienst im Krieg, Frieden und Geschäft das Volk erprobt hätte.

95. Bildnis des Terenz im Cod. Vat. 3868, wohl auf ein altes Porträt zurückgehend. (Nach Bethe.)

Nach der Aufführung dieser Stücke ging Terenz, noch nicht 35 Jahre alt [so die gute Überlieferung der Hds.], auf Reisen, sei es, daß er dem Gerüchte entgehen wollte, wonach er fremde Stücke als eigene aufführte, sei es, um griechische Einrichtungen und Sitten gründlicher kennen zu lernen, da er sie noch nicht genügend in seinen Werken zum Ausdruck bringe; jedenfalls kehrte er nicht mehr zurück. Über seinen Tod berichtet Volcacius:

Doch wie Terenz dem Volk sechs Stücke vorgeführt,
Begab er sich zur See hinweg, und wie das Schiff
Bestiegen er einmal, hört alle Kunde auf.

Q. Cosconius (als Grammatiker erwähnt bei *Varro, L. L.* VI 36 u. 39, wonach sich seine Zeit bestimmt) berichtet, er sei auf der Rückkehr aus Griechenland im Meer umgekommen samt seiner Übertragung der 108 Menanderstücke, alle übrigen dagegen, er sei gestorben zu Stymphalos in Arkadien oder zu Leukadia unter dem Konsulate des Cn. Cornelius Dolabella und des M. Fulvius Nobilior (159 v. Chr.), erkrankt in bitterem Schmerz über den Verlust seines Gepäckes, das er vorausgeschickt, und zugleich der neugedichteten Stücke.

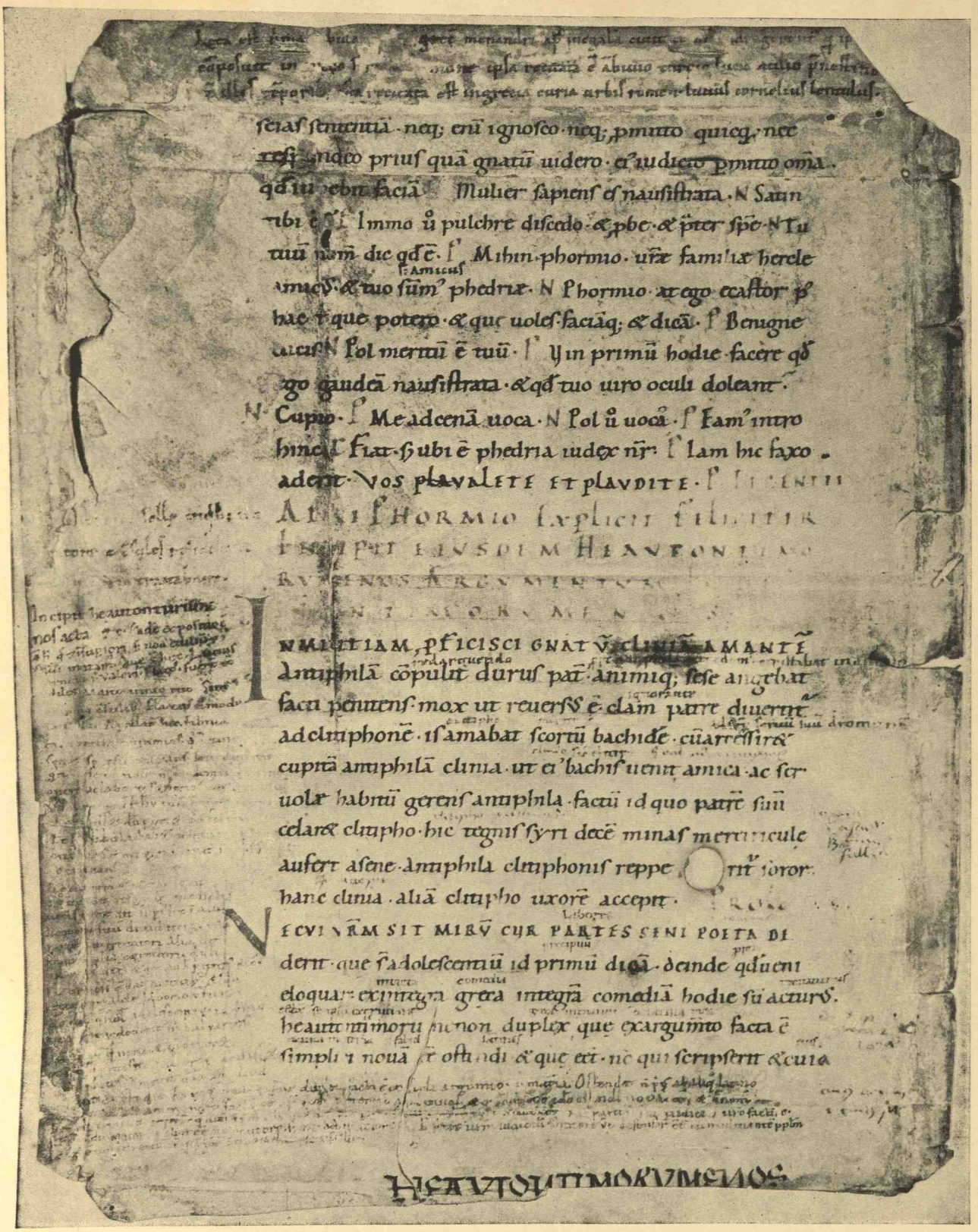
Man erzählt, er sei mittelgroß gewesen, von zartem Körperbau und brauner Farbe. Er hinterließ eine Tochter, die später einen römischen Ritter heiratete, ferner 20 Joch Gärten an der appischen Straße bei der Villa Marcia (so Kauer nach Kodex K; Überlieferung *Martis*). Umsomehr wundere ich mich über die Darstellung des *Porcius* [s. o.].

Ihn zieht *Afranius* allen Dichtern der Komödie vor, wenn er in seinem Stücke *Compitalia* sagt:

Terenz, der findet seinesgleichen keinen mehr.

Volcacius dagegen zieht ihm nicht nur den Naevius, Plautus und Caecilius, sondern auch den Licinius und Atilius vor. *Cicero* preist ihn in dem Gedicht „Die Wiese“:

Du auch, der du allein, Terenz, durch erlesenen Ausdruck
Den Menander, gewendet und übersetzet lateinisch,
Uns vorführest in Worten gar fein und milde gegeben.
Manches recht artig gesagt und alles mit lieblichen Klängen.



Fragment einer Terenzhandschrift aus dem Ende des X. oder Anfang des XI. Jahrhunderts
im Besitze E. Haulers in Wien.

(Schluß des Phormio, Argumentum und Prolog [1—8] des Hautontimorumenos.)

In gleicher Weise (rühmt ihn) *Caesar:*

Du auch wirst zu den Großen gezählt, o halber Menander,
Und mit Recht, denn du bist der reinen Rede Verehrer;
Wäre doch nur auch noch Kraft den sanften Worten gesellet,
Daß deine komische Kunst mit selbiger Ehre bestünde
Gegen die Griechen und du hierin nicht verächtlich abfielest!
Daß dies eine dir fehlt, o Terenz, beklag' ich gar schmerzlich.

Der Dichter ist im Jahre 195 v. Chr. geboren, 159 v. Chr., also als 36jähriger Mann, fern von Rom auf einer Reise nach Griechenland gestorben. Wenn man immer wieder Terenz als Semiten bezeichnet, so bietet die Überlieferung hierfür keine Grundlage. Gesichert ist sein Verkehr mit den vornehmsten adeligen Häusern; ob diese bestimmend waren für seine Art, die Griechen zu sehen, wird sich noch zeigen. Seine Bildung wird tiefgreifend gewesen sein; im Hause des vornehmen Terentius Lucanus gab es gewiß schon griechische Lehrer.

Terenz hat 6 Stücke verfaßt. Der ganze poetische Nachlaß des Dichters ist erhalten; das ist ein seltener Fall in der römischen Literatur überhaupt und der erste, der uns bisher begegnet. Terenz hat offenbar infolge des schon entwickelten römischen Buchhandels und des Interesses für seine Stücke auch bei dem literarisch gebildeten Kreise der römischen Gesellschaft selbst jedes seiner Stücke in Buchform erscheinen lassen, nach seinem Tode ist dann gewiß bald von seinen vornehmen Freunden eine Ausgabe veranlaßt worden. Für eine Ausgabe jeder Komödie, für ein genaues Studium jedes Stückes schon vor der Erstaufführung spricht auch die literarische Kritik der Gegner des Dichters; nicht nur an die Zuschauer, sondern auch an ein Lesepublikum sind wohl die Prologe als Vorreden gerichtet.

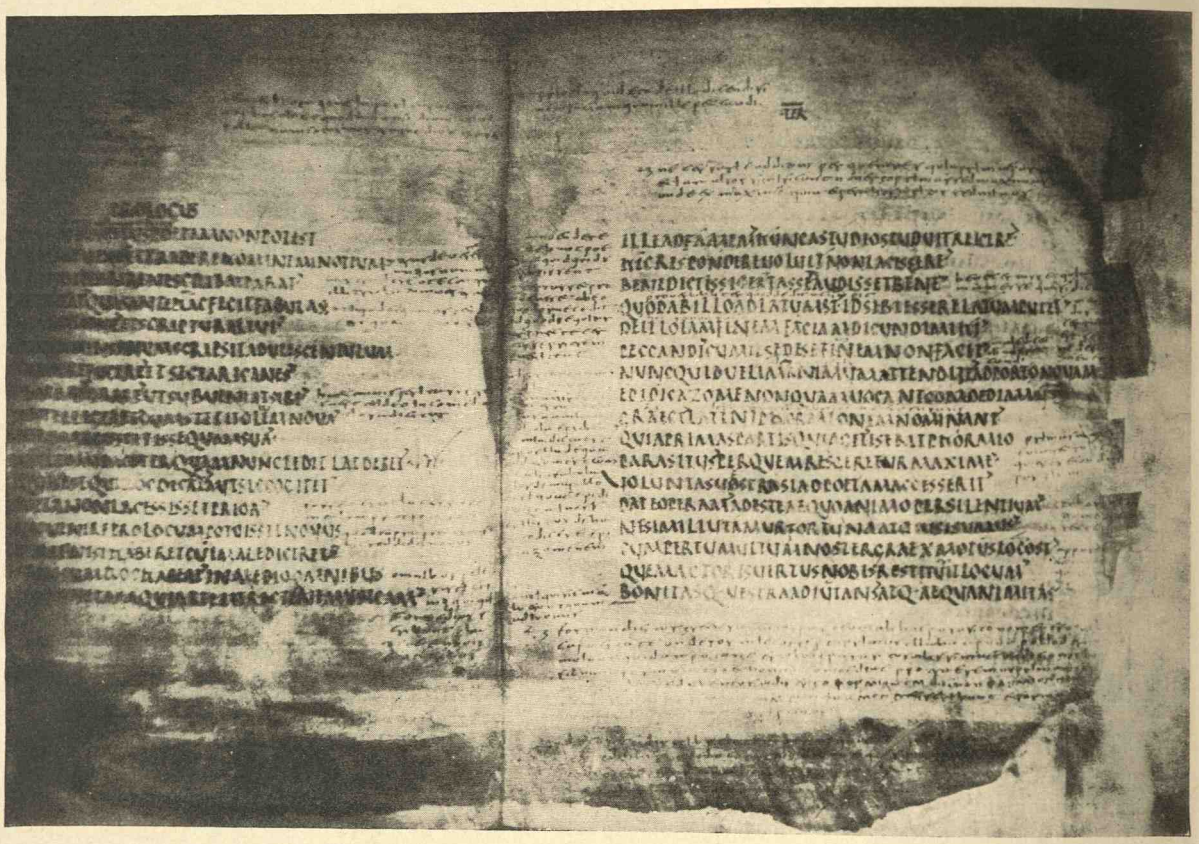
Die Handschriften zerfallen in 2 Klassen. Die eine vertritt Cod. Vat. Lat. (A.) 3226, aus dem IV bis V. Jh. stammend, nach seinen ehemaligen Besitzern Bernardo und Pietro Bembo (gest. 1547 zu Rom) *Bembinus* genannt — Bernardo trug in den Codex die Worte ein: *Codex mihi Carior Auro.* Die Handschrift ist am Anfang stärker, am Ende weniger, etwas auch in der Mitte (*Hecyra*, Prol. I, II bis V. 30) unvollständig. Sie weist Korrekturen auf, die man teils ins X./XI., teils ins XV. Jh. setzte. E. Hauler hat (Wien. Stud. XI 268ff., XII 240ff.) diesen Glauben zum erstenmal erschüttert und die Untersuchung der Handschrift durch R. Kauer (Wien. Stud. XX 252ff.; XXII 56ff.) folgende Ergebnisse gezeitigt:

Außer dem Schreiber der Handschrift (m^1) sind drei weitere Schreiberhände (m) zu scheiden: m^2 die des ersten Korrektors, ferner m^3. Der Schreiber von m^3 ist durch Kauer ermittelt. Er heißt *Ioviales* und gehört dem 5. Jh. an, er berücksichtigte m^2, versah den Kodex mit einer vollständigen, für den Vortrag bestimmten Interpunktion (Häkchen am oberen Ende der Buchstaben) und trug alte Lesarten der zweiten Klasse ein, endlich findet sich eine spätere, dem Ioviales nahestehende m^4.

Der Bembinus gibt die Stücke in folgender Reihenfolge:

Andria, Eunuchus, Hautontimorumenos, Phormio, Hecyra, Adelphoe.

Die zweite Klasse (ς) bezeichnet man als die kalliopische Rezension; denn in den zahlreichen Handschriften dieser Klasse begegnet die Subscriptio *explicit — feliciter Calliopio bono scholastico* und *Calliopius recensui.* Die Handschriften unterscheiden sich außer der Textgestaltung auch dadurch, daß einige illustriert sind, andere sicher auf eine illustrierte Vorlage zurückgehen, daß manche die Personen mit griechischen Buchstaben bezeichnen, daß endlich diese in gewissen Szenenüberschriften geändert sind, doch sind dies alles keine durchgreifenden Unterschiede. Wesentlich dagegen ist, wenn man das bei Plautus Gesagte bedenkt, die verschiedene Reihenfolge der Komödien; und so stimme ich E. Hauler bei, der hierin ein charakteristisches Merkmal erblickt. Die im Bembinus erhaltene Abfolge findet sich in einer Gruppe nur wenig geändert, indem die Stücke folgende Reihung haben: *Andr., Eun., Haut., Ad., Hec., Phorm.* Wir können den Grund der Änderung ersehen: Die ersten vier Stücke sind nach Menander, die letzten zwei nach Apollodor (?) gearbeitet. Eine andere Gruppe ordnet die Stücke rein alphabetisch: *Andr., Ad., Eun., Ph(F)orm., Haut., Hec.* Es ist die Reihenfolge, die wohl auch der Kommentator Donat und der Grammatiker Nonius befolgten. So läßt sich die frühere Einteilung der kalliopischen Rezension in zwei Gruppen γ und δ berichtigen und durch



96. Aus dem Codex Bembinus. (Nach Zangemeister-Wattenbach, Exempla.)

die Aufstellung einer Mischklasse noch besser ordnen. Zu Gruppe δ, die dem alten Kodex *A* näher steht, gehören *D* (*Victorianus Laurentianus* 38, 24), *L* (*Lipsiensis Stadtb.* I 37), *G* (*Decurt. Vat. Lat.* 1640), *p* (*Parisinus Latinus* 10304), Handschriften des X. und XI. Jh., ferner ein im Besitze E. Haulers befindliches Fragment aus dem Ende des X. oder Anfang des XI. Jh. und das Fragment im *Cod. Vindobonensis* phil. 263 aus dem X. Jh. Der vom Cod. A. entfernteren Gruppe γ gehören 2 Handschriften, die durch die erwähnten Bilder sich auszeichneten, an: P (*Cod. Parisinus* Lat. 7899, IX. Jh.) und C (*Vaticanus* 3868 aus dem IX./X. Jh.). Der *Ambrosianus* H 75 inf. (F), gleichfalls eine Bilderhandschrift (X. Jh.), und der *Riccardianus Flor.* $\frac{\text{M IV}}{\text{XXX}} = 528$ aus dem XI. Jh. (E) sind Vertreter einer Mischklasse. G. Jachmann hat es vor kurzem neuerdings unternommen, eine Geschichte des Terenztextes im Altertum zu geben, worin er in der Wertung der Handschriften [A „Textzeuge von überragender Vorzüglichkeit", δ ein „reineres", γ ein „vorgeschritteneres und also späteres Stadium der Textverderbnis und Interpolation"] mit den früheren Forschungsergebnissen übereinstimmt, aber durch eine Reihe von Kombinationen dazu kommt, einerseits γ früher als A anzusetzen, andererseits den Anteil des im 5. Jh. n. Chr. lebenden Calliopius an der Rezension der γ-Klasse zu leugnen; er habe nur, wie andere Grammatiker des sinkenden Altertums, eine Revision des Textes wohl nach der δ-Gruppe vorgenommen. Daß damit sich der Ausdruck *recensere* in den Subskriptionen schwer verträgt, ist bereits gesehen worden. (Wessner, Gnomon III [1927] 339ff.). Andererseits wird man nicht leugnen können, daß alle unsere Handschriften auf eine gemeinsame Ausgabe zurückgehen; diese ins zweite Jahrundert zu setzen, rät die wohl richtige Auffassung von der Tätigkeit der Grammatiker dieser Zeit, legen auch die metrischen Argumente nahe. Daß diese Ausgabe auf eine aus Donat zu erschließende des Probus zurückgeht, ist nicht zu erweisen. Denn Zitate bei Grammatikern und Kommentatoren lehren, daß es auch noch andere als die durch unsere Handschriften gesicherten Ausgaben gab. Interessant ist es, daß schon bald nach der ersten,

wohl noch von Freunden besorgten Ausgabe eine Verwilderung des Textes einsetzte, wie Abweichungen bei *Varro* und *Cicero* [*De ling. Lat.* VII 84, *Tusc. Disp.* III 30] bezeugen.

Es ist viel darüber verhandelt worden, ob die Bilder in den Handschriften auf direkte Anschauung zurückgehen. Die Natürlichkeit namentlich der Gesten hat manche Forscher, so Leo und Robert, zu dieser Annahme gedrängt. Doch Inkongruenzen (vgl. auch die Analyse der *Hecyra*) haben andere veranlaßt, die Bilder nur als Buchillustration aufzufassen, eine Ansicht, die Jachmann neuerdings mit Erfolg vertritt. Überlegt man ferner, daß nach G. Rodenwaldt die Türvorhänge *cortinae* (Bilder 73, 84) und die Maskenaediculae (Bild 71) erst der zweiten Hälfte des 4. Jh. n. Ch. angehören, so wird man die Vorlagen der erhaltenen Illustrationen auch auf diese Zeit zurückführen.

Wenn wir die vorzüglich auf Varros Forschung aufgebauten Didaskalien, die freilich in den Handschriften sich im einzelnen unterscheiden, ferner die Prologe und die sonstigen Zeugnisse beachten, so können wir über Entstehungs- und Aufführungszeiten der Dramen des Terenz das Wesentliche mit einem hohen Grade von Gewißheit ermitteln. Nach dem Zeugnis der Sueton-Donatvita war „Das Mädchen aus Andros" (*Andria*) das erste Stück. Es wurde den kurulischen Ädilen für die im April stattfindenden ludi Megalenses des Jahres 166 eingereicht; daß es dem Caecilius vorgelesen wurde, ist aus zeitlichen Gründen unmöglich. Wenn auch der Prolog sich mit der an dem Stück geübten Kritik auseinandersetzt, so ist doch der Schluß auf eine zweite Aufführung nicht unbedingt notwendig. Ein Stück konnte vor der Aufführung bei dem Spiele auf mannigfache Art bekannt geworden sein.

Im Jahre 165, wieder bei den ludi Megalenses, mißlang eine Aufführung des Stückes „Die Schwiegermutter" (*Hecyra*). Im Jahre 163 (ludi Megalenses) wurde der *Hautontimorumenos* („Der Selbstquäler"; über die sprachliche Form des Titels vgl. Prol. 5) aufgeführt. Wieder bei den ludi Megalenses des Jahres 161 wurde der Dichter durch die doppelte Aufführung des *Eunuchus* („Der Verschnittene") ausgezeichnet. In demselben Jahre ging bei den gleichfalls von den kurulischen Ädilen geleiteten ludi Romani der *Phormio* über die Bühne. Zu Ehren der Leichenfeier des L. Aemilius Paulus, die seine Söhne, darunter der Freund des Dichters, Scipio, aussteuerten, wurde im Jahre 160 wieder ohne Erfolg eine Aufführung der *Hecyra* versucht, während die der *Adelphoe* (Die Brüder) gelang. Bei den ludi Romani desselben Jahres konnte endlich die *Hecyra* aufgeführt werden.

Auch der opera buffa zugehörig, sind doch die Stücke des Terenz von denen des Plautus nach Inhalt und Form recht verschieden. Vor allem hat Terenz sichtlich ebenso wie Caecilius den Menander bevorzugt. Vier Stücke gehen auf ihn zurück nur der *Phormio* und wohl auch die *Hecyra* sind nach dem um eine Generation jüngeren *Apollodorus Carystius* gedichtet. Zwar wird in der Didaskalie im Codex Bembinus Menander genannt, aber nach den Angaben des Donat (zu den Versen 58, 214, 286, 380, 440, 620 (?)) gehört die Vorlage der *Hecyra* dem Apollodor oder doch wenigstens einem von Menander verschiedenen Dichter an. Ferner ist es der reife Menander, zu dem Terenz sich zunächst hingezogen fühlt. Wir erfahren nämlich, daß Menander in der *Perinthia* und später in der *Andria* denselben Stoff, doch in anderem Stile (*Andria Prol.* 12 *dissimili oratione . . . ac stilo*), behandelt hat; Terenz folgt im Wesentlichen der zweiten Fassung. Später, wohl nach den Erfahrungen, die er beim Publikum gemacht hat, greift er auf vermutlich frühere Stücke des Menander, auf *Eunuch, Hautontimorumenos* und *Adelphoe*, zurück.

Gleichgültig ist es in diesem Zusammenhang, ob *Ἀδελφοὶ β'*, die nach dem Scholion zu *Plato Phaidros* 279 C (Schol. Plat. Bekker 319) Terenz für seine *Adelphoe* benützte, zeitlich früher oder später fielen als *Ἀδελφοὶ α'*, denen Plautus seinen *Stichus* verdankte; denn es handelte sich in diesen Stücken trotz des gleichen Titels um inhaltlich verschiedene Stoffe.

Natürlich hat Terenz ebensowenig wie seine Vorgänger die griechischen Vorbilder einfach

97. Anfang der Andria in einem Cod. Oxoniensis. (Nach Bethe.)

getreu übersetzt. Selbstverständlich nahm er auf die römischen Zuschauer Rücksicht, ja vielleicht mehr als die anderen Dichter der Palliata. So heißt es in der Exposition des *Hautontimorumenos*, (61) „keiner besitze in dieser Gegend einen besseren oder wertvolleren Acker", während im Original der den Römern unbekannte Demos Halai genannt war (*καὶ τῶν Ἁλῆσι χωρίων κεκτημένος κάλλιστον*. Reitzenstein, Ind. lect. Rostock 1890/91).

Man darf sich also nicht wundern, daß Terenz auch inhaltlich dem Menander nicht ganz genau folgte; auch er bediente sich, wie er ausdrücklich bemerkte, nach dem Vorbild des Naevius, Plautus und Ennius *(Andria, Prol.* 18*)* der Kontamination. So wissen wir durch *Donat, Prol.* 14, daß die erste Szene der *Andria* aus der *Perinthia* stammt, aber auch da noch eine Änderung vorgenommen wurde: Simo, ein athenischer Bürger, erzählt seinem Freigelassenen und Koch Sosia, daß sein Sohn die Tochter des Bürgers Chremes heiraten soll, aber ein Verhältnis mit einem armen, aus Andros stammenden Mädchen hat. Chremes habe auf die Kunde von diesem Verhältnis die Einwilligung zur Ehe zurückgezogen. Durch die sofortigen Vorbereitungen zum Hochzeitsmahl solle nun der verirrte Sohn zum Aufgeben seiner Liebschaft veranlaßt und die ganze Angelegenheit eingerenkt werden. Natürlich wird im Verlaufe des Stückes das Mädchen als Freie und zwar als Tochter des Chremes erkannt und so steht, trotzdem sie dem jungen Mann ein Kind geboren hat, der ehelichen Vereinigung der beiden nichts im Wege. Die Erzählung des Simo stammt aus der *Perinthia* des Menander. Dort sprach freilich (vgl. *Donat* a. a. O.) der Alte mit seiner Frau, Terenz hat also selbständig den Freigelassenen an ihre Stelle gesetzt. Das ist gerade nicht geschickt; denn Sosia müßte doch von den Vorgängen im Hause

98. Anfang der Andria. Cod. Leidensis Vossianus 38 M. (Nach Bethe.)

mehr wissen als Simo voraussetzt. Erklärlich ist es aber: Die Mutter spielt in seinem Stücke sonst keine Rolle; eine so wichtige Person einfach verschwinden zu lassen, paßte Terenz nicht, so wählte er den weniger bedeutsamen Sosia. In den *Epitrepontes* kommt neben dem für das Stück wichtigen Onesimos der Koch Karion auch nur im Anfang vor.

99. Eunuch, III. Akt 1. Szene. Cod. Parisinus 7899. (Nach Omont.)

Aus der *Perinthia* führte Terenz noch einen zweiten Jüngling mit seinem Sklaven ein (301ff.), das ergibt sich aus Vers 368f., verglichen mit Com. Att. Frag. 398 K. Uns mag es auffallend sein, daß er da nicht gleich die *Perinthia* wählte; aber wir können den von ihm a. a. O. vorgebrachten Grund noch nachprüfen. Die *Perinthia* war ihm eben dem Stil nach zu burlesk; die Trunkenheit der Hebamme war zu sehr ausgeführt (vgl. Pap. Ox. VI 855). Jedenfalls aber zeigt das Streichen der Rolle der Mutter und die Einführung anderer Personen, daß Terenz stärker änderte, als man gewöhnlich annimmt.

Auch in seinem lustigsten Stücke, im *Eunuchus*, hat Terenz aus einem anderen Stück des Menander, dem *Kolax*, zwei Personen, den Bramarbas Thraso und dessen Parasiten Gnatho als Nebenbuhler des Liebhabers der Hetäre Thais eingeführt. Es kann nach genauer Prüfung kaum bezweifelt werden, daß auch bei Menander der Liebhaber einen Rivalen gehabt hat, der eben das Mädchen Pamphila der Thais zuführte. Die Hetäre Thais ist ihrem Verehrer Phaedria von Herzen zugetan. Er hat für sie wunschgemäß als Geschenke eine Mohrin und einen Eunuchen besorgt. Doch er sieht sich enttäuscht. Plötzlich wendet Thais ihre Neigung — freilich nur zum Scheine — dem großsprecheri-

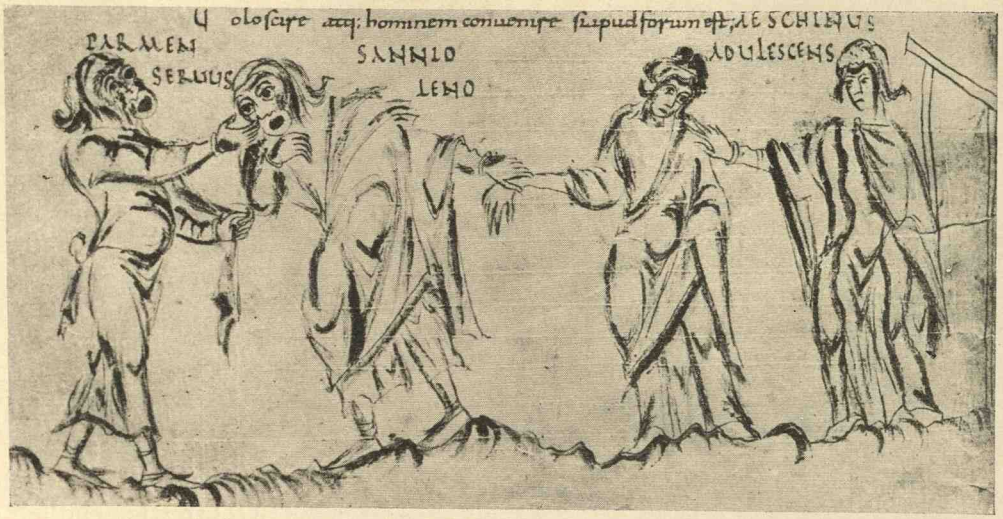
100. Chaerea und Parmeno. Eunuch (V. 291ff.). Cod. Parisinus. (Nach Omont.)

101. Die Belagerung. Eunuch, IV. Akt, 7. Szene. Cod. Parisinus. (Nach Omont.)

schen Offizier Thraso zu, der den schlauen Parasiten Gnatho und ein junges Mädchen Pamphila in seiner Begleitung hat. Diese war mit Thais aufgezogen worden und Thais glaubt in ihr die in Verlust geratene Schwester des ihr bekannten jungen Atheners Chremes zu erkennen. (Er wird (Donat zu Vers 507) als adulescens rusticus = *νεανίσκος ἀγροικός* u. z. wegen der Maske, nicht wegen des Wohnortes bezeichnet). Thais will nun das Mädchen ihrem Bruder wieder verschaffen und bittet es sich vor allem von Thraso als Geschenk aus. Doch Chaerea, des Phaedria jüngerer Bruder, hat, als er im Piräus Wache stand, Pamphila gesehen, sich in sie verliebt und ist ihr nachgegangen. Eben als Parmeno, des Phaedria und sein Diener, die Geschenke des Phaedria der Thais überbringen will, beschließt Chaerea kurzer Hand, einem plötzlich hingeworfenen Wort des Parmeno folgend, in der Tracht des Eunuchen Dorus ins Haus der Thais zu gehen. Dort gelingt es ihm, nicht nur in die Nähe der Pamphila zu gelangen, sondern sie auch zu vergewaltigen. Thais, die dem Chremes bei einem Mahle, das in seinem Hause ausgerüstet wird, von Pamphila erzählen will, erweckt des Thraso Eifersucht. Aus Rache beschließt er sich der Pamphila zu bemächtigen. Da ihm der Eintritt in das Haus verwehrt wird, bereitet er mit seinen Leuten eine regelrechte Belagerung vor, wobei er sich selbst vorsichtig im Hintergrund hält. Wie aber Chremes das Mädchen als seine Schwester und als freie Athenerin erklärt, da zieht er ab; er ist zufrieden, daß ihm, dem auch im Liebeskampf ungefährlichen Rivalen, von Phaedria und der nun Phaedria wieder offen zugetanen Thais als Drittem im Liebesbund ein Plätzchen gewährt wird. Chaerea aber heiratet Pamphila. Freilich, die Einführung des Thraso hat den menandrischen Schluß verändert, das Dreieckverhältnis und überdies Gnatho als dauernder Kostgänger sind auf Rechnung des römischen Dichters zu setzen.

In den *Adelphoe* hat Terenz (*Prol.* 1ff.) eine Szene aus den *Synapothneskontes* des *Diphilos* in ein Menanderstück eingefügt; schon Plautus hatte dieses Drama in den *Commorientes* bearbeitet. Es handelt sich um die erste Szene des zweiten Aktes. Es ist eine Prügelszene.

Also auch Terenz hat in stofflicher Hinsicht sich eine gewisse, freilich von seinen Vor-



102. Prügelszene aus den Adelphoe (V. 154ff.) Cod. Parisinus. (Nach Omont.)

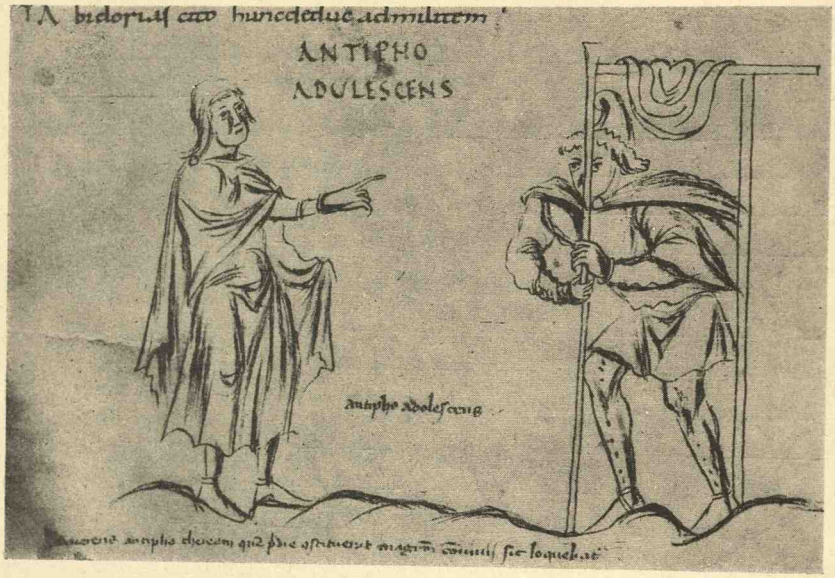
gängern schon angewendete Freiheit gewahrt. Und doch ist dabei ein durchgreifender Unterschied gegen Plautus erkennbar. Bei diesem kann es der Kritik der modernen Philologen gelingen, die Bestandteile der Stücke aufzuweisen; Terenz dagegen verarbeitet die Teile so fein und geschickt, daß wir ohne die sachkundigen Angaben des Donat und seiner Quellen die Einlagen kaum erkennen könnten.

Während bei Plautus der Zuschauer oft auch durch den Prolog in die Vorgeschichte eingeführt wurde, weicht Terenz von den reichen Mitteln, die die griechischen Vorbilder boten, und besonders von Menander dadurch ab, daß bei ihm stets die Vorgeschichte mit dem Stücke verbunden ist. Nicht außerhalb des Stückes stehende Personen, wie Götter bemüht er. In drei Stücken wird so wie z. B. im *Pseudolus* des Plautus der Zuschauer durch entsprechende Expositionsszenen vorbereitet. In *Andria, Hecyra* und *Phormio* treten Hilfspersonen auf, die sonst im Stücke nicht weiter vorkommen. In der *Andria* der Freigelassene Sosia, in der *Hecyra* Philotis und Syra, im *Phormio* der Sklave Davos.

103. Geta erzählt dem Davos.
Phormio I. Akt, 2. Szene. Holzschnitt von Dürer.
(Aus Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen.)

Wenn die alten Erklärer darin eine Eigentümlichkeit des Terenz sahen — sie sprachen von *προτατικὰ πρόσωπα id est personas extra argumentum accersitas* (*Euanthius De fab. Ter.* p. 19 Weßner) —, so ist dies unrichtig. Auch Plautus verwendet solche Hilfspersonen, z. B. den Sklaven Thesprio im *Epidicus*, den Parasiten Artotrogus im *Miles*, den Sklaven Grumio in der *Mostellaria*, und selbst für Menander können wir sie aus der Person des Koches Karion erschließen.

Durch diese Technik der Exposition hatte Terenz für den Prolog freien Spielraum. Natürlich mußte er nach altem Brauch Titel und Quelle seines Vorbildes nennen, doch sonst diente ihm der Prolog



104. Antipho erblickt Chaerea. Eunuch (V. 539ff.). Cod. Parisinus. (Nach Omont.)

zur Auseinandersetzung mit seinen literarischen Gegnern. Diese Vorreden führen mitten in den Kampf der Meinungen und erhalten so als Zeugnisse rein persönlicher Anschauungen des Dichters erhöhten Wert. Er verteidigt seine Kontaminationen (*Andria* 9ff.), wehrt den Vorwurf des Plagiates (*Eunuch* 23ff., *Adelphoe* 10ff., *Hautontimorumenos* 24ff.) und literarischer Unehrlichkeit ab, rechtfertigt endlich seinen Stil (*Phormio* 5ff.). Durch die Prologe zur *Hecyra* vor der zweiten und dritten Aufführung sind wir über die Schicksale, die dieses Stück erfahren, unterrichtet. Wenn Terenz in den Prologen Fragen literarischen Inhaltes behandelte, hat er natürlich auch nur griechische Sitte übernommen (vgl. oben S. 130).

Die Abtrennung des Prologs von dem eigentlichen Stück zeugt in ihrer beharrlichen Durchführung für das Streben des Dichters, seinen Stücken eine geschlossenere Form zu geben; dasselbe ließ sich auch darin erkennen, daß er eingelegte Stellen fein einarbeitet, von den *προτατικὰ πρόσωπα* abgesehen, nicht Personen in die Handlung einbezieht und sie dann einfach verschwinden läßt, sondern nur wohlbegründete Episodenfiguren bietet, die in gut geschlossenen Szenen auftreten. So sei an den Freund Chaereas, an Antipho erinnert (*Eunuch* III. 4 u. 5); er kommt, weil er vergeblich auf Chaerea gewartet hat, und hört nun, wie Chaerea im Haus der Thais das Mädchen an sich gerissen hat. Eine ausgesprochene, in sich geschlossene Episodenszene findet sich ferner im *Phormio*: Das Auftreten der drei Freunde, die der alte Demea erfolglos um Rat fragt. Vorbereitet ist das Auftreten V. 313

Amicos advocabo ad hanc rem qui adsient.

Da sie nichts zu raten haben, gehen sie ab und lassen Demea noch unsicherer, als er war, zurück. V. 459

Incertior sum multo quam dudum.

Mit der geschlossenen Form des Aufbaues hängt zusammen, daß das Heraustreten des Schauspielers aus seiner Rolle und so direktes Ansprechen des Publikums fehlt; Ausnahmen beschränken sich auf einzelne Worte und sind ohne wesentliche Störung für die Illusion.

Die geschlossene Form wirkte auch auf den Inhalt. Es läßt sich nicht leugnen, daß Terenz anders als Plautus auch die in dem Stoffe enthaltenen sozialen Probleme deutlicher herausarbeitet, sich also, wenn wir nach den *Epitrepontes* urteilen dürfen, hierin enger und sorgsamer an das Vorbild anschließt und so seine Stücke im Gegensatz zu den burlesken Plautusstücken, mehr zu tieferschürfenden bürgerlichen Gesellschaftsstücken werden. Der natürliche Gegensatz zwischen der alten und jungen Generation führt im *Pseudolus* dazu, daß der

105. Der Rat der Alten. Phormio (V. 441ff.). Cod. Parisinus. (Nach Omont.)

treue Diener seinem Herrn gegen einen Vater, der seine lockere Jugend vergessen will, und gegen einen elenden Kuppler beisteht, damit er eine Dirne gewinnt. In der *Andria* hilft Davos seinem Herrn Pamphilus, damit er das geliebte Mädchen zur Ehefrau bekommt. Lacht man also im *Pseudolus* mit Behagen über die munteren, lustigen Gaunereien, durch die die Widersacher hineingelegt werden, so freut man sich in der *Andria* mit Recht, daß Davos seinem Herrn zu einem guten Zwecke hilft und erkennt, daß doch die Väter nicht im Rechte sind, wenn sie das Schicksal ihrer Kinder bestimmen wollen.

Im *Hautontimorumenos* ist wieder der zu strenge Vater Menedemos endlich froh, daß sein in die Fremde geflüchteter Sohn die Geliebte, die als eine freie Athenerin erkannt wird, heiratet. In den *Adelphoe* ist die Erziehungsfrage noch mehr in den Vordergrund gerückt: Demea, ein strenger, auf dem Lande lebender Mann hat zwei Söhne Aeschinus und Ctesipho. Den einen Sohn Aeschinus hat der in der Stadt lebende, jüngere, unverheiratete Bruder des Demea, mit Namen Micio, an Sohnes Statt angenommen. Er läßt ihn, wie er es selbst liebt, frei und ungebunden leben, während Ctesipho streng gehalten wird. Aeschinus hat zwar die Tochter einer armen, aber freien athenischen Witwe verführt, doch ihr die Ehe in ehrlicher Liebe versprochen. Ctesipho hat sich bei Gelegenheit in eine Zitherspielerin verliebt, die im Besitze des Kupplers Sannio ist. Aeschinus befreit dem Bruder zuliebe gewaltsam das Mädchen. So entsteht ein öffentlicher Skandal. Triumphiert zunächst Demea über Micio, dessen lockerer Erziehung er alle Schuld gibt, so muß er allmählich erkennen, daß sein wohl gehüteter Ctesipho den schlimmen Aeschinus gar sehr übertrifft. Zum Schlusse ergibt sich, daß weder Demea noch Micio im Rechte waren, sondern daß allein die richtige Mitte zwischen Strenge und Schwäche zu billigen ist. In der *Hecyra* ist Pamphilus in einen schweren Konflikt zwischen Kindes- und Gattenliebe gestellt. Dazu kommt, daß er sein Wort Myrrhina gegeben, die Niederkunft der Philumena nicht zu verraten. Wie der Dichter diese ernsten Konflikte heiter und spannend zu lösen weiß, ergab die Analyse des Stückes.

106. Menedemos als Landmann im Gespräch mit Chremes. Haut. 1. Akt, 1. Szene. Holzschnitt von Dürer.
(Aus Jahrb. d. Preuß. Kunstsammlungen.)

In der *Hecyra* ist deutlich zu sehen, daß der Dichter ganz offensichtlich der Hetäre

107. Die beiden Alten. Adelphoe (V. 592ff.). Cod. Parisinus. (Nach Omont.)

Bacchis sympathische Züge leiht. Dasselbe ist im Eunuchus der Fall; auch hier ist die Hetäre Thais als edler und gütiger Charakter dargestellt. Die beiden Hetären bekunden Pamphilus und Pamphila gegenüber jene selbstlose Liebe, jene *φιλία δι' αὐτὴν αἱρετή*, die wir nach Arnims Nachweis als altperipatetisch anzuerkennen haben. Dazu paßt, daß Menander mit Theophrast befreundet war. Ihm verdankt er wohl überhaupt jene freie Gesinnung, die ihn gegen die Vorurteile der Gesellschaft Front machen läßt. Wenn Terenz hier dem griechischen Dichter folgt, so ist dies aus seinen Beziehungen zum Kreis der grieschich gebildeten Scipionen zu erklären.

Das Streben nach geschlossener Form zeigt sich auch darin, daß Terenz einheitliche Charaktere auf die Bühne stellte und er der Charakterzeichnung besonderes Augenmerk zuwandte. Wenn Varro a. a. O. (S. 125) ihm *in ethesin* die Palme gibt, so haben sorgfältige Untersuchungen gezeigt, daß er gerade hierin den Anschluß an Menander gesucht und gefunden hat. Wichtig ist es in diesem Zusammenhang, daß er der Gruppierung der Personen und ihrer Charaktere einen harmonischen Zusammenhang zu geben weiß. In der Hecyra entsprechen der ernste und dabei gütige Laches dem derberen und auf den Vorteil noch bedachteren Phidippus, die nachgiebige und brave Sostrata der viel schlaueren Myrrhina, der gute und anständige Pamphilus der selbstlosen Bacchis. Besonders durch die gewiß auf Menander zurückgehende Doppelung der Handlung kann diese geschickte Verwertung verschiedener einander bald entsprechender, bald widersprechender Charaktere geradezu den Eindruck und die Wirkung einer Symphonie erzeugen; es ist kunstvollste Auswertung der in der Komödie beliebten Kontrastfiguren. (Über diese: *Radermacher*, Zur Gesch. d. gr. Kom. 27 ff.)

In den Adelphoe entsprechen und widersprechen einander so die beiden Alten und die beiden Jünglinge, desgleichen ihre Schicksale. Zuletzt heiratet gar noch der fünfundsechzigjährige Micio die Matrone Sostrata. Es ist eine Szene, in der, wie richtige Ausdeutung der Donaterklärung beweist (zu V. 938 *apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur, ergo Terentius εὑρετικῶς* „bei Menander sträubt sich der Alte gegen die Hochzeit nicht, also geht Terenz erfinderisch vor", anders urteilte Lessing Hamb. Dram. Stück 100), Terenz offensichtlich etwas breiter als sein Vorbild wurde und so das Auffällige unterstrich und erklärlicher machte; freilich ist diese Nachgiebigkeit notwendig, denn so nimmt Micio wirklich eine wesentliche Einschränkung seiner Gewohnheiten vor; er hat ja stolz erklärt (V. 43):

quod fortunatum isti putant,
uxorem, numquam habui.

Terenz hat, wie Donat z. St. lehrt, hier den Micio kräftiger sprechen lassen, als er es bei Menander tat, wo nicht die Zuschauer angeredet werden, sondern es nur heißt:

ὦ μακάριόν με, γυναῖκα οὐ λαμβάνω

Weil Micio dieses Opfer und dann auch nur ungern weitere bringt, glauben wir auch, daß Demea zum Schlusse aus innerster Überzeugung sich bekehrt.

Im *Pseudolus* des Plautus überragt der schlaue Sklave alle übrigen Personen; er beherrscht die Bühne. Bei Terenz wird selbst, wenn eine Person eine noch so bedeutende Rolle spielt, sie doch nicht übergebührlich in den Vordergrund gestellt. Das beweist der *Phormio*.

Terenz hat in diesem Stück gegen seine sonstige Gewohnheit nicht den griechischen Titel *Ἐπιδικαζόμενος*, der einen für die Römer unverständlichen juristischen Begriff bezeichnete, beibehalten. Falsch ist die Bemerkung des *Donat* zu Prol. 24ff.: *Epidicazomenon quam vocant comoediam: Manifeste hic errat Terentius. Nam haec fabula, quam transtulit, Epidicazomene dicta est a puella, de qua iudicium est, cum sit ⟨alia⟩ fabula Epidicazomenos eiusdem Apollodori. Debuit ergo dicere: Epidicazomenen.* Denn *ἐπιδικάζεσθαι* heißt „für sich gerichtlich in Anspruch nehmen, sich zuerkennen lassen". Das paßt besser für Antipho, den Jüngling, Terenz hat das Stück aber nach dem Parasiten Phormio genannt, weil er ihn zum Haupthelden machte (Prol. 22, vgl. etwas anders Kunst a. a. O., 152ff.) und so rührt vielleicht gerade die Schlußszene von Terenz her (949ff.). Eine kurze Inhaltsangabe soll das Gesagte erklären: Demipho und Chremes sind verreist. Antipho, Sohn des verwitweten Demipho, verliebt sich in ein armes, schönes Mädchen Phanium, das mit seiner Mutter aus Lemnos gekommen war und die Mutter eben verloren hat. Geta, sein Sklave, vermittelt ihm die Bekanntschaft des Parasiten Phormio. Dieser erklärt vor Gericht, Antipho und sein Vater seien die nächsten Verwandten und Antipho müsse nach attischem Gesetze das Mädchen entweder heiraten oder aussteuern. Phaedria, Sohn des Chremes, hat sich in eine Zitherspielerin verliebt; das Mädchen ist im Besitze des Kupplers Dorio und ist in Gefahr, verkauft zu werden. Als nun Demipho heimkehrt, verwenden sich zwar Phaedria und Geta für Antipho bei seinem Vater, doch erst Phormio hilft wirklich; er erklärt gegen eine entsprechend hohe Summe Phanium zur Frau zu nehmen; so will er auch dem Phaedria zu Hilfe kommen. Er erhält das Geld. Doch Antipho, dem nun der Verlust seiner geliebten jungen Frau droht, wird vor seinem Unglück geschützt, da es sich herausstellt, daß Phanium die natürliche Tochter des Chremes ist, die er selbst aus Lemnos holen und dem Antipho zur Frau geben wollte; Antipho ist somit wirklich der nächste Verwandte des Mädchens. Das Geld behält Phormio dennoch, denn er droht dem Chremes, der Gattin Nausistrata von dem Doppelleben des Gatten Kunde zu geben. Freilich, als die alten Herren mit Phormio in einen — nicht ganz begründeten — Wortwechsel (949) geraten, ruft er tatsächlich Nausistrata aus dem Haus, es kommt aber durch Demiphos Eingreifen zur Versöhnung der Gatten und Phormio kann für sich noch Kosttage, für Phaedria Billigung seines Verhältnisses durch die Eltern durchsetzen. Hier, im *Hautontimorumenos*, ähnlich im *Eunuch* wird so die Heimlichkeit vor den Eltern beseitigt, es tritt eben der Dichter bzw. sein Vorbild für ein gesundes Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ein und nimmt in seiner Art für die natürlichen Triebe der Jugend klar Partei.

Phormio ist zweifellos die Hauptperson und doch ist die Handlung — wieder eine verschlungene und gedoppelte — auf viele Spieler geschickt verteilt. Phormio ist keineswegs stets auf der Bühne, er tritt erst in der 6. Szene im Zwiegespräch mit Geta auf, kommt in Szene 7 ins Gespräch mit Demipho, erscheint dann erst in der 22. Szene mit Antipho, um dann freilich bis zum Schlusse, d. i. bis in der 26. Szene auf der Bühne zu bleiben. Es ist fein ausgedacht, daß zu Beginn des Stückes nur von ihm gesprochen wird, er dann eingreift und erst zum Schlusse zum Protagonisten wird. Das ist doch wieder anders als bei Plautus.

Der Unterschied beider Dichter zeigt sich auch in der verschiedenen Art, wie sie gleiche Situationen behandeln: Chremes kommt (*Eunuch* 727—729) trunken auf die Bühne:

Attát data hercle verba mihi sunt: vicit vinum quod bibi.
At dum adcubabam, quam videbar mihi pulchre esse sobrius!
Postquam surrexi, neque pes neque mens satis suom officium facit.

Schau, schau, bei Gott, ich rede schon! Es war der Wein, den ich genoß.
Solang ich bei dem Mahle lag, wie hielt ich mich für nüchtern ganz.
Seitdem ich weg, versagt den Dienst der Fuß, versagt der Kopf erst recht.

Doch es ist nur ein leichtes Räuschchen, ganz anders beträgt sich der trunkene Pseudolus.

Sowohl die Prügel- wie auch die Schimpfszene in den *Adelphoe* 155ff. und 175ff. sind in Inhalt, Darstellung und Sprache ebenfalls viel maßvoller als die entsprechende Szene im Pseudolus. Dasselbe gilt von der Kupplerszene in Phormio 485ff., verglichen mit der dritten Szene im *Pseudolus*. Wenn im *Hautontimorumenos* der Sklave ganz wie Pseudolus stets einen neuen Plan ausheckt (512f., 595ff., 611f., 771ff., 790ff.), so geschieht dies nicht mit Ankündigungen, sondern unvermerkt, ganz selbstverständlich und sozusagen durch den Fortgang der Ereignisse naturgegeben.

Überhaupt treten die Sklaven nicht so großsprecherisch und breitspurig in den Vordergrund, der militärische großtuerische Einschlag fehlt ganz, einmal vergleicht sich Geta im Phormio 229 mit einem Soldaten und zwar recht bescheiden:

nunc prior adito tu, ego in insidiis hic ero
succenturiatus, si quid deficias.

Jetzt greif du früher an, ich werd' hier in Reserv'
Gelagert sein, wenn dir was fehlt.

Besonders deutlich wird der Gegensatz aber, wenn man mit der Rede des Phormio 884ff. das großartige Triumphieren des Pseudolus vergleicht, in dem Augenblick da ihm die Opportunitas hilft.

Tantam fortunam de improviso esse his datam!
Summa eludendi occasio est mihi nunc senes
Et Phaedriae curam adimere argentariam,
Ne quoiquam suorum aequalium supplex siet.
Nam idem hoc argentum ita ut datumst ingratiis,
ei datum erit; hoc qui cogam, re ipsa repperi . . .

O großes Glück, ganz plötzlich denen wirds zu Teil!
Jetzt gehts mir leicht, die Alten hinters Licht zu führ'n
Und Phaidria nehm' ich die Sorge um das Geld,
Auf daß er keinen seiner Freunde bitten muß.
Es fiel ihm zu das Geld, ganz ohn' der Alten Willen,
Und so bei ihm verbleibs. Ich fand dazu den Weg . . . .

Man lese daneben nun den Jubel des Pseudolus V. 667ff.:

Di immortales, conservavit me illic homo adventu suo:
Suo viatico redduxit me usque ex errore in viam.
Namque ipsa ***Opportunitas*** *non potuit mihi* ***opportunius***
Advenire quam haec allatast mihi ***opportuna*** *epistula.*
Nam haec allata ***cornu*** *Copiae est, ubi inest quidquid volo.*
Hic *doli,* ***hic*** *fallaciae omnes,* ***hic sunt*** *sycophantiae,*
Hic *argentum,* ***hic amica amanti*** *erili filio.*
Atque ego nunc me ut gloriosum faciam et copi pectore . . .

Große Götter, es errettet mich der Kerl schon durch sein Sein!
Trägt er doch die Spesen selbst mir, daß ich find den rechten Weg.
Ja Herr Zufall selbst vermöchte nicht zufäll'ger mir anitzt
Kommen als zufällig mir dies Brieflein fiel in meine Hand.
Ja es fiel wie in dem Märchen, wo ich finde, was ich will.
Find' so Listen, find' Betrug und find' so Schelmenstreiche auch,
Find so Geld und find das Liebchen dem verliebten jungen Herrn,
Und jetzt werd' ich groß mich machen und bin mächt'ger als zuvor . . .

Wie Terenz, selbst wenn er Begegnungen etwas ausführlicher gestaltet (so *Andria* 344ff., *Phormio* 195ff., 739ff., *Adelphoe* 320ff.), doch einfach und knapp ist im Vergleich zu Plautus und wie er da den Griechen näher steht (vgl. Schroeder Nov. com. fragm. 897 ff.), ist schon von Ed. Fraenkel gesehen worden. Ein einziges Mal im *Phormio*, 841ff., kommt es zu einem größeren Geplänkel bei einer Begegnung. Freilich auch hier sind die Töne sanfter als Plautus sie liebt. Es fehlt der mächtige Wortschwall, die echt italische Altercatio. (Vgl. z. B. auch Cicero *Epist. ad Att.* I 16, 10.)

Terenz geht eben mit einer ganz charakteristischen Art an den Stoff heran, er gestaltet ihn, wie wir sahen, nach dem Prinzip der geschlossenen Form. Sie steht ihm offenbar höher

als das Ausführen einer Szene ohne Rücksicht auf das Ganze, als das Aufgehen im Skurrilen an der einzelnen Stelle, als das Herausrücken einer Rolle aus dem Rahmen des Stückes. So findet er den Weg zu Menander, nicht weil er ihm einfach nachahmen will, dagegen spricht, daß er von ihm so vielfach abweicht, sondern weil er seinem innersten Wesen nach eben der geschlossenen Form näher steht als Plautus. Beweis hierfür auch, daß er in seinem ersten Stücke die Andria und nicht die Perinthia wählt, daß er ferner im Phormio, den er doch frei gestaltet, nicht zum Plautiner wird. Er stellt neben Plautus eine für uns faßbare, eigenartige Persönlichkeit dar; ist Plautus in seiner Kunst den Künstlern des Barock verwandt, so steht Terenz entschieden dem Typus näher, den wir mit H. Wölfflin in den Werken der Hochrenaissance erkennen und den wir als Klassik bezeichnen (Zur Namengebung vgl. O. Walzel, Deutsche Literaturzeitung 1928, S. 229ff.).

Damit stimmt nun auch die Art, wie Terenz die Metrik und Sprache behandelt. Auch Terenz schreibt Arien, auch er kennt Polymetrie. Sie war durch die Gattung einfach geboten. Aber wie die Analyse der Maße der Hecyra, mit denen des Pseudolus verglichen, augenfällig zeigt, folgt auch hier Terenz dem Zug nach der geschlossenen Form. Er kennt nur Jamben und Trochäen; die Anapäste, Kretiker und Bakcheen, die Glykoneen, Dochmien sind geschwunden. So sind die Lieder einfacher, das ganze Stück auch in dieser Beziehung einheitlicher und wenn auch vom Sprechdrama des Menander noch immer weit entfernt, doch ihm näher als die Stücke des Plautus.

Auch in einer Einzelheit läßt sich der Unterschied beider Dichter charakteristisch nachweisen und nun erklären. Es handelt sich um den Hiat. Plautus läßt ihn an den aus der Geschichte des Sprechverses (vgl. oben S. 60, anders urteilt jetzt Ed. Fraenkel) erklärlichen Stellen zu, Terenz meidet ihn zwar nicht, wie man früher meinte, völlig, doch ist das Vorkommen bei ihm sehr beschränkt.

Die Sprache des Terenz läßt sich in gleicher Weise beschreiben und erklären. Er ist wie Plautus ein Meister des Wortes. Wie er kennt er alle Mittel, über die die Sprache verfügt, doch auch in der Art, wie die Menschen reden, zeigt sich, daß der Dichter das Übermaß meidet. Er zeigt die Menschen im Alltag und läßt sie diese Sprache reden; doch er führt uns vor allem die Vertreter der bürgerlichen Gesellschaft vor oder Leute, die in diesen Kreisen verkehren; so entfernt sich naturgemäß seine Rede vom Vulgären. Es war ein Mißgriff, wenn ein Forscher z. B. die Sprache des Demea als vulgär zu erweisen suchte. Im Gegenteil, es spiegelt Terenz in seinen Stücken die Umgangssprache der Gebildeten seiner Zeit wider. Wir können das an Einzelheiten beobachten: Substantiva personalia auf *o* — *onis* haben entschieden vulgären Charakter, Plautus verwendet sie häufig, die Tragödie und das Epos meiden sie, bei Terenz treten sie zurück, doch es finden sich einige und von dem Worte *nebulo* wissen wir, daß es im Scipionenkreis verwendet wurde (*Livius* XXXVIII 56, *Gellius* IV 18, 3). Fremdwörter gebraucht er nur dann, wenn sie ganz üblich sind, Neuerungen unterläßt er; die vollen Verbalformen treten bei ihm im Gegensatz zu Plautus zurück, weil sie aus der Sprache der Gebildeten schwanden. Vulgäre Schimpfwörter finden sich bei ihm nicht nur seltener als bei Plautus, ja sogar seltener als bei Cicero in den Invektiven und Briefen.

Die Kunstmittel der Sprache, besonders die Klangfiguren, gebraucht er ebenfalls anders als Plautus, das hat schon Leo in den Analecta Plautina gezeigt: Alliteration und Paronomasie treten bei ihm zurück; natürlich gebraucht er sie, aber dann mit besonderer Wirkung und trägt so auch sprachlich zur Charakterisierung der Person bei.

So wenn Geta, der erregte, für seine Herrschaft besorgte Sklave ruft: *Adelphoe* 319

ruerem agerem raperem tunderem et prosternerem

derselbe 471

lacrumans, orans, obsecrans,
fidem dans, iurans

In Erregung sagt Laches *Hecyra* 242

ubi duxere impulsu vostro, vostro impulsu easdem exigunt

oder Bacchis 840

multa ex quo fuerint commoda, eius incommoda aequomst ferre

oder Phidippus erfreut 639

Natus est nobis nepos.

Besonders gut gebraucht Terenz schon, sowie Cicero in der Erzählung, dem Umgangston entsprechend, Asyndeta, z. B. sagt Bacchis *Hecyra* 816ff.:

Quantam obtuli adventu meo laetitiam Pamphilo hodie!
Quot commodas res attuli! quot autem ademi curas!
Gnatum ei restituo, qui paene harunc ipsiusque opera periit;
Uxorem, quam numquam est ratus posthac se habiturum, reddo;
Qua re suspectus suo patri et Phidippo fuit, exsolvi.
Hic adeo his rebus anulus fuit initium inveniundis ....
Eum haec cognovit Myrrhina in digito modo me habentem,
Rogat unde sit: narro omnia haec: inde est cognitio facta.

Wie sehr erfreut hab' heute ich den Pamphil durch mein Kommen.
Wie vielen Vorteil bracht' ich ihm, hab' Sorge ihm genommen.
Den Sohn, den fast verloren er, den bring ich ihm jetzt wieder.
Die Frau, die ganz er aufgab schon, gab ich zurück ihm sicher.
Der Alten Argwohn gegen ihn, er ist durch mich verfloh'n.
Dies Ringlein hier allein war Grund, daß alles dies gescheh'n .....
Ihn hat erkannt am Finger mein Myrrhin, wie ich ihn trage.
Sie fragt, woher er sei. Ich sag's. So ward erkannt dann alles.

So bleiben die Dramen auch in der Verwendung der sprachlichen Mittel in der ihnen durch den Inhalt gegebenen Gesellschaftsschicht; es ist auch hier derselbe Kunstwille des Terenz, sein Trieb zur geschlossenen Form deutlich zu erkennen.

Das wird noch deutlicher, weil Terenz ganz gut dort, wo es ihm stilgemäß richtig erscheint, von den sprachlichen Mitteln anderen Gebrauch macht. Leo hat gezeigt, wie die Prologe wirkliche Reden an das Publikum sind, hier gebraucht er in echt lateinischer Art die mannigfachen Rede- und Klangfiguren, freilich nicht in der Häufung des Plautus, sondern in der z. B. auch durch Katos Sprache verbürgten Weise der gehobenen lateinischen Prosa. So beginnt der Prolog des *Eunuchus*:

Si quisqamst qui placere se studeat bonis
Quam plurimis et minime multos laedere,
In his poeta hic nomen profitetur suom.
Tum si quis est qui dictum in se inclementius
Existumavit esse, sic existumet:
Responsum, non dictum esse, quia laesit prior,
Qui bene vertendo et easdem scribendo male
Ex Graecis bonis Latinas fecit non bonas.

Wo jemand strebt, daß Guten er gefällt,
Recht vielen und nicht viele er durch Hohn verletzt,
In diese Kompanei reiht sich der Dichter ein.
Wenn ferner einer ist, der meint, es sei
Etwas gesaget gegen ihn, so mein er so:
Es sei nur Antwort, weil zuerst er selbst verletzt,
Dieweil er treu zwar übersetzt, doch schlecht der Stil
Und so ein gutes Stück nicht gut geworden ist.

Terenz ist für uns gegenüber Plautus ein Künstler, der nach der geschlossenen Form der Klassik strebt; in seiner Weise hat ihn so schon *Euanthius* im 4. Jh. n. Ch. (S. 20, Weßner), charakterisiert:

„Das ist an den Eigentümlichkeiten des Terenz wundervoll, daß seine Stücke so maßvoll sind *(eo sunt temperamento)*, daß sie weder anschwellen zur Höhe der Tragödie, noch sich erniedrigen zur Schlichtheit des Mimus. Dazu wird nichts Unklares von ihm gesagt und nichts, was erst von Gelehrten zu erforschen ist, was des öftern Plautus tut und wodurch er an vielen Stellen dunkler ist. Ferner ist er stets so streng auf Inhalt und Stil bedacht, daß er überall sich in Acht genommen und dafür gesorgt hat, was da schaden kann, und daß er die Mitte mit dem Anfang und dem Schlusse so verklammert hat, daß nichts dem anderen nur zugefügt, sondern das Ganze aus sich heraus passend und aus einem Gusse gefertigt erscheint. Das ist auch wundervoll an ihm, daß er niemals vier Personen so vermischt, daß ihre Unterscheidung schwierig ist, desgleichen, daß er den Schauspieler nicht gleichsam außerhalb des Spieles zum Publikum sprechen läßt, ein Fehler, der bei Plautus so häufig ist."

Euanthius sieht als Charaktereigenschaft an, was ein bestimmter Kunsttrieb ist; jedenfalls ist es aber falsch, wenn man immer wieder seit Mommsen (RG II, 431ff.) die Dichtung des Terenz nur aus dem Milieu zu erklären sucht und meint, er habe eben die dem Kreise der Scipionen angemessene Weise, die griechischen Vorbilder nachzubilden, angestrebt. Scipio Aemilianus der Jüngere und sein Freund C. Laelius waren, wie schon Santra (vgl. S. 135) richtig bemerkt hat, zu jung, um einen wirklichen Einfluß auf ihn zu üben, obgleich sie später den Dichter beim Volke zu fördern suchten. Auch sind die *Boni* (*Eunuchus* Prol. 1) keineswegs im politischen Sinne als die Optimaten zu fassen; dem Dichter war es gewiß um den Beifall der Menge zu tun (*Andria* Prol. 3); er verteidigt sich und kämpft in den Prologen nur mit der literarischen Kritik der Gegner. Ferner zeigt auch der *Eunuch*, das Stück, das solchen Beifall gefunden hat, daß es zweimal hintereinander aufgeführt und besonders gut bezahlt wurde, die für die geschlossene Form wesentlichen Eigenarten. Es ist also nicht richtig, daß Terenz die Palliata dem Volke entfremdete und so zu ihrem Niedergang beigetragen hat. Wir wissen nicht zu viel von den Dichtern um und nach Plautus und Terenz, jedoch genug, um zu sehen, daß die Palliata noch bis in die Zeit Ciceros lebte (*Epist. ad fam.* IX 22, 1). An ihrem Niedergang trug sicher Schuld, daß eben in Plautus, Caecilius und Terenz der Höhepunkt erklommen war und die anderen Dichter nicht gleich Großes und Wirkungsvolles schufen, ferner, daß die Spielgeber anderen Formen dramatischen Spieles den Vorzug gaben, weil sie neuen Moden huldigten.

ANDERE PALLIATENDICHTER

Volcacius Sedigitus, ein Literarhistoriker etwa um 130 v. Chr., hat nach dem Muster der alexandrinischen Philologen einen Kanon von zehn Dichtern wohl ganz willkürlich zusammengestellt und geordnet; durch ihn lernen wir eine Reihe von Zeitgenossen und Nachfahren der großen Palliatendichter, also einige aus dem Dichterflor (vgl. oben S. 100), kennen. Ein Fragment hat Gellius XV 24 aufbewahrt, es stammt nach seiner Angabe aus einem in Senaren abgefaßten Lehrgedicht *De poetis*, in dem, wie auch die Terenzvita beweist, das Leben der Dichter und einzelne Stücke ausführlich besprochen waren. Volcacius spricht wohl in der Einleitung also (Text bei Baehrens Fragm. Poet. Rom. 279, Diehl a. a. O., p. 148):

Multos incertos certare hanc rem vidimus,	Um dies sah'n streiten wir gar viele ungewiß,
Palmam poetae comico cui deferant.	Wem sie die Palme reichen von den Komikern.
Eum meo iudicio errorem dissolvam tibi,	Den Streit werd ich dir lösen ganz nach meinem Kopf,
Ut contra si quis sentiat, nihil sentiat.	So daß, wer anders denkt, nichts Rechtes denkt fürwahr.
Caecilio palmam Statio do mimico.	Ich geb die Palme dem Caecilius zuerst.
Plautus secundus facile exsuperat ceteros.	Es übertrifft als zweiter Plautus alle leicht.
Dein Naevius, qui fervet, pretio in tertiost.	Ob seines Feuers hat dann Naevius Platz drei.
Si erit, quod quarto detur, dabitur Licinio.	Ein vierter Preis gebührt, wenn er gebührt, Licin.
Post insequi Licinium facio Atilium.	Nachher laß folgen ich dem den Atilius.
In sexto consequetur hos Terentius,	Als sechster wird Terenzius nachfolgen nun.

Turpilius septimum, Trabea octavum optinet,
Nono loco esse facile facio Luscium.
Decimum addo causa antiquitatis Ennium.

Turpil folgt als der siebte, dann kommt Trabea.
Den neunten Platz laß ich nun leicht dem Luscius.
Als zehnten geb ich drauf aus Ehrfurcht Ennius.

Trotz einzelner Bemerkungen bei den verschiedenen Schriftstellern und einiger Fragmente (vgl. Ribbeck a. a. O., S. 39, 37, 98, 36, 96, 5), können wir uns kein anschauliches Bild von diesen Dichtern machen. Am ehesten ist noch *Luscius Lanuvinus*, der Rivale des Terenz, durch dessen Polemik in den Prologen und die Erklärungen des Donat zu fassen. Wir erfahren so, daß er ein *Phasma* (Gespenst) und einen *Thensauros* (Schatz) geschrieben hat. Wenn ferner Terenz ihm vorwirft

insanum scripsit adulescentulum
Cervam videre fugere et sectari canes
Et eam plorare, orare, ut subveniat sibi

Er hab' nen tollen Jüngling vorgeführt,
Der eine Hirschkuh flieh'n und Hunde sie
Verfolgen sieht und wie sie weint und
Fleht, er mög' ihr Beistand leisten. *(Herbst)*

so ist das recht wertvoll für seine Beurteilung. *Insanus* beweist klar (so Hauler, anders Leo), daß ein Jüngling vorgeführt wurde, der durch Liebe dem Wahnsinn nahe, irre redete, ja seine Geliebte als verfolgte Hindin zu sehen meinte. Szenen solcher Art gehörten der Tragödie an. Dem der geschlossenen Form zustrebenden Terenz mißfielen sie, bezeichnenderweise findet sich derlei bei Plautus (*Mercator* 931 ff., *Rudens* 728 ff., *Menaechmi* 836 ff., 862 ff.); solche Buntheit paßt eben in den Stil des Barock.

Die Zahl der für die Spiele erforderlichen Stücke war groß, groß daher die Produktion und die Zahl der Dichter.

Außer den bei Volcacius in der willkürlichen Auswahl angeführten Poeten der Palliata können wir noch andere namhaft machen, so Juventius (*Varro De ling. Lat.* VII 65, VI 50, *Gell.* XVIII 12, 2, *Charisius Gram. Lat.* K. I 221, 16), Vatronius (*Corp. Gloss. Lat.* V 8, 20), endlich Aquilius (*Varro De ling. Lat.* VI 89, *Gell.* III 3, 3).

Natürlich waren nicht alle diese Dichter ausgeprägte Künstler mit fest umrissenem Kunsttrieb, sie schlossen sich an ihre erfolgreichen Vorgänger an; so müssen wir schließen, daß Aquilius den Plautus derart zum Muster nahm, daß ein von dem älteren Accius (vgl. S. 45) ihm zugeteiltes Stück *Böotia* von Varro und dann von Gellius auf Grund des Stiles als plautinisch erklärt werden konnte. Ein hungriger Parasit jammert darin (*Gellius* III 3, 3) mit Wortspielen, wie sie Plautus liebt:

Ut illúm di perdant primus qui horas repperit
Quique adeo primus statuit hic solarium,
Qui mihi comminuit misero articulatim diem!
Nam me puero venter erat solarium,
Multo omnium istorum optimum et verissimum.
Ubi is te monebat, esses, nisi quom nihil erat,
Nunc etiam quod est, non estur, nisi Sol lubet.
Itaque adeo iam oppletum oppidum est solariis.
Maior pars populi / aridi reptant fame.

Der Götter Fluch dem, der erfand das Maß der Zeit
Und der zuerst hier aufgestellt 'ne Sonnenuhr,
Der mir, dem Armen, hat den Tag stückweis gekürzt.
Denn in der Knabenzeit, da war der Magen Uhr
Und war die beste und am allerwahrsten auch.
Sobald er mahnte, aß man, wenn's zu essen gab.
Jetzt, auch was da ist, ißt man nur nach Laun' des Sol.
Und so ist zwar von Sonnenuhren voll das Volk,
Doch alles schleicht mit Magenknurren stets umher.

Bedenkt man, daß, wie Ritschl (Parerga 208) schon sah, die Sonnenuhr zu Plautus' Zeit noch wenig in Rom verbreitet war — 294 hatte Papirius, 264 Valerius Messala eine aufgestellt, 165 brachte erst Marcius Philippus eine verbesserte —, so wird man vielleicht doch aus sachlichen Gründen das Stück als nachplautinisch ansehen. Dagegen spricht gar nicht, wenn hier nur eine Übertragung aus dem griechischen Original vorliegt; denn in einer so augenfälligen Sache hätte Plautus Rücksicht auf das römische Publikum genommen.

Die Stilreinheit, vor allem aber die *pura oratio*, die auch der späteren Zeit verständlich und genehm war, haben Terenz bald zum Schulschriftsteller werden lassen. So wurden seine Schriften vielfach erläutert. Uns ist der große Kommentar des Grammatikers und Rhetors Aelius Donatus aus der Mitte des 4. Jh. n. Chr. erhalten.

Donat war unter anderem Lehrer des Hieronymus gewesen, Chron. zum Jahre 2370 = 353 n. Chr. berichtet dieser: *Victorinus rhetor et Donatus grammaticus, praeceptor meus, Romae insignes habentur.* Aus der Lehrtätigkeit Donats erwuchsen nicht nur seine Grammatiken, die *Ars minor* oder *prima* und die *Ars maior* oder *secunda*, sondern auch seine Kommentare, zu Vergil nur z. T. und zu Terenz ganz erhalten, doch der Kommentar zum Hautontimorumenos fehlt. Daß er in diesen Kommentaren die Arbeiten seiner Vorgänger benutzte, ist selbstverständlich (vgl. die Vita S. 134ff.). Die Frage nach der Eigenart des Terenzkommentars ist aber erschwert, weil die Handschriften eine etwa im 6. Jh. n. Chr. entstandene, von mehreren Redaktoren stammende Bearbeitung und nicht den reinen Donattext bieten. In diesen Donatkommentar wurde gewiß auch — doch unsicher ist es, in welchem Umfang — der Kommentar des Euanthius hineingewebt. Euanthius war älterer Zeitgenosse des Donat. Von ihm berichtet *Hieronymus* z. J. 358 n. Chr.: *Euanthius eruditissimus grammaticorum Constantinopoli diem obiit.*

Literatur:

C. Dziatzko, P. Terenti Afri comoediae. Leipzig 1884.
R. Kauer, W. M. Lindsay, P. Terenti Afri comoediae, Oxford 1926.
A. Spengel, Die Komödien des Terentius, I. Bd. Andria. — Die Komödien des Terentius, II. Bd. Adelphoe.
E. Hauler, Ausgewählte Komödien des P. Terentius Afer von K. Dziatzko. Erstes Bändchen: Phormio, 4. Aufl., 1912.
R. Kauer, Zweites Bändchen: Adelphoe, 2. Aufl., 1903.
G. Jachmann, Die Geschichte des Terenztextes im Altertum. Basel 1924.
G. Rodenwaldt, Cortinae, Nachr. d. Gött. Gel. Ges. Göttingen 1926.
E. Hauler, Terentiana. Quaestiones cum specimine lexici. Wien 1882.
A. Engelbrecht, Beobachtungen über den Sprachgebrauch der lat. Komiker. Wien. Stud. VI (1884), S. 216ff.
A. C. Flickinger, A study of Terence's Prologues. (Vergl. A. Klotz, Phil. Wochenschrift XLVIII [1928] 697ff.)
P. Tschernjaew, Terentiana, Kasan 1900.
P. Wahrmann, Vulgärlateinisches bei Terenz, Wien. Stud. XXX (1908), S. 75ff.
A. Klotz, Der Hiatus bei Terenz, Hermes LX (1925), S. 317ff.
H. Sieß, Über die Charakterzeichnung in den Komödien des Terenz. Wien. Stud. XXVIII (1906), S. 229ff. und XXIX (1907), S. 31ff.
E. Meyerhöfer, Der Aufbau des Terenzischen Eunuchen. Erlangen 1927. (Vergl. E. Wüst, Phil. Wochenschrift XLVIII [1928] 550ff.)
G. Norwood, The art of Terence. Oxford 1923.
J. Herbst, Des P. Terentius Lustspiele. Berlin 1890ff.
Codices Gr. et Lat. photographice depicti duce S. de Vries, tom. VIII: ed. Ericus Bethe. Leiden 1903.
J. von Wageningen, Album Terentianum, Groningen 1907.
E. Roemer, Dürers .... Wanderjahre. Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen. XLVIII (1927), Hefte 1, 2 (Über den Einfluß der hds. Terenzillustrationen auf Dürer).
H. Omont, Comédies de Térence, Paris 1907.
R. Kauer, Bericht über die Terenzliteratur, Bursians Jahresberichte CXLIII 1909.
Donatausgabe: P. Weßner, Leipzig I, 1902; II, 1905. (Über die Donatfragen: P. Weßner in Bursians Jahresberichten, CXIII, 1903 und CLXXXVIII, 1921.)
Ed. Fraenkel, Die Vorgeschichte des Versus quadratus, Hermes LXII (1927), S. 357ff.
K. Mras, Plautus' Polymetrie, Festschrift f. Kretschmer. Wien 1926. S. 142ff.
E. Lenz, De P. Terentii Afri figuris verborum, Horn 1910. 1911.

M. PORCIUS KATO (234—149 v. Chr.)

In den Kriegen mit den rassefremden Puniern, besonders aber im Kampf mit Hannibal war die Rom beherrschende Nobilität in zwei Lager geteilt. Die einen vertraten infolge ihrer Gebundenheit an die heimatliche Scholle eine italische Kontinentalpolitik, der Führer dieser Gruppe war Q. Fabius Verrucosus, zubenannt der „Zauderer". Eine zweite Partei scharte sich um die Scipionen, besonders seit der geniale Africanus in das Getriebe der römischen Politik mit starkem Eigenwillen eingriff. Ihm schwebte klar die Erweiterung des Imperium Romanum über den Orbis terrarum vor, also statt einer Beherrschung der romanisierten Apenninenhalbinsel die Weltherrschaft. Diesem Ringen auf politischem Gebiete entsprach auch ein geistiger Kampf. Sollte sich das Römertum selbständig und unbeeinflußt von der Geistigkeit der Griechen entwickeln, sollten also auch die Römer wie die anderen den Griechen benachbarten Nationen Barbari bleiben oder sollte der eigenartige griechische Geist in Rom dauernd seine Heimat finden? Schon Andronicus und Ennius sind uns als Vertreter des neuen Geistes entgegengetreten, Naevius und Plautus haben als Dramatiker bei starkem völkischen Einschlag mit ihm gerungen. Bei Terenz begegnet eine starke Betonung der Erziehungsfragen und der sozialen Schichtungen. Worin lag nun die besondere Eigenart dieses griechischen Geistes? War es wirklich nur die Bereicherung durch neue Stoffe und Formen, durch neues Wissen und neue Erkenntnisse? Nein, es handelte sich um mehr. Es ging um einen neuen Sinn des Lebens, um eine neue Werteinschätzung des Daseins. Sokrates und die Sophisten hatten die „Menschenbildung" gelehrt und geübt und die Griechen geistig revolutioniert. Die Frage um die Jugendbildung war seither nicht mehr zur Ruhe gekommen. Philosophen und Rhetoren stritten um die Seele der Jugend und damit der Nation. (Vgl. Arnim, Dio v. Prusa I). *Παιδεία*, Ausbildung zum „besten" Leben erstrebten die hellsten Köpfe der Griechen. So stand auf der einen Seite die alte römische Virtus, auf der anderen die neue Humanitas oder Cultura animi (vgl. W. Jaeger, Antike IV 1), die die geistige Ausbildung und Veredelung bot. Der Humanismus als Lebensform machte in Rom sein Recht geltend und wir schauen hier den ersten Kampf, den der Humanismus geführt hat. Wir wissen, daß die Idee des Humanismus siegte und in der neuen griechisch-römischen Kultur ihren Ausdruck gefunden hat. Wir werden sehen, wie diese durch den Humanismus bedingte griechisch-römische Kultur noch in dem Christentum einen neuen, sie wesensbestimmenden Einfluß erfuhr.

Der erste Römer, der in den griechischen Einflüssen nicht nur das Bildungsproblem erkannte, sondern als Römer dazu Stellung nahm, war M. Porcius Kato. Darin besteht seine besondere Bedeutung für die Geschichte der Entwicklung des europäischen Geisteslebens überhaupt, darin ist aber auch seine Stellung innerhalb der römischen Literatur wesentlich bedingt. Wenn er den gräzisierten Ennius nach Rom führt, wenn er selbst an den Vorträgen der in Rom weilenden Philosophengesellschaft der Stadt Athen teilnimmt (*Quint. Inst. Or.* XII 1, 34), die aus dem Akademiker Karneades, dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaos bestand, und doch auf eine schnelle Verabschiedung drängt (*Plut.* a. a. O. 22, *Cicero De or.* II 37, 38, *Gellius* VII 14, XVII 21 usw.), wenn er einen Senatsbeschluß zur Ausweisung griechischer Philosophen und Rhetoren erwirkt, wenn er den Begriff des altrömischen *vir bonus* festhält (*De re rust.* I, 1; 144, 3; Frag. *Or.* V 2, Frag. *Orig.* p. 16, 10 Jord.), andererseits ihn doch mit griechischem Gehalt erfüllt in seinem berühmten Satz *orator est . . . vir bonus dicendi peritus* (p. 80 Jord.), so sind uns dies noch kenntliche Phasen in dem Ringen des starken Römers mit dem neuen Bildungsgeist. Etwa hundert Jahre nach Katos Tod erscheint er Cicero als der

Idealrömer. Das kann nicht mehr wundernehmen. Cicero, der die Synthese zwischen Römer- und Griechentum in sich vollzogen hat und für sie literarisch tätig gewesen ist, er hat zwangsläufig und richtig auch in Kato ein Vorbild erkannt.

Sowie Kato auf geistigem Gebiet unter schwerem Ringen den alten römischen Nationalgeist, die Virtus Romana, endlich irgendwie mit der griechischen Humanitas verbunden hat, so hat er auch in dem Gegensatz zwischen den herrschenden Adelsfamilien infolge seiner bäuerischen Abstammung und seines aggressiven Charakters den Sturmbock abgegeben, der von dem italisch orientierten Adel gegen das Haus der Scipionen vorgetrieben wurde, schließlich aber hat er dank seiner für die wirklichen Verhältnisse eingestellten Natur mit dem einst befehdeten Haus der Kornelier Bande der Verschwägerung geknüpft und so auf politischem Gebiete dem neuen Zeitgeist gedient. Hier liegt die zweite Triebfeder für seine publizistische Tätigkeit. Durch den politischen Kampf wurde Kato zum Redner und Historiker; wohl nach dem Beispiel des Appius Claudius Caecus veröffentlichte er Reden als wirkungsvolle politische Broschüren. Vorzüglich als Redner preist ihn auch Livius XXXIX 40: . . . „Und er war nicht von solcher Art, daß seine Beredsamkeit nur solange er lebte, Kraft gehabt hat, kein Denkmal seiner Beredsamkeit aber jetzt mehr vorhanden wäre; im Gegenteil, es lebt und blüht seine Beredsamkeit verewigt in Schriften aller Art . . .“

108. Der ältere Scipio.

In der Munizipialstadt Tusculum als Sohn einer Bürger- oder Bauernfamilie, die ein Gut im Sabinischen hatte, im Jahre 234 v. Chr. (*Cicero Cat. Mai.* 10, *Plutarch, Cat. Mai.* I 10, unrichtig *Livius* XXXIX 40, 2, *Plutarch* a. a. O. XV 6) geboren, stand er bereits als Siebzehnjähriger im Felde gegen Hannibal (*Nepos Cat.* I 2, *Plin. Nat. Hist. Praef.* 10), und hat auch sonst im Hannibalischen Kriege tapfer mitgetan. Der Politik gewann ihn sein adeliger Gutsnachbar L. Valerius Flaccus, durch ihn kam er in den Kreis des Fabius Cunctator und nun ist der Neuling in raschem Aufstieg stets irgendwie hinter Scipio her. 205 wird er Quaestor und folgt P. Scipio nach Sizilien, wo er dessen Freigebigkeit und Kassegebahrung tadelt, desgleichen daß er in der Palaestra nach griechischer Art turnt. In Sardinien traf er mit Ennius zusammen und nahm ihn nach Rom mit, vielleicht hoffte er in dem Halbgriechen einen Bundesgenossen gegen die Scipionen zu finden. 199 war Kato plebejischer Aedil, 198 Praetor in Sardinien, wo er für die Provinzialen gegen die Wucherer auftrat. 195 gelangte er zum Konsulat und war in Spanien, dem eigentlichen Tummelplatz der Scipionen, so erfolgreich im Kampf gegen die Feinde, daß ihm der Senat ein dreitägiges Dankfest zubilligte (*Livius* XXXIV 21,8; 42,1) und er den Triumph in Rom beanspruchte (*Orat.* 1 u. 4 Jord.).

191 war er neben L. Scipio Legat oder Kriegstribun des dem großen Scipio ergebenen Acilius Glabrio im Krieg gegen Antiochos den Großen und führte durch die Einnahme eines Kastelles auf dem Oeta (*Livius* XXXVI 17, 1, *Plutarch* a. a. O. 13; *Cic. Cato Mai.* 10) die Flucht des Königs aus Griechenland herbei und verdunkelte so den Sieg des seinem Bruder Lucius als Legaten beigegebenen Africanus über den König in Kleinasien (190). Wieder wurde ihm ein dreitägiges

Dankfest bewilligt (*Livius* XXXVI 21,9). Als im Wettbewerb um die Zensur im Jahre 189 Scipio Nasica und Acilius Glabrio die meisten Aussichten hatten, ließ er durch befreundete Tribunen den Konsular Glabrio wegen Beuteunterschleifs vor dem Volksgericht belangen und verhinderte so die Wahl. Den Hauptschlag führte er aber 185 gegen Scipio Africanus. Der Volkstribun Naevius leitete, von Kato getrieben, einen Prozeß gegen Scipio Africanus ein, er habe dem Großkönig Antiochos um Geld einen günstigen Frieden gewährt. Wenn auch Scipio, da zufällig ein Verhandlungstag auf den Jahrestag der Schlacht bei Zama fiel, durch eine große Geste — er gehe aufs Kapitol, um den Göttern zu danken — für den Augenblick die Menge für sich hatte, so strengte doch Kato durch einen anderen Tribunen erfolgreich einen Bestechungsprozeß gegen L. Scipio und seine Legaten an. 184 wurde Kato mit Valerius Zensor, gemeldet hatten sich aber auch P. und L. Scipio, ferner M. Fulvius Nobilior (*Livius* XXXIX 40), 183 ging Africanus in die freiwillig gewählte Verbannung auf sein Gut Liternum in Kampanien. Kato hat später seinen Sohn aus erster Ehe mit Licinia, M. Porcius Kato Licinianus, dessen vorzügliche geistige Anlagen er durch eine sorgfältige Erziehung zu fördern bestrebt war, mit Aemilia, der Tochter des Siegers bei Pydna, L. Aemilius Paulus, und der leiblichen Schwester des jüngeren Scipio Africanus vermählt. An den alten Kato schloß sich ferner in seiner Jugend der jüngere Africanus an. (Cic. Cat. Mai 3ff.; De re publ. II 1, *De inventione* I 5). Ein Rest aber des alten Gegensatzes in der Politik zeigt sich, wenn P. Cornelius Scipio Nasica an den Grundsätzen des älteren Africanus festhielt und Katos Ansicht, Karthago müsse zerstört werden, bekämpfte.

A. REDEN

Nach Cornelius Nepos hat Kato von seiner Jugend an Reden niedergeschrieben und veröffentlicht, nach Cicero hat er (*Cato Mai.* 38) erst im Greisenalter seine Reden für die Veröffentlichung gesammelt und zurecht gemacht. Wir kennen keine Rede vor dem Konsulatsjahr und sehen deutlich, daß er eine Anzahl konsularischer Reden gemeinsam in mehreren Büchern herausgab, ja mit Nachträgen versah, woraus sich ergibt, daß sie nicht vor 184 veröffentlicht sein können; denn er gedenkt darin seiner eigenen Zensur (Frg. 27, Jord.). Cicero (*Brut.* 65) kannte 150 Reden, wir haben Fragmente von etwa 80. In den Reden spiegeln sich die politischen Kämpfe Katos, doch es sind auch Reden in Privatsachen erkennbar. Aus den vielen (44) Prozessen, in denen er angeklagt war (*Plinius Nat. Hist.* III 100), haben sich Fragmente von 4 Reden erhalten. Reden hat er sicherlich auch dadurch bekannt gemacht, daß er sie in sein Geschichtswerk einlegte. Wir wissen dies sicher von der Rede für die Rhodier (167) und von der gegen Servius Galba für die Lusitaner (149).

Als die Römer gegen Perseus Krieg führten, hatten die Rhodier, die im Kriege gegen Philipp und Antiochos auf Seite der Römer standen, unter dem Einfluß einer römerfeindlichen Fraktion zu Gunsten des Friedens verhandelt. Das hatte Mißstimmung erregt. 167 kamen Gesandte nach Rom, um zu verhüten, daß man gegen die Insel vorgehe. Die Gesandten erschienen im Trauergewand in der Kurie. Kato trat für sie ein: Er warnt die Väter, jetzt, wo sie im Glücke seien, einen unglückseligen Beschluß zu fassen, und fährt also fort:

„Und ich meine gar, die Rhodienser wollten nicht, daß wir den Krieg so glücklich zu Ende führen, wie er geführt worden ist, und auch nicht, daß König Perseus besiegt werde. Aber nicht nur die Rhodienser wollten dies nicht, sondern viele Völker und viele Nationen haben dasselbe nicht gewollt, meine ich. Und vielleicht hat ein Teil von ihnen gar nicht unserer Herabsetzung wegen diesen Ausgang nicht gewollt; indessen sie haben dies gefürchtet: Wenn nun kein Mensch wäre, den wir scheuten, würden wir, was immer uns beliebte, tun, ferner daß sie nur unter unserer Herrschaft unsere Knechte wären. Ihrer Freiheit wegen sind sie so gesinnt gewesen, meine ich. Und doch haben die Rhodienser dem Perseus von Staats wegen niemals geholfen. Überleget, um wieviel vorsichtiger wir im Privatleben gegen einander sind. Denn jeder einzelne von uns, wenn er meint, etwas geschehe gegen seinen Vorteil, stemmt sich mit aller Macht dagegen, daß es geschehe: Dies haben sie sich doch gefallen lassen."

Der Haß gegen Unrecht hat ihn oft zum Anwalt der Provinzialen gemacht, so auch noch in seinem Todesjahr zu dem der Lusitaner. Der Statthalter Servius Sulpicius Galba, der als Proprätor in Spanien tätig war, hatte die Lusitaner betrogen: Er versprach ihnen Landanweisungen, die Lusitaner erschienen ohne

Waffen, wurden überfallen und niedergemetzelt. Der Tribun L. Scribonius Libo belangte den Galba; gegen ihn trat auch Kato auf in einer wortreichen Rede (*Gellius* XIII 25,(24), 15): „Vieles hat mich abgemahnt hierher zu kommen: „Die Jahre, das Alter, die Stimme, die Kräfte, das Greisentum . . ." Freilich Galba wurde freigesprochen (*Cicero Brut.* 89), denn mit dem Angeklagten flehten seine beiden jungen Söhne und sein Mündel; Kato hatte sich zwar dagegen gewehrt. „Niemand solle seine oder fremde Kinder vorführen, um Mitleid zu wecken, noch Gattinnen oder sonst welche Weibsen." (*Orig.* VII. = S. 28 Jord.)

Galba, selbst ein tüchtiger Redner, war Kato schon von früher verhaßt, gegen ihn hatte er schon einmal im Felde gesprochen und dabei als Zeichen, wie seinen Ahnen unähnlich und entartet Galba sei, aus der Geschichte des Sulpicischen Geschlechtes eine von Gellius (I 23, Historia de *Papirio [Cichorius liest richtig Sulpicio] Praetextato . . .) dem Inhalte nach überlieferte Anekdote erzählt: (Cichorius Röm. Stud. S. 71ff.): „Sitte war es früher für die Senatoren zu Rom, in die Ratsstube mit ihren halbwüchsigen Söhnen zu gehen. Damals als im Rate eine bedeutende Angelegenheit beraten und sie auf den nächsten Tag verschoben wurde und man beschloß, die Angelegenheit, über die sie verhandelt hätten, solle keiner ausplaudern, bevor ein Beschluß gefaßt sei, fragte die Mutter des Knaben *Sulpicius, der mit seinem Vater in der Ratsstube gewesen war, den Sohn, was denn im Rate die Väter verhandelt hätten. Der Knabe antwortete, man müsse schweigen und dürfe es nicht sagen. Die Mutter wird wißbegieriger. Die geheimnisvolle Sache und die Verschwiegenheit des Knaben peitscht sie zur Nachfrage auf, sie fragt dringlicher und leidenschaftlicher. Die Mutter drängt und so entschließt sich der Knabe zu einer feinen und lustigen Lüge. Verhandelt sei im Rate worden, sagt er, ob es nützlicher scheine und dem Staate förderlicher sei, daß einer zwei Frauen habe oder daß eine zweien verheiratet sei. Wie sie das hörte, erschrak sie, erregt eilt sie aus dem Hause zu den übrigen Frauen. Es kommt zum Rate tags darauf eine Schar ehrenwerter Frauen. Unter Tränen und Beschwörungen bitten sie, es solle lieber eine zweien verheiratet sein als einem zwei. Die Ratsherren staunten bei ihrem Weg in die Ratsstube, was jene Aufregung der Frauen und was ihre Forderung bedeute. Der Knabe *Sulpicius trat mitten in die Ratsstube und erzählt, was die Mutter zu hören verlangt, was er selbst der Mutter erzählt und die Sache, wie sie gewesen war. Der Rat freut sich über die Verläßlichkeit und die Klugheit des Knaben und beschließt, daß in Zukunft Knaben mit den Vätern nicht in die Ratsstube gehen außer jener *Sulpicius allein. Und dem Knaben wurde später ehrenhalber der Beinamen „der Halbwüchsige" *(Praetextatus)* beigelegt wegen seiner Klugheit im Schweigen und Reden im halbwüchsigen Alter."

B. DAS GESCHICHTSWERK

Infolge seiner Tätigkeit als Politiker, wohl auch um sein eigenes Tun ins rechte Licht zu setzen und als Ergebnis mannigfacher Nachforschungen, in alten Überlieferungen, wie die eben erzählte Geschichte deutlich beweist, schrieb Kato römische Geschichte. Das Werk ist verloren. Fragmente sind überliefert; als Hauptbericht ist anzusehen, was wir bei Nepos lesen: (*Cato Mai.* III 2—4):

„Als Greis begann Kato (selbsterforschte und selbsterlebte) Geschichte zu schreiben. Davon gibt es sieben Bücher. Das erste enthält die Taten der Könige des römischen Volkes, das zweite und dritte die Ursprungsgeschichte jeder italischen Stadt. Deshalb dürfte er das Ganze „Ursprünge" (*Origines*) genannt haben. Im vierten ist der erste punische Krieg, im fünften der zweite enthalten. Und dies alles ist in den Hauptzügen dargestellt. Und die restlichen Kriege nahm er auf gleiche Weise durch bis zur Statthalterschaft des Servius Galba, der die Lusitaner ausplünderte. Und die Führer dieser Kriege nannte er nicht, sondern vermerkte ohne Namen die Geschehnisse. Ebenda setzte er auseinander, was in Italien geschehe oder gesehen werde an Merkwürdigkeiten. Im Werke tritt viel Arbeit und Fleiß zu Tage, doch keine Gelehrsamkeit."

Nepos hat das Werk gelesen, es war überhaupt noch bis in die späte Zeit eine oft aufgesuchte Quelle nicht nur von Grammatikern wegen einzelner Sprachformen, die freilich Priscian im 6. Jh. n. Chr. schon aus abgeleiteten Quellen haben dürfte, sondern vor allem wegen der Admiranda, der folkloristischen Tatsachen und der chronologischen Feststellungen; so verwendet das Werk nicht nur zur Zeit des Augustus der Grieche

Dionysios v. Halikarnass, sondern noch im vierten n. Chr. der Vergilerklärer Servius. Nepos hat vor allem Recht, wenn er das Werk als *historiae* (ἱστορία Erforschung) und nicht als *annales* bezeichnete. Denn nicht nur in der Einleitung zum ersten Buch (Fg. 1 P) weist der Autor selbst es zurück *populi Romani res gestas describere*, sondern er erklärt im Beginn des vierten Buches:

(Fg. 77 P): „Nicht beliebt es mir zu schreiben, was auf der Tafel beim Oberpriester sich findet, wie oft der Getreidepreis hoch war, wie oft dem Mond- oder Sonnenlicht Dunkelheit oder sonst was entgegengetreten ist."

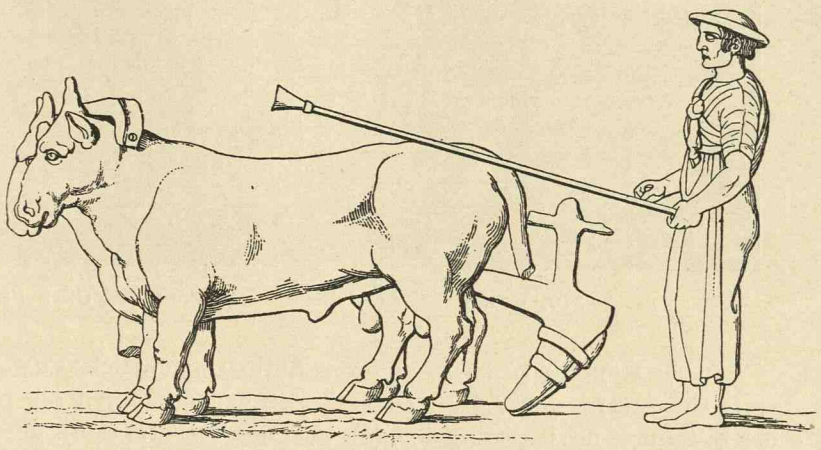
Wir können noch in den spärlichen Fragmenten immer wieder zeigen, wie entweder eigene Forschung und Erfahrung oder eigene Erlebnisse dem Werke seine eigentliche Prägung geben: Das gilt für den ersten Teil so gut, wie für den zweiten. Z. B. „daß zuerst Italien innegehabt gewisse Leute, die genannt wurden Aborigines. Diese seien nachher, durch die Ankunft des Aeneas mit den Phrygern verbunden, mit einem Namen Latiner genannt." Sallust nimmt dieses Forschungsergebnis auf. Kato berechnet die Gründung Roms auf 754 (Dionys. v. Hal. I 74 = Frag. 17 P). Er erzählt altitalische Bräuche, z. B. den bei der Städtegründung: „Die Gründer einer Stadt spannten einen Stier zur Rechten, eine Kuh auf die innere Seite und gegürtet nach Gabinerart, d. i. mit einem Teil der Toga das Haupt verhüllt, mit dem anderen aufgeschürzt, hielten sie die Pflugschar so eingebogen, daß die Schollen insgesamt einwärts fielen. Und so zogen sie eine Furche und kennzeichneten die Stellen der Mauern, den Pflug hoben sie aber empor, wo ein Tor sein sollte." (*Servius Aen.* V 755). Er schildert die Ligurer als unzuverlässig, verlogen und ungebildet (*fallaces sunt . . . inlitterati mendacesque sunt*), die Gallier als erpicht auf *gloire et esprit* (*pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui*). Er beschreibt die Schweinezucht der Insubrer: „Das Schwein pflegt so an Fett zuzunehmen, daß es sich stehend selbst nicht aufrecht halten kann und nirgendshin fortbewegen. Wenn einer die Schweine wohin bringen will, lädt er sie auf einen Lastwagen." Auf Anschauung beruht die Bemerkung: „Sobald einer in der Ebene von Tibur die Frucht geschnitten, sät er auf den Höhen, dort schneidet er zum zweiten Male die Frucht." Er bringt Etymologien vor, die ebenfalls oft auf Anschauung oder Erfahrung fußen: „Der Marser schlägt den Feind eher nieder als der Päligner, deshalb heißen sie *Marrucini*, ein von *Mars* hergeleiteter Name." „Weil der Ort Höhen beherrscht (*praestet*), hat er der Stadt den Namen *Praeneste* gegeben." All das gilt in gleichem Maße für den zweiten Teil des Werkes. „*Mapalia* heißt, wo sie (die Afrikaner) wohnen; das sind gleichsam runde Gehege." „Der Fluß Ebro, er entspringt in Kantabrien, ist groß und schön, aber auch fischreich." „In diesen Gegenden (Spanien) gibt es Eisenerze, sehr schöne Silbergruben, einen Riesenberg, rein aus Salz; soviel man wegnimmt, kommt wieder nach. Der Sirocco füllt einem, so man spricht, den Mund; einen bewaffneten Mann, ja einen Wagen samt der Last wirft er um." „Die Frauen sind mit Gold und Purpur bedeckt: Kopfhauben, Netz, Diademe, goldene Kränze, rote Bänder, leinene Binden, Felle, Hüllen" . . . usw.

Die Angabe des Nepos über die Stoffverteilung stimmt nicht mit den überlieferten Fragmenten; es war sicher der zweite punische Krieg mindestens bis zur Schlacht bei Kannae im vierten Buche erzählt (IV 12 Jord.). Auffallend ist der Titel, er paßt für die Bücher 4—7 ganz und gar nicht; das fiel schon den Alten auf (*Verrius Flaccus* bei *Festus* 198 M). Da Kato im zweiten Buche (*Plinius Nat. Hist.* III 114) die Gründung von Ameria nach dem Krieg mit Perseus datierte (168), andererseits in seinem Todesjahr noch an dem Werke arbeitete (*Cicero Cat. Mai.* 38) und die Rede gegen Galba verwertete (*Cicero Brut.* 84), ist die Annahme berechtigt, daß die Bücher 1—3 im Jahre 168 geschrieben und veröffentlicht sind. Für sie paßt auch der Titel *Origines*. Er knüpft da gewiß an die in hellenistischer Zeit üblichen Gründungsgeschichten κτίσεις an. Nicht aber darf man glauben, daß Kato irgendeiner bestimmten Quelle gefolgt ist oder gar sie übersetzt hat. Es ist anders: Er kennt diesen Literaturzweig so wie auch sonst griechische Literatur; denn seine Berichte über die Ursprünge nicht nur Roms, sondern der anderen italischen Gemeinden beruhen insgesamt auf hellenistischer Forschung und Vermutung, aber nirgends können wir einen bestimmten Autor namhaft machen; Buchgelehrsamkeit fehlt, *nulla doctrina* sagt richtig Nepos.

Im späten Alter schrieb der rührige Mann weiter und je näher er der von ihm mitgeschaffenen Geschichte kam, desto genauer und ausführlicher wurde er. Wohl aus seinem Nachlaß wurde der zweite Teil dann mit dem ersten schon veröffentlichten vereinigt und der ursprüngliche Titel beibehalten.

Nepos und auch Plinius (*Nat. Hist.* VIII 11) heben hervor, daß die Namen der Feldherren fehlen. Wenn dies die älteren Annalisten taten, wie es z. B. für Fabius Pictor *Livius* X 37, 14 bezeugt, so hat es bei Kato gewiß einen besonderen Grund: Er haßte die vornehmen Herren und wollte sich so in Gegensatz zu ihrem Lobredner Ennius stellen (vgl. S. 84). Seine eigenen

Taten stellte er nicht unter den Scheffel (Frag. 42), daher nennt ihn Livius *haud sane detractor laudum suarum* (XXXIX 15, 9; vgl. *Plutarch* a. a. O. 14, *Apuleius De magia* 17).



109. Altitalischer Pflug. (Nach Baumeister.)

C. FACHSCHRIFTEN

Plutarch a. a. O. 20 schildert, wie Kato in seiner starken Eigenart auch mit festen Grundsätzen in die Bildungsfragen eingriff. Dies und sein ökonomischer Sinn veranlaßte ihn, nicht nur nach Art römischer Hausväter gewissenhafte Tage- und Notizbücher zu führen, sondern auch auf diesem Gebiete literarisch tätig zu sein. Hierher sind vor allem Schriften an seinen Sohn zu rechnen, die natürlich auch für die Allgemeinheit bestimmt waren. Aus den Fragmenten sind *libri ad filium* zu erkennen, die sicher drei Gebiete, die Medizin, den Ackerbau, die Redekunst, umfaßten; daß er da auch das Kriegswesen behandelt oder eine die ganze Bildung umfassende Enzyklopädie geschrieben, läßt sich nur vermuten; doch schon die genannten Gebiete zeigen, daß er zu dem Bildungsproblem des Humanismus und Hellenismus Stellung genommen hat. Darin fand sich ja sein Ausfall gegen die griechischen Ärzte (vgl. S. 50), ferner der Satz (*Servius Georg.* I 46 *Cato in oratione ad filium*) „⟨Der Landmann⟩ ist ein guter Mann, Sohn Markus, des Bebauens kundig, dessen Werkzeuge glänzen." (*Seneca Epist.* XCIV 27.) „Kauf nicht, was du brauchen kannst, sondern, was nötig ist; was du nicht brauchen kannst, ist für einen Heller teuer." (*Seneca Contr.* I *Praef.* 9; *Quintilian.* XII 1, 1 usw.) „Der Redner ist (Sohn Markus) ein guter Mann, des Redens kundig." (*Julius Victor, Ars rhet.* p. 374, H.) „Die Sache halte fest, die Worte werden folgen."

So wie hier in erster Linie Verhaltungsmaßregeln gegeben waren, so auch in dem *Carmen de moribus* (*Gellius* XI 2,6). „Denn menschliches Leben ist fast, wie das Eisen. Wenn man es bearbeitet, reibt es sich auf. Wenn man es nicht bearbeitet, vernichtet es doch der Rost. Ebenso sehen wir, daß die Menschen durch die Arbeit sich aufreiben; wenn man aber nichts arbeitet, reibt Untätigkeit und Stumpfheit mehr auf als Arbeit."

Während man früher die überlieferten Worte gewaltsam in Verse einzurenken versuchte, weiß man jetzt, daß es sich um gehobene, nach Kola gegliederte Rede handelt. Der Titel Carmen paßt aber vorzüglich. Denn *carmen*, zu demselben Stamm wie *caro* gehörig, bedeutet nach ansprechender Vermutung, wie die Verwendung desselben Wortstockes im Oskischen und Umbrischen zeigt, nur Teil, Glied, gegliederte Rede. Der Bedeutungswandel zeigt sich auch im Griechischen *μέλος*, das Glied und Lied heißt.

Auf ein Tagebuch, einen *Commentarius* (von *comminiscor* abzuleiten, *Cicero Phil.* V 12) geht zurück das einzig erhaltene Werk Katos, zugleich das älteste auf uns gekommene Prosawerk in lateinischer Sprache: Das Buch *De agricultura* oder vielleicht *De re rustica* betitelt. Es ist ein Werk recht sonderbaren Aufbaues.

110. Eroten bei der Ölbereitung. Pompeji. (Nach Herrmann-Bruckmann.)

In den Kapiteln 1—22 ist ein fester Aufbau ersichtlich: Es werden Ratschläge für den Ankauf eines Gutes (1) gegeben, für das Verhalten des Gutsherrn (2), für den Bau einer Villa (3), für das Benehmen des *vilicus* (Meier) (4), über den Viehstand (5), über die Bestellung des Bodens (6), über Bepflanzung mit Bäumen und Weiden (9). Diese ganzen Vorschriften sind als eine Einheit zusammengefaßt, denn sie schließen mit dem Satz: „Das ist ein Gut, das man überall mit Vorteil einrichtet (*hoc est praedium quod ubi vis expedit facere*)." Dann folgen Anweisungen für eine Kultur von 240 Joch und einen Weingarten von 100 Joch nebst allem Zubehör (10—22). Hierauf (23—55) werden die Arbeiten nach den Jahreszeiten vorgeführt, doch schon mit sehr wenig straffer Anordnung. Der Rest des Buches ist ohne Ordnung, nur sind Gruppen zu erkennen, wenn auch hier sich manches Nichtzugehörige dazwischen drängt.

56—58 besprechen die Versorgung des Gesindes, 70—73 bieten Rezepte für Rinder, 74—89 enthalten Kochrezepte, freilich durchbrochen 83 durch ein *votum pro bubus*, 95—101 behandeln die mannigfache Verwertung der *amurca*, eines wässerigen Abfallproduktes bei der Ölproduktion, freilich war diese auch schon 67 und 69 erwähnt. Es folgen wieder vielerlei Rezepte z. B. für Weinverbesserung und Verwendung des Weines zu Heilzwecken. Einlegerezepte, Abführmittel 126, 127, darnach Vorgang bei Lehmbelag des Bodens 128, Herstellung einer Tenne 129. Gutes Brennholz 130. Opfervorschriften 131, 132; 133 Veredlung von Obst, 134 Opfer vor der Ernte. 135 Einkaufsquellen für mancherlei, dann später 139/140 über die Lichtung eines Haines, 141 die Entsühnung des Ackers, 142—143 über den *vilicus* und die *vilica* usw.

Wir sehen deutlich hier eine mehr oder weniger geordnete Materialsammlung vor uns, die in ihrem ersten Teil (1—22) und zweiten Teil (23—55) schon bearbeitet ist, im ersten noch mehr als im zweiten; im dritten Teil zeigen sich erst Spuren einer Ordnung, indem zum Teil Zusammengehöriges bereits zusammengestellt ist. Manches liegt in doppelter Bearbeitung vor, z. B. 51, 52 über die Veredelung der Bäume, verglichen mit 133; wir können dem Autor bei der Arbeit zusehen; bei der endgültigen Redaktion wäre nur eine Fassung aufgenommen worden. Die Vorschriften über den Meier und seine Frau 142, 143 erscheinen mir als Nachtrag gedacht zu den Kapiteln 2 und 6, wo er über die Pflichten des Meiers und sein Verhältnis zum Herrn gesprochen hat; freilich sind sie noch nicht ganz ausgeglichen, daher der Wechsel der Person, der sich übrigens auch sonst in der Schrift findet. Daß sie für Kapitel 6 geplant sind, geht klar daraus hervor, daß wieder, wie in 6 auf den Besuch des nach dem Rechten sehenden Herren Bezug genommen ist: „Wie er (der Meier) seine Frau nutzen muß und wie ihr befohlen werden muß, damit bei Ankunft des Herrn, was nötig ist, bereitet und besorgt werde, und zwar mit Eifer." Im Eifer des Schreibens sieht Kato den vilicus vor sich und spricht ihn sogar an: „Wenn er (der Herr) sie dir zur Frau gegeben hat, so sei mit ihr zufrieden. Sie soll dich fürchten, arbeite darauf hin."

Kato hat auch eine Vorrede geschrieben, das paßt gut dazu, daß der erste Teil bereits

bearbeitet ist. Es ist natürlich Übertriebenheit der Philologen, wenn sie behaupten, Kato hätte erst nach vollständiger Durcharbeitung des Stoffes das Vorwort schreiben dürfen, wenn sie ferner an den Wiederholungen, z. B. Über *Torcularium* (die Kelter) 12, 18, 15, 20, Über Zypressen 28, 48, 151 (vgl. aber Plin. N. H. XVI 139) und der Unordnung so Anstoß nehmen, daß sie meinen, das Buch liege mit vielen nichtkatonischen Beständen vor. Ich halte es für wahrscheinlich, daß Kato sich an die Ausarbeitung seines Commentarius machte, diese Arbeit aber nicht vollendete und sie später herausgegeben wurde. Dabei ist nicht zu leugnen, daß das Buch im Laufe der Zeit sprachliche Neuerungen erlitten hat. An weitgehende Einschübe aber glaube ich nicht. Auch die dafür besonders angeführten Kapitel 22 und 135, in denen vorzüglich Firmen aus Kampanien angegeben werden, sind nicht beweiskräftig; denn Stoffe werden (135) aus Rom bezogen. Es sind eben die Kato geeignetsten Firmen genannt. Auch ein Hinweis auf die Lage des Gutes in Kampanien liegt bei solcher Annahme nicht vor.

Die Schrift ist aus der Erfahrung erwachsen und will ein durchaus römisches Buch sein. Die entsprechende griechische Fachliteratur wird nicht erwähnt, wenn auch direkt oder indirekt manches aus ihr stammt. So hat sich Kato aus neupythagoreischen Schriften Notizen gemacht. Hierauf ist die „Königin der Heilkräuter", die Brassica Pythagorea, (157) zurückzuführen. Ferner ist es nicht unmöglich, daß Kato speziell Xenophons Fachschriften gekannt hat. Doch wenn Kato mit dem Ankauf des Gutes, Xenophon in *περὶ ἱππικῆς* mit dem des Pferdes beginnt, wenn beide über die Haltung des Besitzes sprechen, wenn dem Abschnitt über den vilicus einer über den *ἱπποκόμος* entspricht, so lag solche Behandlung in der Natur des Stoffes und es muß nicht an Entlehnung gedacht werden. Charakteristischerweise enthält Xenophons Einleitung eine Auseinandersetzung mit der Fachliteratur, Kato stellt sich auf einen höheren politischen und nationalen Standpunkt: „Aus dem Bauernstand gehen die besten Männer und tüchtigsten Soldaten hervor, der Ackerbau allein gewährt ferner einen anständigeren und ehrenhafteren Lebensunterhalt als Handel und Wucher, er ist so die ehrenhafteste Quelle des Reichtums." Wir sehen, auch hier ist Kato der agrarisch orientierte Italiker. Dabei ist er, der ökonomisch gerichtete Mann, auf die beste Ausnützung des Bodens bedacht, der erträglichere Öl- und Weinbau wird besonders betrieben, der Getreidebau tritt dagegen zurück; er folgt dem Satze: „Der Hausvater muß ein Ver-, nicht ein Einkäufer sein" (2).

Die Überlieferung beruht auf einem verlorenen Venediger Kodex. Aus diesem Codex *Marcianus* stammen ein *Codex Parisinus* 6884 A (XII. oder XIII. Jh.) und ein *Codex Laurentianus* (XXX10), ferner jüngere Handschriften, die *Laurentiani* LI 2 und LI 1, ferner ein *Codex Caesenas*. Dazu kommen die auf den verlorenen Kodex zurückgehenden Angaben des Humanisten Ang. Polizzano in der Erstausgabe zu Venedig 1471 und in der Ausgabe des Vittorio, Lyon 1541. Der Titel des Werkes und der Anfang der Vorrede sind verloren. So erklären sich die schwankenden Angaben über den Titel, ferner der abrupte Beginn der Einleitung und der Hinweis im Schlußsatz: *Nunc ut ad rem redeam, quod promisi institutum principium, hoc erit.* „Jetzt, damit ich zum Gegenstand zurückkehre, wird dies der Anfang sein, den ich versprochen habe einzuschlagen" (vgl. Wünsch, Rhein. Mus. 1914, 136f.). Damit erledigen sich die vielen z. T. gekünstelten Versuche, den vorhandenen Text der Einleitung als ein geschlossenes Ganzes zu erklären. In der Überlieferung geht dem Text ein summarisches Inhaltsverzeichnis voraus. Es ist m. A. n. nicht echt, einzelne Bemerkungen im Texte selbst, ferner ähnliche Verzeichnisse späterer Autoren haben seine Entstehung veranlaßt.

Ebenfalls eine Fachschrift u. zw. zur Veröffentlichung bestimmt war *De re militari.* Unter den ganz wenigen Fragmenten stammt aus der Einleitung die bissige Bemerkung: „Ich weiß, wenn veröffentlicht wird, was hier geschrieben ist, werden viele es verlästern, aber die am meisten, die an wahrem Ruhm nicht teilhaben. Ihre Reden lasse ich vorüberplätschern" (*Plin. Nat. Hist.* Praef. 30). Angespielt ist hier wohl auf L. Scipio (vergl. S. 155), unter dem Kato als Tribun 191 diente.

Von Katos Briefen haben sich Spuren erhalten *(Festus)*, darunter ein Stück aus einem Brief an seinen im Felde stehenden Sohn (*Cicero De off.* I 11, 10). Gute Bemerkungen und witzige Aussprüche anderer sammelte der fleißige Mann, dabei benützte er auch griechische Quellen, (*Plutarch* a. a. O. 2). Cicero benützte sie bereits (*De or.* II 271). Aus Katos Schriften selbst, z. T. auch nach mündlicher Überlieferung wurden Aussprüche Katos gesammelt. Die Sammlung wurde von Cicero, Horaz, Seneca, Livius, Plinius, Plutarch, aber auch noch von Späteren, wie im 4. Jh. n. Chr. von Ammian, Hieronymus, Augustin, Macrobius verwertet.

In seiner Geschichte der Beredsamkeit, im Brutus (65), bezeichnet Cicero den Kato als den ersten erträglichen Stilisten der Römer und tritt für ihn ein. „Etwas zu altmodisch ist seine Darstellung und manche Worte zu wenig gewählt. So sprach man nämlich damals. Dies ändere, was damals er nicht konnte, füge die Rhythmen hinzu und so, daß geschmiegiger die Rede sei, setze die Worte selbst zusammen und klittere sie gleichsam ... schon wirst du niemand vorziehen dem Kato." „Geschmückt werde die Rede, meinen die Griechen, wenn sie Tropen und Figuren verwenden. Ganz unglaublich ist in beiden Hinsichten reich und ausgezeichnet Kato. Wohl aber weiß ich, daß er ein noch nicht genug gefeilter Redner sei und daß man Vollendeteres suchen müsse." Dieses Urteil stand im Widerspruch zu dem der Zeitgenossen. Selbst Tiro, Ciceros Sekretär, hatte an Katos Rede für die Rhodienser mancherlei auszusetzen. Doch Gellius VI, (VII) 3, 53 stellt sich in seiner Polemik gegen ihn im Wesentlichen auf Ciceros Standpunkt, wenn er zusammenfassend sagt: „Und dies alles hätte vielleicht kunstvoller und rhythmischer gesagt werden können, aber man sieht, daß es tapferer und lebendiger nicht gesagt werden konnte." Die Urteile des Cicero und Gellius lassen sich im wesentlichen aus den Fragmenten bestätigen. Norden hat zum erstenmal darauf hingewiesen, daß sich 3 Arten des Satzbaues in den Reden finden. Einfache Anreihung, Perioden und verschnörkelte Sätze nach Art des Juristenstiles. Ferner erkannte er auch Wortfiguren und poetische Metaphern. Die Beobachtung über den Satzbau läßt sich auch auf die Schrift *De agricultura* übertragen, an der überdies Hauler als Eigentümlichkeit Katos noch *Variatio* und *Brevitas* aufgezeigt hat. Wollen wir aber die Eigenart Katos ganz erfassen, so bietet gerade die Schrift über den Landbau dazu besondere Gelegenheit. Wir sahen schon, daß Kato sie zum Zwecke der Veröffentlichung mit einer Einleitung versehen hat. Liest man diese aufmerksam, so zeigt sich eine deutliche Gliederung in Kola und der einzelnen Kola in Kommata:

Est interdum praestare / mercaturis rem quaerere, / nisi tam periculosum siet, / et item fenerari, si tam honestum siet. / Maiores nostri sic habuerunt / et ita in legibus posiverunt / furem dupli condemnari / feneratumque quadrupli usw.

Es ist zuweilen besser, / durch Handelsgeschäfte das Vermögen zu erwerben, / wenn es nur nicht so gefährlich wäre, / und desgleichen Wuchergeschäfte zu betreiben /, wenn es nur so ehrenhaft wäre. Unsere Altvordern hielten es so / und so haben sie es in den Gesetzen festgelegt, / daß der Dieb verurteilt werde zum Doppelten / und der Wucherer zum Vierfachen.

Auffallend ist ferner, daß an signifikanten Stellen ein ditrochäischer Schluß vorkommt. Dieselben Eigentümlichkeiten lassen sich in den Reden aufzeigen, ebenso an den einzelnen Sätzen der übrigen Werke. Suchen wir nun nach der Quelle dieses Stiles, der also Kato als der gehobene und demnach als der gesuchte und feierliche erschien, den er somit als Redeschmuck ansah, so finden wir dieselbe Bauweise der Sprache in der alten italischen sakralen Sprache (vgl. oben S. 28f.).

Sie kannte und rezitierte Kato, denn er führt ja selbst das Marsgebet *De agr.* 141 an. Ferner finden sich bei ihm wie in diesen Gebeten die Schmuckmittel der Alliteration, der Par-

onomasie, des Asyndeton, ferner infolge der Kolengliederung und der gleichen Anordnung der Satzglieder sehr oft der gleiche Ausgang der Endung, also Gleichklang oder Reim (Homoioteleuton). Auch die Liebe für Synonyma findet hier eine in derselben Linie liegende Erklärung. So ist das eigentliche Wesen der Kunst des Kato uritalisch und konnte einer späteren Zeit als alter- oder als volkstümlich erscheinen. Die erwähnte Buntheit des Satzbaues, bei der der griechische Einfluß in mancher Hinsicht gar nicht geleugnet werden soll, wenn auch das rein Italische bedeutend überwiegt, die Varietas und Brevitas neben Concinnitas, sie stehen im Gegensatz zu einer streng geschlossenen Form und erklären, daß die Anhänger des klassischen Stiles Kato gering einschätzten. Die Charakteristik des Stiles Katos wäre aber noch unvollständig, wenn nicht darauf hingewiesen würde, daß Kato sehr gerne das Verbum bes. in der ersten Person an die Spitze stellt, ferner gerne im Kommandoton spricht. Die starke, ichbetonte Persönlichkeit leuchtet klar aus dieser stilistischen Eigenheit hervor.

Katos Einfluß auf das römische Schrifttum war ein mannigfaltiger und verschiedenartiger. Auf die zeitgenössischen Redner *Fabius Maximus Cunctator* (*Cic. Cato Mai.* 12, *Plutarch Fab. XXIV 4*), *Caecilius Metellus* (*Cic. Brut.* 12), den großen Scipio (Cic. Brut. 77) u. a. ist von seinem Einfluß nichts überliefert. Dagegen hat Kato als Historiker eine neue Tat gesetzt. Seit ihm gibt es eine lateinische Geschichtsschreibung, seit ihm liebt es der Staatsmann, nicht nur als Redner tätig zu sein, sondern wie Kato in der Zeit der politischen Muße sich als Historiker zu betätigen. Zwar die Form seines Werkes blieb ohne Nachwirkung, denn die annalistische Art ist durch die schon früher dargelegten Umstände zu mächtig, als daß sich die Schriftsteller ihr entzogen, aber sonst zeigen sich schon bei den zeitgenössischen Annalisten gewisse Einflüsse: *L. Cassius Hemina* hat in 4 Büchern Annalen geschrieben (*Plin. Nat. Hist.* XIII 84); im ersten Buch hat er nicht nur die Urgeschichte Roms, sondern auch die anderer italischer Städte behandelt, ferner ist, wenn man die Erwähnungen bei Plinius beachtet, sicher, daß er auch den Admiranda sein Augenmerk zugekehrt hat. Dasselbe gilt von *L. Calpurnius Piso Frugi*, dem Konsul des Jahres 133, der im Todesjahr Katos Volkstribun gewesen. Auch er liebt Admiranda und tritt für die alte gute Sitte ein (Fragm. 38, 40). Sein Werk begann mit Aeneas und umfaßte mindestens 7 Bücher und reichte darin bis zum Jahre 146 (Censorinus XVII 13). Wer späterhin aus irgendeinem Grunde altertümelt, sei es aus politischen oder stilistischen Gründen, bildet sich an Katos Sprache wie Sallust und Fronto oder sieht zu Kato als dem wahren Vertreter der Virtus Romana oder auch der Virtus Stoica auf.

Unter dem Namen Katos ist eine Spruchsammlung erhalten. Sie führt den Titel *Dicta Catonis ad filium suum* oder *libri Catonis philosophi*. Es ist eine Spruchsammlung, die aus 145 Doppelhexametern besteht und in 4 Bücher geteilt ist. Voran geht ein Brief; er ist an den *filius carissimus* gerichtet und schließt mit dem scharfpointierten Satz *legere enim et non intellegere neglegere est*. Dann folgen noch 57 meist nur aus zwei Worten bestehende Sentenzen wie *Deo supplica, parentes ama, cognatos cole* usw. Im Mittelalter hieß diese praefatio mit den kurzen Sentenzen *Cato parvus*, im Gegensatz dazu die Disticha *Cato magnus*. Den Büchern 2, 3, 4 sind kurze Prologe in Hexametern voraufgeschickt. In den Sprüchen ist nicht eine einheitliche philosophische Weltanschauung niedergelegt, wenn auch Stoisches und Christliches nicht zu verkennen ist, sondern es spricht der gesunde Menschenverstand, überdies stark antifeministisch orientiert, zu uns: Z. B. I 8:

Nil temere uxori de servis crede quaerenti:
Semper enim mulier, quem coniunx diligit, odit.

Nicht glaub' grundlos dem Weibe, o Mann, wenn's verklagt dir den Sklaven:
Immer hasset nämlich die Frau, wen liebet der Gatte.

(Vgl. noch III 12, III 20.)

Die Sprache ist einfach, schmucklos, doch starke Vorliebe für Gliederung nach Kola vorhanden, wozu sich bisweilen Wortspiele und Antithesen gesellen, wie I 10

Contra verbosos noli contendere verbis:
Sermo datur cunctis, animi sapientia paucis.

Gegen den Wortschwall wolle nicht streiten wieder mit Worten:
Rede ist jedem verliehn, doch die Weisheit des Geistes nur manchen.

Gerne sind die Vorschriften im Imperativ auf *to* gegeben; hier und da finden sich Archaismen, bzw. Vulgarismen, wie z. B. *mage*, andererseits ist Kenntnis des Horaz, Ovid, aber auch späterer Dichter nachzuweisen. Die Metrik ist ziemlich schematisch, 90 % der Hexameter haben die männliche Zäsur im dritten Fuß; prosodische Freiheiten, die aus der Sprache der Zeit der Entstehung erklärlich sind, finden sich.

Über die Entstehung der Sammlung sind die Ansichten noch nicht geklärt. Zwar daß die Sprüche nicht von Kato oder einem Dichter namens Kato herrühren, sondern auf den Namen des Cato Censorius gedichtet sind, ist jetzt allgemein zugegeben.

So ist die gewisse Angleichung in Sprache und Stil zu erklären, doch in dem einen oder anderen Spruch lebt erwiesenermaßen echt Katonisches Gut. Die Disticha sind später gedichtet als die Prosasätze; denn wir wissen auch von anderen, älteren Prosasentenzen (Wölfflin, Philologus IX 681, *Gellius* XI 2), ferner sind manche Disticha durch die Sprüche angeregt (45 = I 37). Man könnte so einem Urkato in Prosa nachgehen, der verloren und dessen poetische Umsetzung uns erhalten ist. Für einen Urkato, wenigstens in poetischer Form, ließe sich noch die sonderbare Überlieferung ins Treffen führen. Die Disticha sind in einer Vulgatafassung in vielen Handschriften erhalten, dazu kommen dann aber Handschriften mit etwas anderen und zwar neuen Beständen. Ferner haben wir *Monosticha* erhalten, die nur z. T. sich mit den Disticha decken. Es sind die in Handschriften des 9.—11. Jahrhunderts vorhandenen *Praecepta vivendi per singulos versus, quae monastica* (!) *dicuntur* (Dümmler, *Poet. aev. Car.* I 275ff.), sie kennt Alchuine im 8. Jh., ja vielleicht schon Columban im 6. Jh. n. Chr. Doch es ist richtiger, mit M. Boas anzunehmen, daß eine ursprüngliche Sammlung in verschiedener Weise Erweiterungen erfahren hat. Die Sammlung muß etwa im 2. Jh. n. Chr., als Kato durch die Frontonianer in besonderem Maße als Stilmuster empfohlen war und in Ehren stand, entstanden sein (II 3 = CILVI 11252 = Baehr. 858), sie war bereits im vierten Jahrhundert so im Munde der Gebildeten, daß der Arzt Vindicianus ein Distichon als *illud Catonis* aus dem Gedächtnis anführte. Im 9. Jh. gab Karl der Große oder Alchuine eine Stelle an: „Es sagt nämlich der Philosoph Kato (II 31):

Somnia ne cures, nam mens humana quod optat
Dum vigilat, verum per somnum cernit id ipsum.

Kümmere dich nicht um den Traum; denn, was der Mensch sich ersehnet,
Während er wacht, als wahr dann im Schlaf erscheinet es eben.

Doch das Werk wirkte weiterhin. Nicht nur, daß es später im Mittelalter eine Modernisierung durch Umsetzen in lenonische Hexameter erfuhr, es nahm den Weg in die Weltliteratur. Der „Philosoph" Kato fand Eingang in fast alle werdenden Kultursprachen; es gab Übersetzungen und Bearbeitungen ins Altdeutsche durch Notker (Labeo), Mittelhoch- u. Niederdeutsche, ins Altenglische, Französische, Venezianische, Provencalische, aber auch ins Čechische, Polnische, Ungarische wurde das Buch übertragen. Nicht nur während des ganzen Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit fand das Büchlein Leser und Verehrer, wie die zahlreichen Handschriften und Wiegendrucke beweisen, sondern noch im 18. Jh. ist eine Neubearbeitung ins Englische, ja sogar ins Engadinische aufgezeigt worden. So haben die Disticha einen gewichtigen Anteil an dem Geistesleben Europas und da in den Disticha wirklich noch etwas vom alten *Cato*

Censorius steckt, hat er nicht nur in seiner legendaren Gestaltung als vir vere Romanus, sondern in Wirklichkeit mit Anteil an der durch den Humanismus orientierten Bildung des Abendlandes.

Literatur:

Hauptquelle: H. Jordan, M. Catonis praeter librum De re rustica quae exstant. Leipzig 1860. — Peter, Reliquiae. — Fragmenta.

G. Goetz, M. Porci Catonis De agricultura liber, Leipzig 1922.

Aem. Baehrens, Poetae Latini Minores, III. Bd. S. 204ff. (Eine neue Ausgabe mit bedeutend erweitertem Material bereitet M. Boas vor; über seine zahlreichen Vorarbeiten unterrichten Tolkiehn und Schuster, Bursian Bd. CLXXI (1915) 1ff. und CIC (1928) 11ff.).

Joseph Nève, Catonis Disticha. Facsimilés, Notes, Liste des éditions du XVe siècle. Liège 1926, und dazu M. Boas, Phil. Wochenschrift XLVIII (1928) 724ff.

H. Gummerus, Der römische Gutsbetrieb als wirtschaftlicher Organismus nach den Werken des Cato, Varro und Columella. Leipzig 1906.

E. Hauler, Zu Catos Schrift über das Landwesen. Wien 1896.

W. Jäger, Kulturidee und Griechentum. Antike IV (1928) 1ff.

A. Kappelmacher, Zum Stil Catos in De re rustica. Wien. Stud. XLIII (1922/3) 168ff. — Das Wesen der antiken Commentarii und der Titel von Caesars gallischem Krieg. Wiener Blätter f. d. Antike I. p. 4ff.

S. Morr, Posidonius von Rhodos über Dichtung und Redekunst. Wien. Stud. XLV (1926/7) S. 47ff.

K. Münscher, Xenophon in der griechisch-römischen Literatur.

L. Radermacher, Studien zur Geschichte der antiken Rhetorik. Rhein. Mus. LIV 285ff.

P. Reuther, De Catonis De agricultura libri vestigiis apud Graecos. Leipzig 1903.

F. Schöll, Vir bonus dicendi peritus. Rhein. Mus. LVII, 312ff.

W. Schur, Scipio Africanus und die Begründung der römischen Weltherrschaft. Leipzig 1927.

T. Sinko, De Romanorum viro bono. Krakau 1903.

M. Wellmann, Abh. der Preuß. Akademie, Phil.-hist. Kl. 1921.

I. M. Nap, Philologus. Suppl. XII/2 1920. Catonis librum De re militari. Mnem. N. F. LV (1927) 78.

J. Hörle, Catos Hausbücher, Paderborn 1929.

DIE LITERATUR UND DAS ENTSTEHEN DER GRIECHISCH-RÖMISCHEN KULTUR

Der ältere Scipio hatte Karthago zwar besiegen, aber nicht vernichten wollen, Kato und der jüngere Scipio arbeiteten auf den Untergang der Nebenbuhlerin hin. Im Jahre 146 v. Chr. wurde über den Boden Karthagos der Pflug geführt, in demselben Jahre Korinth zerstört. In den Jahren 140—138 v. Chr. machte Africanus in Begleitung des Stoikers Panaitios eine Reise nach dem Orient, „um die Königreiche der bewohnten Welt einzurichten, damit sie den Berechtigten eingehändigt würden" (*Athenaios* VI 273A). Im Jahre 133 eroberte er Numantia in Spanien und zerstörte so das letzte Bollwerk der Gegner im Westen. Im gleichen Jahre fiel den Römern beim Tode Attalos III. Philometor durch Erbschaft das Attalidenreich in Asien zu. So war Rom durch die Politik und Tatkraft des jüngeren Africanus nicht nur die erste Großmacht im Mittelmeer, es war vielmehr die anerkannte Herrin der Welt, die sieghaft und siegessicher von Eroberung zu Eroberung schritt. Der Imperialismus des jüngeren Scipio entsprang aber keineswegs einem bloßen Trieb zur Macht, sondern er quoll aus der von der Stoa genährten Überzeugung, daß die Einigung der Oikumene im Imperium Romanum der stoischen Kosmopolis entspreche. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß dies nur eine sozusagen irdische Erfüllung war, denn der Kosmos ist das gesamte Weltall, das Erde, Gestirne und die Gottheit selbst umfaßt, die als Pneuma die Welt erfüllt. Dieser Kosmos, von dem der Mensch selbst ein Teil ist, ist sein Vaterland. Auf eine kurze Formel hat das Cicero

111. Hafen von Karthago. (Photo A. Grund.)

gebracht: *universus hic mundus una civitas communis deorum atque hominum* („Diese gesamte Welt ist ein einziger gemeinsamer Staat der Götter und Menschen").

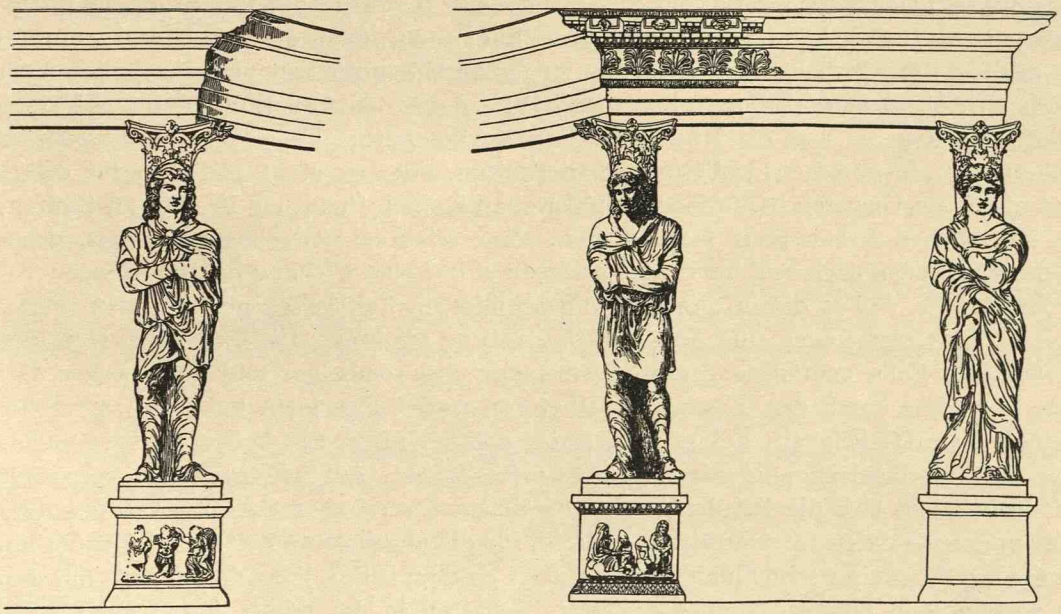
Die durch den imperialistischen Gedanken hervorgerufenen Kriege und Eroberungen waren aber auch mit schweren Kämpfen im Innern verbunden. Galt es doch, die aus dem Stadtstaat erwachsene Verfassung dem neuen großen Reiche anzupassen. So ist gerade der Zeitraum von 146–27 v. Chr. von den schwersten inneren Kämpfen erfüllt, bis endlich Augustus das Reich befriedet und eine Verfassungsform schafft, die den neuen Bedürfnissen entspricht.

Merkwürdigerweise hat die Literatur an ihrer Entstehung teil.

Der Bewunderer Roms, der Grieche Polybios, ist zunächst der Meinung, daß die römische Verfassung als eine glückliche Mischung der drei Grundtypen guter Verfassungen des Königtums, der Aristokratie und der Demokratie die politischen Erfolge gezeitigt habe und den Bestand des Staates gewährleiste (VI, 10 und 11—18). Wohl durch die Lehren des Stoikers Panaitios und die Erfahrungen in der Gracchenbewegung ändert er seine Meinung und sieht ein, daß die Verfassungen sich naturgemäß abschwächen und miteinander nach festem Gesetze wechseln und jedes Staatswesen dem Verfall (φθορά) und der Veränderung (ἀλλοίωσις) unterliege (VI, 9, 10—14).

Meint er zuerst, die Geschicke Roms hätten sich so glücklich gestaltet, weil die Römer infolge der „gemischten Verfassung" in den inneren Kämpfen und Schwierigkeiten stets den besten Ausweg wählten, so glaubt er später zu erkennen, den Ausschlag habe vom Beginn des römischen Staates immer die kluge Einsicht einzelner Männer gegeben, ähnlich, wie sich Kato bei Cicero äußert. Der Auffassung, die Polybios wohl durch eigene Erfahrung und durch die Belehrung des Panaitios gewonnen hat, begegnen wir in der durch Panaitios gegebenen

112. Der Apollotempel in Korinth.



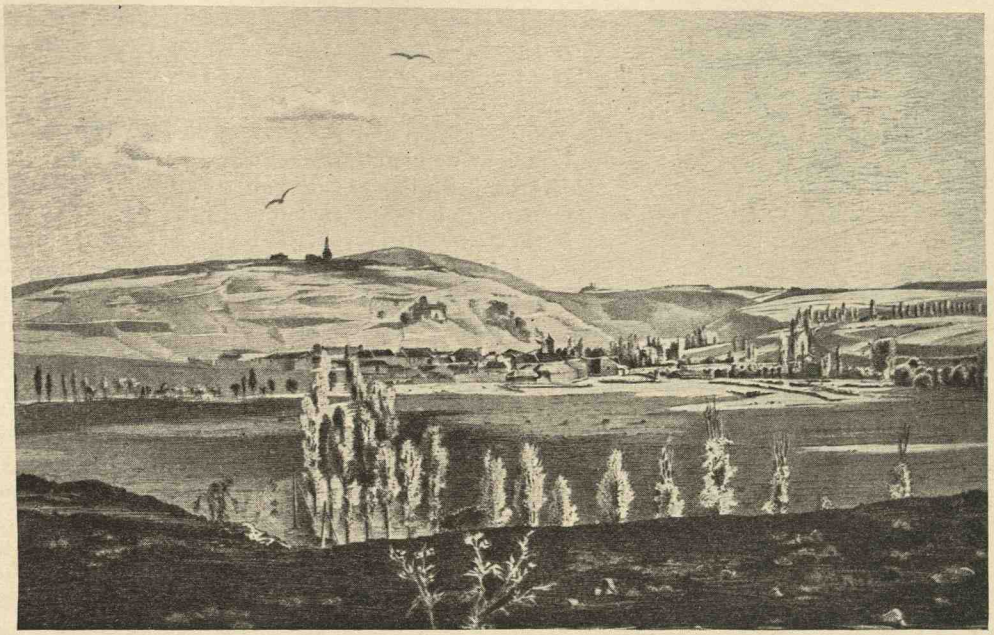
113. Kolossalstatuen vom Apollotempel in Korinth. (Nach American Journal of Archaeology VI.)

114. Statue aus Korinth.
(Nach American Journal of Archaeology VI.)

Brechung wieder bei Cicero in seinen sechs Büchern vom Staate. Er vertritt die Ansicht, daß keine Art der Verfassung, selbst die Mischverfassung nicht, den Staat und seine Bewohner sichern könne, immer bedürfe es einzelner Erhalter des Staates, die die sittliche Kraft hochhalten, der Staat benötige als Grundlage der Gerechtigkeit und einzelner Männer, die dies einsähen und das Geschick hätten, die Gerechtigkeit selbst zu üben und andere zu ihr zu bekehren. Es ist nun mit Recht vermutet worden, daß Ansichten dieser Art auf Augustus und seinen Kreis einwirkten.

Ist es so wahrscheinlich, daß der machtvolle Schöpfer der neuen, Jahrhunderte überdauernden Staatsform literarischen Erörterungen Anregung verdankt hat, so ist es andererseits an diesem Beispiel ganz deutlich geworden, daß eine echt römische Literatur in dieser Zeit aus zwei Wurzeln entsteht, aus der Auseinandersetzung mit der griechischen Geistigkeit und aus dem politischen Leben und Interesse an dem römischen Staate. Tatsächlich läßt sich zeigen, daß in diesem Zeitraume vor allem die im politischen Kampfe geübte Redekunst, ferner die mit dem politischen Leben engverbundene Geschichtsschreibung, dann die Rechtswissenschaft, aber auch die durch die Griechen bereits zu festen Erkenntnissen und Formulierungen gebrachten Fachwissenschaften literarische Pflege mit starker Einstellung auf römische Verhältnisse finden. Was die Poesie anlangt, so beschäftigt sie sich auch mit politischen, erzieherischen, historischen, philosophischen Stoffen, oder sie steht mit den für die Redekunst wichtigen Übungen in Verbindung; bisweilen freilich findet sie Freude an Stoffen, die dem öffentlichen Leben ganz ferne stehen. Der Dichter wird so zum doctus, geht nur ästhetischen Zielen nach und verzichtet absichtlich auf eine Wirkung bei der Menge.

Es ist klar, daß so die in den bereits geschilderten Zeitläuften geschaffenen Werte auf literarischem Gebiete auch eine Aus- und Umwertung erfahren. Die durch den Humanismus in eine feste Bahn gedrängte Auseinandersetzung des römischen und griechischen Geistes führt, besonders durch den Kampf der Rhetoren und Philosophen um die Jugendbildung, zu einer neuen Geistigkeit, der griechisch-römischen Kultur, der bedeutendsten und nachhaltigsten Umschmelzung, die griechische Art erfahren hat. Am Schlusse der zu behandelnden Periode vollzieht sich die Erfüllung in dem reichen literarischen Schaffen Ciceros, der, fast auf allen angedeuteten Literaturgebieten tätig, für die abgelaufene Zeit der Vollender und für die neue der Wegweiser wird; man folgt ihm oder bekämpft ihn, je nachdem man mit den von ihm verkündeten und vertretenen geistigen Gehalten in der durch Augustus begründeten Monarchie sich abfindet.



115. Numantia. (Photo.)

Wir werden ferner sehen, wie die von uns an dem Beispiel von Plautus und Terenz aufgewiesene Schwebung zwischen offener und geschlossener Form, zwischen Barock und Klassik, naturgemäß auch in dieser Epoche sich geltend macht; ja es wird sich zeigen, daß der in diesem Zeitraum als Asianismus und Atticismus bezeichnete Gegensatz rednerischen Stiles in letzter Linie auch nur ein Gegensatz offener und geschlossener Form der Darstellung ist. So werden wir dann freilich verstehen, daß Cicero, der in seinem eigenen Wirken und besonders auch in seinen theoretischen Schriften den Vertretern eines übertriebenen und mit dem Anspruch der alleinigen Berechtigung auftretenden Atticismus entgegenwirkte, der Entwicklung der lateinischen Literatur den größten Dienst erwiesen hat. Denn eine unnatürliche, ja widernatürliche Einengung des lateinischen Schrifttums ist so durch ihn dauernd verhindert worden.

Aus der Menge der Griechen, die durch ihre Persönlichkeit, ihre Lehre und ihre Werke einen unmittelbaren Einfluß auf die Römer übten, sind besonders zu nennen: der Historiker Polybios, die Philosophen Panaitios, Poseidonios, Philon von Larissa, Antiochos von Askalon und der Lehrer der Rhetorik Hermagoras. Nur wenn man von der Denkart und der literarischen Tätigkeit dieser Männer sich Rechenschaft gibt, versteht man die geistige Einstellung der römischen Schriftsteller des zu behandelnden Zeitraumes und erkennt, wie Cicero eine für die römische Geistigkeit überragende Bedeutung gewinnen mußte.

POLYBIOS (etwa 202—120 v. Chr.)

Polybios aus Megalopolis in Arkadien war der Sohn des Lykortas, des hochangesehenen Strategen des den Peloponnes einigenden achäischen Bundes. Polybios ist in hohen Ehren in Griechenland als 82jähriger Greis gestorben. Da er in seinem Werke in einer Abänderung seiner ursprünglichen Niederschrift die Maße der nach dem Siege über die Averner (121) von Cn. Domitius Ahenobarbus erbauten Straße, die Arelate mit Narbo und den Pyrenäen verband, erwähnt, so muß er mindestens das Jahr 120 erlebt haben, ist also frühestens 202 geboren. Dazu stimmt, daß er vor der Zeit, d. h. dem 30. Lebensjahr (XXIV 6, 5 und XXIX 24, 6), im Jahre 181 zu einer diplomatischen Sendung an den Hof in Alexandria ausersehen war. Für sein ganzes Leben und seine Lebensauffassung von einschneidender Bedeutung war es, daß er im Jahre 166

116. Denkmal aus Kleitor, Polybios.
(Nach Mitteilungen d. Arch. Inst. VI.)

sich unter den 1000 vornehmen Achäern befand, die zwei Jahre nach der Besiegung des Königs Perseus nach Rom als Geiseln gebracht wurden. Er wurde dort 16 Jahre in freier Haft zurückgehalten. Hier kam der durch seine Stellung und die Geschicke des Vaterlandes gereifte Mann, etwa 35 Jahre alt, in persönliche Beziehung zu den leiblichen Söhnen des Siegers von Pydna. Besonders der jüngere, der nachmalige Scipio minor (geboren etwa 185) suchte seine Bekanntschaft und Freundschaft. Polybios hat das selbst ausführlich erzählt; er berichtet (XXXII 9), wie Scipio einst auf dem Forum „seine Hand ergriff, sie leidenschaftlich drückte und sagte: „Erlebte ich doch den Tag, da nichts dir wichtiger wäre, als dich mit mir abzugeben und mit mir zu leben! Von dem Augenblicke an werde ich sofort überzeugt sein, meiner Familie und meiner Vorfahren würdig zu sein." Wie Polybios das lebhafte Entgegenkommen des Jünglings sah, freute er sich; doch bei dem Gedanken an den Glanz des Hauses und den Reichtum der Herren wurde ihm wieder bange. Aber seit dieser Aussprache ließ Scipio nicht mehr von Polybios und nichts war ihm teurer als der Verkehr mit ihm. Seit dieser Zeit tat keiner von ihnen etwas ohne den anderen, sie achteten einander und gewannen einander lieb wie Verwandte, ja wie Vater und Sohn." Polybios machte mit Scipio den Krieg gegen Karthago mit, damals befand sich auch Panaitios in seiner Gesellschaft (Velleius I 13,3), auf diese Zeit spielt Cicero *De re publ.* I 34 an, wenn er erzählt, daß Scipio sich mit Panaitios gar oft in Gegenwart des Polybios unterhalten habe. Damals unternahm Polybios mit Panaitios eine Forschungsreise längs der Nordwestküste Afrikas (*Plin. Nat. Hist.* V 9 und *Index Stoicorum*). Eine zweite Reise zur Erkundung des Westens machte er wohl, als er Scipio in den Krieg gegen Numantia begleitete. Auch nach Asien und Ägypten ist er gekommen. Im übrigen nützte er seinen Landsleuten oft als Mittler zwischen ihnen und den Römern (XXX, 9, 14—17, III 5). Die Dankbarkeit der Mitbürger bezeugen Ehrendenkmäler (*Pausanias* VIII 9, 1; 30, 8; 37, 2; 44, 5; 48, 8; Dittenberger Sylloge² 317, Mitt. d. ath. Inst. VI (1881) Tafel 5).

Die Bedeutung des Polybios als Historiker beruht auf seinem großen Werk Ἱστορίαι in 40 Büchern. Wie Herodots Werk ruht es womöglich auf persönlichster Erkundigung. Polybios geht aber über Herodot hinaus, weil er an allen mündlichen und schriftlichen Berichten strengste Kritik übt und sich durch ein geradezu fanatisches Streben auszeichnet, die Wahrheit zu finden. Er will nicht nur „die Taten und Werke der Völker, Staaten und Herrscher" erzählen, sondern er ist bestrebt, sich die Gründe für das Handeln klar zu machen, er schreibt also pragmatische Geschichte und sucht alles Geschehen rationalistisch zu erfassen. Doch erkennt er dabei, daß mancherlei Vorgänge nur zu erklären seien, indem ein Walten der Tyche angenommen wird. Polybios scheint freilich anfangs, unter dem Einflusse des Peripatetikers Demetrios von Phaleron (XXIX 21, 3), der Tyche einen größeren Einfluß zugeteilt zu haben als später. Der Zweck der Geschichtsschreibung ist ihm ein lehrhafter; denn die aus der Geschichte geschöpfte Erkenntnis sei die wahrhafteste Belehrung und Vorschule für die Betätigung im Staate (I 1, 2).

Den Entschluß, sein Werk zu schreiben, hat er aus ehrlicher und aufrichtiger Bewunderung für die Größe und innere Stärke Roms gefaßt, das nach der Niederlage von Kannä (216 v. Chr.) sich so aufraffte, daß es im Jahre 168 v. Chr. bereits den makedonischen König Perseus besiegte.

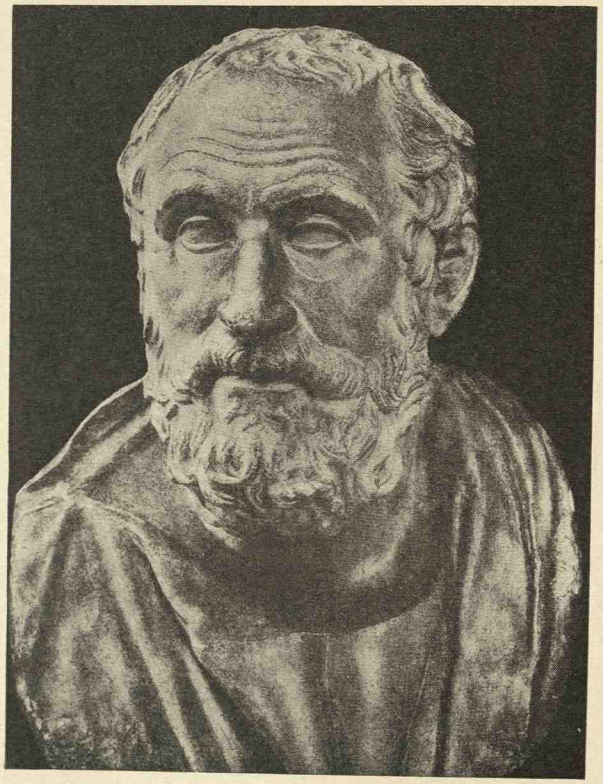
Dies zu erzählen, war wohl sein ursprünglicher Plan. Aber er hat später erkannt, daß gerade im Jahre 220 zum ersten Mal alle Teile der Oikumene eine geschichtliche Einheit bilden (*συμπλοκὴ τῶν πραγμάτων*). Er entschließt sich also zu einer universalhistorischen Darstellung. Doch nach der Eroberung Karthagos erweitert er sein Werk und beschließt zu erzählen, wie die Römer weiter ihre Herrschaft ausgedehnt und die anderen Völker sich zu ihrem eigenen Nutzen ihnen unterworfen haben. Es ist der Forschung gelungen darzulegen, daß Polybios sein Werk immer wieder umarbeitete. Es lassen sich fünf solcher Umarbeitungen nachweisen. Wenn aber vermutet wurde, daß der Schriftsteller seine Niederschrift sorgsam gehütet und nicht veröffentlicht hat, so ist dies wenig wahrscheinlich. Richtiger ist es anzunehmen, wie die Benützung einer früheren Fassung bei Livius zeigt, daß der Schriftsteller sein Werk in mehreren Auflagen veröffentlichte. Der Einfluß des Polybios nicht nur auf Scipio und seinen Kreis, sondern auch auf das römische Schrifttum ist überaus groß. Vor allem beruht die uns erhaltene Darstellung des Livius über den hannibalischen Krieg bis zu den Ereignissen des Jahres 168 auf Polybios (III.—V. Dekade); aber schon die Historiker vor Livius haben ihn benützt (Coelius Antipater, Sempronius Asellio). Der Autor ist nicht vollständig erhalten. Wir besitzen die Bücher I—VI in mehreren Handschriften, die auf einer verstümmelten Handschrift des Mittelalters beruhen, ferner Bruchstücke, vor allem aus einer im Auftrage des Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos (X. Jh. n. Chr.) gefertigten, nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten Auswahl antiker Historiker.

117. Tyche. Rom, Vatikan.
(Nach Brunn-Bruckmann.)

Ausgabe: Polybii Historiae, recensuit Th. Büttner-Wobst. Leipzig 1889.

PANAITIOS (etwa 185—110)

Polybios war wie jeder Grieche philosophisch gebildet, aber nicht Anhänger einer bestimmten Philosophenschule. Er ist immer praktischer Politiker gewesen und hat aus den wirklichen Verhältnissen gelernt. Als er sieht, daß die Römer Karthago und Korinth zerstören, als er die Gracchenbewegung erlebt, ändert er, wie wir zeigten, seine Pläne und Ansichten. Als Vertreter einer ganz bestimmten Weltanschauung beeinflußte die Römer der Stoiker Panaitios. Geboren in der Republik Rhodos aus altadeliger Familie — sein Vater Nikagoras war Athenapriester und vielleicht in Rom als Gesandter gewesen (*Polyb.* XXVIII 2 und 16 (14)) — ist er der Begründer der mittleren Stoa geworden, die durch Hinneigung zur platonischen Philosophie die übertriebene Strenge der alten Lehre auch auf ethischem Gebiete milderte. Das Ideal der alten Stoa ist der vollkommene Weise; der ist ein Einzelner, der König,



118. Karneades.
(Nach Bernoulli, Griech. Ikonographie.)

der sich von der Menge abhebt, wie der orientalische *βασιλεύς* von den *δοῦλοι*. Es scheint ja der Orient nicht ohne Einfluß auf den Schulgründer gewesen zu sein. Nach Panaitios findet sich in der wirklichen Welt nur der zur vollendeten Weisheit, bzw. Tugend Strebende (*προκόπτων*); die Lehre war nicht mehr monarchisch, es wehte freie, republikanische Luft in ihr, doch war sie aristokratisch. Denn nur eine kleine Gruppe von Menschen, wenn auch nicht nach Nationen geschieden, konnte sich in solchem Streben vereinen, wie denn überhaupt alle diese Tugendideale seit Plato nur auf eine Herrenklasse Bezug nehmen. Diese Auffassung und die allgemeine stoische Ansicht, daß sich der Weise nicht von der Gemeinschaft lösen, sondern in ihr tätig sein müsse, sowie der Umstand, daß der Begriff des Kosmopolites, wenn auch eigentlich metaphysisch zu verstehen, sich bei leichter Umdeutung mit den imperialistischen Bestrebungen überaus gut vertrug, erklären es, daß gerade diese Lehre in der vornehmen römischen Gesellschaft Wurzel schlug. Dazu kam, daß Panaitios im Gegensatz zu den bisherigen Vertretern der Stoa, besonders zu Chrysippos sich auch im Stile an Platon und an Aristoteles anschloß (*Cicero De Fin.* IV 79) und sich einer „volkstümlichen Ausdrucksweise" bediente (*Cicero De off.* II 35). Daß er, durch den Skeptizismus des Akademikers Karneades veranlaßt, mehr zum Zweifel geneigt war als zum starren Dogmatismus, Astrologie, Wahrsagung bekämpfte und ein Vorkämpfer religiöser Aufklärung wurde, war in einem Kreise, der des Ennius rationalistischen *Euhemerus* wohl kannte und billigte und andererseits zwischen sich und der großen Masse eine scharfe Grenze zog, sicherlich kein Fehler.

Außer Scipio und seinen Freunden wird noch als Stoiker und Anhänger des Panaitios der Pontifex Maximus Q. Mucius Scaevola (gest. 32 v. Chr.), genannt; ferner sind Spurius Memmius und Lucius Metellus nach einer in Athen gefundenen Inschrift (Cichorius, Rhein. Mus. LXIII (1908) 197) hierher zu rechnen. Auch Ti. Gracchus stand unter dem Einflusse der Stoa, sein Lehrer war C. Blossius aus Kumae, der selbst wieder ein Mitschüler des Panaitios gewesen war. Cicero, der, wie wir schon bemerkten, die verschiedensten Bildungselemente zu einer Einheit verschmolz, hat den Panaitios vielfach benützt. Seine Bücher über die Pflichten beruhen im Wesentlichen auf dem Werke des Panaitios „Über die Pflicht" (*Περὶ καθήκοντος*). So sagt z. B. Cicero selbst *De off.* III 2, 7: Panaitios, der unstreitig über die Pflichten am genauesten gehandelt hat und dem wir mit gewissen Einschränkungen vorzüglich gefolgt sind .... Auch in dem Werke über den Staat (I, II, III), ferner in *De legibus* I ist er unmittelbar verwertet.

POSEIDONIOS (135—51)

Für viel größer als des Panaitios Einfluß und Ruhm gilt der seines Schülers Poseidonios.

Poseidonios ist ein Orientale, stammt aus dem syrischen Apamea am Orontes, studierte in Athen, machte weite Forschungsreisen, die ihn sicher nach Gallien, Spanien, Afrika und die Küstenländer des Adriatischen Meeres führten. Er lebte später in Rhodos, wo er sogar die Würde eines Prytanen bekleidete. Im Jahre 86 war er als staatlicher Gesandter in Rom und verhandelte mit Marius. Er war als Forscher und Lehrer hoch angesehen, zu seinen Hörern gehörten Cicero und Pompeius. Überdies war er ein Schriftsteller von größter Fruchtbarkeit. Über seine Nachwirkung gehen die Meinungen so auseinander, daß wir erklären müssen, sie eigentlich noch gar nicht klar zu übersehen und ein wirklich abschließendes Urteil über ihn nicht möglich ist. Poseidonios ist Stoiker. Wir haben aber kein Werk des Poseidonios erhalten und abgesehen von ganz wenigen unmittelbar überlieferten Stellen, besonders aus seinem Geschichtswerk, in dem er den Polybios fortsetzte, sind wir genötigt, aus den ihn benützenden Schriftstellern seine Lehre wiederherzustellen.

119. Poseidonios. (Nach Bernoulli.)

Poseidonios hat bei einer 30tägigen Beobachtungsfahrt an der spanischen Küste den Zusammenhang von Ebbe und Flut mit den Mondphasen erkannt. Solch eine klar wissenschaftliche Entdeckung wertete er aber auch für seine philosophische Spekulation aus, sie ist ihm ein deutlicher Beweis des innigen Zusammenhanges des irdischen und himmlischen Geschehens, der Sympatheia mit dem Kosmos. So tritt in seine Weltanschauung im Gegensatz zu Panaitios wieder eine mystische Gebundenheit an die Gottheit, der Glaube an das Übernatürliche, hervor.

Gut stimmt dazu, daß er die Philosophie als das Wissen von den menschlichen und göttlichen Dingen und ihren Ursachen bezeichnete. In diesem Satze ist besonders der Zusatz „und ihren Ursachen" von besonderer Wichtigkeit; er bezeugt das Kausalitätsbedürfnis des Forschers. Auch hier können wir noch nachprüfen und bestätigen. Von der Einzelbeobachtung stieg Poseidonios zum Allgemeinen auf. Seine Forschung (*ἱστορία*) ist jonisch, seine Bestrebung, von den göttlichen Dingen Kenntnis zu erhalten, unsokratisch, seine Bindung des Einzelvorganges an die Gottheit nicht panaitisch; seine Überzeugung führt ihn zwangsläufig weiter von Panaitios darin ab, daß er Astrologie und Mantik wieder anerkennt. Durch diese weniger rationalistische, ja sogar mehr mystische Weltauffassung ist er selbst ein Kind der bewegten Zeiten, in denen er lebt, und kommt andererseits ihr und der folgenden Generation als Künder unbewußten Fühlens und Sehnens entgegen. Ist bei Plato die Herrschaft der Philosophen eine Zukunftsforderung, so ist bei Poseidonios die Herrschaft der Philosophen bereits gewesen und die Welt wieder auch in diesem Belange auf absteigender Bahn. Die Philosophen als die Weisen sind für ihn die Erfinder aller der für die Kultur notwendigen Dinge. So erklärt er Homerverse für unecht, in denen die Töpferscheibe erwähnt wird, denn es gäbe eine Über-

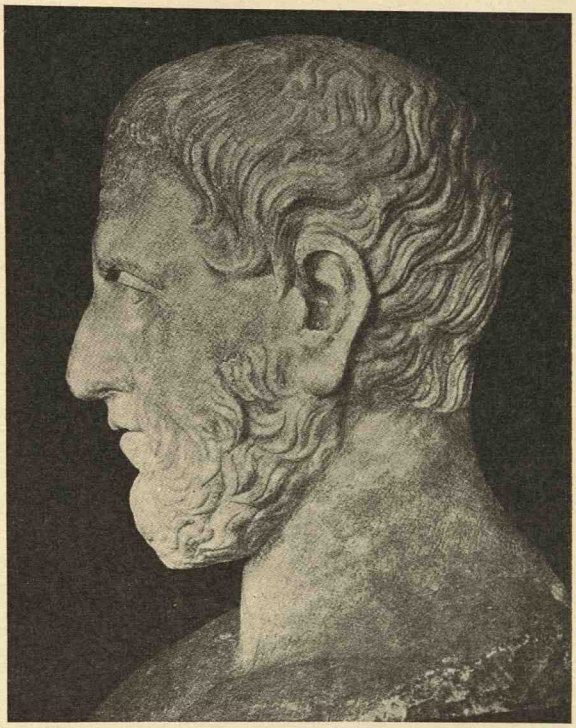
lieferung, daß erst der Weise Anacharsis (*Seneca Epist. Mor.* 90) sie erfunden habe. Sind die Römer mächtig geworden, so müssen sie einst nach Art der Weisen tugendhaft gewesen sein: „Von den Vätern ererbt war ihnen Ausdauer und schlichte Lebensführung. Nach dem Besitz unnötiger Dinge herrschte selten und wenig Verlangen. Auch war ihnen eigen bewundernswerte Frömmigkeit gegen die Gottheit, Gerechtigkeit und große Vorsicht, sich gegen andere Menschen zu vergehen, dabei übten sie den Landbau" (*Athenaios* VI 274 A). Man sieht leicht, daß Sallusts Schilderung der älteren römischen Zeit durch Poseidonios beeinflußt ist; Poseidonios selbst ist natürlich von Hesiods vier Weltaltern und der Kulturphilosophie des Peripatetikers Dikaiarchos angeregt worden. Wie weit der Einfluß des Poseidonios bei den römischen Schriftstellern geht, läßt sich nach dem jetzigen Stande des Wissens nicht sagen. Man glaubte zu wissen, daß Poseidonios etwas Prophetenhaftes hatte, daß er in einem prophetischen Hymnenstil seine Lehren verkündete. Daß die Fragmente dem klipp und klar widersprechen, hat K. Reinhardt m. A. n. ebenso sicher gezeigt, wie, daß die Quellenanalyse noch nicht den einzig betretbaren Weg gegangen ist. Man ist noch immer geneigt, überall, wenn Poseidonios mit einem Satze zitiert wird, ganz große Partien, z. B. bei Cicero, als direkte Übersetzungen des Poseidonios zu betrachten und hat Ciceros *De natura deorum, De fato, Tusc. Disput.* I, *De re publ.* VI (*Somnium Scipionis*), aber auch Teile von Varros *Antiquitates*, des Vergils *Aeneis* VI und Partien von Ovids *Metamorphosen* ohne weiteres einfach auf Poseidonios zurückgeführt. Ob das alles richtig ist, ist zweifelhaft geworden. Es scheint vielmehr so zu sein, daß Poseidonios zu all diesen Fragen Stellung genommen und Lösungen gegeben hat, weil er in seinem Forschertrieb, auf allen Gebieten die „Ursachen und Zusammenhänge" zu finden, naturgemäß keiner Frage aus dem Wege ging, daß aber andererseits die römischen Schriftsteller keineswegs bei ihm den Stoff so geformt fanden, daß sie ihn einfach übersetzen konnten. Es zeigt z. B. die genaue, vorsichtige Quellenanalyse Reinhardts von De natura deorum, daß Poseidonios mitbenützt wurde, daß aber die eigentliche Arbeit, die uns vorliegt, doch von Cicero selbst herrührt, indem er die landläufige Schultradition, eine jüngere stoische Quelle und Poseidonios selbständig verarbeitet und, was für den Leser das Wichtigste ist, diesem Stoffe die schriftstellerische Form gegeben hat. Auch das berühmte Somnium Scipionis ist zu römisch, um nur von Poseidonios herzurühren.

Ähnliches läßt sich für Sallust zeigen; wir sahen schon, wie der Schriftsteller für seine Grundauffassung zweifellos bei Poseidonios Anregung gefunden hat. Auch Sallust ist nicht bloß einfacher Übersetzer des Poseidonios, er hat, wie Klingner zeigt, nach seinen eigenen Erfahrungen in den politisch erregten Zeiten Gedanken des Poseidonios selbständig inhaltlich und formell verarbeitet. So wird Poseidonios zum Ferment in der römischen Literatur und unsere Aufgabe ist es, den rein römischen Gehalt und die neugeschaffene Form bei den lateinischen Autoren aufzuspüren, uns aber nicht zu begnügen, von bloßer Übersetzung dort zu reden, wo eine neue Geistigkeit durch das römische Idiom die Form erhält, in der sie die abendländische Zivilisation beherrscht. Poseidonios ist uns nicht als Prophet, sondern als Forscher und Lehrer entgegengetreten. So finden wir es jetzt ganz selbstverständlich, wenn wir hören, daß Poseidonios nicht etwa eine Prophetie vor Pompeius gehalten hat, sondern in einem Vortrage gegen die Lehre des Rhetors Hermagoras ankämpfte.

HERMAGORAS

Wie Panaitios und Poseidonios auf den Lehren der Stoa aufbauten, so ruht auch das für den von uns zu behandelnden Zeitraum römischen Schrifttums, auch des juristischen, wichtigste rhetorische Lehrgebäude auf stoischen Grundlagen. Wenn wir überhaupt die geistige Struktur der römischen Schriftsteller dieser und der folgenden Zeiten begreifen wollen, so

müssen wir uns eben immer wieder klarmachen, inwieweit an der Ausbildung des Humanismus, der die Geistigkeit Roms bestimmte, neben den Philosophen die Rhetoren mitwirkten.



120. Theophrast. (Nach Bernoulli.)

Das griechische Bildungsideal des *ἀνὴρ πολιτικός* übernahmen die Römer, doch es hatte nicht nur bei den Griechen eine Wandlung durchgemacht, sondern auch bei den Römern einen neuen und für die abendländische Kultur ausschlaggebenden Inhalt erhalten. Die Sophisten des 5. Jahrhunderts v. Chr. erboten sich, ihre Schüler über die Fachleute, die Handwerker und sonstigen Spezialisten durch die allgemeine Bildung zu erheben. Sie machten sich anheischig, durch die Redekunst (*ῥητορικὴ τέχνη*) ihre Schüler fähig zu machen, zu allen Fragen im Rat, in der Volksversammlung und vor Gericht Stellung zu nehmen. Da die Sophisten nicht an ein absolutes Wissen glaubten, sondern es ihrer Meinung nach nur auf Konvention (*θέσει*) beruhte, boten sie bloß eine formale Schulung. Ihr Bildungsideal vertrat auch der Redner, Publizist und Lehrer Isokrates. Plato dagegen hat den Sophisten den Krieg erklärt, hat die Rhetorik als Afterkunst aus seinem Lehrbetrieb verbannt und einzig und allein die Philosophie, die nach der objektiven Wahrheit strebe, als die richtige Vorbildung für den *ἀνὴρ πολιτικός* erklärt. Seit Plato sind Rhetorik und Philosophie streng getrennt und vielfach in feindlichem Gegensatz. Die Bedeutung der Philosophie als der Suche rin nach der Wahrheit ist echt sokratisch und so konnte Cicero in seinem Überblick mit einem gewissen Recht von Sokrates sagen, was streng genommen erst von Plato gilt: „Von da an entstand jener Zwiespalt sozusagen der Zunge und des Herzens, der wirklich töricht, unnütz und tadelnswert ist, daß andere uns denken, andere uns sprechen lehren" (*Cicero De or.* III 61). Aus praktischen Rücksichten hat zwar Aristoteles die Rhetorik in seinen Lehrkurs aufgenommen und bekanntlich wissenschaftlich begründet, aber, wie auch die Cicerostelle zeigt, man war sich klar darüber, daß Philosophen und Rhetoren verschiedene Bildung boten. Die Philosophenschulen, wie der Peripatos und die Stoa haben sich mit Rhetorik beschäftigt und zwar mit großem Erfolg, doch eine auf sie allein begründete Paideia wiesen sie zurück.

Theophrast, der Schüler und Nachfolger des Aristoteles, hat wie Aristoteles der Ausbildung der Rhetorik sein Interesse zugewendet. Sein Anteil ist, da das Werk „Über den sprachlichen Ausdruck" (*περὶ λέξεως*) verloren ist, viel umstritten. Doch wenn wir bei den Bezeugungen der Alten bleiben, so wird man ihm sowohl die Behandlung der Lehre von den vier Vorzügen der Darstellung, wie die von den drei Stilarten zuteilen müssen (*Orat.* 75ff.). Cicero sagt im *Orator* (XXIIIf.), wo er den Redner schildert, „dem einige ausschließlich den Charakter der attischen Beredsamkeit beilegen" unter anderem: „Die Sprache wird rein und gut latei-

121. Frauenkopf aus Rhodos.
(Nach American Journal of Archaeology XXIV.)

nisch, der Ausdruck wird eben und verständlich sein, das Schickliche wird mit aller Umsicht beobachtet. Nur eines wird fehlen, was Theophrast als Viertes unter den Vorzügen der Rede aufzählt, jener Schmuck, das Liebliche und die anschwellende Fülle." Demnach ergibt sich, daß Theophrast vier Vorzüge festgestellt hat: *Ἑλληνισμός* (beim Römer *purum et latinum*), *Σαφές* (*dilucidum planumque*), *Πρεπὸν* (*decorum*), endlich die *κατασκευή* (*ornatus*), sie konnte *μεγαλοπρεπεῖα* (*affluens grandis*) oder *ἡδεῖα* (*suavis*) sein. Natürlich hat er auch von den Fehlern gehandelt. An der Cicerostelle ist für uns auch wertvoll, daß der Atticismus klar zusammenfällt z. B. mit dem Stil, der uns bei Terenz begegnet ist, und die Sprache des Plautus sich hier nicht einordnen läßt. Aber Theophrast hat sich, wenn wir Zeugnissen wie dem des Dionysios von Halikarnass *De Demosthene* 3 glauben, auch mit den Stilarten beschäftigt. Es wird nämlich überliefert, daß Theophrast als ersten Vertreter der mittleren Stilart den Thrasymachus von Chalkedon bezeichnete. Diese vereinige Vorzüge der beiden anderen — der ,,schlichten und der strengen", so sagt Dionys, der ,,schlichten und erhabenen" nennen sie andere — in sich und Theophrast habe sie deshalb die ,,gemischte" (*μικτή*) geheißen. Demnach ist nicht zu bezweifeln, daß Theophrast von den drei Stilarten Kenntnis hatte und auch zu ihnen Stellung genommen hat. Wenn ich besonders auf Grund dieses Zeugnisses dem Theophrast irgendwie ein System, das beide Lehren, die von den Vorzügen des Stiles und die von den drei Stilarten, vereinigte, zubilligen muß, so sind freilich andere anderer Ansicht und meinen, daß die Stillehre eher auf die stoischen Grammatiker zurückzuführen sei.

Trotzdem also die rhetorische Lehre der Philosophenschule verpflichtet war, blieb die Scheidung im Bewußtsein der Lernbegierigen erhalten, zumal auch die Philosophenschulen sogar eine Zeitlang durch subtile Streitigkeiten die Fühlung mit der großen Menge verloren hatten. Das wurde freilich anders, als in Rom die griechischen Lehrer ein neues, Ruhm und Verdienst verheißendes Arbeitsfeld erhielten. Das bei *Sueton De gramm.* 1 erhaltene Dekret aus dem Jahre 161 wies sowohl Philosophen als Rhetoren aus der Stadt. Doch die Philosophen, die 155 in Rom waren, sind durchwegs als strenge Gegner und Kämpfer gegen die Rhetoren bekannt. Und das kann nicht wundernehmen, denn den Philosophen war gerade damals in Hermagoras von Temnos ein bedeutender Gegner erstanden. Er erklärte nämlich die Rhetorik als die Fähigkeit, überzeugend über *πολιτικὰ ζητήματα* zu reden. Darunter verstand er alle den Bürger — d. h., wie ein späterer Erklärer richtig hervorhebt, den Weltbürger im stoischen Sinne — angehenden Fragen.

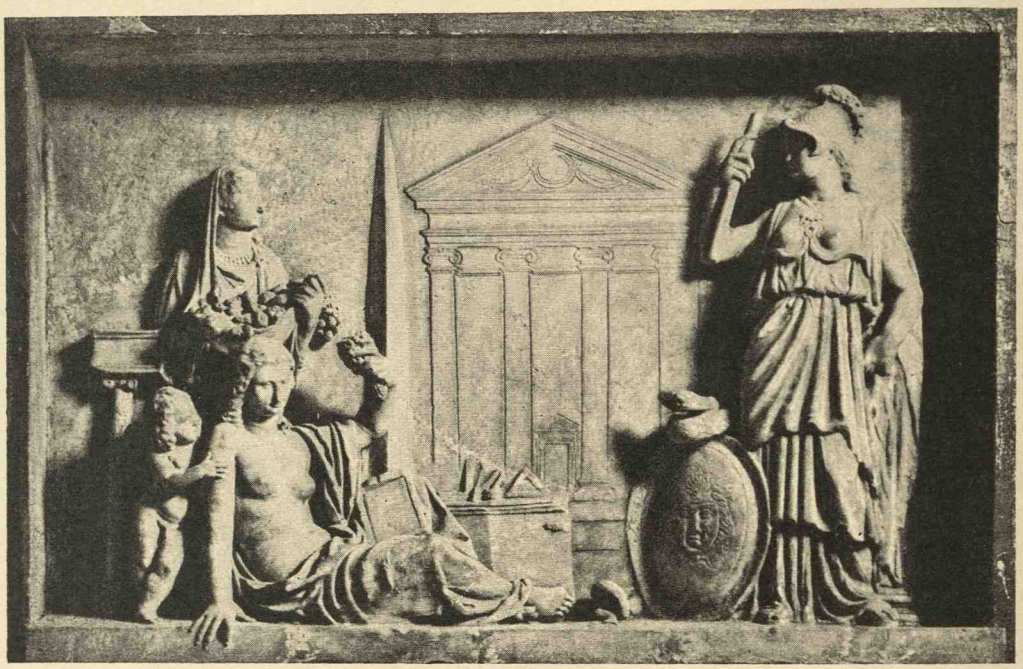
Er schied sie in Theseis, in Fragen allgemeiner Art, z. B. (*Cicero De inv.*) „Was gut sei im Vergleich zur Ehrenhaftigkeit? Ob die Sinnesempfindungen wahre Erkenntnis vermitteln? Welches die Gestalt des Weltalls sei? Wie groß die Sonne sei?" Oder (*Theon Progymnasmata* Spengel II 120) „Ob es für die Welt eine göttliche Vorsehung gebe? Ob der Weise sich im Staate betätigen solle?" Man überlege: Es handelt sich durchwegs um Kardinalfragen, die in den stoischen und epikureischen Schulen erörtert wurden. Hermagoras schulte also seine Adepten so wie die Philosophen. Aber er behandelte auch in den Hypothesen spezielle, individuelle Fragen, wie sie vor allem die wirklichen politischen und gerichtlichen Verhältnisse erforderten. Aus der Tätigkeit bei Gericht hatten sich gewisse Grundeinstellungen entwickelt, mit denen man an den jeweils zu behandelnden Rechtsfall heranzutreten hatte. Hermagoras hat die Lehre ausgebildet und vier sogenannte *στάσεις* (Status) festgestellt. Während Aristoteles nach der Art, wo die Rede gehalten wird, drei Arten der sich mit tatsächlichen Verhältnissen beschäftigenden Rede unterschied, die Gerichtsrede (*γένος δικανικόν*, genus iudiciale), die Rede im Rate und der Volksversammlung (*γ. συμβουλευτικόν*, genus suasorium oder deliberativum), und die Prunkrede (*γ. ἐπιδεικτικόν*, genus demonstrativum), geht Hermagoras von dem der Rede zugrunde gelegten Problem aus. Er teilt daher die Hypothesen ein: In Bezug auf die Substanz (*οὐσία*), ob etwas überhaupt geschehen sei („*an sit*"), in Bezug auf die Beschaffenheit („was es sei"), in Bezug auf die äußeren Umstände („wie es sei"), in Bezug auf die Verhältnisse zu anderem („ob es überhaupt vor Gericht gehöre").

122. Helioskopf aus Rhodos.
(Nach American Journal of Archaeology XXIV.)

Überlegt man, daß der Redner, den Hermagoras ausbildet, über alle theoretischen und praktischen Gebiete reden konnte, so sieht man, daß das alte sophistische Ideal der Paideia wieder auflebte. Freilich ganz in der Weise des Hermagoras ist es wenigstens in Rom zunächst und damit in der abendländischen Kultur nicht durchgedrungen und das ist das Verdienst Ciceros. Bei Cicero finden wir in seinen Büchern vom Redner verlangt, daß der Redner alle Wissenszweige (*μαθήματα*), aber auch die Philosophie als die Quelle wahrer Erkenntnis umfassen müsse. Wenn dieser so gebildete Mann noch die besondere rednerische Ausbildung genießt und die Fähigkeit zum Redner besitzt, so entsteht der wahre Redner. Er ist aber dann auch — *orator* bedeutet ja nicht nur Redner, sondern auch Staatsmann — für das Leben im Staate richtig gebildet. Es läßt sich nicht leugnen, daß hier doch die *πολιτικὴ ἀρετή* mit philosophischem Geiste erfüllt ist.

Es muß als feststehend betrachtet werden, daß Cicero, wenn ich auch meine, daß er seine ideale Forderung vom Redner selbständig auf Grund seiner Erfahrung formulierte, doch die Anregung von einem griechischen Lehrer erhalten hat. Denn er sagt ganz deutlich im *Orator* 12: „Ich bekenne, daß ich zum Redner, wofern ich einer bin und was für einer ich bin, nicht in den Werkstätten der Rhetoren, sondern in den Wandelgängen der Akademie geworden bin."

Wir wissen von zwei Akademikern, die in Betracht kommen: Der Nachfolger des Kleitomachos Philon von Larissa und dessen Schüler und Nachfolger in der Leitung der Akademie Antiochos von Askalon (gest. um 68 v. Chr.). Nun hören wir, daß Philon von Larissa, der während des ersten mithradatischen



123. Hellenistisches Relief mit der Stadtgöttin von Alexandreia.
(Nach Schreiber, Hellenistische Reliefbilder.)

Krieges nach Rom kam und Lehrer des Cicero war, sowohl Philosophie als auch Rhetorik vorgetragen hat (*Cicero Tusc. Disp.* II 9). Andere Gelehrte meinen, des Philon Schüler Antiochos von Askalon habe die von Cicero vorgetragene Synthese vollzogen. Dafür läßt sich ein direkter Beweis noch weniger erbringen. Freilich hat Antiochos auf Cicero sonst Einfluß geübt. Er ist der Hauptvertreter jener den philosophischen Eklektizismus begründenden Auffassung, nach der Akademie, Peripatos und Stoa im wesentlichen übereinstimmen. Das darf keineswegs als gar so ungeheuerlich erscheinen, denn die von Arnim geführte Untersuchung über den peripatetischen Gehalt der bei Stobaeus im II. Buche der *Eklogae* aufbewahrten Reste aus dem Lehrbuche des Arius Didymus, des Hofphilosophen des Kaisers Augustus, hat den festen Beweis erbracht, daß viele wichtige Lehren, wie z. B. das Prinzip des naturgemäßen Lebens oder die Lehre von der natürlichen Gemeinschaft der Menschen, Lehren, die man für besonders stoisch hielt, auch schon dem durch Theophrast vertretenen Peripatos angehörten.

Trotzdem so das Bild gerade des Antiochos in letzter Zeit festere Formen erhalten hat, läßt doch die kunstvolle und persönlich gefärbte Darstellung Ciceros, die Versuche, den genauen Anteil beider Lehrer im einzelnen genau abzugrenzen, wenig aussichtsreich erscheinen.

Literatur:

R. Reitzenstein, Nachr. d. Gött. Wiss. Ges., 1917, 399ff. und 436ff.
E. Meyer, Caesars Monarchie und das Prinzipat des Pompeius, 1922³, 177ff.
R. Heinze, Hermes LIX (1925), S. 73ff.
O. Plassberg, Cicero in seinen Werken und Briefen, 1927.
A. Schmekel, Die Philosophie der mittleren Stoa, 1892.
M. Mühl, Die antike Menschheitsidee in ihrer geschichtlichen Entwicklung, 1928.
O. Cuntz, Polybius und sein Werk, 1902.
R. Laqueur, Polybios 1920.
W. Siegfried, Studien zur geschichtlichen Anschauung des Polybios, 1928.
J. Mewaldt, Das Weltbürgertum in der Antike. Die Antike, II (1926) 177.
H. N. Fowler, Panaetii et Hecatonis Fragmenta, Bonn.
J. Bake, Posidonii Rhodii reliquiae doctrinae, Leyden. 1810.

K. Reinhardt, Poseidonios, 1921.
Kosmos und Sympathie, 1926.
F. Klingner, Über die Einleitung der Historien Sallusts, Hermes LXIII (1928) 165ff.
G. Thiele, Hermagoras. 1893.
L. Radermacher, Hermagoras in Pauly-Wissowa-Kroll s. v. VIII 692ff.
W. Jaeneke, De statuum doctrina ab Hermogene tradita, 1894.
U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Asianismus und Atticismus, Hermes, XXXV (1900) 1ff.
W. Schmid, Zur antiken Stillehre aus Anlaß von Proklos' Chrestomathie, Rhein. Mus. XLIV (1894) 133ff.
L. Radermacher, Studien zur Geschichte der antiken Rhetorik, Rhein. Mus. LIV (1899) 351ff.
W. Kroll, Randbemerkungen, Rhein. Mus. LXII (1907) 86ff.
A. Mayer, Theophrasti περὶ λέξεως libri fragmenta, 1910.
J. Stroux, De Theophrasti virtutibus dicendi. 1912.
Ch. Jensen, Philodemos Über die Gedichte, Fünftes Buch, 1923.
A. Körte, Χαρακτήρ, Hermes LXIV (1929) S. 80.
H. v. Arnim, Leben und Werke des Dio von Prusa, 1898.
W. Kroll, Studien über Ciceros Schrift De oratore, Rhein. Mus. LVIII (1903) S. 552ff.
Cicero und die Rhetorik, N. J. f. d. kl. Alt. XI (1903) 681ff.
H. Strache, Der Eklektizismus des Antiochus von Askalon, Phil. Unters., 26. Heft, 1921.
H. v. Arnim, Arius Didymus' Abriß der peripatetischen Ethik, S. d. Ak. d. W. in Wien, 204/3, 1926.
G. Krahmer, Stilprinzipien in der hellenistischen Kunst. Mitt. d. deutsch. arch. Inst. Rom, 1923/4.

REDNER

Cicero hat in seinem Brutus eine Geschichte der Entwicklung der römischen Beredsamkeit bis auf seine Zeit gegeben. Da nur ganz wenige Bruchstücke aus Reden aus der Zeit vor Cicero erhalten sind, ist sein Buch nicht nur eine wertvolle, sondern fast die einzige Quelle. Wir lernen eine große Zahl von Rednern kennen, es sind, ein paar ausgenommen, die römischen Staatsmänner, die uns hier entgegentreten. Cicero beginnt die eigentliche historische Darstellung mit Kato, die Kunst der Rede erreicht ihren Höhepunkt zu seiner eigenen Zeit mit ihm und seinem Gegner Q. Hortensius. Daneben stellen die Gracchen und die Redner M. Antonius und M. Crassus Wendepunkte dar. Die Charakteristiken, die Cicero von den Rednern gibt, sind in vielen Fällen für uns überprüfbar.

Suchen wir aus den Fragmenten selbst etwas über die Entwicklung der Redekunst zu gewinnen, so fällt uns vor allem das starke nationale Pathos der Redner, ihre überaus patriotische Einstellung auf. So hat L. Aemilius Paulus, der leibliche Vater des jüngeren Africanus, der nach Cicero (*Brut.* 80) durch seine Rednergabe die Stelle des Staatsoberhauptes hätte einnehmen können, nach dem Tode seiner zwei Söhne vor dem Volke erklärt (*Val. Max.* V 10 = S. 156 M): „Da ich auf einem Höhepunkt unseres Glückes fürchtete, Quiriten, es könnte das Schicksal irgendein Unheil anstiften, habe ich den besten, größten Juppiter, die Juno Regina und Minerva gebeten, wenn irgend etwas Böses dem römischen Volke drohe, möge es sich gegen meine Familie wenden. So ist es denn gut ausgegangen. Mein Gebet haben sie gutgeheißen und dafür gesorgt, daß ihr eher mein Unglück beklaget, als daß ich über eures weine."

Ferner kennzeichnet alle diese Redner eine unerbittliche Logik in der Schärfe des Angriffes. Z. B überliefert uns Gellius (*Noct. Att.* VI 11, 9) eine Stelle aus einer Rede des jüngeren Africanus, die er gegen den von ihm als Zensor gerügten Tribunen Ti. Claudius Asellus hielt (S. 184 M). Es war ein Streit, den auch Lucilius in einer seiner Satiren behandelt hat (394 M). Scipio rief in der Rede seinem Gegner zu:

„Alles Böse, Schimpfliche, Unflätige, das Menschen tun, beruht auf zweierlei, auf Bosheit und Nichtsnutzigkeit. Wehrst du dich gegen die Bosheit oder die Nichtsnutzigkeit oder gegen beides zugleich? Wenn du dich gegen die Nichtsnutzigkeit wehren willst, es sei. Aber du hast für eine einzige Dirne mehr Geld vergeudet, als die Summe beträgt, auf die du die ganze Einrichtung deines Sabinergutes vor den Zensoren eingeschätzt hast. Wenn dem nicht so ist, wer verpflichtet sich nur auf 1000 Sesterzen? Aber du hast mehr als den dritten Teil deines väterlichen Erbgutes verloren und auf Unflätiges vergeudet. Wenn dem nicht so ist, wer verpflichtet sich nur auf 1000 Sesterzen? Du willst dich gegen die Nichtsnutzigkeit

nicht wehren. Wohlan, wehre dich wenigstens gegen den Vorwurf der Bosheit! Aber du hast ausdrücklich einen heiligen Eid falsch abgelegt, wissentlich, mit deinem vollen Wissen. Wenn dem nicht so ist, wer verpflichtet sich nur auf 1000 Sesterzen?"

Die Redner können ferner mit bewundernswerter Klarheit und Anschaulichkeit schildern: Z. B. erklärt der junge C. Sempronius Gracchus nach Gellius (X 3, S. 231 M), um die Zügellosigkeit des Adels klar zu machen, in kurzen, doch aufpeitschenden Sätzen: „Neulich kam nach Teanum Sidicinum der Konsul. Seine Frau sagte, sie wolle im Männerbad baden. Dem Vorstand von Sidicinum M. Marius wurde aufgetragen, es sollten aus dem Bade hinausgejagt werden, die dort badeten. Die Frau meldet dem Gatten, zu wenig schnell sei ihr das Bad freigemacht worden und zu wenig sei es gereinigt gewesen. Daher wurde ein Pfahl auf dem Markte aufgestellt und dorthin geführt der angesehenste Mann der Gemeinde, M. Marius. Die Kleider wurden ihm vom Leibe gerissen, mit Streichen wurde er gestäupt. Wie dies die Kalener hörten, verkündeten sie, keiner solle im Bade baden wollen, wenn ein römischer Magistrat in der Stadt sei. Zu Ferentinum ließ eben deswegen unser Prätor die Gemeindevorstände ergreifen, der eine warf sich von der Stadtmauer, der andere wurde aufgegriffen und gestäupt." Und an einer anderen Stelle: „Wie tyrannisch, wie zügellos die jungen Herren sind, das will ich euch an einem Beispiel zeigen: Vor ganz wenigen Jahren wurde aus Asien ein junger Herr, der noch kein Amt in dieser Zeit bekleidet hatte, geschickt. Er ließ sich stets in einer Sänfte tragen. Einmal kommt ihm ein Rindertreiber aus dem Volk von Venusia entgegen und im Scherz, als wüßte er nicht, wer getragen würde, fragte er, ob sie einen Toten trügen. Kaum hat (der junge Herr) das gehört, läßt er die Sänfte niederstellen, befiehlt mit den Gurten, mit denen die Sänfte angebunden war, den Mann solange zu peitschen, bis er seine Seele aushauchte."

In der Rede des Aemilius Paulus läßt sich regelrechter Periodenbau mit genauer Gliederung nach Kola, also eine geschlossene Architektonik aufweisen, ferner findet sich am Schlusse der Glieder viermal der Ditrochäus oder, wie er auch heißt, Dichoreus (— ⏑ — ⏑). Diese Klausel gilt noch immer als nicht unrömisch, sondern als „asianisch". Man beruft sich auf das Zeugnis Ciceros im *Orator* 213: „Es hat die Periode mehrfache Ruhepunkte, von denen Asien einen einzigen am meisten liebt, den, der Dichoreus (—⏑—⏑) heißt . . ." Man übersieht nur, daß Cicero weiter erklärt: „Nicht einmal jener Dichoreus ist an und für sich fehlerhaft, aber in der rhythmischen Gestaltung der Rede ist nichts so fehlerhaft, als das Einerlei." Das stimmt sehr gut zur ersten Ausführung und beweist klar (anders urteilt W. Kroll), daß an und für sich natürlich der Kolonschluß —⏑—⏑ nicht als etwas Unrömisches zu bezeichnen ist. Man muß sich grundsätzlich darüber klar werden, daß die rhythmischen Abschlüsse (*clausulae*), die für die ausgebildete lateinische Kunstprosa, namentlich am Schlusse der Perioden, gebräuchlich und, wie sich noch zeigen wird, gewiß unter dem Einfluß griechischer Rhetorik festgeworden waren, nur deshalb möglich waren, weil sie an und für sich auch von selbst am Schlusse der Kola, bzw. der Sätze auftraten. Es ist mit dem Rhythmus ebenso wie mit dem grammatischen Graecismus. Was im Lateinischen von Haus aus nicht schon möglich und gebräuchlich war, hätte nie zur Mode werden können; es wäre unnatürlich erschienen und abgelehnt worden. Gerade der Dichoreus ist uns schon im Marsgebet (vgl. S. 28f.) als bevorzugt begegnet, Kato und auch Cicero wenden ihn so an, daß man sieht, er klingt ihnen gut; denn sie hätten ihn auch meiden können. Zum Beispiel führt Gellius (*Noct. Att.* I 7, 16 und 19ff.) zwei Beispiele an, wo Cicero vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweicht, um die ditrochäische Klausel zu erhalten (*De imp. Gn. Pomp.* 30 in *praedonum fuisse potestatem sciratis* und 33 *explicavit* statt *explicuit*). Das stimmt gut zu der angeführten Stelle aus Ciceros *Orator*. Zum Überfluß erzählt Cicero dort selbst, daß der Volkstribun des Jahres 90/89 v. Chr., *C. Papirius Carbo*, „dem eine leichte, natürliche Rednergabe eigen war (*Cicero Or.* 213 *facile dicebat et auctoritatem naturalem quandam habebat*), sich unter ganz besonderem Beifall des Volkes des Ditrochäus bediente. So wird man also gerade diesen rhythmischen Abschluß als echt römisch anerkennen müssen.

In der aus Scipio Aemilianus angeführten Stelle ist die Gliederung in kleine Kola überaus auffallend, es fehlen ferner gehäufte Nebensätze und Rhythmen, dagegen findet sich das echtlateinische Asyndeton, eine absichtliche und geradezu verletzende Wiederholung desselben Satzes *qui spondet M nummum*, eine gesuchte einfache Wortwahl, die mit demselben Worte immer wieder spielt. Es ist schneidendste Ironie. Ebenfalls Ironie wird zum Teil mit anders gebrauchten, aber gleichen rednerischen Mitteln erzielt in der von Gellius (*Noct. Att.* VII 12) angeführten Stelle, die sich gegen den neumodischen Gecken P. Sulpicius Gallus wendet (S. 184 M).

> Denn, da er sich tagtäglich mit Salben vor dem Spiegel schminkt, |
> da er sich seine Augenbrauen rasieren läßt, |

da er ohne Bart- und Wadenhaare einherstolziert, |
da er beim Gelage als junger Herr mit einem Liebhaber, |
mit einer bis zur Hand reichenden Tunika im Hause lagert,
da er nicht nur wein-, sondern auch männertoll ist, |
zweifelt da jemand, |
daß er das tut, |
was Kinäden zu tun pflegen? |

Das ist natürlich starker Hohn! Dabei ist es eigentlich keine kunstvoll verschlungene Periode, vielmehr wird wieder nur von dem Mittel der Wiederholung, diesmal nicht eines bestimmten Satzes, sondern einer Satzform Gebrauch gemacht. Wieder begegnen wir kurzen Satzgliedern ohne Rhythmus, dagegen sind Wortspiele fast wie in der Komödie des Plautus, also dem Römer angenehm, verwendet (*vinosus, virosus*). Die beiden Stellen zusammengehalten, erklären es, daß Cicero den Scipio als Redner *dulcissimus* nennt.

Wohl der feurigste und bedeutendste Redner vor Cicero war C. Sempronius Gracchus, der berühmte Tribun des Jahres 123. Die antiken Urteile, aber auch die spärlichen Fragmente bezeugen, daß er eine dem Ausbruch eines Vulkans vergleichbare Glut und Leidenschaft seiner Rede entströmen ließ. Um seinen Reden besonderen Nachdruck zu verleihen, hatte er einen Schauspieler vor sich stehen, der mit den entsprechenden Bewegungen die Rede begleitete.

Mit wie einfachen, fast natürlichen sprachlichen Mitteln C. Gracchus seine Wirkung hervorrief, können die schon angeführten Stellen zeigen. Doch dort hat es sich um Erzählungen (*narrationes*) gehandelt, da ist die Leidenschaft absichtlich gedämpft. Auch in der von Cicero bewunderten (*De oratore* III 214) und nachgeahmten Stelle (*Pro Murena* 88f.) gibt es nur kurze Fragen, die die Verzweiflung klar ausdrücken, Wortspiele und Rhythmen sind nicht vorhanden (S. 247 M):

Quo me miser conferam? | Quo vertam? | In Capitoliumne? | At fratris sanguine redundat! | An domum? Matremne ut miseram lamentem videam et abiectatam?

Wohin soll ich Armer mich begeben? | Wohin soll ich mich wenden? | Auf das Kapitol? | Aber es trieft vom Blute des Bruders! | Oder nach Hause? | Damit ich die arme Mutter jammernd sehe und gebrochen?

C. Gracchus scheint mir die echtlateinischen Elemente mit der von den griechischen Lehrern verbreiteten Kunst in einen großartigen Einklang gebracht zu haben und dadurch, daß er den Rhythmen keinen überragenden Einfluß einräumte, den echt römischen Charakter glänzend gewahrt zu haben. Beweis sei dafür die vielbewunderte Stelle gegen P. Popillius Laenas (*Gellius* XI 13 = S. 238 M):

Quae vos cupide per hosce annos appetistis atque voluistis, |
ea si temere repudiaritis, |
abesse non potest, |
quin aut olim cupide appetisse aut nunc temere repudiasse dicamini.

Was ihr innigst in diesen Jahren angestrebt und gewollt habt, | wenn ihr das nun leidenschaftlich zurückweiset, | kann nicht fehlen, | daß es heißt, ihr hättet einst innigst angestrebt und jetzt leidenschaftlich zurückgewiesen.

Das ist geradezu jener uns bei Kato und auch sonst in alten Sätzen begegnende Bau der Satzteile zu einer im Deutschen unnachahmlichen Periode. Die strengste Gliederung und ihr parallelster Bau sind beabsichtigt, durch sie wird erzielt, daß der Widersinn der Stimmungen des Volkes deutlich wird. Wir meinen, daß also aus dem Inhalt und aus der Anwendung der uritalischen Kola sich auch die künstlerische Wirkung der Periode erklärt. Aber Norden hat beobachtet, daß der Vordersatz 32 Silben, der Nachsatz 31 hat und innerhalb des letzteren die mit aut–aut gegenübergestellten Kommata je 10 Silben haben. Er meint mit Recht, das hätten Redekünstler wie die Griechen Gorgias und Isokrates nicht besser machen können. Daß C. Gracchus griechische Lehrer der Rhetorik gehabt hat, scheint mir selbstverständlich, und so zeigt eben die Stelle, wie sehr es C. Gracchus verstand, griechische Kunst mit echt lateinischer Art zu verschmelzen.

Eine Redekunst ganz anderer Art zeigt *M. Licinius Crassus* (140—91). Er trat sowohl vor Gericht als im Senat als Redner auf. Im politischen Leben warf man ihm Unbeständigkeit vor, d. h. er hat in den politischen Kämpfen nicht in allem der Senatspartei Recht gegeben. Seiner Bildung nach war er stark von Griechen beeinflußt (*Cic. De or.* I 155) und hat, wie wir noch sehen werden, sich auch für diese Bildung gegen rein nationale und demokratische Kreise als Zensor eingesetzt (*Suet. De rhet.* 1 und *Cicero De or.* III 93). Cicero, der ihn sehr hoch schätzte, hat wiederholt auch über seinen Stil ge-

124. Nereide. Barockstil im V. Jh. (Nach Bulle.)

125. Herakles und Telephos. Barockstil in hellenistischer Zeit. (Nach Hermann-Bruckmann.)

sprochen; an einer dieser Stellen heißt es (*Brut.* 162): „In allen seinen Reden lebt eine geradezu ungekünstelte Wahrheit, sogar die sogenannte Periode war bei ihm eingeschränkt und kurz und er pflegte sie in gewisse Glieder, die die Griechen Kola nennen, zu zerlegen und zwar mit allzu großer Vorliebe." Das können wir noch aus den Fragmenten beweisen. Krassus greift in einer Rede für Gn. Plancus seinen Gegner M. Brutus, den Sohn des großen Juristen M. Junius Brutus, jenen Mann, der ihm Unbeständigkeit vorgeworfen hat, so an (*Cic. De or.* II 225 ff, S. 310 M):

Brute quid sedes — ⏑ — ⏑ —? | quid illam anum patri nuntiare vis tuo — ⏑ — ⏑ — ⏑ —? | quid illis omnibus, quorum imagines duci vides — ⏑ — — — ⏑ —? | quid maioribus tuis — — — ⏑ — ⏑ —? | quid L. Bruto, qui hunc populum dominatu regio liberavit — ⏑ — ⏑ ? | quid te agere? cui rei, cui gloriae, cui virtuti studere ⏑ — ⏑ ? | patrimonione augendo — ⏑ — — — | at id non est nobilitatis — ⏑ ⏑ — ⏑ | sed fac esse — ⏑ — ⏑ : | nihil superest; libidines totum dissipaverunt — ⏑ — — —. | an iuri civili — — — — —? | est paternum — ⏑ — ⏑. | sed dicet te, cum aedes venderes, ne in rutis quidem et caesis solium tibi paternum recepisse — ⏑ — — ⏑. | an rei militari — ⏑ — — ? | qui numquam castra videris — — — ⏑ — ⏑ —. | an eloquentiae — ⏑ — ⏑ —? | quae neque est in te et quidquid est vocis ac linguae — ⏑ — — —, | omne in istum turpissimum calumniae quaestum contulisti — ⏑ — —. | tu lucem aspicere audes — ⏑ ⏑ — — | tu hos intueri — ⏑ — —, | tu in foro, tu in urbe, tu in civium esse conspectu — ⏑ — — —? | tu illam mortuam, tu imagines ipsas non perhorrescis — ⏑ — — ⏑ ? | quibus non modo imitandis, sed ne collocandis quidem tibi locum ullum reliquisti — ⏑ — — ⏑.

Brutus, was sitzest du da? | Was willst du, daß die alte Frau dort deinem Vater melde? | Was all jenen, deren Bilder du tragen siehst? | Was deinen Vorfahren? | Was dem L. Brutus, der unser Volk von der Tyrannei der Könige befreit hat? | Das du was tust? Für welche Sache, welchen Ruhm, welche Tugend dich ereiferst? | Etwa für die Vermehrung des väterlichen Erbgutes? | Aber solches ziemt nicht dem Adel. | Gesetzt, es wäre doch der Fall. | Nichts ist mehr übrig. Die Leidenschaften haben alles vergeudet. | Oder dem bürgerlichen Recht? | Das wäre Vaters Art. | Aber sie wird sagen, daß du, als du das Haus verkauft hast, nicht einmal unter dem Gerümpel den väterlichen Lehnstuhl dir zurückbehalten hast. | Oder für den Kriegsdienst? | Der du niemals ein Lager gesehen hast? | Oder für die Beredsam-

keit? | Die fehlt dir vollkommen, und was Stimme und Zunge vermögen, das hast du ganz auf dieses dein schändliches Gewerbe der Verleumdung verwendet. | Du wagst es das Tageslicht zu schauen? | Du diesen Bürgern ins Gesicht zu sehen? | Du auf dem Markte, du in der Stadt, du vor den Augen der Mitbürger zu weilen? | Du schauerst nicht zurück vor der Toten dort, vor den Ahnenbildern selbst? | Diesen hast du nicht nur zur Nachahmung, sondern nicht einmal zum Aufstellen irgend einen Platz übriggelassen.

Die Anrede ist bissig, sie ist improvisiert, denn es war eben die Leiche einer Frau aus der Gens Iunia vorbeigetragen worden. Was die Rhythmen anlangt, so sehen wir deutlich die verschiedensten Arten vereinigt. Der rednerische Stil des Krassus ist anders als der der bisher angeführten Redner. Die Periode ist zerrissen; der Rhythmus überwiegt, d. h. die der Prosa angemessene Form ist absichtlich durchbrochen. Wir werden nicht irren, wenn wir hier starke Annäherung an den Stil des Barock erkennen oder an den „Asianismus": so ließe sich im Anschluß an Cicero sagen.

An Krassus wird ferner von Cicero der Witz gerühmt (158); wie zutreffend seine Bemerkung ist, können wir aus den Fragmenten noch belegen.

Zeitgenosse des Krassus war M. Antonius. Er hat seine Reden nicht veröffentlicht, doch wurden sie von Schnellschreibern mitgeschrieben und so konnte sie Cicero benützen. Er hat als Vortragender auf Cicero die größte Wirkung ausgeübt (*Cicero Tusc. Disp.* V 55). Er war Verfasser einer Lehrschrift über die Redekunst, auch sie kam wider seinen Willen unter die Leute (*Quint.* VIII pr. 13; XII 1, 21; *Plin.* Ep. V 20, 5). Mit diesen zwei Rednern stehen wir bereits vor der Entwicklung der Redekunst in der Zeit Ciceros.

126. Dionysos. Neapel, Nationalmuseum. Offene Form.

An theoretischen Auseinandersetzungen mit der griechischen Lehre und dem Humanismus hat es nicht gefehlt. All das wird uns klar durch die erst von Friedrich Marx ins Licht gesetzte, von einem unbekannten Verfasser geschriebene Lehrschrift *De ratione dicendi ad C. Herennium* libri IV, das einzig ganz erhaltene Prosawerk der sullanischen Zeit.

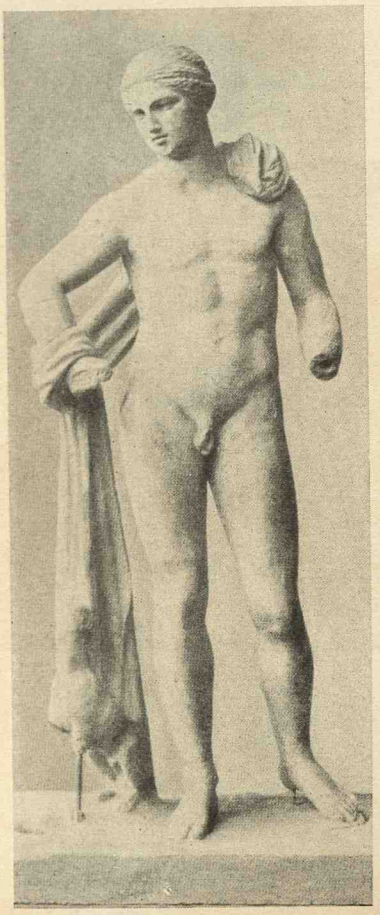
Literatur:

H. Meyer, Oratorum Romanorum fragmenta, Zürich 1842 (zitiert: M).

DIE RHETORIK AD C. HERENNIUM

Mitten in den Kampf zwischen Griechen- und Römertum führt diese Schrift des unbekannten Verfassers. Er geht einen eigenartigen Weg, die Lehren der Griechen kennt er, aber er macht sich von ihnen scheinbar unabhängig und stellt die Rhetorik als eine lateinische Wissenschaft mit lateinischen Beispielen und den stärksten Ausfällen gegen die Griechen dar. Es ist also eine nationale Richtung, die sich äußerlich ähnlich wie Kato zum Humanismus stellt. Wichtig ist, daß ganz deutlich ein Marianer zu uns spricht, daß also dieser nationale Standpunkt aus politischen Gründen zu erklären ist (II 45, IV 7, 31). Auch der Adressat C. Herennius hatte Beziehungen zu Marius (*Plutarch Marius* 5).

Es gab damals überhaupt eine national und zwar marianisch eingestellte Rhetorenschule, deren Haupt L. Plotius war. Seine Beziehungen zu Marius bezeugt Cicero, da er (*Pro*

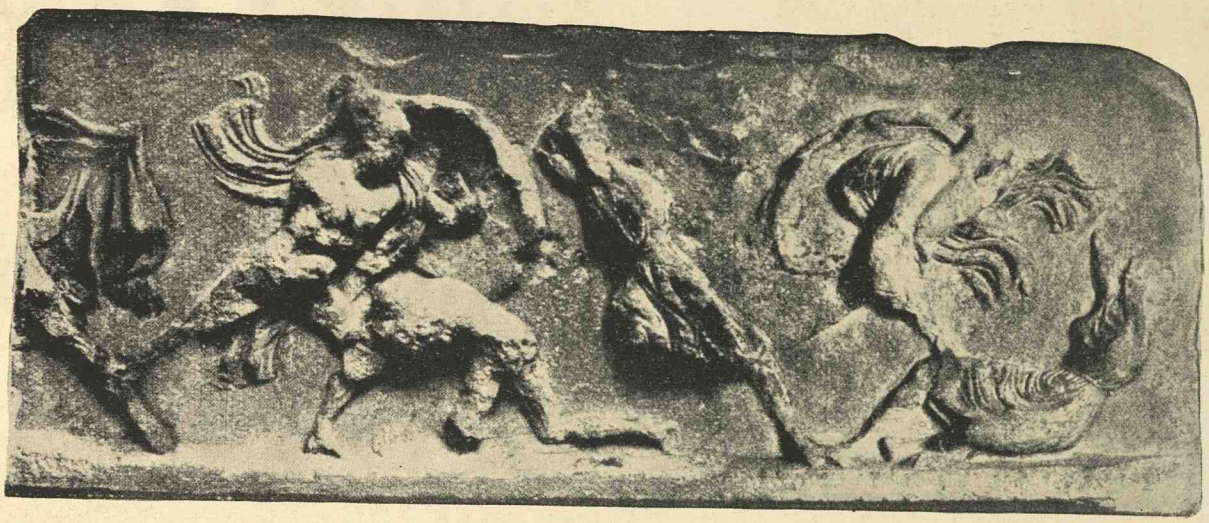


127. Dionysos. Geschlossenere Form. (Nach Bulle.)

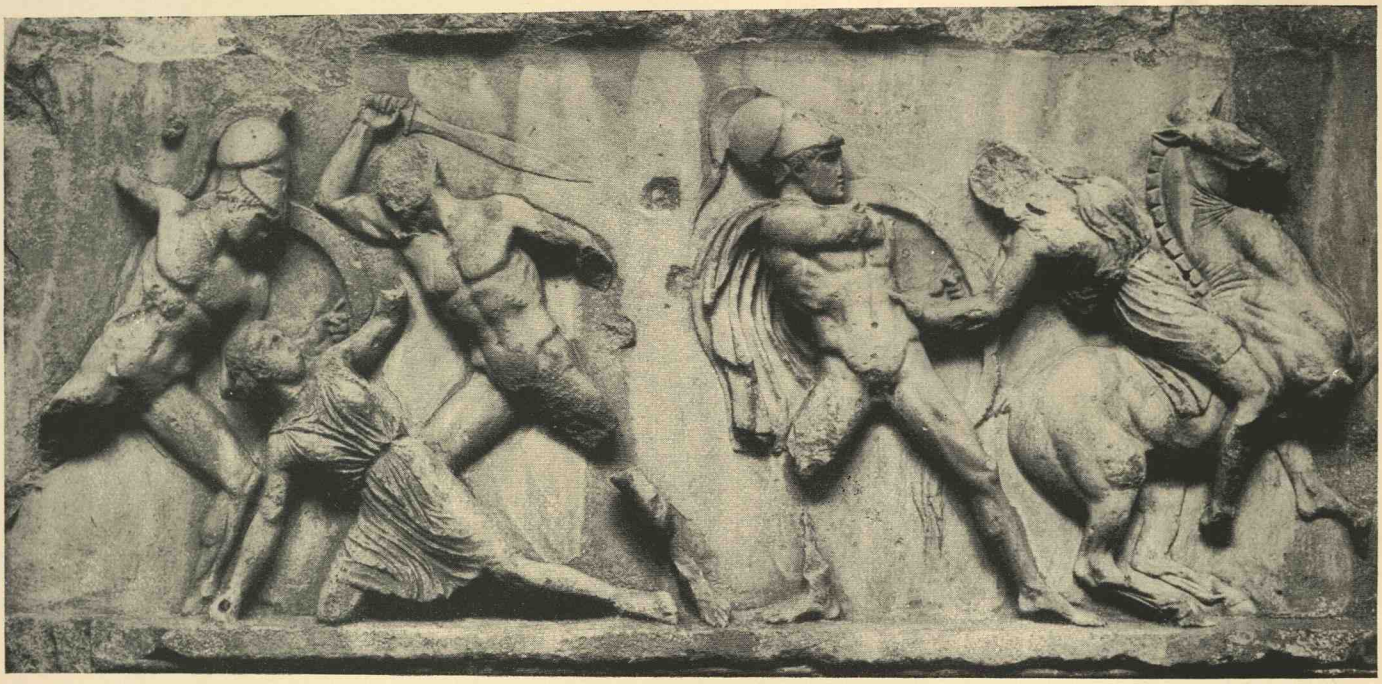
Archia 20) sagt, „daß Marius besonders den L. Plotius geschätzt habe, von dessen Begabung er eine Verherrlichung seiner Taten erwarte". Plotius scheint als erster eine öffentliche Schule gehabt zu haben, in der die Redeübungen nur in lateinischer Sprache gehalten wurden; denn weder von Coelius Antipater (vgl. unten) noch von Aurelius Opillius (*Suet. De rhet.* 6) noch von M. Anton (vgl. oben) läßt sich mit Gewißheit sagen, daß sie in öffentlichen Kursen die lateinische Rhetorik lehrten. Des L. Plotius Schule wurde, sei es nur auf Veranlassung des Zensors M. Licinius Crassus (*Cic. De Or.* III 93—95), sei es auf Veranlassung beider Zensoren gesperrt; denn es fehlte die humanistische Bildung (*humanitate digna scientia*). Zu dieser gehörte eben nach der Ansicht der Zensoren die geistige Anerkennung der Griechen. Plotius selbst war auch als Redenschreiber tätig (*Suet. De Gramm.* 26) ferner als Grammatiker (*Fronto* p. 20, Hauler, Mélanges, Chatelain, 622).

Die erhaltene Schrift ad C. Herennium zerfällt in vier Bücher. Jedes Buch hat Vorrede und Nachrede. Zu Beginn des ersten Buches lesen wir: „Wenn wir, auch durch Geschäfte im Haus gehindert, kaum genug Zeit einem theoretischen Studium widmen können und die Muße, die uns etwa bleibt, lieber auf die Philosophie zu verwenden pflegen, so hat doch dein Wunsch, C. Herennius, uns veranlaßt, über die Theorie der Rede zu schreiben, damit du nicht meinst, wir hätten deinethalben eine Mühe nicht gewollt oder seien ihr gar aus dem Wege gegangen. Und um so eifriger haben wir uns der Arbeit unterzogen, weil wir einsahen, daß du nicht ohne Grund die Redekunst kennen lernen willst. Denn an und für sich sind nicht zu wenig ergiebig Rede und Leichtigkeit der Darstellung, wenn sie nur von richtiger Einsicht und fester Zügelung des Temperaments geleitet werden. Deshalb haben wir das, was griechische Schriftsteller in hohler Frechheit sich anmaßten, nicht beachtet. Denn sie haben, damit es nicht den Anschein habe, sie hätten zu wenig Vielerlei gewußt, das mit eingesammelt, was sie gar nichts anging, damit man ja nur meine, ihre Kunst sei gar so schwer zu erlernen. Wir aber haben nur das, was zur Theorie der Rede zu gehören schien, aufgenommen. Denn nicht in der Hoffnung auf Gewinn oder aus Ruhmsucht sind wir zum Schriftsteller geworden, wie die anderen, sondern damit wir durch unsere Tätigkeit deinem Wunsche willfahren. Jetzt, um nicht viele Worte zu machen, werden wir anfangen, vom Gegenstand zu reden, nur wollen wir dich zuvor daran erinnert haben, daß die Lehre ohne Übung im Reden nichts nützt, damit du erkennst, daß unsere theoretische Vorschrift der Praxis angepaßt werden müsse."

Der Schriftsteller gibt nun eine Definition der Redekunst: „Des Redners Aufgabe ist es, über die Dinge reden zu können, die zum Verkehr der Bürger durch Herkommen und Gesetze geregelt sind, und zwar soweit es geschehen kann, mit Zustimmung der Hörer." Die Redekunst betätigt sich auf drei Gebieten, dem Genus demonstrativum, deliberativum und iudiciale. Jeder Redner müsse für die Auffindung des Stoffes sorgen, für richtige



Der Amazonenfries des Mausoleums in Halikarnaß.
(Arbeit von vier Meisterschulen — Skopas — Bryaxis — Timotheos — Leochares. Verschiedener Stil trotz gleicher Epoche.)
(Nach Jahrb. d. dtsch. arch. Instituts 1928)



Der Amazonenfries des Mausoleums in Halikarnaß
(Nach Jahrb. d. dtsch. arch. Instituts 1928)

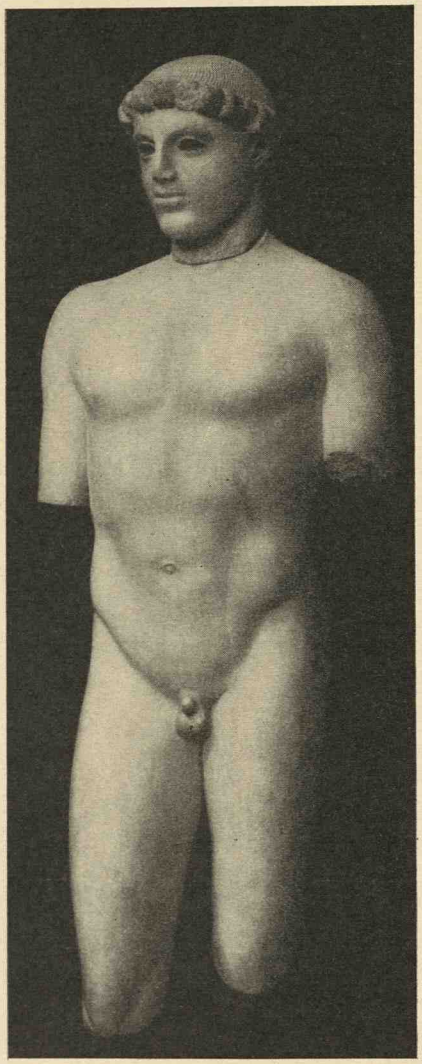
Einteilung, für den sprachlichen Ausdruck, für die Einprägung und für den Vortrag. All das werde erreicht durch Lehre, Erfahrung und Übung. Die Auffindung des Stoffes habe sich auf die sechs Teile des Stoffes zu erstrecken, auf Einteilung, Darlegung des Sachverhaltes, Einteilung des Stoffes, Beweis, Wiederholung und Schluß. Die Stoffe selbst sind vierfacher Art: „Ehrenvolle, schändliche, zweifelhafte, unbedeutende." Dann handelt der Schriftsteller von den Zuhörern, die belehrbar, aufmerksam, wohlwollend sein sollten. Besonderes Augenmerk verdient die *insinuatio*, sie besteht darin, sich durch geeignete Mittel die genannten Eigenschaften der Zuhörer zu gewinnen. Er erörtert die Ansprüche, die an die *insinuatio* zu stellen sind. In der Lehre von der Beweisführung und Widerlegung und zwar im genus iudiciale bespricht er die Einteilung der Status (*constitutiones*). Dabei bemerkt er (I 11), daß andere vier, sein Lehrer drei unterschieden habe. Er unterscheidet *coniecturalis, legitima, iuridicalis* (*constitutio*). In der Einleitung des zweiten Buches erklärt er, daß von den fünf Pflichten des Redners die Auffindung des rednerischen Stoffes (*inventio*) die schwierigste sei, und behandelt diese für das genus iudiciale im zweiten Buch, für das genus deliberativum III 2—10, für das genus demonstrativum III 11—15. Hierauf folgt die Lehre von der Einteilung (*dispositio*) III 16—19, die vom Vortrage (*pronuntiatio*) III 19—28, die vom Gedächtnis (*memoria*) und erst im vierten Buche, entgegen seiner eigenen Einteilung und gegen das Herkommen die Lehre vom sprachlichen Ausdrucke (*elocutio*).

Der Verfasser schließt sein Werk (IV 56) also: „Gezeigt ist, wie man in allen Arten von Verhandlungsfällen den Stoff finden muß, gesagt ist, wie man ihn ordnen soll, überliefert ist, auf welche Art er vorzutragen sei, vorgeschrieben ist, auf welchem Wege man sich ihn gedächtnismäßig aneignen kann, gezeigt ist, auf welche Arten ein vollendeter Ausdruck erworben wird. Wenn wir das alles befolgen, werden wir scharfsinnig und schnell den Stoff finden, fein und ordentlich ihn anordnen, eindrucksvoll und gefällig vortragen, fest und dauernd ihn im Gedächtnis behalten, schön und angenehm sprechen. Weiter ist nichts an der Redekunst. All das werden wir erreichen, wenn wir den theoretischen Vorschriften durch eifrige Übung nachstreben."

Der Verfasser steht mitten im politischen Treiben, er ergreift Partei für die Bundesgenossen (II 45 u. f.), seine Beispiele nimmt er mit Vorliebe aus dem Leben und zwar aus der Zeit vom Ende des Jugurthinischen Krieges (111—106) bis zum Ende des Bundesgenossenkrieges (90—89 v. Chr.). Er ist durchaus römisch eingestellt, die griechischen Schriftsteller sind für ihn dem Namen nach nicht vorhanden, dagegen kennt er Kato, C. Gracchus, Ennius, Pacuvius, Plautus. Das Buch ist an den jungen C. Herennius gerichtet; vermutlich ist der Verfasser selbst schon über das Jünglingsalter hinaus, in dem man den rhetorischen Unterricht zu genießen pflegte. Sucht man aus der Schrift sich ein Bild des Verfassers zu gewinnen, so muß man zugeben, daß eine starke und selbständige Persönlichkeit aus ihr spricht.

Die Frage, woher der Verfasser sein Wissen schöpft, ist oft erörtert worden. Die Schrift berührt sich vielfach mit Ciceros Schrift *De inventione*; aber weder die Ansicht, daß der Verfasser Cicero, noch daß Cicero den Autor benützt hat, läßt sich bei eingehender Betrachtung halten. Es wird vielmehr anzunehmen sein, daß beide irgendwie auf eine gemeinsame und zwar griechische Quelle zurückgehen. Gerade in neuerer Zeit geführte Einzelbeobachtungen erhärten diese Annahme und mit ihrer Hilfe läßt sich vielleicht Klarheit gewinnen.

Die Lehre vom Erregen des Mitleides II 30, 47 berührt sich enge mit dem, was Cicero *De inventione* I 98 vorträgt. Als Urheber dieser Lehre ist sehr ansprechend Apollonius *ὁ μαλακός* aus Alabanda, der in Rhodos schon vor 121 v. Chr. lehrte (*Cicero De orat.* I 75), vermutet worden. Denn sowohl der Auctor ad Herennium wie Cicero warnen vor einer zu langen Ausdehnung der *conquestio*, da nichts leichter trockne als Tränen. Nach Cicero stammt aber der Ausdruck *lacrima nihil citius arescit* von dem Rhetor Apollonius



128. Knabenstatue. Athen, Akropolismuseum. Geschlossene Form. (Nach Bulle.)

her. Dazu stimmt, daß es sich um den Epilog handelt und nach *Seneca Controv.* VII 4, 5 der Grieche Apollonius darin seine Stärke hatte. Auch in der Lehre von der Narratio gehen der Auctor ad Herennium und Cicero zusammen. Gerade hier aber zeigt sich bei beiden ein Mißverstehen der zugrunde liegenden griechischen Lehre. So ist es notwendig anzunehmen, daß beiden Schriftstellern der Stoff schon in lateinischer Bearbeitung vorgelegen hat. Dann kann aber unmöglich der Auctor ad Herennium, wie Marx gemeint hat, nur seines Lehrers L. Plotius Lehrgang einfach auf Grund einer Niederschrift veröffentlicht haben. Er wird vielmehr dasselbe lateinische Lehrbuch wie Cicero benützt und unter dem Eindruck der Persönlichkeit seines Lehrers entsprechend geändert haben. Dabei hat er auch selbständig geneuert, indem er im Gegensatz zu den übrigen Lehrern der Rhetorik sich eine eigene, neue Einteilung der *insinuatio* ausgedacht hat (I 16). Auf den Einfluß des L. Plotius geht gewiß die starke, nationalrömische Einstellung, die Ausmerzung der Griechen (anders bei Cicero!), die Wahl der Redeübungen nur aus der römischen Geschichte zurück. Andererseits kann wirklich die ursprüngliche lateinische Bearbeitung vor Plotius angesetzt werden, denn die Dichter, die gern wieder zitiert werden, gehören der Zeit vor Plotius an, es sind Ennius, Pacuvius (gest. 132 v. Chr.) und Plautus. Auch muß das Lehrbuch sich eines gewissen Ansehens erfreut haben, denn der Redner M. Antonius (vgl. oben) nimmt so wie der Auctor ad Herennium Stellung gegen die Statuslehre des Hermagoras und kennt auch nur drei Status (Quint. III 6, 45). So werden also die Bemerkungen, in denen der Autor von seinem *doctor* spricht, zwar auf L. Plotius zu beziehen sein, aber eben besondere Einzelfragen betreffen, in denen der Schriftsteller seine Vorlage nach L. Plotius geändert hat.

Die Schrift bietet auch nach ihrer sprachlichen Gestaltung vielerlei Bemerkenswertes. So ist beobachtet worden, daß der Schriftsteller in Beispielen für den erhabenen Stil gerade die ditrochäische Klausel bevorzugt (IV 26, 12, 26, 27). Das stimmt natürlich vortrefflich zu seiner römisch-nationalen Einstellung. Er schöpft ferner aus der römischen Umgangssprache. Wenn er z. B. mit *Plaut. Mil.* den Superlativ *invictissimus* gebraucht, so ist das nicht Entlehnung aus Plautus, sondern, wie diese Form im Spätlatein beweist, eben volkstümlicher Ausdruck, wirklich gesprochenes Latein, dazu paßt die Verwendung von *civitas* gleich *urbs*, eine Form wie *totae*, vergl. *Plautus* Fragm. 255. Aus dem wirklich gesprochenen Latein, das in einzelnen Wendungen Reim und Gleichzahl der Silben auch in der Umgangssprache liebte, erklären sich Formen wie *audaciter-humiliter* IV 28, *casu et fortuitu* I 19. Überhaupt erweckt der Schriftsteller nicht nur durch seine Bemühung, von den Griechen sich unabhängig zu machen, sondern auch hinsichtlich der Sprache den Eindruck von Selbständigkeit. Es war daher zu weit gegangen, wenn man sein Werk sowohl nach Gehalt wie Gestalt als das eines ganz jungen, unreifen Menschen bezeichnet hat.

Die Schrift scheint in der späteren Antike wenig beachtet worden zu sein. Hieronymus im 4. Jahrhundert n. Chr. zitiert sie als Werk des Cicero. Nach Fr. Marx ist etwa um 350 in Afrika ein Exemplar und zwar das einzig vorhandene der Schrift, aufgetaucht und von dem Herausgeber trotz der klaren Disposition in sechs Bücher geteilt und wegen der Ähnlichkeit des Inhaltes mit Ciceros *De inventione* dem Cicero zugeschrieben worden. Unter diesem Namen ging sie bis ins 15. Jahrhundert n. Chr., bis der Humanist Raphael Regius sie dem Cicero absprach und dem bei Quintilian erwähnten Rhetor Cornificius zuschrieb. Quintilian stimmt nämlich vielfach, namentlich in der Lehre von den Figuren mit unserem Schriftsteller über-

ein, nennt aber als Quelle an diesen Stellen einen Cornificius. So glaubte man, und es hat dies auch Kayser in seiner berühmten Ausgabe getan, Cornificius als den Auctor ad Herennium bezeichnen zu müssen. Andere seits zeigen sich doch Unterschiede, auch läßt sich ein Rhetor Cornificius für die Zeit, da die Schrift abgefaßt ist, nicht erweisen; daher scheint es richtig mit Marx anzunehmen, daß wir den Autor nicht kennen. Daß jener Cornificius, den Quintilian benützt und der nach Cicero anzusetzen ist, unseren Autor eingesehen hat, muß man doch wohl eher annehmen, als wieder an eine gemeinsame Urquelle denken.

Die Überlieferung ist eine doppelte: es gibt unvollständige Handschriften, die neben einzelnen Lücken, vor allem im Anfang verstümmelt sind; es fehlen die Kapitel 1—5 des ersten Buches, ferner gibt es vollständige Handschriften. Die unvollständigen Handschriften stammen aus dem IX. und X. Jahrhundert (4), eine aus dem XI. Jahrhundert. Dazu paßt, daß der Abt Servatus Lupus im Jahre 830 n. Chr. über solche Handschriften in Frankreich in einem Brief berichtet. Der Archetypus der vollständigen Handschriften geht auf einen verlorenen Kodex aus dem XII. Jahrhundert zurück, der unsere Schrift und *De inventione* enthielt. Dieser verlorene Kodex war aus dem berühmten Cod. Laudensis (Lodi) abgeschrieben worden, der 1412 wieder aufgefunden, aber seither verschollen ist.

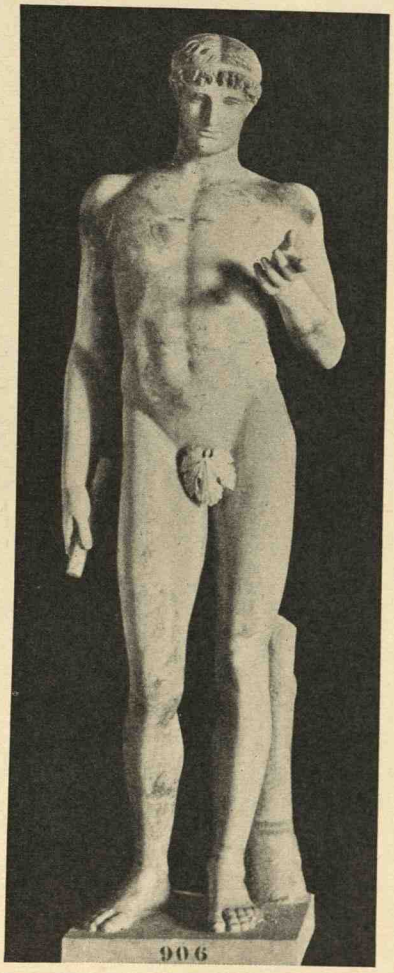
Literatur:

F. Marx, Incerti auctoris De ratione dicendi ad C. Herennium libri IV. 1904; ferner Teubnertext 1925.

A. Broska, Cornificius in Pauly-Wissowa-Kroll.

Karl Aulitzky, Apsines *Περὶ ἐλέου*, Wien. Stud. XXXIX, (1917), S. 50ff.

K. Barwick, Die Gliederung der Narratio . . . . , Hermes LXIII (1928), S. 261ff.



129. Jünglingsstatue. Offene Form. (Nach Bulle.)

DIE GESCHICHTSSCHREIBUNG

Das starke politische Erleben fand auch in der Historiographie seinen Ausdruck. Die Geschichtsschreibung blüht ganz besonders in diesem Zeitraum und erreicht dann in den Werken Caesars und Sallusts Höhepunkte, die uns noch heute ein deutliches Zeichen von römischer Eigenart und Stärke bieten. So stark aber auch die Beziehungen dieser Werke zu Katos *Origines* sind, so sehr in den Werken der Späteren wie in dem Katos das eigene Erleben die Triebfeder ist und so sehr namentlich Sallust in formaler Hinsicht bewußt den Anschluß an Kato sucht, so sind doch diese Werke nicht allein aus Katos *Origines* zu erklären. Es liegt eben eine mächtige Entwicklung dazwischen.

Diese müssen wir aus einzelnen wenigen Fragmenten und Bemerkungen späterer Schriftsteller veranschaulichen.

Cn. Gellius hat noch Annalistik in der hergebrachten Form betrieben. Es ist wahrscheinlich, daß er derselbe ist, dem Kato in einer Rede entgegengetreten ist. Des Gellius Werk war sehr umfangreich; denn erst im 33. Buch ist er bis zur Schlacht von Kannae gelangt. So halte ich es nicht für unglaublich, wenn der Grammatiker Charisius ein 97. Buch anführt. Gellius hat noch den Fall Karthagos (146 v. Chr.) behandelt. Der Stil des Werkes war schwerfällig und durch den Amtsstil beeinflußt.

Schon bei C. Fannius begegnet man Katos Einfluß. Er war Redner, Staatsmann, Politiker mit starkem Temperament, durch C. Gracchus groß geworden, dann als Konsul 122 sein Gegner. Wir wissen ferner, daß er Hörer des Panaitios gewesen, und beobachten überdies den Einfluß des Polybios, indem Fannius

130. Artemis von Aretium. Kopie in geschlossener Form.
(Nach Notizie degli scavi 1921.)

131/32. Athene mit der Kreuzägis. Vorder- und Seitenansicht. Kopie in offener Form.
(Nach Pergamonwerk VII.)

die eigene Zeit und seine Zeitgenossen kritisch behandelte; so spricht er von dem *εἴρων* des Scipio. Dem Beispiele Katos folgt er darin, daß er Reden einlegt.

Von den Annalisten gehört eigentlich erst C. Licinius Macer in diesen Zusammenhang. Er hat als Tribun für die Wiederherstellung der Volksrechte im Jahre 73 gekämpft. In einem Erpressungsprozeß angeklagt, hat er 66 Selbstmord verübt. Er begann zwar sein Werk mit der Gründung der Stadt, aber schon im zweiten Buche war der Pyrrhuskrieg behandelt (Fg. 20). Wie Fannius hat er erst die spätere Zeit und besonders die von ihm erlebte in den Vordergrund gerückt. Nur Vermutung ist es, daß er sein Werk bis zur Wiederherstellung der Volksrechte durch Pompeius (70 v. Chr.) geführt hat.

Das schon bei Kato deutliche Streben, die eigene Zeit in den Vordergrund zu stellen — es lag ja in seinen Origines etwas Zwiespältiges —, das uns bei den besprochenen Schriftstellern auffällt, mußte zu einem weiteren Schritt führen. Ihn machte Sempronius Asellio, der unter Scipio in Numantia als Kriegstribun Felddienst tat (*Gellius* II 13, 3). Er hat die Taten, deren Zeuge er selbst gewesen, geschildert und er ist sich auch seiner schriftstellerischen Neuerung bewußt; denn im Eingang seines Werkes erklärt er (*Gellius* V 18, 7): „Aber zwischen denen, die Annalen hinterlassen wollten und denen, die die Taten des römischen Volkes zu schildern unternommen haben, ist vor allem der Unterschied gewesen: Die Annalen zeigten nur, was geschehen und in welchem Jahre es getan worden ist, so etwa, wie die, die ein Diarium schreiben, wofür die Griechen Tagebuch sagen. Uns aber — so sehe ich — genügt es nicht, nur was geschehen ist, zu melden, sondern auch, in welcher Absicht und welcher Weise es geschehen sei, aufzuzeigen . . . Denn die Annalen können niemand irgendwie zu großer Begeisterung für die Verteidigung des Vaterlandes,

noch zu einer größeren Abscheu vor einer schlechten Handlung veranlassen. Zu schreiben, unter welchem Konsul ein Krieg begonnen und beendet ist, wer als ein Triumphator aus dem Krieg heimgekehrt ist und was im Verlaufe des Krieges geschehen ist, in diesem Buche rühmend erzählen, oder was inzwischen der Senat beschlossen hat, welches Gesetz durchberaten worden ist und nicht; mit welchen Absichten das geschehen ist, das heißt Knaben Geschichten erzählen, nicht Geschichte (*historiae*) schreiben." Jedermann sieht, wie hier neben Katos Programm und Stil auch des Polybios Pragmatismus auflebt.

133. Römisches Gladiatorenrelief mit barocken Formen. München. (Nach Münchner Jahrbuch 1925.)

Die Historiae, einmal begründet, hatten ein Fortleben. In der Sullanischen Zeit schrieb Historiae L. Cornelius Sisenna. Er war im Jahre 78 Praetor (C. J. L. I. S. 111), gehörte zu den Verteidigern des Verres und war im Seeräuberkrieg Legat des Pompeius (67 v. Chr., *Cassius Dio* 36, 1). Nach der allgemeinen Meinung hat Asellio bis zum Tod des Livius Drusus sein Geschichtswerk geführt. Sisenna hat den Sozialkrieg und den Sullanischen Bürgerkrieg behandelt, er führte sein Werk bis Sullas Tod. Wir sehen, wie ein Historiker an den anderen anknüpft; das tat Xenophon, als er den Thukydides, Poseidonios, als er den Polybios fortsetzte. Sisenna bot aber gegenüber Asellio doch etwas Neues. Asellio atmet katonischen Geist. Sisenna aber war ganz modern. Nach der Schilderung des Cicero (*Brutus* 228, 259 und *De leg.* I 7) hatte er nach Art des Alexanderhistorikers *Kleitarch* der pathetischen Darstellung nach Form und Inhalt gehuldigt und seltene Wörter gesucht. Auch die Fragmente bestätigen dies, es finden sich ferner rhythmische Klauseln, auch poetische Fügungen. Der nüchterne Stil des Kato und derer, die ähnlich wie er schrieben, ist verlassen. Die Mittel, die Sprache zu heben, sind andere wie bei Kato. Es ist etwas Fremdes in die Prosa hineingetragen; die strenge, geschlossene Form weicht der offenen.

Sisenna war nicht der erste, der in solcher Art schrieb, vorangegangen war L. Coelius Antipater. Da sein Werk den Tod des C. Gracchus voraussetzt, kann es erst nach 121 v. Chr. vollendet sein. Er war Jurist und vielleicht auch Rhetor, Krassus war sein Schüler (*Cicero, Brut.* 102, *Pomponius, Dig.* I 2, 2, 40). Seine Bedeutung liegt aber auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung. Er ist der erste Römer, der eine Monographie geschrieben hat; sie behandelte den Hannibalischen Krieg. Gewidmet hat Coelius sein Werk dem Philologen L. Aelius Stilo und zwar hatte er in der Vorrede über den Stil seines Werkes gesprochen, der vom herkömmlichen sich unterschied. Er hat, um die Rede rhythmisch zu gestalten, sich der sogenannten Traiectio, das heißt der Trennung sonst nebeneinander gestellter Wörter bedient und ging so weit, gleich in der Vorrede einen Hexameter zu schreiben:

has res ad te scriptas Luci misimus Aeli.

Von ihm führt in dieser Hinsicht eine Linie zum rhythmischen Stil des Redners Krassus, sowie zu dem des Sisenna. Auch sonst bedient er sich poetischer Schmuckmittel und meidet die geschlossene Form.

Nun werden noch zwei Schriftsteller verständlich, die zwar zu den Annalisten zu rechnen sind, deren

134. Römisches Porträt, vielleicht des L. Cornelius Sulla. (Nach Bernoulli, Röm. Ikonographie.)

Eigentümlichkeiten aber jetzt erst klar hervortreten. C. Claudius Quadrigarius und Valerius Antias. Sie sind jünger als Coelius und Zeitgenossen des Sisenna [Vell. II 9, 6): „Älter als Sisenna war Coelius, Zeitgenossen des Sisenna (waren) ... Claudius Quadrigarius und Valerius Antias."

Claudius Quadrigarius begann nicht mit der Gründung der Stadt, sondern erst nach dem Brande Roms im Gallierkrieg. Je weiter er sich seiner Zeit näherte, desto genauer wurde die Darstellung, im 19. Buch war bereits die Sullanische Zeit behandelt und wir wissen, daß er mindestens 23 Bücher geschrieben hat. Sein Stil (vgl. bes. Fragm. 106) zeigt das Fehlen von Nebensätzen, Hauptsätze herrschen vor, sie werden gerne ohne Satzpartikel nebeneinander gestellt, als Satzverbindung dienen *nemo, extemplo, deinde, quo ex facto.* An Rhythmen begegnet der Ditrochäus; Worte werden wie im einfachen Erzählerstil wiederholt. In einem eingelegten stilisierten Brief des Pyrrhus (Fragm. 41) ist der Satzbau weniger zerhackt. Der Amtsstil ist offenbar Vorbild (*visum est, velle, placet*). Auch hier finden sich nicht beabsichtigte Rhythmen, nur hie und da der Ditrochäus. Wir werden im Stil eher an Kato als an Coelius oder Sisenna gemahnt.

Valerius Antias: Nach Priscian (*GL* K VI 9, 17) muß das Werk mindestens 75 Bücher umfaßt haben, das letzte Ereignis, das wir nachweisen können, ist der Tod des Redners Krassus (92 v. Chr.).

Valerius Antias hat in seinen ausführlichen Darstellungen alle jene uns bekannten Legenden aus der römischen Geschichte erzählt; man hat ihn deshalb einen Fälscher und Schwindler geheißen, doch mit Unrecht. Er hat gesammelt, was er gefunden hat. Verwertet sind dabei auch die Dramen der Praetextatendichter, die Stellen der griechischen Tragödien reichlich benützten. Auch die Art, wie griechische Historiker, besonders der pathetischen Richtung erzählten, hat auf Valerius eingewirkt. Für die Weise ihrer Darstellung ist bezeichnend, was z. B. Polybios natürlich tadelnd über Phylarchos sagt II 56: „Im Streben, die Leser zum Mitleid zu bewegen und sie zum Mitempfinden mit dem Erzählten zu bringen, führt er Umarmungen der Frauen und aufgelöstes Haar und Entblößen der Brüste ein, dazu Tränen und Klagen der Männer und Frauen, die zusammen mit Kindern und den alten Eltern weggeschleppt werden." Valerius war ferner bestrebt, durch Episoden die Leser zu unterhalten, der Zweck der Geschichte war eben nicht mehr der des Polybios, sondern die Geschichte war entsprechend einer bestimmten Lehre ein Teil der Poesie geworden. Er hat übrigens die Gens Valeria zu besonderem Glanze erhoben. Das hängt gewiß nicht nur mit dem äußeren Umstand zusammen, daß er das Archiv der Familie benützen konnte, sondern es geschah auch aus politischen Gründen. Leider ist der Stil des Valerius, da wörtliche Zitate fehlen, schwer zu fassen.

Wie stark die Geschichte mit der Politik verbunden war, zeigt endlich das Aufkommen der Autobiographie; sämtliche Vertreter sind bezeichnenderweise auch Redner. C. Gracchus hat (*Cic. de Div.* I 18, 36; II 29, 62) in einer Schrift seine politische Tätigkeit gerechtfertigt. M. Aemilius Scaurus, Konsul 115, Zensor 109, Q. Lutatius Catulus (*Cic. Brutus* 110), (*Fronto* 116, 12; Hauler, Wien, Eranos 1909, 213), P. Rutilius Rufus, ein Schüler des Panaitios und Märtyrer seiner philosophischen, edlen Grundsätze, folgten diesem Beispiele. Endlich sind noch hier die Denkwürdigkeiten des L. Cornelius Sulla zu erwähnen. Das Werk führt bei Plutarch den bezeichnenden Titel *Ὑπομνήματα*, woraus man mit Recht den Titel *Commentarius rerum gestarum* erschlossen hat. Diese Literaturgattung war ebenfalls bei den Griechen vorgebildet, so wissen wir, daß Arat von Sykion *Ὑπομνήματα* geschrieben hat.

Die Entwicklung aber zu den Monographien und Historien des Sallust und zu den Commentarii Caesars ist klar geworden.

Literatur:

H. Peter, Historicorum Romanorum fragmenta.
W. Soltau, Die römischen Annalisten.

C. LUCILIUS (180?—101?)

Der erste Dichter, in dem der im Scipionenkreis genährte Humanismus Wurzel geschlagen hatte, war C. Lucilius. Wie Cn. Naevius ist er ein Italiker, wie Plautus voll Temperament und überquellendem Können. Er greift als Literat in die Politik ein u. zw. wie Naevius mit stärkstem persönlichen Einschlag. Er nimmt für den jüngeren Scipio Partei und wird durch eine Reihe von Satiren der Hauptvertreter der politischen Invektive, mit der er den Gegner bis über den Tod hinaus verfolgt und verunglimpft. Über die Schärfe der Polemik fehlen auch antike Zeugnisse nicht. So z. B. erklärt Horaz *Sat.* II 1, 62 „Lucilius habe es gewagt, jedem das Fell herunterzureißen, der nach außen hin stolz vor den Augen des Volkes einhergeht, im Inneren aber ein Schuft ist", oder II 1, 68 „er zauste die Ersten des Volkes und das Volk selbst nach Tribus; ganz natürlich: denn er war ergeben einzig der Tugend und ihren Freunden." Ferner sagt Persius I 114 „Lucilius zerschnitt die Stadt", endlich Juvenalis I 165 „sooft gleichsam mit gezücktem Schwerte Lucilius wütend losfuhr, da wird ganz rot der Hörer." Dabei fehlt es Lucilius sonst nicht, und das zeigt eben den humanistischen Einschlag, an Takt, Humor und Gefühl. Zwei Generationen später erfuhr er eine scharfe Kritik durch Horaz, die sich aber vor allem auf den Stil bezieht. Die Kritik des Horaz zeigt, daß in Lucilius das barocke Element überwog, eine Stilanalyse der Fragmente wird dies noch beweisen.

Die Lebenszeit bestimmt sich durch die Angaben bei *Gellius* XVII 21, 40 (nach *Nepos Chron.*) und *Velleius* II 9, 3. Geburts- und Todesjahr gibt *Hieronymus* u. z. z. Jahre 1915 Abraham (Cod. Amandinus 1915, die anderen 1914): „C. Lucilius, der Satirenschreiber, stirbt zu Neapel und wird auf öffentliche Kosten bestattet im 46. Lebensjahr" (102/1). Ferner zum Jahre Abraham 1869 (Cod. Am., die übrige 1870): „Der Dichter Lucilius wird geboren" (148/7 v. Chr.). Die Angaben des Hieronymus können nicht richtig sein, denn sonst müßte er im Alter von 14 Jahren vor Numantia Kriegsdienst getan haben. Die Unvereinbarkeit der Angaben des Hieronymus und des Velleius (vgl. unten) suchte m. A. n. richtig Moritz Haupt dadurch zu beseitigen, daß er annahm, Hieronymus habe die Konsulnamen verwechselt, und setzte als Geburtsjahr 180 an.

Geboren ist der Dichter zu Suessa Aurunca (*Juv.* I 20 und Scholien dazu. Unberechtigte Zweifel wurden von einigen Gelehrten erhoben).

Wenn auch der Dichter als Italiker zunächst nicht das römische Bürgerrecht besessen hat, so ist es doch wahrscheinlich, daß dieses ihm durch Scipio später verschafft wurde (anders z. B. Marx).

Velleius II 9, 3 berichtet, daß Lucilius im Jahre 134/3 vor Numantia als eques Kriegsdienst getan hat. Es ist wohl bei einem so reichen Manne, wie Lucilius es war (vgl. unten), naheliegend, daß er zu Pferde diente, er wird der Cohors praetoria, der Suite des Scipio, angehört haben. Während früher allgemein angenommen wurde, Lucilius sei erst mit Scipio in Spanien gewesen, meint Cichorius, aber doch wohl mit Unrecht, aus einzelnen Stellen schließen zu können (288, 289), er sei bereits früher auf dem spanischen Kriegsschauplatz gewesen.

Da Lucilius zum engsten Freundeskreis des Scipio gehört hat, ist es nicht auffallend, daß er mit den übrigen Mitgliedern des Scipio-Kreises befreundet ist, daß ferner des Scipio Freunde auch seine sind, so z. B. Q. Caecilius Metellus (Censor 131 v. Chr.) und sein Sohn Caprarius, ferner wohl der Schwiegersohn des Metellus C. Servilius Vata. Besonders giftige Pfeile schießt er auf L. Cornelius Lupus, den Princeps senatus (131—125). Auch sonst ließen sich noch viele anführen, die der Dichter aus politischen Gründen angriff, und immer wieder sind es in erster Linie Gegner des Scipio, so Ti. Claudius Asellus (vgl. oben) oder der Redner M. Papirius Carbo (vgl. oben). Andererseits, und das ist wichtig, weil es zeigt, daß man nicht einfach nach bloßen

persönlichen Beziehungen Einschätzungen vornehmen kann, bekämpft er den im Krieg gegen Jugurtha als bestechlichen Optimaten berüchtigten A. Postumius Albinus (*Sallustius Iug. Bell.* 37ff., *Orosius* V 13, 16, V. 1326ff.). Aber auch literarische Streitigkeiten trägt er in den Satiren aus, z. B. greift er, wie wir noch sehen werden, den Tragödiendichter L. Accius an.

Daß ein Mann, der so kampflustig war, selbst auch verunglimpft wurde, kann nicht Wunder nehmen. Ein Schauspieler hatte ihn auf offener Bühne mit Nennung des Namens gehöhnt (*Auctor ad Her.* II 13, 19), Lucilius klagte ihn an, doch L. Coelius Antipater (vgl. oben) sprach den Schauspieler frei.

Die Beziehung zu Scipio geht auf die Jugend zurück. Der Dichter stammte aus einer der reichen Familien des italischen Landadels (vgl. *Hor. Sat.* II 1, 74). Auch in Rom besaß er ein Haus (*Asconius* zu *Cic. Pis.* 19 S.). Latifundienbesitz ergibt sich aus Sat. XXVI 667, VI 254, III, VI 256. In der Nähe des vom Vater ererbten Besitzes zu Aurunca befand sich das Lavernium der Scipionen. Über den familiären Verkehr mit diesen liefen Geschichten um (vgl. *Hor. Sat.* II 1, 71 und die Scholien dazu). Daß er das Bürgerrecht erlangte und römischen Ritterzensus besaß, ergibt sich aus Sat. XXVI 671 f.

publicanus vero ut Asiae fiam, ut scripturarius
pro Lucilio, id ego nolo et uno hoc non muto omnia.

Wenn er hier nämlich deutlich von sich sagt, daß er nicht Staatspächter der Provinz Asia werden will, so muß er doch die dazu nötigen rechtlichen Voraussetzungen besessen haben, diese bestanden aber nach der Lex Sempronia darin, daß man Ritter und römischer Bürger war.

Wichtig ist es, daß Lucilius, bei dem man die griechische Bildung auf Schritt und Tritt aufzeigen kann, einer der ersten Römer ist, die nicht etwa nur durch ihren Aufenthalt in Großgriechenland und Sizilien oder durch in Italien ansässige Griechen sich diese aneignete, sondern daß er mit in die große Reihe jener Männer gehört, für die ein Studienaufenthalt in Griechenland nachweisbar ist. Was also Terenz tat, als er schon ein angesehener Dichter war, tat offenbar auch Lucilius, wenn auch nicht gerade als Student. Auf persönlichste Beziehung muß es doch zurückgehen, daß Kleitomachos, der 127/6—116 der Vorstand der Akademie in Athen war, gerade dem Lucilius ein Buch widmete (vgl. *Cic. Ac.* II 102f.). Ferner schildert der Dichter Sat. XXVIII aus genauer Kenntnis attischer Sitte (732, vgl. 321) ein Gastmahl. Er kennt, wie die Fragmente zeigen, z. B. nicht nur gründlich Homer, Aristophanes, Euripides, sondern auch Aesop, Archilochos, ja Modeautoren wie Archestratos (vgl. oben S. 91).

Die Satiren des Dichters sind nicht erhalten, es sind uns wieder nur von Grammatikern, z. B. von *Nonius* (4. Jh. n. Chr.) einzelne Verse überliefert. Im ganzen gab es 30 Bücher. Da *Velleius* II 9,3 sagt: „Berühmt war auch des Lucilius Namen, der unter P. Africanus im numantinischen Kriege gedient hatte," also im Plusquamperfectum vom Kriegsdienst spricht (*militaverat*), schloß man wohl mit Recht, daß der Dichter vorher nichts veröffentlicht hatte. Das ist natürlich auffallend. Einem so lebhaften, erregbaren, begabten und in der Öffentlichkeit stehenden Manne mutet man zu, daß er schon früher als erst im Alter von 50 Jahren sich an Leser gewendet hat. Doch man muß bedenken, daß z. B. Juvenal auch erst in diesem Alter seine Satirendichtung begann, ferner, daß eben des Lucilius dichterische Tätigkeit vor allem aus dem politischen Leben quoll und die Römer fast alle erst, wenn sie dem Staate gedient hatten, dem otium, also auch den Musen, dienten. Sallust schreibt Werke nachdem er seine öffentliche Laufbahn beschlossen hat; Ciceros eigentliche literarische Tätigkeit, wenn man von seinen Reden, die ihm ein Mittel im politischen Kampfe waren, absieht, fällt vor allem in die Zeit, da er politisch matt gesetzt ist. Caesar greift fast nur zum Stilus, wenn es die politischen Umstände erfordern; dasselbe gilt von Kato. Erst als alter Mann ordnet er seine Aufzeichnungen. Der Dichter besonders galt ja in Rom nichts. Als Lucilius, offenbar zur Verteidigung des Scipio, es für richtig fand, veröffentlichte er Gedichte; andererseits muß man annehmen, daß er im Freundeskreis so manches Stück früher verfaßt und vorgelesen hat.

Redner.
(Nach Bruckmann, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur)

Die 30 Bücher Satiren zerfallen schon der Form nach in 3 Teile, I—XXI sind in Hexametern abgefaßt, XXII—XXVI enthielten wohl nur elegische Dichtungen, die Bücher XXVI—XXX zeigen verschiedene Metra. XXVI und XXVII bieten ausschließlich trochäische Septenare, in XXVIII und XXIX treten Senare und Hexameter hinzu, endlich ist das XXX. Buch nur in Hexametern geschrieben. Schon die Metra zeigen, daß das Corpus der Satiren durch eine Reihung in späterer Zeit seine ursprüngliche zeitliche Anordnung verloren hat. Lucilius hat zunächst im volkstümlichen trochäischen Septenar gedichtet und ist dann erst nach einigem Zögern zu dem durch Ennius geheiligten Hexameter übergegangen; das zeigt, wie auch in ihm der Hellenismus allmählich vollständig siegte. XXVI—XXX bilden dann eben den ältesten Bestand der Satiren, die Bücher im elegischen Distichon den jüngsten. Dazu passen auch die chronologischen Anspielungen in den Gedichten; freilich volle Einigkeit über die Chronologie im einzelnen herrscht unter den Forschern nicht.

Sicher ist, daß das XXVI. Buch eine Geleitsatire, eine Art Programm (vgl. unten) enthalten hat. Da hier der Dichter im Vers 671 f. von den Pächtern der Einkünfte der Provinz Asia spricht, die im Jahre 123 v. Chr. eingerichtet worden ist, kann eine Veröffentlichung m. A. n. vor dieser Zeit nicht stattgefunden haben; dann ergibt sich aber klar, daß erst nach dem Tode des Scipio der Dichter Satiren veröffentlichte, offenbar auch solche, die schon längst fertig waren und an denen sich Scipio selbst erfreut hatte (z. B. die Bücher XXVI—XXX). Die Bücher I—XXI zitiert Varro als ein Corpus (*De ling. lat.* V 17), also hat der Dichter auch hier eine Sammlung vorgenommen. Auch diese Sammlung kann erst allmählich entstanden sein und so erklärt es sich, daß im I. Buch die heftige Satire gegen Lupus steht, die sich wohl auf das Jahr 125 bezieht; damals entstanden, wohl schon bald darauf im Freundeskreis bekannt gemacht, ist sie doch durch das Corpus der 21 Bücher erst später in jener Form und an jener Stelle veröffentlicht worden, die wir noch kennen. Die letzte Sammlung enthielt Gedichte bis zum Tode des Dichters und ist aus seinem Nachlasse herausgegeben worden. Den gesamten Nachlaß hat dann ein späterer Herausgeber in die Anordnung gebracht, die das spätere Altertum (z. B. Nonius) kannte und wir darnach wiederherstellen.

Strittig ist vieles in der Chronologie. Nur weniges sei kurz angedeutet. So meinte vor allem Marx, die Bücher XXVI—XXX seien noch zu Lebzeiten des Scipio veröffentlicht; er deutete die Worte XXVI V. 620/1 auf das Jahr 133, V. 678 auf die im Jahre 131 erlassenen Ehegesetze des Numidicus. Anderseits setzte er Buch I unmittelbar nach dem Tode des angegriffenen Lupus 126 (vgl. V. 37 und *Julius Obsequens 29*). Dagegen sind nun Einwendungen zu machen; V. 596 wünscht sich Lucilius zum Leser den Junius Congus (gest. 54 v. Chr. nach *Cic. pro Planc.* 58). Wäre das Buch XXVI also wirklich um 131 veröffentlicht worden, so müßte man annehmen, daß Congus, später als Historiker und Gelehrter sehr berühmt, so an 100 Jahre alt geworden ist; denn daß sich Lucilius gerade Leute unter 20 Jahren als Leser gewünscht habe, ist wenig glaubhaft.

Auch die Abfassung von Buch I ist umstritten. Das Buch setzt den Tod des Lupus voraus. Ihn festzusetzen, bietet eine sichere Handhabe *Cic. Div. in Caec.* 69, wo es heißt: „P. Cornelius Lentulus, jener rangälteste Senator, klagte damals den M. Aquilius an." Die Klage fällt in das Jahr 124 (*Appian. Bell. civ.* 37). Darnach ist Lentulus 124 schon Princeps des Senates und Lupus eben 125 tot.

Über den Inhalt der Satiren lassen sich nur Vermutungen aufstellen, denn erstens sind die Fragmente schwer zusammenzufügen, zweitens oft auch ohne Buchzahl überliefert. Lachmann, Marx, Cichorius, Leo und andere haben hier erstaunlichen Scharfsinn verwendet und so ist es immerhin möglich, einzelnes mit einer gewissen Sicherheit zu sagen.

Im XXVI. Buche hebt sich klar eine Anzahl von Versen ab, in denen der Dichter von sich spricht (590, 592ff., 622, 623, 628, 630, 641). Auch ist es deutlich, daß der Dichter sich mit einer zweiten Person unterhält. Er unterredet sich mit jemandem, der von ihm etwas

verlangt, was seinem Selbstbewußtsein und seiner besonders betonten Ichheit widerspricht. Es handelt sich um das poetische Schaffen des Dichters. Offenbar will der Unterredner den Dichter vor der Gefährlichkeit der Satirendichtung warnen. So ist das Thema, wie Marx erkannt hat, dasselbe wie in *Hor. Sat.* II 1.

Der Dichter hat jedenfalls von der aus seinem Innern quellenden Dichtung gesprochen: (V: 590, 622, 629), Verse, in denen der Dichter deutlich sagt, daß er seine Natur nicht verleugnen könne und wolle; der Freund, der sich vielleicht mit v. 618, wo er die Pflichten des Freundes nach epikureischer Lehre angibt, als Epikureer einführt, sagt m. A. n.: v. 618ff.

cúret aegrotum, sumtum homini praebeat, genium suum
defrudet, ⟨det⟩ alii, parcat

Heilen soll er Krankheit; helfen, wo es möglich; selbst sich verleugnen; schenken dem Freunde, sparen . . .

Er mag ihn recht derb gewarnt haben (z. B. 649, 650, 661). Er solle etwas Vernünftigeres tun, wie er es zunächst zu tun schien, als er noch jung war: V. 617. Es gäbe auch andere gute poetische Stoffe, so die römische Geschichte oder die Verherrlichung des großen Scipio 612—616, 620—622.

Veterem historiam inductus studio scribis ad amores tuos,
ut Romanus populus victus vi et superatus proelio
saepe est multis, bello vero nunquam, in quo sunt omnia, . . . ferner
hunc laborem sumas, laudem qui tibi ac fructus ferat,
percrepa pugnam Popili, facta Corneli cane.

Das weist der Dichter alles zurück, es ist keine Einigung zu erzielen. Was dem einen richtig erscheint, mißfällt dem andern. Der Dichter erklärt aber, aus seiner Haut nicht herauszukönnen (628, 629, 630, 623, 622). Im übrigen will er zufrieden sein, wenn er nur etwas Erfolg hat (632/633, 634). Auch die Leser, die er sich wünscht, nennt er: Es müssen nicht die gelehrtesten sein:

nec doctissimis . . . haec legere . . . volo. So erhalten wir ein dichterisches Programm und eine Art Geleitsatire.

Wohl in einem zweiten Gedichte war der hohe Stil der Tragödiendichter, besonders des Accius verhöhnt. Sicherlich hat ferner Lucilius in einem dritten Gedicht über die Ehe, in einem anderen über die Philosophen gehandelt. In einer weiteren Satire scheint er den Ehrgeiz der Menschen gegeißelt zu haben (V. 608). So ergibt sich für das Buch XXVI, wenn wir die Fragmente richtig beurteilt haben, ein bunter Inhalt: Gesellschafts- und politische Satire, Angriffe auf die Mitbürger usw. Die früheren Trennungsversuche der Verse sind somit dem mannigfachen Inhalt zu wenig gerecht geworden.

Von den Büchern der zweiten Sammlung erweckt besonderes Interesse die Invektive gegen Lupus, denn sie ist nicht nur an und für sich merkwürdig, sondern wirkt selbst in ihrer Form noch um 400 n. Chr. in den giftgeschwollenen Angriffen des Dichters Klaudian nach, der den Gegner des Stilicho, den Herrn des Ostens, Rufinus mit den Waffen des Lucilius bekämpft hat.

Sicher ist im I. Buch zu erkennen das von *Lactantius Div. Inst.* IV 15, 2 benannte *Concilium deorum*, ein Titel, der offensichtlich nur eine Grammatikerbezeichnung für das Buch ist. Solche Götterberatungen hatten schon Naevius und Ennius geboten, sie finden sich auch in Vergils Aeneis. Es ist also eine bereits geprägte Form, deren sich der Dichter hier natürlich zu einem satirischen Zweck bedient. Darin folgte ihm später Seneka in seiner Verhöhnung des Kaisers Klaudius (Apokolokynthosis). Die Götter reden und verhandeln wie Senatoren im Senat, bedienen sich freilich der Kunstmittel der modischen griechischen Rhetorik. Der Dichter erzählt, wie die Götter Rat halten, auf welche Weise Rom vor dem Untergang bewahrt werden könne (5—6). Es sprachen sicherlich Juppiter als Vorsitzender (9), nach ihm Apollo (19—25), ferner Neptun (31f.). Romulus ist auch schon unter die Götter aufgenommen (vgl. *Naevius* und *Horaz Od.* III 3) und greift auch in die Verhandlung ein; er war Vertreter der altrömischen Sitte und als Rübenesser charakterisiert worden. Er wird sich über die neumodischen Sitten beklagt haben (10, 11, 12—18). Ander-

seits ist es ein feiner Witz des Dichters, daß gerade er, auch von der neumodischen Rhetorik angesteckt, an Apollo 33—35 ein sogenanntes Enthymem richtet.

Die Götter sind natürlich nicht für die Vernichtung Roms, sondern für die des Lupus. Dieser wird geschildert als alt (44), als heiser bellend (2), als frech (45), als gefräßig (46), als verschwenderisch (49/50). Auch über die Todesart wird beraten (53/54). Über die Entartung der Römer überhaupt scheint Juppiter oder Romulus Klage geführt zu haben (48); „denn sie setzen sich über Herkommen und Gesetz hinweg, der populus wählt Beamte, ohne sich an die Wahlqualifikationen zu halten." Das Buch hat wohl nur die Lupussatire enthalten. Den V. 1 muß man nicht für einen Einleitungsvers zur Sammlung I—XXI halten, der Dichter lehnt einfach ab, sich mit großen philosophisch-physikalischen Fragen zu beschäftigen, ihn interessieren die Menschen als solche.

Für das Verhältnis des Lucilius zum Humanismus ist besonders charakteristisch die im zweiten Buch enthaltene Satire. Q. Mucius Scaevola, der 121/120 als Praetor in Asien weilte (*Cicero De oratore* II 269), war nach der Verwaltung der Praetur 120/119 von einem gewissen Albucius wegen Erpressung angeklagt worden. Es läßt sich aus den Fragmenten ziemlich sicher der Gang der Handlung und die Art, wie beide Gegner aufeinander losgingen, erkennen. Uns geht hier nur an, daß Scaevola den Albucius als Graekomanen schildert.

135. Römer. (Kopenhagen)
(Nach Hekler, Die Bildniskunst der Griechen und Römer.)

Er verspottet nicht nur den Albucius, weil er seine Worte nach Art gewisser griechischer Lehrer überaus kunstvoll und unnatürlich zusammensetzt, so daß statt einer natürlichen Rede ein kunstreiches verschlungenes Mosaik vorliegt (84/5), sondern er nimmt ihn noch schärfer aufs Korn, indem er ihm Entfremdung vom italischen Volkstum vorwirft; wir können das noch aus einem Fragment deutlich sehen (V. 88ff.):

„Ja, ein Grieche, lieber Albucius," — (so etwa müssen wir sagen) — „hast du lieber genannt werden wollen als ein Römer und ein Sabiner, als ein Mitbürger eines der Hauptleute Pontus und Tritanus, trefflicher Menschen, Frontkämpfer oder Fahnenträger. Wälsch habe ich dich als Praetor in Athen angesprochen. Bon jour monsieur, dich, als du zu mir kamst. Und meine Liktoren und die ganze Suite sagte: Bon jour, Titus. Daher bist du nun, Albucius, mir feind, daher spinnefeind."

Die Stelle zeigt, daß Lucilius keineswegs die Beeinflussung durch die Griechen so auffaßte, daß der Römer, bzw. der Italiker sein Volkstum aufgeben dürfe, sondern, daß eben nur die griechische Geistigkeit, d. h. ihre *Παιδεία* aufzunehmen war. So sehen wir, daß der in der Invektive gleich starke Kato sich mit Lucilius hier in einem gewissen Sinne berührt. Beiden ist das Bildungsproblem das wichtige, freilich ist des Lucilius griechische Bildung viel tiefer und er ist von den Griechen in weit höherem Maße beeinflußt als der seine römische Art stets betonende Kato. Falsch wäre es zu glauben, daß die Satiren des Lucilius sich nur in politischen oder persönlichen herben Angriffen, ferner in der Gesellschaftssatire erschöpfen. Nicht nur, daß er die großen Probleme, die dann bei den späteren Schriftstellern, so bei Sallust wiederkehren, die Frage, wie sich das einst kleine Rom nun als Herrscherin der Welt zu verhalten habe, behandelt hat, daß er also vor allem gegen die Habsucht und Verschwendung zu Felde zog: Es sind viele seiner Gedichte reine Scherzpoesie, z. B. wenn er Schnurren aus dem spa-

nischen Feldzug erzählt, wie ein Soldat schon wegen der Zahnschmerzen, die ihn peinigen, sein Heldentum vergißt, oder wenn er von seinen Liebesabenteuern u. zw. ganz in der Art der Komödie oder des Mimus erzählt.

So wird im XXIX. Buch die Erstürmung eines Hauses geschildert, wobei die Parallele zu *Terenz Eunuch* IV 7 ganz auffällig ist. Es findet eine Beratung über den Kriegsplan statt, dabei erzählt einer, wie sogar Hannibal überlistet wurde, Lucilius will dann in das Haus; der Pförtner, durch das Treiben der ungestümen Gesellen eingeschüchtert und besorgt, fragt: „Wer bist du denn eigentlich?" Als Erwiderung erhält er die bekannte Antwort des Odysseus: *Nemo sum homo.* Es kommt dann zu einem Angriff, bei dem der damit betraute Sklave ähnlich, wie der Bramarbas Thraso, sich im Hintergrund hält.

Natürlich ist keine Satire ohne irgendeine Tendenz denkbar und so tritt der persönliche Angriff immer wieder hervor, so wenn der Dichter Accius wegen seiner Kleinheit verspottet wird; besonders klar wird das aber in dem uns durch Lactantius *Div. Inst.* VI 5, 2 überlieferten Fragment über die Tugend; der Kirchenvater führt die Stelle an, weil er tadelt, daß die Menschen nur den Intellekt, nicht den Willen bei der Betätigung der Tugend berücksichtigen. Natürlich will Lucilius nicht eine Tugendlehre schreiben, sondern er hat wieder einen vornehmen Herrn angegriffen, einen gewissen Albinus, in dem ich mit anderen den bestechlichen Praetor A. Postumius Albinus sehe, der im Krieg mit Iugurtha gegen die *virtus Romana* gesündigt hatte. Und der Dichter fällt gewaltig über ihn her: 1326ff.

virtus, Albine, est pretium persolvere verum
quis in versamur, quis vivimus rebus, potesse,
virtus est, homini scire id quod quaeque habeat res,
virtus scire, homini rectum, utile quid sit, honestum,
quae bona, quae mala item, quid inutile, turpe, inhonestum,
virtus quaerendae finem re scire modumque
virtus divitiis pretium persolvere posse,
virtus id dare quod re ipsa debetur honori,
hostem esse atque inimicum hominum morumque malorum,
contra defensorem hominum morumque bonorum,
hos magni facere, his bene velle, his vivere amicum,
commode praeterea patriai prima putare,
deinde parentum, tertia iam postremaque nostra.

Tugend, Albinus, ist es wahrhaftig schätzen zu können,
Welches der Wert ist der Dinge, in denen wir kreisen und weben,
Tugend ist Wissen von dem, was jegliches Dingelein nützet,
Tugend ist Wissen vom Rechten und Nützlichen, ehrsamen Handeln,
Welches ein Gutes, desgleichen ein Schlechtes, ein Schimpf oder Schmutz ist,
Tugend ist Wissen vom Zwecke und Maße des Strebens nach Gelde,
Tugend ist, Reichtum richtig den Platz einschätzen zu können,
Tugend ist geben dem Herrn, was seiner Stellung gebühret,
Feind sein und Gegner böser Menschen und böser Gewöhnung,
Anderseits Schützer zu sein von guten Menschen und Sitten,
Diese zu schützen, diesen wohlwollen, diesen ein Freund sein.
Vorteil des Staates übrigens halten fürs erste im Leben,
Dann den der Sippe, zu dritt erst und letztlich zu denken an sich.

Diese anscheinend recht leicht hingeworfenen Verse weisen übrigens eine noch im Bruchstücke deutliche Anordnung und Absicht auf. Die Virtus soll den Menschen befähigen, die richtige Stellung zu den Dingen zu gewinnen, zum Guten und Schlechten und zur Menschheit überhaupt, dann wird erst auf den eigenen Staat, die Sippe und das Ich übergegangen. Natürlich ist Albinus weit entfernt, so zu denken. Anderseits sieht man deutlich, daß die griechische Popularphilosophie und zwar die der Stoa auf den Dichter gewirkt hat; es ist interessant, für die letzten zwei Verse Anklänge bei *Cicero De off.* I 50 zu finden „in erster Linie mögen stehen Vaterland und Eltern, denen wir infolge ihrer Wohltaten am meisten verpflichtet sind, zunächst dann die Kinder und das ganze Haus . . . dann die wohlwollenden Verwandten." So wird man nicht irren, daß auf Lucilius der Stoiker Panaitios eingewirkt hat (vgl. oben S. 171f.).

Wir haben von Lucilius nur Fragmente und so ist es wichtig, daß wir einige Urteile von Späteren über ihn besitzen. Wie Lucilius in Form und zum Teil in Inhalt gewiß an Ennius

anknüpfte, so ist sicherlich Horaz stark von Lucilius abhängig. Das bezieht sich aber bei Horaz vor allem auf inhaltliche Abhängigkeit, vgl.: Sat. I 5 = Lucilius *Iter Brundisinum* (Buch III); Sat. II 8 die *Cena Nasidieni* = Lucilius Buch XX die *Cena Gallioni;* endlich ist das IX. Buch eine Poetik wie des Horaz Ars poetica (vgl. S. 198). Gerade in der Sprache und im Stil weicht Horaz von Lucilius bewußt ab. Horaz verknüpft wegen der persönlichen Invektive den Dichter mit der alten Komödie; das ist nur zum Teil richtig. Kein Zweifel, Lucilius kannte sie, aber ihr Fortsetzer ist er natürlich nicht und wollte es auch nicht sein. Der Angriff lag ihm im Blute, aber sein eigentlicher literarischer Vorgänger ist, wie schon gesagt, Ennius. Horaz charakterisiert ihn als witzig, feinfühlig, aber hart in dem Bau der Verse. „Denn darin war er voll Fehler, in einer Stunde pflegte er oft 200 Verse, u. zw. war er darauf stolz, — stehend auf einem Bein zu diktieren. Da er so schlammig dahinfloß, gab es manches, was man hätte beseitigen wollen. Dazu schwatzhaft und zu faul, mühsam das Geschriebene zu feilen." Diese Stegreifdichtung gefällt dem Horaz nicht, natürlich aber dem Petronius (IV. 4). Die Art des Lucilius wurde in formaler Hinsicht von Horaz verdrängt, er ist der Klassizist, im Verhältnis zu Lucilius zeigt sich bei ihm eine größere Vorliebe für geschlossene Form und geschlossenen Inhalt. Juvenal, der bewußt wieder an Lucilius anknüpft, übernimmt offenbar von ihm die offene Form, und wir müssen aus dieser Tatsache schließen, daß strenge Disposition, fest an der Stange bleiben, eben dem Lucilius nicht eigen war. Seine ganze Darstellung sucht das Leben genau wiederzugeben, daher schreibt er beruhigt die Sprache, die in dem Kreise, in dem er lebt, gesprochen worden ist.

Ich habe Lucilius als einen Schriftsteller bezeichnet, der dem Barock näher steht als der Klassik. Was den Inhalt anlangt, so ließ sich dies nur aus den antiken Zeugnissen und der Nachwirkung, bes. bei Juvenal, erkennen; die Form aber können wir in den Fragmenten noch deutlich fassen und so, wie schon angedeutet wurde, den Gegensatz zu Horaz besonders als dem Vertreter des Klassizismus, aufweisen. Nicht nur griechische Worte (etwa 200) sind in den Fragmenten wahllos verwendet (das rügt auch Horaz, *Sat.* I 10, 20), sondern mit einer Freiheit sondergleichen greift der Dichter auch in die italischen Dialekte, z. B. verwendet er oskische, umbrische, sardische, praenestinische Vokabeln. Er legt eben gar nicht auf Einheitlichkeit Wert, neben den Wörtern der gewöhnlichen Sprache gebraucht er ganz gern vulgäre Wörter und Formen, ja er scheut sich nicht, fast hintereinander bald eine ältere, bald eine jüngere Wortform zu gebrauchen (vgl. im Virtusfragment: *potesse* und *posse*), er schafft neue kühne Zusammensetzungen und läßt sich bald wieder in den schlichtesten Ausdrücken gehen. Das volkstümliche Deminutivum verwendet er gern. In seinem wirklich barocken Wesen fehlt ihm jeder Sinn für Harmonie und Gleichheit, so gebraucht er Singular und Plural nebeneinander, z. B. 268, 1315.

Auch im Versbau zeigt er eine Gleichgültigkeit gegen Regel und Geschlossenheit. Es gibt bei ihm Senare, Septenare und Hexameter ohne Zäsuren, ja er verwendet häufig, offenbar nach der wirklichen Aussprache, die Quantitäten ganz frei. Daß es Elisionen mannigfacher Art gibt, ist nicht so sonderbar, auffallender schon, daß er die Wucht des Hexameters dadurch bricht, daß er ganz gern einsilbige Wörter an den Versschluß setzt. Anderseits ist nicht zu leugnen, daß er durch Ennius beeinflußt ist, wenn er — u. zw. in der Zäsur — kurze Silben im Hexameter längt. Seinem Gefühl für die offene Form entspricht es endlich, daß er die auch aus der Alltagssprache stammende Synalöphe glatt zuläßt.

Mit all dem steht nicht im Widerspruch, wenn Lucilius nach dem von uns als sophistisch gezeichneten Bildungsideal (Cic. *De or.* I 72) zu sagen pflegte . . . „niemand sei als Redner zu werten, der nicht in allen

freien Künsten fein gebildet sei." Für solche Bildung des Dichters selbst lassen sich aus seinen eigenen Satiren Beispiele bieten. Nicht nur, daß er zu den Reformen des Accius in Sachen der Orthographie Stellung nahm und zwar sicher nach griechischer Lehre, hat er auch den Unterschied zwischen *poesis* und *poema* auseinandergesetzt (338 ff.). Die feine und dabei römische Bildung hebt Cicero noch hervor, *Ad familiares* IX 15, 2, (ann aber auch Quintilian X 1, 94, „denn Bildung besaß er in bewundernswerter Weise und dazu Freimut, dieser bewirkte seine Schärfe und seinen Überschuß an Witz." Dem Plinius (*Nat. Hist.* Praef. 7) ist er geradezu der Begründer des feinen Geschmackes (*qui primus condidit stili nasum*); da stimmt er mit Varro überein, der die *gracilitas* des Lucilius rühmt (bei *Gellius* VI 14, 6), ein Urteil, das Fronto übernimmt 113 N. Das sind, wenn wir die Beurteilung des Horaz berücksichtigen, eben verschiedene ästhetische, aber in ihrer Art gerechtfertigte Urteile.

Literatur:

G. Lucilii Carminum Reliquiae von Friedrich Marx. Text und Kommentar 1904 u. 1905. (Beides in jeder Beziehung vorbildlich und anregend.) — F. Marx, Rhein. Mus. LXXV 1926, 235ff.
A. Kappelmacher, Lucilius, in Pauly-Wissowa, Real-Enzyklopaedie (dort auch die Literatur nach Marx, so bes. die Bücher von Conrad Cichorius verwertet).
W. Süß, Petronii imitatio sermonis plebei, qua necessitate coniungatur cum grammatica illius aetatis doctrina. Dorpat 1927.
— Hermes XLII (1927) S. 342ff.
K. Mras, Wien. Studien XLVI (1928). S. 78ff.

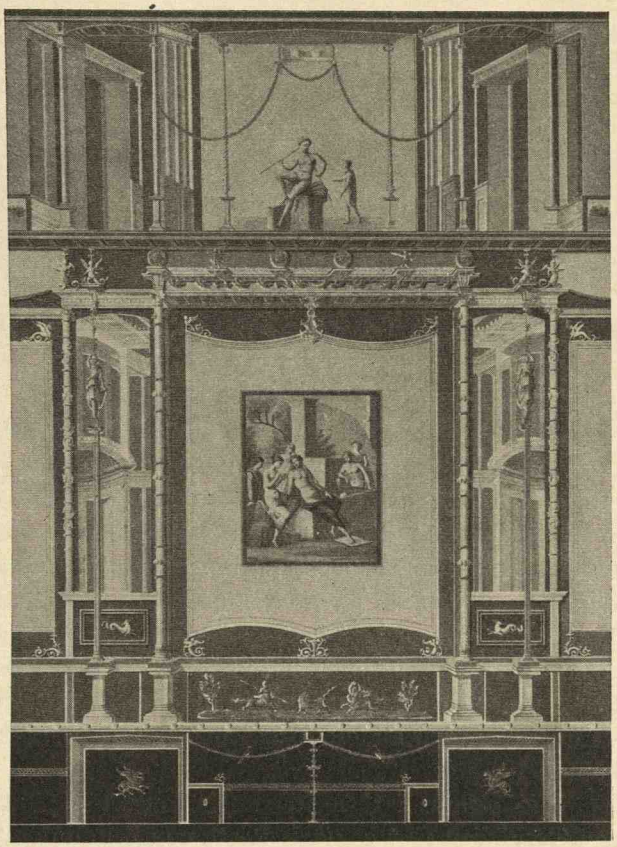
DAS DRAMA

In der Zeit vom 2. Jahrhundert bis zu Augustus vollzieht sich in der dramatischen Dichtung einerseits ein Niedergang, anderseits ein Aufstieg: Ein Niedergang, weil die früher geübten Arten entweder, wie bei der Komödie bereits gezeigt wurde, allmählich an Zugkraft verlieren, oder andere, wie die Tragödie, zwar noch eine Zeitlang gespielt werden, dann aber zur bloßen Buchdramatik und zu rein literarästhetischen Interessen führen. Ein Aufstieg ist deshalb festzulegen, weil neue Arten entstehen, bezeichnenderweise mit römischem Einschlag. Die Posse wird römisch als Atellanenposse, die jetzt ihre literarischen Vertreter erhält (vgl. S. 14), ferner bekommt der Mimus literarische Form, in der er bis in die späte Kaiserzeit gepflegt, sich der größten Beliebtheit erfreut.

LUCIUS ACCIUS

Lucius Accius (170—84 v. Chr.) ist als Tragödiendichter, aber auch als Schriftsteller auf anderen Gebieten bekannt. Diese Vielseitigkeit erinnert an Ennius, an den er sicherlich, wie sich noch zeigen wird, als ein Vorbild anknüpft; ferner kommt bei ihm, was bei Ennius noch als unsicher gelten mußte, eine rein grammatische Tätigkeit hinzu; das war so eine Art Modesache. Er folgt, wie für den Kenner der Entwicklung klar ist, noch der pergamenischen und nicht der alexandrinischen Schule. Für uns von besonderem Werte ist aber die auffallende Tatsache, daß sein kluger gebildeter Zeitgenosse Lucilius scharf gegen ihn ins Feld gezogen ist, während er in der Zeit um Cicero, ja noch in der Kaiserzeit als das größte und bedeutendste dramatische Talent gilt, das die Römer auf dem Gebiet der Tragödie hervorgebracht haben. Der Kampf des Lucilius zeigt meiner Ansicht nach wieder einmal den uns schon bekannten Gegensatz künstlerischen Schaffens, der als Barock und Klassik bezeichnet werden kann. Der Nachweis läßt sich in dankenswerter Weise nicht nur durch die Zeugnisse der Alten führen, sondern noch hier und da aus den Fragmenten erkennen, wenn auch von Accius leider weder eine ganze Tragödie noch sonst eine ganze Schrift erhalten ist.

Hieronymus (zum Jahre 1878 Abr. = 139 v. Chr. S. 129) berichtet: „Lucius Accius wird für einen berühmten Tragödiendichter gehalten; geboren ist er unter den Konsuln Mancinus und Serranus (170 v. Chr.); seine Eltern waren Freigelassene, er hat dem greisen Pacuvius seine Schriften vorgelesen. Nach ihm hat die accianische Mark nächst Pisaurum ihren Namen, weil sich unter den aus der Stadt geführten Kolonisten auch der Dichter befunden hat." Die Angabe über die Vorlesung bei Pacuvius erinnert so stark an die gleiche Geschichte aus dem Leben des Terenz (S. 135), daß wir darin nur den Versuch erblicken können, bekannte literarische Persönlichkeiten auch in direkten Verkehr zu bringen. Die Angabe über die accianische Mark ist sicher falsch; denn Pisaurum ist schon 184 v. Chr. gegründet worden (Livius XXXIX 44, 10). Cicero hat ungefähr in seinem 20. Lebensjahre noch den Accius kennen gelernt (Brutus 107); ebenderselbe berichtet von einer Neuaufführung des Stückes Tereus im Jahre 44, 60 Jahre nach der ersten, so daß also Accius sicherlich im Jahre 134 bereits als Bühnendichter tätig war (*Cic. Phil.* I 36), was sich mit der Angabe des Hieronymus gut verträgt.



136. Haus des tragischen Dichters.
(Nach Nicolini, Casa di Pompeji.)

Für die psychologische Einstellung des Dichters ist es nicht ohne Wert, daß er in einem gewissen Selbstbewußtsein vor seinem hochadeligen Dichterkollegen Julius Caesar im Dichterkolleg nicht aufstand (*Valerius Maximus* III 7, 11), daß er, der von kleiner Gestalt war, ebendort eine überlebensgroße Statue von sich aufgestellt hat (*Plinius* XXXIV 19, vgl. S. 194), daß er endlich gleichwie Lucilius sich auch den Spott eines Mimen gefallen lassen mußte (*Auctor ad Her.* I 24).

Wie Lucilius den Scipio verehrte, so Accius den D. Junius Brutus Callaicus, der vor Scipio in Spanien erfolgreich gekämpft hat. Etwa zu glauben, daß irgend ein persönlicher Gegensatz zwischen Scipio und Brutus den literarischen Streit zwischen Lucilius und Accius gefördert habe, wäre ganz falsch, denn Scipio trat z. B. im Jahre 136 für die Verlängerung des Kommandos des Brutus in Spanien ein (*Festus* 241; vgl. Realenzyklopädie s. v. Junius Callaicus S. 1021 ff.).

Es waren sicherlich rein ästhetische und künstlerische Meinungsverschiedenheiten die Ursache, daß der temperamentvolle Aurunker den Tragödiendichter angriff. Ein äußerer Beweis liegt z. B. auch darin, daß Brutus, dessen Rednergabe Cicero (*Brutus* 107, *De legibus* II 54) erwähnt, in Rom mannigfache Bauten und zwar durch den Griechen Hermodoros aus Salamis aufführen ließ. Nun berichtet Vitruvius (III 2, 5) von der Säulenhalle einer dieser Bauten, des Marstempels (*Nepos* Frg. 13 H) in der Nähe des Zirkus Flaminius, „Ein mit Säulen umgebener Tempel wird der sein, der an der Stirn- und Rückseite je sechs Säulen, an den Seiten mit den in den Ecken stehenden je 11 hat. So mögen ferner diese Säulen aufgestellt sein, daß es einen Zwischenraum der Säulenweite von den Tempelwänden bis zu den äußeren Säulenordnungen gibt und der Tempel einen Umgang rings um die Cella zuläßt (Baumeister I 247), wie z. B. bei der Säulenordnung des Tempels des Jupiter Stator des Hermodoros. Der Pseudopteros aber ist so gestellt, daß er

an der Stirn- und Rückseite je acht Säulen hat, an den Seiten mit den Eckstatuen je 15. Es seien aber die Wände der Cella gegenüber je 4 Säulen an der Stirne und Rückseite. So aber wird der Raum von der Mauer weg bis zu den äußeren Säulenordnungen zwei Säulenweiten und die einer Säule von tiefer Breite haben. Ein solches Beispiel gibt es in Rom nicht, wohl aber zu Magnesia, nämlich den Tempel der Diana, den Hermogenes baute, zu Alabanda ferner auch den Tempel, den Menestes gebaut hat."

Accius ist in erster Linie Tragödiendichter. Als solcher behandelt er den Sagenstoff, den die drei großen griechischen Tragiker, vor allem Sophokles, aufgenommen haben, aber auch andere, uns erst in hellenistischer Fassung bekannte Sagen. Aus den Fragmenten erkennen wir gar leicht eine gewisse Größe und Einfachheit z. B. wenn es im Anfang des Philoktetes heißt:

inclúte, parva prodite patria, *gravis Dardaniis gentibus ultor,*
nomine celebri claróque potens *Laërtiade!*
pectóre, Achivis classibus ductor,

Seine Sprache zeigt echt lateinisch Alliterationen z. B. in dem Fragment

Maior mihi moles, maius miscendumst malum,

auch den Gebrauch von rhetorischen Wortspielen erkennen wir *Myrmidones* 4—9.

Hier und da gibt es auch bei ihm eine oder die andere Stelle, die zu Tadel Anlaß geben könnte, z. B. Frg. 246 *Ei lanugo flora nunc demum inrigat,* „blühender Flaum quillt ihm (über die Wange)". Ließ sich Lucilius in seiner barocken Art, wie wir gesehen haben, in jeder Beziehung gehen, so ist dem Accius Würde, Strenge und eine gewisse Gebundenheit vorzüglich eigen und er darin eben bewußter Klassizist. Das letzte angeführte Beispiel zeigt, daß das Streben nach Größe ihn auch in die Irre führte und der Satiriker freilich auch an ihm, zumal wenn er eine ganz andere Kunsteinstellung für richtig hielt, mit Erfolg hier und da sein Mütchen kühlen konnte.

Wie Ennius ist Accius auch sonst ein fruchtbarer Schriftsteller und Literat. Außer den Tragödien gibt es noch Reste von 2 Fabulae Togatae: *Aeneadae* oder *Decius* und *Brutus*. Dieses Stück ist wohl zu Ehren des Callaicus gedichtet. Es enthielt (*Cicero ad Atticum* XVI 2, *De divinatione* I 44) unter anderem einen Traum des Brutus und seine Deutung. Kunsttheoretische Fragen behandelte er in den Didascalia, die in Prosa und Metra abgefaßt waren (*Nonius* 514, 19 M. u. sonst). Auch in den Pragmatica (*Nonius* 156, 3) hat er zu literarischen Fragen Stellung genommen. Wenn uns ein Werk Annales überliefert wird (*Festus* 146) und wir erfahren, daß es in Hexametern abgefaßt war, so liegt es wohl nahe, wegen der Beziehung zu Ennius an ein historisches Werk zu denken. Die von *Nonius* (61, 19) genannten *Parerga* sind in jambischen Senaren geschrieben gewesen. Da das Fragment sich mit der Landwirtschaft beschäftigt, ist die Vermutung erlaubt, daß irgendwie ein Werk in der Art der Werke und Tage des Hesiodos vorliegt. Der *Praxidicus* (*Plin.* 18, 200) enthielt nach ansprechender Vermutung moderner Gelehrter auf Grund hellenistischen Wissens eine Erörterung astrologischer Fragen. Wir wissen auch, daß der Dichter Liebesgedichte, Satiren und Epigramme geschrieben hat.

Wie sehr die Tragödie nur mehr in den Dienst der Literatur getreten und nicht um ihrer selbst willen betrieben wurde, beweisen gleich die zwei noch folgenden Vertreter, die als Redner und Staatsmänner tätig, auch als dramatische Dichter bekannt sind.

1. Caius Julius Caesar L. f. Strabo Vopiscus Sesquiculus (geb. 130 CIL I 2 p. 198; *Varro De re rustica* I, 7, 10 u. *Marius Victorinus* VI 8, 8).

Er war ein Vorfahre des Diktators und Mitglied einer der vornehmsten Familien; in der Ämterlaufbahn hat er es zwar nur bis zum kurulischen Aedil gebracht, überdies war er Decemvir agris dandis

attribuendis indicandis und Pontifex. In seinem Standesbewußtsein versuchte er, ohne Prätor gewesen zu sein, sich um den Konsulat zu bewerben. Er geriet dadurch in die politischen Wirren des Jahres 87 und wurde als Anhänger der Optimatenpartei von den Marianern getötet.

Cicero (*Brutus* 305) hat ihn noch gehört und rühmt (177) seinen Witz, seinen Humor, seine einschmeichelnde und gefällige Art zu reden (vgl. auch *Disp. Tusc.* V 55, *De oratore* II 98, *De officiis* I 133). In den Büchern über den Redner (III 30) erklärt er: „Hat nicht unser Caesar eine ganz neue Art der Beredsamkeit gebracht und eine fast einzig dastehende Art des Ausdruckes eingeführt? Wer hat jemals außer ihm tragische Dinge fast komisch, traurige gleichmütig, ernste heiter, gerichtliche mit nahezu theatermäßiger Lieblichkeit behandelt?" So sehen wir deutlich ein sonderbares Ineinandergreifen zwischen der sonst üblichen Ausdrucksweise auf dem Forum und der seit Ennius in Rom üblichen Sprache der Tragiker.

Von Dramen werden erwähnt Adrastus, (*Festus* 229), Teuthras (*Macrobius* VI 4, 19), endlich Tekmessa (*Marius Victorinus* VI 8). In den Fragmenten zeigt sich einerseits ein echt italisches Element durch starke Alliterationen, anderseits ein Hinneigen zum Klassizismus, indem sich Graecismen und althergebrachte Verstechnik finden.

Noch mehr müssen wir es bedauern, daß wir den Gaius Titius nicht mehr fest fassen können. Er war ein Zeitgenosse der Redner Marcus Antonius und Licinius Crassus, seinem Stande nach römischer Ritter (*Cicero Brutus* 167). Auch bei ihm wird von Cicero eine gewisse Einheitlichkeit zwischen dem Stil der Tragödie und der Rede festgelegt. Denn Cicero sagt, daß seine Reden soviel Scharfsinn, soviele Feinheiten enthalten, daß sie fast an den Stil der Attiker erinnern. Freilich, bemerkt er dann, daß er denselben Scharfsinn zwar in seinen Tragödien zeigt, aber hier von der strengen Form der Tragödie abwich (*parum tragice*), so daß Cicero kein Bedenken trägt, ihn mit Komödiendichtern in eine Linie zu stellen. Wir werden dies richtig dahin deuten, daß Gaius Titius sich einer gewissen Einfachheit und Schlichtheit des Ausdruckes bediente, daß bei ihm mehr die einfachen Linien der Klassik in den Vordergrund traten. Er hatte übrigens auch der späteren Zeit noch etwas zu sagen, denn Fronto erwähnt ihn (E. Hauler, Wien. Stud. 31 [1909], 264).

Der bei Plautus für uns deutlich kenntliche Zug, die griechische Komödie mit römischen Elementen aufzufüllen und zwar nicht nur durch den Glanz der Sprache, sondern auch durch inhaltliche Anspielungen auf römische Verhältnisse und selbständige Bearbeitung der Vorlage, die natürliche Vorliebe für ein Lustspiel endlich, die durch die Fabula palliata in Rom einmal geweckt war, führte, wie schon angedeutet wurde (S. 132), zu einem rein römischen Lustspiel, der Fabula togata (*Diomedes* G. L. K. I 489, 28). Es war dieselbe Entwicklung, die die Tragödie bereits mitgemacht hatte, als neben die griechische Form der Tragödie die Fabula praetexta trat (vgl. S. 70). Für die Fabula togata, für die wir wieder nur auf vereinzelte, versprengte Bruchstücke und Notizen der Alten angewiesen sind, ist wesentlich, daß der Schauplatz gewöhnlich eine kleine italische Stadt war, daß Kleinbürger, Gewerbetreibende und Frauen auftraten. Die Sprache zeigt in den Fragmenten eine gewisse Reinheit der Latinität, ferner war sie nicht auf einen hohen Ton gestimmt. Vertreter dieser Dichtung sind Titinius, Titus Quinctius Atta und Lucius Afranius. Wann diese Art des Spieles in Rom eingesetzt hat, ist nicht sicher zu ermitteln. Nach einer neueren Vermutung will man sie schon in die Zeit des Plautus setzen. Jedenfalls aber zeigt sich auch hier allmählich ein Angleichen an klassische Formen, denn von dem letzten Vertreter Lucius Afranius (*Macrobius* VI 1, 4) erfahren wir, daß er Anschluß an Menander gesucht hat. So gab es von ihm ein Stück *Thais*.

137. Hirtin.
(Nach Bruckmann, Denkmäler griech. u. röm. Skulptur.)

Der Dichter war noch, wie wir aus Suetonius (*Nero* XI 2) sehen, in der Kaiserzeit wohl bekannt.

So wie in der griechischen Welt nach der Tragödie das Satirspiel die erschütterten Seelen erheitern und für den Alltag wieder reinigen sollte, so wurde in sullanischer Zeit das von uns schon oft erwähnte Possenspiel der Atellane als Nachspiel (exodium) eingeführt (vgl. S. 6f.).

Der Atellane entstand, aber nicht nur dieser allein, sondern jedem komischen Spiel, ja sogar jeder szenischen Aufführung, genau so wie in der griechischen Welt, ein gewichtiger Gegner im Mimus (*Diomedes* a. a. O. 491, 13). Das war die eigentliche Brettelkunst, jene Kunstübung, die die in jedem Volke lebende dramatische Begabung befreit. Wir haben uns vorzustellen, daß zunächst irgend ein Einzelschauspieler vor das Publikum getreten ist, dann erst in weiterer Entwicklung eine zweite oder dritte Person hinzukam.

138. Fischer.
(Nach Bruckmann, Denkmäler griech. u. röm. Skulptur.)

Die literarische Entwicklung ist uns, wie bereits oben gezeigt (S. 13f.), durch Funde auf griechischem Boden mehrfach klar geworden und wir werden nicht irren, wenn wir die gleiche Entwicklung als eine naturgegebene auch bei den Römern voraussetzen, ja das auf Seite 24f. erörterte Kapitel aus Livius gibt uns den realen Hintergrund für diese Behauptung. Charakteristisch für den Mimus ist es, daß er jede Kunst zunächst zu meiden scheint. Daher treten die Darsteller ohne Masken auf, Frauenrollen werden durch Frauen gespielt und dem Geschmacke der großen Menge wird entgegengekommen, indem Derbheit, Gemeinheit, Obszönität, wie die Fragmente zeigen, sich reichlicher finden, als dem guten Geschmacke ästhetisch gebildeter Leser und Zuhörer entsprechen mag. Seit 173 v. Chr. (Ovid, *Fasti* V 328) wurde der Mimus in das Festspiel zu Ehren der Flora, die einen Tempel neben dem Zirkus Maximus hatte (*Tacitus Annales* II 49), öffentlich aufgenommen. Nun verdrängte er die Atellane, indem er entweder als Zwischen- oder als Nachspiel einen festen Platz in der öffentlichen Feier erhielt. Man machte nicht viel Umstände. Gespielt wurde nicht auf der Bühne, sondern auf gleichem Boden, wie die Zuschauer saßen, wir würden sagen im Parterre, auch die Herrichtung von Kulissen machte keinerlei Sorgen. Ein Vorhang, das sogenannte Siparium, wurde aufgespannt und dann begann das lustige Spiel. Zum Unterschied von der Fabula togata gab es zunächst keinen festen Text. Von der Atellane unterschied sich der Mimus dadurch, daß er nie Travestie, sondern wirkliches Leben bot. Wenn die späteren Grammatiker (z. B. *Donatus De com.* S. 26 W. und *Festus* 277 M) von *fabula planipedia* und dem *mimus riciniatus* sprechen, so richten

ten sie ihr Augenmerk auf Äußerlichkeiten, auf das Fehlen des für die Tragödie charakteristischen Kothurns und auf das Vorhandensein einer aus dem Leben genommenen Tracht der Frauen, einer Art Umhängetuch, das die Künstlerin natürlich in ihrem Spiele nicht nur trug, sondern je nach Begabung und Szene künstlerisch und verführerisch verwertete. Überhaupt beginnt jetzt das Starwesen der Schauspielerinnen. Wir lernen aus der antiken Literatur durch zufällige Erwähnung einige solche Künstlerinnen kennen, die bei der guten Gesellschaft ebenso Anstoß erregten, wie sie bei einzelnen vornehmen Herren beliebt waren, weil sie die Freiheiten der Bühne auch im Leben übten, so Citherys, die Freundin des Mark Anton, gegen die Cicero in seinen Angriffen gegen Mark Anton (*Phil.* II 58) ebenso loszog, wie er sie als Freigelassene des Volumnius Eutrapelus (*Ad familiares* IX 26, 2) anschaulich und weltmännisch schildert. Diese Schauspielerinnen ließen sich nun aber auch Riesenhonorare zahlen, wie wir z. B. aus Cicero *pro Roscio comoedo* wissen, wo er uns das Entgelt einer gewissen Dionysia nennt.

Zunächst ein naturgegebenes, übermütiges, ausgelassenes, keiner Gemeinheit ausweichendes, improvisiertes Spiel, wurde der Mimus bei den Römern durch Publilius Syrus, einen Fremden und Freigelassenen sprachlich ausgestaltet. Der Kampf, der in späterer Zeit gegen den noch zur Zeit des Hieronymus beliebten Mimus geführt wurde, hatte zur Folge, daß von Fragmenten abgesehen, sich von Publilius Syrus nichts erhalten hat. Dagegen hat man eine Sammlung von jambischen und trochäischen Versen ethischen und philosophischen Inhaltes aus seinen Stücken zusammengestellt und sie im späteren Schulunterricht verwendet. Sie wurden wegen ihres philosophischen Gehaltes sogar auf den Namen des Seneka gefälscht.

Über Publilius Syrus berichtet Hieronymus zum Jahre 1974(A) (gleich 43 v. Chr.). *Publilius mimigraphus natione Syrus Romae scaenam tenet.* Cicero erwähnt ihn (*ad Attic.* XIV 2, 1, XIV 3, 2), ferner Plinius (*Nat. Hist.* VIII 209). Er hat, wie Macrobius II, 7, 7 deutlich zeigt (vgl. E. Hauler, Wien. Stud. XXVII, 1905, 104), den Mimus auf eine ganz besondere schauspielerische Höhe gebracht. Das geschah in Caesars Zeiten.

Er wurde Nebenbuhler des Decimus Laberius (Hieronymus zum Jahre 43 v. Chr.). Der war keineswegs Schauspieler und Dichter in einer Person, sondern nur Literat gewesen und durfte als römischer Ritter auch gar nicht auftreten. Es war daher etwas Besonderes, als der Diktator Caesar im Jahre 46 ihn zwang, gemeinsam mit Publilius vor das Publikum als Schauspieler zu treten.

Wir haben den Prolog noch erhalten (*Macrobius* II 7), in dem der Dichter darüber spricht:

Necéssitas, cuius cúrsus transversi impetum
voluérunt multi effúgere, pauci pótuerunt,
quo mé detrusit paéne extremis sénsibus!
quem núlla ambitio, núlla unquam largitio,
nullús timor, vis núlla, nulla auctóritas
movére potuit in iuventa dé statu:
ecce in senecta ut fácile labefecit loco
viri éxcellentis ménte clemente édita
summissa placide blándiloquens orátio!
etenim ipsi di negáre cui nil pótuerunt,
hominém me denegáre quis posset pati?
ego bis tricenis ánnis actis sine nota
equés Romanus é lare egressús meo
domúm revertar mimus: nimirum hóc die
unó plus vixi mihi quam vivendúm fuit.
Fortúna, immoderata in bono aeque atque in malo,
si tibi erat libitum litterarum laúdibus
floris cacumen nóstrae famae frángere,
cur, cúm vigebam mémbris praeviridántibus,
satis fácere populo et táli cum poterám viro,
non mé flexibilem cóncurvasti, ut cárperes?
nuncine me deicis? quo? quid ad scaenam ádfero?
decórem formae an dignitatem córporis,
animi virtutem an vócis iucundaé sonum?
ut hédera serpens vires arboreás necat,
ita mé vetustas ámplexu annorum énecat:
sepúlcri similis nil nisi nomen rétineo.

Die Stelle hat dem trefflichen Kenner der Antike, unserem Wieland, so gefallen, daß er sie in seinem Horaz-Kommentar folgendermaßen übersetzt hat:

Die Noth, ein Strom, den viele durch Entgegenschwimmen
zu überwinden schon versuchten, wenige
vermochten, wohin hat sie beynahe noch
in meinen letzten Augenblicken mich gebracht?
Mich, den nicht Ehrgeitz, noch Gewinnsucht, keine
Gewalt, kein Ansehn, keine Furcht, in meiner Jugend
aus meinem Stande heben konnte, seht,
wie leicht der große Mann durch gnädige,
zu sanften Bitten herzgewinnend sich
herunterlassende Beredungen
mich alten Mann aus meiner Stelle rückte!
Doch ihm, dem selbst die Götter nichts versagen konnten,
wie hätt' ich bloßer Mensch ihm etwas abzuschlagen
geduldet werden können? So geschah es dann,
daß nun, nach zweymal dreyssig ohne Tadel
verlebten Jahren, ich, der meinen Herd
als römischer Ritter eben itzt verlies,
nach Haus als Mimus wiederkehren werde.
Um diesen einz'gen Tag also hab' ich
zu lang gelebt! O du im Bösen wie im Guten
unmässige Fortuna, wenn es ja
dein Wille war, des Ruhmes Blume, den
die Musen mir erwarben, abzuknicken,
warum nicht lieber damals, da ich noch
in frischen Jahren grünte, noch die Kräfte hatte,
dem Volk und einem solchen Mann genug zu thun.
O! warum beugtest du nicht lieber damals mich,
da ich noch biegsam war, um meine Zweige
zu schneiden? Jetzt, wozu so tief herab mich drücken?
Was bring' ich auf den Schauplatz? etwa Schönheit, Anstand,
muthvolle Kraft des Geistes, Reiz der Stimme?
Ach! wie dem Baum der Epheu durch Umarmen
das Leben raubt, so hat das Alter langsam mich
umschlingend ausgesogen; und gleich einem Grabe
behielt ich von mir selbst nichts als den Nahmen.

Nach der antiken Überlieferung hat Caesar den Laberius durch das besondere Gehalt von 500 000 Sesterzen zum Auftreten veranlaßt, ihm dann wieder den Ritterrang gegeben. Richtiger wird man wohl die Sache so zu beurteilen haben, daß Caesar sich bewußt war, durch das Auftreten des Laberius bewirkt zu haben, daß er innerhalb der römischen Gesellschaft, die ja streng auf äußere Formen hielt, durch sein persönliches Spiel den Grad eines Ritters verlor und, wie er selbst im Prolog klagt, der bürgerlichen Entehrung (*infamia*) sich ausgesetzt hatte. Caesar wird ihm nach dem Spiele nicht nur den Ritterrang, sondern das für den Ritterstand nötige Vermögen in erhöhtem Maße zugewendet haben und so in richtiger Erkenntnis, daß er zunächst dem Volke zuliebe der Ehre eines Mannes nahegetreten, sie wieder hergestellt haben. Wenn von Macrobius behauptet wird, daß Laberius in dem aufgeführten Stück durch Angriffe auf den Tyrannen sich gleichsam gerächt hatte und auf Caesar Anspielungen gemacht, in dem er einem flüchtenden Sklaven die Worte in den Mund legte: „Quiriten fort, die Freiheit geht dahin" und „Den viele fürchten, der hat zu fürchten viele", so erscheint es mir persönlich immerhin fraglich, ob nicht hier allgemeine Sätze vorliegen und eine politische Anspielung gerade auf Caesar gefehlt hat. Da Caesar selbst durch eine leichte Wendung dem Publilius Syrus den Preis im Spiele zuerkannte, so war das freilich für Laberius der Beginn des Niedergangs seines literarischen Ruhmes, muß uns aber ein Zeichen sein, daß doch Laberius dem Publilius als Künstler nicht gewachsen war. Wie natürlich, decken sich wieder einige Stücke des Laberius mit solchen der übrigen Volksposse, also der Atellane und der Togata. Da aber auch Übereinstimmung mit der Palliata sich findet, zeigt sich eben, daß Laberius all den mannigfachen literarischen Ansprüchen, die beim italischen Volke stets beliebt waren, nachging (vgl. übrigens Gellius XVI, 1, 7). Erwähnt wird er auch so von Horaz Satiren I 10, 5. Sorgsame Philologenarbeit hat einzelne neue Fragmente aus den Trümmern der Überlieferung herausgeschält. (Vgl. E. Hauler, Wien. Stud. 39 [1917], 122, Dessau, Sylloge 9519, Leo, Hermes XLVIII [1913] 147.)

Literatur: Die Fragmentensammlung von Ribbeck. — Ferner Kommentar von Gaar-Schuster.

Weitere literarische Erscheinungen der Übergangszeit.

Die ernste Literatur, einmal im Gange, hat Literaten hervorgebracht. So hat ein gewisser Hostius (*Servius Aen.* XII 121, *Macrobius* VI 3, 6, VI 5, 8) im Anschluß an Ennius ein Bellum Istricum geschrieben, in dem er den Triumph des Sempronius Tuditanus 129 v. Chr. verherrlicht. Die Inschrift, in der des Triumphes gedacht wird, ist erhalten (CIL I² 652).

Natürlich zeigen sich in den Fragmenten einerseits Übereinstimmungen mit Homer, anderseits mit Vergil. Beides ist zu erklären durch die Nachahmung des Ennius. (Vgl. *Macrobius* a. a. O. und Kroll, Real-Enzyklopaedie VIII 2516.) Ebenfalls haben wir den Einfluß des Ennius zu erkennen, wenn ein gewisser Furius Annales geschrieben hat. Rein literarästhetischen Charakter hat das Lehrgedicht eines Quintus Valerius aus Sora, ferner sind, wie schon erwähnt, hierher zu ziehen die ästhetischen Betrachtungen in den Lehrgedichten des Porcius Licinus und des Volcacius Sedigitus (vgl. S. 151).

139. Hellenistische Kleinkunst.
(Nach Schreiber, Die hellenist. Reliefbilder.)

Wenn Valerius Aedituus, Quintus Lutatius Catulus, Pompilius als Dichter von Epigrammen bekannt sind, so liegt hier ebenso Wirkung des Hellenismus vor, in dem das Epigramm eine besondere Bedeutung hatte, wie die des Ennius, der, wie wir gezeigt, diese Dichtungsart in Rom einbürgerte. Gleichfalls als Literaten unter hellenistischem Einfluß sind zu werten Gn. Matius, der wie der Grieche Herondas in sogenannten Hinkjamben (*Terentianus* 241, 6) Mimjamben schrieb und die Ilias übersetzte. Eine weitere Übersetzung wird auch von Ninnius Crassus zweimal erwähnt. Ganz der hellenistischen Mode zuzuschreiben ist es, wenn ein gewisser Laevius Erotopaegnia schrieb, in denen er mythologische Liebesstoffe in barocker Weise behandelte. Dazu stimmt, wenn er in seiner Dichtung *Phönix* die metrischen Kunststücklein der alexandrinischen Dichter nachahmend, wirklich die Verse so gestaltete, daß sie einen Vogel darstellten. Mit dem Gedichte Phönix hat er übrigens einen Stoff in die lateinische Literatur eingeführt, der in mannigfachen Formen uns noch in späteren Zeiten begegnen wird. Hatte die hellenistische Dichtung das Idyll besonders gepflegt, so war es wieder bei diesen nur ästhetisch gerichteten Literaten naturgemäß, wenn einer auch dieser Dichtungsgattung sich zuwandte. Wir wissen von einem Idyll Moretum eines gewissen Dichters Sueius.

All diese Dichtung hat für uns nur Bedeutung, weil sie zeigt, daß in Rom bereits eine vollendete Literatur vorhanden war, dann daß der hellenistische, also gleichzeitige Einfluß ausländischer Literatur so wie in der übrigen Kunst sich auch hier geltend machte, endlich weil in den Fragmenten überall klar wird, wie stark der Einfluß des Ennius war. Nur eine dieser Dichtungen aber übertrifft all die genannten nicht nur durch ihren Inhalt und ihre Form, sondern weil sie auch das Werk eines wirklichen Dichters ist, der nicht tändelnd und spielend einer fremden Literatur Nachahmer ist, sondern seines innersten Herzens Bekenntnisse offenbart und gleichzeitig wieder echt römischen Geist verrät. Es ist das vollständig erhaltene Lehrgedicht des

T. LUCRETIUS CARUS

In diesem Gedicht ist in ergreifender und mächtiger Weise der Versuch unternommen, als neue Weltanschauung die epikureische Lehre den Römern zu vermitteln und dadurch ihrer Geistesbildung eine neue Richtung zu geben. Für den Darsteller der römischen Lite-

140. Hellenistische Kleinkunst.
(Nach Schreiber, Die hellenist. Reliefbilder.)

ratur gewinnt das Werk noch dadurch an Bedeutung, daß es vollständig erhalten ist.

Lukrez hat ein Lehrgedicht in 6 Büchern *De rerum natura*, was dem griechischen *περὶ φύσεως* entspricht, abgefaßt. Es kam ihm also darauf an, nicht die gesamte Lehre des philosophischen Systems der Epikureer darzustellen, nicht die Logik und Ethik, sondern vor allem ein Bild davon zu geben, wie nach der Lehre Epikurs die Welt gebaut sei und in ihr sich der Mensch zurechtzufinden habe. Er tat dies, was auffallen mag, nicht in Form einer Abhandlung, sondern in der eines Gedichtes. Dazu mag ihn wohl der Umstand veranlaßt haben, daß solche Lehrgedichte in der griechischen Welt ganz üblich waren, daß besonders Aratos durch seine *Φαινόμενα* bei den Griechen großen Erfolg gehabt hatte. Aber wenn wir richtig urteilen, so ist der Grund doch noch ein anderer. Lukrez ist, wie sich noch zeigen wird, eine wirkliche Dichternatur, die von innerem Erleben des Stoffes an die Arbeit herangetreten ist: Der rauschende Klang des rhythmischen Hexameters schien ihm erst jene Stimmung wiederzugeben, die er in seiner sich auch auf den Leser übertragenden Begeisterung aus dem Weltbilde Epikurs gewiß nicht ohne tiefes Nachdenken und schwere innere Kämpfe gewonnen hat. Er ist selbst stolz auf seine Leistung; sagt er doch I 135:

Nec me animi fallit Graiorum obscura reperta
difficile inlustrare Latinis uersibus esse,
multa nouis uerbis praesertim cum sit agendum
propter egestatem linguae et rerum nouitatem;
sed tua me uirtus tamen et sperata uoluptas
suavis amicitiae quemuis efferre laborem
suadet et inducit noctes uigilare serenas
quaerentem dictis quibus et quo carmine demum
clara tuae possim praepandere lumina menti,
res quibus occultas penitus conuisere possis.

Schwer zwar ist's, ich verhehl' es mir nicht, das entdeckte Geheimnis
Griechischer Weltweisheit in lateinischen Versen zu künden.
Auch bedarf es dazu Neuschöpfung vieler Begriffe;
Unsere Sprache versagt gar oft bei der Neuheit des Inhalts;
Doch dein adliger Sinn und die lockende Hoffnung der süßen
Freundschaft treibt mich dazu, mich vor keinerlei Mühe zu scheuen;
Ja, sie verleitet mich oft die heiteren Nächte zu wachen,
Bis ich den richtigen Vers und die passenden Wörter gefunden,
Die klarleuchtende Helle vor deinem Verstande verbreiten,
Daß du das Dunkel der Dinge vollständig zu lichten vermöchtest. (Diels.)

Es ist ein Fehler, wenn man solche Äußerungen immer wieder nur als Widerhall alexandrinischer Dichter betrachtet. Nein, im Gegenteil, schon Homer unterläßt es nicht, wiederholt, sowohl in Ilias als in Odyssee darauf hinzuweisen, daß der Dichter das Lob der Männer für die Ewigkeit verkünde. Also es gehörte zur Überlieferung, daß Lukrez von sich und seinem Werke sprach. Überhaupt, Lukrez ist Klassizist durch und durch. Er will gar nicht an die hellenistische Dichtung anknüpfen, sondern nennt von den Griechen Empedokles, von

den Lateinern Ennius als die Meister, denen er nachstrebt; auch Homer wird von ihm erwähnt.

Den Inhalt gestaltet er seinem eigenen Wesen nach monumental und mächtig, in der Sprache ist er maßvoll, z. B. finden sich bei ihm die Klangfiguren doch in geringerem Ausmaß als bei Ennius oder Vergil, und wenn er hier und da in der Sprache Einzelheiten bietet, die man als Vulgarismen bezeichnet hat, so sind diese nicht gehäuft, nur Einzelerscheinungen und ein Beweis, wie er auch in der Sprache mit dem Stoffe ringt; wenn er schließendes *s* oft nicht beachtet, so sehe ich darin nur ein Nachahmen seines Vorbildes Ennius, sowie überhaupt in einzelnen oft hervorgehobenen Eigenarten seiner Sprache. Anderseits ist sein Versbau flüssiger als der des Ennius, ohne noch an die Gefälligkeit und Kunst des Vergil heranzureichen. Es gelingen ihm so wie dem Ennius (vgl. S. 79) wundervolle Wiedergaben von Naturschilderungen in echt poetischer Weise.

Leben und Werk des Lukrez haben seit der Antike mannigfache Beachtung gefunden und stellen der Forschung eine Reihe zum Teil noch nicht gelöster Fragen.

Über das Leben des Dichters sind wir aus bester Quelle unterrichtet, denn Hieronymus und Donatus (vgl. S. 134ff.) berichten einiges, das zweifellos auf Suetonius' Werk *De poetis* zurückgeht. Hieronymus schreibt zum Jahre 97 (Codex Amandinus, nach anderen Handschriften des Hieronymus zu anderen Jahren): „Der Dichter Lukrez wird geboren. Später versank er durch einen Liebestrank in Wahnsinn, und nachdem er einige Bücher in lichten Momenten geschrieben, die später Cicero verbessert herausgab, legte er Hand an sich im 44. Lebensjahr." Ferner meldet Donatus in der Lebensgeschichte des Vergil zum Jahre 54 oder 53: „Vergil nahm an seinem Geburtstag (15. Oktober), als eben wieder die zwei Männer, in deren Amtsjahr er geboren war, den Konsulat bekleideten, die männliche Toga, und es ereignete sich, daß gerade an diesem Tage der Dichter Lukrez aus dem Leben schied." Aus diesen Angaben hat man wohl mit Recht zu schließen, daß der Dichter von 97 v. Chr. bis zum 15. Oktober 55 gelebt hat, also in noch jungen Jahren aus dem Leben geschieden ist, weshalb wir keinen Grund zum Zweifel haben, daß er wirklich durch Selbstmord geendet hat. Wenn Hieronymus ihn durch einen Liebestrunk wahnsinnig werden läßt, so werden wir hier auch den Wahnsinn als Tatsache buchen müssen. Es wird mit Recht gerade von neueren Gelehrten immer wieder darauf hingewiesen, wie nahe Genie und Wahnsinn sich berühren. So sehr wir also die antiken Nachrichten für verläßlich anerkennen konnten, so sind sie doch ziemlich spärlich, vor allem wissen wir nichts über die Heimat des Lukrez. Doch scheint mir richtig vermutet worden zu sein, daß der in den Handschriften überlieferte Beiname Carus auf keltisch-iberische, also spanische Herkunft hinweist. Diese Ansicht erklärt einerseits, wie bereits von anderer Seite betont wurde, gewisse Eigentümlichkeiten in der Sprache des Dichters (vgl. *Cicero Pro Arch.* X 26), anderseits, daß die nach unserer Ansicht für den reinen Italiker besonders charakteristische Hinneigung zum Barock fast vollkommen fehlt. Auch können wir schließen, daß der Dichter kein Stadtrömer war, weil er die Natur, das Pflanzen- und Tierleben fein beobachtet und das Leben in der Großstadt, ähnlich wie Vergil mit Staunen, Verwunderung, ja mit einem gewissen Ekel betrachtet hat. Wenn er, wie sich gleich zeigen wird, in ergebener Weise sich um die Gunst eines vornehmen Mannes bewirbt, so beweist dies gleichfalls, daß er nicht ein selbstherrlicher Stadtrömer war und sicherlich aus niedrigem Stande stammte. Die Tatsache, daß er (*Plinius Nat. Hist.* XIX 23) die zum Schutze gegen die Sonne im Theater aufgespannten Segel erwähnt (IV 75, VI 109), machen es zur Gewißheit, daß das Gedicht ungefähr gegen das Jahr 60 des ersten Jahrhunderts vor Christo wenigstens die erste Form

141. Epikuros. (Photo Alinari.)

erhalten hat. Dafür, daß der Dichter über seiner eigenen Arbeit gestorben ist, spricht der Umstand, daß das Werk unvollendet ist, und, wie wir bereits aus Hieronymus gesehen haben, von fremder Hand der Öffentlichkeit übergeben wurde. Man hat sich zu wenig darüber Rechenschaft gegeben, wieso gerade Cicero es war, der das Buch an die Öffentlichkeit gebracht hat. Aus Cicero *Ad Quintum fratrem* 2, 9 (11), 3 im Jahre 54, also dem Jahre, das unmittelbar dem Todesjahr des Lukrez gefolgt ist, wissen wir, daß das Manuskript des Lukrez zunächst in die Hände des Quintus und dann in die des Markus gekommen ist und daß die beiden Brüder über die Herausgabe verhandelten, denn es heißt dort: „Des Lucrezius Gedichte sind, wie du schreibst, reich an Genialität, vielfach auch an Kunst." Es ist dies ein Kunsturteil, das, wie bereits beobachtet worden ist, im Munde Ciceros, der natürliche Begabung und sorgfältige künstlerische Übung, also *φύσις* und *τέχνη* vereinigt wissen wollte, ein hohes Lob bedeutet. Ähnlich urteilt z. B. auch, um von den Alten abzusehen, Goethe über den wahren Dichter. Überlegt man, daß Quintus Cicero gerade zu dieser Zeit im Dienste Caesars stand, so erscheint es mir nicht zu kühn, zu behaupten, daß irgend eine Mittelsperson und zwar wohl Memmius, der damals von Pompeius zu Caesar überging, dem Diktator, dessen Hinneigung zur epikureischen Weltanschauung aus Sallustius *Bellum Catilinae* 51, 20 für mich mit Sicherheit hervorgeht, übermittelt hat und daß der vielbeschäftigte Feldherr und Politiker dem literarischen Dilettanten Quintus das Buch zur Herausgabe überließ; dieser einigte sich dann mit seinem größeren Bruder Markus über die Art der Herausgabe. Sie erfolgte, wie sich gleich zeigen wird, in der durch die alexandrinische Philologenarbeit festgelegten Art in der Weise, daß man an dem gesamten Nachlasse nichts änderte, sondern eben die zurückgelassenen Papiere des Dichters in ihrer Gesamtheit ohne irgendwelche Veränderungen herausgab, wie dies auch für Vergils Aeneis bezeugt ist.

Gewidmet hat der Dichter sein Werk, und sich damit offenbar um die Klientel beworben, dem aus Katull bekannten Caius Memmius, dem Prätor des Jahres 58, späteren Verwalter der Provinz Bithynien, jenem Manne, der selbst literarischen Neigungen huldigte und, wie wir noch aus dem Leben des Katull sehen werden, junge Dichtertalente wenigstens dem Anschein nach förderte. Daß dieser keineswegs sittenstrenge und charaktervolle Mann gerade zur Zeit, da Lukrez starb, von der Partei des Pompeius dem aufgehenden Gestirn des Caesar sich zuwandte, haben wir für die von uns vorgebrachte Hypothese der Herausgabe der Dichtung durch die Ciceronen verwenden können.

In der Einleitung wird nicht nur Memmius, sondern vor allem die Venus angerufen.

142. Venus (Pompeji).
(Nach Mon. dell'Inst.)

Das kunstreiche, voll Schwung und innerer Begeisterung geschriebene, bis ins einzelne fein ausgeführte Vorwort bietet mancherlei Schwierigkeit: Die Venus wurde von dem Hause der Memmier sehr geehrt. Sie spielt aber in dem Gedicht keineswegs eine grundlegende Rolle, wenn auch der Dichter an geeigneten Stellen bildlich der Venus als der Göttin, die die Menschen zum Liebesgenuß bringt, wieder in feurigen Tönen gedenkt. Auch mit der Lehre Epikurs, die in dem Gedicht dargestellt wird, hat die im Vorwort gezeichnete, allumfassende Göttin nichts zu schaffen. Es ist der Römer sullanischer Zeit, der hier der Göttin huldigt. Sulla nannte sich den Liebling der Aphrodite (*Ἐπαφρόδιτος*). Pompeius hielt es im Jahre 55, wie nachgewiesen worden ist, für gut, dieser Göttin seine Huldigung zu erweisen und durch das julische Herrscherhaus trat die Venus ganz besonders in den Vordergrund der römischen Staatsreligion. Diese Göttin also verherrlicht hier der Dichter und erbittet sich dann die Gunst des Memmius.

Das Werk selbst enthält, so wie es uns überliefert ist, sechs Bücher, deren jedes bis auf das letzte, dem ein Schluß fehlt, eine Vorrede, eine Nachrede und die Darlegung der Lehre bringt, und zwar enthält das erste Buch die Grundlagen der Physik des Epikur, indem gelehrt wird, daß Nichts aus Nichts werden kann, ferner die Welt also nur möglich ist, indem die Weltschöpfung irgendwie durch eine Materie vor sich geht. Es sind dies die unsichtbaren Atome, die sich in dem leeren Raume bewegen. Im zweiten Buche wird gezeigt, wie diese Atome, die unzählig und ihrer Qualität nach ungleichartig sind, sich zu der uns sichtbaren Welt vereinigen. Das dritte Buch bringt mit einem kleinen Widerspruche gegen die Darstellung der Lehre Epikurs die Seelenlehre und betont vor allem, daß der Tod die Menschen nichts angehe, indem nach dem Aufhören des Lebens die Atome in sich zerfallen. Im vierten Buche wird die Lehre von der Wahrnehmung, vom Willen und den Gefühlen behandelt. Das fünfte Buch gibt eine Geschichte vom Weltuntergang und von der Weltentstehung, es zeigt, wie die menschliche Kultur geworden und langsam ihre jetzige hohe Stufe erreicht hat. Das sechste Buch beschäftigt sich mit Naturvorgängen, wie es z. B. Gewitter, Blitz, Regenbogen und Ähnliches sind. Endlich werden die Seuchen behandelt. Dabei ist das Gedicht unterbrochen von einzelnen poetischen Einlagen, von denen hier nur die letzte, die nach Thukydides gegebene Schilderung der Pest, erwähnt sein soll.

Nun enthält das Werk aber verschiedene Wiederholungen derselben Verse. Diese sind selbstverständlich auffallend und bieten die Handhabe, den Plan des Werkes und auch die Entstehung irgendwie zu erklären. Am besten ist dies Joh. Mewaldt (Hermes XLIII 286) gelungen, der in überzeugender Weise gezeigt hat, daß die Übereinstimmung der Verse IV 1—25 mit I 926—950 einzig und allein darin ihre Erklärung findet, daß der Dichter ursprünglich eine andere Reihenfolge der Bücher geplant hat und daß diese Verse von Haus aus als das Vorwort von Buch IV gedichtet und später im 1. Buch untergebracht wurden. Es zeigt sich, daß eben nach den ersten zwei Büchern, die die Atomlehre enthielten, nicht das Buch von der Seele folgen sollte, sondern wohl erst das über die Sinne. Diese richtige Beobachtung

lehrt aber auch, daß der Dichter mählich von der uns im Auszug erhaltenen Lehre des Epikur (vgl. Brief an Herodotos, Usener, Epikurea S. 3) abgewichen ist und so einen eigenen und, wie wir zugeben müssen, sachlich berechtigten Weg gegangen ist.

Man hat sich vielfach gefragt, ob der Dichter wirklich aus Epikur, bzw. aus einem seiner Auszüge der Lehre geschöpft hat, wie er sie in Briefen auseinandersetzte, oder vielmehr irgendeinem zeitgenössischen epikureischen Lehrer gefolgt ist. Überlegt man, daß sich immer wieder das Lob des Epikur findet, so wird man wohl mit der Annahme nicht fehlgehen, daß der Dichter bei seinem Streben auf die Urquelle zurückzugehen, diese doch leicht zugängliche und auch in kurzen Darlegungen abgefaßte Quelle benutzt hat.

In hierfür kennzeichnender Weise sind Vorreden dem Epikur gewidmet: Im 1. Buch die Verse 62—79, wo der Dichter zum Preise Epikurs spricht:

Humana ante oculos foede cum uita iaceret
in terris oppressa graui sub religione,
quae caput a caeli regionibus ostendebat
horribili super aspectu mortalibus instans,
primum Graius homo mortalis tendere contra
est oculos ausus primusque obsistere contra;
quem neque fama deum nec fulmina nec minitanti
murmure compressit caelum, sed eo magis acrem
inritat animi uirtutem, effringere ut arta
naturae primus portarum claustra cupiret.
ergo uiuida uis animi peruicit, et extra
processit longe flammantia moenia mundi
atque omne immensum peragrauit mente animoque
unde refert nobis uictor quid possit oriri,
quid nequeat...

Als vor den Blicken der Menschen das Leben schmachvoll auf Erden
Niedergebeugt von der Last schwerwuchtender Religion war,
Die ihr Haupt aus des Himmels erhabenen Höhen hervorstreckt
Und mit gräulicher Fratze die Menschheit furchtbar bedräuet,
Da erkühnte zuerst sich ein Grieche, das sterbliche Auge
Gegen das Scheusal zu heben und kühn sich entgegen zu stemmen.
Nicht das Göttergefabel, nicht Blitz und Donner des Himmels
Schreckt' ihn mit ihrem Drohn. Nein, um so stärker nur hob sich
Höher und höher sein Mut. So wagt' er zuerst die verschlossnen
Pforten der Mutter Natur im gewaltigen Sturm zu erbrechen.
Also geschah's. Sein mutiger Geist blieb Sieger, und kühnlich
Setzt' er den Fuß weit über des Weltalls flammende Mauern
Und er durchdrang das unendliche All mit forschendem Geiste.
Dorther bracht' er zurück als Siegesbeute die Wahrheit:
Was kann werden, was nicht . . (Diels.)

Ein Lob Epikurs findet sich ferner III 1—30, V 1—58, VI 1—42.

Dazwischen behandeln die Proömien andere Themen, nämlich II 1—61, das Glück des Weisen und das Elend des Toren. Über das Proömium des IV. Buches ist bereits gehandelt worden. In der jetzigen Fassung bietet der erste Teil einen Preis der eigenen Dichtkunst.

Betrachtet man das Werk als ganzes, so hat es, wie deutlich ist, eine sehr durchsichtige Disposition, dabei offenbart sich aber auch innerhalb der Darstellung der Lehre immer wieder der poetische Charakter, indem bald die Lehre straff dargestellt wird, bald wieder bloß summarisch, ferner eigene poetische Zutaten sich verstreut finden. Zweck und Ziel des Dichters war es vor allem zu zeigen, daß die Lehre Epikurs durch die rein mechanische Entstehung der Welt, bzw. der Welten, den Menschen einerseits schützen kann vor der Todesangst, andererseits er auch nicht fort und fort in Furcht vor den Göttern leben müsse. Denn diese führen ein dieser Welt entrücktes Dasein. Die Vorgänge in dieser Welt vollziehen sich unabhängig von dem Willen der Götter nach streng kausalen Gesetzen, die sich dem Dichter eben aus der Physik des Epikur ergeben. Indem so schon das Leben des Menschen berücksichtigt ist, meine ich, daß wirklich der Dichter nicht an eine Darstellung der Ethik

Epikurs gedacht hat, sondern ihm hat es eben die, wie er glaubt, unwiderlegliche, rein mechanistische Atomtheorie angetan.

Lukrez selbst ist eine durchaus sittlich ernste Persönlichkeit, die sich offensichtlich durch die Erfahrungen des Daseins zu ihrer Weltanschauung durchgerungen hat und nun für sich und, wie der Dichter will, auch für die anderen Menschen die Möglichkeit erkämpft hat, das Leben zu führen. Man hat Lukrez den größten der römischen Dichter genannt. Solche Werturteile sind natürlich immer relativ. Verlangt man, daß ein Dichter eine Lebensanschauung vorträgt, die es dem Menschen ermöglicht, fest daran zu glauben, dem Jammer des Daseins im Jenseits zu entrinnen, oder durch eigene Kraft, wenn nicht für die eigene Generation, so für die kommenden Geschlechter, eine bessere Gestaltung des Lebens zu erreichen, so wird man weniger befriedigt sein von den Darlegungen des Lukrez. Auch muß man vom rein formalen Standpunkt aus zugeben, daß er, wie schon gezeigt ist, noch keineswegs alle Feinheiten und Möglichkeiten, deren die lateinische Sprache fähig war, aus ihr herausgeholt hat. So sehr man dies auch immer durch die Schwierigkeit des Stoffes entschuldigen will, die Tatsache bleibt doch bestehen, daß in Vergil uns eine freudigere Lebensanschauung und eine poetisch feiner gestaltete Sprache entgegentritt. Solch eine Bemerkung soll aber den Ruhm des Lukrez nicht etwa herabsetzen, sondern nur auf den richtigen Grad einstellen.

Schon den augusteischen Dichtern galt er als wirklicher Poeta, dem sie vielfach Anregung verdankten. Dies geht durch die ganze weitere römische Literatur, bis in der Zeit des aufkommenden Christentums die Menschen ein neues Interesse an Lukrez gewinnen. Er wird nun von den Kirchenvätern, so besonders von Laktanz häufig angeführt, um ähnlich, wie der Euhemerus des Ennius (vgl. S. 92), widerlegt zu werden. Gelesen haben ihn aber auch andere. So kann man auch bei Arnobius Anklänge an den Dichter finden.

Zu besonderer Bedeutung gelangte Lukrez, seit Pierre Gassendi dem philosophischen Gehalte des Lehrgedichtes nachging. Von nun an ist er bis auf das bekannte Buch von Lange (Geschichte des Materialismus) eine Hauptquelle für die Darstellung der antiken mechanistischen Weltanschauung. In diesem Sinne ist es auch erklärlich, daß in unserer Zeit Albert Einstein sich wieder mit dem Dichter beschäftigt hat.

Der Renaissancezeit verdanken wir, daß der Dichter zu neuem Leben erweckt wird. Poggio hatte gelegentlich des Konzils zu Konstanz eine Handschrift des Dichters aufgefunden; diese sowie die davon gefertigte Handschrift sind verloren, aber aus ihr stammt die große Menge der uns erhaltenen italienischen Handschriften des Lukrez. Poggios Exemplar selbst geht wahrscheinlich auf ein Exemplar der Schreiberschule in Murbach zurück. Daß diese Klasse von Handschriften nur in zweiter Linie heranzuziehen ist und die Überlieferungsgeschichte anders zu fassen ist, verdanken wir nächst den Forschungen Lachmanns in seiner Lukrezausgabe, Berlin 1850, der Ausgabe von Hermann Diels, Bd. 1 und 2, Berlin, Weidmann 1923, 1924 und der Nachprüfung Heinzes.

Wir wissen jetzt, daß wohl der bekannte Grammatiker Valerius Probus (vgl. S. 101) in neronischer Zeit eine Ausgabe gemacht hat, die die Grundlage aller unserer handschriftlichen Überlieferung ist, für die die gemeinsamen Fehler des Textes Zeugnis legen. Es muß ferner angenommen werden, daß am Ausgange des Altertums eine Ausgabe (4. Jh.) gefertigt wurde, in der bereits der Herausgeber das Gedicht einteilte, am Rande mit roten Inhaltsangaben versah und hier und da Parallelen aus Epikurs Schriften darüber schrieb. Im 7. Jahrhundert wurde dann in Irland in der sogenannten irischen Schrift ein Kodex geschrieben, der die Grundlage bildet vor allem für die wichtigste Lukrez-Handschrift, den sogenannten Codex oblongus (O) Leidensis Vossianus Latinus Fol. 30, aus dem 9. Jahrhundert. In ihm findet sich auch noch die Spur der Tätigkeit von Korrektoren (O_1, O_2). (Vergl. Tafel IX.)

Die von uns wiederholt erwähnte Unordnung in der Überlieferung, die, wie wir gezeigt haben, die Handhabe bietet, den unfertigen Zustand des Werkes zu erkennen, ist nicht immer von den Philologen richtig erkannt worden und so hat in dem allgemein verbreiteten Teubnertext in einer vollkommen ver-

fehlten Weise H. Brieger (1894) durch Umstellungen weitgehender Art die Überlieferung zu verbessern ver sucht, in Wirklichkeit aber nur Verwirrung gestiftet. Die Herstellung einer Handausgabe des Dichters gehört, wie jetzt klar ist, zu den dringendsten Aufgaben, um auch dem weiteren Kreise der Philologen und den an lateinischer Literatu Interessierten Deutschlands einen leicht beschaffbaren Text zu bieten.

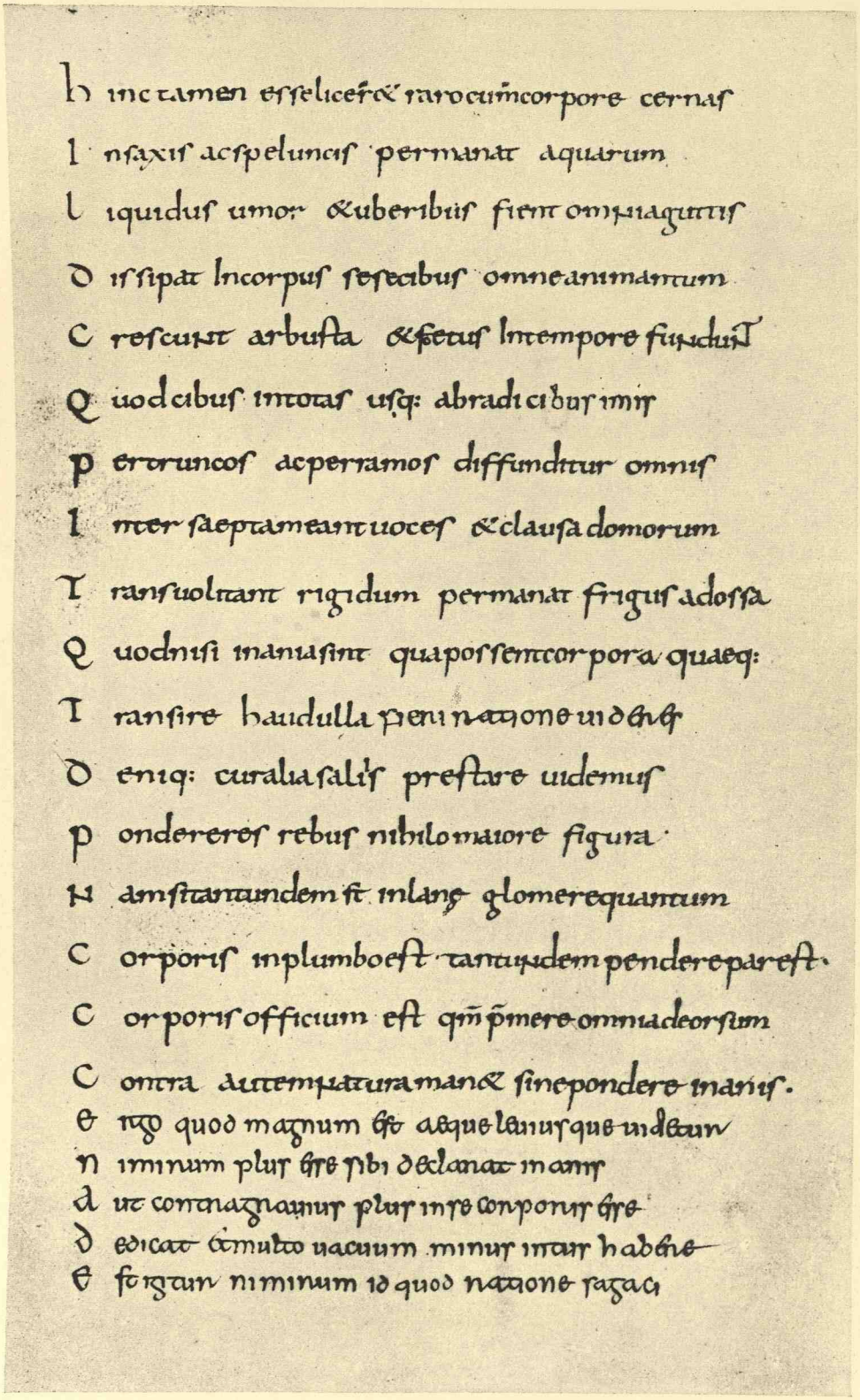
Literatur:

Grundlegend: K. Lachmann: Text mit Kommentar, Berlin 1850. — J. Munro[1]: Mit englischer Übersetzung, Cambridge 1864. — R. Heinze: Kommentar zum 3. Buch. — H. Diels: Ausgabe 1923/24 (mit Übersetzung; Vorwort von A. Einstein). — Ferner neben dem erwähnten Artikel von Mewaldt noch Mewaldt in Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie, XIII, S. 1659—1683 und Die geistige Einheit Epikurs, Halle 1927. — Friedrich Marx, Rh. Mus. 43 (1888), S. 136f. und Ilbergs Jahrbücher III (1899), S. 532. — C. Barwick: Hermes LVIII (1923), 147ff. — E. Reitzenstein, Theophrast bei Epikur und Lukrez, Heidelberg 1927. — Duvau: Revue de philologie XII (1888), 30ff. — Codex Leidensis in Nachbildung von Chatelain, Leyden 1908.

CAIUS VALERIUS CATULLUS

Das Leben des Lukrez fiel in die Zeit der sullanischen Wirren, die (vgl. S. 211) auch einen Niederschlag in seiner großartigen Dichtung fanden. In die Zeit des Caesar und Pompeius, jene Zeit, in der der römische Staat und besonders die Stadt Rom von den heftigsten politischen Kämpfen erfüllt war, ist die Lebensdauer des Catullus zu setzen. Nach der allgemeinen Meinung ist er ungefähr zur selben Zeit wie Lukrez gestorben, hat sicherlich zu demselben C. Memmius Beziehungen gehabt, zu dem sie Lukrez suchte, und ist zweifellos vor der Zeit in jungen Jahren dahingesunken. Doch ihm ist nicht wie Christian Günther sein Leben und sein Dichten zerronnen, im Gegenteil, er lebt jugendfrisch in den Herzen aller humanistisch Gebildeten, er schwingt in der Seele mancher Dichter, so vor allem des Schwaben Mörike, und ist von dem Glanze umstrahlt, den wir dem jungen Goethe mit Recht so gerne zuerkennen. Aus dem kleinen Gedichtbuch, das uns erhalten ist — es sind im ganzen 116 kleinere und größere Gedichte, die ein schmächtiges Bändchen füllen — lebt für jeden Leser immer neu die ganze Persönlichkeit eines Dichters auf, der aus dem vollen Strome überrauschenden Könnens alles, was er erlebt hat, auch zu sagen wußte. Zwei Formen sind es, in denen Katull uns als Dichter entgegentritt. Auf der einen Seite ist er der gelehrte Dichter (*poeta doctus*), der mühevoll und kunstvoll, aber nicht ohne persönliche Note alexandrinische schwierige Gedichte in sprachlicher und metrischer Form lateinisch zu wenden versteht, auf der anderen Seite ist er der Mensch, der mit einer staunenswerten Kraft gegenüber den vorerwähnten Bildungserlebnissen den Urerlebnissen Ausdruck zu leihen weiß. Er singt von Liebe, Landschaft, Freundschaft, er greift scharf in die Politik ein, alles aber so, daß wir ein fast ungezügeltes, schrankenloses geniales Tun erkennen. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, wenn es je für einen Dichter gegolten hat, so für Katull, aus dessen Liedern nicht nur bekanntermaßen die tiefe Liebe, sondern auch die schmerzvolle Abkehr von der gesellschaftlich hochstehenden, wunderschönen, wenn auch moralisch nicht einwandfreien Lesbia uns auch heute noch in ergreifenden Versen widerklingt. Aber Katull ist aufrichtig genug, auch von seinen zahllosen anderen Liebschaften, ja selbst von seinem Verkehr mit schönen Knaben zu sprechen; all dies geschieht immer mit einer den Hörer hinreißenden Kraft und einer solchen inneren Überzeugung, daß auch nach Jahrhunderten die großen und kleinen Erlebnisse des Dichters den Leser so ergreifen, als würde er sie selbst unmittelbar erleben.

Nichtsdestoweniger muß der ruhige objektive Betrachter römischer Literatur feststellen, daß Katull vielleicht die größten Anforderungen unter allen lateinischen Dichtern an die



hinc tamen esse licet & raro cum corpore cernas
In saxis ac speluncis permanat aquarum
Liquidus umor & uberibus fient omnia guttis
Dissipat In corpus se secibus omne animantum
Crescunt arbusta & fetus In tempore fundunt
Quod cibus in totas usq: ab radicibus imis
Per truncos ac per ramos diffunditur omnis
Inter saepta meant uoces & clausa domorum
Transuolitant rigidum permanat frigus ad ossa
Quod nisi inania sint quapossent corpora quaeq:
Transire haudulla pieni natione uidentur
Deniq: curalia salis prestare uidemus
Pondere res rebus nihilo maiore figura
Nam si tantundem est in lane glomere quantum
Corporis in plumbo est tantundem pendere par est.
Corporis officium est qm̄ p̄mere omnia deorsum
Contra autem natura manet sine pondere inanis.
Ergo quod magnum est aeque leuiusque uidetur
Niminum plus esse sibi declarat inanis
Aut contra nauius plus in se conponis esse
Dedicat et multo uacuum minus intus habere
Est igitur niminum id quod natione sagaci

Codex Leidensis des Lukrez
(Nach Chatelain)

mutando efficiat plusq̄ mercetrias auare
ue sese tota corpore prostituit.
uxilena uiro contetam uiuere solo
uptae laus est laudibus eximijs.
ed animis q̄uis pt̄ succubere pars est
uam matrem fratres expatruo
ultus homo est naso neq; tenui multus homo
estendit naso multus est 7 pathinis
onsule pompeio primus duo anna solebant
etulia facto consule nunc iterum.
anserut duo sed creuerut milia i vnus
ingulum fecundum semen ad ulterio
ir manus saluis nō falso m̄sula diues
ertū qui tot res in se habet egregias.
ualpiā omē genus pistis prata aua fecasq
equicq̄ fructus sumptibz exuperat
uare concedo sit diues dum omia desint
altem laudemus dum m̄ ipse egeat.
entula habet instar triginta iugera prati
uadraginta arui retera sunt maria.
ur nō diuitijs cresum superare potuisset
no qui insaltu tot moda possideat.
prata arua igentes siluas saltusq; paludesq
tl sq; ad hyperboreos 7 mare ad oceanum.
mnia magna hec sut tam ipe simaximus ultor
on homo sed uero mentulla magna minax.
epe tibi studioso aīo uenante requires
armina uti possem mittere batriade.
u te lentrem nobis neu conarere
elis infesta mitterem q; arpit
uic uideo michi nunc frustra suptuz ee laborem
elli nec nras hinc deluisse pretes
ontra nos telas sic tam cuitabi m amicta
ffixus nostris tu dabis supplicium.

Explicat Catulli veronensis libellus.

Subdiaconi de Lubeck

Et exijs dñi Benevenuti de Campexanis de vicencia de resurrectione Catulli poete veronensis.

Ad patriam venio longis afinibz exul
Causa mei reditus copatrioti fuit.
Sic liceat amatis tribuit qui fratia nōz
Quicq notat turbe pretereuntis iter.
Si no licet ingenio vestru celebrate Catullu
Cui nus sub modio clausa papirus erat.

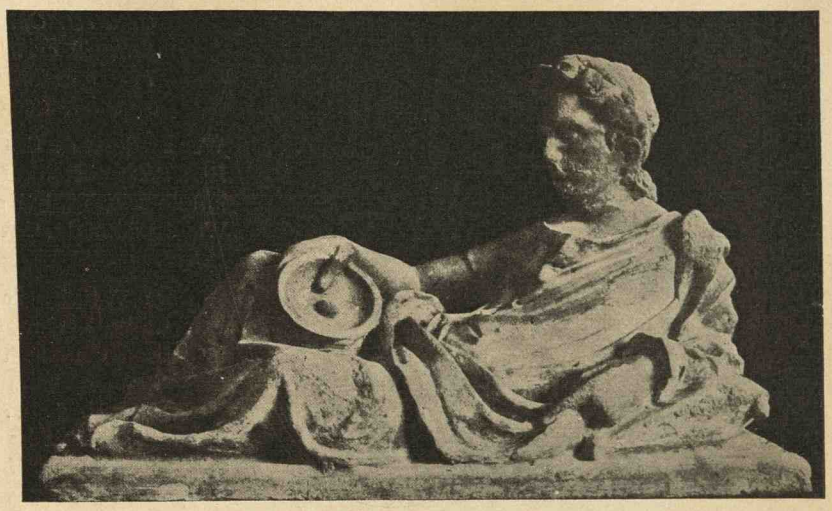
Tu lector quicūq ad manus man hic libellus ob venerit Scriptori da uenia si tibi corruptus videbitur. Quoniam a corruptissimo exemplari trāscripsit. nō enim quodpiam aliud extabat vnde possit libelli huius hec copia exemplandi. Et ut exipso saltem aliquid rātū suggeret decreuit. pon tm̄ scripturum hec q̄ omīo carere. Speranō adhuc ab aliquo alio fortuite emergente hinc posse corrigere valebis si ei ipremis nō fueris.

1374. mp octobr. 10. qn
m̄signior ius laborabat in
extremis. 7c.

Lesbia damnose bibens interpretem. :—

Omnia terror habet [illegible]
fluctibus [illegible]
Culmina qua [illegible]
exupeant [illegible]
[illegible]
Quos etiam [illegible]
Est arcus [illegible]
[illegible]
Arcuquadrifarium [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Codex Sangermanensis des Catullus
(Nach Chatelain)



143. Jüngling. (Nach Rodenwaldt, Die Kunst der Antike.)

Arbeit der Philologen gestellt hat und stellt. Schon die einzelnen Worte des Textes sind vielfach unsicher überliefert und harren des öfteren einer eindeutigen Erklärung. Ganze Gedichte sind ihrem Inhalt nach trotz sorgfältiger Erklärung voll von Rätseln. Die Lebensumstände des Dichters sind bis heute nicht eindeutig geklärt und die Frage nach der Art, wie das Gedichtbuch zustandegekommen ist, ist noch immer ungelöst. Das Dichtwerk selbst ist, wie sich noch zeigen soll, nur durch einen Zufall der Nachwelt überliefert und dabei der Verdacht wohl begründet, daß wir nur eine kleine Auslese aus einem reichen dichterischen Schaffen erhalten haben. Wenn trotz alledem, sei es im lateinischen Urtext, sei es in Übersetzungen, die, was noch bewiesen wird, alle die unnachahmliche Kunst des Dichters nur ungenau treffen, der Dichter immer wieder die Leser erglühen macht, so zeigt dies, daß hier Rom ein Lyriker erstanden ist von einer Größe und Bedeutung, daß jene nicht Unrecht haben, die ihn mit dem jungen Goethe vergleichen.

Über das Leben des Dichters berichtet offenbar wieder nach Suetonius Hieronymus a. a. O. z. J. Abraham 1930=87 v. Chr.: „Der Lyriker C. Valerius Catullus wird zu Rom geboren. „Ferner z. J. 1959 = 58 v. Chr. (nach anderen Handschriften 57 v. Chr.) „Katull stirbt im dreißigsten Lebensjahr".

Längst ist erkannt worden, daß des Hieronymus Angaben in dieser Form nicht richtig sein können, denn die Gedichte 11, 29 setzen Caesars germanische und britannische Expeditionen, das Gedicht 113 den zweiten Konsulat des Pompeius, also das Jahr 55 voraus. So nimmt man denn jetzt allgemein an, der Dichter sei im Jahre 54 gestorben, und je nachdem man die 30 Jahre als genaue oder ungefähre Zahlenangabe faßt, setzt man die Geburt in das Jahr 87 oder 84 v. Chr.

Es wird allgemein geglaubt, daß Katull als junger Mann, etwa 20jährig von Verona, wo sein Vater als reicher und dem Caesar befreundeter Mann lebte (*Suetonius Caesar* 73) nach Rom gekommen ist, hier Lesbia kennen gelernt hat und daß mit oft schmerzvollen Unterbrechungen dieses Verhältnis bis 55 gedauert, sich also der Dichter erst kurz vor seinem Tod von dieser Leidenschaft zu der männersüchtigen und wahrer Treue nicht fähigen Frau endgültig befreit hat. Man meint, daß Lesbia die zweite Schwester des aus den politischen Kämpfen nnd Umtrieben der caesarisch-pompeianischen Zeit berüchtigten Tribunen P. Clodius Pulcher war. All diese Annahmen sind erst vor kurzem wieder ernsthaft und mit sorgfältiger Untersuchung im einzelnen in Zweifel gezogen worden (Rothstein, Philologus 78, [1922] S. 1ff.). Danach soll Katull erst nach der mit Memmius im Jahre 57/6 durchgeführten Reise in Asien, also als 30jähriger Mann, sich in Lesbia verliebt haben und das ganze Verhältnis von kurzer Dauer gewesen sein und wir überhaupt nur Dichtungen aus der Zeit nach der bithynischen Reise besitzen.

Nach meiner persönlichen Ansicht hat man sich den Weg künstlich versperrt, indem man eine schon von dem scharfsinnigen Kritiker und Kenner des Katull, Karl Lachmann, festgesetzte Datierung eines Gedichtes bezweifelt hat. (Gedicht 52)

144. Römerin.
(Nach L. Curtius, Wandmalerei Pompeji.)

Quid est, Catulle? quid moraris emori?
Sella in curuli struma Nonius sedet,
Per consulatum peierat Vatinius:
Quid est, Catulle? Quid moraris emori?

Was zauderst du Catullus? Warum stirbst du nicht?
Es spreizt sich im Kurulstuhl kropfig Nonius,
Falsch schwört bei seinem Konsulat Vatinius:
Was zauderst du, Catullus? Warum stirbst du nicht?
(Ramler.)

Da Vatinius im Jahre 47 Konsul (suffectus) war, wollte Lachmann um diese Zeit Katull noch als lebend voraussetzen. Diese Hypothese ist seit langem aufgegeben, denn man glaubte zu wissen, daß Caesar i. J. 47 überhaupt keine kurulischen Beamten gewählt hat, so daß der „Kropf" Nonius nicht auf dem kurulischen Stuhle sitzen konnte, und von Vatinius meinte man annehmen zu können, er habe in seiner Überheblichkeit schon längst, bevor er Konsul gewesen, beim Konsulat Meineide geschworen. Nun aber berichtet *Dio Cassius* XLII, daß zwar bei Caesars Abwesenheit von der Stadt die Ämter in Rom unbesetzt geblieben, man hat aber übersehen, daß nach demselben Berichte er sie am Ende des Jahres 47 besetzt hat, so daß immerhin die Möglichkeit besteht, daß wirklich das Gedicht, sowie es jeder Leser zunächst verstehen muß, auf die Ereignisse des Jahres 47 sich bezieht. Überlegt man noch, daß bei der von Hieronymus selbst (Kap. 2) eingestandenen Ungenauigkeit in chronologischen Angaben leicht eine Verwechslung zwischen dem Konsul des Jahres 87 Cn. Octavius Cn. f. Cn. n. und 76 Cn. Octavius M. f. Cn. n. eingetreten und die Eintragung über die Geburt an eine falsche Stelle geraten sein kann, so eröffnet sich vielleicht doch die Aussicht, die Lebenszeit des Dichters auf die Jahre 76(9)—46 festzulegen, wodurch eine Menge von Schwierigkeiten sich leicht beseitigen lassen. Freilich Sicherheit läßt sich in dieser Sache nicht erzielen, wenn auch immer wieder von den verschiedensten Seiten Spuren gefunden wurden, die eine Dichtung über das Jahr 54 hinaus wahrscheinlich machen.

Sicherlich gewinnt der unvoreingenommene Leser aus den auf Urerlebnissen beruhenden Gedichten den Eindruck, daß nicht ein 30jähriger, sondern ein junger zügelloser, genialer Mann sie geschrieben hat. Schwer auch wird man die berühmten Verse in dem 68. Gedicht, wo der Dichter Vers 15ff. erklärt, daß er, sobald er die männliche Toga angelegt hat, sich ernstlichst verliebte, ferner eine Liebesleidenschaft dem Freunde Allius 135ff. beichtet und von der Geliebten erzählt, daß sie schön sei, einer vornehmen Familie angehöre, viel umworben sei, nur durch einen Ehebruch für den Dichter erreichbar sei, anders deuten wollen, als auf die vornehme Clodia-Lesbia. Denn, daß mit dem Pseudonym Lesbia eine der Schwestern u. zw. wohl die zweite, auch von Cicero angegriffene Gattin des Quintus Metellus Celer, des Konsuls des Jahres 60, der 59 plötzlich starb, nicht ohne daß der Verdacht auftauchte, seine Gemahlin habe ihn vergiftet (*Cicero pro Caelio* 60), gemeint ist, ist ja wieder eine der naheliegenden Vermutungen. Gegenüber dieser Ansicht steht die Vermutung (Rothstein a. a. O.), daß es sich um die jüngste der drei Schwestern des Clodius handle, auf viel schwächeren Füßen. Lesbia ist jedenfalls Clodia. Sonst wäre ein Gedicht wie 79:

Lesbius est pulcer: quid ni? quem Lesbia malit
Quam te cum tota gente, Catulle, tua.
Set tamen hic pulcer vendat cum gente Catullum,
Si tria notorum savia reppererit.

Schön ist Lesbius; muß es wohl sein, da Lesbia diesen
Mehr als Catullus, dich schätzt samt deinem Geschlecht.
Doch der Schöne verkaufe mich samt meinem Geschlechte,
Gibt ihm drei Küsse nur einer, der näher ihn kennt. (Ramler.)

geradezu unverständlich und wir müssen uns nicht erst auf *Apuleius Apologia* 10 berufen, wo er mitteilt, daß Katull Lesbia für Clodia sagte.

An Lesbia ist eine ganze Reihe von Gedichten gerichtet, die, wenn man annimmt, daß sich der junge, aus der Provinz kommende, im Salon des vornehmen Konsuls verkehrende Veroneser Student in die kokette Dame verliebt hat, einen Liebesroman ergibt, der eine jener großen Leidenschaften gewesen ist, die mit einer Ursprünglichkeit der Kraft und Stärke in Gedichtform zu kleiden eben nur dem Dichtergenius gegeben ist. Sie währte dann aber nicht kurze Zeit, sondern war eine große, bestimmende innere Erregung seines leicht empfänglichen Gemütes. Zweifellos ist, daß sich der Dichter zunächst der vornehm gebildeten Dame genähert hat, indem er kühn das uns zufällig vom Verfasser der Schrift Über das Erhabene Kapitel 10 mitgeteilte Gedicht der Sappho auf sie übertrug, wo er ganz klar im Anschluß an die große aeolische Dichterin auch für diese seine Geliebte das Pseudonym *Lesbia* gefunden hat (51).

145. Eroten (Pompeji). (Nach L. Curtius.)

Ille mi par esse deo videtur,
Ille, si fas est, superare divos,
Qui sedens adversus identidem te
Spectat et audit
Dulce ridentem, misero quod omnis
Eripit sensus mihi: nam simul te,
Lesbia, aspexi, nihil est super mi
. . . . . .
Lingua sed torpet, tenuis sub artus
Flamma demanat, sonitu suopte
Tintinant aures, gemina teguntur
Lumina nocte,
Otium, Catulle, tibi molestumst:
Otio exultas nimiumque gestis.
Otium et reges prius et beatas
Perdidit urbes.

Einem Gott, so scheint es mir, gleichet jener,
Übertrifft, wenn dieses erlaubt zu sagen,
Jeden Gott, wer dir gegenüber sitzt, dich
Ansieht und anhört,
Wie dein süßes Lachen erklingt, das alle
Sinne mir entreißet, dem Armen: wenn ich
Dich erblicke, Lesbia, bleibt nichts übrig
(Von meinem Atem,
Nein) die Zunge starrt, eine dünne Flamme
Unterläuft die Glieder, von eignem Schalle
Klingelt's in den Ohren, es deckt die Augen
Zweifache Nacht mir.
Müßiggang, Catullus, ist dir gefährlich:
Müßiggang verleitet dich so zu schwärmen.
Müßiggang hat Könige schon und frohe
Städte vernichtet. (Ramler.)

Das Gedicht ist bis auf die letzte Strophe eine ziemlich getreue Wiedergabe des griechischen Vorbildes, nur in der letzten Strophe ruft sich, wenn wir richtig erklären, der Dichter selbst zur Besinnung. Der Liebesbund mit Lesbia war nicht ungestört. Das Hauptzeugnis dafür bietet das berühmte Epigramm 85:

Odi et amo. quare id faciam, fortasse requiris.
Nescio, sed fieri sentio et excrucior.

Oft übersetzt, ist es doch (vgl. O. Weinreich „Die Disticha des Catull") unübersetzbar und vielleicht nur am besten wiederzugeben mit den Worten des Philologen Norden:

Hassen und Lieben zugleich. Du fragst wohl, warum ich's so treibe.
Weiß nicht. Daß es mich treibt, fühl' ich und martre mich ab.

Auf Clodia-Lesbia beziehen sich auch die Gedichte 5, 7, 8, 11, 43, 68, 70, 72, 83, 92. Jedenfalls hat sich aber der Dichter endlich, nachdem er sich von der Treulosigkeit der vornehmen Dame über-

146. Mädchen mit Vogel und Schlange.
(Nach Rodenwaldt, Die Kunst der Antike.)

zeugt und in seinem leicht losfahrenden Temperament sie als Dirne der Straße gezeichnet hatte, von der Leidenschaft befreit; zwar nicht, wie man gemeint hat, im Gedicht 8:

Miser Catulle, desinas ineptire.

Denn daß Clodia ohne ihn nicht leben kann und nicht mehr geliebt werden wird, daß niemand sie mehr für schön ansehen, niemand sie mehr küssen, niemand ihre Lippen zerbeißen wird, das hat ja sicherlich Katull selbst nicht geglaubt, sondern wir haben nur in dem Gedicht wieder eine Phase des nicht ungetrübten Glückes des Dichters zu erkennen und zu lernen, wie er seinem augenblicklichen Schmerze in stürmisch ausbrechender Weise Ausdruck verleihen konnte.

Dagegen ist sicherlich das endgültige Abschiedsgedicht an Clodia das 11. Gedicht, wo er neben den schärfsten Tönen innerster Empörung doch auch wieder den Ausdruck zartester Empfindung gefunden hat.

Daß es dem Dichter jetzt ernst war, einen Trennungsstrich zwischen seinem Leben und dem der Clodia zu ziehen, ergibt sich ja auch daraus, daß er das Gedicht gleichsam durch zwei Boten (Furius und Aurelius) der vornehmen Frau übermitteln ließ. Zufall ist es nicht, daß die Gedichte 51 und 11 die einzigen zwei sind, in denen Katull die aus Sappho stammende Strophenform benützt hat.

Ist unsere Auffassung von der Lebenszeit des Dichters richtig, so blieben ihm immer dann noch Jahre, in denen er frei von Clodia Leidenschaften fröhnen konnte, von denen die Gedichte Zeugnis bieten, und wir haben nicht Grund, so wie es gewöhnlich geschieht, den Dichter, während er einer großen Liebe nachhängt, gleichzeitig in andere Liebesabenteuer verstrickt zu denken. Hat Rothstein recht, so handelt es sich freilich um einen Liebesrausch von kurzer Dauer; doch scheint mir gerade der von ihm angeführte Vergleich mit der großen Liebe Goethes zu Frau von Stein wenig angebracht, denn Goethes Gedichte dieser Zeit zeigen doch eine innerlich viel gebändigtere Glut, als sie die maßlose Leidenschaft Katulls verrät. Zwischen dem Liebesempfinden eines etwa 30jährigen Mannes und eines 20jährigen bestand und besteht eben doch immer ein Unterschied.

Katull hat mit seinen Gedichten auch in die Politik stark eingegriffen. Das vielbesprochene Gedicht auf Cicero 49, wird man wohl nicht als einen Angriff auf den großen Redner deuten müssen, sondern nur als eine etwas ironische Danksagung. Scharf griff er aber Caesar, Pompeius und den Günstling des Caesar, Mamurra, an, der der berühmte Erbauer der Rheinbrücke gewesen ist. Daß dieser ihm und seinen Freunden in Liebesgeschichten in die Quere gekommen war, verzieh ihm der temperamentvolle Dichter nicht. Andererseits erfahren wir aus Suetonius (*Jul.* 73), daß Caesar über die Angriffe erbittert gewesen ist. Gelegentlich eines Aufenthaltes im Hause des Vaters des Katull in Verona hat er den Dichter scharf hergenommen und sich derartige Angriffe auf sich und seine Politik offenbar verbeten. Der väterliche Einfluß hat mitgewirkt, eine Versöhnung herbeizuführen, wie sie wohl doch das Gedicht 11 zeigt, wo Katull mit höchster Anerkennung, so erklären wir, und nicht mit Ironie, von den Taten des „großen Caesar" spricht (Vers 10: *Caesaris visens monumenta magni*). Da nun nach dem Gang der historischen Ereignisse und nach Plinius *Nat. Hist.* 36, 48 der Angriff

auf Mamurra im Herbste 55 geschehen ist, müßte man nach der herrschenden Ansicht annehmen, der Dichter sei, kaum daß er Caesar und seinen Günstling in so scharfer Weise, ganz nach Art der Jamben des Griechen Archilochos, frühestens im Herbst 55 angegriffen hatte, unmittelbar wieder zu Kreuze gekrochen. Gewiß war der bittere Ausfall durch die politischen Verhältnisse in diesem Jahre erklärlich; hatte doch in diesem Jahre Kato eine scharfe Rede auf Caesar im Senate gehalten, aber immerhin mußte doch einige Zeit vergehen, ehe Caesar von dem Gedichte des Veroneser Feindes Kunde erhielt. Ferner mußte es doch dem Katull klar gewesen sein, daß er einen Mächtigen treffen und ihn verletzen werde. Daß er da gleich wieder seine Worte zurückgenommen habe, ist doch wenig wahrscheinlich und gerade bei einem innerlich stark empfindenden Menschen nicht anzunehmen. Auch spricht dagegen das Gedicht 93, in dem er erklärt, sich aus Caesar nichts zu machen. Dazu kommt, daß Caesar gerade im Winter des Jahres 55 gar nicht in Italien weilte, übrigens auch im folgenden Jahre kaum Zeit hatte, sich in Italien selbst länger aufzuhalten. Der schnelle Widerruf der Schmähgedichte aber bei einem 33- oder 30jährigen Mann (so Rothstein) würde geradezu von einer kindischen und läppischen Charakterschwäche zeugen. Auch sonst weist manches Gedicht auf eine spätere Zeit. So muß doch (vgl. Cichorius) das berühmte Phaseolus-Gedicht (4), wenn man die Worte Vers 25 sed haec prius fuere nicht pressen will, erst geraume Zeit nach der Rückkehr aus Bithynien geschrieben sein.

147. Pompeius. (Nach Bernoulli.)

Einen ganz anderen Charakter tragen die Gedichte, die deutlich nach hellenistischem Muster, also nach Bildungserlebnissen geschrieben sind. Im ganzen zerfällt das erhaltene Werk des Katull deutlich in drei Teile: 1. In Gedichte vermischten Inhalts mit verschiedenen Maßen in meist leicht hingeworfenem Stile, klar Widerspiegelungen von augenblicklichen Erlebnissen (Gedichte 1—60). 2. in eine zweite Gruppe von Gedichten (61—68), die sich durch ernsten Inhalt und kunstvolle Form deutlich abheben. 61, 62 sind Hochzeitsgedichte, das 63. erzählt in aufpeitschender Weise die Geschichte von der Selbstverstümmelung des Attis, das 64. schildert die Hochzeit des Peleus und der Thetis in nicht ganz einheitlicher Weise, denn das Gedicht gliedert sich deutlich in zwei Teile, in einen ersten, in dem die Schilderung des für das Brautbett bestimmten Teppichs und in einen zweiten Teil, in dem das Hochzeitslied, das die Parzen singen, in den Vordergrund tritt. Die Darstellung auf dem Teppich zeigt die Geschichte der von Theseus verlassenen Ariadne auf Naxos und der Dichter versteht es, der Klage des vereinsamten Mädchens warme, gefühlvolle Töne zu verleihen. Das Gedicht 65 ist ein an Hortalus, den bekannten Redner Q. Hortensius, gerichteter Geleitbrief, worin der Dichter erklärt, daß er ihm nach Kallimachus geformte Dichtungen vorlegen werde.

148. Ariadne.
(Nach Bruckmann, Denkmäler griech. u. röm. Skulptur.)

Man vergl. Vers 16:

Haec expressa tibi carmina
Battiadae.

Tatsächlich bringt das 66. Gedicht das nach Kallimachos gearbeitete über die Locke der Berenike. 67 erzählt eine schmutzige Geschichte von einer Türe, 68 bietet die bereits erwähnte, auch wieder nicht einheitliche Elegie an Allius.

3. Von 69 an beginnen die Epigramme, die bis zum Schluß des Buches, dem Gedichte 116, reichen.

Daß Katull in seinen großen Gedichten alexandrinischen Vorbildern und besonders dem Kallimachos gefolgt ist, hat er, wie wir bereits bemerkten, selbst angegeben. Welchen Dichter er aber im 64. Gedicht sich zur Vorlage nahm, ist durch die Forschung noch nicht eindeutig festgelegt. Einen tieferen Einblick in die Arbeitsweise des Katull haben wir gerade in neuester Zeit bekommen durch einen in einem Papyrusfetzen erhaltenen Rest der Locke der Berenike des Kallimachos, den G. Vitelli Studi Italiani N. S. VII (1921) 1ff. veröffentlicht hat, und der von Maaß (Deutsche Literaturzeitung VI [1929] 612) und von Eduard Fraenkel (Gnomon V [1929], S. 265ff.) behandelt wurde. Darnach sehen wir, daß der Dichter in weit größerem Maße, als es z. B. Ennius getan hat, sich gemüht hat, das griechische Vorbild lateinisch wiederzugeben, freilich fehlen die für den Übersetzer charakteristischen Flickwörter nicht, ferner bringt er auch aus Eigenem Römisches hinzu. Durch den Fund sind auch einzelne bisher mißverstandene Stellen des lateinischen Textes verständlich geworden.

Über das vorhandene Büchlein des Katull gehen die Meinungen der Gelehrten auseinander. Die einen meinen, daß das bekannte Einleitungsgedicht an seinen Landsmann Cornelius Nepos die Einleitung zur ganzen Sammlung sei und diese vom Dichter herrühre. Sie berufen sich auch darauf, daß Martial den Katull mit dem berühmten zweiten Gedichte *Passer* zitiert, und glauben, daß eben das Einleitungsgedicht der Sammlung vorangegangen und Martial so mit Recht das ganze Buch als *Passer* (Der Sperling, bzw. richtiger die „Blaudrossel") bezeichnen konnte. Auch weisen sie darauf hin, daß sich, wie wir gesehen haben, in der ganzen Einteilung des dichterischen Nachlasses unleugbar ein fester Gedanke gezeigt hat. Demgegenüber aber scheint es mir doch nicht ohne Bedeutung, daß unsere Sammlung sicherlich nicht den ganzen dichterischen Nachlaß des Katull erhalten hat, denn wir kennen noch zwei Priapea (Fragment 1, 2), die sich in unserer Sammlung des Katull nicht finden. Wir können, wie schon Gedicht 66 zeigte, wenigstens noch eine zweite Vorrede aufweisen, endlich, wie 14a beweist, auch Verse, die doch eine Art Epilog enthalten. So meine ich denn, daß wir in der vorhandenen Gedichtsammlung nicht eine durch das Einleitungsgedicht vom Dichter selbst gefertigte Ausgabe besitzen, sondern daß er mehrfach, zumindestens für uns faßbar, zweimal Ausgaben seiner Gedichte gemacht hat (eine Sammlung kleiner Gedichte und eine Sammlung Gedichte nach griechischem Vorbild). Später, nach dem Tode des Dichters, hat dann wohl jemand aus dem Nachlaß das uns jetzt vorliegende Büchlein zusammengestellt. Dafür spricht auch, daß sein Umfang größer ist, als er sonst für ein Einzelbuch üblich ist. Will man dagegen geltend machen, daß sich in der Sammlung die seit der hellenistischen Zeit für ein Gedichtbuch übliche Abwechslung der Themen findet, so kann ich mir immerhin vorstellen, daß auch ein Redaktor diese nun einmal fest gewordene Art beachtet hat.

Sprache und Stil des Katull sind in den kleinen und großen Gedichten grundverschieden, scheinen mir aber doch nach ein und derselben Richtung hinzuweisen. In den kleinen Ge-

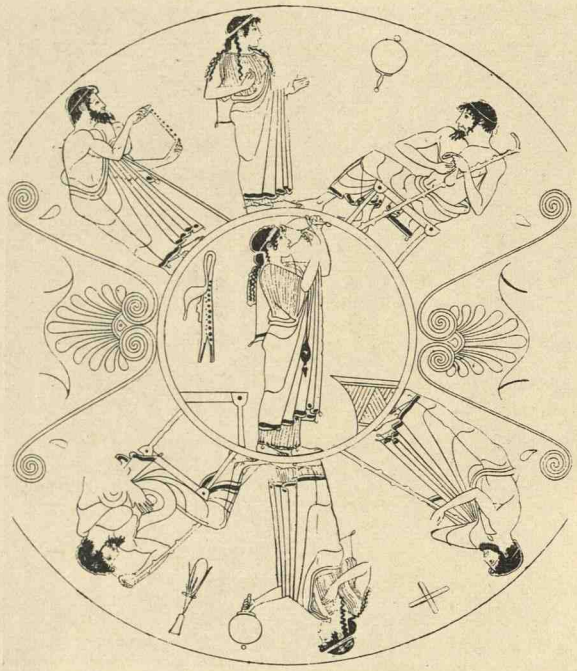
149. Theseus und Minotaurus.
(Nach Herrmann, Denkmäler der Malerei des Altertums.)

150. Dionysos und Ariadne auf Naxos.
(Photo Anderson.)

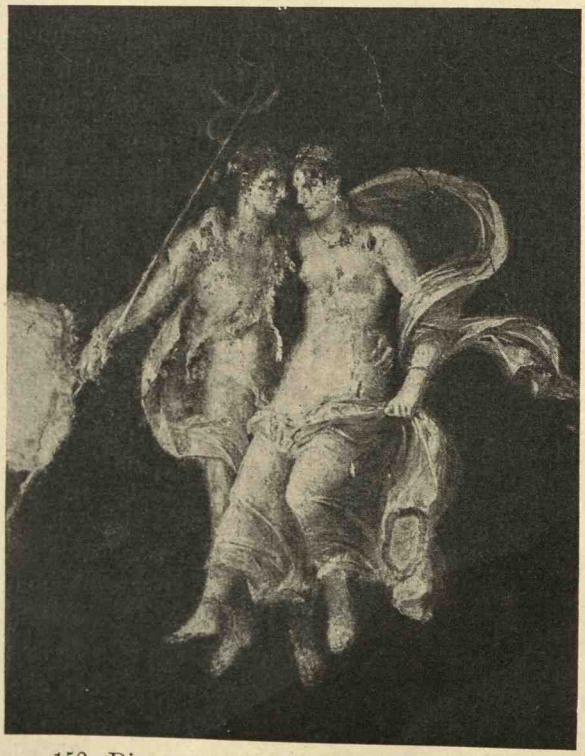
dichten findet sich eine zwanglose Darstellung, die oft, wie die Anwendung von Verkleinerungswörtern, von Wiederholungen zeigt, an die Umgangssprache anknüpft, in den großen Gedichten findet sich mancher überaus gezierte Ausdruck, manche künstliche Wortstellung. All das zeigt, daß der Dichter nicht nach einer geschlossenen klassischen Form hinneigt, sondern als echter Italiker mehr nach der offenen Form, der Kunst des Barock, hinpendelt. Daß auch in den großen Gedichten (64) die Komposition nach derselben Richtung hinweist, ist bereits angedeutet worden. In der Metrik ist etwas Ähnliches zu beobachten.

Katull liebt vor allem in den kleinen Gedichten den äolischen Elfsilber, daneben aber findet sich doch eine gewisse Buntheit von Metren, jambische Trimeter, Hinkjamben, jambische Senare, glykoneische Strophen, asklepiadeische Verse (30), in reichem Maße Hexameter und elegische Distichen. Auch verwendet er ein so schwieriges Metrum wie die Galliamben (63). Im Hexameter zeigt sich klar alexandrinischer Einfluß; so wird der Einschnitt nach dem 4. Trochaeus gerne gemieden, Spondeus im 5. Fuße oft zugelassen, was Cicero (*Ad. Att.* 7, 2, 1) als Eigentümlichkeit der Neoteriker, d. h. der modernen Dichter, also nicht der Klassiker, tadelnd hervorhebt. Im Bau der Jamben zeigt sich auch insoweit eine Eigenart, als er sie bald ganz künstlich rein (4, 29), bald wieder in der üblichen Form durch Auflösungen und stellvertretende Hebungen baut (52). Die im sapphischen Metron abgefaßten Gedichte (11, 51) zeigen zwar nicht mehr die Freiheiten der alten aeolischen Lyrik, aber immerhin noch einen Mangel an strenger klassizistischer Gesetzmäßigkeit.

Nimmt man hinzu, daß die Verse durch Partizipialkonstruktion und Nebensätze oft schwerfällig sind, so sieht man auch hier wieder jene freie Form, die wir schon oben zu erkennen meinten. Wie wenig Katull auf Gleichmäßigkeit achtete, zeigen am besten Gedichte wie 5 und 7, in denen Katull beidemal dasselbe Motiv (Küsse und Liebe zur Lesbia) behandelt, wie er ja gerne und naturgemäß dieselben Stoffe mehrfach besungen hat; aber während das erste Gedicht 5 ganz einfach ist, entbehrt das zweite Gedicht nicht gelehrter Bildung. Kurz und gut, wir irren nicht, wenn wir Katull zu jenen Dichtern rechnen, die wie



151. Frau mit Spindel. Schale aus Orvieto.
(Arch. Zeitung 1877. Zu Cat. 64.)



152. Dionysos und Ariadne. (Photo Alinari.)

Plautus und Lucilius, in ihrem natürlichen dichterischen Drange die Fesseln strenger Form keineswegs duldeten und denen eben gegenüber der geschlossenen die offene Form naturgemäßer war.

Die Geschichte des Katulltextes sowie die seiner Auffindung ist ein Teil Wissensgeschichte aus der Renaissancezeit und kann von einem Darsteller römischer Literatur nicht ganz übergangen werden.

Zunächst ist es bemerkenswert, daß unser Katulltext von dem der Alten abweicht. Mag auch ein Zitat bei Vergil (Katalepton III = Katull 29) vielleicht nur auf einem Gedächtnisfehler beruhen, so bieten doch andere Schriftsteller einen von unserem Texte verschiedenen u. zw. bisweilen sogar besseren Text, während andererseits Gellius VI 20, 6 von den verderbten Texten des Katull spricht. Man hat nun gemeint, daß etwa im 4. Jahrhundert n. Chr. in Verona eine Ausgabe gemacht wurde, die im 10. Jahrhundert aufgetaucht, im 14. Jahrhundert wieder erschienen sei und die Grundlage aller unserer vorhandenen Handschriften geworden sei.

Diese Ansicht bedarf einer Erklärung. Sicherlich war Katull im ganzen Altertum bekannt. Nicht nur Augustin im 4. Jahrhundert n. Chr., Corripus im 6. Jahrhundert in Afrika, Ausonius und Paulinus im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. in Gallien, sondern auch Isidorus im 7. Jahrhundert kennen den Dichter noch. Wir müssen annehmen, daß im Altertum eine mit Varianten versehene Ausgabe gemacht wurde, daß diese Ausgabe sich ferner auch irgendwie im Mittelalter in Ablegern erhalten hat. So ist das 62. Gedicht in einer Anthologie im 10. Jahrhundert verwertet worden. Sicher ist ferner, daß im Jahre 965 n. Chr. der Bischof von Verona Ratherius unter Selbstvorwürfen (Migne Patr. Lat. 136, 757) sich mit dem nach seiner Ansicht losen Gesellen sehr gerne beschäftigt hat. Andererseits muß dieser Kodex aus uns unbekannten Gründen zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert in Verona verschollen gewesen sein. Ihn hat erst in seine Vaterstadt Benevenuto de Campexanis de Vicencia zurückgebracht, wie wir aus einem am Ende einer berühmten Katullschrift erhaltenen Gedichte sehen. Diese Handschrift bildete dann nach mannigfachen Schicksalen die Grundlage für die Haupthandschriften, die wir noch haben u. zw. für den Codex Sangermanensis (G, jetzt in Paris), ferner für den Oxoniensis Bodleianus 30 (O). Diese zwei Handschriften ersetzen den verlorenen Veronenser Kodex (V) und bilden

die Grundlage aller Textkritik, während die anderen Handschriften nur gelegentlich heranzuziehen sind ja die jungen Handschriften aus der Humanistenzeit wertlos geworden sind.

Literatur:

Grundlegend die Ausgabe von Schwabe (1886). Text und der Kommentar von R. Ellis. Oxford 1889 2. Aufl. In unserer Zeit ist nebst vielen Einzelerklärungen und Abhandlungen durch den großen Kommentar von G. Friedrich (1908) und vor allem durch die die ganzen Forschungsresultate zusammenfassenden und erweiternden Bemerkungen im Kommentar von W. Kroll, Leipzig-Berlin 1923 das für den jetzigen Stand des Wissens Erreichbare zur Erklärung des Dichters und zur Wiederherstellung des Textes geleistet worden.

Katull stammte aus Oberitalien. Er schloß sich einer Reihe von gleichfalls poetisch gesinnten Männern an, die alle ihren Lehrmeister in dem Grammatiker und Dichter C. Valerius Cato fanden. Der wurde in diesem Kreise als „Grammatiker und lateinische Sirene verehrt, als Mann, der allein es verstand, Dichter auszuwählen und zu machen". (Morel S. 80.) Von ihm wissen wir, daß er seine Geliebte Lydia besungen hat (Suetonius *De grammaticis* 11) und ferner ein Gedicht Diana oder Dictynna (= Netz) geschrieben hat. Nach ansprechender Vermutung, die bereits auf den großen französischen Philologen Scaliger (1573) zurückgeht, ist das im Nachlaß des Vergil erhaltene Gedicht Lydia ein Werk dieses Dichters und zerfällt, wie bereits F. Jacobs 1792 gesehen hat, in zwei Gedichte, *Dirae* und *Lydia*. Im ersten Gedicht muß der Dichter seine Geliebte und seinen Aufenthaltsort verlassen und wünscht alles Böse, im zweiten vergeht er in Sehnsucht.

Zu demselben Kreise gehörten noch *C. Licinius Calvus*, der Dichter und Redner war (*Cicero Brutus* 280 *Ad Quintum fratrem* II 41). Sein Herz hing an einer Quintilla (Katull 96). Wir selbst haben Fragmente von mannigfachen Gedichten u. zw. bezeichnenderweise wieder von Hochzeitsgedichten, von einer epischen Dichtung (9ff.) und von Epigrammen, ferner von Dichtungen leichter spielerischer Art.

Zu nennen ist ferner C. Helvius Cinna. Nebst leichten Gedichten und Epigrammen gab es von ihm ein Gedicht Zmyrna, d. i. jenes Mädchen, das mit dem eigenen Vater den Adonis zeugte. Dieses Gedicht war wieder ganz in alexandrinischer Weise ein schweres Kunstwerk, der Dichter hatte neun Jahre daran gearbeitet; es war für die Zeitgenossen schon so unverständlich, daß es kommentiert werden mußte. Dasselbe gilt für sein *Propempticon Pollionis*, das auf der mit Katull gemeinsam unternommenen bithynischen Reise 57/6 v. Chr. entstanden war. Auch seiner gedenkt Katull sowie des Dichters *Cornificius*.

Endlich gehört in diesen Kreis nebst einigen anderen, z. B. dem C. Memmius selbst und einem gewissen Ticidas, M. Furius Bibaculus, der es nicht nur verstand, seinen Lehrer Kato in anschaulicher Weise zu schildern, sondern auch scharfe Schmähgedichte politischen Inhaltes zu schreiben. Von ihm sind auch Reste eines Gedichts *Annales* erhalten.

Alle diese Dichter haben für uns nur deshalb eine Bedeutung, weil sie klar zeigen, daß Katull nicht eine Einzelerscheinung ist, weil sie zweitens eine strenge, von Cicero als neu getadelte Richtung einschlagen (vergl. außer der angeführten Stelle S. 219 noch *Disp. Tusc.* III 19, 45). Sie sind Literaten im engeren Sinne gewesen.

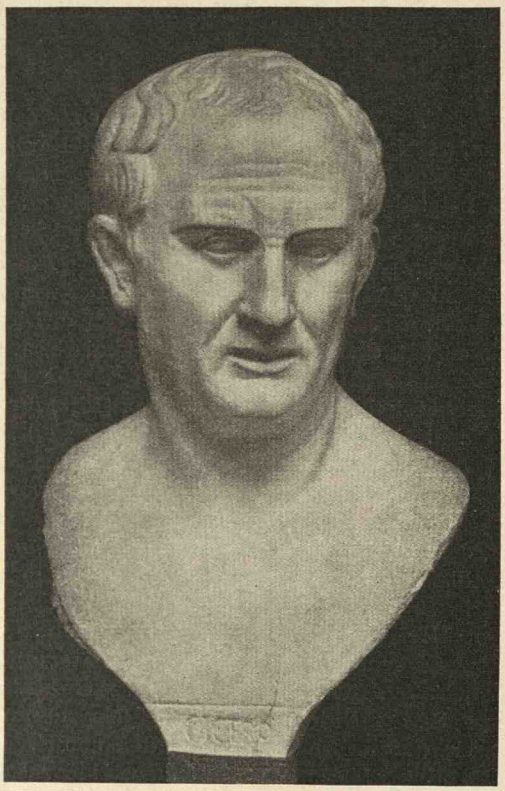
Literatur:

W. Morel, Fragmenta poetarum Latinorum epicorum et lyricorum praeter Ennium et Lucilium. Teubner 1927.

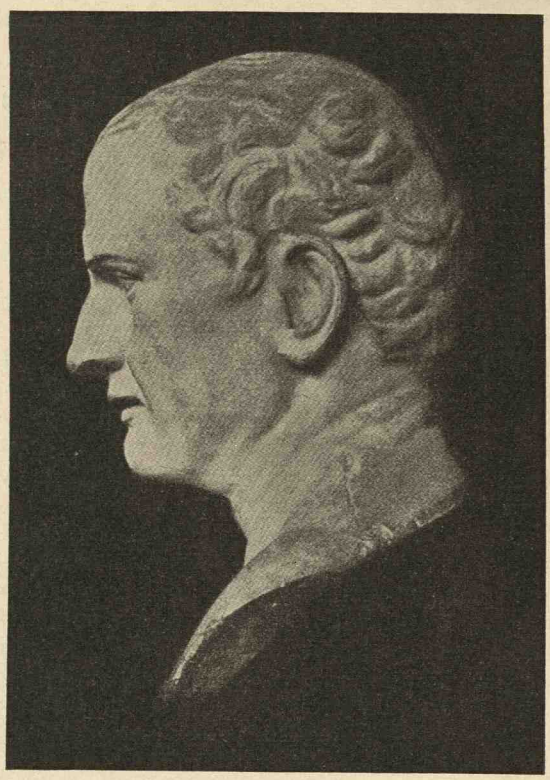
Über ein gefälschtes Katullkodexfragment berichtet B. L. Ullman, Gnomon V (1929), 414f.

MARCUS TULLIUS CICERO (106—43 v. Chr.)

In den Jahren 1834 bis 1844 erschien von dem damaligen Königsberger Professor K. W. Drumann das Werk „Geschichte Roms in seinem Übergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung". Hier waren in den Bänden V und VI Ciceros Leben, politische Wirksamkeit und Schriften auf Grund des reichen Quellenmateriales eingehend behandelt worden. Als Quellenmaterial standen und stehen ja zur Verfügung: Die erhaltenen Schriften Ciceros (in der Handausgabe von Baiter-Kayser z. B. 11 Bände umfassend), ferner die Kommentare zu Ciceros Reden (jetzt am besten zugänglich in der Ausgabe von Th. Stangl), die zahlreichen Äußerungen zeitgenössischer und späterer Autoren, besonders auch die Biographien Plutarchs über Cicero selbst und seine Zeitgenossen. Drumann hat in dem genannten Werke Cicero in doppelter Weise behandelt, nach der chronologischen und nach der sachlichen Seite. Sein Ergebnis war,



153. Cicero. Büste in London. (Nach Hekler.)



154. Cicero. Seitenansicht

daß er Ciceros Wirken innerhalb der römischen Politik als vollkommen verderblich erkannte, ihn ferner auch moralisch nach jeder Richtung verdammte. Wohl gestützt auf die bei Drumann vorliegenden, reichlich ausgebreiteten Quellenstellen und nicht unbeeinflußt von der Auffassung Drumanns hat dann der jugendliche Theodor Mommsen in seiner noch jetzt lebendigen und wirkungsvollen römischen Geschichte, III. Bd., gleichfalls den Politiker, den Redner und Schriftsteller Cicero gebrandmarkt und ein von ihm mit glühendem Haß gezeichnetes Bild entworfen. Mommsen hat gegenüber Drumann, der den Einfluß der einzelnen Adelsfamilien auf die Geschichte Roms betonte, in großzügiger Weise die römische Geschichte der Republik so dargestellt, daß sie in der auf demokratischer Grundlage ruhenden Diktatur Caesars ihre naturnotwendige Krönung gefunden habe. Wie sehr auch Mommsen zugestanden werden mag, daß Caesar, in letzter Linie in seinen Handlungen von wahrem Idealismus und wahrem Staatsinteresse geleitet, politische Maßnahmen getroffen hat, so hat andererseits das bereits erwähnte Werk von F. Münzer (S. 48) neuerdings wieder den festen Nachweis geliefert, daß das Ringen der einzelnen Adelsfamilien für das Schicksal des Imperium Romanum den Ausschlag gegeben hat.

Das Verdammungsurteil Theodor Mommsens, in dem man mit vollem Recht den genialen Forscher und Organisator der römischen Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts ehrfurchtsvoll verehrt, hat natürlich Widerspruch gefunden. Aber indem man von allgemeinen Erwägungen aus, besonders nach der moralischen Seite hin (Aly, Berlin 1891, Boissier: Cicéron et ses amis), gegen Mommsen Stellung nahm, verhallte jegliche Verteidigung gegenüber der glanzvollen und in gar weiten Kreisen verbreiteten Darstellung Theodor Mommsens. So kann es nicht Wunder nehmen, daß sogar noch der letzte Bearbeiter der römischen Literatur in großem Umfange M. Schanz (1, 2^3, 397) erklären konnte: „Heutzutage, wo der Kultus der lateinischen Rede gegenüber den entwickelten Nationalliteraturen in den Hintergrund getreten ist, muß Cicero als eine gefallene Größe angesehen werden." Und doch ist in Wirklichkeit ein gewaltiger Umschwung in der Beurteilung Ciceros eingetreten. Die durch Mommsen selbst angeregte, sorgfältige

Einzelforschung hat diese Umwertung herbeigeführt und es muß als ein Zeichen der in den letzten Dezennien geleisteten Arbeit auf dem Gebiete der Altertumswissenschaften anerkannt werden, daß infolge der verfeinerten Methoden der Literarhistoriker jetzt anders, nicht nur über Cicero, urteilen kann, sondern auch muß. Das ist auch vom Standpunkt des Humanismus und der Einschätzung des humanistischen Studiums von besonderem Werte. In diesem Zusammenhang sei auf das Buch von Th. Zielinski, „Cicero im Wandel der Jahrhunderte", hingewiesen.

Nachdem schon R. Heinze (Ciceros politische Anfänge, Leipzig 1909) für die öffentliche Tätigkeit Ciceros eine einheitliche Linie gesucht hat, hat der Berliner Historiker Eduard Meyer in seinem Buche: „Des Pompejus Prinzipat und Caesars Diktatur" (Berlin 1923) auf Grund neuer eingehender Quellenstudien vielfach in großen Zügen zeigen können, wie sehr Cicero in dem Ringen zwischen Pompeius und Caesar ein politischer Mittler von höchst einschneidender Bedeutung gewesen ist. Wir haben ferner das Wesen der antiken Redekunst (S. 174) viel besser und gründlicher kennen gelernt und verstehen heute, von Mommsen noch gerügte Eigenarten des Redners Cicero richtig einzuschätzen. Die Staatsschriften Ciceros sind gerade in den letzten Jahren (S. 178) ihrem realpolitischen Werte nach gewürdigt worden. Ciceros philosophische Schriften finden (S. 171) nach Form und Inhalt immer mehr Schätzung und man ist sich darüber einig, daß er keineswegs bloß leicht hingeworfene „Abschriften" der Griechen bietet, sondern in beiden Arten der Schriften die nationalrömische Note in wirksamer Weise zur Geltung bringt. Der hohe Wert seiner Bücher vom Redner (S. 177f.) ist erkannt worden. Endlich ist aus den Briefen heraus eine der modernen Psychologie entsprungene, richtigere Darstellung gefunden worden (O. Plasberg, Leipzig 1926).

Es kann heute eine Darstellung der römischen Literatur, gestützt auf die sorgfältige Vorarbeit der letzten Dezennien, zu einem reineren und geläuterteren Urteil über Cicero kommen als früher und behaupten, daß gerade dieser Mann nicht nur in der antiken Literatur, sondern auch in der Zeit der Wiedererweckung antiker Studien, im Zeitalter der Renaissance, ferner in der Zeit des Neuhumanismus, im 18. Jahrhundert, mit Recht die größte Bedeutung gehabt hat, endlich auch in unserer Zeit Interesse erwecken muß. Es wird sich zeigen, daß Cicero, um von seiner politischen Stellung hier abzusehen, als Schriftsteller einerseits das römische Schrifttum in der mannigfachsten Weise befruchtet hat, andererseits als schriftstellerische Persönlichkeit selbst eine ganz besondere Marke trägt. Die durch zwei Jahrhunderte dauernde Auseinandersetzung mit der griechischen Kultur (S. 49ff.) findet in ihm ihren literarischen Abschluß; er vermochte das Griechentum so in sich aufzunehmen, daß er weder nach Gesinnung noch nach Stil die national-römische Seite verleugnen mußte und verkennen ließ. Er ist dem Geiste nach durch die Forschung der letzten Jahrzehnte deutlich als der typische Vertreter der zu einer Einheit verschmolzenen griechisch-römischen Weltkultur erkannt worden, die ihren Siegeszug durch die romanischen und germanischen Kulturen genommen hat, der Form nach aber als der feinste und bedeutendste Meister der lateinischen Prosa, deren Kunst und Eigenart der Literarhistoriker jetzt richtig würdigen kann.

Die Darstellung des Lebens Ciceros gehört der politischen Geschichte an. Hier seien nur kurz die Hauptdaten erwähnt. Als Sohn eines reichen, angesehenen römischen Ritters ist er am 3. Januar 106 v. Chr. zu Arpinum geboren und hat mit seinem etwas jüngeren Bruder Quintus in Rom die übliche rhetorische, juristische und philosophische Ausbildung genossen, um sich für den Staatsdienst und für das öffentliche Leben vorzubereiten. In den Jahren 79—77 vollendete er durch einen Aufenthalt in Athen, Asien und Rhodos seine Bildung. Im Jahre 75 war er Quaestor im westlichen Sizilien, 69 kurulischer Aedil, 66 Prätor, 63 Konsul. In diesem Jahre kämpfte er sowohl gegen die revolutionären, von Caesar inspirierten Agrargesetze des Rullus, wie gegen Katilina. So kam es, daß er als Opfer seiner politischen Tätigkeit durch die Umtriebe des Volkstribunen Clodius vom April 58 bis August 57 in Thessalonike als Verbannter lebte. In den Jahren 51—50 war er Statthalter (Prokonsul) von Kilikien, wo er sich auch militärisch betätigte. Während des Bürgerkrieges begegnen wir ihm zunächst auf Seite des Pompeius, bis er nach dessen Niederlage in Brundisium von Caesar in Gnaden aufgenommen wurde. Nach Caesars Tod kämpfte er mutig gegen die überhebliche Herrschaft des Konsuls Mark Anton, der sich als Vollstrecker der Maßnahmen des großen Caesar in einer grenzenlosen Willkürherrschaft gefiel. Dieser Kampf kostete Cicero das Leben, denn als Oktavian

mit Mark Anton und M. Aemilius Lepidus den Triumvirat schloß, wurde der Tod Ciceros beschlossen; er fiel am 7. Dezember 53 durch den Schwertstreich eines Zenturionen. — Cicero ist nicht aus einer adeligen Familie zur höchsten Würde im Staate emporgestiegen und zu einem politischen Machtfaktor geworden. Darunter hatte er zeitlebens zu leiden. Dabei ist nicht genügend beachtet worden, daß er, der aus dem Ritterstande stammende und mit dem Bankier T. Atticus stets innig befreundete Mann, in seiner politischen Tätigkeit immer wieder durch die Rücksichten auf den Ritterstand gebunden war, der eben die Geldaristokratie verkörperte. Man erkennt Ciceros Stellung deutlich, wenn er z. B. in der Rede über den Oberbefehl des Cn. Pompejus (Kap. 2) darauf hinweist, daß die römischen Ritter dringend Abhilfe der Vorgänge in Asien verlangen. Auch der so oft getadelte Übergang von der Politik des Pompeius zu der Caesars im Jahre 56 wird so erklärlich. Aus der Rede *De provinciis consularibus* wird deutlich, daß auch hier Cicero sich von den Rücksichten auf den Ritterstand hat leiten lassen. Die Ritter standen damals auf Seite Caesars, Caesar selbst bewegte sich auf einer Bahn, die Cicero sympathisch sein mußte. Er hatte sich von der schrankenlosen Demokratie getrennt und war durch die Eroberung von Gallien daran, das römische Imperium machtvoll zu erweitern. Er ging damit einen Weg, den schon die Politik der Scipionen gewiesen, ein politisches Ideal, dem auch Cicero nahestand.

Verheiratet war Cicero mit einer reichen, ehrgeizigen, vornehmen Dame, Terentia; doch schied er die Ehe nach 30jähriger Dauer. Der Ehe entstammten zwei Kinder, ein Sohn Quintus und die heiß geliebte, jung verstorbene Tochter Tullia. — Cicero selbst hatte es durch seine advokatorische Tätigkeit, abgesehen von dem ererbten Vermögen, zu Reichtum gebracht und besaß außer einem Haus in Rom mancherlei Villen und Landgüter, auf deren Ausschmückung er nach der Art der römischen Großen seiner Zeit viel Sorgfalt verwendete (O. E. Schmidt, Ilbergs Jahrbücher III [1899] 328; 466 u. a.).

Es ist behauptet worden, daß Cicero nur in den Zeiten politischer Muße schriftstellerisch tätig war, sonst als politischer Redner sich betätigte. Angenommen, dies wäre richtig, so würde Cicero hier den Weg gegangen sein, den, wie wir bereits gesehen haben, die Römer überhaupt einschlugen. Betrachtet man aber das umfangreiche Schrifttum Ciceros genau, so sieht man, daß auch hier noch nicht die volle Einsicht gewonnen worden ist.

Cicero ist Politiker gewesen und hat stets auf Auctoritas und Dignitas so sehr Wert gelegt, daß er selbst erklärte, man dürfe nicht allzulange dem Volke ferne leben. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die zwei mächtigsten Männer im Staate, Pompeius und Caesar, sich dessen bewußt waren, daß Cicero ein Mann war, mit dem sie rechnen mußten, und um dessen Gunst sie auch zeitweise warben.

A) DER REDNER

Wer in Rom in die Politik wirklich eingreifen wollte, mußte, wie schon gezeigt worden ist, durch seine Tätigkeit auf dem Forum und durch die des Anwaltes die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich lenken. Cicero ist so zum größten Redner der Römer geworden. Er hat aber auch durch die Veröffentlichung von Reden auf das Volk gewirkt. Diesem Umstand verdanken wir es, daß wir eine große Menge von Reden Ciceros zum Teil ganz erhalten haben (58), zum Teil Fragmente von Reden besitzen (17), endlich noch 30 Titel von Reden kennen. Die Reden reichen von dem Jahre 81 v. Chr. bis in sein Todesjahr. Auch heutzutage sorgt der Politiker nicht nur dafür, daß seine Reden etwa allein durch Zeitungen bekannt werden, sondern er formt sie bisweilen zu Flugschriften. Dieses gilt für Rom im allgemeinen, für Cicero im besonderen, die Veröffentlichung der Reden überhaupt aber ist in Athen entstanden. Wie aber der Redner der Gegenwart, wenn er seine Rede, sei es auf Grund des Aktenmaterials, sei es auf Grund einer Debatte, frei gehalten hat, ihr dann doch vor der Veröffentlichung eine weitere stilistische Feilung gibt, so dürfen wir ja nicht glauben, daß Ciceros Reden einfach wörtliche Wiedergaben seiner Reden sind, sondern sie sind literarische Erzeugnisse und so zu werten. Dies verpflichtet auch den Literarhistoriker, von ihnen zu sprechen.

155. Münze des M. Anton. (*ΑΝΤΩΝΙΟΣ ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡ ΤΡΙΤΟΝ ΤΡΙΩΝ ΑΝΔΡΩΝ.*)

Wir können noch sehen, wie Cicero im Senate aus dem Stegreif in der Debatte spricht (*Ad Attic.* I 16, 9ff.). Wir wissen ferner, daß hier und da eine Rede wider seinen Willen in die große Öffentlichkeit drang, z. B. die gegen Clodius und Curio (*Ad Attic.* III 15, 3), oder eine seiner Reden, ohne daß er es wußte, wie die für Milo, nachgeschrieben und ohne Feilung veröffentlicht wurde; davon verschieden ist die erhaltene, fein ausgearbeitete Rede für Milo. Bekannt ist ferner, daß er mehrere Reden vereinigt und so veröffentlicht hat, z. B. im Jahre 60 eine Reihe von Reden, die er im Jahre 63 als Konsul gehalten hat, darunter die zwei Reden gegen das Ackergesetz des Servilius Rullus, ferner die gegen Katilina. Auch die Reden gegen Antonius sind in einem Corpus vereinigt gewesen (*Ad Brut.* II 4, 2; *Plut. Cic.* 24, 5). Hier hat eingehende Untersuchung gezeigt, daß wir in den vierzehn Reden gegen Mark Anton nicht alle Reden besitzen, die er gegen den Konsul des Jahres 44 gehalten hat. Die Veröffentlichung als politische Streitschriften erklärt es ferner, daß Cicero eine der wichtigsten dieser Reden, die sogenannte zweite philippische Rede, gar nie gehalten hat, sondern eben seinen Standpunkt nur publizistisch zum Ausdruck brachte. Auch von den Reden gegen den sizilischen Statthalter Verres, im Jahre 70 angeklagt wegen Erpressung, ist nur die gehalten worden, in der Cicero dafür eintrat, daß er den Prozeß im Namen der Sikuler gegen den Statthalter führen dürfe (*Divinatio in Caecilium Nigrum*), ferner die erste Rede. Das reiche Material, das Cicero gegen den Statthalter gesammelt hat und das uns in weiteren fünf Büchern vorliegt, ist nur als literarische Arbeit zu werten, darunter auch das berühmte Buch *De Signis*, in dem Cicero die Gelegenheit wahrnimmt, der Kunstliebhaberei der damaligen Großen in reichem Maße durch die anschauliche Schilderung von Kunstwerken Rechnung zu tragen. Auch die vor Caesar gehaltenen Reden, in denen er für Parteigänger des Pompeius Caesars Milde erstrebte, wurden vereinigt und so veröffentlicht (*Pro Marcello, Pro Ligario, Pro rege Deiotaro*). Die nachträglichen Veröffentlichungen erklären ohne weiteres Umarbeitungen der Reden, wie sie sicher für die Reden gegen Verres, Katilina, Vatinius und für Milo erwiesen, ferner für einzelne Reden (*Pro Sexto Roscio, Pro Cluentio, Pro Murena, Pro Sestio, Pro Plancio*) vermutet wurden. Eine vollständige Ausgabe der Reden hat erst Ciceros Vertrauter und Freigelassener Tiro (*Gellius* I 7, 1) vorgenommen, dabei gewiß auch manche Rede aus dem Nachlaß publiziert, darunter befand sich vielleicht auch die Rede *Pro Caelio*.

Die von Tiro veranstaltete Ausgabe scheint aber nicht die einzige gewesen zu sein oder bald durch Fehler wieder entstellt worden zu sein; sonst wäre es nicht erklärlich, daß im zweiten Jahrhundert n. Chr. zur Rede *Pro lege Agraria II* nach der Subscriptio in den Handschriften der Grammatiker Statilius Maximus alte Ausgaben benützt zu haben behauptet. Diese Notiz ist nur verständlich, wenn der Text wirklich seit der ciceronianischen Zeit eine Entwicklung genommen hat. Für die Textesherstellung ist es wichtig, daß gerade in neuerer Zeit ein tieferer Einblick in die Textgeschichte gewonnen und auch bisher nicht benutzte Handschriftenschätze gehoben wurden. Während des Mittelalters waren nicht alle die Reden, die wir heute vollständig kennen, bekannt. Poggio hat, wie vor allen Sabbadini gezeigt hat, während des Konzils zu Konstanz auf seinen vier Reisen im Jahre 1414 als Gesandter des Papstes Johann XXIII. in dem burgundischen Kloster Cluni durch Vermittlung gelehrter Humanisten eine überaus wertvolle Handschrift erhalten, in der auch die zwei berühmten, bis dahin unbekannten Reden für Sextus Roscius und Murena standen. Der Kodex ist verloren; ein *Cluniacensis* wurde erst durch den Engländer Clark wieder gefunden. Man nimmt an, daß die Lesungen des *Codex Cluniacensis* in ihrer Güte bis auf Tiro zurückgehen, daß dagegen andere Handschriften wie der *Erfurtensis* und der *Tegernseensis* die schlechtere Überlieferung zeigen, andere Handschriften eine Mittelstellung einnehmen.

Man pflegt in literarischen Darstellungen vier Perioden der ciceronianischen Beredsamkeit zu unterscheiden. Die erste vom Jahre 81 bis zur Prätur, die zweite vom Jahre 66 bis zur Verbannung, vom Jahre 57 bis zum Jahre 52 die dritte und vom Jahre 46 die vierte. Inwieweit eine solche Einteilung mit dem Lebensgange Ciceros und seiner Politik etwas zu tun hat, soll hier nicht entschieden werden. Vom Standpunkt literaturgeschichtlicher Betrachtung hat sie nicht so großen Wert, denn für diese ist es ertragreicher zu zeigen, welchen Arten rednerischen Stiles die einzelnen Reden angehören, ferner ob sich sowohl nach der sprachlichen wie nach der stilistischen Seite irgendwie bei Cicero eine Entwicklung aufweisen läßt, endlich, welches in

großen Zügen die Wesenseigentümlichkeiten der ciceronianischen Beredsamkeit sind.

156. Münze mit dem Kopfe des Sulla. (Prägung des Münzmeisters Q. Pompeius Rufus 59 v. Chr.)

Cicero ist zunächst in einem Privatprozeß für P. Quinctius aufgetreten, dann aber hat er sofort im Jahre 81, also 25 Jahre alt, durch die Rede für Sextus Roscius in die große Politik eingegriffen; denn er scheute sich nicht, gegen die Machtherrschaft Sullas und ihre Nutznießer loszuziehen. So wie in dieser Rede hat er fast stets seinen Reden einen großen historischen Hintergrund zu geben gewußt. Seine reiche und gründliche Kenntnis der römischen Geschichte, ferner das Bewußtsein, ein Bürger der mächtigen Roma zu sein, hat ihn hierin unterstützt. Die großartige Vergangenheit Roms, sein geradezu bewunderungswürdiger Aufstieg, endlich die durch die Tradition übermittelte Größe und das Verdienst einzelner Männer boten immer wieder den Stoff für die zahlreichen historischen Beispiele. Doch nicht nur geschichtliche Bildung zeigt sich in den Reden, sondern es ist nicht zu verkennen, daß Cicero entsprechend der schon gekennzeichneten Richtung in der Rhetorik es immer darauf angelegt hat, von dem Einzelfall in das Allgemeine überzugehen. Es werden die Thesen (vgl. S. 177) bei Cicero mehr als bei den griechischen Rednern in den Vordergrund gestellt. Cicero bekundet auch seine stark philosophische Bildung. Schon in der Rede *Pro Roscio Amerino* § 66 wird die Philosophie berührt, und das geht dann so weiter mit allmählichem Aufstieg, bis Cicero in den späteren Reden, von der Rede *Pro Plancio* angefangen, sogar philosophische Begriffe und Sätze erörtert, wie in den Reden *Pro Scauro, Pro Rabirio Postumo, Pro Milone, Pro Marcello, Pro Deiotaro.*

Sehen wir hier in Bezug auf den Gehalt eine Entwicklung und zwar in aufsteigender Linie, so hat man, was die Gestalt anlangt, deutlich eine Entwicklung, nicht nur aus Ciceros Zeugnis selbst (*Brut.* 316), sondern auch durch genaue Untersuchung gefunden. Es hat Landgraf die barocken Elemente in den ersten zwei Reden Ciceros stark hervorgehoben. Er und andere haben dann gezeigt, wie Cicero sich von dieser Redeweise durch einen Aufenthalt in Griechenland befreite, freilich müssen wir hier doch noch einige Einschränkungen machen. Man spricht in Literaturgeschichten, entsprechend der von Cicero selbst angewendeten Ausdrucksweise, vom Gegensatz des Asianismus und Attizismus. Es ist schon klar geworden, daß wir hierin irgendwie den Gegensatz von offener und geschlossener Form zu erkennen haben. Doch wäre es ganz falsch zu glauben, daß Cicero vom Asianismus einfach zum Attizismus, also von der barocken Form zur klassizistischen übergegangen ist. Richtig ist vielmehr, daß Cicero im allgemeinen eine Hinneigung zur aufgeschlossenen Form hatte, daß er aber unter dem Einfluß seiner tiefen griechischen Bildung in der Formgebung seiner Reden sich allmählich Zügel anlegte und so einem gewissen Klassizismus zuneigte, ohne zu einem strengen Klassizisten oder gar zu einem bloßen Nachahmer irgendeiner schon geprägten Form zu werden. Der Übergang ist tatsächlich allmählich vor sich gegangen, so z. B. findet man in der Rede *Pro Tullio* eine Technik, die stark an die des M. Licinius Crassus erinnert (vgl. E. Norden und oben S. 181 f.). Man muß ferner bei solchen Erwägungen die genera dicendi unterscheiden, denen die einzelnen Reden oder Teile der Reden zuzuteilen sind. So gehören die Rede für Caecinna der schlichten Stilart, für Pompeius der mittleren, für Rabirius Postumus der erhabenen an, wie Cicero selbst bezeugt (*Orator* 102). Man wird ferner auch die Reden für Tullius und Balbus der schlichten, für Marcellus und Archias der mittleren, die erste Rede für Katilina vielleicht der erhabenen Stilart zuschreiben können. Je nach dem ganzen Charakter der Rede und der einzelnen Teile derselben lassen sich verschiedene Stileigentümlichkeiten aufweisen; dies hebt auch Cicero selbst hervor.

157. Blick auf Arpino. (Photo.)

Cicero hat jede für die Buchausgabe bestimmte Rede zum Kunstwerk gestaltet. Das beweist vor allem schon die Wortwahl. Er ist in den Reden von einer Sprachreinheit und Gewissenhaftigkeit in der Meidung seltener oder fremder Wörter wie in keiner der anderen Schriftgattungen. Das erklärt sich daraus, daß alle anderen Schriften irgendwie Dialogform haben, also eine gewisse Ungezwungenheit des Gespräches wiedergeben sollen. In den Briefen kann sich Cicero aber vollends gehen lassen, denn sie sind ja nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen. So kommt es, daß in allen Reden nur dreimal griechische Wörter vorkommen, bezeichnenderweise in den Verrinen, 69 mal in den rhetorischen Schriften, 150 mal in den philosophischen Schriften, eine ganze Fülle in den Briefen (Laurand). Vulgärformen finden sich in den Reden überhaupt nicht. Das Wort *haud* kommt in den Reden nur selten vor. Das ist eine Sprachreinheit, die an die Caesars erinnert; dieser verwendet *haud* einmal. Bei Plautus wird es neben *non* ohne weiteres gebraucht. Bei Sallust überwiegt es sogar. Auch in der Syntax sind die Reden viel strenger als die übrigen Schriften (Lebreton). Andererseits sind alle ciceronianischen Reden dadurch charakterisiert, daß in ihnen zweigliedriger Ausdruck (oratio bimembris), Alliterationen, Anapher, Paronomasie, Hyperbaton, Wortwitze und Asyndeta vorkommen. Hier sind echt italische Elemente der Rede unverkennbar. Doch gebraucht sie Cicero nicht in allen Reden gleichmäßig. Einen übermäßigen Gebrauch macht er in den ersten zwei Reden. Hier ist er noch der von direktem griechischen Einfluß unberührte Italiker, der seinem unmittelbaren Rivalen, dem Redner Quintus Hortensius Hortalus (vgl. S. 217), gleichzukommen sucht. Ein besonderes Kennzeichen der ciceronianischen Reden ist ihre rhythmische Gestaltung. Sie geschieht gewiß im einzelnen Falle unbewußt, aber, wie die rhetorischen Schriften zeigen, war Cicero sich wohl bewußt, seine Rede rhythmisch zu formen. Im großen und ganzen decken sich seine theoretischen Vorschriften mit der von ihm geübten Praxis. Er verwendet vor allem am Satzschluß ganz bestimmte rhythmische Formen; sie sind geordnet nach der Häufigkeit des Vorkommens (Zielinski): 1. Kretikus und Trochäus (-⏑- -⏑), 2. Dikretikus (-⏑- -⏑-), 3. Kretikus und Ditrochäus (-⏑- -⏑-⏑). Dabei sind stellvertretende Längen für die Kürzen und Auflösung der Längen in Kürzen gestattet. Endlich kommt auch noch die Formel -⏑ -⏑- (Hypodochmius) häufig vor. In seinen theoretischen Bemerkungen warnt Cicero vor einem Satzschluß wie *esse videtur* (-⏑-⏑-⏑) und verlangt dafür *esse videatur*, d. h. er findet es nach griechischer Theorie nicht richtig, daß der Satzschluß dem Hexameterschluß entspreche, wie er überhaupt ausdrücklich betont, daß die Rede zwar rhythmisch gestaltet werden müsse, aber nicht zu Versen ausarten dürfe. Tatsächlich findet sich in den gesamten Reden ein einziger Satz, der einem Senar entspricht. (*In Cat.* I 1.) Die sogenannte Clausula heroica freilich (-⏑⏑ -⏑) kommt in den Reden vor, aber es sind fast durchaus Stellen, die der schlichten Stilart angehören. Die rhythmische Formung erstreckt sich nicht nur auf den Satzschluß. Bei Cicero tritt das Kolon in seiner ganzen Bedeutung deutlich vor Augen. Es zeigt sich, daß vielfach diese Kola nicht nur gleichartig gebaut sind, sondern bedeutende Worte an den Schluß des Kolons treten, endlich aber auch der Kolonschluß meist rhythmische Gestaltung hat. Cicero hat natürlich nicht als erster Italiker sich der rhythmischen Klauseln bedient; er hat vielmehr mit den Klauseln ähnlich wie Ennius mit seinen sprachlichen Mitteln Griechisches nicht künstlich etwa auf das Lateinische übertragen, sondern die im Lateinischen schlummernden Kräfte bewußt geweckt. Es zeigt sich nämlich, daß er Klauseln, die wir bereits als echt italisch erkannt haben, gerne verwendet (den Ditrochäus). Er hat also die griechischen Lehren über die Klauseln mit der lateinischen, seit alter Zeit gebrauchten Übung glücklich verbunden und mit einer staunenswerten Sicherheit jene bevorzugt, die er

dem Lateinischen als angemessen gefunden hat. So erklärt es sich, daß seine Manier der Klauseln von der des Demosthenes und Isokrates abweicht, denn bei diesen nimmt die Form --- -- die dritte Stelle ein. Beachtet man, daß bei Cicero und den sogenannten Asianern die angeführte Form und der Ditrochäus vorherrschen, so müssen wir darin nicht allein Asianismus, sondern eben die ererbte Hinneigung zur offenen Form erkennen. Indem so Cicero die dem lateinischen Idiom am meisten entsprechenden Formen verwendet, ist er für die späteren Schriftsteller das Vorbild geworden. (Vgl. auch *Quint.* X 1, 105ff.)

Wie in jeder Rede, läßt sich infolge einer bestimmten antiken Theorie auch in Ciceros Reden eine Fünfgliederung, nämlich Einleitung (*Proœmium*), Darlegung des Sachverhaltes (*Narratio*), Beweisführung (*Argumentatio*), Widerlegung des Gegners (*Refutatio*) und Schluß (*Peroratio*) aufweisen. Cicero hat die einzelnen Teile der Rede nicht stets in gleicher Weise gestaltet. Man denke nur an den Anfang der ersten Rede gegen Katilina, die durch ihre lebhaften Fragen nach Form und Gehalt zur Invektive wird und vergleiche ihn mit dem getragenen Beginn der Pompeiana. Geradezu ein Meisterwerk Ciceros in der Darlegung des Sachverhaltes durch ihre Anschaulichkeit und Genauigkeit, dabei durch ihre Glut und Inbrunst, die an C. Gracchus erinnert, ist die Rede für Roscius aus Ameria. Wirklich pathetisch ist die Erzählung in der dritten Rede gegen Katilina. Im Bewußtsein des Erlebten, der vollbrachten Aufdeckung der Verschwörung, tritt der Redner vor das Volk und weiß nun in bildhafter Klarheit die einzelnen Vorgänge, die zur Aufdeckung und Überführung der vornehmen Herren geführt haben, vor das geistige Auge des Volkes zu bringen. Hier ist der Stil bewegt, die Verba treten mit Vorliebe an die Spitze, die Namen sind an Stellen gesetzt, wo sie auch rhythmisch eine Wirkung erzielen. Höchste Spannung wird so erreicht und ausgelöst.

Die Gliederung einer ciceronianischen Rede ist oft auf den ersten Anhieb gar nicht zu erkennen, bald aber wieder, wie in der Rede für den Oberbefehl des Gn. Pompeius vom Redner absichtlich klar gelegt. Nach der feierlichen Einleitung gibt er eine ganz kurze Darlegung des Sachverhaltes. Hierauf folgt eine Inhaltsangabe der gesamten Rede und ihres Aufbaues. Bei jedem einzelnen Teil bietet der Redner eine Zusammenfassung und Überleitung. Es ist also in diesem Falle die Disposition der Rede streng durchgeführt, vom Redner immer wieder vorgebracht und dem Zuhörer bzw. Leser deutlich vor Augen geführt. So stellt diese Rede vielleicht die geschlossenste Form dar, in der Cicero je vor dem Volke gesprochen hat. Er begründet dies aber auch; in der Einleitung erklärt er in einer großen, feierlich angelegten Periode, welche Auszeichnung es für ihn bedeutet, als neu gewählter Praetor vor dem Volke sprechen zu dürfen. Ganz anders ist die erste Rede gegen Katilina gebaut. Gleich in den ersten Sätzen herrscht infolge der auf den Angegriffenen niederprasselnden Fragen bewundernswerteste Lebhaftigkeit. Anderseits kommt Feierlichkeit in die Rede, indem das Vaterland als sprechend eingeführt wird. So wie Sokrates in seinem wichtigsten Lebensabschnitt von Platon im Dialog Kriton dargestellt wird als Mann, zu dem die Gesetze selbst sprechen, so läßt Cicero in einem nach seiner Auffassung überaus gefährlichen Augenblick der Republik das Vaterland zu sich reden. Auch der Schluß der Rede ist feierlich, denn er schließt mit einem Gebet an den Juppiter Stator, in dessen Tempel die Senatssitzung stattgefunden hat. Wir sehen, wie Cicero es versteht, die freie und geschlossene Form harmonisch miteinander zu verbinden. Interessant ist es, daß Cicero sich in der zweiten vor dem Volke gehaltenen Rede inhaltlich und formell ganz anderer Mittel bedient. Die Rede ist so gehalten, daß sie auf die Masse wirken muß. Gleich im ersten Kapitel wird Katilina in witzigster Form als ein Ungetüm geschildert, das zu bekämpfen sei. Der Redner häuft die Ausdrücke, wie sie der bekannte Triumphschrei zeigt „*abiit, excessit, evasit, erupit*", eine Stelle, die wir im Deutschen kaum wiedergeben könnten, ohne ihre Kraft zu brechen. Im Verlauf der Rede gibt er eine die Instinkte der Masse aufreizende Verhöhnung der Anhänger des Katilina. Ebenso ist Cicero in der zweiten Rede gegen Mark Anton darauf bedacht, durch starken sprachlichen Ausdruck das Innere seiner Leser aufs stärkste aufzuwühlen. Inhaltlich scheut er nach antiker Advokatenpraxis vor keiner Verunglimpfung des Gegners zurück, formell bedient er sich aller auf die Sinne wirkenden Kunstmittel, deren die lateinische Sprache fähig ist, freilich im Verhältnis zu Plautus doch in gemäßigter Weise.

Selbstverständlich steht Cicero als Redner unter dem Banne einer doppelten Tradition, einerseits der römischen und griechischen Beispiele, anderseits der durch römische und grie-

chische Lehrer vermittelten Theorie. Aber zum größten Redner der Römer hat ihn gemacht, daß er trotz dieser Bindungen die Eigenart seines Wesens voll zum Ausdruck bringen konnte. Er hat in einem gesunden künstlerischen Wollen die bodenständigen italischen Elemente nie und nimmer verachtet, er hat damit die römische Beredsamkeit, überhaupt aber die römische Prosa davor bewahrt, daß sie — einzelne Modetorheiten seien jetzt nicht berücksichtigt — nur in eine starre Nachahmung fremder Formen überging. Er hat ferner die Bestrebungen des Asianismus und Attizismus in feinster Weise zum Ausgleich gebracht, er hat die zwei Pole, in denen sich jede Kunst bewegt, die des Barocks und der Klassik gleichmäßig in sich zu vereinigen gewußt. Er versteht es, die sprachlichen Mittel dem Gehalte entsprechend zu verwenden, er gestaltet feierliche Partien erhaben, einfache Inhalte zwar formvollendet, aber auch wieder schlicht. Er tut dies bewußt, wie sein eigenes Zeugnis uns lehrt. Durch rhythmische Gestaltung der Sätze, durch die Verwendung von Klangfiguren, durch die ebenmäßige Verteilung der Worte, kurz durch die Dynamik der Sprache wird eine musikalische Wirkung erzielt. Wer von den Römern eine ciceronianische Rede auf sich wirken ließ, wer die Gabe hat, sie noch heute so gut es eben geht, zu rezitieren, fühlt aus ihr ebenso die starke Persönlichkeit des Redners selbst, wie den echten Italiker, wie den fein gebildeten Humanisten, endlich aber auch den Mann, der eben seine innere Glut im allgemeinen zu bändigen weiß, um ihr nur in gewissen Augenblicken, dann aber mit echter Leidenschaft die Zügel schießen zu lassen.

So ist jede Rede Ciceros ein Kunstwerk. Das muß auch deshalb besonders betont werden, weil man vielfach gerade in unserer Zeit geneigt ist, die Reden gegenüber den in ihrer Art, wie sich gleich zeigen wird, ebenfalls ganz besonders schönen Büchern Über den Redner nicht genügend hoch einzuschätzen.

Wie sorgfältig und wie wohlüberlegt und nur der Afterkritik Anlaß zu hämischen Bemerkungen gebend der Stil Ciceros ist, soll doch noch an ganz wenigen einzelnen Beispielen dargestellt werden. Z. B. *Cat.* I, 13 *delebitur . . . stirps ac semen malorum omnium.* Das Bild ist aus der Pflanzenwelt geholt; *semen* (Same) und *stirps* (Setzling) zusammen erschöpfen erst die Möglichkeit jeglicher Fortpflanzung. Das Bild wird dann noch fortgesetzt . . . *furoris et audaciae maturitas . . . erupit.* Wie in *stirps ac semen* zwei Ausdrücke verwendet werden, so auch z. B. ebenda 25 . . . *aquilam illam argenteam . . . confido perniciosam ac funestam futuram;* hier steigert der zweite Ausdruck den ersten „Verderben, ja Tod wird, glaube ich, der Adler bringen." Wir sehen, daß der bei Cicero zum Stilprinzip erhobene Gebrauch zweier anscheinend Gleiches bedeutender Wörter doch bei genauerem Zusehen sich meistens nicht nur als rein stilistische Wiederholung desselben Begriffes erweist. Für den, der wirklich die Sprache mit Sorgfalt gestaltet, ist es bezeichnend, daß er ein angefangenes Bild oder einen angefangenen Vergleich festzuhalten weiß. Auch das läßt sich mit Leichtigkeit aus Cicero nachweisen, denn, wenn er die katilinarische Gefahr mit einer Krankheit vergleicht, so holt er (I, 31) seinen Vergleich dann auch von Fieberhitze her. Ist so schon gezeigt worden, daß manches von den sogenannten rhetorischen Figuren aus dem Inhalt quellende und daher berechtigte Kunst ist, so läßt sich dies auch von Stellen beweisen, in denen der Deutsche geneigt ist, tatsächlich bloße Rhetorik und nicht inneres Gefühl und wahre Anteilnahme anzuerkennen. Hier sei nur erinnert an die Figuren der Wiederholung. Sie stellen sich ein zum Teil aus Rücksicht auf das Gedächtnis der Zuhörer, zum Teil, um eine Sache, die den Redner innerlich gepackt hat, und auf die er allen Nachdruck legt, auch wirklich sprachlich zum Ausdruck zu bringen: Z. B. *Pro leg. Man.* 30: *testis est Italia, . . . testis est Sicilia, . . . testis est Africa, . . . testis est Gallia, . . . testis est Hispania, . . . testis est iterum atque saepius Italia . . .* Das sechsmal gesetzte *testis* und die stets gleichartige Satzkonstruktion bewirkt, daß im Gedächtnis der Hörer haften bleibt, daß Pompeius wirklich Zeugen seiner Tätigkeit anführen kann; im Augenblick des Zuhörens treten die einzelnen Länder als leibhaftige Gestalten vor die Seele des Hörers; so ist diese Anapher nicht unbegründet, sondern hat eine im Inhalt ruhende Berechtigung. Es ist übrigens beobachtet worden, daß Cicero die voll tönenden Perioden in den Einleitungen und am Schlusse der Reden verwendet. Im ersten Falle will er in der aufgeregten Volksversammlung durch die musikalische Wirkung seiner Rede offenbar die Aufmerksamkeit erregen, der emphatische Schluß bietet dem Red-

ner so wie dem Schauspieler einen guten Abgang. Hat Cicero einmal die Aufmerksamkeit der Hörer gewonnen, so pflegt er besonders in der Erzählung des Tatsachenbestandes ruhiger zu sprechen, die Beweisführung und die Widerlegung gerne künstlerischer, namentlich durch selbstgemachte Einwände auch lebhafter zu gestalten. Wir erkennen auch hier wieder den harmonischen Ausgleich. Wie stark freilich bei Cicero trotzdem das barocke Element ist, zeigen die Beurteilungen der Späteren, von denen nur hingewiesen sein soll auf ein bei Quintilian, dem Lobredner Ciceros, erhaltenes Zeugnis (*Inst. or.* XII, 12, 10): „Den Markus Tullius . . . wagten Leute anzugreifen, als sei er zu geschwollen (*tumidiorem*) und ein Asianer, überfließend, sich allzusehr wiederholend, in Witzen bisweilen frostig, in der Darstellung zerhackt, übertrieben und fast . . . weichlicher als es für einen Mann paßt." (Vgl. *Tac. Dial.* 18.)

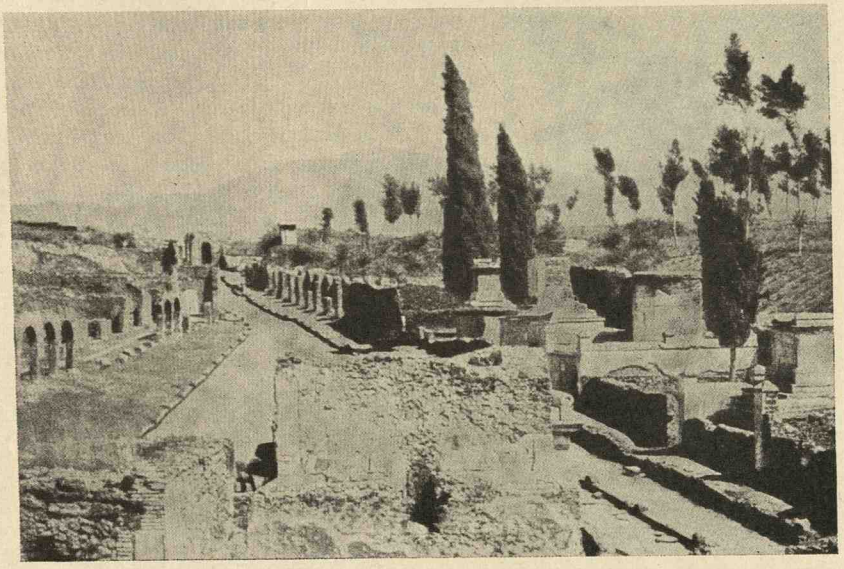
B) DER THEORETIKER DER REDEKUNST

Der bäuerliche, konservative Charakter der Römer zeigt sich darin, daß sie Formen aus dem alten kleinen Gemeinwesen zu einer Zeit festhielten, da Rom bereits die Herrin der Mittelmeerländer geworden war. Stolz, weil es die Ahnen getan, war Kato, daß er seinen Sohn unterrichtete. Auch Cicero hat sich um die Erziehung seiner Kinder gemüht. Die Römer wurden zu Staatsmännern und Rednern gebildet, indem sie sich anderen angesehenen Rednern anschlossen und durch ihr Beispiel lernten. Tacitus erzählt dies als einen Beweis der guten alten Sitte, die in der Republik geherrscht hat (*Dial.* 34). So hat auch Cicero immer junge Leute um sich gehabt, die an seinem Beispiele sich bildeten und im Bewußtsein vielleicht einem alten, unmodisch gewordenen Brauch nachzugehen, spricht er selbst an einer Stelle mit Entschuldigung davon. Er hat aber auch den Ertrag seiner Studien und Erfahrungen in theoretischen Schriften niedergelegt. Auch hier konnte er sich auf Vorgänger berufen.

Schon als junger Mann hat er das, was er in der Schule gelernt hatte, in einem rhetorischen Werke behandelt, freilich nicht das ganze Gebiet der Rhetorik untersucht, sondern nur eingehend die Lehre von der Auffindung des Stoffes. Es sind die *Libri rhetorici* oder *De inventione*, ein Werk, das er später selbst als ungenügend beiseite schob. Inwieweit das Buch innerhalb der Geschichte der Darstellung der römischen Rhetorik Wert hat, ist bereits gezeigt worden (vgl. S. 185ff.).

Im Jahre 55 v. Chr. hat Cicero das bedeutendste Werk über die Redekunst geschrieben, das wir in lateinischer Sprache erhalten haben. Es sind die drei Bücher *De Oratore*. Jedem Buch geht eine Einleitung an den Bruder Quintus voraus, das Werk selbst ist in Dialogform abgefaßt. Die Hauptredner sind Markus Krassus (vgl. S. 181) und Markus Antonius (S. 183). Daneben treten andere Personen und zwar im ersten Buch der Pontifex und Jurist Scaevola, im 2. Buch der Kimbernsieger Catulus und sein Halbbruder Caesar (vgl. S. 200) hinzu. Auch jüngere Leute werden eingeführt, so C. Cotta und P. Sulpicius. Das Gespräch ist verlegt auf das Jahr 91 v. Chr., Cicero will es von Teilnehmern gehört haben. Doch trotz dieser seit Platon geläufigen Art der Bezeugung wird es jedem Leser klar, daß Cicero eine eigene Schöpfung dem Leser vorgeführt hat. Platonisch ist es auch, daß der alte Scaevola nur im ersten Buche auftritt, genau so wie der greise Kephalos in der Republik des Platon. Eine Stelle in den Briefen an Attikus zeigt, daß Cicero dies wirklich in bewußter Nachahmung des Platon getan hat. Es ist ferner richtig beobachtet worden, daß die Sprecher durchwegs gegenüber der ungezwungenen Art, in der uns die Personen bei Platon entgegentreten, eine gewisse Feierlichkeit zur Schau tragen. Das ist aber eben die Weise der vornehmen Gesellschaft, die Cicero gut wiedergibt. Wichtig ist ferner, daß die Männer der Generation vor Cicero die Hauptredner sind und die jüngeren Anwesenden Ciceros Zeitgenossen. Es schwebt so über dem Ganzen ein gewisser Zauber der Vergangenheit und der Leser hat im Sinne des Autors immer das Gefühl, daß

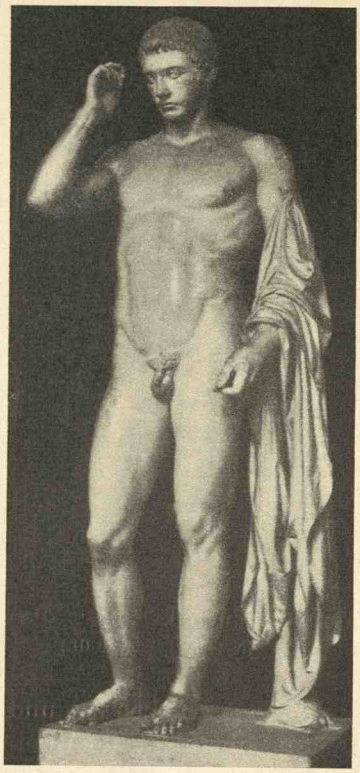
Cicero mit seinen Ansichten in einer Tradition wurzelt, sie aber gesund und richtig in neuere Form kleidet, keineswegs jedoch irgendwie revolutionierend wirken will, sondern nur einer schon im wesentlichen erkannten Wahrheit die Wege leitet. Es fehlt aber auch nicht an Komplimenten, die die Leute einander machen, ferner nicht an wiederholten Versicherungen des Krassus, daß er wohl das Ideal des Redners zeichne, es selbst aber nicht erreicht habe.



158. Gräberstraße vor dem Herkulaner Tor bei Pompeji. Rechts die Ruinen eines Portikus der Villa Ciceros (?). (Neue Jahrbücher III.)

Der Leser fühlt ferner, daß Cicero sich in seiner Kunst bereits über Krassus erhoben hat und er das von Krassus gezeichnete Ideal verwirkliche. Solche Darstellung beruht nicht auf Eitelkeit, die man dem Cicero nicht mehr wie jedem Römer zusprechen darf, sondern ist ein im Verhältnis zur Selbstgefälligkeit gleichzeitiger griechischer Rhetoren und Philosophen geradezu feiner Takt, die eigene Person in den Hintergrund zu schieben.

Im ersten Buch handelt es sich um die Frage, ob der Redner bloß auf Grund der natürlichen Anlage seine Wirkung und seine höchste Vollkommenheit erreiche, oder ob zu dieser natürlichen Anlage auch noch ein reicher Wissenstoff und vor allem philosophische Bildung hinzutreten müsse. Während sich Krassus auf die letzte Ansicht festlegt, vertritt die erste Mark Anton als Gegenredner mit allem Nachdruck. Dabei kommen auch die anderen Anwesenden zu Wort, aber getragen wird das Gespräch von Krassus und Antonius. Man ist gewohnt, diese Form des Dialogs, die sich im großen und ganzen von der bei Platon geübten unterscheidet, bei dem bekanntlich sehr oft die Redner in ganz kurzen Reden, gegenseitigen Fragen und Antworten, vorgeführt werden, den aristotelischen Dialog zu nennen und tut dies auch auf Grund der antiken Zeugnisse gewiß mit Recht, obgleich wir beim Fehlen aristotelischer Dialoge nicht die antiken Zeugnisse auf ihre Richtigkeit prüfen können. Man pflegt dann aber leider gegen die ausdrücklichen antiken Zeugnisse, die von der großen Kunst der aristotelischen Dialoge berichten, diesen Dialog als weniger interessant als den des Platon zu bezeichnen. Hierbei ist noch zu bedenken, daß schon Platon sehr oft den Sokrates z. B. lange ausführliche Reden halten läßt, ja daß dieser eigentlich in der überwiegenden Zahl der Dialoge der Träger des Gespräches ist. Aristoteles mag also hier nur einen Schritt über Platon hinaus getan haben, in dem ihm Cicero gefolgt ist, nicht etwa mit Unterschätzung des platonischen Dialoges oder in Überschätzung des aristotelischen, sondern weil im Verlaufe der Entwicklung eben die Form des aristotelischen Dialoges die übliche geworden war. Aber gerade in den Büchern *De Oratore* meistert er diese Form und gibt dem ganzen Gespräche Anmut und Frische, zwingt den Leser in den Bann seiner Darstellung, und wenn auch der Dialog die Streitpunkte nicht immer in pedantischer Weise klipp und klar in streng logischer Abfolge am Schlusse gegenüberstellt und formell zur Klärung bringt, so ist gerade dies ein Etwas, was an die schönsten Dialoge Platons erinnert. Gewiß war es nicht Unvermögen Ciceros, wenn er eine präzisierte Herausarbeitung der Frage vermied, sondern lieber eine gewisse Leichtigkeit, Anmut und Freiheit beibehielt. Wer ehrlich ist und den Dialog nur mit einiger Aufmerksamkeit liest, sieht klar, daß Cicero den Standpunkt des Krassus als den richtigen billigt: Der Redner wird, falls er philosophisch und



159. Porträtstatue eines Römers. Louvre. Arbeit attizistischer Art. (Nach Hekler.)

fachmännisch gebildet ist, falls er den weiten Umfang des Wissens beherrscht, besonders die Rechtskunde, die Geschichtsschreibung usw., dem Philosophen überlegen. Daß diese Vereinigung rhetorischer und philosophischer Bildung auf griechischem Boden gewachsen ist, ist bereits gezeigt worden. Ciceros Verdienst bleibt es aber, weit über den Vortrag eines griechischen Professors im Hörsaal diese Lehren ausgebaut zu haben durch die großen Erfahrungen des römischen Staatsmannes. Er hat ihnen auch erst Verbreitung und Geltung verschafft. Nur ein Mann, der wie Cicero selbst an der Leitung und an den Geschicken des Imperium Romanum beteiligt war, konnte ein derartiges Buch schreiben, das, wenn auch in seinem Quelleninhalt griechisch, so doch ganz und gar römisch ist. Dies gilt nicht nur für die eingeführten Personen, für die Zeit und den Ort des Gespräches (ein Landgut in Tusculum), sondern ebensogut für die immer wieder gewählten Beispiele aus der römischen Geschichte, aus der römischen Dichtung, aus der römischen Beredsamkeit, endlich für die Tendenz, die ein neues, für Rom besonders geeignetes Bildungsideal vertrat (S. 177). Die Einleitungen zu den Büchern zeigen zudem, daß die römische Farbe nicht etwa auf eine griechische Quelle bloß aufgemalt wurde, sondern daß das Werk von einem Manne geschrieben ist, der zwar durch und durch von den Theorien der Griechen erfüllt ist, aber diese Lehren bewußt romanisiert. Die im ersten Buche einander gegenübergestellten Meinungen werden nun in den Büchern II und III in einem am nächsten Tage gehaltenen Gespräche weiter ausgeführt; es ist überaus geschickt, wie Mark Anton im zweiten Buche die Lehre von der Auffindung des rednerischen Stoffes, von der Einteilung und dem Gedächtnis, anderseits Krassus im dritten Buch die vom rednerischen Schmuck und vom Vortrag behandelt. Daneben geht aber eine zweite Einteilung, die in Thesen und Hypothesen (vgl. 177), so daß wir deutlich sehen, wie auch hier die durch den Peripatos angeregten Lehren des Hermagoras hineinspielen. Eine Erörterung Caesars (II 217ff.) über den Witz gibt dem Inhalt des Werkes noch eine besondere Würze.

Die Hauptthese des Buches, mit der sich Cicero gleich in der Einleitung identifiziert, blieb von nun an für die Römer grundlegend. In Sprache und Stil zeigt das Werk alle Vorzüge ciceronianischer Darstellung. Wir sehen einen Meister der Sprache, wir fühlen aber auch hinter dem Werke einen Menschen, dem es mit der vorgebrachten Lehre heiliger Ernst ist. Wer das Werk gelesen hat, legt es nicht mit dem Bewußtsein weg, daß eine Frage unentschieden gelassen wurde, sondern daß aus künstlerischen Gründen im ersten Buche die beiden Gegensätze in der Auffassung der Redekunst oder richtiger über das Umfangsgebiet der Redekunst absichtlich scharf einander gegenübergestellt werden, daß dann im zweiten Buche ganz klar Mark Anton seinen scharfen Standpunkt mildert, Krassus im dritten Buche aber seine Meinung, wenn auch in der durch den Dialog gebotenen und den Umgangston der vornehmen Römer nachahmenden konzilianten Weise aufrecht hält. Das Buch ist durch und durch erfüllt von dem, was man Urbanitas zu nennen pflegt. So ist es denn auch im Stile nicht nach irgendeiner Richtung hin festgelegt, sondern Cicero zeigt gerade in diesem Werke in vollendeter Weise die Kunst, Stil und Sprache dem Stoffe in anmutigster Weise anzupassen.

160. Münze des M. Brutus.

Im Jahre 46 erschien der Dialog Brutus. Cicero gibt ein Gespräch wieder, das zwischen ihm, dem jungen Brutus und dem alten Freunde Attikus nach Ciceros Rückkehr aus Kilikien unmittelbar nach dem Tode des großen

Redners Hortensius stattgefunden hat. Nach einem Überblick über die Entwicklung der Beredsamkeit bei den Griechen und einer ausführlichen Geschichte der römischen Redekunst kommt Cicero wieder auf Hortensius zu sprechen, den er nun genau würdigt, und vergleicht am Schluß in einer ausführlichen Selbstdarstellung seine Kunst mit der des Hortensius. Solche Vergleiche gehörten ja der hellenistischen Literatur an, gewinnen aber in unserem Dialog an Wert, weil wir hier so eine Autobiographie des Redners besitzen. Cicero wollte eben mit dieser Darstellung seine Art der Beredsamkeit als die richtige erweisen. Das hatte einen doppelten Grund. Hortensius neigte, wie wir zeigten, ganz und gar der offenen Form zu, Cicero vertrat die Berechtigung einer Mittelstellung zwischen offener und geschlossener Form. Damit aber war er in eine Kampfstellung geraten zu einer Richtung, die sich in den 50er Jahren besonders unter jungen Leuten, zu denen auch Brutus gehörte, geltend gemacht hat. Diese verlangte strengste Nachahmung der Griechen und stellte Lysias als Vorbild auf, der nach der Ansicht der Theoretiker der Meister des *genus tenue*, der schlichten Rede, also einer Art strengen Klassizismus, war. Die starke Hervorhebung der Römer im Brutus war natürlich Absicht. Es sollte gezeigt werden, daß sie den Griechen nicht nachstehen.

Das chronologische Gerüst entlehnte Cicero dem kurz vorher erschienenen *liber annalis* des Attikus. Die Schrift ist in ihrer Darstellung ungleich, häufig „abgerissen und hart und in den Wendungen einförmig". Freilich, dort, wo der Schriftsteller größere Zusammenhänge erörtert, weiß er wieder die ihm eigene, uns schon vertraute Stilart zu schreiben. Wichtig ist es, daß Cicero als einen Hauptbeweis für die Richtigkeit seiner Ansichten die Rücksicht auf das Publikum anführt. Wir ersehen daraus, daß es berechtigt ist, wenn wir immer wieder behaupten, daß dem Italiker die streng klassizistische Form weniger naturgemäß war.

Ganz klar wendet sich Cicero gegen die Neuattiker in der Schrift *Orator*, auch an Markus Brutus gerichtet. In ihr zeigt er, daß der vollendete Redner nicht einer einzigen Stilart folgen könne, sondern je nach der Sachlage seine Rede von der einfachsten bis zur erhabensten gestalten müsse. Er zeigt auch, daß die Neuattiker darin fehlen, wenn sie einen bestimmten Autor als Richtschnur nehmen, daß die Kunst des Isokrates und Demosthenes höher zu werten sei als die des Lysias oder gar die des Thukydides, der ja überhaupt als Geschichtsschreiber für den Redner nicht in erster Linie Vorbild sein könne.

Die Schrift beginnt mit einem Brief an Brutus, in dem Cicero erklärt, seinem Wunsche gemäß über das Wesen der Redekunst zu schreiben. Die Schrift selbst ist in ihrem Aufbau wieder nicht ganz einheitlich. Es zeigen sich Wiederholungen. Es wird die Allgemeinbildung des Redners, es werden die Definitionen der drei Stilarten und die Behandlung des *decorum* wiederholt. Ich glaube nicht, daß man daraus schließen kann, daß in der Schrift verschiedene Stufen der Abfassung zu erkennen seien, vielmehr, daß auch hier eine absichtlich lose Komposition vorliegt, weil eben Cicero in seinen theoretischen Schriften nicht zum Professor der Redekunst werden wollte. Er fühlte sich als Praktiker und Schriftsteller und aus diesen Gründen wollte er nicht in den sachgemäßen straffen Lehrvortrag des Hörsaales verfallen. Selbst daraus, daß der Rhythmus an einer Stelle (33) zunächst nicht anders als *De orat.* III 175 behandelt wird, möchte ich nicht zu weitgehende Schlüsse über die Entstehungsart der Schrift ziehen.

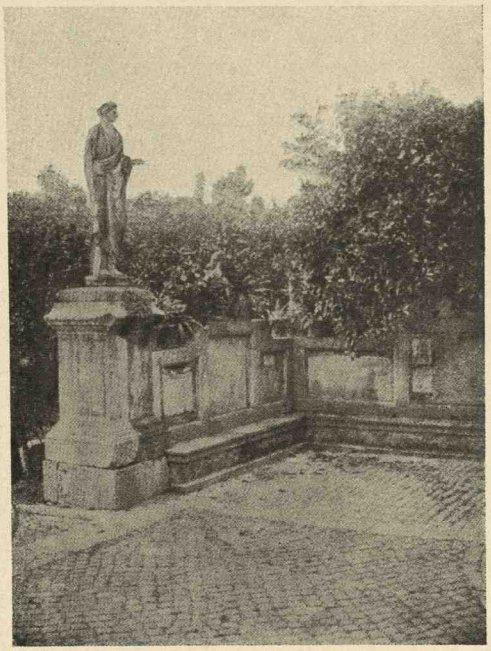
In der Schrift „Über den besten Redner" (*De optimo genere oratorum*) zeigt Cicero, daß die Kunst des Demosthenes eben darin besteht, daß er alle Stilarten beherrscht. Das Schriftchen war als Einleitung bestimmt für eine vielleicht nicht vollendete Übersetzung der berühmten Kranzrede des Demosthenes und der Rede des Aischines in demselben Prozeß.

Neben diesen Schriften sind noch zu nennen *Ad C. Trebatium Topica*, in denen er im Jahre 44 das System der Beweise behandelt. Die Beispiele rühren von Cicero selbst her. In der Theorie liegt griechisches Gut zugrunde. In den *Partitiones oratoriae* werden in Form eines Katechismus dem Sohne Lehren über die Rhetorik gegeben. Es ist also eine Schrift, ähnlich wie sie Kato an seinen Sohn gerichtet. Besonders behandelt wird die Lehre von den Teilen der Rede. Auch diese Schriften zeigen eine gewisse Leichtigkeit in der Komposition.

Bis zur Renaissancezeit waren die Bücher „Ueber den Redner" und „Der Redner" nur stückweise bekannt (Codices mutili, Klasse M). 1421 hat der Bischof Landriani zu Lodi eine vollständige Handschrift gefunden, die aber verloren ging und uns nur in Abschriften erhalten ist. Die Handschrift hatte die Werke *De oratore, Orator, Brutus, Ad Herennium, De inventione* enthalten. Während man früher zur Wiederherstellung der überaus schwer lesbar gewesenen Handschrift von Lodi (L) für *De oratore* und *Orator* nur einen Ottobonianus und Palatinus heranzog, haben ziemlich gleichzeitig Stroux und Martin gezeigt, daß sowohl in diesen als auch in anderen Handschriften, vor allem im Vaticanus 2901, im Neapolitanus IV A 43 und im Palatinus Latinus 1470 (als alte Noten) noch Lesungen des Kodex L zu gewinnen sind. Es scheint sich ferner zu ergeben, daß die seit der Auffindung von L zur Seite geschobenen Handschriften der Klasse M wertvoll sind. Die Lesungen von M weisen vielleicht auf eine gelehrte und der ciceronianischen Zeit näher stehende Ausgabe, die der Handschrift L auf eine für das große Lesepublikum bestimmte Ausgabe hin.

C) DER PHILOSOPHISCHE SCHRIFTSTELLER

Cicero wurde in seiner Jugend mit den verschiedenen philosophischen Systemen bekannt. Er hörte den Epikureer Phaidros, den Neuakademiker Philon. Der Stoiker Diodotos lebte im Hause Ciceros. In Athen genoß er den Unterricht des Schülers des Philon, Antiochos (vgl. S. 178), und des Epikureers Zenon, in Rhodos hörte er Poseidonios (S. 173). Zeitlebens hat er eine Neigung zur Philosophie bekundet und zwar nicht nur in theoretischem Sinne, sondern auch in praktischem. In den Jahren 54—51 und 46—45 hat er sich der philosophischen Schriftstellerei gewidmet. Die Schriften erstrecken sich zwar auf das Gesamtgebiet der Philosophie, sind aber vor allem der Erkenntnistheorie und Ethik gewidmet, ja die Ethik überwiegt und innerhalb dieser wieder das Verhalten im Staate und zum Staate. Schon das zeigt, daß es eigentlich Cicero doch nicht darum zu tun war, als rein theoretischer Philosoph die Probleme abzuhandeln, sondern daß sie bei ihm irgendwie aus einer inneren Haltung zur Philosophie quellen. In diesem Sinne preist er auch wiederholt die Philosophie, so z. B. *Tusc. Disp.* I 64: „Die Philosophie aber, aller Künste Mutter, was ist sie anderes als, wie Plato meint, ein Geschenk, wie ich meine, eine Erfindung der Götter. Sie hat uns zuerst zur Verehrung der Götter, dann zu jenem Rechte der Menschen, das auf der Verbindung des Menschengeschlechtes beruht, endlich zur Besonnenheit und Seelengröße herangebildet, sie hat auch von der Seele wie von den Augen den Nebel vertrieben, so daß wir alles oben und unten, das Erste, das Letzte und das in der Mitte sehen." In derselben Schrift erklärt er: V, 5: „O Lebensführerin Philosophie, o Erforscherin der Tugend und der Laster Vertreiberin! Was hätten nicht nur wir, sondern überhaupt der Menschen Leben ohne dich sein können! Du hast Städte geschaffen, du die verstreuten Menschen zu gemeinsamem Leben vereinigt, du sie zuerst untereinander durch Wohnstätten, dann durch Ehen, endlich durch Schrift und Sprache verbunden, du bist die Erfinderin der Gesetze, du die Lehrerin der Sitten und der Sittlichkeit geworden. Zu dir nehmen wir Zuflucht, von dir erbitten wir Hilfe, dir überlassen wir uns wie früher zum großen Teile, so jetzt vollständig und ganz. Ein einziger Tag, nach dir und deinen Vorschriften verbracht, ist einer sündigen Unsterblichkeit vorzuziehen . . ." Solche Stellen sind das innere Bekenntnis Ciceros zur Philosophie. Fragt man nach dem philosophischen Gehalt, so wird man unzweifelhaft eine Einstellung zu Platon erkennen. Anderseits beweist ein Vergleich mit *Seneca Ep. Mor.* 90, daß Beeinflussungen durch Poseidonios vorliegen. Der Form nach sind die Stellen in gehobenem Stile gehalten, aber, wenn wir sie mit der Kunstsprache der in Buchform veröffentlichten Reden vergleichen, sehen wir, daß die rhythmische Gestaltung nicht so ausgefeilt ist.



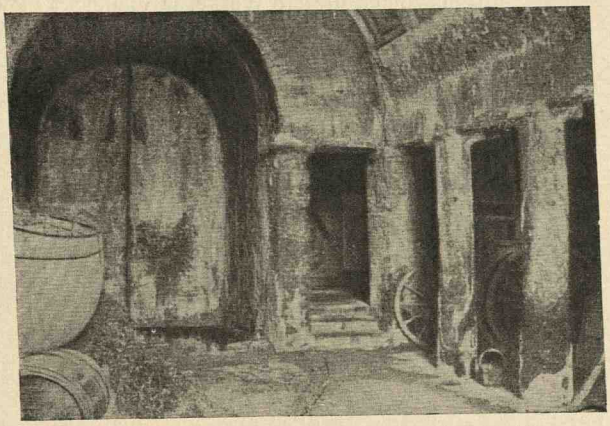
161. Moderner Eingang zum Formianum Ciceros. (Neue Jahrbücher III.)

Unter den philosophischen Schriften sind solche, die rein erkenntnistheoretisch sind, ferner interessiert Cicero das Wesen der Götter, also metaphysische Fragen, in erster Linie aber behandelt er Fragen des praktischen Verhaltens. Die große Frage, ob die Tugend an und für sich zur Glückseligkeit ausreiche oder ob auch äußere Güter noch hinzukommen müssen, hat er auch wiederholt erörtert. Cicero ist, wenn wir von einigen Einzelerscheinungen absehen, der erste Römer, der eine philosophische Schriftstellerei in lateinischer Sprache begründet hat. Schon das ist ein Verdienst. Nun klafft aber zwischen den großen uns bekannten Schriften des Platon und Aristoteles und denen Ciceros in der Überlieferung eine Lücke. Die gesamte hellenistische Philosophie ist uns nur aus versprengten Bruchstücken oder Bemerkungen späterer Schriftsteller bekannt. Cicero aber kennt sie, und so ist er ein wichtiger Mittler dieses Gutes. Die Philosophiegeschichte bemüht sich auch, aus Cicero als aus einer Hauptquelle Erkenntnisse für die hellenistische Philosophie zu gewinnen und vielfach sind die philosophischen Schriften Ciceros nur von diesem Gesichtspunkt aus beurteilt worden. Wie schwer hier die Forschung zu sicheren Ergebnissen gelangt, ist bereits gezeigt worden (vgl. 174ff.). Die Schriften haben aber auch, wie man gesehen hat, dadurch Bedeutung, daß Cicero die Lehren der Griechen mit römischem Geiste erfüllte. Das ist in doppeltem Sinne zu fassen: Er belegt die Lehren der Griechen mit römischen Beispielen. Wichtiger aber ist es noch, daß er so, wie in den Schriften über die Rhetorik, nicht nur reine Spekulationen gibt, sondern als Staatsmann und Mensch von Erfahrung an die Probleme herantritt und ein persönliches Verhältnis zu diesen gewinnt.

Man hat sich gefragt, ob Cicero die wissenschaftliche Spekulation über seine griechischen Vorbilder hinaus gefördert hat, ferner welche philosophischen Lehren aus Cicero selbst als sein eigenes Bekenntnis zu gewinnen sind. Im allgemeinen ist es Ciceros Gewohnheit, die verschiedenen Lehrmeinungen nebeneinander zu stellen und nur selten nimmt er selbst Stellung zu den Fragen. Er schlägt ein eklektisches Verfahren ein, wie es vor ihm schon Philon und Antiochos geübt hatten. Der Eklektizismus hat aber auch seine Berechtigung, denn Cicero will nicht nur forschen um der Wahrheit willen, sondern zu einer guten Lebensführung gelangen. Aber trotz des vergleichenden Verfahrens läßt sich Ciceros persönlicher philosophischer Standpunkt erkennen. Man kann einmal aus jenen Schriften, in denen er selbst sich als Redner einführt, oder die auf die Dialogform verzichten, sich eine Vorstellung von Ciceros philosophischem Denken machen. Ferner ergibt sich auch aus den anderen Schriften die Möglichkeit zu erkennen, wie Cicero philosophisch eingestellt ist. Er ist Gegner der epikureischen Philosophie, bekennt sich zur neuakademischen Skepsis (vgl. 177), aber es wäre unrichtig, in ihm einen Skeptiker schlechthin zu sehen. Er prüft nur strenge die verschiedenen Meinungen, besonders gern im Gespräch nach echt sokratischer Weise. (*Disp.*

Tusc. I 4, 8 . . *vetus et Socratica ratio* . .). Er meint, daß man vielfach, namentlich in Fragen der Ethik, zu einem Wissen kommen kann. Er glaubt an die Existenz der Götter infolge eines inneren angeborenen Triebes: „Alle gelangen wir unter Leitung der Natur zu der Annahme, daß Götter existieren" (*De deor. nat.* I 1, 2) und „Als wichtigsten Grund, weshalb wir an die Existenz der Götter glauben, darf man wohl anführen, daß kein Volk so wild, gar niemand so roh ist, daß seinen Geist nicht berührt hat der Glaube an Götter . . . Und das hat nicht Verabredung und Zustimmung der Menschen bewirkt, nicht durch Verfügungen ist diese Meinung befestigt worden, nicht durch Gesetze. In jeder Sache ist aber die Übereinstimmung aller Völker als Naturgesetz zu betrachten" (*Disp. Tusc.* I 13, 30). Ja er hält sogar die Einheit und Geistigkeit Gottes für wahrscheinlich (*Somn. Scip.* III 7, *De leg.* I 7, 22, *Disp. Tusc.* I 23, 53f.). Seine Vorstellung von der Gottheit führt zum Glauben an die göttliche Vorsehung. Der Wille des Menschen ist frei, seine Seele unsterblich. (*Disp. Tusc.* I 49, 118, *De deor. nat.* I 2, 3, *De leg.* I 7, III 1, 3). Die Ansichten über den naturgewachsenen Glauben an die Gottheit, über die Willensfreiheit, über die Unsterblichkeit der Seele, sowie auch andere, z. B. die Ablehnung der Volksreligion und der Mantik, sind nicht neu. Bedeutsam ist aber, daß Cicero sie vertritt und sie weitergibt. Seine philosophischen Schriften werden so ein wesentliches Ferment zur Bildung der Geistigkeit der abendländischen Welt. Es ist wichtig geworden, daß seine philosophische Einstellung idealistisch war und so platonisches Denken in Rom heimisch wurde. Cicero hat durch seine philosophischen Schriften aber auch die spätere Folgezeit vielfach beeinflußt. Immer wieder hat man ihn zum Lebensführer genommen. Der Kuriosität halber sei hier nur darauf verwiesen, daß Friedrich der Große die Bücher über die Pflichten übersetzen ließ, weil er offenbar so die Erziehung des Bürgers zur Pflicht gegen den Staat fördern wollte. Bemerkenswert ist es auch, daß Kants geschichtliche Betrachtungen ethischer Fragen oft ganz unmittelbar auf Cicero zurückblicken (R. Meister).

Zunächst hat Cicero gleich unmittelbar nach den Büchern „Über den Redner", sicherlich durch das Beispiel Platons beeinflußt, im Jahre 54 sein Werk Über den Staat begonnen, vielfach den ursprünglichen Plan geändert und den Stoff umgearbeitet und das Werk im Jahre 51 vollendet (*Ad Attic.* V, 12, 2; *Ad fam.* VIII, 1, 4). Das Werk ist uns nur in Fragmenten erhalten, die Hauptmasse in einem von Angelo Mai zum ersten Mal gehobenen Mailänder Palimpsest. Dazu kommen Anführungen bei späteren Schriftstellern, besonders bei Augustinus. Das Werk vertritt den Grundgedanken, daß die römische Verfassung die beste aller denkbaren sei. Sie beruht auf der uns schon bekannten Lehre, wonach die römische Verfassung die vollkommenste Verbindung der drei einfachen Verfassungen geworden ist, deren jede ihre Vorzüge und Gefahren in sich barg, des Königtums, der Aristokratie und der Demokratie oder römisch gesagt, der Magistrate bzw. der Konsuln, des Senates und der Volksversammlung. Jede der drei Gewalten ist durch die beiden anderen so beschränkt, daß sie vor einer Entartung gesichert ist, in die sie sonst notwendig verfallen müßte (Tyrannis, Oligarchie, Ochlokratie). Diese Lehre von der gemischten Verfassung (vgl. S. 165ff.) ist von Platon begründet, von Dikaiarchos ausgebildet, von Polybios übernommen, von Panaitios in der Form vollendet worden, wie sie bei Cicero vorliegt; doch Cicero geht weiter. Nachdem er in einer Einleitung (1. Buch) zum Staatsdienst gemahnt und den Mitunterrednern erklärt hat, daß demnach Ethik und speziell Politik jener Teil der Philosophie seien, den die Römer besonders pflegen sollten, übernimmt es Scipio Africanus Minor als Kenner griechischer Staatsformen, für Rom eine solche zu geben (vgl. bes. 33, 39). Im zweiten Buche wird eine geschichtliche Entwicklung des römischen Staates geboten. Das dritte Buch handelt über die Gerechtigkeit (vgl II 44, 70), das vierte besonders über die Erziehung. Im fünften Buche schlägt der Schriftsteller einen Weg ein, der über die griechische Spekulation hinausführt, denn er handelt hier vom princeps civitatis oder dem rector rei publicae. Hierauf ist das Hauptgewicht zu legen. Nach Ciceros Ansicht war offenbar zur Aufrechterhaltung der gemischten Verfassung notwendig, daß der Staat immer das Glück habe, einen Mann zu finden, der das allgemeine Vertrauen so besitze, daß er die verschiedenen Kräfte im Staate zum Nutzen des Ganzen leite. Das war ein Gedanke, den Cicero wohl aus der geschichtlichen Erfahrung des attischen Staates gewonnen



162. Baderaum im Formianum Ciceros (?).
(Neue Jahrbücher III.)

hat, wenn er an Männer wie Solon und Perikles dachte oder überhaupt an die Führer des Staates, wie sie z. B. Aristoteles in der in einem Papyrus aufgefundenen Schrift vom Staate der Athener kurz aufgezählt hatte. Gerade die neuere Forschung hat sich auf die Erklärung der Fragmente dieses Buches verlegt. Im Widerstreit der Meinungen, ob Cicero überhaupt nur an die Erziehung der Aristokraten oder des besonderen Staatslenkers denkt, scheint mir die letztere Meinung bei Berücksichtigung der überlieferten Texte richtig zu sein. Man hat auch gemeint, Cicero habe die Schrift verfaßt als Gegenschrift gegen die schon deutlich werdende Absicht Caesars, die Alleinherrschaft an sich zu reißen oder er habe gleichsam dem Pompeius durch diese Schrift einen Fürstenspiegel gegeben. Ich möchte glauben, daß Cicero ganz und gar nicht an diese gedacht hat, sondern durch diese Schrift den Anspruch von Männern, die wie er dem Staate dienten, Führer des Volkes ohne Magistrat zu sein, ausdrücken wollte. Man tut der Schrift unrecht, wenn man sie herabdrückt auf das Niveau der damals zweifellos in Umlauf gesetzten politischen Streitschriften, wie solche zu Gunsten der Alleinherrschaft, der Monarchie, im Anschluß an die Geschichte des Romulus bei Diodoros (II 43ff., vgl. Pohlenz, Hermes LIX 1924, 157ff.) und in den sogenannten Staatsschriften des Sallust vorliegen. Überspitzt ist es zu glauben, Cicero habe in diesem wissenschaftlichen Werke nach rhetorischen Lehren gearbeitet.

Das sechste Buch ist in seinem zweiten Teil als Traum des jüngeren Scipio bekannt. Im 4. Jahrhundert n. Chr. hat *Macrobius* diesen Abschnitt mit einem ausführlichen Kommentar versehen und er ist auch in gesonderter Form vollständig erhalten. Platon hatte an den Schluß seiner Bücher über die Politik den Mythos des Pamphyliers Er gesetzt. Dieser war in der Schlacht gefallen, dann aber am 12. Tage wieder zum Leben erwacht, und nun weiß er vom Jenseits zu berichten. An Stelle dieser Erzählung liefert Cicero, dem Rationalismus seiner Zeitgenossen nachkommend, eine Traumgeschichte, die auch in einer unserer Psychologie entsprechenden Weise begründet ist. Der jüngere Scipio ist bei Masinissa, dem Freunde des älteren Scipio, zu Gast und dieser erzählt ihm von den Taten und der Freundschaft des Mannes. In der Nacht hat nun der Jüngling einen Traum, in dem ihm der ältere Afrikanus erscheint, begleitet von Scipios leiblichem Vater Paulus. Dem Jüngling wird gezeigt, wie der Staatsmann für seine Tätigkeit und Hingabe an den Staat nach dem Tode auf Unsterblichkeit und Erhöhung in den Himmel rechnen kann. Das ist wieder platonisch gedacht, aber ins Römische umgeändert: Bei Platon hat der Philosoph die vorzüglichste Stellung im Jenseits, bei Cicero der Staatsmann. Zunächst war auch hier der Grieche Dikaiarchos Wegbereiter, aber indem Cicero seiner ganzen Einstellung nach immer wieder und besonders auch in der Schrift über den Staat für den Staatsmann philosophische Bildung verlangt, stellt er sich nicht in einen allzugroßen Widerspruch gegen Platon. Der Traum zerfällt übrigens, wie die Analyse R. Harders gelehrt hat, in zwei Stücke: 13—16a, 26—29, worin eben dem jüngeren Afrikanus gezeigt wird, daß der gute Staatsmann Anspruch auf Unsterblichkeit im Himmel habe. Dazwischen ist eine Kosmosschau eingeschaltet und die Erörterung über die Nichtigkeit irdischen Ruhmes. Soweit diese Partie beschreibend ist, ist sie durch irgendein griechisches Handbuch beeinflußt; soweit sie von der Nichtigkeit irdischen Ruhmes handelt, enthält sie platonische Gedanken, aber auch einzelne, die sich auf Poseidonios zurückführen lassen. Klar ist, daß unmöglich Cicero in der ganzen Schrift einfach dem Poseidonios gefolgt sein kann, denn die § 19f. gegebenen Beweise aus Platons Phaidros 245c, die auch in den Tuskulanen wiederkehren, konnte wohl mit Recht ein Römer aus dem griechischen Original in lateinische Sprache direkt übernehmen, ganz und gar ausgeschlossen ist es aber meiner Ansicht nach, daß dergleichen Poseidonios irgendeiner seiner Schriften ohne stilistische Umänderung eingefügt hätte. Wichtig ist, daß uns das ganze *Somnium Scipionis* deutlich zeigt, wie Cicero griechisches Gut nicht bloß übernimmt, sondern persönlich frei gestaltet, und durch und durch mit römischen Farben lebensvoll ausmalt; noch wichtiger ist es, daß wir hier Ciceros idealistische Weltanschauung kennen lernen.

Unmittelbar nach diesem Werke, ja vielleicht gleichzeitig, ging Cicero daran, so wie Platon nach dem Idealstaat die Gesetze für diesen zu behandeln. Erhalten sind drei Bücher *De legibus*. Von einem fünften Buch zeugt das Fragment bei *Macrobius* VI, 4, 8. Das ganze Werk war auf sechs, vielleicht auf acht Bücher (Du Mesnil) berechnet; es ist aber nicht vollendet und wohl erst aus dem Nachlaß veröffentlicht worden. Das Werk ist in die Form eines bei Arpinum zwischen Cicero, seinem Bruder und Attikus gehaltenen Gespräches gekleidet, also treten dieselben Personen wie im *Brutus* auf. Cicero handelt zunächst von dem Ursprung des Rechtes; er erklärt und zwar ist er der Sprecher: (§ 18) *lex est ratio summa, insita natura, quae iubet ea, quae facienda sunt, prohibetque contraria: eadem ratio cum est in hominis mente confirmata et perfecta, lex est.* Damit tritt Cicero auf die Seite der stoischen Lehre von dem naturgewachsenen (φύσει) Rechte. Sie ist eine seiner festesten Überzeugungen; schon *De inventione* hat er behauptet, daß das Recht von Natur uns eingepflanzt sei, und so spricht er auch in *Pro Milone* von dem nicht geschriebenen, sondern geborenen Gesetz (*non scripta, sed nata lex*). Freilich darf man nicht ohne weiteres schließen, daß Cicero nun im ersten Buche einfach den Panaitios ausschreibt; dagegen spricht, daß er sich gerade in diesem Buche zur Unsterblichkeit der Seele (§ 17) und zur Lehre vom Weltenbrand (§ 31) bekennt. Überhaupt sind die Bücher *De legibus* überaus originell. Cicero hat, gewiß von griechischem Bildungsgut ganz und gar, besonders aber auch von platonischem Geiste, berührt, gerade in diesem Werke durch die starke Heranziehung der römischen Gesetze und durch die stete Beziehung zu römischer Geschichte und den Zeitverhältnissen (z. B. III 51) sich nicht ohne Erfolg bemüht, die griechische Lehre mit römischem Stoffe zu erfüllen und so wirklich ein Buch für Römer zu schreiben.

Das Jahr 45 führte Cicero, nachdem er im Jahre 46 sechs stoische Lehrsätze schulgemäß behandelt hatte (*Paradoxa ad M. Brutum*), wieder zur eindringlichen Beschäftigung mit der Philosophie. Zunächst suchte er sich, infolge des Todes seiner vielgeliebten Tochter Tullia im März 45 tief erschüttert, durch die Abfassung der *Consolatio* (vgl. *Ad Attic.* XII 14, 3) Erleichterung zu verschaffen. Diese verlorene Schrift gehörte zweifellos zu der durch den Philosophen Krantor eingeleiteten Literatur der Trostschriften. Zur Wiederherstellung des Inhaltes der Schrift benützt man mit Erfolg den Brief des Hieronymus Nr. 60. Gleichfalls verloren ist der im April oder Mai 45 abgefaßte Dialog *Hortensius*, in dem Cicero nach dem Vorbild des auch verlorenen Protreptikos des Aristoteles eine Aufforderung zum Studium der Philosophie bot. Auch diese Schrift sucht man aus den Erwähnungen späterer Autoren und aus der Tatsache, daß sie einer bestimmten, sonst bekannten Literaturgattung angehört, ihrem Gedankengang nach wiederzugewinnen. Sie war besonders in ihrer Darstellung wirkungsvoll und überzeugend, wie Augustinus in seinen Bekenntnissen lehrt. Die Schrift enthielt Ciceros philosophisches Programm und ihr Verlust ist um so bedauernswerter, da in ihr offenbar all die tragenden Gedanken, die sonst bei Cicero begegnen, schon irgendwie enthalten gewesen zu sein scheinen. So berühren sich Frg. 58 (*Nonius* 201) mit den *Disput. Tusc.* und Frg. 43 (*Nonius* 402, 15) mit dem *Somnium Scipionis*.

Alle diese Schriften fallen vor Caesars Tod. Es gehören der kurzen Zeit von der ersten Hälfte 45 bis zum März 44 überhaupt die meisten philosophischen Schriften an, vor allem die fünf Bücher Über das höchste Gut und höchste Übel; es ist jene Schrift, die im allgemeinen als die bedeutendste philosophische Leistung Ciceros eingeschätzt wird. Das ist richtig, wenn man den Blick auf die Fülle des vermittelten griechischen Lehrgutes einstellt; sonst scheinen mir wenigstens die Bücher *De re publica* viel bedeutender, wichtiger und innerlicher erlebt. Cicero gibt in *De finibus bonorum et malorum* drei Gespräche wieder. Im ersten Buch verteidigt Torquatus die Lehre Epikurs, die Cicero im zweiten widerlegt. Das Gespräch ist in das Jahr 50 verlegt. Der Stoiker Kato vertritt im dritten Buch die Lehre seiner Schule, Cicero zeigt im 4. Buch, daß sich vom Standpunkt des Akademikers aus keine wesentlichen Unterschiede finden, um dann im 5. Buch die Lehre der Peripatetiker und Akademiker abzuhandeln. Die feinsinnige Analyse Madvigs in seinem großen Kommentar hat gezeigt, daß Darlegung und Widerlegung nicht vollkommen übereinstimmen. Im gleichen Jahre verfaßte er, und zwar zunächst in zwei Büchern, dann aber auf Veranlassung Varros in vier Büchern die *Academica*. Erhalten sind uns nur zwei Bücher; aus der ersten Fassung das zweite Buch, nach dem Hauptredner *Lucullus* genannt, aus der zweiten das erste Buch (*Academica posteriora*). Das Werk ist erkenntnistheoretischen Inhaltes. In den sogenannten tuskulanischen Gesprächen werden in überaus anziehender Weise Fragen der Popularphilosophie behandelt: 1. ob der Tod ein Übel sei, 2. über das Ertragen des Schmerzes, 3. die Milderung des Kummers, 4. die übrigen Gemütsbewegungen, 5. daß die Tugend allein zum glücklichen Leben ausreiche. Über das Wesen der Götter handelte Cicero in dem Werke *De deorum natura* (drei Bücher). In seinem *Cato Maior* oder Über das Greisenalter gibt er in einem in das Jahr vor dem Tode Katos verlegten Gespräch eine von

römischem Geiste ganz erfüllte Darlegung über die Vorteile des Greisenalters. Man hat auch in dieser Schrift wie in anderen einzelne Stellen gefunden, die sich auf die Tyrannis des Caesar beziehen.

Nach Caesars Tod fallen die zwei Bücher über die Wahrsagung (*De divinatione*). Unvollendet erhalten ist die gegen die stoische Lehre über das Schicksal ankämpfende Schrift *De fato*. In dem nach 44 abgefaßten Dialog *Laelius* oder Über die Freundschaft unterhalten sich nach dem Tode des jüngeren Africanus 129 der jüngere Laelius und dessen Schwiegersöhne. Verloren ist die Schrift Über den Ruhm. In den drei Büchern über die Pflichten an den Sohn Markus zeigen schon Stoff und Adressat den römischen Charakter. Das erste Buch handelt über das Sittliche (*honestum*), das zweite über das Nützliche (*utile*), das dritte über den Widerstreit des Sittlichen und Nützlichen. Von den verlorenen Schriften sei auch noch *De virtutibus* genannt.

Alle philosophischen Schriften mit Ausnahme der tuskulanischen Gespräche, in denen Lehrer und Schüler einander gegenübergestellt werden, zeigen die uns schon aus *De oratore* bekannte Weise des Dialogs, die bald in einfacherer, bald in verschlungenerer Form verwendet wird. Zahlreiche Dichterstellen beleben die Darstellung und sollen die Bildung der Unterredner bezeugen. Ein Fehler der Schulphilologie ist es gewesen, wenn sie sich für Ciceros Sprache gewisse Regeln zurechtgelegt hat und sich dann wundert, wenn Cicero eben auch anders schreibt. Seine Dialoge bieten wirklich ein wohlüberlegtes, künstlerisch gehobenes Abbild der Umgangssprache der römischen Aristokratie. Verfehlt war es zu meinen, daß Cicero immer wieder genau eines bestimmten Philosophen Lehrmeinung wiedergebe. So wie Plautus frei die griechischen Stoffe gestaltet hat, so hat es auch Cicero getan. Ein Beispiel zeige dies. Er selbst erklärt, daß er aus den drei Büchern des Panaitios die ersten zwei Bücher über die Pflichten gemacht habe. Wir haben hier jene Verkürzung eines griechischen Vorbildes, wie sie Plautus z. B. in der *Casina* vorgenommen hat. Das dritte Buch wird auch allgemein als Eigenleistung Ciceros hingestellt. Man darf seinen bekannten Ausspruch an Attikus XII 52, 3. „Abschriften sind sie (die phil. Schriften), mit nicht allzu großer Mühe werden sie angefertigt, nur die Worte steuere ich bei, die mir so zuströmen" nicht pressen. Es liegt hier eher affektierte Bescheidenheit vor als ein wichtiger Wink für die Quellenanalyse. Es hat sich noch nirgends gezeigt, daß Cicero wirklich die Griechen einfach ausschreibt, anderseits aber, daß er das griechische Lehrgut ganz sicher mit römischem Geist und Stoff durchdringt. Wie weit allzugroße Pedanterie in der Quellenuntersuchung in die Irre geht, mag der Umstand zeigen, daß man die von Cicero selbst gegebene Gliederung in der Schrift über die Freundschaft wieder als eine Zwangsjacke dem Autor angelegt hat, als würde er eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben wollen, wie sie von einem modernen Philosophen verlangt wird. Man hat da Cicero im Ganzen und im Einzelnen gründlich mißverstanden. Aus Gellius I 3, 11 sollte man wissen, daß Theophrast die Quelle ist; denn wie er berichtet, „*scheint Markus Theophrast gelesen zu haben, als er selbst auch ein Buch über die Freundschaft verfaßte.*" Man hat diese Stelle nicht mit dem wirklichen Gehalt der Schrift in Übereinstimmung zu bringen vermocht, indem man bald nur auf das peripatetische, bald nur auf das stoische Gut sah, ohne zu beachten, daß gerade das doch geringe stoische Gut eben bereits in der Lehre des Theophrast enthalten war, so besonders der Satz, daß die Freundschaft eine naturnotwendige Verbindung der Menschen bedeute (*Cicero De fin.* V 67 und *Areios Didymos* bei *Stob. Ecl.* II 121, 22—122, 10; vgl. H. v. Arnim a. a. O.). Gewiß, ganz scharfe logische Zergliederung der Dialoge hat hier und da Lücken im Aufbau nachgewiesen. Es hat sich sogar gezeigt, daß auch nicht vollkommen zusammenpassende Teile aneinandergefügt wurden. Doch hierin erkennen wir, wenn wir bedenken, daß Cicero all dies in eine künstlerische Form gekleidet hat, dem Gehalt nach nur das bereits bekannte Barockelement, das Cicero eigen war.

D) DER BRIEFSCHREIBER

Wie die Vornehmen seiner Zeit schrieb und diktierte Cicero in Fülle Briefe. Erhalten sind uns folgende Sammlungen: 1. Briefe an verschiedene Leute, zum Teil mit Einlagen der Anfragen oder Antworten dieser, die 16 Bücher *Ad familiares*, 2. 16 Bücher an seinen vertrauten Freund *T. Pomponius Atticus*, 3. Reste aus einer umfassenden Briefsammlung zwischen *Cicero* und *Marcus Brutus*. (Erhalten ist das neunte Buch.) 4. Drei Bücher Briefe an seinen Bruder *Quintus*. Die Briefsammlungen enthalten nebst kleinen Billets auch Briefe, die fast den Umfang von Broschüren haben. Außerdem wissen wir noch von vielen anderen Briefen und Sammlungen durch Anführung bei Schriftstellern.

Die Briefe haben eine ganz besondere Bedeutung dadurch, daß sie gewiß im großen und ganzen nicht für die Herausgabe bestimmt waren, wenn sich auch unter den Briefen manche überaus fein ausgearbeitete Stücke finden. Sicherlich ist die Korrespondenz an Attikus als reine Privatkorrespondenz zu werten, in ihr offenbart Cicero ohne Rückhalt seine augenblicklichen Stimmungen. Wir lernen in den Briefen in ganz hervorragendem Maße Cicero als den Meister der Sprache kennen, der sich dem jeweiligen Adressaten anzupassen weiß. Bald ist er gemessen und feierlich, bald übersprudelt er von Witz und Laune. Ein Beispiel besonderer Feinheit sind die Briefe an den Juristen Trebatius (VII 6ff.). Die zahlreichen griechischen Worte charakterisieren die gebildete Gesellschaft, die beim Sprechen eben den für den Gedanken passenden Ausdruck dort leiht, wo er ihr am bequemsten zur Verfügung steht. Wir beobachten ferner Ciceros reges Interesse für Bücher und Kunstwerke, seine wirtschaftlichen Sorgen, seine Art auf dem Lande zu leben, ferner ersehen wir aus den Briefen an Quintus die innige Zuneigung und die liebende Fürsorge des älteren Markus, aus Briefen an den kranken Freigelassenen Tiro die edle Menschlichkeit, endlich aus den vielen Briefen an Attikus die schweren Seelenkämpfe Ciceros, die er offen seinem Freunde bekennt.

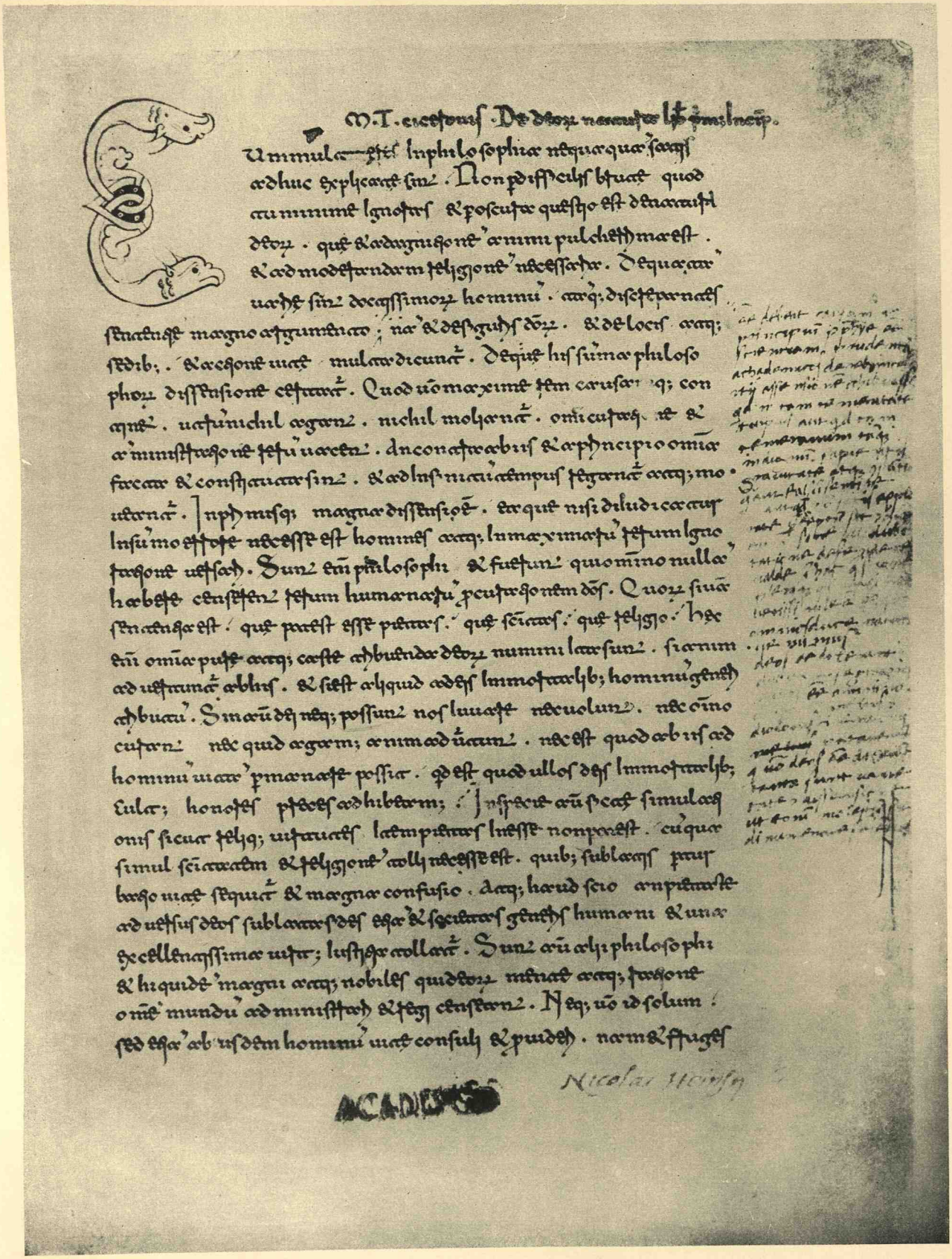
Über die Entstehung der Briefsammlung an Attikus berichtet *Cornelius Nepos Attic.* XXV 16, daß er 11 *volumina* von Briefen vom Konsulat bis zum Tode Ciceros kannte. Diese Sammlung dürfte mit der erhaltenen gleichzusetzen sein, denn diese enthält Briefe vom Jahre 68 an, von denen sich gerade der erste Teil mit der Bewerbung um den Konsulat beschäftigt. Aber wir müssen annehmen, daß eine Neuordnung stattgefunden hat, bei der die Briefe der letzten Zeit, die Angriffe auf den nachmaligen Kaiser Augustus enthielten, unterdrückt wurden. Jedenfalls ist Attikus der Sammler gewesen; ob er die Briefe wirklich herausgegeben hat, ist vielleicht mit Unrecht deshalb bezweifelt worden, weil Asconius Pedianus, der 54—57 n. Chr. die ciceronischen Reden kommentierte, die Attikusbriefe nicht benützt hat.

163. Münze von Magnesia. M. Tullius Cicero (der Sohn?).

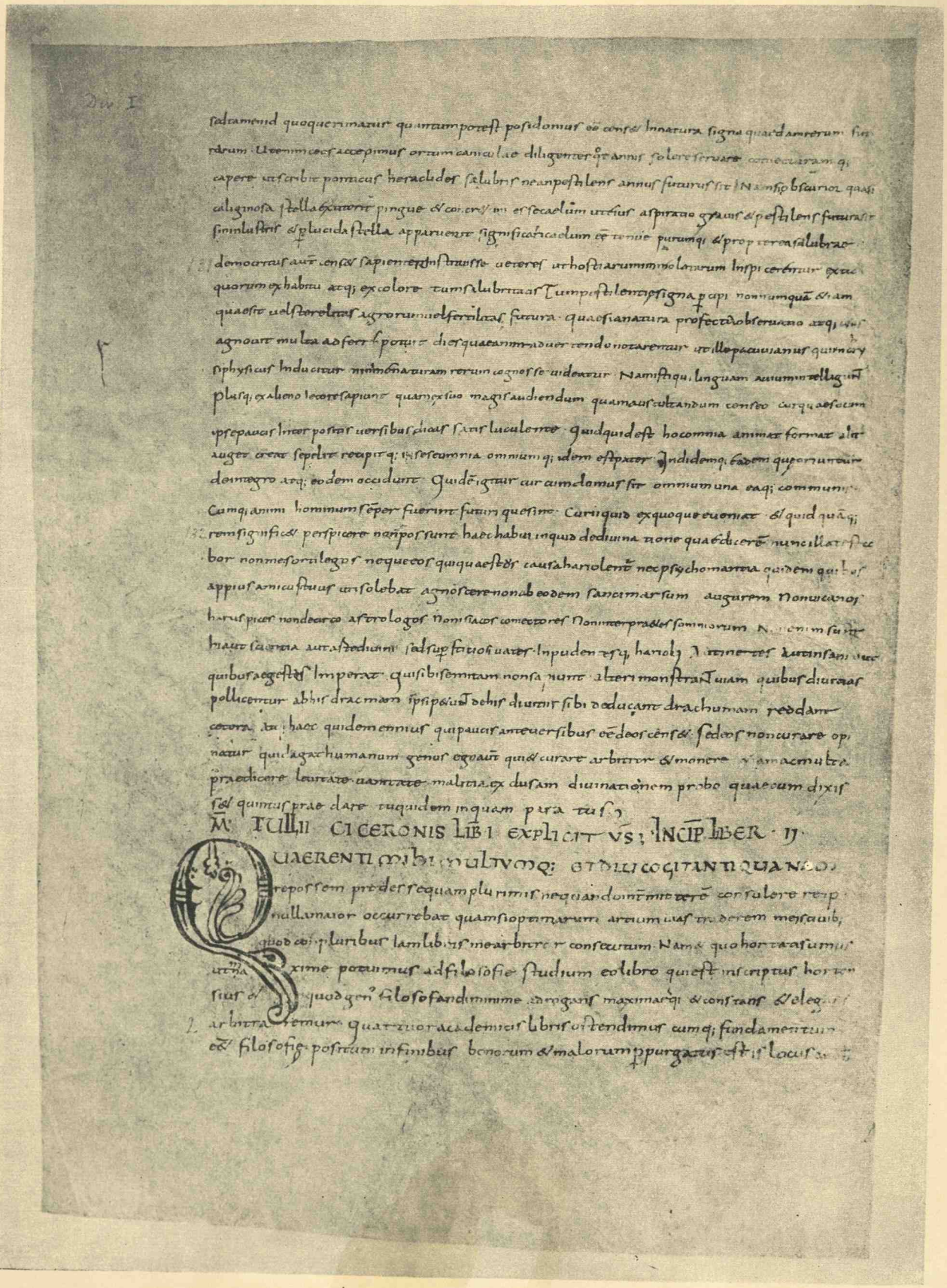
Aus dem Briefe an Tiro (XVI 17, 1) erfahren wir weiter, daß dieser mit einer Sammlung von Briefen beschäftigt ist. Das war wohl im Jahre 45. Auf Grund dieser Stellen und *Ad Attic.* XVI 5,5 wäre man geneigt, anzunehmen, daß Tiro die Sammlung *Ad familiares* angelegt hat. Dafür spräche auch, daß gerade das 16., also letzte Buch, die Briefe enthält, die Cicero an seine Familie und auch an Tiro gerichtet hat. Aber gegen die Gleichstellung unserer Sammlung mit einer des Tiro erhebt sich das Bedenken, daß die späteren Grammatiker ganz anders zitieren als sie es täten, wenn unsere Sammlung ihnen schon bekannt gewesen wäre.

E) DER DIENER AM WORT

Aus der Überzeugung heraus, daß wer Theorie und Praxis der Rede beherrsche, auch die Poesie zu meistern vermöge, hat Cicero Verse gemacht. So legte er von ihm übersetzte Homerverse den philosophischen Schriften ein, ferner Stellen aus Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes und aus anderen Dichtern. Schon in seiner Jugend hat er des Aratos



Codex Heinsianus (Leid. 118) des Cicero.
(De deor. nat. I 1—2. Nach Plasberg.)



M. TULLII CICERONIS LIBRI EXPLICIT VS; INCIP. LIBER II

QUAERENTI MIHI SAEPENUMERO ET DIU COGITANTI QUANDO

Codex Leidensis Vossianus L. F. 84 des Cicero.
(De div. T 57 — II 1. Nach Plasberg.)

Phainomena, später die Prognostika ins Lateinische übersetzt, ein Beweis, daß seine aus den philosophischen Schriften erkennbare metaphysische Einstellung bei ihm tief wurzelt. Zur Zeit, da er die Bücher *De Legibus* schrieb, besang er in einem Epos seinen Landsmann Marius, nach seinem Konsulate seinen eigenen Konsulat in lateinischen Versen; von dem lateinischen Gedichte gab es drei Bücher. Er hat ferner Caesars britannischen Feldzug in einem Gedichte gefeiert. Reine Modedichtungen nach Art der Alexandriner sind wohl *Alcyones*, *Uxorius*, *Nilus*, ferner die Elegie *Thalia maesta* (?), *Pontius Glaucus*, Gedichte, von denen wir außer den Titeln so gut wie nichts erhalten haben. Eines literarhistorischen Gedichtes *Λειμών* (Wiese) gedachten wir schon (S. 136). Aus Anführungen bei Schriftstellern wissen wir ferner, daß er auch Epigramme gemacht hat. Wollen wir uns ein Urteil über Ciceros poetische Versuche bilden, so zeigt z. B. das umfangreiche Fragment aus dem zweiten Buche *De Consulatu* einige beachtenswerte Eigentümlichkeiten. Cicero gebraucht fast nur die Caesur nach dem dritten Halbfuß, ferner nicht Spondeenschluß. Diese Eigentümlichkeit trennt ihn von Katull und nähert seine Verskunst der des Vergil und Ovid. Die Sätze sind gut gebaut, ja sogar der von Cicero kunstvoll geübte Periodenstil ist geschickt in den Hexameter eingefügt. Er liebt Alliterationen und Gleichklänge, verwendet wirkungsvoll die Metapher, lehnt sich an Ennius an, läßt ferner dem Stil des Epos entsprechend die Götterwelt auftreten und gibt dem Gedichte, was im Stoffe lag, inhaltlich einen national-römischen Charakter. Cicero hat ferner griechische Prosa, wie schon angedeutet wurde, nicht nur als Einlagen in seine Schriften übersetzt, vor allem sei erinnert an die berühmte Stelle aus Platons Apologie in *Tusc. Disp.* I 97ff. und aus Xenophons *Κύρου Παιδεία* in *Cat. Mai.* 79ff., er hat auch ganze griechische Schriften übertragen, so den Oikonomikos des Xenophon und den Timaios des Platon. Er scheint beabsichtigt zu haben, einen Dialog letzterer Art abzufassen und wir sehen, wie er sich durch die Übersetzung vorbereitet hat. Es gab auch eine — natürlich lateinische — Sammlung „Apophthegmata". Endlich erfahren wir noch, daß er in griechischer Sprache über seinen Konsulat geschrieben hat. (*Plut. Crass.* 13, *Caes.* 8).

Literatur:

Nach der großen Züricher Ausgabe von Orelli wurde, durch die erwähnten Handschriftenfunde veranlaßt, zunächst die englische Ausgabe der Reden geschaffen von Clark-Peterson, Oxford, Clarendon Press 1905, ferner wird jetzt in der Bibliotheca Teubneriana eine Cicero-Ausgabe hergestellt, in der nebst kritischer Prüfung der handschriftlichen Überlieferung auch die Testimonia veterum in dankenswerter Weise herangezogen werden. Über die unübersehbare Cicero-Literatur belehren Bursians Jahresberichte und die Jahresberichte des Philologenvereins in Berlin, ferner A. Klotz und H. Philipp fortlaufend über die Neuerscheinungen in Wochenschr. f. klass. Philol.

R. Harder, Über Ciceros Somnium Scipionis, Schriften der Königsberger Gel. Ges. Geisteswiss. Kl. VI 3, 1929. — Antike V S. 291ff. — R. Helm, Rektoratsrede, Rostock. 1922. — Ed. Fraenkel, Vergil und Cicero. R. Acc. Virg. di Mantova. 1928 — G. Kafka-H. Eibl, Der Ausklang der antiken Philosophie u. das Erwachen einer neuen Zeit. 1928. — M. Pohlenz: Gnomon VI (1930) 289ff. — W. W. How, Cicero's ideal in his *de Republica*. The Journal of Roman Studies XX (1930) 24ff.

Q. CICERO

Konnten wir Cicero als den Meister der lateinischen Prosa und als den formvollendeten Künstler der Sprache bezeichnen, so kann doch behauptet werden, daß seine schriftstellerische Betätigung und eine gewisse dichterische Begabung nicht nur durch die damalige Schulbildung gefördert wurde, sondern ihm offenbar auch ererbt war, denn sein Bruder Quintus (geb. etwa 102 v. Chr.) ist ebenfalls als Schriftsteller tätig gewesen. Wir wissen, daß er sich als dramatischer Dichter versucht hat, er schrieb eine Elektra, eine Erigona und hat ferner des Sophokles Syndeipnoi bearbeitet. Auch ihn, der Caesars Legat in den Jahren 54—52

war, begeisterten die Taten des Diktators zu einem Epos über die Feldzüge in Britannien. Erhalten haben wir außer Versen (P.L.M. 79) und wenigen Briefen eine längere Schrift in Briefform, in der er seinem älteren Bruder einige Monate vor dem Konsulat Ratschläge für die Bewerbung um dieses Amt gibt. Es ist das sogenannte *Commentariolum de petitione consulatus ad M. Tullium fratrem.* Gleich im Eingang der Schrift erklärt Quintus: „Fast täglich mußt du, wenn du aufs Forum hinabsteigst, dir folgendes überdenken: Ein neuer Mann bin ich, um den Konsulat werbe ich, es ist Rom." Hier sind die drei Gedanken gegeben, die das Buch ausführt, freilich wird nur der zweite Punkt genau (12—53) behandelt, auch fehlt es nicht an gelegentlichen Wiederholungen. Die Dreiteilung hat man mit einer Vorschrift des Quintilian III, 8, 15 über die Suasorien in Zusammenhang gebracht und gemeint, die Schrift rühre nicht von Quintus her, sondern sei von einem Rhetor verfaßt worden. Aber das, was Quintilian sagt, paßt ganz und gar nicht für die Disposition der Schrift. Es bestehen ferner Beziehungen zwischen dieser Schrift und der in Bruchstücken erhaltenen Rede Ciceros, die er kurz vor der Wahl im Senate gehalten hat (*Oratio In toga candida*). Auch diese Übereinstimmungen können nicht gegen die Echtheit ins Treffen geführt werden, sondern beweisen höchstens, daß er die ihm zugesandte Schrift, um den Bruder zu ehren, in seiner Rede verwendet hat. Quintus hat, wie der Schlußsatz beweist, daran gedacht, die Schrift zu veröffentlichen, denn er erklärt, der Bruder möge ändern, beseitigen oder übergehen, was ihm nicht gefalle. Da sich in der Überlieferung im Anfang (§ 1) ein Satz findet, der sicherlich erst in den § 42 einzureihen ist, scheint nach meinem Urteil Cicero tatsächlich gerade an einer für die Veröffentlichung nicht geeigneten Stelle eine Änderung vorgenommen zu haben. So meine ich, daß Cicero die Schrift bei sich behalten hat, und sie dann, eben wie die gesamte Korrespondenz, aus seinem Nachlaß veröffentlicht wurde. Die wenigen Briefe und insbesondere die erwähnte Schrift gewinnen aber dadurch an Bedeutung, daß wir den Stil des Quintus und des Markus, worauf Norden hingewiesen hat, in der Behandlung eines gleichen Stoffes beurteilen können. Cicero hat an seinen Bruder zu Beginn des 3. Jahres der Verwaltung der Provinz Asia im Jahre 60 einen Brief geschrieben, wie er sich als Statthalter in Asien betragen solle. Das uns auch sonst aus der Privatkorrespondenz an Atticus bekannte und von Cicero beklagte jähzornige Wesen des Quintus hatte nicht nur in der Provinz Anstoß erregt, sondern es paßte auch dem Bruder Markus nicht, wenn es irgendwie in der Öffentlichkeit Klagen über die Familie gab. In einer überaus feinen Weise schreibt er nun an seinen Bruder und fügt eine Abhandlung über die Mäßigung des Zornes ein. Alles ist sorgfältig überlegt, die Sprache, wie auch die Rhythmen sind gefeilt, die Bildung des Bruders wird berücksichtigt, es wird auf Xenophon, auf Platon verwiesen. Ganz anders ist der Stil, in dem Quintus schreiben kann. Statt der rhythmischen Perioden Ciceros überwiegt der kurze Satz und das Kolon. Rhythmen gibt es da auch und zwar besonders den italischen Ditrochäus. Selbstverständlich begegnen wir Alliterationen, Asyndeta und Paronomasien, Anaphern, aber diese auch übermäßig gehäuft. Die Wortstellung ist mechanisch, selbst dann, wenn der Autor darauf aus ist, die Rede rhythmisch zu gestalten. Bemerkenswert ist auch, daß sich wie beim alten Kato die Imperativa futuri sehr gerne einstellen. Die Übergänge sind gleichförmig gestaltet, kurz und gut, wir werden im Stile an die für die lateinische Prosa und auch z. B. für Kato charakteristischen Elemente gemahnt und sehen, daß zwar Quintus offenbar infolge der Schulbildung und des Beispieles des Bruders stilistischen Anforderungen entsprechen will, aber es nicht kann. Für die Beurteilung Ciceros ist es gewiß nicht ohne Bedeutung, daß er von dem Bruder als homo Platonicus bezeichnet wird (46), er selbst in seinem Brief von der humanitas spricht.

Literatur: E. Bruhn, Q. Ciceros Handbüchlein für Wahlbewerber. Neue Jahrb. XXI 1908, 254 ff.

M. TERENTIUS VARRO

M. Terentius Varro stammte aus dem Sabinerlande. Er ist im Jahre 116 v. Chr. zu Reate geboren. Wir wissen, daß er seiner politischen Richtung nach Pompeianer war, als Legat für Pompeius in Spanien gegen Sertorius und im Seeräuberkriege gekämpft hat. Nach dem Falle des Pompeius wurde er von Caesar begnadigt, ja sogar zum Bibliothekar in Rom bestellt. Im Jahre 43 durch Mark Anton proskribiert, aber durch Vermittlung von Freunden gerettet, starb er im Jahre 28.

Das Leben des Varro fällt der Zeit nach mit dem des Cicero zusammen. Beide stammten aus italischen Landstädten, beide waren, wie es dem echten Römer ziemte, politisch tätig, beide konservativ und demnach für Pompeius mehr begeistert als für Caesar. Beide waren infolge

ihrer politischen Einstellung Verfolgungen ausgesetzt, in beiden lebte das echte Römertum, doch bei Varro ist die Bodenständigkeit stärker gegenüber der Weltläufigkeit Ciceros. Varro ist der schwerfälligere, Cicero der beweglichere Geist. Beide sind von größtem Einfluß auf die Folgezeit geworden. Cicero wirkte durch die großartige Formgestaltung der lateinischen Prosa, durch die glänzende Art, wie er die von ihm aufgenommenen griechischen Bildungswerte mit der römischen Eigenart in neue Form gießen konnte. Varro ist wichtig geworden durch den von ihm zusammengetragenen Wissensstoff, von dem die gesamte Antike bis in die späteste Zeit hinab Anregungen empfängt und aus dem sie schöpft. Sie schreibt immer wieder Tatsachen aus ihm ab, sei es direkt oder indirekt. Während es Cicero in seiner Sprachkunst allmählich zu einem vollständigen Ausgleich zwischen den extremen Polen des Barock und der Klassik gebracht hat, ist Varro trotz einer gewissen Pedanterie und Genauigkeit doch viel stärker im Banne italischer Freiheit und keineswegs imstande, die Rede so vollendet zu gestalten wie Cicero. Wie Cicero ist er Respektsperson für die Machthaber, besonders auch wieder für Caesar. Aber er hat etwas von der Steife, die von Cicero bereits überwunden ist. Er hängt wie Cicero an der Vergangenheit, aber mit einem wesentlichen Unterschied. Für Cicero ist die Vergangenheit der Boden, aus dem er Kraft gewinnt, um eine zukunftsfreudige Jenseitshoffnung nach ehrlicher, mühevoller Tätigkeit für den Staat zu erwarten. Bei Varro begegnet eine starke Hinneigung zur Vergangenheit in dem Sinne, daß er sie liebt. Es gibt für ihn eben eine gute alte Zeit, er ist weniger von den gelehrten modernen philosophischen Schulen beeinflußt als von der Popularphilosophie und der pythagoreischen Mystik. Er hat stärkste sprachliche, ja rein literarhistorische und philologische Interessen. Der stoisch orientierte Philologe Aelius Stilo hatte gewiß größeren Einfluß auf ihn genommen als der eklektische Philosoph Antiochos von Askalon. Die alexandrinische Gelehrsamkeit hatte in dem Polyhistor Eratosthenes ihren Höhepunkt erreicht. In Rom ist Varro sein würdigster Nachfolger.

Überaus charakteristisch ist es, daß Varro über die Landwirtschaft in Form des Dialoges gehandelt hat; so zeigt er sich als ein Kind seiner Zeit, als beeinflußt von Cicero. Der Stoff selbst ist von Kato bereits behandelt worden. Nach ihm haben Saserna, Vater und Sohn, über die Land- und Hauswirtschaft geschrieben. Vergleicht man das Werk des Varro mit dem des Kato, so zeigen sich abgesehen von der modernen Formgebung des Dialoges auch noch andere bezeichnende Unterschiede. Kato ist in seinem Buche ganz der auf die Praxis eingestellte Römer, der zwar mancherlei aus griechischen Büchern gelernt hat, aber es nicht bekennt. Bei Varro tritt neben der Erfahrung, besonders auch als Viehzüchter, die Buchgelehrsamkeit stark in den Vordergrund. Gegenüber dem Hausbuch des Kato, gegenüber der den geistreichen Dialog der feinen Gesellschaft nachschaffenden Kunst Ciceros findet sich eine peinliche Gliederung des Stoffes, das gelehrte Wesen des Verfassers ergeht sich sogar in etymologischen Spielereien. Die Angabe mannigfacher Quellen soll dem Buche direkt zur Zierde gereichen. Die Sprache selbst ist im Vergleich zu der Ciceros wirklich hölzern zu nennen, ein Fortschritt gegenüber Kato freilich nicht zu verkennen. Das echt römische Wesen und der biedere Sinn des Verfassers zeigt sich in der Vorliebe für kernige Aussprüche, wie sie auch Kato liebt, ferner im Heranziehen gut römischer Sprichwörter. So liegt über diesem ganzen Buch ein auch für den modernen Leser eindrucksvoller Schimmer altrömischer Vergangenheit, gepaart mit griechischer Gelehrsamkeit, es fehlt aber die Anmut, die Ciceros Dialogen eigen ist.

Von den Schriften Varros ist nur wenig erhalten. Aus *Gellius* III 10, 17, wissen wir, daß er bis zu seinem 77. Lebensjahr (39 v. Chr.) 490 Bücher geschrieben hat. Ein Katalog der Werke hat sich durch Zufall

erhalten. Hieronymus gab in einem verlorenen Brief ein Verzeichnis der Schriften des Varro, in dem er die Fülle des Schaffens Varros mit der des Kirchenvaters Origenes verglich. In der Vorrede zu Rufins Übersetzung der Homilien des Origenes zur Genesis wurde nun dieses Verzeichnis aufgefunden (Handschrift zu Arras und 2 Pariser Handschriften). Auch dieses Verzeichnis ist nicht vollständig, da Hieronymus auf Vollständigkeit selbst verzichtet hat. Varro schrieb über sein eigenes Leben. Ferner hat er seine Lebensphilosophie niedergelegt in den *Saturae Menippeae* (150 Bücher) und in den *Loghistorici* (76 Bücher). Historischen Inhaltes sind außer anderen die *Imagines* (15 Bücher), ferner die *Antiquitates* (41 Bücher). Auch Geographie, römisches Recht u. a. hat er behandelt, mancherlei auch in Briefform. Der allgemeinen Bildung diente eine Enzyklopädie in 9 Büchern. Rein literarhistorischen Charakter hatten seine Untersuchungen Über die Dichter und besonders Über Plautus. Die lateinische Sprache untersuchte er in 25 Büchern. Endlich schrieb er in seinem 80. Lebensjahr das schon erwähnte Werk Über die Landwirtschaft.

Menippus von Gadara (3. Jh. n. Chr.) hat in leicht hingeworfener, Prosa und Poesie mischender Form in der Art der kynischen Wanderprediger Betrachtungen über die Art, das Leben zu führen, geschrieben. Diese Gattung von Literatur stammte aus der im Orient heimischen Form, in bewegte Rede Verse zu mischen. Griechische Volksbücher, wie das über das Leben des Homer oder über den Sängerkrieg zwischen Homer und Hesiod, zeigen diese Form. Diese schriftstellerische Gattung übernahm Varro. Durch ihn in der lateinischen Sprache eingebürgert, tritt sie uns dann in volkstümlich gehaltenen Schriften entgegen, wie im Roman des Petronius und der Verspottung des Kaisers Klaudius, die Seneka geschrieben hat (*Apokolokyntosis*), wird aber dann auch am Ausgang des Altertums in ernste Literatur übernommen, so in den enzyklopädischen Roman des Martianus Capella (4. Jahrhundert) „Über die Hochzeit des Merkur mit der Philologie", d. h. mit der Wissenschaft, und in das letzte philosophische Werk der Antike, in des Boethius Tröstungen der Philosophie. Freilich ist im einzelnen immer zu untersuchen, inwieweit die poetischen Einlagen nur Einlagen sind oder die Erzählung weiter führen. Für Varro können wir diese Frage nicht beantworten, denn wir haben nur einzelne Fragmente erhalten.

Zeitlich fallen seine Satiren hauptsächlich in seine Kriegsjahre und so erzählt er ähnlich wie Lucilius viel aus dem Lagerleben und aus den Kriegsereignissen. Nach *Cicero Acad.* I, 8 müssen sie vor 46 v. Chr. abgeschlossen vorliegen. Da Varro, als Dialogperson eingeführt, sie im Verlauf des Gespräches als *vetera nostra* bezeichnet, ist mit Cichorius anzunehmen, daß sie schon lange vorher abgeschlossen sind. Es ist auch möglich, die historischen Anspielungen so zu deuten, daß die Dichtung zwischen die Jahre 81—66 fällt. Varro hatte, soweit die Fragmente zeigen, in diesen Büchern wie in einem Spiegel das Leben aufgefangen und kräftige Ausdrücke geprägt. Die Themen sind verschiedenster Art. Auch seine Vorliebe für die gute alte Zeit ist zu erkennen, wenn er im *Gerontodidascalos* die alte und neue Zeit vergleicht. Im *Sexagesis* erzählt er, daß ein zehnjähriger Knabe einschläft und 50 Jahre später erwacht. Verwundert ist er dann über die Veränderungen, die Rom erfahren hat. Zu den Saturae Menippeae ist auch *Orestes vel de insania* zu ziehen.

In den Loghistorici bildet irgendeine Person den Ausgangspunkt der popularphilosophischen Betrachtung. Die Ausgangsperson ist gewählt, sei es, weil sie wirklich einen Anknüpfungspunkt für die Erörterung bietet, sei es auch, um sie durch die Einführung zu ehren. Es sind, soweit wir sehen, durchwegs Zeitgenossen des Varro hier genannt. Die schon bei Kato begegnende Vorliebe für das Bildungsproblem, für die Erziehung, beherrscht auch Varro; er hat ihr unter anderem auch in diesem Werke Ausdruck gegeben, in *Catus de libris educandis*. Man hat oft *Cato Maior* und *Laelius* mit diesen Werken Varros in Parallele gestellt, doch zu Unrecht, denn bei Cicero handelt es sich immer um Personen aus der Vergangenheit, ferner verfaßte Cicero Dialoge, während Varro Abhandlungen bot.

Das Bildungsproblem fand bei Varro seinen bedeutendsten Niederschlag in der Enzyklopädie *Disciplinarum Libri IX*. Es ist aus den Fragmenten wohl mit Recht geschlossen worden, daß folgende Wissenszweige in den einzelnen Büchern abgehandelt waren: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie, Musik, Medizin, Architektur. Die ersten 7 Bücher sind der Ausgangspunkt der Artes liberales, die durch Martianus Capella, Augustinus und Boethius die Grundlage der mittelalterlichen Bildung wurden. Die Aufnahme von Medizin und Architektur zeigt, wie weit der Begriff der allgemeinen Bildung damals in Rom gefaßt wurde und wie neben die formale Bildung die praktische trat; die Medizin hat auch Kato schon behandelt. Gegenüber dem Bildungsideal Ciceros ist ein wesentlicher Unterschied vorhanden, indem die Philosophie nur mit der Dialektik vertreten ist.

Von den historischen Werken haben die *Imagines*, soweit wir die Überlieferung überschauen (*Gellius*, III 11, 3ff., *Ausonius Mos.* 305f. usw.), ein doppeltes Interesse. Das Werk war illustriert und hatte eine nach der Siebenzahl ausgeklügelte Gliederung. Es gehörte der Literatur über die berühmten Männer an. Es kamen vor: Könige und Feldherren, Staatsmänner, Dichter, Prosaiker, Fachmänner, Künstler, Vertreter anderer Berufsarten, und zwar immer Nichtrömer und Römer. Ähnlich wie im Brutus des Cicero wird gezeigt, daß die Römer den Griechen an bedeutenden Männern nicht nachstehen. Die römische Geschichte kam besonders in dem großen Werk *Antiquitates* zur Behandlung, dessen Aufbau Augustin in seinen Büchern über den Gottesstaat erkennen läßt.

Erhalten ist ein Teil der Bücher *De lingua Latina* (Buch V—X). Das Gesamtwerk umfaßte ein Einleitungsbuch und dann 24 streng gegliederte Bücher. Die Einleitung des Stoffes erfolgte nach 3 Hauptpunkten: Etymologie, Deklination, Syntax (vgl. VII 110), auch die Dreizahl ist eben nach Varro grundlegend (VIII 1); dann wird weiter geteilt; z. B. handelte er in den Büchern 2—7 „über die den Dingen beigelegten Wörter" (V 1 *quemadmodum vocabula essent imposita rebus in lingua Latina sex libris exponere institui*). In den Büchern 2—4 — sie waren einem Septimius gewidmet, der übrige Teil des Werkes oder wenigstens eine große Zahl von Büchern dem Cicero (VII 109) — hatte Varro die Etymologie besprochen, und zwar was für, was gegen, was über sie zu sagen sei (*quae contra eam dicerentur, volumine primo, quae pro ea, secundo, quae de ea, tertio*). Dabei spielt die stoische Wortetymologie eine bedeutende Rolle, auch sonst wird oft an äußere Dinge anknüpfend philosophiert, und zwar in ganz simpler Weise. In den Büchern 8—10 geht es um Anomalie und Analogie: Buch 8 untersucht, was gegen die Analogie, Buch 9, was gegen die Anomalie, Buch 10, was über die Analogie zu sagen sei. Die ganze Theorie wurzelt in der stoischen Lehre, daß die Sprache von Natur (*φύσει*) entstanden sei und sucht sie mit der alexandrinischen Lehre in Einklang zu bringen, wonach die Sprache auf Konvention (*θέσει*) beruhe. Der Streit selbst ist alt; er geht bereits auf die Sophisten des V. Jh. v. Chr. zurück. Die Hauptquelle für die Lehre von der Anomalie (*φύσει*) ist wohl der feingebildete Aelius Stilo, der als Grammatiker und Rhetor gleich ausgezeichnet (vgl. S. 30), sich auch um die altlateinischen Sprachdenkmäler, wie das Salierlied, gekümmert hat. Zu dieser stoisch orientierten Quelle trat eine zweite, die mit dem Grammatiker Philoxenos aus Alexandria sich aufs engste berührt. Varro ist in der Theorie Analogist, in der Praxis war es vielleicht nicht so schlimm mit der Durchführung der Theorie; da mag doch die Einwirkung Stilos zu erkennen sein. Daß Cicero dergleichen Streitigkeiten kleinlich erschienen, bezeugt *Orat.* 155.

Vollständig ist das Werk *Rerum rusticarum libri III* erhalten, das nebst einer Einleitung an die Gattin Fundania 3 Dialoge enthält. Im ersten Buch handelt es über den Feldbau, im 2. über die Viehzucht, und zwar über das Großvieh, im 3. über Kleintiere.

Literatur: Textausgaben: Fragmente der Saturae: in Buecheler-Heraeus, Petronii Saturae, Berlin 1922, S. 177ff. — Goetz-Schoell, De Lingua Latina quae supersunt 1890. — G. Goetz, Rerum rusticarum Libri tres 1929. — K. Mras, Bursians Jahresber. 143 (1909) 63, 192 (1922) 64. — Cichorius, Römische Studien (1929), S. 189—241.

C. IULIUS CAESAR

32 Jahre alt, erklärte Caesar vor dem Volke in der Leichenrede auf des Marius' Gattin Iulia: Amitae meae Iuliae maternum genus ab regibus ortum, / paternum cum diis immortalibus coniunctum est. / Nam ab Anco Marcio sunt Marcii Reges, / quo nomine fuit mater; / a Venere Iulii, / cuius gentis familia est nostra. / Est ergo in genere et sanctitas regum, / qui plurimum inter homines pollent, / et caerimonia deorum, / quorum ipsi in potestate sunt reges.

Meiner Tante Julia Geschlecht stammt mütterlicherseits von den Königen, väterlicherseits ist es mit den unsterblichen Göttern verbunden, denn von Ancus Marcius stammt die Familie der Marcii Reges, welches der Name der Mutter war, von Venus stammen die Julier, zu welchem Geschlechte unsere Familie zählt. Es wohnt also in dem Geschlechte die Geweihtheit der Könige, die am meisten unter den Menschen gelten, und die Heiligkeit der Götter, in deren Macht selbst die Könige sind.

Dieses zufällig (*Suet. Iul.* 6) erhaltene Fragment ist ein Dokument historischen und literarischen Charakters von großem Wert. Es zeigt, daß Caesar vor dem Volke seinen An-

spruch auf eine führende Stellung betonte. Es bekundet Gliederung nach Kola und Kommata, Einfachheit des Satzbaues, Reinheit der Wortwahl und die Fähigkeit, einen würdigen Inhalt mit den schlichtesten Mitteln hoheitsvoll zu gestalten. Der Politiker und Schriftsteller Caesar ist schon aus diesem kurzen Fragment kennbar.

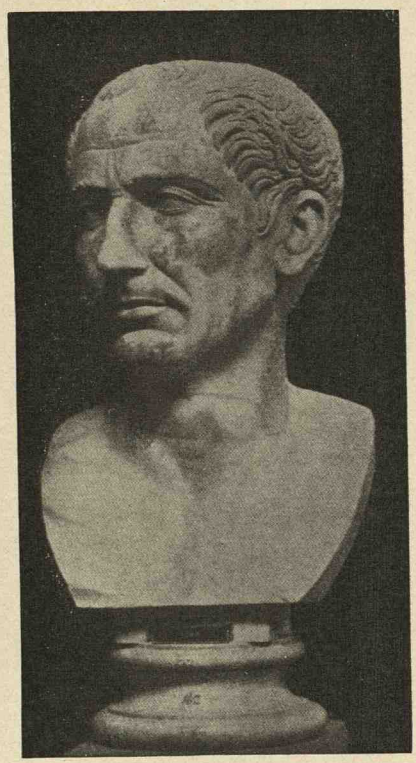
Caesar ist am 13. Juni 100 v. Chr. geboren, war 67 v. Chr. Quästor, 65 Aedil, 63 Pontifex Maximus, 62 Prätor, im Jahre 60 schloß er den Geheimvertrag mit Pompeius und Krassus (I. Triumvirat): „Es sollte nichts im Staate geschehen, was einem von den Dreien mißfalle." Caesar hatte sich für das kommende Jahr 59 den Konsulat gesichert, ferner die Provinz Gallia Cisalpina nebst Illyrikum für 5 Jahre, was gegen Gesetz und Brauch war. Wirklich erhielt er im Jahre 59 die Konsulswürde und vom Volke das diesseitige Gallien. Der Senat fügte Gallia Transalpina hinzu. Als Prokonsul unterwarf Caesar, der bereits in jungen Jahren in Asien, ferner als Quästor im jenseitigen Spanien (Lusitanien) sich als Soldat und Führer bewährt hatte, ganz Gallien. Im Jahre 49 überschritt er den Rubiko, eroberte in wenigen Wochen Italien und nötigte die Generäle des Pompeius in Spanien zur Übergabe. Im zweiten Kriegsjahre (48) kämpfte er in Griechenland gegen Pompeius, der, bei Pharsalus besiegt, nach Ägypten floh und dort ermordet wurde. Caesar verfolgte ihn und wurde in den alexandrinischen Krieg verwickelt, der bis in das Jahr 47 dauerte. Doch er schlug den König Ptolemaios Dionysos am Nil, eilte dann nach Asien, besiegte nach einem fünftägigen Feldzuge („*veni, vidi, vici*") den pontischen König Pharnakes bei Zela. Inzwischen gewannen die Pompeianer Zeit, sich in Afrika zu sammeln, wurden aber daselbst im April 46 von Caesar bei Thapsus geschlagen. Doch entkamen die beiden Söhne des Pompeius sowie T. Labienus nach Spanien und erregten dort einen neuen Krieg, den Caesar im März 45 durch den Sieg von Munda beendigte. Nun übernahm er die Diktatur auf Lebenszeit, erhielt den Titel Imperator und war König in der Tat, wenn auch nicht dem Namen nach. Seine Politik war darauf gerichtet, den Weltstaat auch durch ein Weltparlament regieren zu lassen. Er war ganz und gar davon erfüllt, die römische Herrschaft überall zur Geltung zu bringen, wie auch die Anlage von römischen Kolonien im griechischen Osten zeigt. Wenn es auch sicher sein mag, daß er von Haus aus nach der ersten Stelle im Staate strebte, so mag ihm doch der Weg zu diesem Ziel nicht ganz klar vorgeschwebt haben, sondern er hat es immer wieder verstanden, sich den augenblicklichen Verhältnissen anzupassen. Freilich führte seine Politik noch nicht zur Befriedung des Staates und der Gesellschaft. Die römischen Adeligen waren durch ihn zu sehr zur Seite gedrängt, so fiel er einer Verschwörung von Optimaten zum Opfer. (Iden des März 44.)

Dieser Mann der großen Taten gehört auch der Literaturgeschichte an. Auf seine geistige Entwicklung hat wohl der bei Cicero in den Büchern über den Redner als Sprecher eingeführte Redner und Tragiker Caesar (S. 200f.) eingewirkt, ferner sicher der aus Gallien stammende Grammatiker M. Antonius Gnipho. Dieser, erfüllt von alexandrinischer Bildung, hatte über die lateinische Sprache geschrieben und war Analogist (*Quint.* I 6, 23). Der Oheim Caesars war vielleicht Purist (*Marius Victorinus Gram. Lat.* VI 8). Im Winter 76 hatte Caesar den Unterricht des Grammatikers Molon in Rhodos genossen. Diese Bildungserlebnisse erklären zur Genüge Caesars Haltung zu Stil und Sprache.

Wie Cicero war Caesar als Redner vor dem Volke tätig und veröffentlichte seine Reden auch als Broschüren. Er hat theoretische Schriften und in Fülle Briefe verfaßt, die gesammelt wurden, er hat als Mann von Bildung sich in der leichten Form der Literatur betätigt, aber auch politische Pamphlete geschrieben und seine eigenen Taten geschildert.

Man mag sich fragen, wieso nur die Bücher „Über den gallischen Krieg" und „Über den Bürgerkrieg" vollständig erhalten sind, alles andere aber untergegangen ist. Einiges läßt sich erklären. Die leicht hingeworfenen poetischen Jugendarbeiten Caesars hat Kaiser Augustus unterdrückt (vgl. *Suet. Iul.* 56, 7). Aber als Redner war Caesar angesehen. Das wissen wir vor allem aus der Bezeugung Ciceros, der (*Brut.* 252) erklärt, daß Caesar fast unter allen Rednern am elegantesten, d. h. am gewähltesten lateinisch spreche, ferner (261) sagt: „Caesar aber verbessert, indem er den klugen Verstand walten läßt, die fehlerhafte und schlechte Gewohnheit durch eine reine und gute; wenn er daher zu dieser Auslese lateinischer Worte die bekannten rednerischen Schmuckmittel der Sprache hinzufügt, dann scheint er gleichsam gut gemalte Tafeln in gutem Lichte aufzustellen. Da er nun dieses vorzügliche Lob . . . verdient, sehe ich nicht, welchem Redner er

weichen soll. Eine geradezu glänzende und ganz und gar nicht altmodische Art zu reden besitzt er . . ." Hier handelt es sich um eine Besserung der Umgangssprache durch Caesar. Andere gingen ganz anders vor. Sisenna kam z. B. dazu, ungewohnte Wörter und Formen zu gebrauchen. Sallust ist ihm da gefolgt. Das Lob und Urteil Ciceros kehrt in den verschiedensten Brechungen bei mannigfachen Autoren wieder und zeigt, daß man Caesar im Verhältnis zu Cicero als Redner eine zweite Stelle einräumte. Deutlich beweist dies auch Quintilian *Inst. or.* X 1, 114, wenn er erklärt: „C. Caesar vollends würde, wenn er nur dem Forum sich gewidmet hätte, gleichwertig von den Unseren dem Cicero gegenüber genannt werden." Wir wissen nur von einzelnen Reden, die Caesar gehalten hat, angefangen von der Rede gegen Gn. Cornelius Dolabella, in der er einen eifrigen Verfechter der Senatspartei im Jahre 77 v. Chr. mit Erfolg wegen Erpressung belangte, bis zu den Reden, die er vor seinen Soldaten hielt.



164. C. Iulius Caesar. (Neapel.)

Von leichten Dichtungsarten sei erinnert an das schon vorgeführte Lob des Terenz (S. 137), ferner genannt das sogenannte *Iter*, das er auf der Reise nach Spanien (46) gedichtet hat. Wir erfahren nichts Näheres darüber, können nur aus Lucilius (S. 197) und Horaz Vermutungen über diese Reiseschilderung anstellen. Das Werk *De Astris* diente, wenn es überhaupt von Caesar herrührt und nicht nur in seinem Auftrage verfaßt ist, der Vorbereitung für die berühmte Kalenderreform. Als eine theoretische Schrift sind die zwei Bücher *De Analogia* zu bezeichnen, die dem Cicero gewidmet sind. Sie sind entstanden (vgl. *Suet. Iul.* 56, 5) bei einer Rückkehr aus dem diesseitigen Gallien in das jenseitige. In ihnen fanden sich Sätze wie: „Gleichsam wie eine Klippe, so flieh ein ungehörtes oder ungewohntes Wort" (*Gell.* I 10, 4). Eine politische Streitschrift ist der *Anticato* (*Gell.* IV 6, 8) im Jahre 45 v. Chr. Cicero hatte den Helden Kato als letzten und echten Republikaner gepriesen. Caesar war, wie wir aus dem Leben des Katull wissen (S. 217) gegen Angriffe seiner Politik sehr empfindlich und „legte Wert auf eine gute Presse" (*Cic. ad Attic.* XIII 27, 1; XIII 26, 33). So antwortete er in einer Schrift, die 2 Bücher umfaßte (*Suet. Iul.* a. a. O., *Mart. Cap.* V 468, *Pris.* G. L. II 227, 2; andere Autoren zitieren anders). Von den zahlreichen Briefen Caesars sind einige in der Korrespondenz des Cicero erhalten, so das besonders charakteristische Billett, das auf dem Vormarsch nach Brundisium zu Anfang März 49 (*Ad Attic.* IX 6, Beilage) geschrieben wurde. „Der Imperator Caesar grüßt den Imperator Cicero . . ." Es gab noch Briefe an Freunde und an den Senat.

Vollständig erhalten sind die 7 Bücher „Über den gallischen Krieg" und die 3 Bücher „Über den Bürgerkrieg". Aus *Hirtius Bell. Gall.* VIII *Praef.* 2, *Cic. Brut.* 262, *Suet. Iul.* a. a. O. und *Strabo* 177 C ergibt sich, daß Caesar sein Werk *Commentarii rerum gestarum* betitelt hat. Was hat man unter seinen Kommentarien zu verstehen? Sind sie Denkwürdigkeiten (Schanz) oder Tagebücher (Teuffel-Kroll), sind sie der militärische Rapport des demokritischen Generals an das Volk, von dem er seinen Auftrag erhalten hatte (Mommsen) oder sind sie die sachlich militärischen Berichtungerstattungen auf Grund von Aufzeichnungen des Hauptquartiers und von Berichten der detachierten Truppenkörper (Norden), oder geben sie sich als Stoffsammlung, mit deren Hilfe der Historiker Geschichte schreiben soll (Klotz) oder sind sie endlich wirklich nicht zur Verteidigung, sondern nur aus historischem Interesse als wirkliches Geschichtswerk geschrieben (Franz Beckmann). Schon dem *Bellum Gallicum* wohnt meiner Ansicht nach ein apologetischer Zweck inne. Caesars Tätigkeit in Gallien erfuhr Angriffe (*Plutarch. Caes.* 22. *Appian. Rer. Gall.* 18). So ist es auch nicht wahrscheinlich, daß Caesar mit seinem Werk sich bloß den Anschein geben wollte, er liefere nur das Material für den künftigen Historiker seiner Taten. Freilich Cicero sagt dies (*Brut.* 262): „Nüchtern sind sie, gerade aufs Ziel losgehend und anmutig, aber alles rednerischen Schmuckes entbehrend. Doch indem er wollte, daß andere, die Geschichte schreiben wollten, bereit hätten, woher sie nähmen, hat er Toren vielleicht etwas Angenehmes bereitet, die jene Darstellung mit

165. Bronzestatue eines kämpfenden Galliers. (Berlin.)
(69. Winckelmannsprogramm.)

Schnörkeln aufputzen wollen, vernünftige Menschen freilich hat er von einer Darstellung abgeschreckt, denn in der Geschichte gibt es nichts Angenehmeres als nüchterne und klare Kürze." — Man muß bedenken, daß Cicero eine solche Auffassung über Caesars Absicht leicht gewinnen konnte, denn sie entsprach ganz seiner persönlichen Denkweise und seinen Wünschen. Im Jahre 60 meldet er dem Attikus (II 1, 1), er habe an Poseidonios einen Commentarius über seinen Konsulat geschrieben, damit dieser über eben diese Dinge in geschmackvollerer Aufmachung schreibe. Zu beachten ist ferner, daß es auch Commentarii der Provinzstatthalter gab, wie uns die Beamtenschaft der Commentarienses zeigt. Es wurden auch Commentarii von Beamten in Griechenland geführt. So kennen wir das Amtsjournal über die Tätigkeit des Chefs der ägyptischen Bezirke Ombi und Elephantine (Pariser Papyrus Nr. 65). Wie bei Caesar und schon bei Xenophon erfolgt in diesem Papyrus die Erzählung in der 3. Person, die Darstellung entbehrt rhetorischer Kunstmittel und ist rein sachlich. Dazu kommt, daß Caesar selbst auf das Amtsjournal hinweist, wenn er in der Darstellung des Bellum Gallicum seine Tätigkeit als Zivilstatthalter wenigstens streift (I 54, VI 44, VII 1). Auch wissen wir aus *Suet. Iul.* 56, 6, daß er jährlich an den Senat einen Bericht geschickt hat. Er setzte zuerst an Stelle der Brief- die Buchform.

Die Abfassungszeit des *Bell. Gall.* ist umstritten. Theodor Mommsen hat aus I, 28, 3 (Niederlassung der Boier bei den Haeduern) und aus der Tatsache, daß die Boier im 7. Buche im Gefolge der Haeduer erscheinen, geschlossen, daß das Werk in einem Zuge geschrieben sei. Unanfechtbar ist sein Beweisgrund nicht. Man meinte auch eine stilistische Verschiedenheit in den einzelnen Büchern zu erkennen. Man darf aber nicht übersehen, daß die angeführte Stelle über die Boier immerhin durch den Hinweis, daß sie später die gleichen Rechte bekamen, doch auf eine spätere Zeit als das Jahr 58/7 hinweisen kann. Cicero spricht an der berühmten Stelle der Rede *De Prov. cons.* von den Briefen, den Gerüchten, dem Gerede, durch die Caesars Ruhmestaten bekannt seien. Es werden aber nicht, was doch im Jahre 56 schon möglich wäre, ausdrücklich die Commentarii erwähnt. Auch läßt sich alles, was in stilistischer Beziehung beobachtet wurde, damit erklären, daß Caesar nicht ohne Ruhepause das große Werk geschrieben hat, ferner hat das Werk eine feste Disposition. Es wird mit einer geographischen Einleitung begonnen, die schnell zu den Helvetiern überführt. Wo neue Völker vorkommen, werden sie gerne irgendwie charakterisiert, so die Nervier im 2. Buch, die Sueben im 4.; die große Schilderung der Germanen und Kelten ist auf das 4. Buch abgestimmt. Die geographischen Exkurse sind geschickt über das ganze Werk verteilt. Caesar schließt sein Werk mit dem großen Keltenaufstand des Vercingetorix. VII 4 wird er kurz charakterisiert und am Schluß des Buches sein Niedergang und Niederbruch vor Augen geführt. Immer mehr und mehr ist die schlichte Form des Commentarius durchbrochen, immer mehr und mehr ist aus den Commentarii das Geschichtswerk geworden. Nimmt man noch hinzu, daß Caesar die Jahre 51 und 50 gar nicht behandelte, so wird man doch eher der Meinung zuneigen, daß das Werk vom Winter 52 auf das Frühjahr 51 entstanden ist. Im Verlaufe des Jahres 52 verschärften sich auch die Treibereien gegen Caesar, die schließlich zum Bruch mit dem Senate führten. Überdies sind auch die Bücher über den Bürgerkrieg erst nach Beendigung des Krieges geschrieben (z. B. III 18, 5).

Wir haben zu den Ereignissen, die Caesar schilderte, eine doppelte Parallelüberlieferung. Die eine wird vertreten durch Plutarchos (46—120 n. Chr.) und Appianos, einen Freund des Rhetors Fronto (2. Jhdt.).

Die appianisch-plutarchische Erzählung durchzieht der Gedanke, daß durch das sogenannte Triumvirat des Jahres 60 das Gleichgewicht des Staates gestört worden sei und daß von diesem Ereignis, nicht von dem Bruch zwischen Caesar und Pompeius, der Bürgerkrieg zu datieren sei. Diese Auffassung entstammt dem Werk des Asinius Pollio, das mit dem Jahre 60 die Darstellung des Bürgerkrieges begann (Kornemann J. f. Ph. S. XX, 572).

166. Gallischer Krieger. Hellenistische Arbeit.
(Rom, Villa Albeni. Nach Bieńkowski.)

Asinius Pollio, 76 geboren, steht bei Beginn des Bürgerkrieges auf Seite Caesars, vielleicht aus persönlicher Freundschaft, möglich auch, weil er ihm die besseren Aussichten zuschrieb (*Cicero ad fam.* X 31, 2). Er ist in der Umgebung Caesars am Rubiko, bei Pharsalus und Munda. Im Bürgerkrieg zwischen Oktavian und Antonius schlug er sich auf Seite des Antonius, später zog er sich ganz von der Politik zurück. Er ist Redner, Historiker, Kritiker und Dichter gewesen. Sein Geschichtswerk, das mit dem Jahre 60 begann (*Horaz Od.* II 1, 1) reichte bis zum Jahre 42 v. Chr. (*Tacitus Ann.* IV 34), ja vielleicht sogar bis zur Schlacht bei Aktium. Es hatte den Titel *Historiae*. Während Caesar die gallischen Verhältnisse und Kriege als geschlossene Einheit erzählt und nur an ganz wenigen Stellen auf die stadt-römischen Verhältnisse Bezug nimmt, haben Appian und Plutarch offenbar nach Asinius die gallischen Verhältnisse in Verbindung mit den stadt-römischen dargestellt (Plut. Caes. 46, 2).

Dagegen geht auf Caesar direkt, wenn auch mit einer Caesar feindlichen Einstellung, die Darstellung des pompeianisch gesinnten Historikers Livius zurück. Von ihm beeinflußt ist die Epitoma des *Iulius Florus*.

Ein Teil der Betrachtungen, mit denen Dio Cassius seinen Bericht der Schlacht bei Pharsalus einleitet, deckt sich so mit dem von Livius abhängigen Dichter Lucanus, daß Livius zweifellos die Quelle ist. Endlich hat auf Veranlassung des Kirchenvaters Augustinus zu Beginn des 5. Jhdt. n. Chr. der Presbyter Paulus Orosius aus Spanien einen Abriß einer Weltgeschichte verfaßt. Das Werk umfaßt 7 Bücher von Adam bis 417 n. Chr. Auch er benützt Caesar.

Dadurch, daß Caesar sein Werk Commentarii nannte, hatte er die Glaubwürdigkeit als Programm aufgestellt und Glauben vom Leser verlangt, indem sie diesem gleichsam verbürgt wurde. Sie führt er in der Weise durch, daß er meisterhaft die Kunst versteht, manches nicht zu sagen, ohne doch irgendwie die Tatsachen zu fälschen.

Betrachten wir z. B. die Erzählung über den Ausgang der Schlacht gegen die Helvetier. Hier kann man sehen, wie Caesar einfach durch seine Kunst der Erzählung einen wesentlichen Punkt ganz in den Hintergrund stellt. Er sagt nur, daß er drei Tage auf dem Schlachtfeld geweilt hat, die Helvetier aber abgezogen sind. Er hat sicherlich den Gegner geschlagen und verdrängt, aber selbst schwerste Verluste erlitten. So wird die Wahrheit nicht verletzt. Der zu lesen versteht, dem bleibt diese Tatsache nicht verborgen.

Caesar hat sein Werk absichtlich nicht in die Form des hohen historischen Stiles gekleidet. Er verzichtete auf den von Cicero für ein Geschichtswerk als unbedingt notwendig erkannten rhetorischen

167. Marmorkopf einer Gallierin, verwundet oder sterbend.
(Thermenmuseum, Rom. Nach Bieńkowski.)

Schmuck. Caesar begnügt sich, rein äußerlich chronologisch die Ereignisse aneinander zu reihen, die Übergänge schlicht zu gestalten, mit den Worten *bello Helveticorum confecto* verläßt der Schriftsteller die Helvetier, ohne weiter ein Wort über sie zu verlieren. Er geht dann zum Kampf mit Ariovist über. Aber wieder herrscht auch hier nur scheinbar Schlichtheit: Nach der Besiegung der Helvetier versammeln sich die Gesandten ganz Galliens, um Caesar zu beglückwünschen. Er ist der Befreier Galliens und nun ergibt sich, daß er Gallien auch von Ariovistus, dem germanischen Heerkönig, zu befreien hat. Im Jahre 59, im Jahre seines Konsulats, hatte Caesar dem Ariovistus den Titel eines Freundes des römischen Volkes verschafft, also in ihm einen Bundesgenossen gesucht. Wir wissen ferner, daß im Jahre 61 der Druide und Staatsmann Diviciacus als Abgesandter der römisch-nationalen Partei im Hause Ciceros weilte, daß im Jahre 60 der Konsul Metellus kriegerische Absichten gegen die Gallier hegte. Wenn nun Caesar im Jahre 58 nach dem Krieg gegen die Helvetier sich anders gegen Ariovistus einstellte als früher, so darf man nicht glauben, er sei ohne Kenntnis gallischer Verhältnisse gewesen und ein Spielball der politischen Verhältnisse geworden, sondern sein siegreiches Auftreten hatte eben die politische Lage geändert. Übrigens ist *Bell. Gall.* I, 28 zu beachten: „Er befahl den Helvetiern in die Heimat zurückzukehren. Er tat dies besonders deshalb, weil er nicht wollte, daß die Gegend, aus der die Helvetier ausgewandert, leer stehe, damit nicht wegen der Güte des Ackerlandes die Germanen jenseits des Rheins aus ihren Gebieten in das der Helvetier übergingen und Nachbarn der gallischen Provinz und der Allobroger seien." Hier wird die Ursache des helvetischen Krieges angegeben, alles andere war die Veranlassung. Nur setzt Caesar das an den Schluß und so nebenbei hin, was wir gerne am Anfang gelesen hätten. Daß der Name des Ariovistus zunächst nicht genannt wird, hatte natürlich seinen Grund. Die Darstellung Caesars sollte ja zeigen, daß er zum Krieg gedrängt wurde.

Caesar ist in seinen Commentarii keineswegs nur ein schlichter Berichterstatter, sondern auch ein wohlüberlegender Meister der Darstellung, wie es von dem gepriesenen Redner nicht anders zu erwarten ist. Äußerlich ist dies verdeckt. Wir finden keine prunkvolle Aufmachung. Äußerste Beschränkung in der Wortwahl soll den schlichten Stil kennzeichnen. Es ist errechnet worden, daß im Ganzen Caesar in *Bell. Gall.* an 2600 verschiedene Worte gebraucht, 788 bloß einmal, 614 zwei- oder dreimal, so daß nur 1200—1300 Worte für die Darstellung ausreichen. Wir sehen, wie Caesar mit höchster Kunst die Wortwahl durchführt. Fremdwörter werden gemieden außer Fachausdrücken. Bemerkenswert sind Wiederholungen derselben Ausdrücke im *Bell. Gall.* Man hat sie wohl als mechanische Wiederholungen desselben Wortes zu erklären, nicht mit dem beabsichtigten schlichten Stil in Zusammenhang zu bringen.

Der Stil erscheint stellenweise nachlässig, so werden vier Satzteile einfach mit *et* angefügt (III 3, 1—3); hier und da wird volkstümliches *is* statt des Reflexivpronomens gebraucht. Das feierliche *atque*, das Kato und Sallust lieben, das Cicero *De imperio Gn. Pompeii* vorzieht, wird weniger verwendet. Daneben zeigen sich gewisse individuelle Eigentümlichkeiten. So wenn er ein einziges Mal *haud* verwendet (V 54, 5), dem Infinitivus historicus nicht wie Sallust ein reiches Feld überläßt, gewisse Worte wie *fluvius, amnis, clades, strenuus, metuere, supplicare, etiamsi, quamquam, referre, igitur* niemals gebraucht, *quia* nur einmal.

Aber all diese Schlichtheit ist doch wieder gepaart mit einer reichen Fülle von Abwechslung, namentlich in der Schlachtenschilderung. Überall begegnet eine bildhafte Klarheit. Caesar versteht es besonders dadurch, daß er gerne die Sätze in Kola und Kommata gliedert und die Verba an den Schluß setzt, Deutlichkeit der Darstellung zu erzielen. Die Participia und Nebensätze werden so angeordnet, daß sie das Hauptgerüst des Satzes deutlich hervortreten lassen. Durch den einfachen Satzbau und seine Teilung in Kola entsteht von selbst auch häufig ein Gleichklang der Endungen am Satzschluß, ohne daß man an beabsichtigten Prosareim denken darf (z. B. I 6, 3; III 12, 3 usw.); oft ergeben sich Isokola (I 12, 3), bisweilen mit Gleichklang (III 9, 1). All das gilt auch für das *Bell. civ.* Ein beliebter Schmuck antiker Geschichtswerke sind die direkten Reden. Caesar hat sie im Ganzen gemieden, so findet sich z. B. in den Verhandlungen zwischen Caesar und Ariovist kein eigenes direktes Wort. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß der Rhetor *Florus* I 54, 11 den Barbaren in direkter Rede sprechen läßt. Wenn wir von IV 25, V 30, V 44 absehen, so lesen wir im *Bell. Gall.* nur die Rede des Critognatus VII 77, in der er die verzweifelten Gallier zur letzten heldenmütigen Gegenwehr auffordert und den Rat gibt, lieber Kinder, Frauen und Greise zu essen als den Kampf aufzugeben. Hier in dieser großen Rede erweist sich Caesar als Künstler der Sprache und verwendet auch Rhythmen, ebenso auch in der Rede des Curio im *Bell. civ.*

Der objektiven Darstellung der Commentarii entspricht es, daß Caesar von sich nur an 4 Stellen (II 24, 1; IV 16, 2; IV 17, 1; IV 27, 2) in der ersten Person redet. Freilich darf man nicht die handschriftliche Überlieferung dadurch verdunkeln, daß man für IV 17, 1 und IV 27, 2 den Plural einsetzt. Man muß sich schon damit abfinden, daß Caesar in demselben Satz von sich in der dritten Person und in der ersten Person des Singulars spricht. Die Form des Commentarius hat Caesar auch äußerlich gesprengt. So wenn er geographische und ethnographische Exkursionen bietet. Man hat diese zum Teil als unecht ausscheiden wollen, und zw. I 1, 5—7; 6, 1; 16, 2; 33, 4; III 20, 6; IV 10; V 12—14; VI 25—28; 29 (4). Es ist nicht zu leugnen, daß diese Stellen sprachlich mannigfache Abweichungen vom Stil der Commentarii zeigen, aber nirgends läßt sich nachweisen, daß Ausdrücke gebraucht werden, die nicht auch sonst in geographischen Beschreibungen üblich sind. Man wird daher gut tun, sie ebenso für echt zu halten wie die ethnographischen Schilderungen, vor allem über die Sueben im IV. Buch Kap. 1—3 und über die Gallier und Germanen VI. Buch Kap. 11—28.

Das *Bell. Civ.* ist wohl, worauf die handschriftliche Überlieferung (Cod. Ashburnhamensis) hinweist, ursprünglich in zwei Büchern abgefaßt gewesen, so daß I und II das Jahr 49, III das Jahr 48 behandelt. Caesar ist naturgemäß in diesem Werke weniger unparteiisch als in *Bell. Gall.* Das Werk war zur Zeit, als Hirtius das 8. Buch schrieb, bereits dem Publikum bekannt, sei es, daß Caesar es selbst noch veröffentlicht hat, sei es, daß es unmittelbar nach seinem Tode herausgegeben wurde. In Sprache und Stil lassen sich Stellen aufweisen, die auf mangelhaftere Durcharbeitung des Stoffes hinweisen. So ist die Darstellung des Seekrieges I 56—58 doch erst nach der Beschreibung von Massilia II 1ff. berechtigt.

Das Werk Caesars wurde fortgesetzt. Wir haben darüber vor allem das Zeugnis des Aulus Hirtius. Dieser stand im gallischen und im spanischen Kriege auf Seite Caesars, hatte ferner im Jahre 43 als Konsul die Schlacht bei Mutina siegreich gehalten. Wenn man ihn also nur zu Caesars Amanuensis hat machen wollen, so ist mit Recht neuerdings gezeigt worden, daß Hirtius eher der Chef des Generalstabs Caesars in Gallien gewesen ist.

Hirtius berichtet in einem Brief vor dem sogenannten 8. Buch über den gallischen Krieg, das die Ereignisse der Jahre 51 und 50 zusammen behandelt, wie folgt: „Gezwungen durch deine ständigen Reden, o Balbus, habe ich, da meine tägliche Abweisung nicht eine Entschuldigung für die schwierige Aufgabe, sondern eine Ausrede für Faulheit zu sein schien, mich der schwierigsten Aufgabe unterzogen. Ich habe die Commentarii der Taten unseres Caesar, da seine früheren und folgenden Schriften nicht zusammenstimmten, verbunden und das letzte unvollendete Buch von den Taten zu Alexandria an zu Ende geführt, zwar nicht bis zum Ende des Bürgerkrieges . . . . , sondern bis zum Ende des Lebens Caesars. Daß doch die Leser wissen könnten, wie ungern ich mich der Aufgabe unterzogen, damit ich leichter den Vorwurf der Torheit und Anmaßung abwälze, daß ich mich mitten in die Schriften Caesars hineingedrängt habe. Denn darüber sind doch alle einig, daß nichts so mühevoll von anderen vollendet worden ist, daß es nicht durch die Eleganz seiner Commentarii übertroffen würde. Sie sind veröffentlicht worden, damit nicht das Wissen bedeutender Taten den Schriftstellern fehle. Alle übrigen wissen, wie gut und treffend, wir aber auch, wie leicht und schnell er sie abgefaßt hat. . . . Mir ist nicht zuteil geworden, den alexandrinischen und afrikanischen Krieg mitzumachen. Wiewohl mir diese Kriege zum Teil durch Caesars Gespräche bekannt sind, höre ich doch auch sonst das, was wegen der Neuheit und Auffälligkeit der Tatsachen mich fesselt, anderes was ich auf Grund von Zeugnissen erzählen will." Auf Grund dieser Stelle ist es klar, daß Hirtius der Verfasser des 8. Buches ist, umstritten aber ist seine sonstige Mitarbeit am sogenannten Corpus Caesarianum, denn wir finden noch in je einem Buch den alexandrinischen, den afrikanischen und den spanischen Krieg geschildert. Der Brief des Hirtius aber ist nicht unbeeinflußt von Ciceros Urteil (*Brut.* 262). Geschrieben ist er bald nach Caesars Tod; er enthält ein ausführliches Programm, zu dessen vollständiger Durchführung Hirtius wohl nicht kam.

Hirtius wird vielfach auch als Verfasser des *Bellum Alexandrinum* angesehen, freilich muß man sich dann darüber hinwegsetzen, daß er an zwei Stellen so spricht als wäre er Teilnehmer gewesen. Man hilft sich, indem man annimmt, Hirtius berufe sich hier auf Zeugen. Meiner Ansicht nach ist die stilistische Übereinstimmung zwischen dem *Bell. Gall.* VIII und dem *Bell. Alex.* nicht so groß, daß man einen Verfasser annehmen muß, zumal die Annahme, für Hirtius sei das Unmilitärische im Stile charakteristisch, unsicher ist.

Wenn man den Satzbau des Hirtius mit dem Caesars vergleicht, so sieht man, daß der des Hirtius komplizierter ist, daß er häuft und weniger straff in der Periodisierung ist. Es finden sich hier und da überlange Perioden. Hirtius stellt gern das Subjekt hinter das Verbum, gestattet sich überoft poetische Sperrungen; hier erkennt man den Rhetorenschüler. Das *Bell. Alex.* ähnelt dem Satzbau Caesars mehr, doch ist es auch in den Nebensätzen viel komplizierter.

Was nun die Autorschaft der übrigen zwei Bella anlangt, so ist es zweifellos, daß sie von Augenzeugen geschrieben sind. Sie sind sprachlich unterschieden.

Das *Bellum Africanum* oder richtiger *l. belli Africae* bietet lange, unübersichtliche Sätze, die verwickelter sind als Caesars Sätze, aber auch anders gebaut als die des Hirtius. Im *Bellum Hispaniense* findet man lange Sätze, Parenthesen, viele untergeordnete Partizipien. Doch diese Schriftsteller haben bei Caesar gelernt. Sie sind sicherlich erst durch Caesar angeregt zur Literatur gekommen. Von Hirtius wissen wir, daß er erst nach dem gallischen Krieg bei Cicero Unterricht in der Redekunst genommen. Schon bei ihm sieht man, daß er zwar die rhetorischen Kenntnisse aus Ciceros Schule zu verwerten sucht, aber den sermo castrensis nicht überwinden kann. Viel deutlicher wird dies noch bei den anderen Autoren. So zeigt der Autor des *Bell. Hisp.* überhaupt keinen einheitlichen Stil. Die Grundlage ist der sermo cotidianus, aber dabei findet sich gekünstelte Rede, Ennius wird zitiert, volkstümliche Elemente sind vorhanden, wie der Genetivus absolutus, statt des Superlativus maximus bene magnus, statt parvus minutus, statt omnis totus, Vorliebe für Zusammensetzungen mit con, ja sogar statt Accusativus cum Infinitivo die Konstruktion mit quod, aber in der Flexion ist der Autor rein wie auch die übrigen Schriftsteller des Corpus. Über diese berichtet *Suet. Iul.* 56 folgendes: „Caesar hinterließ die Commentarii seiner Taten des gallischen Krieges und des Bürgerkrieges mit Pompeius, denn der Autor des alexandrinischen, afrikanischen und spanischen Kriege ist ungewiß. Die einen glauben an Oppius, die andern an Hirtius, der auch das letzte und unvollendete Buch über den gallischen Krieg ergänzt hat." Über Hirtius haben wir bereits gesprochen. Oppius kommt nicht in Betracht, da er an keinem dieser Kriege teilgenommen hat.

Die Überlieferung zerfällt in zwei Gruppen. Die eine Gruppe enthält nur das *Bell. Gall.*, die zweite auch die übrigen Schriften. Freilich gibt es einzelne Handschriften, die zwischen diesen beiden Klassen, die man gewohnt ist, α und β zu nennen, stehen. Aus den Unterschriften (I., II., VII. Buch) wissen wir, daß ein Iulius Celsus Constantinus V.C. und Flavius Licerius Firminus Lupicinus den Text revidierten. Iulius Celsus Constantinus wird auch am Schlusse des 7. Buches in der Klasse β genannt (*relegi*). Lupicinus ist ein Neffe des bekannten Bischofs und Kirchenschriftstellers Ennodius und lebte im 6. Jahrh. Constantinus wird man wohl wegen seines Namens nicht vor das 4. Jahrh. setzen können. Es hat also damals eine Revision des Caesartextes stattgefunden. Man ist heute geneigt, vielfach β höher zu stellen als α, doch geschieht dies nicht immer mit vollem Rechte. Der Kirchenschriftsteller Orosius zu Beginn des 5. Jahrhunderts kennt bereits die Textgestaltung von β. Diese scheint also der in dieser Zeit übliche Text gewesen zu sein. Sie zu verbessern, offenbar aus alten Handschriften, wurde die Textesrezension der genannten Männer eingeleitet. Sieht man die Textesverschiedenheiten im einzelnen an, so ist es zweifellos, daß sie sich vielfach durch Abkürzungen, Verkürzungen, Fehler aus der Unzialschrift, aber auch aus langobardischer, ja sogar vielleicht irischer Schrift erklären lassen. So wird man denn die Verschiedenheit unserer Handschriften nicht in allzu frühe Zeit zurücksetzen dürfen, sondern das Auseinandergehen der Texte nach dem 6. Jahrh. oder noch später anzunehmen haben.

Caesars Geschichtswerk ist ein deutlicher Beweis dafür, daß in der ciceronianischen Zeit ein Schriftsteller nicht mehr seinem bloßen Kunsttrieb folgte, sondern einem bestimmten Kunstwillen. Caesar strebte mit aller Kraft jener Form zu, die wir als die Klassik bezeichnen, daneben aber finden sich auch leichte Züge des Barock, hier und da eine Lässigkeit, die man nicht aus der gewählten Form der Commentarii erklären kann. Festes Kunstwollen zeigt sich auch bei Sallust.

Literatur:

Ausgabe: A. Klotz, 3 Bände, Teubner 1927ff. (Ausführliche literarhistorische und handschriftliche Einleitung und Fragmente.) — Übersicht über die Caesar-Literatur gibt in umfassender Weise E. Kalinka, Bursian Bd. 208, 1929 (S. 1ff.). — Franz Beckmann, Die geographischen und ethnographischen Exkurse in Caesars Bell. Gall. 1930. (Vergl. H. Oppermann, Deutsche Literaturzeitung 1930, 2318.)

C. SALLUSTIUS CRISPUS

Sallust wurde im Jahre 86 v. Chr. im Sabinerlande zu Amiternum geboren und starb 35 v. Chr. zu Rom (Hieronymus 1931 = 86 (87) v. Chr. und 1981 = 36 v. Chr., da heißt es aber: „S. starb vier Jahr vor dem Krieg von Aktium." Er stammte aus einem stillen, strengen Gebirgsdorf und kam wie Katull unverdorben in die Großstadt, wo ihn das politische Treiben umtobte und lockte. Er war Quästor etwa 54, Volkstribun 52. Er gehörte zu den heftigsten Gegnern von Ciceros Freund Milo (*Asconius* 34, 30 St.). Angeblich wegen seines Privatlebens (so Varro in *Pius aut de pace* bei *Gell.* XVII 18), in Wirklichkeit wegen seiner politischen Stellung wurde er aus dem Senate gestoßen (50 v. Chr.) (*Dio.* 40, 63, 4), durch Caesar im Jahre 49 wieder in den Senat aufgenommen, war er an seiner Seite bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolg im Bürgerkrieg tätig und erhielt die neugegründete Provinz Afrika zur Verwaltung. Mit großen Reichtümern zog er sich nach Caesars Tod ins Privatleben zurück. Er gründete die Horti Sallustiani auf dem jetzigen Monte Pincio, die später in kaiserlichen Besitz übergingen.

Von Sallust haben wir vollständig erhalten eine Monographie über die katilinarische Verschwörung (63 v. Chr.) und eine über den Jugurthinischen Krieg (111—105 v. Chr.), ferner Bruchstücke aus dem Geschichtswerk *Historiae*. Dieses schloß an Sisenna an, reichte vom Tode Sullas bis in das Jahr 67 v. Chr. Da es so keinen begründeten Abschluß hatte, nimmt man mit Recht an, daß Sallust durch den Tod an der Beendung dieses Werkes verhindert wurde. Auf seinen Namen gehen ferner eine Invektive auf Cicero und zwei Sendschreiben *Ad Caesarem senem*. Die beiden Monographien lassen uns deutlich die Eigenarten der Sallustianischen Geschichtsdarstellung erkennen. Beide Werke wollen Kunstschöpfungen sein. Das *Bellum*

Catilinae (über den Titel *Quintilian* III 8, 9) beginnt mit einer philosophischen Einleitung, in der der Schriftsteller den Supremat des Geistes über den Körper vertritt und das, was den Altvordern, aber auch noch dem Scipionenkreis in der Lebensführung wichtig schien, die Bestellung des Ackers und die Jagd, beiseite schiebt zugunsten der geistigen Betätigung und der Erlangung der Tugend. Das sind griechische Gedanken, die in ihrem Endpunkte in Platon wurzeln. Doch sind sie so gestaltet, daß sich Anklänge an eine ganze Reihe von griechischen Schriftstellern finden. Dazu kommt eine römische Note. Denn die Virtus Romana wird gepriesen und über die Vergänglichkeit des Ruhmes gesprochen. Man denkt da unwillkürlich an Formulierungen, die bei Cicero im Traum des Scipio vorliegen. So zeigt sich eine gewisse Zwiespältigkeit in den Denkelementen, die aber doch zu einer Einheit verbunden wird. Daß dies möglich war, verdankt Sallust doch nur Cicero, der den Bildungsbegriff geformt hatte. Die Verbindung römischer Eigenart und griechischer Geistigkeit war eben schon zum Dogma geworden. Dabei stellt sich Sallust, ganz sicher im Gegensatz zu Cicero, weit mehr als dieser auf das National-Römische ein. Dies geschieht auch in formaler Hinsicht.

Nach der philosophischen Einleitung folgt im *Bellum Catilinae* die Darlegung des Themas: „Also werde ich über die Verschwörung des Catilina möglichst wahrheitsgetreu kurz handeln, denn diese Tat halte ich in erster Linie für denkwürdig durch die Ungeahntheit des Verbrechens und der Gefahr. Aber über den Charakter des Menschen muß ich weniges klarlegen, bevor ich den Anfang der Erzählung beginne." Und nun werden Katilina und seine Genossen charakterisiert, dann das Wachsen und der Verfall des römischen Staates geschildert. Hierauf (Kap. 16—25) wird (chronologisch falsch) Katilinas Verschwörung schon für das Jahr 64 erzählt, dabei die Erzählung über die Verschwörung des Jahres 66/65 eingeschoben, Ciceros Wahl zum Konsul wird gewürdigt. Den Schluß bildet im Kap. 25 die Charakteristik der Sempronia. Nach der Schilderung dieser mondänen Dame der Hocharistokratie, die im Kreise der Katilinarier der weibliche Gegenspieler des „aus adeliger Familie stammenden Katilina" war, wird die Verschwörung bis zu Ciceros Rede im Senate und Katilinas Abreise in der Nacht vom 7. auf 8. November des Jahres 63 erzählt (Kap. 26—32, 2). Nun werden die Vorgänge im manlianischen Lager in Etrurien vorgeführt, dabei die politischen und sozialen Zustände Roms geschildert. 39, 6—49 wird die Aufdeckung und Verhaftung der Verschworenen in Rom erzählt, hierauf die große Senatssitzung, aus der die Reden Caesars und Katos vorgeführt werden. Daran schließt sich eine vergleichende Charakteristik dieser beiden politischen Gegner. Kato ist der Mann des unbeugsamen Willens, der aber der Tat nicht fähig ist, Caesar der großzügige, milde, tatkräftige und tatendürstige Held. Nach der Senatssitzung erfolgt die Hinrichtung der Aristokraten in dem schauerlichen Kerker Tullianum. 56—61 wird die Schlacht bei Pistoria in Etrurien und Katilinas Ende erzählt. Unrichtig ist die Ansicht, daß Katilina der Held ist, den Sallust über die andern hinausragend und eingehend schildert. Nein, Katilina und seine Genossen, Sempronia, Caesar, Kato usw., sie alle treten auf, ja sogar die beiden großen Reden stellen einen Höhepunkt der Erzählung dar, einen anderen die politischen Verhältnisse. Sie sind der tiefe Hintergrund, aus dem sich erst Katilinas Tat erklären läßt. So sind dem Gehalte nach Elemente der Klassik und des Barocks gemischt. Ferner ist die Disposition straff, doch gestört durch den Einschub über die sogenannte Verschwörung des Jahres 66/65.

Caesar hat in seinen ungefähr 5 mal so umfangreichen Büchern vom gallischen Krieg nur eine einzige direkte Rede gegen Schluß des 7. Buches. Bei Sallust zählt die direkte Rede wie z. B. in dem Geschichtswerk des Thukydides zum festen Besitzstand. Selbstverständlich hat Sallust diese Reden nicht etwa Akten entnommen und sie gleichsam als Belege eingeführt, sondern sie sind schriftstellerische Schöpfungen, die dazu dienen, sowohl die handelnden Personen zu charakterisieren als auch Grundgedanken des Schriftstellers den Rednern in den Mund zu legen. Die Reden sind aufeinander abgestimmt; aber Sallust hat im Grundzug doch die Leute irgendwie im Anschluß an ihre wirklichen Lebensanschauungen (z. B. Caesar — Epikureer, Kato — Stoiker) und einzelne charakteristische Äußerungen reden lassen. So deckt sich Caesars Äußerung über den Tod 51, 21 mit *Cic. Cat.* IV 7, Katos Bemerkung über seine besondere Achtsamkeit gegenüber den Katilinariern mit *Plut. Cic.* 21. Man wird sich aber vergeblich bemühen, in den einzelnen Reden stilistische Verschiedenheiten aufzusuchen. Daß Sallust Aktenstücke hätte einlegen können, beweist der kurze Brief des Katilina. Besonders charakteristisch ist es aber, daß von den großen Reden Ciceros nur

die erste katilinarische erwähnt wird, keineswegs aber Cicero als Redner vorgeführt wird. Dies ist kein Beweis dafür, daß Sallust den Cicero schlecht behandelte, sondern es geschah aus stilkritischen Gründen. Die durch Cicero selbst veröffentlichte Rede konnte von Sallust nur entweder ganz seinem Geschichtswerk eingefügt werden oder kurz auf sie verwiesen werden. Eine stilistische Umarbeit hätte gegen den Grundsatz verstoßen, eine möglichst wahrheitsgetreue Darstellung zu bieten. Genau so verhielten sich *Livius* XLV 25 und *Tacitus Annalen* XV 63. Natürlich ist Sallust kein Anhänger Ciceros, das beweist, wenn er mit *Cat.* 29, 1 *neque . . . satis compertum habebat* auf das stolze Wort Ciceros (*Cat.* I 10) *comperi omnia* anspielt. Seine Darstellung ist auch so angelegt, daß Caesars Anteil an den Umtrieben Katilinas verschwindet. Das will er eben erforscht haben. Die Schrift scheint ja eine Gegenschrift auf Angriffe gewesen zu sein, die Caesar erfahren hat. Daß die Schrift schon zu Caesars Lebzeiten geschrieben wurde, läßt sich nicht erweisen, wenn es auch geistvoll versucht wurde.

Auch dem *Bellum Iugurthinum* ist eine philosophische Einleitung vorausgeschickt. Diesen Krieg will Sallust erzählen, damit klar werde, welches die Schäden des Regimentes der Nobili seien. Wieder findet sich gleich im Anfang eine glänzende Charakteristik des Hauptspielers Jugurtha, wieder werden innerhalb des Werkes andere Personen geschildert. Von den Reden seien besonders die großen Reden des Memmius und Marius genannt. Die Schrift bietet auch einen ethnographischen Exkurs über Afrika, ferner die schöne Erzählung von dem vaterlandsliebenden philaenischen Brüderpaar.

Über den Inhalt und Aufbau der Historien läßt sich weniger sagen, aber auch hier gab es eingelegte Reden und Briefe und prächtige Charakterschilderungen, so besonders von Sertorius. Die lebenswarme Schilderung des Landmannes wirkte auf die weitere Literatur. Das Werk selbst enthielt eine historisch-philosophische Einleitung, in der der Schriftsteller sich so wie in den beiden anderen Werken die Frage vorgelegt hat, wie das große Imperium Romanum dem Untergange verfallen mußte. Wenn Polybios die Frage aufgeworfen hat, durch welche Mittel der römische Staat in so kurzer Zeit gewachsen ist, so überdenkt Sallust immer wieder, welches die Ursache sei, daß dieses Staatswesen auseinanderfalle. Es ist der Politiker, der hier Geschichte schreibt, der Politiker, der durch Caesars Schule gegangen ist und durch das Verhalten der Nobilität gegen Caesar und den gräßlichen Tod, den Caesar erlitten hat, zur Verzweiflung am Staate getrieben wurde. Für uns aber ist dieses immer wieder erneute Aufrollen des Staatsproblemes und die fortwährenden Ausblicke auf Roms gute alte Zeit nur ein Beweis dafür, wie stark der Patriotismus des Schriftstellers gewesen ist.

Für die Beurteilung des Stiles sind zunächst antike Urteile maßgebend. Er wird (*Vell. Paterculus* II 36, 2; *Quintilianus* X 1, 101) mit Thukydides und mit Kato (so auch von Livius bei *Seneca Contr.* IX 1, 13) verglichen, Urteile, die vielleicht schon auf Asinius Pollio zurückgehen (*Suet. De Gram.* 10). In der Tat sieht man auch bei uns Modernen immer wieder das Streben, diese Beurteilung als richtig anzuerkennen, man spricht sie jedoch häufiger nach als sich über ihre Berechtigung Klarheit zu verschaffen. Von Thukydides hat er sicherlich nicht nur Anregungen im einzelnen erhalten, sondern vor allem die Kunst der direkten Rede. Thukydideisch ist auch die Feierlichkeit, die über dem ganzen Werk liegt, und der Patriotismus, der die Schriftstellerei des Sallust durchglüht. Es ist das die gravitas oder σεμνότης. Dieselben Elemente erinnern an Kato und rechtfertigen den Vergleich mit diesem. Auch sucht und findet Sallust in Stil und Sprache Anschluß an ihm.

Man tut Unrecht, wenn man Sallust nur zum Nachahmer des Thukydides und Kato macht. Es ist etwas ganz Eigenartiges um diesen Schriftsteller. Das zeigt auch die Wirkung auf die Folgezeit. Er wird auf dem Gebiet der historischen Darstellung zum Vorbild. Tacitus wandelt in seinen Wegen und nennt ihn *florentissimus rerum Romanarum auctor*. Ja selbst die Kirchenschriftsteller wie Sulpicius Severus sind von ihm abhängig. In der Zeit des Hadrian wird er ins Griechische übersetzt. Er wird kommentiert und immer wieder zitiert und im einzelnen nachgebildet.

Worin besteht nun des Sallust Eigenart? Er hat sich keineswegs nur an einem Schriftsteller, mag er nun Thukydides oder Kato heißen, ein Vorbild genommen, sondern er ist bewußter Künstler geworden, indem er in der Form der Monographie nach dem Beispiel des Coelius Antipater auf kleinem Raume Geschichte zu schreiben unternahm. Hierbei versucht er es, all das, was vor ihm auf diesem Gebiete geleistet wurde, in sich aufzunehmen

und zu verarbeiten. Lehnt er sich im einzelnen an einen Schriftsteller an, so läßt sich zeigen, daß er die Stelle umformt und also voraussetzt, daß der Leser die Anspielung kennt, die Umbildung merkt und sie überlegt. Doch wir haben noch weiter zu gehen. Ist ihm Thukydides für das Großartige der Auffassung der Geschichtsschreibung und für die indirekte Charakteristik Vorbild gewesen, so übernimmt er die kräftige direkte Charakteristik aus Xenophon, lernt die psychologische Durchdringung und Schilderung aufgewühlten Seelenzustandes bei den Schülern des Isokrates, Ephoros und Theopompos und den hellenistischen Historikern, geht so weit, Persönlichkeiten in Rede und Charakteristik nebeneinander zu stellen, hat also das literarische Genos der Synkrisis erfolgreich benützt und vertieft. Nach dem Beispiel des Poseidonios verbindet er Philo ophie und Geschichte, wie Polybios macht er sich Gedanken über das Wesen der Geschichtsschreibung und hat den Mut, persönlich zu werden. Er flicht politische, historische, geographische Exkurse ein, was wieder ganz im Geiste des Thukydides und Poseidonios ist. So glauben wir, daß dem Gehalt nach die Elemente der sallustianischen Geschichtsdarstellung nicht durch Anlehnung an ein Muster zustandegekommen sind, sondern daß der Autor in voller Kenntnis der griechischen und römischen Tradition gearbeitet hat, und zwar mit der Absicht, die bereits gewonnenen Mittel historischer Darstellung auf kurzem Raume zusammenzudrängen, und daß er durch ihre Vereinigung zu neuer Kunstform vorzudringen und so die im Altertum und in der Gegenwart bewunderten Kunstwerke zu schaffen vermochte. Das Streben nach Vereinigung zeigt sich übrigens auch in den Charakteristiken. Die einzelnen Personen heben sich vom tiefen Hintergrund ab (plebs, nobiles). So ist individualistische und typologische Schilderung meisterhaft verbunden. Die Kunst, Verschiedenartiges zu vereinigen, wurzelt aber endlich doch in derselben Stiltheorie, der Cicero immer wieder die Wege zu ebnen sucht und die in der damals schon herrschenden Beurteilung der Kunst des Demosthenes zu Tage tritt. Nur macht es Sallust anders als Cicero. Er ist absichtlich unmoderner und volkstümlicher in der Formgebung, so gewinnt er eine nationale Tönung.

In sprachlicher Hinsicht ist Sallust verschieden beurteilt worden. Gehen wir von dem Tatsächlichen aus, so finden wir als eigentümlich einen überaus einfachen, klaren Periodenbau, eine Vorliebe für Sentenzen. Seine ganze Sprache ist der strengste Gegensatz zur Sprache Caesars, aber auch zu der Ciceros, z. B. meidet er nicht das Wort *igitur* an erster Stelle, ferner verwendet er den Infinitivus historicus mit besonderer Vorliebe (452 mal), zieht *atque* dem einfachen *et* vor; er liebt Wortfiguren, besonders Alliterationen. Hier und da gibt es einen Graecismus und eine retrograde Formbildung. Im einzelnen hat man schon im Altertum bei ihm Archaismen entdeckt, in neuerer Zeit sprach man von einem volkstümlichen Demokratenlatein und hat wiederum vor ganz kurzem auf die Archaismen besonderen Wert gelegt. Dabei ist zu beachten, daß häufig der Unterschied zwischen dem Archaismus und dem Vulgarismus nicht scharf zu ziehen ist. Oft lebte eine Wendung der alten Sprache in der Volkssprache weiter, die Caesar und Cicero gemieden hatten. Trotz der Sorgfalt im Satzbau finden sich aber auch häufig schwerfällig gebaute Sätze, ferner zeigt der Schriftsteller ganz im Gegensatz zu Cicero keinerlei Neigung, die Sprache durch regelmäßigen Rhythmus zu gestalten. Ja, im Gegensatz zu den Lehren der Rhetorenschule, durch die er gewiß auch gegangen war, scheut er sich nicht davor, in der Prosarede geradezu Verse zuzulassen. Das wurde ihm schon im Altertum übel vermerkt (*Quint.* IX 4, 77).

Wegen des von den Alten erkannten Strebens, der Kunst des Thukydides gleichzukommen, wegen der zweifellos vorhandenen Archaismen wäre man geneigt, Sallust einen Attizisten zu nennen. Ja man könnte sich noch darauf berufen, daß sein Berater Lucius Ateius ein Schüler des Antonius Gnipho, also eines Analogisten, gewesen ist. Beweise für die analogistischen Neigungen sind z. B. die Formen *neglegi, intellegi*. So würde alles darnach drängen in Sallust einen Vertreter der Klassik zu erblicken, doch sieht man genau zu, so müssen gerade die verschiedenen

und entgegengesetzten Elemente, aus denen er dem Gehalt wie der Gestalt nach seine künstlerische Art erreicht hat, uns zeigen, daß hier wieder ein Italiker den Lockungen des Barock nicht widerstanden hat und daß wir in Sallust nicht einen Vertreter gerader, strenger, einfacher Formen finden, sondern einen Meister, der kühn die verschiedenartigsten Blöcke aufeinanderzutürmen versteht, ihnen freilich eine eigenartige gleichmäßige Glätte gibt. Nicht ein nach einer einzigen Theorie geformtes Kunstwerk schafft er, sondern ein bunt bewegtes Bild rollt vor unseren Augen ab. Nicht einfach, kurz, schlicht spricht er stets, sondern bisweilen schwerfällig und gewunden. Nicht die gewöhnlichsten Worte verwendet er immer, sondern hier und da ein kühnes Bild, eine kühne, ja poetische Wendung; eine Freude am Inkonzinnen offenbart sich. Nicht in ruhigem Flusse geht die Darstellung dahin, sondern, wenn es der Inhalt fordert oder zuläßt, werden scharf die Gedanken in Antithesen gegenübergestellt. Nicht achtet der Schriftsteller darauf, schnell, trotz der gewählten monographischen Darstellung seinem Ziele zuzustreben, sondern er ergeht sich in mannigfachen Abschweifungen.

Die Invektive auf Cicero ist ein bereits Quintilian (IV 1, 68, IX 3, 89) bekanntes Pamphlet, das Ciceros privates und politisches Leben in scharfer Weise und mit deutlicher Anlehnung an seine Schriften angreift, vielleicht das älteste Dokument der Cicerokarikatur, die, wie gezeigt wurde, bis auf die Gegenwart weiterlebt. Es ist durch die Forschung klar geworden, daß die Schrift Ciceros Leben nur bis zum Jahre 54 v. Chr. behandelt. Kein Wunder also, daß man die Entstehung dieser Schrift in diese Zeit verlegt. Gegen die Schrift richtet sich eine von dem Grammatiker Diomedes (Gram. Lat. K. I 387, 4) einem gewissen Didius zugeschriebene Gegenschrift. Forscher, die die beiden Schriften für echt hielten, benützten sie dazu, um einzelne Züge aus dem Leben des Cicero und Sallust zu gewinnen. So wollte man aus der Schrift erfahren, daß der junge Sallust zunächst in streng aristokratischen, neupythagoreischen Kreisen verkehrt habe.

Von den zwei Sendschreiben *Ad Caesarem senem* wurde zu Unrecht eines als *oratio*, das andere als *epistola* bezeichnet; beide gehören der Literatur der Suasorien an (S. 177 u. 184). Von ihnen ist die handschriftlich als zweite überlieferte die zeitlich frühere. Sie knüpft an die Ereignisse des Jahres 49 an und gibt Caesar Ratschläge (10) über die Erneuerung und Verbesserung des Zustandes des Volkes, ferner über Maßnahmen, die er in betreff des Senates ergreifen soll. In der zeitlich späteren, nach der Schlacht bei Thapsus anzusetzenden ersten Suasorie liegt dem Schriftsteller vor allem daran, Caesar zu zeigen, wie er seinen Sieg nutzen möge. Caesars Maßnahmen decken sich nicht durchaus mit diesen idealistischen Sozialreformideen.

Der Cod. Vat. Lat. 3864 aus dem 9.—10. Jhdt. bietet, wie Hauler (Wien. Stud. XVII, 130) mit Recht hervorhebt, kein festes Zeugnis für die Echtheit der Sendschreiben, freilich muß man auch sagen, keines gegen diese. Seit L. Carrio (1607) hat man die Sendschreiben immer wieder für unecht gehalten, bis in unserer Zeit vor allem die Historiker Poehlmann und Ed. Meyer für die Echtheit eingetreten sind. Ihnen folgten eine Reihe philologischer Untersuchungen, in denen die Ähnlichkeiten mit dem Stile des Sallust und seiner Sprache stark betont wurden, weniger die Unterschiede. Diese sind nicht wegzuleugnen. Die Pamphlete sind schwerfälliger geschrieben als die historischen Werke. Man erklärt dies durch eine Stilentwicklung des Autors, ferner durch die Verschiedenheit der schriftstellerischen Produkte. Jedenfalls zeigen sie eine auffallende inhaltliche Übereinstimmung mit Sallust, indem auch hier wieder als die Grundübel, an denen der Staat kranke, *avaritia* und *luxuria* genannt werden. Ferner läßt sich denken, daß Sallust bei seinem starken Interesse für den Staat und seinen Beziehungen zu Caesar solche Ratschläge erteilt haben kann. Freilich bekunden die historischen Schriften eine viel geläutertere, klarere politische Auffassung und eine immer zunehmende pessimistische Beurteilung der Verhältnisse; man mag dies ohne weiteres durch den Tod des Diktators erklären. Wer die Suasorien für echt hält, kann auch ins Treffen führen, daß der blutige Sieg Sullas über die Volkspartei in beiden so wie in den Geschichtswerken abfällig beurteilt wird. Nur darf man dann meines Erachtens die Invektive auf Cicero gewiß nicht mehr als echte Schrift des Sallust ansehen, denn wenn man *Invectiva* III 5 die bösen Worte über Cicero *lingua vana, manus rapacissimae, gula immensa, pedes fugaces* mit *Suas.* II, 9, 2 über Lucius Domitius vergleicht *lingua vana, manus cruentae, pedes fugaces*, so ist für mich kein Zweifel, daß die Worte an der letzten Stelle ursprünglich berechtigt sind und im ganzen in der Auffassung des Schriftstellers über Domitius wurzeln. Dies beweist 4, 2. Freilich gehört die Stelle zu den viel umstrittenen, weil hier doch die Bluttaten Sullas auf

Domitius wegen eines Vorganges im Jahre 66 übertreibend übertragen werden. Für die *pedes fugaces*, die auf die Flucht des Domitius von Corfinium oder vom Marsfeld (*Plut. Cat. Min.* 41f. im Jahre 55, Kroll) zu beziehen sind, ergibt sich im Leben Ciceros kein Hinweis.

Die handschriftliche Überlieferung der Monographien des Sallust ist doppelt. Sie kann aus einem in der Karolingerzeit entstandenen und in das Mittelalter übergegangenen, vielleicht schon mit Varianten und Randergänzungen versehenen Exemplar abgeleitet werden. Hierbei mag in der einen Handschrift etwas ausgelassen worden sein, was in der anderen, die keine so große Nachkommenschaft hatte, erhalten geblieben ist. An eine interpolierte Nebenüberlieferung des 4. oder 5. Jhdt. n. Chr. ist nicht zu denken, da die Varianten in dem erhaltenen Papyrusfetzen und bei Augustin nicht gar so bedeutend sind. Sie lassen sich aus Schreibfehlern und Flüchtigkeiten erklären. Für eine Rezension durch den Beryter Probus (*Gell.* I 15, 18) sind wirkliche Beweise nicht zu erbringen. Ob die Auszüge aus den Historien des Cod. Vat. 3864 auf Rhetoren des 1. oder 2. Jhdt. n. Chr. (so Hauler) oder auf mittelalterliche Arbeit zurückgeht (so Wessner), ist nach dem Handschriftenbefund schwer zu entscheiden, sachlich aber wäre es eigentlich nicht zu begreifen, daß gerade im Mittelalter ein solcher Auszug gefertigt wurde. Der Bestand an Sallustfragmenten ist im 19. Jhdt. wesentlich gefördert worden. Entdeckt wurde Schedae Vatic. Reg. 12, 83 von Niebuhr 1870, ferner von Heine in Toledo 1847 Palimpsestblätter, die jetzt in Berlin sind, endlich von S. Brandt 1885 Palimpsestblätter zu Orléans. Diese hat Hauler (Wien. Stud. VIII 315, IX 25, Rev. de phil. X 113, S. B. Wien. Ak. CXIII 615) entziffert und gezeigt, daß alle Fragmente auf einen Kodex aus Fleury des 4. bis 5. Jhdt. n. Chr. zurückgehen (Wien. Stud. X 136) und zum Teil mit dem Jesaias-Kommentar des Hieronymus überschrieben wurden.

Literatur:

Ahlberg, Axel W., Coniuratio Catilinae 1911, Bellum Jugurthinum, 1915, — ferner Teubner-Ausgabe 1919. — Fragmente der Historien, hrsg. von B. Maurenbrecher, Fasc. I, 1891, Fasc. II, 1893. — Kroll, Zur Sprache Sallusts, Glotta XV (1927) 1f. — Sallusts Staatsschriften, Hermes LXII (1927) 373ff. — A. Baehrens, Neue Wege zur Antike, IV, S. 35ff. — H. Drexler, N. J. B. f. Wiss. IV (1928), 390ff. — O. Gebhardt, Sallusts offene Briefe. Ph. W. S. XLVIII (1928), 811. — Wohleben, Ph. W. S. XLVIII (1928), 1242ff. — O. Seel, Sallust 1930. — E. Höhne, Die Geschichte des Sallusttextes im Altertum, 1927, dazu P. Wessner, Ph. W. S. XLIX (1929) 434ff.

CORNELIUS NEPOS

Cornelius Nepos stammte aus Oberitalien, vielleicht aus Ticinum (*Plin. Nat. hist.* III 127 *Padi accola* genannt), war Gönner des Katull, intimer Freund des Attikus und dadurch auch des Cicero. Es gab eine Briefsammlung des Cicero an ihn in zwei Büchern. Nepos hat sicherlich den Attikus überlebt (*Atticus* XIX 1), nach Plinius (*Nat. hist.* IX. 137; X 60) scheint er noch im Jahre 27 v. Chr. gelebt zu haben. Von Staatsämtern hat er sich ferngehalten, doch als Literat Ansehen genossen, wie das Widmungsgedicht des Katull zeigt. Die meisten seiner Werke sind verloren; was wir erhalten haben, ist auch nur ein Teil aus einem größeren Werk.

A. Verlorene Schriften: In drei Büchern hat er Weltgeschichte behandelt. Es sind die *Chronica* (*Catullus* 1, 3ff., *Gell.* XVII 21, 3). Er behandelte griechische und römische Geschichte, die römische Geschichte von der ältesten Zeit, von Saturnus, an und zwar bis auf seine Zeit. Das Werk war innerhalb der römischen Welt eine Neuheit, im Griechischen lagen solche Werke vor, so die Chronik des Apollodoros in jambischen Trimetern. — *Exempla*. (*Gell.* VI (VII) 18, 11; *Plin.* Praef. 24 usw.). Das Werk bestand vielleicht nur in einer Zusammenstellung von Anekdoten und Merkwürdigkeiten. Auch solche Literatur gab es in der griechischen Welt in mannigfacher Weise. Durch diese zwei Werke hatte Nepos sich schriftstellerischen Ruhm erworben, weil er neue Literaturgattungen der Griechen in Rom einführte. — Ebenfalls hellenistische Literatur verpflanzte Nepos nach Rom, wenn er, wohl durch Attikus veranlaßt, eine Biographie des älteren Kato und des Cicero geschrieben hat. Freilich gab es für diesen Zweig der Literatur in Rom reichliche Ansätze durch die *Laudationes funebres* (S. 44).

B. Auch die Reste der erhaltenen Schrift *De viris illustribus* knüpfen an die griechische Literatur an; aber Nepos hat hier schon Vorgänger in Rom: Varro und Santra. Erhalten sind Biographien u. zw. der Feldherren Miltiades, Themistokles, Aristeides, Pausanias, Kimon, Lysander, Alkibiades, Thrasybulos, Konon, Dion, Iphikrates, Timotheos, Datames, Epaminondas, Pelopidas, Agesilaos, Eumenes, Phokion, Timoleon, hierauf ein kurzer Abschnitt De Regibus. Es folgen Hamilcar, Hannibal, Kato. Hier heißt

es am Schlusse „Über sein Leben und seine Sitten haben wir mehr in dem Buche auseinandergesetzt, das wir gesondert über ihn fertigten auf Wunsch des T. Pomponius Attikus. Deshalb verweisen wir die Verehrer Katos auf jenes Buch." Dann folgt eine ausführliche Biographie des T. Pomponius Attikus. Kapitel 19 heißt es: „Bis hierher reicht die Ausgabe zu Lebenszeit des Attikus." Es folgen noch die Kapitel 19—22. Ferner haben wir Fragmente, in der Handschrift, eingeleitet mit den Worten „Worte aus dem Brief der Grakchenmutter Kornelia, aus eben diesem Buch des Cornelius Nepos entnommen." Das Werk ist infolge der Überschrift im Codex Parcensis und eines am Schlusse der Vita Hannibal stehenden Gedichtes (Poet. Lat. Min. V 83) einem Aemilius Probus, (4. auf 5. Jahrhdt.) zu Unrecht zugeschrieben worden.

Wenn man z. B. an die Einteilung der *Imagines* des Varro denkt, ferner die erhaltenen Biographien berücksichtigt und die Zitate, die uns sonst über das Werk überliefert werden, so ist folgende Gliederung anzunehmen: Es wurden Auswärtige den Römern gegenübergestellt, genau wie das Varro und in gewissem Sinne auch Cicero im *Brutus* tat. Es war das Streben dieser Zeit zu zeigen (vgl. *Cic. Tusc.* V 1), daß die Römer den Griechen gleichwertig seien. Als Abteilungen ergeben sich sicher Könige, Feldherren, Historiker (*Cato, Cicero*), Redner (*Gracchi*). Andere Abteilungen lassen sich nicht mit Sicherheit feststellen. Das Werk ist nach dem Tode des Attikus noch einmal bearbeitet worden. So setzt auch Hannibal 13, 5 den Tod des Attikus voraus. Nepos hat Pelopidas 16, 1, 1 erklärt: „Ich bin mir unklar, wie ich über seine Tugenden schreiben soll, weil ich Angst habe, wenn ich die Taten darzulegen beginne, daß ich nicht sein Leben zu erzählen, sondern Geschichte zu schreiben scheine, wenn ich aber nur die Hauptsachen berühre, daß es den in der griechischen Literatur Unbewanderten weniger klar wird, wie groß der Mann gewesen. So will ich denn, so gut ich kann, beides tun und werde so dem Überdruß wie auch der Unkenntnis der Leser entgegentreten." Wir sehen, der Autor war sich selbst nicht klar, ob er ausführliche Biographien schreiben sollte, wie sie der Peripatetiker Aristoxenos begründet hatte; diese waren für das große Publikum bestimmt und legten Wert auf Anmut der Form, sie sollten eben der Unterhaltung dienen. Wir kennen jetzt unter anderen einen solchen Ableger peripatetischer Biographie: Das Leben des Euripides von dem Peripatetiker Satyros. Diese Darstellung hat Dialogform und es wird sogar eine gebildete Dame als Sprecherin eingeführt. Daneben gab es eine kurze wissenschaftliche Form der Biographie zu gelehrten Zwecken. Nepos schwankt zwischen beiden Formen und sucht — nicht immer geschickt — zu einem Ausgleich zu kommen. Charakteristisch ist nun für ihn, daß er durchwegs in der Biographie das ethische Moment in den Vordergrund stellt, ferner auf seine Helden nur gutes Licht fallen läßt, ausgenommen in der Lebensbeschreibung des Lysander. Wenn er, wie im Leben des Epaminondas eine Disposition gibt, so hält er sie nicht strenge ein. Die Chronologie spielt überhaupt keine wichtige Rolle. Namen griechischer Quellenschriftsteller werden zwar genannt, aber er hat außer dem Brief des Pausanias, den er dem Thukydides entnommen hat (vielleicht liegt aber auch hier eine indirekte Quelle vor), wohl nur aus biographischen Quellen hellenistischer Zeit sein Material genommen. So erklärt es sich, daß man die Angaben des Nepos oft nur schwer in Einklang mit den erhaltenen griechischen Historikern bringen kann.

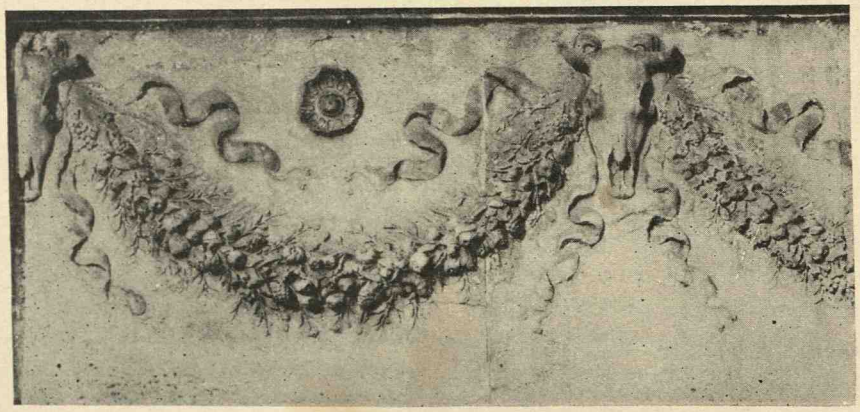
Achten wir besonders darauf, daß Nepos die Disposition nicht streng wahrt und sich an Hauptheldenhält, so wird es klar, daß Elemente barocker Art vorhanden sind. Für seine Sprache ist charakteristisch, daß er in gehobenen Stellen sich rhythmischer Satzschlüsse bedient. Unter allen Klauseln wiegt bei Nepos der Ditrochäus vor, d. h. die nationalrömische Form. Ferner liebt er Alliterationen, Antithesen. Im Satzbau ist er im ganzen einfach, aber es findet sich doch auch wie bei Sallust die Schleppe. Wie bei Caesar an einzelnen Stellen, so gibt es bei ihm sehr häufig die Wiederholung desselben Wortes. Hier und da finden sich alte Formen, ferner Anklänge an die Umgangssprache. So zeigt die Sprache des Nepos Eigenarten der offenen Form. Dem Gehalt nach sucht Nepos durch seine Schriftstellerei dem Bedürfnis der allgemeinen Bildung entgegenzukommen. Er will trotz seiner Schlichtheit interessant sein. So werden vielfach Details aus dem Leben seiner Helden erzählt und oft ihr Tod recht anschaulich geschildert.

Literatur: Nipperdey-Witte, Cornelius Nepos, Weidmann 1913. — W. Kroll, Studien zum Verständnis der römischen Literatur. 1924.

C. HARMONIE UND VOLLENDUNG

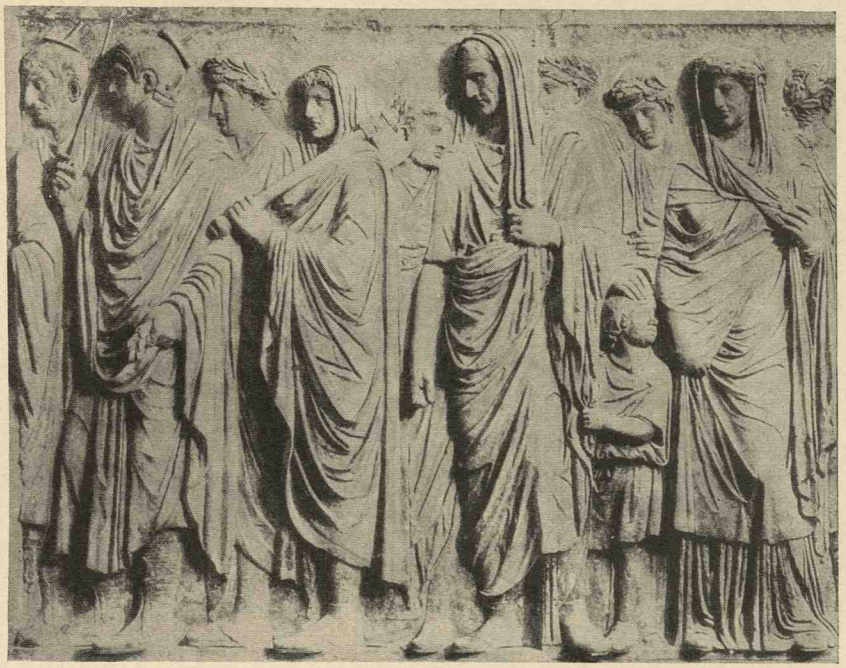
Mitten aus Kampf und Ringen nach einer neuen Staatsform hatte Julius Caesar über seine Taten in der dritten Person erzählt. Im vollen Bewußtsein des erreichten Sieges und der Befriedung des imperium Romanum berichtet Caesar Augustus über seine Taten in der ersten Person. Das gesteigerte Ichgefühl kam so zum Ausdruck. Es geschieht dies in der Autobiographie, die für das Grabmal bestimmt, mehrmals vom Kaiser umgearbeitet wurde und, zum Teil erhalten, als Königin der Inschriften noch jetzt bewundert wird.

Suet. Aug. ***101*** schreibt: „In drei Rollen faßte er (Augustus) zusammen: In der einen Aufträge über sein Begräbnis, in der zweiten ein Verzeichnis seiner Taten, das er auf Erztafeln eingeschrieben wissen wollte, die vor dem Mausoleum aufgestellt werden sollten, in der dritten eine Übersicht über das ganze Reich, wieviel Soldaten unter Waffen standen und wo, wieviel Geld in der Staatskasse sei und in den Privatkassen und wie groß die Steuerrückstände." Augustus zeigt sich hier als Mann, der den Staatshaushalt so genau verwaltet und bucht, wie der gewissenhafte pater familias. Die an zweiter Stelle genannte Schrift wurde nicht nur auf zwei Bronzepfeilern vor dem Mausoleum Augusti, der von August für sich und sein Haus bestimmten Grabanlage auf dem Marsfeld angebracht, sondern auch in vielen Städten des Reiches. Im Osten wurde neben den lateinischen Text eine griechische Übersetzung gestellt. Reste einer solchen Aufstellung hat im Jahre 1555 eine Gesandtschaft Kaiser Ferdinands II. in Angora entdeckt. In Apollonia und im pisidischen Antiochia wurden 1914 neue Funde gemacht, die 1924 noch vermehrt wurden. Das Denkmal wurde im Auftrage des Kaisers Tiberius mit Anfang und Schluß versehen, sonst ist eine Umänderung wohl nicht vorgenommen worden. Es zerfällt in drei Teile: 1. Ämter und Ehrungen des Augustus, 2. Aufwendungen für die Stadt und die Bürger, 3. die Taten im Kriege und Frieden. Kleine Unstimmigkeiten fehlen nicht. Das Monumentum Ancyranum stellt sprachlich eine Weiterbildung des Stiles der Commentarien Caesars dar. Es ist noch einfacher als diese, eben ganz und gar monumental gehalten. Nebensätze werden spärlich verwendet. Der Satzbau ist aber auch dann nicht verwickelt. Es fehlt die Periode. Der Bau der Sätze ist sehr häufig so parallel, daß die an den Schluß gestellten Verba auffallen, dabei wird sachgemäß ein und dasselbe Wort gebraucht. So entsteht eine in das Gedächtnis sich einbohrende Kraft des Wortes, wenn eine Reihe von Sätzen hintereinander mit *dedi* oder *feci* schließt. Anderseits wird auch das Verbum oft an den Anfang und gegen den Schluß das Bedeutende gesetzt; das geschieht gern bei Zahlenangaben. Rhythmus ist nie beabsichtigt, doch stellt sich auffallenderweise der Hypodochmius ein; sehr häufig gibt es am Schlusse den Gleichklang. Der Stil ist ganz und gar sachlich. So wird auch Augustus als Redner geschildert. Seine Gedichte aber zeigten den modischen Stil der Neoteriker. So ist Augustus im Banne Caesars bewußter Klassizist strenger Art, ja sogar Purist. Den Stil, dem Cicero in seinen Buchreden, dem Caesar in seinen dem Volke erschlossenen Commentarii gefolgt waren, zeigt so in übersteigerter Form der erste Kaiser der Römer. Die Neigung zur offenen Form war zurückgedrängt worden.



168. Von der ara pacis.
(Nach E. Petersen, Sonderschriften des Öst. Arch. Institutes, Wien, Bd. II.)

Im Monumentum Ancyranum rühmt sich Augustus (§ 12): „Den Altar der pax Augusta beschloß der Senat für meine Rückkehr zu weihen beim Marsfeld." Als der Kaiser nach dreijähriger Abwesenheit aus Spanien und Gallien (16—13 v. Chr.) heimkehrte,



169. Die kaiserliche Familie auf der ara pacis. (Nach Petersen.)

wurde die Erbauung des Altars, durch den Augustus als Friedensfürst gefeiert wurde, angelobt. Die Einweihung fand 9 v. Chr. statt. Im gleichen Jahre, da die ara pacis Augustae gelobt war, ließ die Gattin Livia in ihrer Villa eine Statue des Kaisers aufstellen. Als Feldherr, der eine Ansprache hält, ist der Kaiser dargestellt. Über die Tunika ist der Panzer geschnallt; sein reicher Reliefschmuck zeigt, wie der Parther die unter Krassus 53 v. Chr. verlorenen römischen Feldzeichen dem Römer freiwillig übergibt. So ist der Kaiser der Vollender der Politik, die das römische Reich befriedet und den Osten und Westen eint. Die Staatsform, die Cicero herbeisehnte, war nun erreicht. War Cicero in seinen Schriften und in seinem Denken persönlich der Typus der Vereinigung römischer und griechischer Kultur, so war jetzt diese Form des Menschentums erhöht und verallgemeinert worden. Der princeps selbst verkörperte es und mit ihm wurde es waltender Gedanke und Grundfeste des Staatsregimentes. Nie aber soll man vergessen, daß dabei gerade infolge der starken italischen Bindung des Augustus selbst das Römertum nicht geschwächt, sondern zwar umgeformt, doch gestärkt worden war.

Die Statue des Augustus zeigte rechts unten den Amor. Nicht nur von Menschen stammten die Julier, ihre Mutter war die Venus. Ein Gottentstammter, ein „Erhöhter", (*Augustus*), hatte den Frieden gebracht und war der erste Mann der Gemeinde und des Reiches. Ausgezeichnet und verschieden von der Vergangenheit war die Zeit um 27 v. Chr. Das schwere Ringen um die Staatsform war vorbei. Die tiefe Sehnsucht nach Frieden gelangte zur Erfüllung. Die geistige Auseinandersetzung mit Hellas ließ keinen Besiegten zurück, die Verschmelzung der Kulturen gipfelte in einem ehrlichen Versenken in die wahre Größe hellenischer Kultur und einem berechtigten Triumph über die hellenistische Welt. Die geschlossene Form war vom princeps gebilligt worden. Im Leben des Staates, im Denken und Fühlen der Nation, in der Kunst, in der Form des Ausdruckes, offenbarten sich Ausgleich, Ruhe, Harmonie. Die römische Dichtung erreichte nun, wie schon früher die Prosa in Cicero, in Vergil ihre Vollendung. Wie der Hellenismus durch Hellas in Leben und Staat überwunden wurde, so überwand Vergil den Ennius, den typischen Vertreter der hellenistischen Kultur in Rom. Was Cicero als Meister der lateinischen Rede gewollt und erreicht hatte, es gelang Vergil als Dichter. Neben Vergil tritt selbst Horaz in zweite Linie, rücken alle die Dichter dieser Zeit

in den Hintergrund. Ihre Bedeutung für die Geschichte der römischen Literatur, für die geistige Geschichte europäischer Bildung liegt darin, daß auch sie mit den Ideen und Formen augusteischen Tuns und Wollens wurzelhaft verwachsen sind. Was nicht so gestaltet ist, gehört nur der Zeit nach dieser Periode an oder trägt schon den Keim neuer Entwicklung in sich. Diese wird dadurch bedingt, daß die romanisierten Provinzen ihre Bodenständigkeit und Wesenhaftigkeit nach Rom tragen.

Literatur: W. Ramsay und A. v. Premerstein, Monumentum Antiochenum, Klio, Beiheft XIX (N.F. VI) Leipzig 1927. — E. Diehl, Res Gestae Divi Augusti, 4. Aufl. Bonn 1925 (Kleine Texte 29/30).

PUBLIUS VERGILIUS MARO (70—19 v. Chr.)

Verklärt von dem zarten Hauch der Verehrung, die ihm die römische Welt, ja die ganze Romania ohne Unterbrechung bis heute entgegenbringt, umtobte ihn der nordische Wind deutscher Forschung seit dem 18. Jahrhundert. Seitdem Homer zuerst in England, dann auch in Deutschland als Originalgenie gepriesen wurde, verblaßte Vergils Bedeutung. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts trat wieder Besinnung und Besonnenheit ein. R. Heinze und E. Norden wiesen der Forschung neue Wege. So ist der Dichter in ein neues Licht gerückt worden.

Über das Leben des Dichters erfahren wir mancherlei. Neben einzelne Stellen aus den Werken und bei Schriftstellern treten die erhaltenen Biographien: 1. die vita des *Aelius Donatus* (lehrte 355 zu Rom), 2. die vermehrte „*Donatus auctus*", 3. die des *Phocas* (grammaticus urbis Romae, 5. Jahrhundert n. Chr.) in Hexametern mit einer Vorrede in sapphischem Maße, am Schlusse unvollständig, 4. die des *Iunius Filagirius grammaticus* (? 5. Jahrhundert) in zwei Fassungen, 5. eine vita unter dem Namen des *Probus*; sie stammt nicht von dem Beryter Probus, 6. die des *Servius* um 400 n. Chr., 7. von unbenannten Autoren eine vita im Cod. Bernensis 172 IX./X. Jahrhundert, 8. dazu noch vitae in den Codd. Gudianus Fol. Nr. 70 IX. Jahrhundert, Sanblasianus (Noricum) 86 IX. Jh. Monacensis Lat. 15514 X. Jahrhundert. — Diese Lebensskizzen bildeten Einleitungen zu Ausgaben, bzw. Kommentaren der Werke Vergils. Sie gehen, wie einzelne Angaben bei Hieronymus und eine genaue Prüfung gemeinsamer Nachrichten zeigen, in letzter Linie auf Sueton zurück. Nicht sicher ist die vielfach vertretene Ansicht, daß alle erhaltenen vitae auf Donat beruhen. Es scheint vielmehr, daß Sueton nicht nur von Hieronymus und Donatus, sondern wohl auch von Phocas und dem sog. Probus benützt ist. Ferner glaube ich zu sehen, daß zwischen Donat und Sueton noch ein Kommentator liegt, den die späteren Vitenschreiber Donatus auctus, Servius und Filagirius benützten. Sueton ist, wie die Terenzvita zeigte, Sammler des vor ihm aufgespeicherten Materiales; Klatsch, Wundergeschichten, Wanderlegenden übernimmt er, aber auch wertvolle Dokumente.

Vergil wurde am 15. Oktober 70 v. Chr. (zu Andes) bei Mantua von bodenständigen, einfachen, aber wohlhabenden Eltern geboren. In Cremona erhielt er seine erste Ausbildung, ging nach Anlegung der männlichen Toga (15. Okt. 55) nach Mailand und dann bald nach Rom. Auf seine Jugendausbildung, die auch des Unterrichts der Rhetorik nicht entbehrte, nahm der Epikureer Siron entscheidenden Einfluß. Die durch die Triumvirn im Jahre 42 angeordnete Ackerverteilung vertrieb ihn und seine Leute aus der Heimat. Wohl durch Oktavian gefördert, erhielt er einen anderen Grundbesitz, vielleicht schon in Neapel. Gerade dort, nicht in Rom, weilte er am liebsten. Im Jahre 19 v. Chr. (21. IX.) starb er in Brindisium auf der Rückkehr von Griechenland. In Neapel wurde er begraben. Kurz, doch inhaltreich besagt die von einem Grammatiker verfaßte Grabschrift:

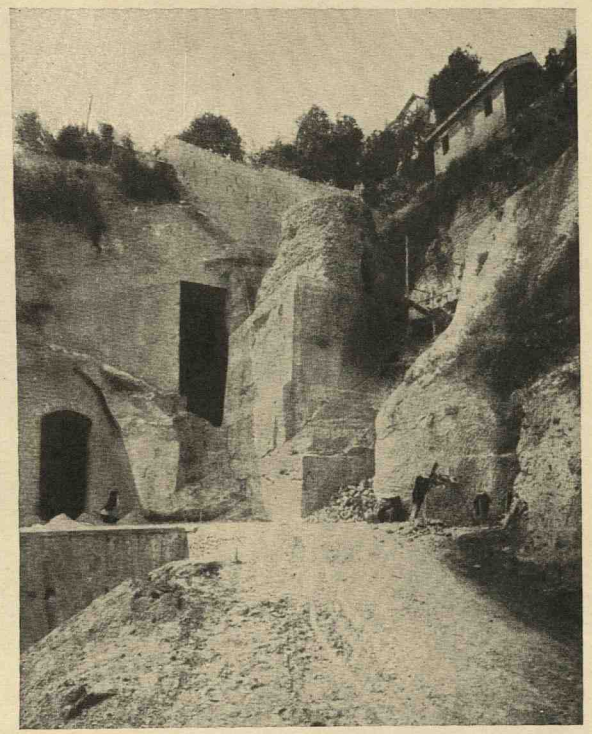
„Mantua hat mich gezeugt, Calabria brachte mir Tod. Jetzt
Hält mich Parthenope. Krieg sang ich, Fluren und Vieh."

Vergil hatte als Oberitaliker Beziehungen zum Kreis des Katull, gelangte nicht durch Geburt und Stand, sondern durch persönliche Bekanntschaft und dichterische Betätigung in den Kreis der Machthaber und in die nächste Beziehung zum jugendlichen Oktavian. Früh erkannte er, wie es scheint, dessen kommende Größe und glaubte an den aufgehenden Stern. Der

Dichter steht hier im Gegensatz zu Cicero. Alfenus Varus, Asinius Pollio, Cornelius Gallus, Varius, Maecenas, Horaz, Properz; sie alle sind Förderer oder Geförderte des Dichters, alle seine Freunde und Bewunderer. Feinde hatte er nicht, nur strenge Kritiker vermaßen sich engstirnig, ihn nicht voll zu würdigen, ihnen antwortete die Volksstimme. Man erhob sich einst im Theater ehrfurchtsvoll, als der Dichter erschien. 51 Jahre alt, schied der Dichter, dessen Gesundheit stets schwach gewesen war, dahin. Wie er an sich gearbeitet, an seiner Kunst und seiner Seele, läßt sich aus seinen Dichtungen erschließen und so noch ein oder die andere Nachricht der Überlieferung als wahr erkennen.

Vergils Ruhm knüpft sich an drei Dichtungen: Bukolika, Georgika, Aeneis.

Die Bukolika sind eine Sammlung von zehn, wohl z. T. schon vorher wenigstens in einem kleineren Kreis verbreiteter Gedichte. Im Ganzen sind es 910 Verse.



170. Grab des Vergil. (Nach Bollettino dell' associazione internazionale per gli studi mediterranei, 1931.)

Nach den Bemerkungen des Probus und Donat fallen die Gedichte zwischen Oktober 42—39. Wird auch der Endpunkt richtig sein, so ist sicherlich über den Beginn der Dichtung nichts zu ermitteln. Die Bezeichnung der Einzelgedichte ist *ecloga*, sie geht auf die Handschriften, d. h. antike Gelehrsamkeit, zurück. Vergil ist mit diesen Gedichten einen für die Römer neuen Weg gegangen. Er erschloß ihnen die Hirtenposie. Der Dichter besaß selbst Naturnähe, Freude am Landleben und Verständnis für Bäume, Wiesen, Flüsse und Tiere, er besaß Gefühl für das Leben der Menschen, die schollengebunden, ohne großstädtisches Treiben ihr Dasein naturhafter leben. So kam ihm die Ausgabe des Theokritos, die der griechische Grammatiker Artemidoros um 80 v. Chr. veranstaltet hatte, gar gelegen und er versenkte sich in die Dichtungen. Er sah, daß hier das Hirtenleben oft nur Maske sei, und so durfte er es wagen, nach Oberitalien und an den Mincio zu verlegen, was sich dort nicht ganz so abgespielt hat, und sich mit seinen Hirten liebevoll gleichzustellen. Er konnte auch den Mut haben, persönliche Anspielungen einzufügen, er durfte Selbsterlebtes erzählen. Das sahen alles schon die Alten. „Sie erklärten allegorisch", hat man gesagt und damit solche Stellen hinweginterpretieren wollen. Gemach! Vergil war bereits selbst durch die Schule der allegorischen Erklärung gegangen, und so konnte er sich ihrer schon bedienen.

Die Gedichte sind ihrem Umfang nach ziemlich gleich, dem Inhalt und dem Bau nach recht verschieden, obgleich sie alle durch dasselbe Maß gebunden sind. Jedes Gedicht ist sehr sorgfältig gebaut und sehr überlegt gegliedert. Das geht soweit, daß sich einzelne Teile der Gedichte strophisch entsprechen. Aber die Strophe ist ganz und gar nicht das Grundprinzip. Solche Gliederung findet sich schon bei Theokrit. Hier mag sie das feine Einfühlen Vergils in die Dichtungen Theokrits erkannt haben. Daß aber ganz genau im Einzelnen Vergil sich in dem Aufbau an betimmte Gedichte angelehnt hat, läßt sich nur durch Klügelei herausfinden, die doch immer wieder ihren Meister findet, weil sie über Unstimmigkeiten nicht hinwegkommt. Der Inhalt ist recht bunt, doch alles dadurch zu einer Einheit geworden, weil nur

171. Bild des Segenbringers. Münze.
(Hermes, LXVI.)

Hirten sprechen und das ländliche Kolorit immer und immer wieder betont ist.

Der Wechselgesang, der den Ausgangspunkt der Hirtenpoesie bildet, wird in einer Reihe von Gedichten festgehalten, doch wird nichts wiederholt. Einmal treffen die Hirten zusammen und kommen ins Gespräch und zum Wettkampf, rufen einen Schiedsrichter herbei und führen einen mannigfaltigen Wettkampf durch bis zu volkstümlichen Rätseln. Ein andermal ist eine Entscheidung nicht möglich. Wieder einmal ist es das wirkliche Erleben, die Ackerverteilung und die Rettung, die in die Gedichte hineinspielen. In einem Wettgesang führt jeder der Hirten ein eigenes längeres Gedicht vor, in einem anderen der eine ein trauriges, der andere ein heiteres auf Daphnis; ja in einem Gedichte läßt Silenus die ganze Fülle epyllischen Stoffgebietes in buntem Bilde vorüberziehen; es ist klar, daß so ein reicher Stoffkreis gezeichnet wird gegenüber den doch oft dürftigen Versuchen historischer Epen, wie es auch das gewünschte Epos über den Statthalter Alfenus wäre; Gallus, der Elegiker, wird ehrend genannt. In einer Ekloge (X.) wird dessen Liebesleiden geschildert. Dies geschieht ganz und gar mit den Farben bukolischer Dichtung. Gallus erscheint als arkadischer Hirt, an seinem Unglück nehmen Bäume, Tiere, die Hirtengötter und Apoll Anteil; freilich der Liebesgott ist unbarmherzig. Gallus ist liebeskrank wie Daphnis (*Theokr. I*), es werden Verse aus einer seiner Elegien angeführt (*Servius* zu *46ff.*). In dem IV. Gedichte holt der Dichter gar weit aus. Der Konsul des Jahres 40, Asinius Pollio, wird angerufen und dann geschildert, wie in seinem Konsulat der ersehnte Heiland geboren wird. Die Prophetie wird an ein sibyllinisches Orakel geknüpft, die Geburt des Weltheilandes nach orientalischen Lehren verkündet. Nicht an ein bestimmtes Ereignis, nicht an Oktavian, wie man erwarten könnte, lehnt sich der Dichter an, sondern er erhofft auf Grund des Orakels infolge des Friedens von Brundisium (40) gerade für das Jahr des Pollio das Glück. Der Glaube an die Geburt eines Götterkindes war in der römischen Welt vorhanden. Dies beweisen deutlich die Münzprägungen dieser Zeit. Die Schilderung des Friedensglückes war in jüdisch-hellenistischen und auch orientalisch mystischen Zirkeln verbreitet. All dies hat auf Vergil eingewirkt und er hat so in der IV. Ekloge die formvollendete Prophetie dichten können, die dem Sehnen seiner Zeit und dem eigenen durch die Farben der Bukolik herzerhebenden Ausdruck gegeben hat. In der II. Ekloge tritt an Stelle des Dialoges der Monolog. Der verliebte Korydon sieht das Nutzlose und Törichte seiner Liebe zum schönen Alexis ein und tröstet sich durch die Arbeit.

Nirgends läßt sich zeigen, daß Vergil ein Gedicht des Theokrit genau übersetzte oder nur ein Gedicht ihm vorschwebte. Für die sprachliche Fügung nimmt er aus den verschiedenen Gedichten, was ihm gut dünkt. Es ist eine Arbeit, die von tiefem Kennen und Verstehen des Griechen zeigt. Selbst wenn er nur eine Situation entnimmt, so geschieht es so, daß sich oft noch der Grund der Übernahme erkennen läßt. Oft können wir geradezu sehen, daß er infolge eines inneren Erlebens ändert oder infolge eines neuen Bildungsgutes andere Einstellungen gewinnt. Gegenüber Theokrit sind die Hirten viel stärker mit dem Bauernleben verbunden, sie sind im allgemeinen gereifter und ernster. Der Dichter kommt allmählich so weit, sie in den Hintergrund zu schieben und aus der Hirtenwelt und Bauernwelt Vorstellungen und Bilder für den Ausdruck eigenen Denkens und Fühlens zu gewinnen. Über den Gedichten lagert Friedenssehnsucht. Liebliche Naturschilderung offenbart nicht nur den Sinn des Dichters für die beschauliche, ruhespendende Schönheit des Landlebens, sondern zeigt uns noch mehr: Vergil, das Landkind, war wie Katull und Sallust in die Sphäre der höchsten Bildung und in das städtische Leben aufgestiegen. Ja das Leben seiner Zeit hatte auch nicht nur die Römer im engeren Sinne, sondern die Italiker überhaupt der städtischen Kultur gewonnen. Nun gingen Katull und Sallust in ihr auf. Katull zeigt gar keine Landnähe, nur ehrliche Freude an seinem

behaglichen Landbesitz, er fühlt sich in dem Getriebe des großstädtischen Lebens wohl. Sallust kommt allmählich dazu, es zu verachten und sich in die Höhen der Philosophie und der Historie zu flüchten. Anders Vergil. Er will nicht, daß die Gebundenheit an die Scholle aufhöre, er will, daß dem Städter auch das Verständnis für die Vorteile der Landkultur erhalten bleibe. Er ist noch nicht soweit wie Juvenal, daß er die Stadt verachtet, sondern er will nur die durch die Entwicklung notwendige Stadtkultur mit der Landkultur in Einklang bringen. Das wird noch mehr klar aus seinem zweiten großen Werke, den Georgika.

Die Bukolika sind ein Gedichtbuch, das vom Dichter selbst geordnet wurde. Der Plan läßt sich vielleicht noch erkennen. Es herrscht nicht die chronologische Anordnung, sondern es treten rein künstlerische, den Leser berücksichtigende Grundsätze ein, Grundsätze, die Vergil natürlich nicht erfunden hat. Das Prinzip der Abwechslung galt schon für das hellenistische Gedichtbuch. Bei Vergil sind die Wechselgesänge verteilt, freilich nicht so, daß sich direkt rein bukolische Gedichte von nichtbukolischen sondern ließen; denn bukolisch sind alle. Auch nehmen die Gedichte höheren Schwunges nicht gerade stets den bevorzugten Platz ein. Das erste Gedicht, das den *deus praesens* Oktavian feiert, geht freilich voran; aber das IV. Gedicht ist nicht an hervorragende Stelle gesetzt. Anderseits ist das Gedicht, das eine ebenso deutliche Beziehung wie das erste auf die Lebenschicksale des Dichters weist, als neuntes fast an den Schluß gereiht, und dies geschieht, obgleich die Tatsachen früher fallen als die in I. angedeuteten. Ein Gedicht, das durch seine Form aus dem Rahmen fällt, ist das Monologgedicht II. Um so kräftiger setzt mit III der Wechselgesang ein. Nach dem IV. Gedicht erfolgt im V. das doppelte Lob des Daphnis. Nicht mit Unrecht hat man auch hier die Zeichnung des paradiesischen Glückes hervorgehoben; denn die durch den Tod des Daphnis ersterbende Welt, sie lebt auf durch seine Aufnahme in den Himmel. Daphnis ist der Heilbringer (σωτήρ), er muß sein irdisches Dasein beenden, damit eine neue, glückliche Zeit entstehen kann. Daß mit Daphnis der Diktator Caesar gemeint ist, ist wahrscheinlich. Das VI. Gedicht zeigt die große Menge epyllischen Stoffes. Es hebt sich durch den Inhalt stark von den vorhergehenden Dichtungen ab. Es hat eine Einleitung, aus der wahrscheinlich wird, daß dieses Gedicht das jüngste der Sammlung ist. Eingefügt wird als Sprecher Silenus. Das ist ganz und gar nicht theokritisch. Mythische Stoffe werden katalogartig angeführt. Gallus, der Freund des Dichters und Dichter von Elegien, wird angeredet. Nicht die Werke des Gallus zählt der Dichter auf. Er hat aber mit diesem Gedicht, das vom Epos ausging und beim Kleinepos endigt, in der kunstvollsten Weise literarische Fragen und ein Selbstbekenntnis mit der Bukolik verbunden. Vergil ist über die Bukolik stofflich schon ganz hinausgewachsen, aber er hat auch hier Anregung durch Theokrit. Denn auch diese Sammlung enthält nicht rein Bukolisches. Vergil aber hat den Theokrit gemeistert, denn er behält die bukolische Farbe bei. Sofort setzt mit VII ein Hirtengedicht ein und zwar ein Wettsingen, das in VIII eine andere Form trägt. Das X. Gedicht, die Huldigung für den Elegiker Gallus, schließt an das VI. an. Die Landnähe ist bei Vergil ebenso echt wie bei Theokrit. Jede Bukolik entspricht einer gewissen Sehnsuchtsstimmung. Vergil hier Vorwürfe zu machen über die Schaffung unwahrer, phantastischer Gestalten war zwar üblich, aber unberechtigt.

Vergils Bukolika stehen nicht am Anfang der Dichtung Vergils und sie weisen nicht nur auf die Georgika hin. Sie sind auch ganz und gar nicht durch Pollio allein beeinflußt. Er nimmt, wenn wir IV 1 richtig erklärten, neben anderen eine Stellung ein. Die Bukolika sind deutlich auf Oktavian eingestellt, aber auch auf den Elegiker Cornelius Gallus. Sie zeigen ferner Beziehungen auf das Leben des Dichters. So werden sie auch ein Mittel, sich in den unter Vergils Namen umlaufenden Gedichten etwas zurechtzufinden. Ein späterer Sammler hat kleine Gedichte vereinigt und sie als vergilianisch bezeichnet. An der Echtheit dieser Sammlung ist nicht zu zweifeln. Das sogenannte *Catalepton* enthält in unserer Überlieferung zunächst drei an Priapos gerichtete Gedichte. Sie sind gegenüber der sonst bekannten Priapea viel reiner, wenn sie auch die Einkleidung festhalten. Auch Katull hat solche Gedichte geschrieben, wie Frgm. 142 zeigt, und zwar nach alexandrinischem Muster. Deutliche Spuren des Einflusses des Katull zeigen sich auch sonst im *Catalepton*, so außer der direkten spaßhaften Nachbildung (Nr. X) des Phasalusgedichtes in den Spottgedichten VI und XII, bisweilen aber auch nur in Anklängen. Der noch stark provinziale Einschlag ist nicht ohne Bedeutung. Urerlebnis und Bildungserlebnis finden sich. Das Epigramm III b, das wohl am ehesten auf Mithradates zu deuten ist, verrät so recht den auch noch im Stoffe in der Nachahmung steckenden Dichter. Doch in dem Gedichte, in dem er Abschied nimmt von den Freunden der Rhetorenschule (V), um sich Siron zuzuwenden, und in dem eindrucksvollen Gedicht an die Villa des Siron (VIII) offenbart sich

schon Vergils Eigenart. Im V. Gedicht ist auffallend, daß der Dichter von nun an erklärt, nur „keusch" zu dichten. Im Gedicht an Siron erfreut die Liebe zu Eltern und Geschwistern. Die Gedichte an Octavius Musa zeigen bereits Vergil als den Mann der sich hingebenden Freundesliebe. Nicht nur die Keuschheit, auch die pietas Vergils kündigt sich in der Sammlung bereits an; wir lernen ferner, daß der Dichter sich erst zu seiner Sittlichkeit durchrang, so gibt es ein Gedicht, in dem er dem Varius seine Liebe zu einem Knaben verrät (VII), und selbst für die Echtheit der so schmutzigen Elegie (XIII) haben Gelehrte Gründe geltend machen wollen. Freilich die Sammlung enthält nicht nur Jugendgedichte: Das innige Gebet an die Venus, die Aeneis vollenden zu können, kann nur von Vergil gedichtet sein, als er schon in der Aeneisdichtung recht weit gekommen war. So ist die Sammlung eine Auslese, die von einem anderen nach dem Tode des Dichters veröffentlicht wurde; der Herausgeber nahm den Titel von einer Gedichtsammlung des Aratos.

Nach Donat bzw. Sueton gab es eine Sammlung, die Culex, Dirae, Aetna, Ciris, Catalepton, Priapea, Epigrammata enthielt. Die Priapea und Epigrammata wird man mit vollem Recht mit dem *Catalepton* gleichsetzen. Die Dirae sind nicht vergilianisch (z. B. S. 227); sie bestehen aus zwei Gedichten „*Dirae* und *Lydia*". Mißtrauisch wird man mit Recht gegen alles sein, was nach Sueton in die Sammlung drang, selbst wenn es ein so schönes Gedicht, wie die „Schenkwirtin" (*Copa*) oder die naturwahre Schilderung des Bauerngerichtes *Moretum* ist. Auch die Maecenaselegien sind nicht für Vergil in Anspruch zu nehmen. Der *Culex* (die Mücke) erzählt, daß eine Mücke einen schlafenden Hirten sticht und von ihm totgeschlagen wird; der erwachende Hirt sieht eine Schlange, die ihn getötet hätte, wenn er nicht durch den Mückenstich erwacht wäre. Im Schlafe erscheint die Mücke und gibt eine Schilderung der Unterwelt. Drei Umstände sind auffallend: Wir haben Landnähe, denn nicht nur der Ruheplatz wird geschildert, sondern auch das Landleben gepriesen. Ferner wird die Unterwelt geschildert. Endlich ist das Gedicht an einen Octavius gerichtet, er wird *sanctus* und *venerandus puer* genannt. Ist hier Oktavian gemeint, so fällt das Werk vor das Jahr 44. Da auch die Dichter der ersten Kaiserzeit es als vergilianisch bezeichnen, ist es begreiflich, daß sich Gelehrte für die Echtheit ausgesprochen haben; freilich muß man sich dann über die Beziehung zu Properz hinwegsetzen und den Gedanken an eine geradlinige Entwicklung Vergils aufgeben.

Aus *Ecl.* VI 74ff. sieht man, daß Vergil den Cirisstoff kannte und ihn zumindestens poetischer Behandlung für wert hielt. Es ist die Sage der Tochter des Königs Nisus. Eine purpurne Locke schützt ihn und sein Reich. Als König Minos die Stadt des Nisus belagert, entbrennt die Königstochter in Liebe zum Staatsfeind. Sie schneidet die Locke vom Haupt des schlafenden Vaters. Zur Strafe wird sie in einen Meervogel verwandelt, der Vater verfolgt sie als Seeadler. Der Stoff wurde von dem Alexandriner Parthenios behandelt und so wird seine Dichtung die Hauptquelle des Dichters sein. Es zeigen sich Beziehungen zu Katull, Ovid, aber auch zu Vergil, gewidmet ist das Werk dem Messala. Eine sichere Entscheidung, ob Vergil der Dichter ist, läßt sich nicht treffen. Manches spricht für ihn, so vor allem *Ecl.* VI 74ff., denn wenn hier auch eine seltene Sagenform erwähnt wird, so sind doch die Verse der *Ciris* 59f. und *Ecl.* VI 75f., ferner *Ciris* 67 und *Ecl.* VI 77 ganz gleich; Vergil erklärt ja nur, daß er den Stoff behandeln wolle. Auch die Einleitung, in der vom Epikur gesprochen wird, paßt zu Vergil und, wenn man nicht zu engherzig ist, doch wirklich zu *Georg.* II 475ff. Es ist also erklärlich, daß die Autorschaft Vergils nicht nur gegenüber der des Cornelius Gallus (Skutsch), sondern gegen alle anderen Hypothesen immer wieder behauptet wird. So scheint ferner *Georg.* I 406ff. (= *Ciris* Schluß 538ff.) eher der Dichter sich selbst zu zitieren als etwa eines anderen Verse, um diesen zu ehren, übernommen zu haben. Jedenfalls wäre die Beziehung zu Katull so besonders leicht zu erklären. Das Gedicht fiele nach der VI. Ekloge; da diese die letzte ist, nach dem Jahre 39.

Es spinnen sich Fäden von den Bukolika nach vorne und rückwärts. Sie zeigen den Dichter nicht nur als den, dem stets der große Wurf gelungen ist, sondern auch als den Suchenden. Eine sichere Bahn schlug er wieder ein, als er die Georgika schrieb.

Die Georgika, ein ländliches Lehrgedicht in 4 Büchern, sind von Maecenas angeregt (III 40) und ihm gewidmet (I 2, II 41, IV 2), doch mit starken Beziehungen auf Augustus durchsetzt (III 34f.). Ihm hat er auch zu Atella nach der Schlacht bei Aktium (Donatus), unsicher ob vor oder nach dem Triumph, das Gedicht mit Unterstützung des Maecenas vorgelesen. Das Werk ist planvoll gebaut. Am Anfang steht das Programm. Der Dichter behandelt den Feldbau und die Beobachtung der Gestirne und Wettererscheinungen (I. Buch), den Weinbau

nebst der sonstigen Pflege von Nutzbäumen (II. Buch), die Aufzucht und Wartung des Großviehes (Rinder und Pferde; nicht Esel) und der Kleintiere (Schafe und Ziegen; die Schweinezucht ist übergangen) (III. Buch), endlich die Bienenzucht und dabei gelegentlich die Gartenpflege (IV. Buch). Der Dichter kennt die reiche Fachliteratur, besonders auch Varros Schrift; doch weicht er in der Anordnung und Auswahl des Stoffes absichtlich ab im Dienste der poetischen Idee. Der Lehrgehalt liegt überhaupt nicht im Stoffe, der Dichter weiß ganz gut, daß der wirkliche Landwirt seiner Vorschriften nicht bedarf. Belehren will Vergil, indem er die Römer auf ihre Urbestimmung zurückführt, nicht so, als sollten nun alle wieder Bauern werden, aber in dem Sinne, daß die in den weitesten Schichten des Volkes, in den oberen und unteren, durch die langen inneren Wirren und Kriege entschwundene Liebe zum Boden und zu Italien wieder lebendig werde. Des Dichters ureigenste Auffassung kommt zum Ausdruck, die Epik wird so mit lyrischer Stimmung durchtränkt. Das Gedicht ist ein ergreifendes Bekenntnis zur Arbeit, zur Scholle, zu Italien, aber auch zum Frieden und zu Oktavian.

Der Aufbau mag im Einzelnen ungeordnet erscheinen, er ist auch in diesem Sinne getadelt worden. Doch erneute, durchgreifende Forschung und liebevolles Eingehen auf die Absichten des Dichters haben nicht nur die Schönheiten, die wohlüberlegte Gedankenführung und den sprachlich feinen Bau der sogenannten Episoden erkannt, sondern man hat auch eingesehen, daß diese Schmuckstücke nicht aufgesetzte Lichter sind, gleichsam bestimmt, den trockenen Stoff zu durchleuchten und nur eine für den Lehrer oder Hörer notwendige Abwechslung zu schaffen, sondern daß sie mit dem Lehrgut organisch verbunden sind, ja noch mehr, daß sie die eigentlichen Tragpfeiler des Baues seien. Dabei ist es richtig, daß in den sachlichen Partien sich hier und da eine Unregelmäßigkeit findet, übersieht man aber das Werk seinen Gedanken nach im Ganzen, so erkennt man deutlich einen festen Bau und die zielstrebige Arbeit des Dichters.

Schon der erste Teil des ersten Buches lehrt dies: Dem kurzen, dem ganzen Werke dienenden Prooemion folgt eine Anrufung der Götter, als 13. Gott wird Oktavian genannt. Hierauf eine Lehrpartie. Der Dichter fordert auf, mit Beginn des Frühjahres das Pflügen zu beginnen; er hat ein Brachfeld vor Augen; dann wendet er sich dem Klima und der Bodenkenntnis zu. Es wird (52) von der „heimischen Art" der Bebauung gesprochen. Gleich ein für Vergil bezeichnender Ausdruck. Nicht fremde Art, nur Bodenständigkeit will der Dichter. In seinen Beispielen greift er weiter aus: *Tmolus, India, tura Sabaei, Chalybes, Pontus, Epirus* werden herangezogen. Der Blick des Dichters ist nicht eng, er richtet ihn auf die ganze bewohnte Erde. Solches Wissen kehrt immer wieder, um schließlich mit vollem Recht Italien preisen zu können. Im zweiten Buch stehen die berühmten laudes Italiae, im dritten wird Italien gegenüber den Ostländern gepriesen, ferner Oberitalien besonders geschildert, im vierten die süditalische Landschaft. Die Zeit des Deukalion wird erwähnt. Die mythische Zeit gehörte eben zum Charakter der epischen Dichter und findet im Gedichte immer wieder ihren Platz. Mit *ergo age* kehrt der Dichter an der angeführten Stelle des I. Buches zum Thema, dem Bestellen des Feldes, zurück. Durch solche persönliche Hinwendung zum Leser erreicht der Dichter eine innere Beziehung zum Leser oder Hörer. Den Abschluß der Feldbestellung bildet die großartige Schilderung, wie Juppiter die Menschen zur harten Arbeit gezwungen und sie durch diese erfinderisch gemacht hat. Die Arbeit selbst wird so als gottbestimmt gezeichnet. Ist so hier und in jeder Partie eine sachlich und künstlerisch feine Arbeit zu erkennen, so darf man doch nicht glauben, daß eine feste Gliederung nach Zahlenschemata vorliegt. Versuche, diese zu erweisen, befriedigen nicht; sie zeigen aber ganz im allgemeinen, daß feines künstlerisches Empfinden Vergil naturgemäß dazu bringt, Gleichartiges oder Gegensätzliches in ziemlich gleich viel Versen zu behandeln.

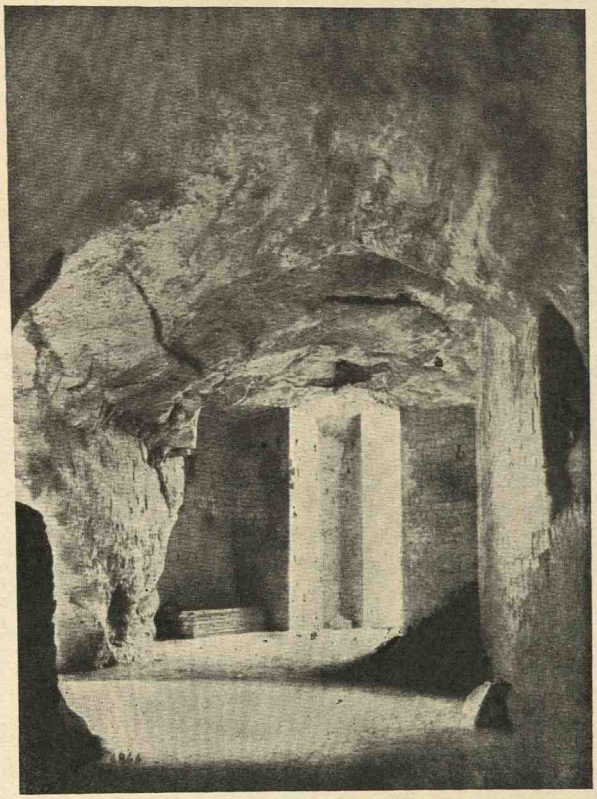
Den Schluß des IV. Buches bildet die Geschichte des Archegeten der Bienenzucht, des Hirten Aristaeus. Dieser, der Sohn Apollos und der Nymphe Kyrene, hat durch eine Seuche seine Bienen verloren. Trostlos tritt er an die Quelle des Peneus und klagt sein Leid der in der Meerestiefe wohnenden Mutter (vgl. Ilias: I und XIX, Achills Klage und Thetis). Die Mutter, im Kreise der übrigen Nymphen bei der Arbeit, hört die Rufe, die Nymphe Arethusa eilt empor und geleitet den Bittenden in die Tiefe. Die Mutter rät, den weisen, in alle Gestalten sich wandelnden Proteus zu befragen (vgl. Odyssee IV, Proteusepisode) und lehrt ihn, wie der schlaue Greis bezwungen werden kann. Proteus offenbart dem Aristaeus die Ursache seines Unglückes. Er hat die Nymphe Eurydike, die Gattin des Orpheus verfolgt; Proteus erzählt nun, wie

Eurydike bei der Verfolgung, von einer Schlange gebissen, starb, wie Orpheus sie wieder gewann und wieder verlor, wie er selbst dann von den Maenaden zerrissen wurde. Hierauf verschwindet Proteus im Meer. Kyrene fordert Aristaeus auf, den Nymphen ein Sühnopfer von Rindern zu bringen. Nach 9 Tagen schwärmen aus den verwesten Tieren Bienen aus. Nach Servius (*Ecl.* X) ist diese ganze Geschichte, bzw. (*Georg.* IV, 1) nur die Erzählung von Orpheus und Eurydike (75 Verse) an Stelle eines Lobes des Dichters und Staatsmannes Cornelius Gallus getreten, da dieser die Ungnade des Augustus sich zugezogen hatte. Die Bemerkung des Servius ist umstritten. Die Erzählung hat den Charakter eines Epyllions nach alexandrinischem Muster, wie Katulls 64. Ged. In dem Gedichte ist auffallend, daß zwei Arten künstlicher Erzeugung der Bienen geboten werden (296—314 und 547—558), ferner zweimal gleichsam zur Überleitung des Aristaeus gedacht ist, 283—286 und 315, 316, dazwischen Ägypten kurz geschildert wird. Hier könnte ein Lob des Gallus gestanden haben; die Doubletten wären Zeichen der Überarbeitung und Zeichen des eingeschobenen Idylls. Anderseits wiegen die Einwände nicht so schwer, daß man nicht auch nur ein paar Verse als getilgt annehmen müßte; denn daß Vergil nicht auch in diesem Abschnitt nach der Mythologie Umschau gehalten habe, ist wenig wahrscheinlich. Ganz und gar aber nicht zu beweisen ist, daß er ein schon fertiges Idyll an Stelle eines Lobes des Gallus eingelegt hat. Vergleicht man sein Idyll mit dem des Katull (64), so zeigen sich große Unterschiede. Die Komposition ist verschieden, der gelehrte Gehalt geringer, die Sprache einfacher und die Metrik gewandter. Daß aber die lose sitzende Geschichte von Orpheus und Eurydike gar eine Umsetzung einer Elegie des Gallus aus Distichen in Hexameter sei, ist nicht überzeugend dargelegt worden.

Die Landnähe in den Georgika ist viel stärker, ich möchte fast sagen, realer als in den Bukolika. Auch die zweite Leitlinie der Eklogen kommt in den Georgika stärker zum Ausdruck, das Verhältnis zu Augustus. Er wird ob seiner Siege gepriesen und alles Heil von ihm erwartet.

Man pflegt jetzt die Georgika als die beste Leistung Vergils hinzustellen. Dieses Urteil bedarf einer Korrektur. Es stammt aus der Zeit, da man die Aeneis noch nicht recht einzuschätzen wußte. Selbst vom Standpunkt des in der Gegenwart Wertvollen ist die Aeneis höher zu schätzen. Erst in ihr erreicht die Schaffenskraft Vergils ihren Höhepunkt, erst durch sie ist er der Vollender der römischen Dichtung, der Dichter der Nation geworden, erst durch sie zieht er ein in die Reihe der großen, Ewigkeitswerte kündenden Dichter. Freilich sind die Georgika vom Dichter vollendet, die Aeneis aus dem Nachlaß des Dichters, „unvollendet, wie sie war" auf Befehl des Kaisers von den Dichterfreunden Varius und Tucca herausgegeben worden.

Vergil hat nach oft geäußerter Meinung ohne innere Nötigung zum Epiker, dem Drängen des Augustus folgend, sich dieser Dichtung zugewendet. Das ist wohl nicht richtig. August zu besingen, lag ihm am Herzen. Die Bukolika, die Georgika (bes. III 34) beweisen dies. So kann man sich fragen, warum der Dichter denn die Gegenwartsnähe mied und Aeneas zum Mittelpunkt eines Epos machte. Rein künstlerische Überlegungen dürften Vergil geleitet haben. Ihm standen zeitgenössische Epen vor Augen. Selbst in der römischen Literatur mangelten sie nicht. Schon Naevius und Ennius hatten zum Teil Zeitgeschichte behandelt, dann Hostius, ferner die Ciceronen; Varro Atacinus dichtete ein Epos über den Sequanerkrieg Caesars. Die Fragmente zeigen, daß dieser Dichter, an einer Zeitwende stehend, zwischen den Neoterikern und dem hohen Stile des Lukrez schwankend, noch nicht die künstlerische Form gefunden hatte, die Vergil erreicht hat. Solche historische zeitgenössische Epen, wie sie die hellenistischen Hofpoeten und darnach die Römer verfaßten, hat also Vergil gemieden. Der Inhalt der homerischen Epen war dem Altertum auch Geschichte; doch die Homerforschung der Alexandriner war sich bereits klar, daß der Dichter nicht Zeitgeschichte behandelte. Aristarch und seine Schule setzten Homers Lebenszeit 140 Jahre nach den *Τρωικά*. Sonach war die Behandlung der Zeitgeschichte eigentlich für den Epiker, der Homer zum Vorbild nahm, ausgeschlossen. Das mochte für Vergil bestimmend gewesen sein, in die Vorzeit hinabzugehen und den Ahnherrn der Römermacht, der zugleich der Ahnherr des princeps war, zu verherrlichen. Wie aber in den Bukolika der Rahmen von Zeit zu Zeit gesprengt wird, so auch in der Aeneis, und so entstehen die Ausblicke auf die Gegenwart des Dichters. Es geschieht das in überkommenen Formen: Im Gespräch der Götter, in der Prophetie (vgl. orphisch-pythagoreische Literatur) und in der Beschreibung des von Vulcanus kunstreich gefertigten Schildes.



172. Grotte der Sibylle in Cumä. (Bollettino dell' associazione internazionale per gli studi mediterranei, 1931.)

Der Inhalt der Aeneis ist bekannt. In der Ausarbeitung und Konzeption nahm der Dichter vor allem mit Homer und Ennius den Wettkampf auf. Ein ganz genaues, liebevolles Vertiefen in diese beiden Dichter ist stets zu erkennen. Wie Ennius übernimmt Vergil von Homer die Götterwelt. Er entlehnt von Ennius, wie der Vergleich mit den Fragmenten, mit Lukrez und anderen Dichtern zeigt, Wendungen seiner poetischen Diktion. Das Epos ist im weitesten Sinn durchwegs mit Homerreminiszenzen erfüllt, genau so wie die Bukolika mit denen aus Theokrit. Aber dazu tritt die Kenntnis der hellenistischen Dichtung, Philosophie und Rhetorik und poetischen Theorie, ferner die innige Bekanntschaft mit der reichen mythologischen griechischen Literatur, mit der italischen Vor- und Siedlungsgeschichte und der römischen Geschichte (Kato, Varro usw.). Diesem Mehr an Gehalt tritt auch eine veränderte Stellung zur Gestaltung entgegen. Die Technik des Hexameters war anders geworden, die lateinische Sprache hatte überdies eine besondere Feinheit und Eleganz erreicht. Ein echter Italiker war ferner an der Arbeit: Die Freude an Dramatik, die Liebe zur Heimat, zur Nation, zum princeps fand ihren Ausdruck. So mußte etwas Neues und Eigenartiges entstehen, so war jede Übernahme einer Situation oder eines Verses aus Homer ein bewußtes Ringen mit dem Streben, eben trotz des Anschlusses ein römisches Epos zu liefern; doch auch gegenüber Ennius mußte und sollte die Dichtung anders werden. Die starke Anlehnung an Homer bedeutete ferner eine Absage an die Neoteriker der Form und dem Inhalt nach. So wurde, wenn man den Blick auf das Ganze richtet, Vergil nicht ein römischer Homer, nicht ein *alter Homerus*, wie Ennius, nein, er wurde vielmehr der römische Epiker. Er hat, wie jeder Künstler, die Tradition gekannt. Er hat sie nicht beiseite geschoben und eine neue, von ihr unabhängige Form geschaffen, sondern in ihr wurzelnd geneuert, umgestaltet, umgeformt. Die Aeneis ist erfüllt von Bildungserlebnissen, in denen Homer herrscht, aber nicht allein herrscht. Auch die Urerlebnisse machen ihr Recht geltend, namentlich in der nationalen Färbung. Diese ist echt, nicht aus Liebedienerei, sondern aus Überzeugung wird das Epos zum hohen Lied auf Augustus, aus wahrem Patriotismus wird es ein nationales Epos. Die Georgika zeigen eine Epik mit lyrischem Einschlag, in der Aeneis wird Vergil zum dramatischen Erzähler. Für die römische Literatur war jetzt ein dem Inhalt und der Form nach festes Vorbild geschaffen; Naevius hatte bereits den nationalen Stoff gewiesen, Ennius auch die homerische Formung gelehrt. Vergil vollendet aber erst dank seiner Anlage, was sie angebahnt hatten. Die kommenden Epiker der Römer wetteifern mit Vergil, die neuentstehen-

den europäischen Literaturen stehen in der epischen Dichtung nur unter seinem Banne, erst im 18. Jahrhundert lebt für sie Homer wieder auf.

Das Ringen mit Homer und Ennius ist fort und fort, so wie es beabsichtigt war, für den Kenner deutlich. Aber die imitatio wird zur aemulatio. Die Unterschiede werden klar, sie zeigen, wie Vergil mit dem Wissen und Fühlen seiner Zeit und der besonderen Eigenart seines Wesens den Dichtungen des Homer und des Ennius gegenübertrat.

Man möge sich an einzelne Szenen erinnern. Die Aeolusszene stammt aus Homer, aber wie verschieden ist sie doch von der homerischen. Äolus ist bei Vergil der Hagestolz, der ob seiner Häßlichkeit keine Frau findet. Er ist der Beamte, der Juno verpflichtet ist, es als Ehre empfindet, dem Mahle der Götter beigezogen zu werden. Die ganze Szene ist überaus dramatisch gestaltet und ist die Einleitung zu dem effektvollen Seesturme, der selbst wieder durch ein neues großartiges, echt römisches Bild abgeschlossen wird, Neptun, der die Wogen beruhigt, gleicht dem alten erprobten Mann in der Volksversammlung. — Odysseus begegnet derNausikaa. Er ist dem Meeressturm entkommen und tritt nackt den spielenden, erschreckten Mädchen entgegen, Nausikaa allein hält stand. Und der verwandelte, verjüngte Odysseus, er erregt das erste Liebesempfinden in der Maid. Aeneas begegnet der Mutter, sie erscheint als numidische Jägerin. Aeneas bewundert sie, schmeichelt ihr mit den Worten des Odysseus, aber die ganze Szene ist doch wieder anders und selbst wenn er sich als *pius Aeneas* vorstellt, ist es in der augenblicklichen Lage begründet. — Aeneas geht wie Odysseus in die Unterwelt. Solch eine Unterweltsszene war eben durch Homer für das Epos notwendig. Die vergilische Unterwelt ist aber anders als die homerische. Sie ist, wie aus Nordens Analyse sicher hervorgeht, der Niederschlag mannigfachster Bildungserlebnisse. Daß Sibylle und der Vater Anchises auftreten, ist in der apokalyptischen Literatur begründet, wie ein Vergleich mit dem *Somnium Scipionis* Ciceros zeigt. Die Prophezeiung des Anchises ist in der uns vorliegenden Form auffallend. Anchises bietet einen Ausblick auf die römische Geschichte, zum Schluß aber drei Verse, in denen er dem Aeneas seine persönlichen Geschicke enthüllt, ganz so wie Helenos (III. Buch) prophezeit, daß es Sibylle tun werde; dem entsprechen auch die Verse VI 83 ff. Anderseits ist Buch V 737 nur auf die Römersphäre abgestellt. Man erklärt diese Widersprüche aus der Art der Entstehung der Aeneis und nimmt an, daß in der Endredaktion ein Ausgleich stattgefunden hätte. Das ist zuzugeben. Wenn aber Vergil diese Szenen so schrieb, wie wir sie vor uns sehen, so erkennen wir doch, wie er jede Partie für sich gestaltet, wie auch in ihm die barocke Art des Plautus lebt; er hat sie nur im Ganzen zurückgedrängt wie Cicero. — Die Leichenspiele ,die Achill dem Patroklos zu Ehren veranstaltet, finden ihre Entsprechung in der Jahresfeier anläßlich des Todes des Anchises (V.). Vergil gibt hier eine ganz römische Darstellung, doch in Einzelheiten zeigt sich wieder Anschluß an Homer, an einigen Stellen so genau, daß schon antike Kritiker Tadel übten. Manches hat gute Interpretation erklärt. Aber es gibt noch immer Stellen, die Anstoß erregen. Das ist natürlich bei jedem Dichter der Fall. Bei Vergil wird die Sache nur deshalb heikler, weil es sich um offensichtliche Übernahme aus Homer handelt. So wirft Ascanius den Helm ab, als er in das Lager eilt, weil die rasend gewordenen Frauen die Schiffe anzünden, V 673. Das Wegwerfen des Helmes ist berechtigt, er will erkannt werden. *Inanis* wird der Helm genannt. Das geschehe, sagen die Erklärer, nach Ilias III und sei unberechtigt. Doch vielleicht nicht: Der Helm ist für Ascanius im Augenblick so wertlos, wie für Menelaos der leere Helm des Paris. — So mag in letzter Linie Interpretation und Geschmack über Einzelheiten entscheiden; der Gesamtwirkung tut dergleichen nicht Eintrag, und es wäre unbewußte Rückkehr zu den von der Geschichte überwundenen obtrectatores Vergilii, wollte man auf solche Einzelheiten gestützt das Urteil über die Aeneis aufbauen.

Die Aeneis umfaßt in 12 Büchern den Stoff der 48 Bücher Ilias und Odyssee. Die Großepen des Homer mußten entsprechend der durch die Alexandriner herrschenden Kunsttheorie zu einem kleineren Epos werden. Dazu zerfiel dieses in zwei scharf geschiedene Teile: Bücher I—VI waren eine römische Odyssee, Bücher VII—XII eine römische Ilias. Der Aufbau ist wohl durchdacht. Dem Prooemium im Anfang des ersten Buches z. B. entspricht eines im siebenten (und zwar mit einer Steigerung (*dicam horrida bella*) und der großen Feindeshaß atmenden Rede des IV. Buches (589—629) die Versöhnungsszene im XII. Buch.

Tiefgreifend ist der Zug nach Vereinfachung. Die Zahl der Helden ist geringer als bei Homer und eine harmonische Gliederung vielfach kennbar. Auch die Götter haben eine andere Stellung. Bei Homer sind sie nicht frei von bösen Eigenschaften. Der durch die Philosophie und die strenge römische

Religion geleitete Glaube an die Tugend und Güte der Götter tritt bei Vergil zutage. Im allgemeinen gilt dies für alle Götter bis auf Juno, im besonderen für Juppiter. Er ist der pater familias, der den Himmel und die Welt gewissenhaft und gerecht verwaltet, ohne Launen und Ränke. Er erreicht auch eine Aussöhnung mit Juno; in echt römischer Art wird ein Vertrag geschlossen. Juppiter vollzieht den Willen des Fatums. Dieses beherrscht die Aeneis. Bei Homer wird der Ananke gedacht. Bei Vergil ist sie in den Vordergrund gestellt. Sein Fatum ist nicht streng stoisch, sondern die tiefe Einsicht in das dem Entschlusse der Menschen entrückte, unbegreifliche Weltengeschehen. Es allein in den Willen der Götter oder auch nur in den des Juppiter zu legen, widersprach dem geklärten Bewußtsein des Dichters, der die Lehren Epikurs und der Stoa kannte und schließlich wie Cicero bei einem Eklektizismus, aber besonderer Art, gelandet war. Der Dichter ist infolge seiner angeborenen Liebe zur Natur zu dem Glauben an ein die gesamte Welt durchdringendes göttliches Wirken gelangt. Es erscheint vor allem in Juppiter verkörpert, der so nicht nur Diener des Fatums, sondern oft das Fatum selbst ist.

Aeneas gehorcht in allem dem ihm kundgetanen Götterwillen. Das ist echt römisch. In Staat und Gesellschaft band der Römer sein Tun an den Willen der Götter (*Cic. De deor. nat.* II 8). Aeneas ist wirklich ein Mann der Tugenden, die in der pietas gipfeln. So wird dieser Held, der griechischer Vorstellung und griechischer Dichtung entstammt, zum Römer. Die Verschmelzung griechisch-römischer Eigenart ist so in ihm ideell dargestellt. Selbst bei Dido, der er menschlich zu unterliegen in Gefahr ist, siegt das Pflichtbewußtsein und läßt ihn, für das moderne Empfinden fast unbegreiflich, für echt römisches selbstverständlich, den Dienst an Familie, Gesellschaft und Staat tun. Es ist ihm ernst, wenn er versichert, daß es ihm schwer gefallen, von Dido zu gehen. Das offensichtlich an Euripides (Medea) und Apollonios' Argonautika angelehnte IV. Buch wird durch den sittlichen Ernst aus dem Rahmen der Rhetorik und der Nachahmung sichtlich herausgehoben.

Der echte Römer stand fest zu der Jugend. Ascanius, Pallas, Lausus, Euryalus, Nisus, sie sind vom Dichter mit Liebe gezeichnet; die Freundschaft des Nisus und Euryalus wird durch Patriotismus geadelt. Für die Frau soll Vergil nicht so viel Verständnis haben. Das ist unrichtig. In die Frauenseele weiß er sich einzufühlen, die Dido-Episode erweist es. Freilich, seine Frauen müssen, dem gehobenen Stile seiner Aeneis entsprechend, großartig werden, zu Heldinnen, zu Mannweibern. Erst so können sie in den erhabenen Stoff eingefügt werden. Gerade ihnen weiß er die Leidenschaft, das Pathos zu leihen. Juno, Dido und Amata sie zeugen hierfür. Camilla wird zur Heldin aus echter Vaterlandsliebe, Lavinia freilich ist die willenlose römische Haustochter.

Das Epos tritt auch in den Dienst der *Παιδεία*. Das ist echt römisch; Männer und Knaben sollten die mores maiorum kennen lernen und Vorbilder finden. Wie sehr hiermit und auch sonst Vergil die von ihm gebilligte Politik des Kaisers förderte, ist allbekannt. Nichts von Resignation oder Sentimentalität scheint mir im Epos vorhanden. Die Nation, an einem wichtigen Wendepunkt angelangt, suchte aus ihrer Vergangenheit, aus der Zeit ihrer Gesundheit, moralische neue Aufstachelung, ihr bot sie der Dichter wissend und reichlich.

Es ist mit Recht gesagt worden, daß bei Vergil dramatische Szenen stehen, ja man kann das ganze Epos in solche Einzelepisoden mit starkem dramatischem Bau auflösen. Jedes Buch bildet ferner so zu sagen eine Einheit für sich. Freilich eine Sicherheit über die zeitliche Abfolge der Bücher ist noch nicht erzielt, das III. Buch gehört wohl zu einer anderen Konzeption als die übrigen. Heinze stellte es an den Schluß und meinte, die ganze Aeneis wäre, hätte der Dichter es erlebt, darnach umgearbeitet worden. Karsten hat wohl mit größerem Recht das III. Buch als erstes der Niederschrift des Epos bezeichnet; gerade als die Aeneis begonnen wurde, war der Apollokult in besonderem Schwunge, wie die Einweihung des palatinischen Apollotempels, ferner provinziale Kleinkunst zeigen.

Unverkennbar ist in der Aeneis das Streben nach Geschlossenheit. Dem widerspricht auch nicht, daß einzelne Verse nicht voll laufen. In diesen Versen finden sich keine Gedankenlücken. So scheint es mir fast, daß in solchen Fällen eben das strenge Gefüge der stichisch gebauten Hexameter absichtlich durchbrochen ist. Es wäre dies ein leichtes Hinübergleiten nach der offenen Form. Wie dem Gehalt nach, so stellt auch der Gestalt nach die vergilische Dichtung eine feine Mischung von strenger und freier, archaischer und moderner Art dar, doch mit deutlicher Hinneigung zur strengen Form. Vergil ist aber nicht strenger Klassizist, er ist wie Cicero ein Künstler ausgleichender Form, ein Künstler, dem das

173. Augustus- und Apollokult. Schale aus Fins d'Annecy. (Röm. Mitt. XXXVIII—IX.)

Ebenmaß das Höchste ist. So darf man seine Kunst weder mit der Klassik der dorischen Säule, noch mit den in den kühnsten Formen den Himmel stürmenden Bauten der Gotik vergleichen. Die Wirkung der vergilischen Kunst ist zwar in der Aeneis pathetisch und gewiß erhaben, in ihrer Gesamtwirkung aber maßvoll und darum hinterläßt sie nicht Aufwühlung, Unruhe, Erschütterung, sondern Ruhe, Befriedigung, Zufriedenheit. Vergil wirkt nicht aufreizend, sondern als der Dichter, der zu jeder Zeit die ganze Menschheit hinlenkte zum Frieden. Hier deckt sich, stilistisch betrachtet, seine Kunst am meisten mit der der ara pacis. Leben ist vorhanden, doch dabei Dämpfung und Zartheit. Das ist eben jene harmonische Mitte zwischen kühnem Barock und starrer Klassik. Die Wort- und Verskunst des Vergil bestätigt, im Einzelnen am genauesten von E. Norden untersucht, daß Vergil den Ausgleich in der künstlichen Form gesucht und gefunden hat.

Es ist beachtenswert, daß in den Gedichten sich auch in dieser Hinsicht eine Entwicklung zeigt, die in der Aeneis gipfelt. In den Bukolika hat er, obgleich die italischen Dialekte noch lebten und Mischinschriften erhalten sind, nicht eine mit Dialekt- oder Umgangsformen durchsetzte Sprache verwendet. Über die Wortwahl Vergils unterrichtet eine erhaltene Äußerung des Agrippa. M. Vipsanius Agrippa, ein Mann ohne Adel, aber ein genialer Offizier, hatte dem Oktavian die Siege bei Mylae, Naulochos und Aktium gewonnen. Er war vom Kaiser zum Schwiegersohn gewählt worden, nachdem C. Marcellus früh verstorben war. Er unterstützte die Baupolitik des Kaisers durch das Pantheon, auf dem jetzt noch zu lesen ist M. Agrippa cos. III fecit. Agrippa schrieb Commentarii und stellte die erste Weltkarte in Rom auf. Er urteilte nun über Vergil: (*Servius*) „M. Vipsanius nannte ihn, den Vergil, einen Erfinder einer neuen Manier, nicht einer schwulstigen, noch einer dürftigen, sondern einer Manier, aus gebräuchlichen Wörtern, die deshalb unauffällig bleibt" (F. Marx). Agrippa hat richtig beobachtet. Bei Vergil ist diese Wortwahl zum Stilprinzip erhoben.

Es gibt bei Vergil wenige Archaismen und Graezismen, fast nur solche, die durch Ennius bereits für die epische Poesie und den Hexameter geheiligt waren. Er überträgt ferner das Prinzip der kunstgemäßen Rede auf die Poesie. Die allzu lange Periode hatte Cicero verboten (*De or.* III 181f. *Or.* 222) und vier Hexameter als die Normallänge auch für die Prosa bezeichnet. Das hält Vergil strenge ein, die wenigen Ausnahmen sind durch den Inhalt gerechtfertigt. Schon bei Ennius wiesen wir auf die Gliederung nach Kola hin; bei Vergil, der hier gewiß unter dem Einfluß der Kunsttheorie Ciceros steht, wird nun auch diese zur Regel, ja zum guten Teil für die Versgliederung verbindlich. Das Wichtigste ist aber, daß Vergils Verse einen besonderen Wohlklang zeigen. Dies liegt in der Wortwahl, in der Vorliebe für die Parataxe, besonders aber in der Art, wie er den Hexameter im Bau zu wechseln und der jeweiligen Stimmung anzupassen weiß. Er versteht sich auf eine feine Wahl in der Alliteration, ja der einzelnen Laute, oft eines entsprechenden, durch seinen Klang, seine Qualitäten besonders trefflich gewählten Wortes, er kann die Daktylen und Spondeen so verteilen, daß er Erregung, Schnelligkeit, Langsamkeit, die im Inhalt liegen, durch die Form wiedergibt, er ist auf dem Ge-

Aus einer Bilderhandschrift des Vergil, Ekloge I 1—9.
(Nach Codices e Vaticanis selecti phototypice expressi iussu Leonis p. p. XIII. Vol. II).

biete der Poesie der unvergleichliche Meister der Harmonie.

174. Pantheon in Rom. Photo.

Leo hat den einheitlichen Charakter des Vergiltextes durch die Annahme einer Ausgabe des Beryter Probus zu erklären versucht; Probus selbst habe eine von L. Varius besorgte Ausgabe benützt. Vergil ist uns — bei lateinischen Schriftstellern ein seltener Fall — in sehr alten Handschriften überliefert; die wichtigsten sind: Der zum Teil verstümmelte Codex Mediceus 39, 1, V. Jh., der gleichfalls mehr oder weniger unvollständige Codex Palatinus-Vaticanus 1631, IV. oder V. Jh., die Schedae Sangallenses 13394, Schedae Berolinenses et Vaticanae, die Bilderhandschriften Codex Vaticanus 3867, VI. Jh., Schedae Vaticanae 3225, endlich ein Palimpsest: Schedae Veronenses rescriptae. — Die Zahl der jüngeren Vergilhandschriften ist natürlich sehr groß, am ausgiebigsten verwertet in O. Ribbecks Ausgabe, Leipzig 1859—1868. — Neben die handschriftliche Überlieferung treten die Zitate; die Vergilkenntnis durchzieht das gesamte lateinische Schrifttum nach ihm. Es gibt fast keinen Vers, der nicht durch ein Zitat überliefert ist oder irgendwie nachgeahmt wurde. Aus Vergilversen wurden Gedichte mit neuem Inhalt gefertigt (Centones). Wir wissen auch von verlorenen alten Handschriften.

Literatur:

Übersetzungen: J. H. Voß, Braunschweig 1799. — Th. Haecker, Bukolika, Berlin 1923. — K. A. Schröder, Georgika, Bremen 1925. — A. Trendelenburg, Aeneaslied, Berlin 1928. — Ländl. Dichtungen, Berlin 1929. — Einzelliteratur: A. Alföldi, Der neue Weltbeherrscher d. IV. Ekloge Vergils, Hermes LXV (1930) 369ff. — H. Belling, Studien über die Kompositionskunst Vergils in der Aeneide, Leipzig 1899. — Th. Birt, Jugendverse u. Heimatpoesie V., Leipig 1910. — E. Burck, Die Komposition von V. Georg; Hermes LXIV (1929) 279ff. — A. Cartault, L'Art de Vergile dans l'Eneide, Paris 1926. — E. Fraenkel, Gedanken zu einer deutschen Vergilfeier, Berlin 1930. — Tenney Frank, Vergil, Oxford 1922. — A. Gercke, Die Entstehung der Aeneis, Berlin 1913. — K. Glaser, Dichtung und Wahrheit über das Leben Vergils, Wien 1931. — A. W. de Groot, Die Form des v. Hexameters, Roma 1930. — V. Henselmanns, Die Widersprüche in V. Aen., Würzburg 1914. — G. Herzog-Hauser, Vergil. Opuscula philologa, Wien 1928. — R. Heinze, V. epische Technik, Leipzig 1923³. — Die aug. Kultur, Leipzig 1930. — E. Hofmann, Die lit. Persönlichkeit des P. Terentius Varro Atacinus, Wien. Stud. XLVI (1928) 159 ff. — G. Jachmann, N. J. B. XLIX (1922) 101ff. — J. Jahn, Bursian J. B. 196. Bd. (1923) 203ff. — J. Jüthner, Anz. d. Ak. d. Wiss. in Wien 1925, 165 (phil.-hist. Kl.). — A. Kappelmacher, Vergil u. Theokrit, Wien. Stud. XLVII (1929) 87ff. — Vergils Dichten u. Denken, Verein d. Freunde d. hum. Gymn., Wien 1931. — F. Klingner, Die Einheit d. Vergilischen Lebenswerkes, Mitt. d. Deutsch. Arch. Inst. R. A. XLV (1930) 43ff. — Über das Lob d. Landlebens . . . , Hermes LXVI (1931) 159ff. — W. Kroll, The originality of Vergil, Roma 1930. — C. F. Kumaniecki, Quo temporis ordine V. singulos A. libros elaboraverit, Krakau 1926. — E. Norden, Aeneis Buch VI³, 1926. — Ennius und Vergil, 1915. — Die

Geburt d. Kindes, 1922. — D. E. Oppenheim, Menschenart und Menschenkenntnis, Wien 1926, S. 31ff. — W. Port, Die Anordnung in Gedichtbüchern august. Zeit, Heidelberg 1926. — M. Schmidt, Die Komp. v. V. Georg., Paderborn 1931. — L. Wickert, Philolog. LXXXV (1930) 285ff., 437ff. — W. Wili, Vergil 1930. — K. Witte, Der Bukoliker Vergil, Stuttgart 1922.

QUINTUS HORATIUS FLACCUS (65—8 v. Chr.)

Über Leben, Dichten, Persönlichkeit des Horaz geben seine Werke Aufschluß, daneben treten einzelne Bemerkungen bei anderen Schriftstellern und die in Handschriften erhaltene Biographie des Suetonius, die Briefe und Dichtungen des Augustus und des Maecenas heranzog. Q. Horatius Flaccus war zu Venusia am 8. Dez. 65 v. Chr. (*Epp.* I 21, 27; *Ep.* 11, 5; 13, 6; *Carm.* III 21, 1; *Suet.* p. 48 R) an der Grenze von Lukanien und Apulien, einer einstigen römischen Militärkolonie (*Sat.* II 1, 34) als Sohn eines Freigelassenen (*Sat.* I 6, 6; *Epp.* I 20, 20) geboren und verlor früh die Mutter (*Carm.* III 4, 10). Der Vater, der in Venusia ein Anwesen hatte (*Sat.* I 6, 71), übersiedelte nach Rom, wo er mit dem aus dem Verkauf seines Gutes gewonnenen Gelde als Makler und Wechsler (*Sat.* I 6, 86) tätig war und sorgsam die Erziehung des Sohnes leitete. Aus der fürsorglichen Art des Vaters und aus einzelnen Stellen der Gedichte, die Bekanntschaft mit den Bräuchen und Schriften der seit Pompeius in Rom angesiedelten Juden zeigen, sowie aus der unfreien Abstammung hat man auf semitische Herkunft des Horaz geschlossen. Ein wirklicher Beweisgrund liegt nicht vor. Zur weiteren Ausbildung ging er nach Athen (*Epp.* II 2, 43). Dort geriet er in die Wirren des Bürgerkrieges, ließ sich mit seinen Freunden von M. Brutus gewinnen, erhielt trotz seiner unadeligen Abkunft das Kommando eines Regimentes und kämpfte bei Philippi (42 v. Chr.) (*Sat.* I 6, 46; *Carm.* II 7, 9; *Epp.* II 2, 47). Infolge der allgemeinen Amnestie ob seiner Parteinahme gegen Caesar Octavianus nicht weiter behelligt, kaufte er sich von dem Reste seines Vermögens die Stelle eines Staatskassensekretärs. Horaz ist als Freiwilliger in das Heer des Brutus getreten, stand also damals dem Staate nicht gleichgültig gegenüber und bekannte sich zur Republik. Seine Wahl zum Legionskommandanten beweist, daß er unter den übrigen, gewiß in erster Linie adeligen Studenten, sich durch persönliche Eigenschaften auszeichnete. Die quaestorischen Schreiber waren die angesehenste Körperschaft unter dem bezahlten Personal der römischen Beamten und besaßen einen Einfluß auf die Geschäfte des Gemeinwesens. Sie rechneten sich zu den Rittern, waren oft auch aus diesem Stande, aber es gab auch Freigelassene unter ihnen. Alles das muß man bedenken, wenn man die Lebensumstände, in denen sich Horaz um 40 v. Chr. befand, richtig beurteilen will. Nun greift er auch literarisch in das öffentliche Leben ein. Im Jahre 40 entsteht die Epode XVI, in ihrem Überschwang als Jugendwerk kenntlich. In ihr entwickelt der Dichter ein politisches Programm. Aus der Not des Bürgerkrieges sollen die Römer hinaus, sie sollen wie einst die Phokäer auswandern und sich auf den Inseln der Seligen ansiedeln. Doch eine Einschränkung! Nicht alle, der bessere Teil (*melior pars*) solle dies tun! Nicht an eine bloß innere Abkehr von den Wirren und Greueln ist zu denken, nicht daran, daß in Rom sich der moralisch „bessere Teil" besinnen soll, nicht eine „Wendung ins Moralische" liegt vor. Der Dichter will, daß, da nicht alle auswandern können, die Anständigen flüchten mögen. Es ist völlige Resignation wegen Roms augenblicklicher Lage. Die Antwort erhielt Horaz in Vergils IV. Ekloge, ja vielleicht auch durch Vergils I. Ekloge. Von Vergil wird eben ein neues goldenes Zeitalter prophezeit, wenn auch mit einer klaren politischen Einsicht noch eine Epoche des Kampfes als notwendiger Übergang zugestanden wird. Vergil stand eben schon mit beiden Füßen und mit ganzem Herzen im Lager des Octavianus und verstand, was in der Welt vorgehen mußte.

Horaz hat mit seinem nach allgemeiner Ansicht ältesten der veröffentlichten Gedichte sich in die Politik gemischt. So knüpfte er inhaltlich an den Kreis des Katull an. Horaz spricht in dem Gedicht zu dem ganzen Volke. Das taten Archilochos und Solon; so findet Horaz hier schon über die Neoteriker und Alexandriner den Weg zur altjonischen, zur klassischen Lyrik. Diese alten Dichter sprachen wirklich zum Volk oder konnten sich eine solche Lage denken, bei Horaz ist dies natürlich nur poetische Fiktion. Aber das innere Erleben ist darum nicht minder wahr. Das geschieht auch in Epode VII, wo er die Bürger wieder in einer fiktiven Rede vor Zwist warnt. Bald darnach trat freilich im Denken des Dichters eine gewaltige Wendung ein. Seine Anteilnahme am Staat blieb wach. Aber in der wohl schon im Jahre 39 entstandenen Ode I 14, da ist sein Ekel über Rom, das er verlassen wollte, geschwunden, da wird der römische Staat Gegenstand seiner Sorge. Freilich diese Auffassung vom Gedicht I 14 ändert das übliche Bild, das man vom Werdegang des Dichters hat. Horaz ist, wie das Verhältnis von Epode XVI und Vergils Ekloge IV zeigt, bald mit Vergil bekannt geworden, wohl durch die literarischen Zirkel, in denen auch Katull verkehrt hatte. Durch Vergil

175. Tibur (Tivoli). Photo.

und den Tragiker und Epiker L. Varius wurde er bei Maecenas eingeführt (*Sat.* I 6). Die Freundschaft dauerte bis an das Lebensende, von einer Trübung im ernsten Sinne kann nicht gesprochen werden. Durch Maecenas ging Horaz das Verständnis für die Politik des Augustus auf. Der Dichter, der ein wahres Interesse am Staat hatte, hat allmählich die Regenerationsbestrebungen des Augustus nicht nur gebilligt und gewürdigt, sondern sie auch durch seine Dichtung gefördert. Von Maecenas in den Besitz eines kleinen Bauerngutes im Sabinerland gekommen, konnte er ganz das Leben eines unabhängigen Mannes führen. Von Haus aus Epikureer, ist er ein wirklicher Freund, doch die Hingabe an andere, auch die an Maecenas, die besonders groß ist, läßt ihn nie sich selbst verlieren. Er kommt durch die Erfahrung des Lebens und durch vertiefte Spekulation zu einer Lebensweisheit, durch die er nicht nur selbst das Leben abgeklärt führen kann, sondern auch andere dazu bringt. Hier liegt die Hauptlinie des Horazischen Wesens, das in der Dichtung sich klar widerspiegelt und so seine gesamten Dichtungen zum Bekenntnis seines eigenen Innern macht. Er gewinnt für sich einen harmonischen Ausgleich.

Er begann mit *Iambi* (Epoden). Die scharfe Art des Archilochos, der persönliche Angriff, er findet sich in einzelnen Gedichten. Der Dichter wird aber auch zum Mahner seines Volkes und weiß sogar allgemeine, ja lyrische Gedanken in die archilochische Weise zu legen.

Veröffentlicht hat Horaz 17 solche Gedichte nach ganz fester Auswahl im Jahre 30. Sie sollten ein Bild literarischen Ringens um eine neue griechische Form in Rom geben. Sie sind aber noch mehr. Er hat schon hier sein Denken in aller Offenheit klargelegt. Alles Übermaß lehnt er ab; er liebt den Scherz, er kennt die Irrungen der Erotik, will aber nichts mit ihnen zu tun haben, er ist Freund bis zur höchsten Hingabe (I), er wünscht keinen nutzlosen Reichtum und lehnt die Habgier ab (II).

Horaz übernimmt von Archilochos die Form, von ihm und aus anderen griechischen Dichtern hier und da ein Motiv. Dem Gehalt nach römisch, der Gestalt nach griechische Form festhaltend, ist das Epodenbuch eine in der römischen Literatur eigenartige Erscheinung.

Schon früher hatte Horaz Satiren veröffentlicht, er nannte sie *Sermones*.

Seit Lucilius war die Satire gepflegt worden. Es geschah z. B. in der Form ärgster politischer Invektive durch Lenaeus, einen Freigelassenen des Pompeius, der den Sallust angriff. Auch Varro hat

6 Bücher Saturae veröffentlicht, über sie sowie über die des Varro Atacinus wissen wir nichts. Doch des alten Varro Saturae Menippeae sind uns bekannt. Sie stellen in barocker Form persönlichste Lebenserfahrung, geläutert durch griechische Philosophie, dar. Es war eine ganz besondere Art gegenüber der Satirendichtung des Lucilius. Wieweit Horaz gerade durch die auch Varro nahestehende kynische Philosophie, besonders ihren Hauptvertreter Bion, beeinflußt ist, ist im einzelnen nicht zu erweisen, jedoch als Tatsache feststehend, daß er nicht nur ihn, sondern besonders die reiche Fülle der Popularphilosophen kennt. Die Form der kynischen Diatribe baute er stilistisch in die hexametrische Satire ein. Die Diatribe besteht aus einer Betrachtung, in der der Prediger sich selbst Einwände macht und beantwortet. Das tut Horaz im ersten Buch der Satiren. Die Diatribe knüpft gern an konkrete Vorfälle an, auch das tut Horaz, aber er ist weniger aufgeregt; er bringt noch ein anderes Element hinzu. Lucilius hat als literarischer Gesellschafter im Scipionenkreis Schnurren aus dem Leben erzählt, Horaz tut dies auch; ferner bespricht er ausführlich seine Stellung zur Dichtung (VI, X). Die Satiren inhaltlich fast nur auf Lucilius zurückzuführen, ist von Fiske, doch ohne Erfolg, unternommen worden. Selbst I 7, wo die Beziehung zu Lucilius klar ist, zeigt ihre Eigenheiten (Radermacher).

Horaz vermag die Form des Gespräches des Sermo — er nennt die Dichtungen *Sermones* — beizubehalten, aber er macht alles straffer, geschlossener, er läßt sich wie im wirklichen Gespräch durch Assoziation vom Thema ableiten, er findet aber den Weg zurück. 10 solcher Gespräche, nicht allzulange, hatte er, wenn wir die chronologischen Anspielungen beachten, etwa im Jahr 35 zu einem Bändchen vereinigt. Die Anordnung ist wohl überlegt, die Zahl 10 gewiß durch die Eklogen des Vergil veranlaßt worden. Von Haus schon für die Buchform und die Veröffentlichung bestimmt, sind die 8 Satiren des II. Buches. Die Anordnung ist überaus klar und symmetrisch; 1 und 5 sind Konsultationen, 3 und 7 Saturnalienpredigten, 2 und 6 behandeln das Landleben, 4 und 8 sind gastronomische Plaudereien.

Die I. Satire bringt eine Auseinandersetzung mit der Kritik. Es ist ein Gedicht, das ganz persönlich ist, doch seinen literarischen Hintergrund dadurch erhält, daß schon Lucilius seiner Satirendichtung eine programmatische Erklärung hat vorangehen lassen. Wie Lucilius beruft sich Horaz auf die in ihm wirkende Kraft, die stärker als alle klugen Einsprüche des Freundes ihn dazu treibt, das zu sagen, was er für wahr hält. Freilich, er hat (im Jahre 30) bereits einen besonderen Trumpf in den Händen, der Kaiser hat seine Gedichte nicht als *mala carmina* bezeichnet. Hierbei wird mit der Wortbedeutung gespielt. Horazens Gedichte bestehen vor dem obersten Richter: Sie sind gut und keine strafbaren Schmähgedichte.

Die Hauptleistung des Horaz für die Zeitgenossen war seine Odendichtung. Sie begann (anders R. Bentley und die meisten Erklärer nach ihm) schon sehr früh. Es geht also die Arbeit an Satiren, Epoden und Oden zum Teil zur gleichen Zeit vor sich. Horaz hat Alkaios, Sappho, Pindar, Bakchylides u. a., aber auch die hellenistische Lyrik genau studiert. Viele in der griechischen Lyrik fest gewordenen Motive und Bilder übernimmt er, durchsetzt sie aber mit römischem Gehalt. Die Dichtungen zeigen in der vom Dichter wohl überlegten Auswahl, daß er in ihnen auch den Weg seiner Studien nicht verdecken will. Neben Gedichten, die engsten Anschluß an das griechische Original zeigen, finden sich Dichtungen, die nur mehr wie in einem Motto zu Beginn die griechische Anregung erkennen lassen, andere sind ganz frei, ohne daß natürlich nicht auf Schritt und Tritt griechische Motive benützt und gewendet werden. Freundschaft, Liebe, Wein, Festesfreude kommen zur Geltung, aber auch die Vaterlandsliebe. Der Dichter tritt in den Dienst der augusteischen Politik u. z. nicht nur in den sogenannten Römeroden. Durchwegs ist es ein starker männlicher Geist, der uns entgegentritt. Es ist ferner dieselbe Philosophie, die seine Satiren zeigen; der Mann, der selbst seine Ruhe gefunden, er bringt sie auch in den Gedichten zum Ausdruck. Es sind bis zum Jahre 23 v. Chr. drei Bücher fertiggestellt worden. Gewidmet dem Maecenas, schließen sie mit einem stolzen Bekenntnis des Dichters (III 20). Die Anordnung ist wohl überlegt, das Prinzip der Abwechslung in Gehalt und Gestalt gewahrt.

Die Metra sind griechisch. Die Formgebung ist Horaz eine heilige Sache.

Die Metrik der Oden unterscheidet sich von der der Aeolier. Ihre Freiheiten nimmt Horaz nicht an, sein Wille zur geschlossenen Form veranlaßt ihn dazu. Im Zug der durch die hellenistische Lyrik schon vorgenommenen Normalisierung der aeolischen Metra geht er nur einen Schritt weiter, wenn er sich nicht mehr soviel Freiheiten wie Katull gestattet; dabei hielt er sich gewiß auch an Lehren von Metrikern. Das ist eben ein fester Beweis seiner strengen Klassik. Auffallend ist auch der strenge Bau der Caesuren, in den Satiren hat er sich Freiheiten und Abwechslungen gestattet, das tut er in den Oden nicht. Man hat die Oden des Horaz oft falsch beurteilt. So meinte man, sie seien nicht innerlich erlebt. Sie beruhen jedoch auf Urerlebnissen, aber der Dichter gibt ihnen, wie schon angedeutet wurde, absichtlich durch die Anlehnung an griechische Lyrik klassischen Gehalt. Sie sind als fiktiv getadelt worden, weil sie sangbare Form vorspiegeln, doch nie zum Singen bestimmt gewesen sind. Auch das ist natürlich beabsichtigter Klassizismus. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß sie im Gegensatz zur modernen Lyrik nicht Ichgedichte seien, sondern an eine zweite Person gerichtet sind. Aber darum ist das Empfinden des Dichters nicht weniger echt, nicht weniger innig. Man denke nur an das gehaltvolle Gebet des Dichters anläßlich der Weihe des Apollotempels auf dem Palatin (I 31). Es ist versucht worden, in die Gedichte Witz und Humor, ja Anspielungen aller Art hineinzuinterpretieren. Das ist unrichtig gewesen. Horaz ist in den Oden oft von einer gewissen Feierlichkeit, dieser Inhalt schien ihm vor allem zu der gemessenen Gestalt zu passen. Viele Gedichte sind reine Gelegenheitsgedichte. Ihr Anlaß ist aus dem Gedichte selbst erkenntlich, aber der Inhalt wird dann meistens doch zu einer Paraenese für den Empfänger und erfüllt von philosophischem Gehalt, wie die Gedichte z. B. des II. Buches. Man hüte sich die Namen der angesprochenen Personen stets nur als ehrende Widmungen zu betrachten, nein, zwischen der Betrachtung und der angeredeten Person bestehen, wie in zahlreichen Einzelfällen genaue Interpretation ergibt, oft Beziehungen. Andere Gedichte der Sammlung dienen direkt dem Dienst am Staate. Augustus, der populus Romanus, sie stehen hier im Mittelpunkte. Die 6 Oden des III. Buches sind eine Einheit, sie sind alle im alkaischen Maße gedichtet, sie handeln von Fragen der Moral, sie sind nicht an einzelne Personen, sondern an die Jugend Roms gerichtet. Schon Porphyrio und Diomedes faßten sie als Einheit, wir sind gewohnt, sie als Römeroden zu bezeichnen. Mommsen hat sie alle in einer seiner berühmten Reden auf die Politik des Augustus bezogen; seither sind sie oft behandelt und verschieden gedeutet worden; aber es ist doch klar, daß sie die Einstellung zum Staate haben, daß sie eine sittliche und moralische wie religiöse Erneuerung anstreben; zu erkennen ist ferner, daß der Dichter hier wieder gewiß mit Motiven hellenistischer Dichtung und auch in Anlehnung, besonders an Pindar, arbeitet. Doch Horaz verleugnet sich vor allem nicht, gerade in diesen Gedichten spricht er von ganz persönlichen Erlebnissen und schildert sich sogar als Dichter wie auch in IV 2. — Die erste Strophe ist gleichsam die Einleitung zum ganzen Zyklus. Hier wird klar, daß sich Horaz als Priester (*vates*) fühlt. Freilich, daß Horaz diese Gedichte alle zur selben Zeit gedichtet und ursprünglich eben einen großen Zyklus liefern wollte, ist nicht sicher. Das 1. Gedicht und das 2. sind nicht fest verbunden, doch das 3. mit dem 4., aber inhaltlich stellen sie Einheiten in sich dar. So ist es wahrscheinlich, daß er Gedichte, die zu verschiedenen Zeiten entstanden, erst später vereinigt hat. Irgendwie einen äußeren Anlaß hat er gewiß gehabt. Ob freilich Heinze Recht hat, wenn er meint, daß im Jahre 27 in den Buchläden Roms ein libellus zu haben war, der den Titel trug *Carmina Horati Flacci* und mit *Odi profanum vulgus* begann, scheint mir zweifelhaft.

Will man Horaz als Lyriker begreifen, so sind die verschiedenen Elemente, die in seiner Odendichtung vereinigt sind, zu sondern. In der Form schließt er sich an die aeolische Lyrik an, aber er meidet ihre Freiheiten. In den Motiven ist er von hellenistischer Dichtung abhängig. So entsteht etwas Neues gegenüber der alten Aeolik. Er unterscheidet sich aber von der hellenistischen Dichtung, indem bei ihm der Staat und die exempla maiorum betont werden; er nimmt mit seiner Anteilnahme an dem Staat Gedanken auf, die auch bei Alkaios leben; freilich formt er den Gedanken anders; er ist hierin römisch, national und wirkt so ursprünglich. Er steht hierin ganz auf der Linie, die Vergil mit seinen Georgika und seiner Aeneis gewiesen hatte. Es fehlt ihm dann nicht an Innigkeit und Tiefe des Empfindens und nur eine Zeit, die ganz vom Individualismus erfüllt, kein Gemeinschaftsgefühl duldete, konnte das nicht verstehen und glaubte, Horaz als Höfling abtun zu können.

Horaz wird in den Oden zum Klassiker, zu einem Dichter, der, erfüllt von den höchsten Gedanken, ihnen in einer ganz besonderen Form Ausdruck zu geben weiß. Er steht im Banne der hellenistischen Philosophie, sie ist der bestimmende Teil seines Denkens und er überträgt

6 Bücher Saturae veröffentlicht, über sie sowie über die des Varro Atacinus wissen wir nichts. Doch des alten Varro Saturae Menippeae sind uns bekannt. Sie stellen in barocker Form persönlichste Lebenserfahrung, geläutert durch griechische Philosophie, dar. Es war eine ganz besondere Art gegenüber der Satirendichtung des Lucilius. Wieweit Horaz gerade durch die auch Varro nahestehende kynische Philosophie, besonders ihren Hauptvertreter Bion, beeinflußt ist, ist im einzelnen nicht zu erweisen, jedoch als Tatsache feststehend, daß er nicht nur ihn, sondern besonders die reiche Fülle der Popularphilosophen kennt. Die Form der kynischen Diatribe baute er stilistisch in die hexametrische Satire ein. Die Diatribe besteht aus einer Betrachtung, in der der Prediger sich selbst Einwände macht und beantwortet. Das tut Horaz im ersten Buch der Satiren. Die Diatribe knüpft gern an konkrete Vorfälle an, auch das tut Horaz, aber er ist weniger aufgeregt; er bringt noch ein anderes Element hinzu. Lucilius hat als literarischer Gesellschafter im Scipionenkreis Schnurren aus dem Leben erzählt, Horaz tut dies auch; ferner bespricht er ausführlich seine Stellung zur Dichtung (VI, X). Die Satiren inhaltlich fast nur auf Lucilius zurückzuführen, ist von Fiske, doch ohne Erfolg, unternommen worden. Selbst I 7, wo die Beziehung zu Lucilius klar ist, zeigt ihre Eigenheiten (Radermacher).

Horaz vermag die Form des Gespräches des Sermo — er nennt die Dichtungen *Sermones* — beizubehalten, aber er macht alles straffer, geschlossener, er läßt sich wie im wirklichen Gespräch durch Assoziation vom Thema ableiten, er findet aber den Weg zurück. 10 solcher Gespräche, nicht allzulange, hatte er, wenn wir die chronologischen Anspielungen beachten, etwa im Jahr 35 zu einem Bändchen vereinigt. Die Anordnung ist wohl überlegt, die Zahl 10 gewiß durch die Eklogen des Vergil veranlaßt worden. Von Haus schon für die Buchform und die Veröffentlichung bestimmt, sind die 8 Satiren des II. Buches. Die Anordnung ist überaus klar und symmetrisch; 1 und 5 sind Konsultationen, 3 und 7 Saturnalienpredigten, 2 und 6 behandeln das Landleben, 4 und 8 sind gastronomische Plaudereien.

Die I. Satire bringt eine Auseinandersetzung mit der Kritik. Es ist ein Gedicht, das ganz persönlich ist, doch seinen literarischen Hintergrund dadurch erhält, daß schon Lucilius seiner Satirendichtung eine programmatische Erklärung hat vorangehen lassen. Wie Lucilius beruft sich Horaz auf die in ihm wirkende Kraft, die stärker als alle klugen Einsprüche des Freundes ihn dazu treibt, das zu sagen, was er für wahr hält. Freilich, er hat (im Jahre 30) bereits einen besonderen Trumpf in den Händen, der Kaiser hat seine Gedichte nicht als *mala carmina* bezeichnet. Hierbei wird mit der Wortbedeutung gespielt. Horazens Gedichte bestehen vor dem obersten Richter: Sie sind gut und keine strafbaren Schmähgedichte.

Die Hauptleistung des Horaz für die Zeitgenossen war seine Odendichtung. Sie begann (anders R. Bentley und die meisten Erklärer nach ihm) schon sehr früh. Es geht also die Arbeit an Satiren, Epoden und Oden zum Teil zur gleichen Zeit vor sich. Horaz hat Alkaios, Sappho, Pindar, Bakchylides u. a., aber auch die hellenistische Lyrik genau studiert. Viele in der griechischen Lyrik fest gewordenen Motive und Bilder übernimmt er, durchsetzt sie aber mit römischem Gehalt. Die Dichtungen zeigen in der vom Dichter wohl überlegten Auswahl, daß er in ihnen auch den Weg seiner Studien nicht verdecken will. Neben Gedichten, die engsten Anschluß an das griechische Original zeigen, finden sich Dichtungen, die nur mehr wie in einem Motto zu Beginn die griechische Anregung erkennen lassen, andere sind ganz frei, ohne daß natürlich nicht auf Schritt und Tritt griechische Motive benützt und gewendet werden. Freundschaft, Liebe, Wein, Festesfreude kommen zur Geltung, aber auch die Vaterlandsliebe. Der Dichter tritt in den Dienst der augusteischen Politik u. z. nicht nur in den sogenannten Römeroden. Durchwegs ist es ein starker männlicher Geist, der uns entgegentritt. Es ist ferner dieselbe Philosophie, die seine Satiren zeigen; der Mann, der selbst seine Ruhe gefunden, er bringt sie auch in den Gedichten zum Ausdruck. Es sind bis zum Jahre 23 v. Chr. drei Bücher fertiggestellt worden. Gewidmet dem Maecenas, schließen sie mit einem stolzen Bekenntnis des Dichters (III 20). Die Anordnung ist wohl überlegt, das Prinzip der Abwechslung in Gehalt und Gestalt gewahrt.

Die Metra sind griechisch. Die Formgebung ist Horaz eine heilige Sache.

Die Metrik der Oden unterscheidet sich von der der Aeolier. Ihre Freiheiten nimmt Horaz nicht an, sein Wille zur geschlossenen Form veranlaßt ihn dazu. Im Zug der durch die hellenistische Lyrik schon vorgenommenen Normalisierung der aeolischen Metra geht er nur einen Schritt weiter, wenn er sich nicht mehr soviel Freiheiten wie Katull gestattet; dabei hielt er sich gewiß auch an Lehren von Metrikern. Das ist eben ein fester Beweis seiner strengen Klassik. Auffallend ist auch der strenge Bau der Caesuren, in den Satiren hat er sich Freiheiten und Abwechslungen gestattet, das tut er in den Oden nicht. Man hat die Oden des Horaz oft falsch beurteilt. So meinte man, sie seien nicht innerlich erlebt. Sie beruhen jedoch auf Urerlebnissen, aber der Dichter gibt ihnen, wie schon angedeutet wurde, absichtlich durch die Anlehnung an griechische Lyrik klassischen Gehalt. Sie sind als fiktiv getadelt worden, weil sie sangbare Form vorspiegeln, doch nie zum Singen bestimmt gewesen sind. Auch das ist natürlich beabsichtigter Klassizismus. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß sie im Gegensatz zur modernen Lyrik nicht Ichgedichte seien, sondern an eine zweite Person gerichtet sind. Aber darum ist das Empfinden des Dichters nicht weniger echt, nicht weniger innig. Man denke nur an das gehaltvolle Gebet des Dichters anläßlich der Weihe des Apollotempels auf dem Palatin (I 31). Es ist versucht worden, in die Gedichte Witz und Humor, ja Anspielungen aller Art hineinzuinterpretieren. Das ist unrichtig gewesen. Horaz ist in den Oden oft von einer gewissen Feierlichkeit, dieser Inhalt schien ihm vor allem zu der gemessenen Gestalt zu passen. Viele Gedichte sind reine Gelegenheitsgedichte. Ihr Anlaß ist aus dem Gedichte selbst erkenntlich, aber der Inhalt wird dann meistens doch zu einer Paraenese für den Empfänger und erfüllt von philosophischem Gehalt, wie die Gedichte z. B. des II. Buches. Man hüte sich die Namen der angesprochenen Personen stets nur als ehrende Widmungen zu betrachten, nein, zwischen der Betrachtung und der angeredeten Person bestehen, wie in zahlreichen Einzelfällen genaue Interpretation ergibt, oft Beziehungen. Andere Gedichte der Sammlung dienen direkt dem Dienst am Staate. Augustus, der populus Romanus, sie stehen hier im Mittelpunkte. Die 6 Oden des III. Buches sind eine Einheit, sie sind alle im alkaischen Maße gedichtet, sie handeln von Fragen der Moral, sie sind nicht an einzelne Personen, sondern an die Jugend Roms gerichtet. Schon Porphyrio und Diomedes faßten sie als Einheit, wir sind gewohnt, sie als Römeroden zu bezeichnen. Mommsen hat sie alle in einer seiner berühmten Reden auf die Politik des Augustus bezogen; seither sind sie oft behandelt und verschieden gedeutet worden; aber es ist doch klar, daß sie die Einstellung zum Staate haben, daß sie eine sittliche und moralische wie religiöse Erneuerung anstreben; zu erkennen ist ferner, daß der Dichter hier wieder gewiß mit Motiven hellenistischer Dichtung und auch in Anlehnung, besonders an Pindar, arbeitet. Doch Horaz verleugnet sich vor allem nicht, gerade in diesen Gedichten spricht er von ganz persönlichen Erlebnissen und schildert sich sogar als Dichter wie auch in IV 2. — Die erste Strophe ist gleichsam die Einleitung zum ganzen Zyklus. Hier wird klar, daß sich Horaz als Priester (*vates*) fühlt. Freilich, daß Horaz diese Gedichte alle zur selben Zeit gedichtet und ursprünglich eben einen großen Zyklus liefern wollte, ist nicht sicher. Das 1. Gedicht und das 2. sind nicht fest verbunden, doch das 3. mit dem 4., aber inhaltlich stellen sie Einheiten in sich dar. So ist es wahrscheinlich, daß er Gedichte, die zu verschiedenen Zeiten entstanden, erst später vereinigt hat. Irgendwie einen äußeren Anlaß hat er gewiß gehabt. Ob freilich Heinze Recht hat, wenn er meint, daß im Jahre 27 in den Buchläden Roms ein libellus zu haben war, der den Titel trug *Carmina Horati Flacci* und mit *Odi profanum vulgus* begann, scheint mir zweifelhaft.

Will man Horaz als Lyriker begreifen, so sind die verschiedenen Elemente, die in seiner Odendichtung vereinigt sind, zu sondern. In der Form schließt er sich an die aeolische Lyrik an, aber er meidet ihre Freiheiten. In den Motiven ist er von hellenistischer Dichtung abhängig. So entsteht etwas Neues gegenüber der alten Aeolik. Er unterscheidet sich aber von der hellenistischen Dichtung, indem bei ihm der Staat und die exempla maiorum betont werden; er nimmt mit seiner Anteilnahme an dem Staat Gedanken auf, die auch bei Alkaios leben; freilich formt er den Gedanken anders; er ist hierin römisch, national und wirkt so ursprünglich. Er steht hierin ganz auf der Linie, die Vergil mit seinen Georgika und seiner Aeneis gewiesen hatte. Es fehlt ihm dann nicht an Innigkeit und Tiefe des Empfindens und nur eine Zeit, die ganz vom Individualismus erfüllt, kein Gemeinschaftsgefühl duldete, konnte das nicht verstehen und glaubte, Horaz als Höfling abtun zu können.

Horaz wird in den Oden zum Klassiker, zu einem Dichter, der, erfüllt von den höchsten Gedanken, ihnen in einer ganz besonderen Form Ausdruck zu geben weiß. Er steht im Banne der hellenistischen Philosophie, sie ist der bestimmende Teil seines Denkens und er überträgt

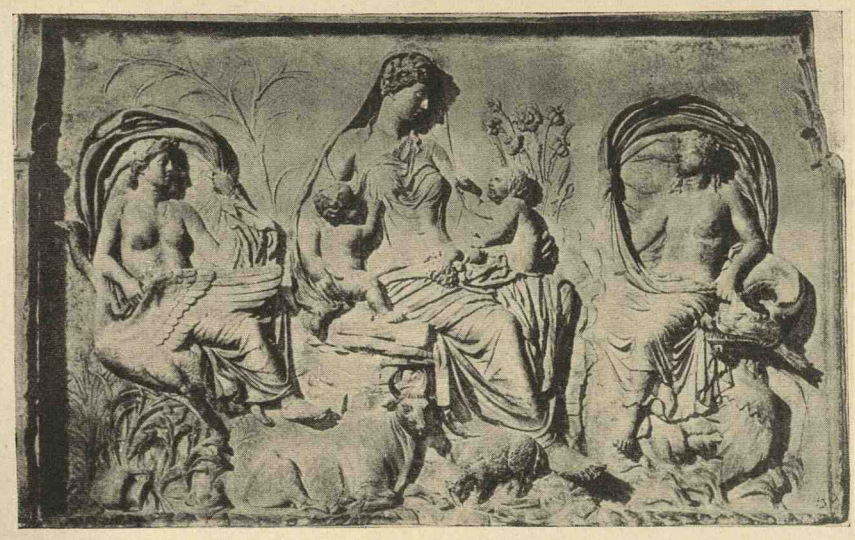
diesen Inhalt in seine Lyrik; die leichten paraenetischen Anklänge bei Alkaios, sie werden vertieft, die Philosophie ist ein tragender Pfeiler seiner Lyrik. Ja, Augenblicksstimmungen kommen zum Ausdruck, so die starke Wendung zur Religion der Stoa I 34. Philosophisch eingestellt waren weder die hellenistischen Dichter noch die Neoteriker noch sonst ein Lyriker vor ihm. Indem er derart die Gedankenwelt des Hellenismus in sich aufnimmt und in seiner Odendichtung wiedergibt, ihr aber nicht eine neue Form schafft, sondern bewußt an die Aeolik anknüpft, wird er zum Klassizisten; er hat aber auch in diese Form den Schwung, die Diktion der pindarischen Ode hineingebracht und ihr so eine neue Form und einen neuen Inhalt gegeben; er hat die gesamte alte Lyrik umgeprägt und umgegossen. Das ist seine eigenartigste Schöpfung. Sie erschien den Zeitgenossen so neu, daß sie sie zunächst nicht begriffen. Aber sie wurden durch den Inhalt so gepackt, daß sie den Widerstand aufgaben. So ist es auch berechtigt, den Odendichter Horaz einen Klassizisten zu nennen, denn alle Kennzeichen dieses Kunstwollens zeigt er, er besitzt sie stärker als Vergil, er betont sie mehr als dieser. Er meidet die offene Form, er ist klar, nicht verschwommen in der Gedankenführung, er haßt seltene, barocke Wörter und Formen und Unregelmäßigkeiten in der Syntax, er versteht es, Maß zu halten, auch dem Umfang nach. Kein Gedicht ist so lang, daß die Übersicht beim Vortrag verloren geht. Horaz liebt einen dreigeteilten Aufbau. Er verwendet zwar alle Feinheiten der Sprache, aber mit Wahl: er zeigt sich mit den Gesetzen und Lehren der Rhetorik vertraut; das beweisen die rhetorischen Figuren, die oft pointierten Wendungen, die Antithesen, Enthymeme, Gnomen, die stark geballten Beispiele aus der Geschichte und Mythologie, endlich die pathetischen direkten Reden. Trotzdem wird er nirgends zum rhetorisierenden Dichter. Freilich jene Harmonie, die Vergil eigen ist, lehnt er ab; die Form seiner Lyrik ist neu, fremd, bewußt antikisierend, er berührt sich hierin mit den Attizisten, die ja immer etwas vom Streben nach der Klassik zeigen.

Mit den drei Odenbüchern sah Horaz seine Aufgabe als lyrischer Dichter gelöst. Er hatte die aeolische Lyrik nach Rom getragen, er hatte, was sie in einzelnem dem Inhalt und der Form nach geleistet, vereinigt, er hatte Zeugnis abgelegt von mühsamem Ringen und Studium, hatte seinem Freundeskreise, der Blüte der Nation und dem Kaiser gehuldigt und war ihnen allen Führer geworden zu frohem, aber ernstem Genusse des Daseins. Jetzt wollte er wieder sich leben, und zwar ganz das Leben des auf sich gestellten Philosophen. Wieder tritt uns ein philosophischer Eklektiker entgegen. Aus der Fülle der reichen griechischen Lehren nimmt Horaz wie in den früheren Dichtungen, was ihm geeignet schien an Beispielen, Vergleichen und Gedanken, gibt aber allem den Stempel seiner eigenen Lebensführung und schafft so eine Einheit der Weltanschauung, die in dem I. Epistelbuch ein stets bewundertes Bild vernünftiger Anleitung zum beglückten Leben bildet.

Er schildert z. B. seine Unabhängigkeit gegen Maecenas, ohne seine tiefe Dankesschuld ihm gegenüber zu verbergen; er zeigt, wie er glücklich und frei als Gutsherr auf dem Lande lebt, wie Homers Dichtungen auf ihn von der ethischen Seite wirken, wie er Freunde zu beurteilen weiß, und zeichnet selbst von sich in launiger Weise ein getreues Konterfei.

Horaz mußte sich noch zweimal als Lyriker betätigen. Im Jahre 17 v. Chr. dichtete er anläßlich der Jahrhundertfeier das Saekularlied.

Die Sicherung des Reiches nach Außen und Innen sollte nach dem Wunsche des Augustus ein neues saeculum einleiten. So wurde im Jahre 17 auf Grund eines sibyllinischen Orakels (*Zosimus* II 6) eine Säkularfeier wie z. B. im Jahre 249 v. Chr. abgehalten; freilich setzte man jetzt das saeculum mit 110 Jahren an. Der Kronjurist Ateius Capito hatte das Zeremoniell ausgearbeitet; es ist inschriftlich erhalten. Wie im Jahr 249 Andronikus, so wurde im Jahre 17 Horaz mit der Abfassung des Liedes für



176. Tellus auf der ara pacis. (Nach Petersen.)

den Knaben- und Mädchenchor betraut, das auf dem Palatin und dem Kapitol gesungen wurde. In der Urkunde heißt es: *sacrificioque perfecto puer(i) [X]XVII . . . et totidem puellae carmen cecinerunt . carmen composuit Q. Hor[a]tius Flaccus.* Das Lied des Horaz, in sapphischem Maße abgefaßt, hält sich zwar an die durch das Orakel und das Zeremoniell festgelegte Ausrufung bestimmter Götter, weiß aber geschickt die Hausgötter des Kaisers, Apollo und Diana, in den Vordergrund zu stellen, besingt ferner in feinster Weise den Kaiser und seine Verdienste um die Gemeinde, Italien und das Reich. Es zerfällt in 2×9 (3×3) Strophen und eine Schlußstrophe. Der erste Teil wurde von den Mädchen, der zweite von den Knaben, die Schlußstrophe von beiden Chören gesungen. Die nach der heiligen Dreizahl aufgebaute Komposition ist ebenso beabsichtigt, wie die nach der Siebenzahl in Vergils IV. Ekloge.

Im Jahre 13 erschien das IV. Odenbuch.

In der Form gleicht es den anderen, auch im Inhalt ist es bunt, selbst der Knabenliebe wird gedacht, doch der tragende Gedanke ist der princeps und sein Haus. In mächtigem Gedichte, in rauschenden Versen und hochgestimmten Worten singt er von den Söhnen des Kaisers, freilich — auch hier mag man Vergils Einfluß wiedererkennen — versteht er es, das Lob der Klaudier an ihren Ahn anzuknüpfen. Den Abschluß bildet die Ode XV: Ein Epos singen, das kann der Dichter nicht, aber in lyrischem Gedichte singt er vom Kaiser als dem custos der Römer; als der Heiland wird Oktavian gepriesen, als des Aeneas Sprößling gefeiert, den nach alter Sitte beim Mahle die Römer durch ein Trankopfer ehren. Hier ist in ganz neuer bewundernswerter Art der beliebte Topos mit urrömischem Geist vereinigt, ferner eine Innigkeit fast naiven Empfindens in klassischer Weise ausgedrückt.

Der Dichter hatte durch seine Oden eine führende Stellung in der römischen Gesellschaft erlangt. Er hatte viel, wie Vergil, über die Entwicklung der Kultur gedacht, viel über die Poesie. Der Niederschlag dieses Denkens sind vor allem die drei großen Gedichte des II. Buches der Episteln. Hier bespricht Horaz die Entwicklung der Kultur und der Literatur. Im dritten dieser Briefe, der sogenannten *ars poetica*, an einen Piso und seine zwei Söhne gerichtet, wohl gegen 16 v. Chr., jedenfalls vor II 1 gedichtet, faßt er seine Kunsttheorie zusammen.

Junge Dichter mochten Wege gehen, die Horaz falsch schienen. Das sei die Veranlassung gewesen, so meint man, daß Horaz die ars poetica geschrieben hat. Vielleicht ist sie aber doch eher ein Bekenntnis des Dichters, nicht eine Polemik gegen ein paar Dichterlinge. Über die Gedankenführung war man sich lange im Unklaren. Man suchte nach einer festen Disposition und fand sie nicht, besonders deshalb auch, weil an einigen auseinanderliegenden Stellen gleiche Gedankengänge wiederkehrten. Man half durch Umstellungen, man dachte, die „Form der Formlosigkeit" sei wie in den Satiren beabsichtigt. Neuere Forschung hat aber eindeutig gezeigt, daß die rhetorische Lehre von den Teilen der Rede und ihren Gattungen, ferner die Teilung in ars und artifex zugrunde liegt. Die Übereinstimmungen mit dem Auctor ad Herennium, mit Cicero, mit Quintilian und mit Dionysios führten Norden und dann Barwick zur Annahme, daß ein älteres Lehrsystem zugrunde liegt. Dazu kam durch Entzifferung herkulanensischer Papyrusrollen und ihre richtige Erklärung durch Chr. Jensen der feste Nachweis, daß Porphyrio den Neoptolemos von Parion,

177. Gemma Augustea. Wien. (Nach Eichler-Kries.)

wohl einen Akademiker aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr., mit Recht als die direkte Quelle des Horaz bezeichnete. Auf frühhellenistische Quellen führt z. B. die besondere Hervorhebung des Satyrspieles (vgl. *Sositheos, Anth. Pal.* VIII 707). Neoptolemos ist nicht selbst der Erfinder des Systems; er scheint Herakleitos Pontikos benützt zu haben, der auf Grund älterer rhetorischer Lehren, aber auch platonischer Gedanken, dem Neoptolemos das Gerüst für seine Darstellung bot. Die zahlreichen Übereinstimmungen auch im einzelnen beweisen, daß Horaz sich an Neoptolemos anschloß. So erklärt es sich, daß Porphyrio sagt: „In diesem Buch trug er (H.) die Vorschriften des Neoptolemos von Parion über die Dichtkunst zusammen, zwar nicht alle, aber die bedeutendsten." Wir sehen, daß sogar die Doubletten in der Disposition des Stoffes, wie sie Neoptolemos vornahm, ihren Grund haben. Wie stark aber auch Horaz von Neoptolemos beeinflußt ist, so ist doch etwas Neues entstanden. Neoptolemos hat in Prosa geschrieben und doziert. Bei Horaz wird die Lehre in anmutige Form gekleidet und die Schulweisheit gemieden. Der leichte Stil des Briefes ist absichtlich festgehalten und nähert sich fast dem sermo. Aus der ganzen ars leuchtet die Lehre vom *Πρέπον* hervor. Ihr huldigte Horaz. Seine Lehre bestand vor allem in der Ablehnung jeglicher barocker Auswüchse, daher stimmen Anfang und Schluß der ars zusammen und ist die Schilderung des poeta insanus so ausführlich und eindringlich gestaltet. Seine ars ist die Absage des strengen Klassizisten an die offene Form. Horaz hat hier ausgesprochen und klargelegt, was er selbst als Dichter streng befolgte.

Vergils mußte bei Horaz oft gedacht werden. Horaz ist durch Vergil zweifelsohne beeinflußt, aber er ist ihm gegenüber eben der strenge Klassizist. Das macht, daß seine Dichtungen, besonders seine Lieder steifer, weniger innig, weniger empfunden scheinen. Hat man aber das Kunstwollen erfaßt, dann weicht dieser Schein. Horaz hat von Lucilius gesagt, sein Leben liege wie auf einer Votivtafel geschrieben vor dem Leser. Das gilt auch von den Dichtungen des Horaz. Aus den Werken des Horaz erkennen wir sein Wesen und Denken. Wir sehen, wie er schon in seinen frühesten Dichtungen die Entwicklungslinien, die seine Dichterbahn einschlug, deutlich erkennen läßt; wie er immer wieder sich mit seinen Vorgängern auseinandersetzt und seine Kunstart begründet. Seine Bindung an die Gemeinde, an die Dichtung der Griechen, an die Philosophie sind klar; aber wir erkennen, wie er allmählich zu seiner Reife aufgestiegen ist. Wir fühlen aber auch, wie er Leben, Denken und Dichten in vollste Übereinstimmung brachte. Man kann ihn von den römischen Dichtern als einzigen hierin mit Goethe vergleichen. Selbst aber erreichte er, daß er, als er 56 Jahre alt starb (8 v. Chr.), wirklich als ein *conviva satur* von der Lebenstafel wegging, ohne bitteren Nachgeschmack, ein Bild des durch eigene Arbeit an sich vollkommen gefestigten und befriedigten Menschen, gerade hierin ein wahrer Klassiker.

Horazhandschriften gibt es in Menge (etwa 250); sie unterscheiden sich unter anderen durch die Anordnung der Werke. Eine gesicherte Einteilung nach Klassen ist noch nicht erzielt. Jedenfalls ist der von J. Cruquius, Professor in Brügge benützte, seither verschollene Blandinius antiquissimus von besonderem Werte gewesen, da er Sat. I 6, 126 die richtige Lesung *fugis campum lusumque trigonem* bietet. Die Frage

Statue des Kaisers Augustus in Rom.

nach der Textgeschichte, die in neuerer Zeit von Bick, Leo und Vollmer behandelt wurde, ist noch nicht zu einem befriedigenden Abschluß gelangt. Doch Vollmers Annahme, unsere ganze Überlieferung gehe auf ein Exemplar der Textesrevision des Vettius Agorius Basilius Mavortius, Con. ord. 527 n. Chr. zurück, ist ebensowenig sicher wie die Behauptung Leos, daß die Einheitlichkeit unseres Textes einer Ausgabe des Beryters Probus zu danken sei.

Literatur:

Text von R. Vollmer bei Teubner. — Kommentar von Kießling-Heinze. — Wielands Übersetzung d. Satiren u. Episteln noch immer lesenswert. — Th. Birt, Horaz' Lieder und römisches Leben (dazu Studien), Leipzig 1925. — A. Y. Campbell, Horace a new Interpretation, London 1928. — R. Heinze, Die horaz. Ode, N. J. B. 1923, 153ff. — Der Zyklus d. Römeroden, 1929, 675. — A. Kappelmacher, Der Werdegang des Lyrikers H., Wien. Stud. XLIII (1920—3), 44ff. — F. Klingner, Gedanken über H., Antike V (1929) 23ff. — J. Kroll, Horazens XVI. Epode u. Vergils I. Ekloge, Hermes XLIX (1914), 629ff. — W. Kroll, H. Oden u. die Philosophie, Wien. Stud. XXXVII (1915), 223ff. — Die hist. Stellung von H. ars poetica, Sokrates VI (1918), 31ff. — K. Latte, Frühhellenistische Poetik, Hermes LX (1925), 1ff. — A. Olbrane, Les Origines de la diatribe Romaine, Lausanne 1926. — L. Radermacher, Wien. Stud. XLIV (1924/5) 210ff. — XLVII (1929) 79ff. — R. Reitzenstein, N. J. B. (1924), 232ff. — M. Sieburg, Horaz und die Rhetorik, N. J. B. (1910), 267ff.

DIE ELEGIKER

Vergilium vidi tantum nec amara Tibullo
Tempus amicitiae fata dedere meae.
Successor fuit hic tibi, Galle, et Propertius illi,
Quartus ab his serie temporis ipse fui.
(Ov. Tr. IV 10, 51ff.)

Unter den Dichtern lateinischer Sprache nehmen die Elegiker eine Vorzugsstellung ein. Unsere Klassiker haben für sie eine besondere Neigung gehabt. Die römischen Elegien Goethes weisen auf die Zeit des Augustus. Besonders vier Dichter vertreten die Elegie: Cornelius Gallus, Albius Tibullus, Sextus Propertius und Publius Ovidius Naso. Von diesen Dichtern ist Gallus nicht durch seine Werke bekannt, wir erschließen sie nur aus der Einwirkung auf andere und stehen in seiner Beurteilung unter dem Einfluß einer blendenden Hypothese eines geistvollen Kenners römischer Dichtung. Der Nachlaß des Tibull ist gering, er ist auch durchsetzt von Werken anderer Dichter. Properzens Dichtung und Ovids Elegien haben wir vollständig. Gallus scheint die Gattung für Rom geschaffen zu haben, Tibull und Properz haben sie in ganz gegensätzlicher Weise gepflegt und auf ihren Höhepunkt gebracht. Ovid steigerte durch die Rhetorik die zur Entfaltung gelangte Dichtungsart zwar formell in ihrer Feinheit, aber zerstörte sie inhaltlich. Die Elegie war schon von den Griechen gepflegt worden, doch die altjonische Elegie trägt nicht die Merkmale der römischen. Die römische Elegie ist vorzugsweise Liebeselegie und zwar ist sie der Ausdruck subjektiver Empfindungen des Dichters. Man findet dafür gewisse Vorbilder in der altjonischen Lyrik, sieht ferner, daß die Motive in der hellenistischen Dichtung in der neueren Komödie und im Epigramm vorliegen. Ja, es gibt römische Elegien, die ganz die Form und den Umfang griechischer Liebesepigramme haben. Doch der Versuch, römische Elegien, besonders die des Tibull, in Epigramme aufzulösen, ist als gescheitert zu betrachten. Vielleicht hat Gallus die Farben bukolischer Dichtung in der Elegie verwendet, doch schon die „Lydia" zeigt Landnähe, das ist eben italisch; klar ist dies bei Tibull zu sehen. Hier liegt gewiß etwas Neues und Römisch-Eigenartiges vor. Aber die andersartigen Elegien des Properz beweisen, daß wohl dieser Zug neu ist, nicht aber, daß es nicht schon in der hellenistischen Dichtung eben erweiterte Liebesepigramme, d. h. Elegien gegeben hat. Doch noch eine weitere Überlegung lehrt dies: Die Elegie ist an das Distichon gebunden, genau so wie das Epigramm. Calvus hat seine Quintilia in Distichen besungen. Und Katulls 68. Gedicht ist jedenfalls eine Elegie. Worin die Neuerung des Gallus bestanden hat und wieso Ovid gerade die vier Dichter zusammen nennt, ist also nicht aus der Überlieferung zu ersehen. Nicht einmal der Liederkranz auf eine Geliebte ist neu. Vielleicht hat Ovid nur seine Zeitgenossen genannt. Neu ist auch nicht, wenn sich die Elegiker als *molles* bezeichnen, so sprach schon der Alexandriner Hermesianax von dem Jonier Mimnermos (bei *Athenaios*). Deutlich ist aber, daß all diese Elegien allein in Roms Gesellschaft

allein in dem Leben des damaligen Rom wurzeln; ferner offenbaren die Dichter ihre und ihrer Freunde und Freundinnen innerstes Denken und Empfinden so, wie es nicht Griechenart war. Sappho, die noch am wenigsten ihr Fühlen verhüllt, kennt Rücksichten und besitzt Hemmungen; die Italiker sind freimütig und offen.

Unter dem Namen des Tibullus gehen in den Handschriften drei Bücher, die von den Humanisten in vier geteilt, so jetzt in den Ausgaben gedruckt werden. In der Gedichtsammlung sind außer den Elegien des Tibull solche eines Lygdamus, ferner Gedichte der Sulpicia, endlich ein Preislied auf M. Valerius Messala erhalten.

ALBIUS TIBULLUS (etwa 60—19 v. Chr.)

Die Gedichte, Anspielungen bei Zeitgenossen und eine in den Handschriften überlieferte Biographie, die auf Sueton zurückgeht, lassen es zu, in großen Zügen ein Lebensbild zu geben. Tibull war römischer Ritter; sein vom Vater ererbter Landbesitz, wohl durch die Kriege geschmälert, erlaubte ihm doch das Leben eines Grundbesitzers zu führen; ein Gut besaß er in Pedum (bei Praeneste). Er hatte Kriegsdienst getan und mit M. Valerius Messala gegen die Aquitaner gekämpft, er hatte ferner die Orientzüge des Messala mitgemacht. Gestorben ist er wohl wie Vergil im Jahre 19 v. Chr., doch war er jünger, geboren etwa um 60 v. Chr. (Kalinka). Mit Valgius Rufus, Aemilius Macer, Horaz war er befreundet; dem Oktavian gegenüber bewahrte er eine gewisse Zurückhaltung.

Im Jahre 27 v. Chr. veröffentlichte Tibull ein Gedichtbuch, das 10 Gedichte enthielt. Vergils Eklogenbuch und Horazens Satirenbuch waren für die Zahl der Stücke gewiß Vorbild. Von den Gedichten nehmen 1, 2, 3, 5, 6 auf eine Geliebte Delia, 4, 8, 9 auf einen schönen Knaben Marathus Bezug. Die Sammlung ist nicht zeitlich geordnet, denn 10 gedenkt weder des Messala noch der Delia, sehnt den Frieden herbei und verwünscht den Zug nach Aquitanien; 7 feiert den Triumph des Messala über Aquitanien (27 v. Chr.), kennt aber auch den Krieg im Orient. Hat Messala im Jahre 30 v. Chr. gegen die Aquitaner gekämpft und ist er dann im Orient tätig gewesen, so fällt 3 zwischen 1 und 7, denn 3 ist der Dichter krank auf Korfu. Seine Freunde sind im Krieg, wohl im Orient. Die Anordnung der Gedichte unterliegt wie bei Vergil und Horaz dem Prinzip der Abwechslung, daher sind nicht nur Gedichte auf Delia, sondern auch auf Marathus aufgenommen, in den Gedichten selbst wieder verschiedene Situationen dargestellt, endlich wird durch das 7. Gedicht auf Messala der Inhalt des ganzen Buches gehoben.

Im II. Buch erscheint eine andere Geliebte Nemesis 4—6; 1 und 3 sind an Messala gerichtet, 2, 3 an einen Cornutus, das 6. an den Dichter Aemilius Macer. Die Gedichte sind chronologisch geordnet, das Buch fällt später als das I. (*Ovid. Am.* III 9, 32). Ob es vom Dichter herausgegeben wurde, ist unsicher. Das III. Buch enthält 6 Gedichte, ist also von den Humanisten als Gegenstück zu dem zweiten gedacht worden. Hier wird Neaera besungen, der Dichter stellt sich als Lygdamus vor, das Buch hieß *Neaera* (II 29).

Das IV. Buch (handschriftlich der 2. Teil des III.) bringt nach einem Panegyricus eines unbekannten Dichters auf Messala, einen wohl nicht von Tibull herrührenden streng gebauten Zyklus von 5 Gedichten (2—6; 24 + 24 + 26 + 20 + 20 Verse). Das 1., 3., 5. Gedicht ist an Sulpicia gerichtet, anläßlich des Matronalienfestes, einer Krankheit und des Geburtstages. Die beiden anderen führen Sulpicia redend ein, sie bittet den Liebesgott, den geliebten Cerinthus (wohl den Cornutus des II. Buches) auf der Jagd zu schützen, ferner beglückwünscht sie ihn zum Geburtstag. 7—12 sind 6 kleine Gelegenheitsgedichte der Sulpicia selbst, sie zeigen eine rührende Ursprünglichkeit und Aufrichtigkeit des Gefühles. IV 13 und das vielleicht unvollständige Gedicht IV 14 rühren von Tibull her und sind wohl Jugendgedichte. Auch das Priapeum, das die Handschriften bieten, wird man Tibull nicht absprechen. Deutlich ist, daß wir eine Sammlung von Gedichten aus dem Kreise um Messala in dem Corpus Tibullianum besitzen.

Die Gedichte Tibulls sind dem Inhalt nach recht verschieden; aber die Motive kehren immer wieder. Sie sind auch selbst in der Weise, in der sie Tibull gibt, nicht nur bei hellenistischen Dichtern, sondern auch zum Teil bei Vergil, Horaz, Properz und Ovid wiederzufinden. So kann man sich schon fragen, worin des Dichters Art besteht. Die Gedichte knüpfen zum Teil an wirkliche Gelegenheiten an, zum Teil sind sie aus bestimmten Stimmungen heraus entstanden. Bald ist es ein Geburtstag, bald ein Triumph, ein Weihefest, ein Erntefest, das dem Dichter den Antrieb gibt, bald der Gedanke an eine geliebte Frau oder einen schönen Knaben; Sehnsucht und Liebespein, Eifersucht und Angst treiben den Dichter. Doch der einleitende Gedanke ist nicht immer der Hauptgedanke; ist er es, so versteht es der Dichter, ihn zum

178. Säugendes Schaf. Relief in Wien. Photo. (Kunsthistorisches Museum.)

Schluß aufzunehmen; lieber aber übergibt er sich dem Spiel seiner Gedanken, träumt und versenkt sich in verschiedene Situationen, zaubert sich Bilder vor die Seele, freudige und traurige. Die Verbindung erfolgt bisweilen nur so, daß an ein Wort sich die Assoziation, sei es als gleichartig, sei es als gegensätzlich, anknüpft, dabei wird die Anapher oder das Antitheton gern verwendet. So sah man in den Gedichten des Tibull phantastische Träumereien oder mechanische Aneinanderreihung von Motiven, ja man sprach sogar von Gedankenflucht. All das ist, wie genaue eindringliche Interpretation lehrt, nicht richtig. Die immer wiederkehrenden Motive lehren die Gedankenwelt Tibulls kennen. Sein Verhältnis zu Messala, zu Delia, Marathus und die Freundschaft zu Cornutus, dann aber auch die Freude am Leben auf seinem Besitz nicht als reicher, aber als wohlbestallter Gutsherr (*pauper* nennt er sich), die Verehrung der ländlichen Götter, besonders des Segenspenders Bakchos, sind es, die den Dichter immer wieder fesseln. Dazu kommt eine gewisse Todesahnung, die ihm die Unterwelt vor Augen bringt. Vergleicht man seine Motive mit gleichen oder ähnlichen z. B. bei Horaz, so erkennt man sofort, daß Tibull eine weiche Natur ist; dort, wo Horaz stark das Leben betont, ja mit Überlegung über seine Stimmung hinwegkommt, ist Tibull ihr ganz ergeben und von ihr ganz gefangen. Aber in seinen Träumen zaubert er auch herrliche Bilder sich und dem Leser vor, so wenn er sich ausmalt, wie Delia ihm mit offenem Haar entgegeneilt, freudig ihn zu besitzen.

Horaz hat es verstanden, das Gespräch nachzuahmen, seine Satiren scheinen einer festen Komposition zu entbehren, doch bei genauem Eingehen auf die Absichten des Dichters erkennt man immer wieder, daß er die scheinbar lose gereihten Gedanken doch in sichere Bahnen lenkt. Ebenso tut es Tibull. Er gibt Stimmungen wieder, gestaltet sein Innenleben poetisch, gibt sich seiner Phantasie hin; nicht eine Vorstellungsreihe, sondern verschiedene Bilder und Situationen tauchen auf, werden festgehalten, mannigfach ausgemalt, die augenblicklichen Einfälle in Distichen geformt; aber der Dichter meistert seine Phantasie, er zieht wie Horaz durch Verklammerungen, feine Übergänge, durch Abrundung, durch Wiederaufnahme die losen Fäden fest. Kurz und gut, die Freiheit ist Nachahmung des Seelenspieles, des Gedankenablaufes, aber diesem tritt entgegen der bewußte Wille, die verschiedenen Bilder und Stimmungen zu verbinden, zu einigen und zu einem festen Gesamtbild zu verknüpfen. Es tritt meist nicht ein Gedanke so in den Vordergrund, daß er alles beherrscht, sondern harmonisch werden mehrere Gedankenkomplexe vereinigt. Man hat daher den Bau der Dichtungen Tibulls mit dem der Sonate verglichen, in der mehrere Motive vorkommen und immer wieder aufgenommen werden. Vergleicht man z. B. Tibulls Elegien auf Delia I 1, I 3, das Ambarvallied II 1, das Gedicht auf Messala I 7, das auf Nemesis sich beziehende, an Cornutus gerichtete II 3 mit Katulls 68. Lied, mit Horaz Epode 2, mit Elegien des Properz, so sieht man, daß Tibull eben eine beson-

dere Art pflegt und als einziger Elegiker, ja Dichter, eine besondere Kunst beherrscht: Er wollte und konnte das reichste Spiel der Phantasie und die zuströmenden Gedanken nicht nach logischem Gesetze, sondern nach psychologischem Ablauf in Worte kleiden. So ist er aber auch aus künstlerischen Überlegungen notwendigerweise dem Inhalt nach formlos, der Form nach aber einfach und scheinbar kunstlos, nur so konnte diese seine feinste Kunst natürlich erscheinen.

Die Gedichte sind stets einheitlich durch die Stimmung und wirklich ein Abbild der Stimmungen des Dichters. Die starke Phantasie, die Anlehnung an die hellenistische Dichtung, Widersprüche in einzelnen Situationen, wenn man die Gedichte vergleicht, hat zu Unrecht viele Erklärer zur Ansicht verleitet, all die Liebes- und Herzensnöte des Dichters seien nur Spiel seiner Gedanken. Gewiß, eine genaue Wiedergabe realer Vorgänge sind die Gedichte nicht, aber Delia oder Nemesis nur als Phantasiegeschöpfe aufzufassen, ist eine Irrmeinung. Apuleius berichtet, Delia sei Plania. Da δῆλος planus bedeutet, ferner eine gens Plania existierte, ist der Bericht nicht anzuzweifeln. Wenn Horaz von einer *immitis Glycera* spricht, so hat er hier nicht die Nemesis im Auge und einfach einen geläufigen Hetärennamen verwendet, sondern er spielt wohl auf eine verlorene Sammlung an. Ob die Marathusgedichte früher fallen als die Deliaelegien, ist nicht zu entscheiden.

Ganz im Gegensatz zur recht offenen Form der Gedankenführung steht die Metrik der Gedichte. Schon das erste Buch zeigt einen sehr strengen Bau des Hexameters und des Pentameters, das zweite eine noch etwas größere Sorgfalt. Wir sehen, daß der Klassizismus des Tibull in der Formgebung beabsichtigt ist. Die Disticha schließen einen Gedanken ein, doch ist Gleichförmigkeit vermieden; denn der Satz endet häufig vor dem Hexameterschluß, oft nach dem 7. Halbfuß, er greift in den Pentameter mit einem Trochäus, Daktylus, seltener mit einem Trochäus über. Meist enthält das Distichon 2 oder 3, seltener 4 Sätze. In der Sprache bekundet Tibull puristische Neigungen, er liebt eine überaus einfache Wortwahl, geht dem sermo cotidianus aus dem Wege und baut sehr einfache Sätze. Auffallend ist aber die reiche Verwendung der Anapher, diese dem Hymnusstil eigene Wortfigur ist, wie mit Recht betont wurde, ein besonderes Kennzeichen Tibulls. Auch Graezismen weicht er aus, gewisse syntaktische Freiheiten sind schon durch Vergil und Horaz in die Dichtersprache eingeführt worden, nur sie gebraucht er. Er ist schlicht, würden die Alten sagen, dazu paßt auch, daß die Mythologie seltener als bei den anderen Elegikern verwendet wird. Der Ruhm des poeta doctus lockt ihn nicht. Dafür wurzelt er aber mit Denken, Empfinden und Vorstellungen im Römischen und Italischen. Das eint ihn mit Vergil, aber auch mit Horaz. Mit ihm verbindet Tibull nicht nur das Lebensideal, das Behaglichkeit, Selbstgenügen, eine Art Epikureismus bekundet, sondern vielleicht auch Neigung zur Philosophie (*Hor. Epp.* I 4). Sie erklärt es, daß man so viele Anlehnungen zur Popularphilosophie findet. Tibulls klassizistische Formgebung rechtfertigt Quintilians Urteil: *Inst. or.* X 1, 90 *mihi tersus atque elegans maxime videtur auctor Tibullus.* Begeistert feiert ihn Ovid, *Am.* III 9, herzlich und innig schildert ihn Horaz (*Epp.* I 4).

Von Tibull unterscheidet sich der nur durch das Pseudonym bekannte Dichter Lygdamus. Er zitiert Ovid und lebte also nach ihm; er ist 43 geboren und schreibt als 51jähriger. Er ist bewußter Nachahmer des Tibull, formell kommt dies zum Ausdruck: er übertreibt den sprachlichen und metrischen Purismus. Es gibt z. B. bei ihm im Hexameter fast nur die Semiquinaria. — Sulpicia ist keine formgewandte Dichterin. Ihre Sprache und der Versbau verraten dies. — Der Dichter von IV 2—6 ist formgewandter als sie, aber unterscheidet sich doch von Tibull.

SEXTUS PROPERTIUS (etwa 47—15 v. Chr.)

Die römischen Elegiker sind alle vornehme Leute und begütert. Gallus war hoher Beamter gewesen, Tibull hatte Kriegsdienst getan und lebte als Gutsbesitzer, Ovid war Ritterssohn und hätte nach dem Wunsche des Vaters die Laufbahn des Senators einschlagen sollen. Auch Properz stammte aus angesehener Familie und, da er davon spricht, daß ihm das Forum offen gestanden, wohl auch aus dem Ritterstand. Sein Vater besaß noch einen stattlichen Landbesitz. Wie Vergil und Tibull, so hatte auch die Familie des Properz durch die Ackerverteilung und zwar die des Jahres 41 (?) eine wesentliche Einschränkung des Grundbesitzes erlitten. Geboren in Umbrien zu Asisium (Assisi, I 22, 9, IV 1, 121ff.), kam er nach dem frühen Tod seines Vaters mit seiner Mutter nach Rom. Wie Katull wurde auch er ganz von der Großstadt gefangen. Wie im Leben des Katull spielen Freunde und Liebe in seinem Leben die Hauptrolle. Es sind durchwegs vornehme junge Leute wie Tullus (I 1, 16, 14, 22), Gallus (I 5, 10, 13, 20, 21), Ponticus, mit denen er befreundet ist; die Politik zieht ihn zunächst nicht. Doch mit Maecenas wird er bekannt und von ihm wie Vergil und Horaz in den Dienst der augusteischen Politik gestellt. Was er aber leistet, geschieht erst allmählich mit vollem Herzen. Jugenderinnerungen waren für den leicht empfänglichen Properz durchaus bestimmend. Er hatte die Verwüstung der Gegend von Perusia, den Tod eines Verwandten, der gegen Oktavian kämpfte, als Kind miterlebt (I 21). Diese Kindheitserinnerungen waren für ihn unauslöschlich. Er blieb dem princeps gegenüber zunächst zurückhaltend. Und wenn er dem Maecenas, vielleicht auch sogar infolge einer gewissen materiellen Abhängigkeit, Folge leistete und ihn und den Kaiser feierte, so geschah es zwar laut, aber nicht so innerlich überzeugt (II 1, III 9), wie es Vergil und Horaz taten. Zu Vergil trat er in persönliche Beziehungen und bewunderte den großen Dichter. Zwischen Horaz und Properz knüpfte sich kein Band. Vergil stand ihm als Oberitaliker nahe. Der das Leben durch Philosophie meisternde Horaz war ihm wesensfremd. Eigen war ihm in der Liebe Treue (I 5, 11, 12, 15, II 9, II 21, 24) auch über den Tod hinaus. Er hatte in Cynthia — nach Apuleius ist es Hostia — die Frau gefunden, durch die er das starke innere Erleben gewann, das ihn zum Dichter machte. Und wenn auch die Liebe zu dieser Lebedame nur von kurzer Dauer war, wenn er auch im Verkehr mit ihr die ganze große Skala vom höchsten Liebesglück bis zur tiefsten Verzweiflung immer wieder durchlebte, so vergaß er selbst die Tote nicht und besang die verstorbene, einst innig geliebte Frau. Man darf gerade aus seinen Elegien nicht eine genaue Wiedergabe einzelner Erlebnisse herauskonstruieren, sondern nur den verklärten Abglanz von wirklich Erlebtem erkennen.

Zunächst veröffentlichte wohl im Jahre 27 der Dichter ein Buch von z. T. schon früher gedichteten Elegien. Im Gegensatz zu Tibulls Gedichten sind es fast durchwegs Kurzelegien. Das Buch ist auf Cynthia eingestellt. Es ist dem Tullus gewidmet; das Einleitungsgedicht und das Schlußgedicht, dieses wohl unvollständig erhalten, sind an ihn gerichtet, außerdem I 6, I 14. Auch sonst herrscht hier die direkte Anrede an Freunde; das erinnert an Katull. Gefeiert wird aber Cynthia. Schon hier stoßen wir auf die Gedanken, die für die elegische Dichtung charakteristisch sind, die aber auch der wirklichen Stimmung des leidenschaftlichen Liebhabers entsprechen: Neben der beseligenden Freude die Leiden der Eifersucht. Properz ist schon jetzt überzeugt, daß nur willenlose Unterwerfung des Mannes das Einvernehmen mit der Geliebten möglich macht (I 3). Er ist wie Tibull von Todesahnungen erfüllt und hängt Todesphantasien nach (I 5, 6, 19).

Das II. Buch ist bald nach dem ersten in Angriff genommen (II 7, 3) und Maecenas gewidmet. Es war also ein Umschwung in den äußeren Verhältnissen des Dichters eingetreten. Die Aufforderung des Maecenas, den Kaiser zu besingen, weist er zurück; er gibt zwar ein Lob des Maecenas und preist die Taten des Kaisers, aber er erklärt, zum Sänger der Liebe geschaffen zu sein. Er sei treu in der Liebe, die bis über den Tod währe, die ihn aber auch früh sterben lasse. Das nächste Gedicht enthält eine Schilderung der Schönheit des Mädchens, das dritte zeigt den Dichter neuerdings verliebt. Das vierte schildert die Furchtbarkeit der Liebe zur Frau und kommt zum Ergebnis, Knabenliebe sei vorzuziehen. Im fünften sehen wir wie der Dichter kunstvoll seine Dichtungen anordnet. Bisher war Cynthia nicht genannt. Jetzt wird sie eingeführt, er ist böse mit ihr und eifersüchtig: *Cynthia forma potens, Cynthia verba levis.* Auch das nächste Gedicht ist unter der Qual der Eifersucht geschrieben, aber es schließt mit dem bittenden Treugeständnis:

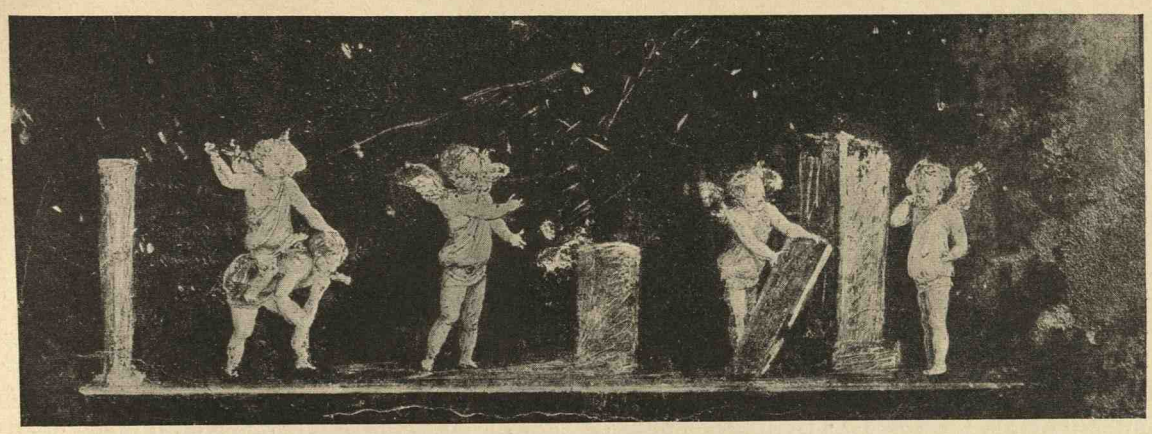
Semper amica mihi, semper et uxor eris.

Aber, wie die Einleitungselegie zeigt, tritt die reine Liebesdichtung schon etwas zurück. Das 10. Gedicht enthält ein starkes Lob auf Augustus, der Dichter will die Liebesdichtung aufgeben und sich von

der Geliebten trennen. Freilich das nächste Gedicht zeigt uns, wie Amor den Dichter mit dauernder Wunde schlägt, so daß er nur von Liebe singen kann. In der Tat ist das folgende Gedicht an Cynthia gerichtet. Der Dichter ist durch die Liebe zu Cynthia bis auf den Tod verwundet, er kann nur von Cynthia singen und sei so nur glücklich. Er sei bereit, für Cynthia zu sterben, und sieht schon sein Leichenbegängnis. *Tres libelli* sollen der Proserpina übergeben werden. K. Lachmann deutete sie auf drei Bücher Elegien des Properz und meinte, wir hätten hier einen Beweis, daß unsere Überlieferung lückenhaft sei. Es seien fünf Bücher Elegien vorauszusetzen, die unvollständig überliefert wären. Seine Erklärung ist nicht zwingend. Sonst erzählt aber auch das Buch von der Liebe und immer wieder taucht Cynthias Name auf. Wenn er (ähnlich wie Horaz, Sat. I 2) Beziehungen zu Dirnen für besser erklärt, so genügt die Mahnung des Freundes und wir erfahren, daß er nur über Cynthia böse ist. Nicht erotisch ist erst nach weitem Abstand das 31. Gedicht, das eine Schilderung der Halle des Apollotempels auf dem Palatin bietet. Gleich folgen aber Cynthialieder.

Das III. Buch zeigt eine ähnliche Stimmung wie das zweite, doch tritt Cynthia noch mehr zurück. Des Dichters Selbstgefühl ist gewachsen, er darf auf Nachruhm hoffen; wie der Epiker die Helden, so mache er die Frauen berühmt. Das zweite und dritte Gedicht setzen die programmatische Erklärung fort, der Dichter bleibt der Erotik treu, Apollo und Kalliope forderten ihn dazu auf (III 3). Das Buch enthält nun nebst Liebesgedichten, in denen Cynthia aber nicht direkt genannt wird, schon mehr Gedichte anderen Inhaltes: Trostgedichte (7, 12, 18), eine Elegie, in der der Dichter den Sieg über Kleopatra feiert III 11, freilich in ganz eigenartiger Weise. Der Dichter geht von der Macht der Frau über sich aus, zeigt die Macht der Frauen überhaupt und dann die Kleopatras. Er macht sich also eine Auffassung, wie sie Horaz (Od. I 37) vertrat, zu Nutze und weiß so eine patriotische Sage stilgemäß der erotischen Dichtung einzuordnen. So begreift es sich, daß er III 9 Maecenas gegenüber seine Stellung als Elegiker betont. Freilich das Verhältnis zu Cynthia ist vorbei, der Dichter erklärt nicht nur, in Athen studieren zu wollen (21), sondern gibt in dem Gedicht 25 die Erklärung: *quinque tibi potui servire fideliter annos: ungue meam morso saepe querere fidem.* Das Gedicht auf den Tod des Macellus ist sicher erst in der zweiten Hälfte 23 v. Chr. verfaßt, die Gedichte 4, 5, 12 setzen den Aufbruch des Kaisers zum Partherkrieg voraus (22 v. Chr.) So ist das 3. Buch nicht vor dem Jahr 22 gedichtet. Fünf Jahre dauerte das Verhältnis zu Cynthia (III 25, 3); Properz ist also nicht vor 27 v. Chr. als Dichter vor die Öffentlichkeit getreten. Die Bücher sind, wie die Vorreden und Schlußgedichte zeigen, einzeln herausgegeben.

Im Dichter hat sich eine große Umschichtung vollzogen, seine geistigen Neigungen sind andere geworden, er hat Anwandlungen, sich mit Philosophie zu beschäftigen, ja, er hat schon in diesem Buch den Sittenrichter gespielt. So zeigt denn auch das einige Jahre später verfaßte IV. Buch einen ganz anderen Charakter als die drei vorhergehenden: Der Dichter will in der Weise der *Αἴτια* des Kallimachos Roms Vorgeschichte erzählen, er will an einzelne Gegenden und Bauten anknüpfen. Man erinnert sich an Vergils Schilderung der Siedelung des Euander (Aeneis VIII). Was dort verkürzt und angedeutet wurde, Properz wollte es ausführen. Und wie von Ovid in den Fasti auf Grund der zeitlichen Abfolge, so wird von Properz nach lokalen Gesichtspunkten erzählt. Der Dichter hat seinen Plan nur zum Teil ausgeführt. Vier Gedichte (2, 4, 9, 10) behandeln vaterländische Geschichte. Das 6. Gedicht ist Augustus' Taten, besonders dem Siege von Aktium gewidmet. Das letzte Gedicht preist die Gatten- und Mutterliebe der Kornelia. Es ist auch zeitlich das letzte Gedicht. Nach Vers 65 fällt es in das Jahr 16 v. Chr. In zwei nebeneinandergestellten Gedichten (7 und 8) gedenkt der Dichter der Cynthia. Die tote Cynthia erscheint dem Dichter; sie sei von dem Treulosen durch Gift beseitigt worden, doch sie grollt nicht, sie gibt Weisungen, was mit ihrer Dienerin zu geschehen habe, erinnert an die Liebe, die sie mit dem Dichter genossen, bittet ihn, ihr Gedichte von ihm in den Hades zu senden, sie ist durch die Liebe, die ihr Unsterblichkeit gibt, beglückt. Diese Elegie ist der Beweis der treuen Liebe des Dichters. Das achte Gedicht zeigt in übermütiger Weise, wie Cynthia mit einem Verehrer zu einem Feste nach Lanuvium gefahren; Mädchen müssen die Keuschheitsprobe bestehen, indem sie in einen Abgrund steigen, giftige Schlangen lassen die Reine unberührt. Der Dichter beschließt, die treulose Cynthia zu strafen und sich mit zwei Mädchen zu vergnügen, plötzlich erscheint Cynthia, temperamentvoll nimmt sie an allen Rache, jagt alle davon und reinigt das Haus, um dann dem Dichter ihre Liebe zu schenken. Gewiß, ob irgend etwas aus den einzelnen Szenen in beiden Gedichten der Wahrheit entspricht, ist nicht zu erweisen, aber auch gleichgültig. Gewahrt ist die Zeichnung der Charaktere. Seine echte Liebe zu Cynthia hat der Dichter für immer verherrlicht. Die Gedichte stellen in ihrer vom Dichter wohl geordneten Weise ein Abbild nicht nur seiner Stimmungen, sondern auch seiner Art und seiner Entwicklung dar.



179. Eroten. Pompei. (Nach Hermann-Bruckmann.)

Properz nennt als seine Vorbilder vom zweiten Buche an Kallimachos und Philitas. Seine Dichtung wurzelt also vor allem in der alexandrinischen Poesie. Ihr entlehnt er die *Τόποι*, so sei u. a. an das Türmotiv I 16 erinnert (s. Katull, Plautus; freilich ist es eigenartig angewendet), an die Einführung der Eroten (II 12, 29), an viele sprachliche Wendungen, endlich an die Vorliebe für die Mythologie. Diese bildet ein besonderes Kennzeichen der Dichtungen. Die Gedichte sind so für den Modernen oft nicht leicht zu verstehen, die Römer waren mit diesen Sagen vertraut und sie schmückten damit die Wände ihrer Zimmer. Properz benützt die Mythologie, indem er seine Gefühle mit denen der Helden der Sage vergleicht, oft greift er auch zu recht entlegenen Wendungen der Geschichten. Die starke Verwendung der Sage unterscheidet ihn von Tibull. Es sind aber nicht aufgesetzte Lichter, sondern die Sagen sind mit dem ganzen Gedichte meist unlöslich verbunden; aus dem Stoffe wählt er, was er für sein Thema benötigt, alles übrige verschwindet. Ganz frei von Mythologie ist nur I 19. Auch die Bukolik des Vergil und Tibull ist ihm fremd. Er lebt und webt in der Großstadt. Dabei hat er doch Sinn für die italische Landschaft (III 22); hierher gehört auch I 18: Der Dichter flüchtet in die Waldeinsamkeit. Gerade dieses Gedicht aber ist eines der frühesten und zeigt engen Anschluß an die hellenistische Dichtung. So sind auch die Verse: „Wie, ach, so oft mein Weh nachhallt hier unter den Wipfeln, — Schnitt in die Rinden ich doch Cynthias Namen so oft" nach alexandrinischem Vorbild gedichtet (*Anth. Pal.* XII 130, 3; *Verg. Ecl.* X 53, V 13; *Ovid Her.* V 21 [*Birt*]). Auch II 18 versetzt der Dichter sich auf das Land. Tibull und Properz sind gegen den Krieg, sie lieben nur die Kämpfe des Amor, aber während Tibull sich wirklich nach dem Lande sehnt, ist das bei Properz immer nur eine augenblickliche Stimmung. Er ist gebildeter als Tibull. Die Rhetorenschule hat stärker auf ihn gewirkt (II 14, 22, III 12, 19), er hat zwar keine innere Beziehung zur Philosophie, aber er will doch zu ihr flüchten und schwärmt einmal für die Naturphilosophie der Epikureer, besonderes Verständnis hat er für die bildende Kunst. So wird ein Gedicht wie III 21 für ihn charakteristisch: Er will nach Athen, weil es der Sitz der Kunst, Literatur und höheren Bildung ist. Den Italiker verrät er durch Witz und Sinn für komische Situationen, auch ist ihm wie Katull Übermut eigen. Seine Gedichte sind straffer gebaut als die des Tibull, auch kürzer, nur die Übergänge sind nicht immer angedeutet, sondern es treten oft auch Gegensätze schroff nebeneinander. Er läßt seinen Gedanken nicht den freien Lauf wie Tibull. Er überläßt sich zwar dem Spiel der Phantasie, malt erdachte Situationen aus, aber gerade dann disponiert er klar, fast rhetorisch

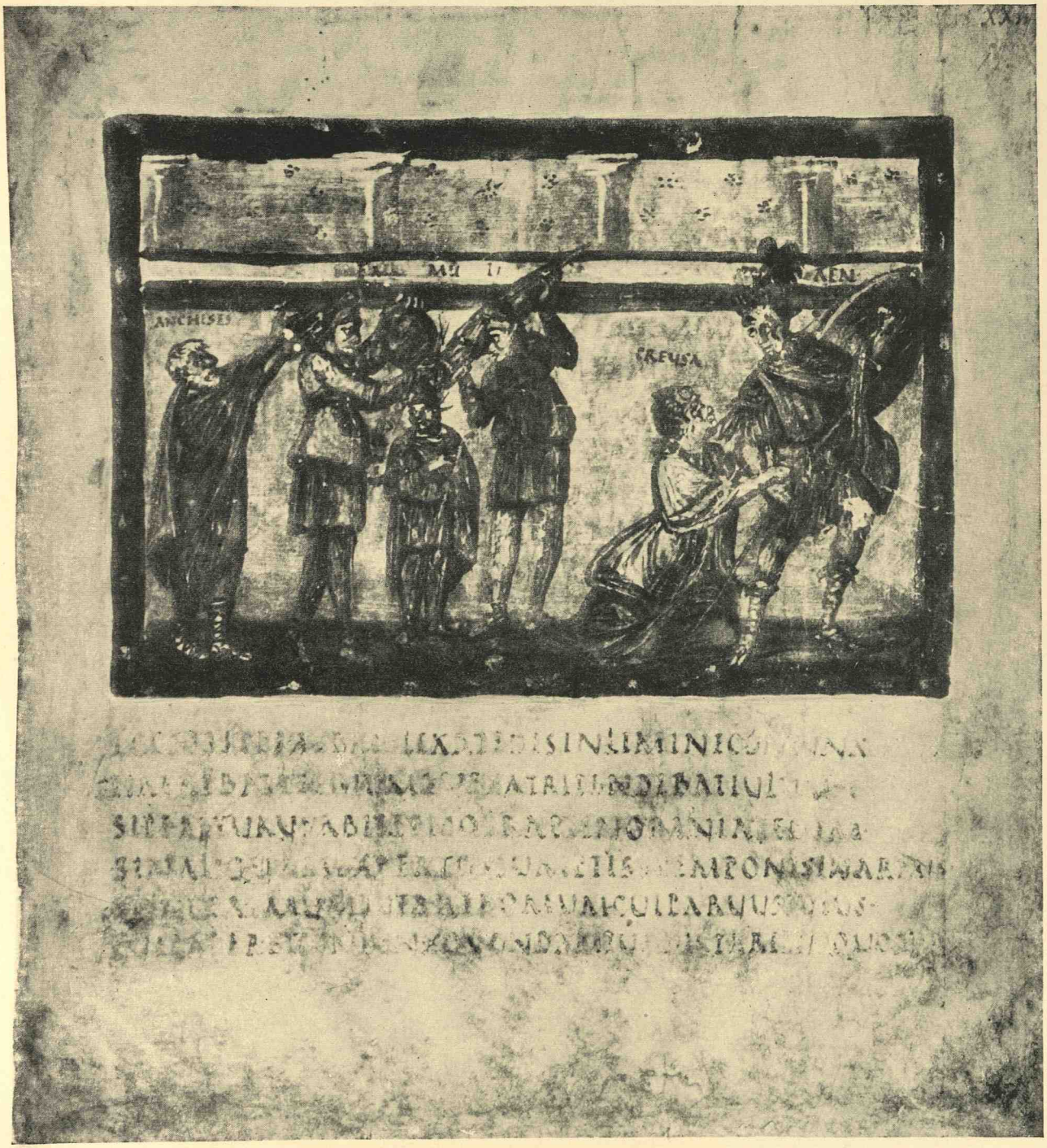
genau (II 26f.). Er weiß wirkungsvoll zu erzählen, wie die Aufträge an den Liebesboten (III 6) oder die Geschichte des Gottes Vertumnus (IV 3) beweisen; ganz kühn ist die Komposition der Corneliaelegie. Seine Kunst zu ordnen, zeigt sich auch in der Anlage der Bücher. Sehr wirkungsvoll versteht er, bald gleichartige, bald entgegengesetzte Motive hintereinander zu stellen; bisweilen ergibt sich ein Gedichtzyklus (II 14, 15; II 24 a, b; III 16, 17; II 26, 11; III 1ff.). In der Syntax gestattet er sich Härten, besonders im Gebrauch des Ablativus qualitatis für ein Adjektiv, eine Konstruktion, die schon Tibull meidet; ferner scheinen sich Dative auf *e* zu finden. In der Wortwahl geht er weder Vulgarismen noch Archaismen aus dem Wege; doch es zeigt sich eine Entwicklung, z. B. verwendet er volkstümliche Deminutive im III. Buch seltener. In der Metrik zeigt er nicht die Strenge des Tibull, aber er achtet allmählich mehr auf Feinheiten im Bau. Sehr gerne setzt er kräftig ein und liebt einen pointierten Schluß. Will man ihn mit einem Prosaschriftsteller vergleichen, so steht ihm Sallust weit näher als Cicero. Er strebt gegenüber der gewollten Schlichtheit des Tibull mehr nach Geziertheit; dabei ist aber auch der Wille nach Erhabenheit nicht zu verkennen. Das genus tenue liegt ihm nicht. Er zeigt deutlich in Gehalt und Gestalt barocke Neigung und erhält deshalb einen leichten Tadel des Klassizisten Quintilian. Er ist von den Elegikern der schwierigste für das Verständnis, aber die Glut seiner Empfindung, die Stärke seiner Gesinnung, die Kraft seines Temperamentes, die Eigenart seiner Sprache bewirken, daß auch uns Cynthias Schatten noch umschwebt und das Gedicht auf die edle Cornelia als Königin der Elegien gepriesen wird.

Unter den vollständigen Handschriften Tibulls sind von besonderem Werte Ambrosianus R. 26 sup., XIV. Jh., Vaticanus 3270, XV Jh. und Guelferbytanus Aug. 82, 6, XV. Jh. Dieser Kodex ist verwandt mit dem Exzerpt im Parisinus 647, XII/XIII. Jh. Von besonderer Wichtigkeit sind die Lesarten, die Scaliger in einer im Jahre 1569 erschienenen, jetzt in Leiden befindlichen Ausgabe machte; sie stammen aus einem im Besitze des Juristen Cuias gewesenen Handschriftenfragment (Frgm. Cuacianum).

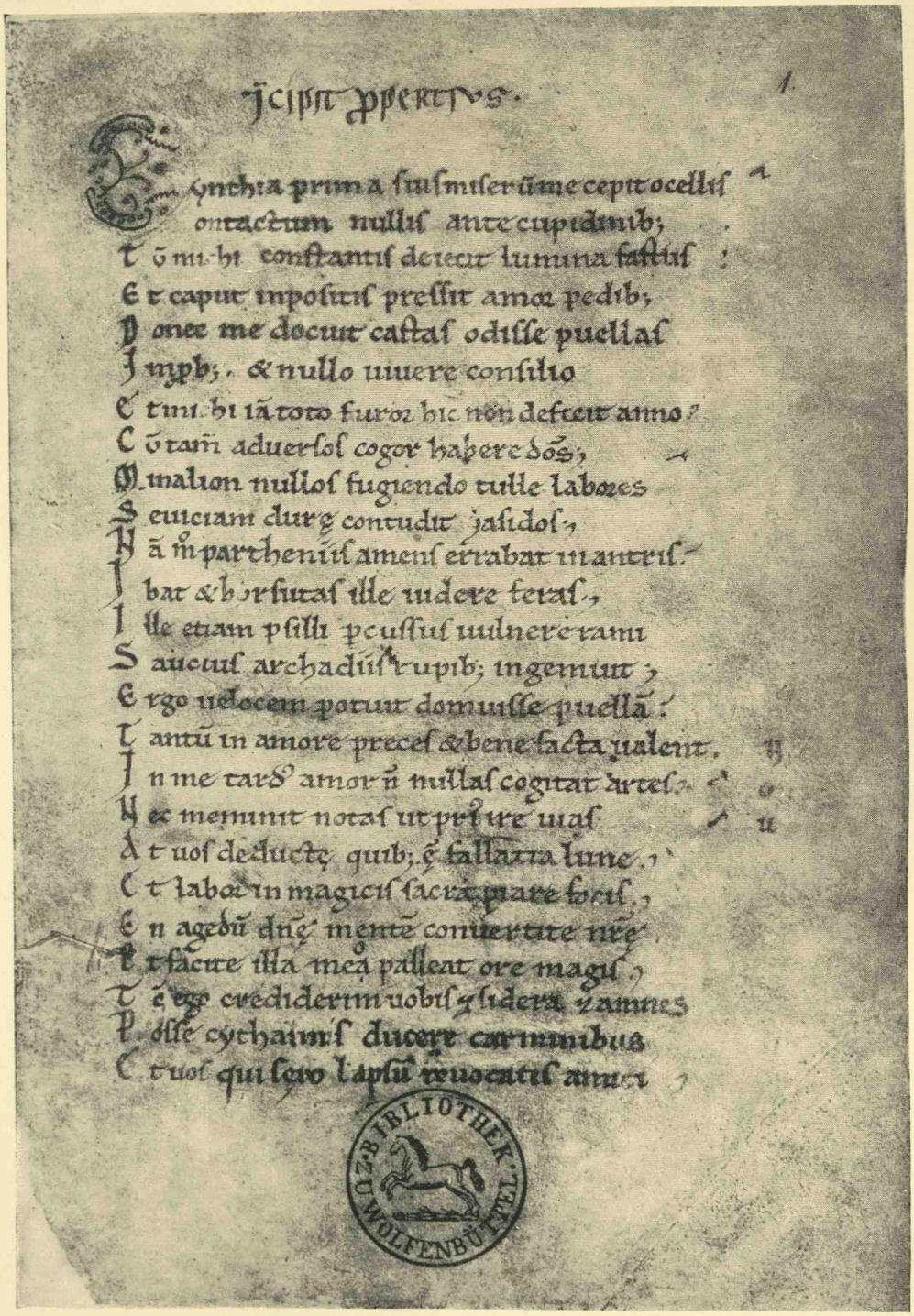
Die beste und treueste Überlieferung des Properz gibt der Codex Neapolitanus, jetzt Guelferbytanus Gudianus 224 (N); die Properzüberlieferung ist jung, sie geht wohl in die Karolingerzeit zurück (Leo).

Literatur:

Tibulltext v. R. Levy, Teubner 1927, darin Literaturverzeichnis. — P. Troll, Bursian, J. B., 208, Bd. (1926), S. 79ff. — M. Schuster, Tibullstudien, Wien 1930. — K. Witte, Tibull, Erlangen 1924. — Properztext von K. Hosius[4], Teubner, 1922. — Kommentar v. M. Rothstein[2], Berlin, 1920—4. — W. Abel, Die Anredeformen bei den röm. El., Berlin 1930. — E. Gaar, Die Komposition des Regina elegiarum, Bl. f. d. bayr. Gymn.-Schw. XLV (1929), 241ff. — H. Mersmann, Quaestiones Propertianae, Paderborn, 1931. — Zu den Elegikern im Allgemeinen: F. Skutsch, Aus Vs. Frühzeit, Leipzig 1901. — Gallus und Vergil, Leipzig 1906. — F. Jakoby, Rhein. Mus. LX (1905) 463ff. — E. Martini, Ovid und seine Bedeutung für die römische Dichtung, Epithymbion H. Swoboda dargebracht, Reichenberg 1927 (Anhang).



Aus einer Bilderhandschrift des Vergil, Aen. II 673—678.
(Codices e Vaticanis selecti phototypice expressi iussu Leonis pp. XIII. Vol. I.)



Beginn der jetzt in Wolfenbüttel befindlichen Properzhandschrift.
(Codex Guelferbytanus Gudianus, olim Neapolitanus.) Nach Codices Graeci et Latini phototypice depicti duce Scatone de Vries. Tom. XVI.

180. Adler in der Vorhalle von SS. Apostoli in Rom.
(Nach Wiener Genesis, Hartel-Wickhoff.)

KAISERZEIT — DIE PROVINZEN — DAS CHRISTENTUM

Man mag die Darstellung des Tacitus als übelwollend bezeichnen, aber es läßt sich aus ihr doch ersehen, daß Augustus erst allmählich aus dem princeps der Alleinherrscher und Monarch geworden ist. Während seiner langen Regierungszeit war ein Geschlecht herangewachsen, das von den Greueln des Bürgerkrieges nichts mehr wußte und nur die Süßigkeit des Friedens und der Ruhe kannte. Auch auf dem Gebiete der Kunst und der Literatur zeigt sich nicht zu Beginn der Regierung des Augustus, aber im Laufe der Jahre eine Veränderung. Die erste Zeit, in der Augustus als princeps waltete, brachte die Vollendung der römischen Dichtung. Die neue Zeit ist dadurch gekennzeichnet, daß zwar nicht eine Ablösung von der griechischen Literatur eintrat, aber der Wettbewerb aufhörte. Ferner sahen die Dichter und Schriftsteller bereits in den römischen Dichtern und Schriftstellern ihre Vorbilder. Gewiß hatte sich schon Vergil mit Ennius, Horaz mit Lucilius auseinandergesetzt, aber jetzt machte sich statt des Kampfes und des Strebens, es besser zu machen, der Wunsch nach Nachahmung geltend. Die imitatio wurde ein Stilprinzip. Genährt wurde diese Bewegung durch die Rhetorenschule, die die Erzählung, die Beschreibung, die Schilderung von Landschaften, Gegenständen, aber auch Seelenzuständen übte, Aufgaben, die bei der Art des Unterrichts auch von jenen ausgeführt wurden, die sich nicht in den schwierigeren Suasorien und Kontroversien versuchten. Die Ausdehnung und Verwaltung des römischen Reiches brachte es mit sich, daß die Provinzen immer mehr die Träger der Literatur stellten, bzw. die Literatur in sie abwanderte. Zunächst war es Spanien, dann Gallien und Afrika, aus denen Schriftsteller und Dichter gebürtig waren. Die Literatur erfuhr endlich eine bedeutende Veränderung, als das erstarkende Christentum mit seinem Geistesinhalt die römische Welt und Sprache erfüllte. Geht die römische Literatur zunächst neben dem Christentum unbeeinflußt einher, so erstehen später auf Seite der Christen lateinische Schriftsteller, die sich kämpfend gegen die römische Sitte und Art, aber auch Literatur stellen, bis dann ein Ausgleich sich ergibt. Zum Schlusse wirken christliche Schriftsteller wie Cassiodorus und Boethius, die, in voller Wert-

schätzung der antiken Literatur, die antike Geistigkeit in sich aufnehmen. Endlich finden am Hofe Karls des Großen die Werke der Alten eine liebevolle Behandlung.

Bei einigen Dichtern und Schriftstellern kann man zweifeln, ob man sie in der herkömmlichen Weise der augusteischen Zeit zuzurechnen hat oder nicht: achtet man darauf, daß die Auseinandersetzung mit dem Griechentum in Cicero, Vergil, Horaz und den älteren Elegikern ihre harmonische Vollendung gefunden hat, so wird man Ovid und wohl auch Livius bereits in die neue Epoche reihen.

PUBLIUS OVIDIUS NASO (43 v. Chr.—17 (?) n. Chr.)

Vergil hat die neoterische Dichtung überwunden, Ovid sie vollendet. So ist er aufs engste mit dem früheren poetischen Schaffen verbunden, er ist aber auch der erste Dichter, bei dem die Theorien der Rhetorenschule auf die Poesie übertragen werden. Er läßt sich nicht nur in einen Wettkampf mit den griechischen Vorbildern ein, sondern benützt sie zwar, schließt sich aber ganz bewußt an die römischen Dichter, besonders Katull und Tibull, aber auch Lukrez und Vergil an. Er steht zeitlich am Schlusse der Periode der Vollendung und weist schon deutlich auf die neue Entwicklung römischen Dichtens hin. Die Liebe ist es, die ihn bewegt, und der reiche griechische Sagenstoff der gelehrten Dichter, aber ihn fesselt auch die römische Sagenwelt. Er ist durchaus Großstädter des gesicherten Reiches, für ihn besteht nicht mehr der Gegensatz zwischen Land- und Stadtleben, er sehnt sich auch nicht nach der guten Vorzeit, er schätzt die eigene Zeit als die bessere (z. B. *De medicamine faciei* 11ff.). Als Großstädter fühlt er sich wohl, unterhält sich und will andere unterhalten. Als die Ungnade des Kaisers ihn mit der Verbannung trifft, da sehnt er sich in immer erneuten Klagen nach der Weltstadt. Wie man mit Unrecht vom Winseln des verbannten Cicero redet, so soll man auch die Gedichte Ovids aus der Verbannung nicht schelten. Formgewandt wie kein anderer lateinischer Dichter, gelang es ihm nicht nur die Zeitgenossen zu erfreuen, sondern seine Verwandlungsgeschichten sind bis auf unsere Zeit immer eines der erfreulichen Bücher, aus denen wir die reiche Sagenwelt der Antike kennen lernen.

Die Eigenarten Ovids aufzuweisen, ist nicht einfach. Er schließt sich oft an einen Dichter an und übernimmt von ihm eine Wendung, er betrachtet einen Gegenstand nicht von einer, sondern von zwei Seiten aus. Das gilt für Großes und Kleines. Wenn er eine Anleitung zur Liebe gegeben, so fühlt er sich veranlaßt, dann auch Heilmittel gegen die Liebe zu schildern; oder er singt von der Treue gegen eine Frau, aber auch von der Untreue gegen sie. Was ein Grieche in einem kurzen Epigramm behandelt, wird bei ihm zu einem weitläufigen Gedicht. All das aber erklärt sich, wenn man beachtet, daß er von den frühesten Gedichten an eine besondere Freude am Erzählen hat. Sie ist die Eigenart, die den Dichter von seinem frühesten Schaffen an begleitet, und sie zeigt sich darin, daß ein und dieselbe Geschichte in verschiedenen Werken erzählt wird, z. B. die Sage vom Daedalus, *Ars amat.* II, 21—96 = *Metamorphosen* VIII, 152f. Cephalus und Procris *Ars* III, 687—746 = *Met.* VII, 690—861. Achilles und Deidamia = *Ars* I, 681—704 = *Met.* XIII, 162—170, oder die Parallelsagen vom Raube der Proserpina in *Met.* und *Fasti.*

Nicht bloße Rhetorik verrät er, sondern ein wirkliches Durchdenken, ein liebevolles Verweilen, ein vollständiges Versenken in die Lage, aber auch in die Seele der behandelten Personen. Diese Seelenmalerei hatte gewiß die Rhetorenschule ihn gelehrt, aber seine Weltgewandtheit ließ ihn zu einem der ersten psychologischen Erzähler werden. So kommt es auch, daß er die Reden, die die Rhetorenschule lehrte, in seinen Gedichten stark verwendete. Man findet bei ihm auch sehr häufig wörtliche Wiederholungen, ja feste Wendungen, stehende Formen, gleiche Übergänge, gleiche Formen der Erzählung, Sentenzen, Sprichwörter. Seine Gleichnisse sind häufig angelehnt an die anderer Dichter, besonders Homer, Lukrez und Vergil, doch verändert und erweitert er, oft aber, namentlich wenn es sich um Naturvorgänge handelt, beruhen sie auf eigener Anschauung. Es sind ihm in Komposition und Aufbau, aber auch dem Inhalt nach vollendete und ergreifende Dichtungen gelungen, daneben stehen andere, die man gewohnt ist bloß

als Schöpfungen vollendeter Form gelten zu lassen, die aber doch wieder bei genauer Betrachtung das nie ermüdende, nie erlahmende Bestreben zeigen, einen Gegenstand oder eine Sache von allen Seiten aus zu beleuchten und zu schildern.

Ovid ist sowohl als Dichter der Liebe wie als Dichter der Sage der Erzähler. Er ist nicht der das Urerlebnis gestaltende Poeta, sondern vor allem der das Bildungserlebnis nachempfindende Technita. Bei ihm überwiegt der Künstler den Dichter. Als Künstler aber und Erzähler bedeutet er für die römische Literatur eine Neuerscheinung, für die Weltliteratur einen der großen Vorläufer der poetischen Erzählungsliteratur.

181. Daidalos und Ikaros. (Wandgemälde aus Pompeji.)
(Nach Jahreshefte des öst. arch. Inst. Bd. XIX—XX.)

Naevius, Ennius, Lucilius hatten von ihrem Leben erzählt, Horaz schon nach alexandrinischer Manier, freilich eigenartig, am Schlusse des ersten Epistelbuches von sich gesprochen. Ovid gibt (*Tristia* IV, 10) eine so ausführliche Biographie, daß sie nur mehr durch einzelne Bemerkungen sich ergänzen läßt. Er ist am 20. März des Jahres 43 v. Chr. geboren (*Tristia* IV, 10, 13 und *Fasti* III, 813) und zwar zu Sulmo, einem Bergstädtchen im Paelignerlande. Sein Vater war ein reicher römischer Ritter; Ovid und sein Bruder sollten durch rhetorischen Unterricht für die Senatorenlaufbahn vorbereitet werden. Wir wissen, daß er den Rhetor Porcius Latro so eifrig hörte, daß er manche seiner Sentenzen in Verse setzte, ferner lieber Suasorien als Kontroversien vortrug. Er bekleidete die Stelle eines triumvir capitalis und eines decemvir stlitibus iudicandis (*Trist.* IV, 10, 33 und *Fast.* 4, 384). Die doppelte Bekleidung einer Stelle des sogenannten Vigintivirats ist auch inschriftlich sonst bezeugt und daher nicht wegzuinterpretieren. Nachdem er zwei Ehen getrennt hatte, lebte er mit seiner dritten Frau Fabia glücklich. Gegen Ende des Jahres 8 n. Chr. wurde er nach Tomis, dem heutigen Konstanza, am Schwarzen Meere, verbannt. Der Grund der Verbannung ist aus den Gedichten nicht klar ersichtlich, doch ist es wahrscheinlich, daß er von dem Ehebruch der Enkelin des Kaisers, Julia, wußte und durch diese Mitwisserschaft den Zorn des Augustus erregte. So erklären sich die Stellen, in denen er von dem *error* und dem *crimen* spricht (*Trist.* II, 103, 207, III, 5, 49 und *Epist. ex Ponto* II, 9, 67). Auch scheint es nicht unmöglich, daß er sich die Ungunst und den Haß der Kaiserin Livia durch Parteinahme für Germanicus zugezogen habe. Seine Bittgedichte schienen bei Kaiser Augustus schon Erfolg zu haben, doch dessen Nachfolger Tiberius hatte kein Erbarmen für den Dichter, der etwa im Jahre 17 n. Chr. in der Verbannung gestorben ist.

Die erhaltenen Dichtungen des Ovid sind Amorum libri III, Epistulae (heroidum), Artis amatoriae libri III, Remedia amoris, De medicamine faciei, Metamorphoseon, libri XV, Fastorum, libri VI, Ibis, Halieutica. Die zeitliche Abfolge der Schriften wird durch historische Anspielungen und durch gegenseitige Beziehungen zu bestimmen gesucht.

Sicher ist, daß der Dichter von den Amorum libri zunächst eine Ausgabe in fünf Büchern publizierte und zwar bereits als ganz junger Mann (Tristia IV, 10) als Dichter auftrat, dann aber eine Ausgabe in drei Büchern veranstaltete. Da er I, 15 Vergil und Tibull als tot erwähnt, Properz und Horaz aber nicht, so ist es möglich, daß die zweite Ausgabe der *Amores* vor dem Tode des Properz, 15 v. Chr., und dem des Horaz, 8 v. Chr., erfolgt ist. II, 18 erwähnt er die Heroinenbriefe, und zwar nennt er nicht alle, aber es ist wahrscheinlich, daß damals die Briefe 1—15 ihm vorgeschwebt haben. Sie sind also in diese Zeit zu setzen. Ferner ergibt sich aus III, 1 und III, 15, daß er vor der zweiten Ausgabe der *Amores* die Tragödie Medea geschrieben, ferner während dieser Dichtungen auch an dem Epos *Gigantomachia* gearbeitet hat. In diese oder eine frühere Zeit gehört wohl auch eine Sammlung kleiner Gedichte mannigfachen Inhaltes und mannigfacher Form, aus der nur einige Verse erhalten sind. Die Arbeit an der Ars amatoria fällt in das Jahr 1 v. Chr. (I, 182ff.), die an den Remedia vor das Jahr 2 n. Chr. (Vers 155). Noch während der Arbeit an der *Ars* ist er bereits mit den Metamorphosen beschäftigt, wie sich aus der Vorliebe für parallele Stoffe ergibt. Es ist auch anzunehmen, daß er noch nach dem Verbannungsdekret an den Metamorphosen gearbeitet hat, denn Met. III, 138—43 erzählt er von Aktaion so, daß sich Beziehungen auf sein eigenes Lebensschicksal ergeben (vgl. *Trist.* IV, 10, 89; 3, 37; III, 5, 49). Auch die Doppelbriefe (vergl. unten), an deren Echtheit man zu Unrecht gezweifelt hat, zeigen Beziehungen zu den Metamorphosen, namentlich zu den Büchern XI und XII (Pohlenz).

Amorum libri. Das erste Buch enthält ein Einleitungsgedicht. Der Liebesgott zwingt den Dichter, statt Heldengedichte Liebesgedichte zu schreiben. Zweites Gedicht: Im Triumph führt er den Dichter mit sich. Seine Liebe und seine Gedichte gelten Corinna, ohne daß ein und dieselbe Person hinter diesem Namen anzunehmen ist. Im 15. Gedicht, im Schlußgedicht, wendet sich der Dichter gegen die Neider. — Im zweiten Buch erklärt der Dichter wieder in einem Einleitungsgedicht, daß er statt der Gigantenkämpfe Liebeslieder schreiben werde. Hier, in diesem Buche, findet sich in Nachbildung Katulls das Gedicht auf den Tod eines Papageis. Im dritten Buch stehen die herrlichen Elegien auf Tibulls Tod (9) und auf das Junofest zu Valerii (13), ein Stoff, der bereits an die Fasti erinnert. Schon die angeführten Beispiele zeigen, daß der Dichter als Stoff nicht nur die Erfahrungen des Lebens benützt, sondern besonders durch literarische Quellen beeinflußt ist, und es lassen sich vielfach Parallelstellen aus der griechischen und römischen Literatur als Beweise beibringen.

Die Heroinenbriefe zeigen eine klare Beziehung zu Properz IV, 3, ein Gedicht, in dem Properz einen Brief einer Frau an ihren Mann Lycotas fingiert. Daß Ovid erst durch Properz die Anregung zu seiner Sammlung bekommen habe, ist vielfach behauptet worden wie auch das Umgekehrte, anderseits ist vermutet worden, daß zwischen beiden Dichtern ein gegenseitiges Geben und Nehmen stattfinde; jedenfalls ist die Vereinigung mythischer Briefe zu einem Buche etwas Neues (Bornecque). Von den Briefen gehen auf das Epos zurück der Brief der Penelope an Ulixes, der Briseis an Achilles, der Oenone an Paris, wenn auch durch eine hellenistische Quelle, auf Dramen Phaedra an Hippolytus (Der verlorene Hippolytos des Euripides), Hermione an Orestes (wahrscheinlich ein Drama des Pacuvius), Deianira an Hercules (Sophokles), Canace an Macareus (wahrscheinlich ein Drama des Euripides), Medea an Jason (Benutzung der eigenen Tragödie Medea [Leo]), Laodamia an Protesilaus (Euripides), Hypermestra an Lynceus (Aischylos), ferner auf uns vorliegende Dichtungen römischer Dichter, Dido an Aeneas (Vergil), Ariadne an Theseus (Katull), Kallimachos' *Aitia* sind die Quelle für den Brief der Phyllis. Der vielumstrittene und doch wohl echte Sappho-Brief geht gleichfalls auf irgendeinen alexandrinischen Dichter zurück, sowie der Brief der Hypsipyle an Iason auf Apollonios von Rhodos zurückführt. Zu diesen Briefen hatte nach der Angabe des Dichters *Am.* II, 18 sein Freund Sabinus Antworten verfaßt, die aber verloren sind. Die Angabe der Quellen zeigt, daß es falsch ist, wenn man sich Ovid immer nur als einen leichtfertigen Arbeiter vorstellt, er hat für seine Dichtungen als ein echter poeta doctus Studien angestellt. Außer diesen Briefen gibt es noch Doppelbriefe des Paris und der Helena, des Leander und der Hero und des Acontius und der Cydippe. Für alle diese drei Briefe liegen hellenistische Vorbilder vor, ganz klar ist, daß die Sage von Acontius und Cydippe auf Kallimachos' *Aitia* zurückgeht. Die Doppelbriefe lassen bereits mehrsilbigen Pentameterschluß zu wie die späteren elegischen Dichtungen. Die Briefe, im elegischen Maße abgefaßt, zeigen deutliche Beziehungen zur erotischen Elegie, sie sind aber auch Zeugen dafür, wie sich der Dichter, in der Rhetorenschule gebildet, in die Seele seiner Heldinnen zu versetzen und fingierte Situationen zu schildern liebt.

Die Ars amatoria („Lehrbuch der Liebe") behandelte in den ersten zwei Büchern Vorschriften für die Liebe bei galanten Damen, im dritten Buch gab der Dichter den Mädchen Vorschriften. Man hat

(Bürger, Tolkiehn) vielfach aber zu Unrecht an der Disposition Ausstellungen gemacht, der Dichter gestattet sich im Aufbau gewisse Freiheiten. Die Schilderungen sind lebensvoll und überaus anschaulich. Sie geben ein Bild der mondänen Gesellschaft, in der sich der Dichter wohlfühlte. Charakteristisch für ihn ist es, daß er denselben Stoff von anderem Standpunkt aus in den Heilmitteln gegen die Liebe behandelte. Man hat hier nicht einen Widerruf der Ars zu erkennen, sondern eben nur das uns schon bekannte Bestreben des Dichters, ein und denselben Gegenstand von verschiedenen Seiten aus zu beleuchten. Der Dichter folgt vielleicht nicht einer griechischen Quelle, etwa Chrysippos, sondern nach einer ansprechenden Vermutung (K. Prinz) ist er durch Lukrez (IV, 1132) angeregt worden und hat dann verschiedenartige Motive miteinander verarbeitet, freilich im Laufe der Arbeit die Lust an ihr verloren.

182. Bestrafung des Pentheus. (Pompeii.)
(Nach Hermann, Denkmäler.)

De medicamine faciei „Die Gesichtspflege" ist vor das dritte Buch der *Ars amatoria* anzusetzen (*Ars* III, 205f.). Er gibt offenbar nach einem Lehrbuch kosmetische Vorschriften, nachdem er in einer Einleitung darauf hingewiesen, daß die Männer schon mit Eifer ihren Körper pflegen und daher auch die Frauen oder die Mädchen im Gegensatz zur Vorzeit auf die Körperschönheit Sorgfalt verwenden mögen. Das lückenhaft überlieferte Werk bricht nach 50 Distichen ab. Wir müssen uns wundern, wie es dem Dichter gelungen ist, auch diese spröde Materie in Verse zu bringen.

Metamorphoseon libri XV. In diesem großen Werke behandelt Ovid ungefähr 250 Sagen. Das Werk ist ein sogenanntes Kollektivgedicht, es werden die Gedichte verschiedenen Inhaltes aneinander gereiht, wobei der Dichter die mannigfachsten Formen der Verbindung sucht. Das Werk selbst beginnt nach einer kurzen Einleitung mit dem Chaos und der Weltschöpfung und reicht in chronologischer Abfolge bis zum Tode Caesars. Am Schlusse rühmt sich der Dichter, ähnlich wie Horaz, ein Werk vollendet zu haben, das weder Jupiters Zorn, noch das Feuer, noch das Eisen, noch das gefräßige Alter werde vernichten können. Ein ähnlich reichhaltiges Gedicht gab es in der römischen Dichtung vorher nicht, obwohl Kollektivgedichte nach alexandrinischem Muster bereits versucht worden waren, so von einem älteren Zeitgenossen Ovids, dem Veronenser Aemilius Macer († 16 v. Chr.). Ovid hat, um die einzelnen Sagen miteinander zu verknüpfen, wohl nach alexandrinischem Vorbild als Bindemittel die verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen der Helden, die Gleichheit des Ortes oder der Zeit oder die Gegensätzlichkeit des Inhaltes verwendet. Er bedient sich ferner des Mittels der Episode, durch die er außerhalb der Haupthandlung Liegendes in die Darstellung hineinbringen konnte. Am häufigsten erzählt irgend eine Person eine Reihe von Verwandlungsgeschichten, mehrmals erzählen auch Teilnehmer eines Gastmahles. Auch bedient Ovid sich der Beschreibung eines fingierten Kunstwerkes. Auf solche Weise gelingt es ihm, die verschiedenartigen Erzählungen miteinander zu verknüpfen. Dabei herrscht jedoch, offenbar um den Leser nicht zu ermüden, die größte Freiheit, indem er bald sehr ausführlich eine Geschichte erzählt, bald wieder nur ganz kurz, oft

183. Niobesohn. Florenz. (Phot. Alinari)

auch wieder in einer Erzählung selbst irgend eine Handlung besonders ausführlich gibt, über andere wieder hinweggeht. Man kann diese Ungleichheit selbst in solchen Prachterzählungen wie in der Geschichte von Niobe finden, in der z. B. der Tod der Söhne ausführlich erzählt wird, wobei die Verlegung der Geschichte auf das Feld vor der Stadt sicherlich eine Erfindung des Dichters ist, während dagegen der Tod der Töchter ganz kurz erzählt wird, ja nicht einmal gesagt wird, daß Latone sie tötet, ferner ganz im Unklaren bleibt, ob Niobe, im Königspalast, was ja wahrscheinlicher ist, oder auf dem campus vor der Stadt sich befindet. In den Metamorphosen befinden sich auch Stücke ganz verschiedenen Inhaltes, denn neben hoch tragischen Stoffen wie dem Niobe-Stoff steht die Idylle von Philemon und Baucis oder die rührende Novelle von Ceyx und Halcyone.

Die Anregung zu den Metamorphosen mag er Aemilius Macer verdanken (*Trist.* IV, 10, 43). Ähnliche Stoffe in gleicher Form hatten die alexandrinischen Dichter behandelt, Nikandros in den Heteroiumena, Boios in der Ornithogonia und Parthenios in den Metamorphosen. Ob Ovid im besonderen Nikandros direkt benutzt hat, ist vielfach untersucht worden, da ein Auszug dieses Dichters erhalten ist. Man wird wohl richtig dahin urteilen müssen, daß er im ganzen ein mythologisches Handbuch, wie es die erhaltene Bibliothek des Apollodoros ist, zur Grundlage genommen, daneben aber auch Nikandros reichlich benützt hat, ferner anderweitige Erzählungen, ja sogar Dramen. Es läßt sich ferner bei genauer Interpretation immer wieder zeigen, daß er auch selbständig den Stoff gestaltet und sich nicht scheut, poetische Erfindungen aus eigenem zu bieten, ja in barocker Weise Motive oder Beispiele zu häufen. Die Metamorphosen sind als ein episches Gedicht zwar im ganzen feierlich gestaltet. Aber die Feierlichkeit Ovids ist doch eine andere als die Vergils; von der ethischen und pathetischen Auffassung Vergils hält sich Ovid fern. Die Majestät der Götter, die Vergil festhält, wird bei Ovid vielfach gemildert, und die Götter entbehren auch nicht menschlicher Schwächen, genau so wie bei Homer. Ein besonderes Kunstmittel, dessen sich der Dichter bedient, sind natürlich die Reden. Auch diese sind in den Metamorphosen feierlicher als in den Fasti, aber dabei doch mit Absicht dem römischen Leben angeglichen, so verhandelt z. B. Orpheus vor Pluto wie ein Advokat vor den Gerichtsherren und die Reden im Waffenstreit sind den Deklamationen der Rhetorenschule nahestehend. Ähnlich ist diese Gleichstellung mit den Sitten der eigenen Zeit auch in der Malerei und bildenden Kunst zu beobachten. (Vgl. Bild 184.) Mehrfach zeigt sich bei Ovid Kenntnis von Kunstdenkmälern, doch ist nicht anzunehmen, daß er irgendwie nach ihnen seine Sagen erzählt hat. Freilich auffällig ist es, daß reitende Söhne der Niobe außer bei Ovid nur in Kunstdenkmälern sich finden.

Mit den Metamorphosen hat sich Ovid aber auch in die Reihe der patriotischen Dichter gestellt, denn im 14. Buch wird Aeneas eingeführt. Der Vergleich mit Vergil zeigt, wie Ovid es verstanden hat, auch hier wieder seinem Stoffe entsprechend, und zwar wohl aus eigener Erfindungsgabe, Verwandlungen einzuführen. Den Stoff der Metamorphosen hat er auf Grund seiner popularphilosophischen Bildung und in Anlehnung an Lukrez, Varro, Poseidonios interessant gestaltet, denn in der Einleitung gibt er die Schilderung des Chaos und im 15. Buche die Lehren des Pythagoras. Durch den Schluß, der die Apotheose Caesars schildert, tritt Ovid in den Dienst der augusteischen Politik.

Weit mehr geschieht dies noch in den Fastorum libri VI. Hier werden, dem Kalender folgend, die Feste der Römer erklärt. Erhalten sind die Geschichten für das erste Halbjahr. Nach der allgemeinen Über-

zeugung hat der Dichter in der Verbannung nicht mehr Lust gehabt, an dem Werke weiter zu arbeiten (*Trist.* II, 549). Das Werk ist wieder ein Kollektivgedicht. In asymmetrischer Art wird kurz der astronomische Teil abgetan, ausführlicher die an das Fest sich knüpfende ätiologische Sage. Im astronomischen Teil ist auch ganz kurz von den Sternbildern gehandelt. Die Geschichten sind so geordnet, daß für das römische Volk denkwürdige oder für das Herrscherhaus wichtige Tage besonders reichlich bedacht werden. Die Darlegungen der Gründe für ein Fest sind verschieden eingeführt. Bald machen die Götter Enthüllungen oder es unterrichtet den Dichter irgendeine Person oder es begegnet der Dichter z. B. einer Prozession usw. Was nun die Sternsagen anlangt, so mag ihm hier alexandrinische Gelehrsamkeit reichlich vorgearbeitet haben, wir kennen ein entsprechendes Werk des großen Gelehrten Eratosthenes. Die Verknüpfung des Kalenders mit den Ursachsagen scheint bereits vorher der berühmte römische Grammatiker Verrius Flaccus vorgenommen zu haben, auf den der erhaltene Steinkalender von Praeneste zurückzuführen ist (vgl. S. 40). Doch ist Ovid gewiß auch hier wieder in der Gestaltung der Sagen weit über seine Vorlagen hinausgegangen und hat auf frühere Erzählungen zurückgegriffen. So sind Ennius, Naevius und andere ältere Dichter herangezogen worden. Der Vergleich der Metamorphosen und der Fasti lehrt, wenn man gleiche Sagen wie z. B. den Raub der Proserpina oder die Marsgeschichte vergleicht (Heinze), daß der Dichter sich des Unterschiedes elegischer und epischer Erzählung wohl bewußt war. Die Götter sind weniger erhaben und viel mehr vermenschlicht, aber auch die Menschen sind weniger steif und es ist dem Scherz und Spott in weit reicherem Maße Geltung eingeräumt als in den Metamorphosen. In den Metamorphosen hatte der Dichter durch Anrede seine Teilnahme für die Personen gezeigt, in den Fasti findet sich solche Apostrophe doppelt so oft. Es tritt Ovid viel mehr mit seiner eigenen Person in den Vordergrund. Während er in den Metamorphosen oft selbst auch kühne Umschreibungen, pointierte Formulierungen, ja gewisse Energie und Größe im Stil anstrebte, auch spezifisch poetische Wörter, lexikalische Neubildungen gar nicht mied, macht er von allen diesen Mitteln in den Fasti viel weniger Gebrauch. Lange Perioden finden sich hier und da in den hexametrischen Metamorphosen, während in den Fasti der Periodenschluß mit dem Distichon in der Regel zusammenfällt, wodurch eine gewisse Monotonie entsteht. Diese wird aber gemildert, indem hier und da ein Wort in das zweite Distichon übergreift.

184. Perseus und Andromeda. Rom.
(Phot. Alinari.)

Die Fasti liegen in zwei Bearbeitungen vor. Das erste Buch trägt eine Widmung an Germanicus und führt auf das Jahr 17 n. Chr. Die Bücher 2—6 scheinen bis auf eine oder die andere Stelle (IV 41—84) die ursprüngliche Form zu bewahren, doch ist der von Haus aus für das ganze Werk bestimmte Prolog an Augustus wohl vom Dichter an den Anfang des zweiten Buches gesetzt worden. Die Widmung an Germanicus erklärt sich mir aus den literarischen Neigungen des Prinzen. Einige seiner Epigramme in lateinischer und griechischer Sprache sind erhalten, ferner zum Teil ein Gedicht über die Himmelserscheinungen nach Aratos' Dichtungen, die bereits Cicero bearbeitet hatte (Ausgabe A. Breysig, Teubner 1867).

Nach der Katastrophe entstanden die Tristia und die Briefe ex Ponto. Das furchtbare Geschehen wirkte auf Ovid so, daß er noch während der Reise seine traurigen Erfahrungen poetisch gestaltete. Hierher gehört unter anderem die bekannte, von Goethe bewunderte Elegie, in der er Abschied von Rom nahm (I, 3). Ehe er noch Tomis erreicht hatte, konnte er ein Buch, versehen mit Einleitung und Schlußgedicht, nach Rom schicken. In Tomis entstand zunächst das 2. Buch der Tristia, in denen er in 578 Versen in größter Verzweiflung eine Art Rechtfertigungsschrift an den Kaiser verfaßte, ferner die immer wieder durch Vorwort und Schluß als eigene Bücher gekennzeichneten Bücher 3—5, in denen er, auch in Briefform, sein

Leid klagte. Auch hier gelangen ihm einzelne Gedichte noch vortrefflich; wie wir aus seinen Liebesdichtungen und seinen Fasti ein anschauliches Bild Roms gewinnen, so erhalten wir es in den Tristien vom Skythenlande.

Da die Tristien verhallt waren, entschloß er sich in den Briefen ex Ponto einzelne Personen um ihre Verwendung für die Aufhebung oder Erleichterung seiner Strafe anzugehen. Das geschah in den Jahren 12 und 13. Drei Bücher, mit Vorrede und Schluß an einen Brutus versehen, sandte er nach Rom. Allmählich aber sah der Dichter das Nutzlose seiner Bitten ein und so trat an Stelle der traurigen Bitten Resignation, in der er sich zum Scherzen und zum Selbstbewußtsein aufraffte. Von diesen Stimmungen gibt Zeugnis das IV. Buch der Briefe aus dem Pontos.

Die Elegie Ibis enthält Verwünschungen des Gegners (107—243) und unheilvolle Schicksale (246—636). Man nimmt gewöhnlich an, daß des Kallimachos gleichnamiges Gedicht Vorbild gewesen sei. Jedenfalls wird ein unbekannter Freund verflucht. Alle Versuche, die Person zu ermitteln, sind gescheitert.

In den Halieutica, die nicht vollständig sind, gibt Ovid eine Beschreibung der Fische des Schwarzen Meeres, aber auch sonst der Landschaft und des Tierlebens. Bedenkt man, daß der Dichter noch ein Gedicht über den Triumph des Tiberius, einen Panegyrikus auf den toten Augustus abfaßte und in getischer Sprache ein Loblied auf die kaiserliche Familie, Dichtungen, die nicht erhalten sind, so sieht man, daß selbst die Verbannung die dichterische Kraft Ovids nicht gebrochen hat.

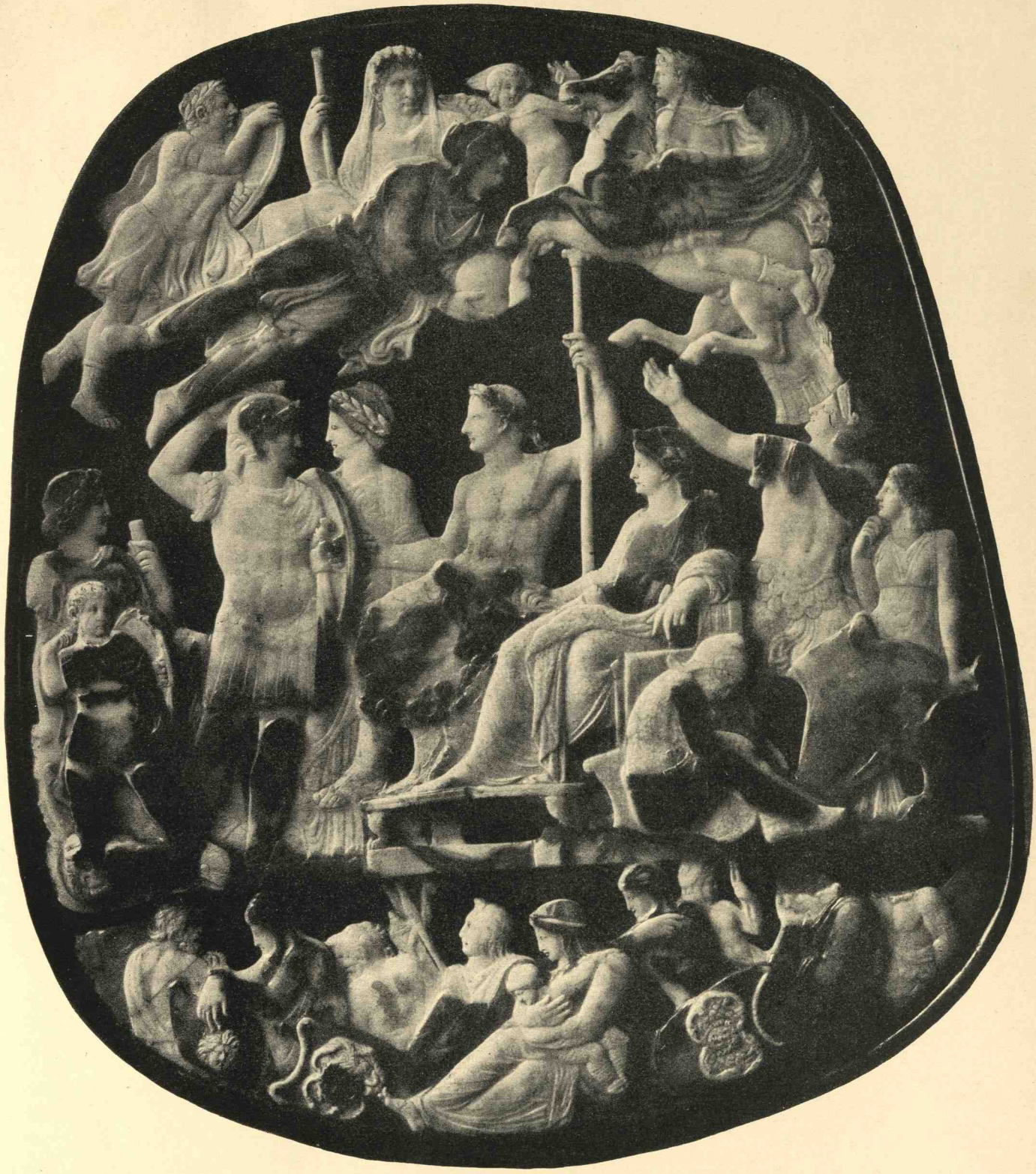
Zur Zeit des Ovid lebte und wirkte eine große Anzahl von Dichtern, die er zum großen Teile nennt (Ex Ponto IV, 10), von denen wir nur wenige Fragmente haben (W. Morel). Von diesen mag das Gedicht des Grattius über die Jagd (*Cynegetia*) erwähnt werden, aus denen ein großes Stück in Hexametern erhalten ist; ferner der unbekannte Dichter des liber nucis. (Poet. Lat. min. von Fr. Vollmer II, 1, p. 20).

Literatur. Corpus poet. lat. von J. P. Postgate, London 1894, I, S. 322—595. — G. Herlinger, Tübinger Beiträge XIII (1931). — P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon l. XV v. H. Magnus, Berlin 1914. (Gegen die Annahme von Doppelfassungen, doch Zugeständnis von Interpolationen.) — R. Ehwald, Fr. Levy, Teubner - Text Tristium liber II. by S. G. Owen, Oxford 1924. — Edgar Martini, a. a. O.; Zu Ovids u. Kallimachos' Ibis, Festschrift f. Poland, 1932, 158f. — R. Heinze, Verhandl. der sächs. Ges. d. Wissenschaften, Leipzig 1919. — A. Klimt, De artis amandi Ovidianae libri primi compositione. 1913. — M. Pohlenz, De Ovidi carminibus am., Göttingen 1913 u. Hermes XLVIII S. 1. — K. Prinz, Untersuchungen zu Ovids *Remedia amoris*, Wien. Stud. XXXVI (1915), S. 36ff. u. Wien. Stud. XXXVIII (1919), S. 91ff. u. S. 159ff. — A. Rohde, De Ovidi arte epica. Berlin 1929. — R. Barwik, Ovids Erzählung vom Raub der Proserpina und Nikandros *Ἑτεροιούμενα*. Philologus LXXX (1925), S. 454ff. — W. Heraeus, Rhein. Mus. LXXIX (1930) 255ff. — G. Kowalski, Gnomon VII (1931) 206ff. — R. Zimmermann, Rh. M. LXXXI (1932) 263ff.

TITUS LIVIUS (59 v. Chr. — 17 n. Chr.)

Titus Livius ist 59 v. Chr., im Konsulatsjahr Caesars, zu Patavium (Padua) geboren und 17 n. Chr., also ungefähr zur gleichen Zeit wie Ovid, daselbst gestorben (*Hieronymus*, zum Jahre 59 v. Chr., ferner 17 n. Chr.). (Seine Grabschrift CIL V 2975.) Padua war eine Stadt, die frühzeitig zu den Römern in staatsrechtliche Beziehungen trat und gegen Ende der Republik eine der bedeutendsten Städte des römischen Reiches war, sich aber durch alte Reinheit und Strenge der Sitten auszeichnete (*Plinius*, Ep. I, 14, 6), d. h. den provinziellen Charakter beibehielt. Livius lebte in Rom, wo er die rhetorische Bildung genoß und als Schriftsteller wohl zunächst auf dem Gebiet der Popularphilosophie durch Dialoge (*Seneca*, Ep. 100, 9) sich einen Namen machte. Seine rhetorische Schulung verrät sich auch in einem in Form eines Briefes an seinen Sohn gerichteten Traktat über die Auswahl der Schriftsteller, die nachzuahmen seien, er empfahl besonders Demosthenes und Cicero und urteilte abfällig über Sallust (*Quintilianus* II, 5, 20; IX 2, 18).

Der Ruhm des Livius knüpft sich an sein großes Geschichtswerk, von dem die Bücher I—X, d. i. die Geschichte vom Anfang der Gründung der Stadt bis zu den Samniterkriegen, ferner die Bücher XXI—XLV, d. i. vom Beginn des hannibalischen Krieges (218 v. Chr.) bis zum Triumph des Lucius Aemilius Paulus (vgl. S. 179f.) im Jahre 167 v. Chr. erhalten sind. Das ganze Werk umfaßte aber 142 Bücher bis zum Tode des Drusus, 9 v. Chr. Der Schriftsteller war wahrscheinlich nur durch den Tod gehindert, seine Bücher bis zum Tode des



Der große Pariser Cammeo
(Furtwängler, Antike Gemmen Tafel 60)

Germanicus vor Tiberius

(Germanicus wird im Jahre 17 n. Chr. in den Orient geschickt. Er steht vor dem als Juppiter dargestellten Kaiser, zu dessen Linken sitzt Livia. Neben Germanicus, die Hand zum Abschied auf seine Schulter legend, die Mutter oder Gattin. In der Höhe die Begründer der Dynastie. Im unteren Felde die von Germanicus bekämpften Barbaren. Die Deutung der Personen im einzelnen ist umstritten.)

Augustus zu führen. Reste sind noch aus dem 91. Buch (Codex Vaticanus Palatinus 24 und dazu Palimpsest) erhalten, ferner sind aus dem ganzen Werk Auszüge gefertigt worden, die sogenannten Periochae. Da sich zwischen diesen und den Livius benützenden Autoren späterer Zeit wie Florus, Festus und Eutropius neben Übereinstimmungen auch Abweichungen finden, nahm man wohl mit Unrecht an, daß das große Werk frühzeitig schon epitomiert wurde und daß auf einer solchen Epitoma die späteren Auszüge beruhten. Das chronologische Gerüst wurde ausgezogen und ist uns im Chronikon des Cassiodorus erhalten. Ferner hat ein gewisser Iulius Obsequens die von Livius zahlreich erwähnten Wunder und Vorzeichen benützt. Endlich stellt der Papyrus Oxyrhynchi, gefunden 1903 (*The oxyrhynchus papyri* IV, 608), einen Auszug aus Livius dar. Er behandelt Ereignisse aus den spanischen Kriegen im Jahre 143 und 142 v. Chr. So ist es möglich, den Aufbau und Inhalt des livianischen Geschichtswerkes auch in den verlorenen Teilen wiederherzustellen.

Livius bietet vor dem 1. Buch eine Vorrede, desgleichen vor dem 6., ebenso vor dem 21. und 31. Buch. Diese Tatsachen legen die Vermutung nahe, daß Livius sein Geschichtswerk allmählich und zwar in Pentaden und Dekaden publiziert habe. Doch hat er, wie die Periochae zeigen, später das Dekadenprinzip aufgegeben und eine Gliederung der einzelnen Teile nach sachlichen Gesichtspunkten vorgenommen. Das Werk führt in den Handschriften den Titel „ab urbe condita", ein Titel, der auch durch Stellen des Werkes (VI Anfang *quae ab condita urbe . . .*) eine gewisse Stütze findet. Es war wohl zwischen den Jahren 27—25 v. Chr. begonnen worden. Die erste Schließung des Janustempels unter Augustus im Jahre 29 v. Chr. wird erwähnt, die zweite im Jahre 25 nicht. Anderseits wird von Augustus an der angeführten Stelle (I, 19, 3) als Caesar Augustus gesprochen, ein Titel, der auf das Jahr 27 v. Chr. führt. Das Werk ist natürlich, wie auch die Einleitungen zeigen, in Teilen herausgegeben worden. Es lassen sich aus manchen Andeutungen noch Spuren erweisen, wann Livius an einzelnen Büchern gearbeitet hat.

Für Livius sowohl als Schriftsteller wie als Persönlichkeit charakteristisch ist die Einleitung zu seinem Geschichtswerk. Livius hat vor, die Geschichte bis auf seine Zeit zu schreiben. Es treibt ihn, „die Wahrheit noch besser zu ermitteln als seine Vorgänger und in Sprache und Darstellungskunst ihre altertümliche Formlosigkeit zu überwinden". Persönlichen Ruhm erstrebte er nicht; er ist ganz erfüllt von der Größe und dem Kriegsruhm Roms und erkennt, daß allmählich die Römer gegenüber der Vorzeit schlechter geworden; die Römer wieder zur alten Größe und Sittenreinheit und zum Verständnis und Guten zu führen, hält er für eine der Hauptaufgaben der Geschichtsschreibung. Es freut ihn, Wunderbares zu schildern, denn „man billigt der Vorzeit das Recht zu, Menschliches mit Göttlichem zu vereinen und den Ursprung einer Stadt mit überirdischer Hoheit zu umgeben". Wenn er in liebevoller Weise, gewiß durch sein Quellenmaterial unterstützt, die Größe des römischen Senates und Volkes bei Kannae bewundert, so hat er schon in der Vorrede auch den Glauben an die Festigkeit, Dauer und Größe des Staates, der auf der Zucht und Kraft des Volkes beruht, ausgesprochen. Ebenso urteilt er dann an einer anderen Stelle (XXVI, 41, 12). „In diesem Unglück stand nur fest und unbeweglich die Tüchtigkeit des römischen Volkes." Livius ist, wie sich schon aus den angeführten Stellen zeigt, eine durch und durch ethisch und patriotisch eingestellte Persönlichkeit. Diese Haltung zeigt sich in dem ganzen Werke. Philosophisch neigt er zur Stoa, denn von den Göttern unterscheidet er nach der Ansicht der Stoiker (*Seneca, De Benef.* IV, 8, 3), das in den Göttern und durch sie tätige, alles beherrschende und leitende Prinzip, das er bald als Fatum, Fortuna, Fors oder Numen bezeichnet. In politischer Hinsicht hat ihn nach einer bekannten Stelle (*Tac. Ann.* IV, 34) Augustus als Pompeianer bezeichnet, d. h. Augustus erkannte bereits, daß Livius mit seiner Gesinnung, seinem Denken die alte Adelsrepublik verehre. Da mag man sich denn fragen, wieso der Kaiser gerade an dem Geschichtswerk des Livius nicht Anstoß genommen hat. Zweifellos mochte ihm eine so gemäßigte, die sittliche Größe der Römer hebende Geschichtsdarstellung an und für sich sympathisch sein, er wollte gerade durch die Duldung der politischen aufrechten Gesinnung des Livius zeigen, daß er sich nicht als Tyrann betrachtet wissen wolle, sondern im Gegenteil die alte Republik als die geeignete Staatsform halte, eine Auffassung von der Politik, die ja auch für die ersten Jahre seiner Regierung dem Augustus von Tacitus zugebilligt wird.

Viel erörtert ist die Frage nach den Quellen des Livius und der Art ihrer Benützung. Dabei ist

doch zu beachten, daß Livius nur etwa 3 Monate auf ein Buch verwendet haben kann und sich so Widersprüche und Flüchtigkeiten erklären. Wir können infolge der trümmerhaften Überlieferung eigentlich nur sehen, wie er für den hannibalischen Krieg das Werk des Polybios benützt hat. Da erkennt man, daß er an die Stelle des genauen, sachlichen Berichtes des Polybios eine von innerer Anteilnahme erfüllte Darstellung setzt. Er fühlt sich durch und durch als Fortsetzer der alten Annalisten und so bietet er nicht eine Universalgeschichte wie Polybios, sondern eine Geschichte Roms. So werden die Namen der Beamten, die Prodigien gewissenhaft vorgeführt. Die Geschichte wird ihm vor allem zu einer Geschichte, wie Rom gewachsen ist, daher zu einer Geschichte der Kriege, die Rom geführt hat. Die inneren Zustände, Sitten, Handel und Verkehr interessieren ihn nicht, aber er glaubt, gewiß durch die Auffassung der römischen Adligen beeinflußt, ähnlich wie Ennius, zu erkennen, daß Rom ein Werk einzelner großer Männer ist, und so spielen diese eine hervorragende Rolle, ferner ist ihm die Größe Roms ein Ergebnis der treuen Verehrung der Götter. Er hat die Wahrheit zu erforschen gesucht, nicht im Sinn des modernen Historikers, der selbständig auf die Primärquellen zurückgeht, sondern so, daß er, die Darstellungen anderer benützend, dort, wo keine Widersprüche vorhanden sind, das Gegebene als wahr annimmt, sonst die Widersprüche anmerkt, aber nur selten eine Entscheidung trifft. Für die ältere Zeit, aber auch für den hannibalischen Krieg, benutzt er die Annalisten vor ihm, besonders Valerius Antias bis zum Szipionenprozeß (38. Buch) und Claudius Quadrigarius, auch Coelius Antipater (vgl. S. 189). Wenn er auch politisch objektiv ist, so bringt es doch seine konservative Einstellung mit sich, daß er im Senate das erhaltende Prinzip des römischen Staates erkennt und Leute, die irgendwie über die Stränge schlagen, verurteilt. So hat er sicherlich, wie genaue historische Untersuchung zeigt, unrecht, wenn er dem Marcus Terentius Varro, einem Plebeier, die Schuld an der Niederlage bei Kannae gibt.

Die Darstellung des Livius ist dadurch gekennzeichnet, daß er eine gewisse poetische und dramatische Form bevorzugt. Man erinnere sich, wie er z. B. die Geschichte der Curiatii und Horatii erzählt. Wenn man, wie dies wiederholt geschehen ist, hier den dramatischen Aufbau erkennend, geschlossen hat, er habe direkt ein Drama benützt, so ist das natürlich unrichtig, sondern Livius folgt hier ebenso wie z. B. in der Schilderung von der Eroberung Alba Longas und ähnlichem den Gesetzen der hellenistischen Geschichtsschreibung (vgl. S. 190).

So ist ihm, wie schon Cicero, die Geschichte zu einem opus oratorium (*De legibus* I, 2,5) geworden und wirklich steht er in der Darstellungsform im strengsten Gegensatz, z. B. zu Caesar. Sieht man von den Einflüssen der lateinisch schreibenden Annalisten auf seinen Stil ab, so kann man in Übereinstimmung mit ihm selbst erklären, daß er Ciceronianer sei, freilich darf man diese Ansicht nicht übertreiben. Die Art einer ciceronianischen Periode ist von der einer livianischen wesentlich unterschieden. Charakteristisch für seine Periodenwahl ist das Streben, einen historischen Vorgang in einem Satz unterzubringen. Solche Sätze werden von ihm oft sehr kunstvoll gebaut, mit ebenmäßiger Architektonik. Als Mittel dazu dient ihm eine feine Verwendung der Partizipialkonstruktionen neben den Nebensätzen. So formt er Meisterwerke der Periode wie z. B. die Numitorperiode (I, 6), die einen architektonisch gesetzmäßigen Bau zeigen. Freilich läßt er sich gerne auch gehen und es entstehen durch Häufung der Partizipien, auch durch Parenthesen weitschweifige, weniger gut gebaute Sätze (z. B. I, 4, 5). Falsch wäre es, zu glauben, daß er stets periodisiert. Wie Cicero in der narratio gebraucht er, auch in der Erzählung, mit Erfolg Hauptsätze kurz nebeneinander in asyndetischer Folge. Ein besonderes Schmuckmittel seines Geschichtswerkes sind die dem Charakter der Sprechenden angepaßten Reden. In dem erhaltenen Werke finden sich über 400 direkte Reden. Die Technik dieser Reden ist mit der ciceronianischen verglichen worden und es hat sich gezeigt, daß er bis auf den Rhythmus Eigenarten Ciceros beachtet. Auf den Rhythmus scheint er überhaupt nicht Wert gelegt zu haben, denn eine regelmäßige rhythmische, gesetzmäßige Abfolge findet sich nicht, wenn er auch den

Rhythmus nicht meidet. Es findet sich bei ihm oft die clausula heroica, ja auch direkter Anklang an Hexameter. So sehr er Ciceronianer sein will, so hält er sich doch nicht von der Sprache der Dichter fern, und das weist ihn in die neue Zeit. Die Neigung zum poetischen Ausdruck ist in den Büchern der ersten Dekade größer als in den übrigen. Es mag dies zum Teil in dem Quellenmaterial und in dem zu behandelnden Stoffe gelegen sein. Formal entfernt er sich allmählich jedenfalls mehr von der offenen Form und nähert sich der geschlosseneren. Er ist so trotz barocker Art aus Nachahmung zum Klassizisten geworden und auch dadurch ein Vertreter der neuen Epoche. Die wörtlichen Übereinstimmungen mit Vergil hat man mit Recht auf den Einfluß des Ennius zurückgeführt. Aber dem Ethos nach steht er Vergil nahe, überhaupt auch darin, daß er wie ein Dichter arbeitet. Was ihm als Römer interessant erscheint, wird ausführlicher behandelt, anderes oft nur kurz erwähnt oder übergangen. Er stellt die Personen heraus und lehnt die Erzählung an sie an, die Reden, die scharf angepaßten Gegenreden bringt er an den Höhepunkten des Geschehens unter; all das gelingt ihm nicht gleichmäßig, besser z. B. in der ersten und dritten Dekade als in der vierten. Gegen Geographisches ist er oft gleichgültig, scheut nicht Widersprüche und Wiederholungen. Seine nach strengem Schema gebauten Schlachtenschilderungen verraten den Nichtmilitär. Die Komposition des Werkes als Ganzes betrachtet ist ungleichartig und locker, doch der Aufbau der einzelnen Bücher wohl durchdacht. Es ist für Abwechslung (variatio) gesorgt, formal durch den Wechsel der direkten und indirekten Darstellung, inhaltlich dadurch, daß Kriegsberichte und Vorgänge in Rom miteinander wechseln, Episoden eingelegt werden und manche Partien besonders zusammengefaßte „Einzelerzählungen" kunstvoll gestaltet sind.

Literatur. Ausgabe von Weißenborn-Müller, Teubner-Text. — Kommentar von Weißenborn-Müller-Roßbach mit ausführlicher Einleitung. — C. F. Slary, Arch. f. lat. Lex. X, S. 123. — R. Heinze, Die Augusteische Kultur, Leipzig 1930, S. 91ff. — A. Reichenberger, Studien zur Erzählungskunst d. T. L. Heidelberg 1931. — W. Kroll, Studien zum Verständnis der römischen Literatur, Leipzig 1926, S. 357, Livius. — R. Ullmann, Étude sur le style des discours de Tite Live. Oslo 1929. — F. Klingner, Livius, Die Antike, I (1925), S. 86ff. — Gnomon III (1927) 562. — K. Witte, Rhein. Mus. LXV (1910), 270ff. u. Bursian J. B. 180, 1ff. — A. Klotz, Real.-Enz. XIII/1, 816ff. — Hermes 48 (1913), 84ff.; 50 (1915), 481ff.

Unmittelbar vor Livius und neben ihm stehen einige griechische Historiker: Diodoros, Dionysios von Halikarnasos, Timagenes. Auch sie sind Zeugen dafür, daß Rom das Zentrum der Welt geworden war und sich hier nicht nur die Literatur vereinigte, sondern nach Rom sich die öffentliche Meinung und die Geschichtsschreibung richtete.

Dionysios von Halikarnaß war Rhetor und Historiker. Er lebte von 30—7 v. Chr. in Rom. Er konnte Latein und verkehrte mit den römischen Großen. Seine „Römische Archaeologie" ist ein Lobgesang auf Rom. Sie behandelt von der römischen Urzeit an die Geschichte bis zu den Jahren, mit denen Polybios begonnen hatte. Wie Polybios ist Dionysios von der Tüchtigkeit und Vorzüglichkeit der Römer überzeugt. Er publizierte 20 Bücher; davon sind die ersten 10 erhalten, aus den übrigen nur Fragmente und ein Auszug. Er benützte vielfach dieselben Quellen wie Livius; daher erklärt sich die Übereinstimmung, doch ist Livius viel erfreulicher zu lesen als die langatmige Darstellung des Dionysios.

Timagenes: Seit 55 in Rom, wegen seiner bösen Zunge später mit Augustus zerfallen (*Sen. Contr.* X 5, 22), schrieb er eine umfangreiche griechische Geschichte (*Seneca De ira* III 23, 4), die dem Pompeius Trogus, einem Sohn des Gnaeus Pompeius Troicillus, einem Vocontier aus Gallia Narbonensis (*Caesar Bell. Gall.* V 36), als Grundlage für seine Historiae Philippicae in 44 Büchern diente. Dieses Werk ist nur in einem Auszug des M. Iunianus Iustinus aus dem 2. oder 3. Jahrhundert (Wölfflin, Archiv XI [1900], 7) und aus den Inhaltsangaben (prologi) und einzelnen Zitaten bekannt. Es war eine Universalgeschichte, die mit der Herrschaft des Ninos über die Assyrer begann, dann die Weltreiche der

Meder und Perser schilderte (I—VI), hierauf die Geschichte der Makedonier und der Diadochen bot (VII—XL), endlich das Reich der Parther behandelte und die Auflösung auch dieses Reiches durch die Römer darstellte. Die römische Geschichte wurde nur in ihren Anfängen (XLIII. Buch) erzählt, dann die Geschichte Galliens und Spaniens, endlich wurden die siegreichen Kämpfe des Augustus in Spanien (19 v. Chr.) vorgeführt. Das Werk hatte einen kunstvollen Aufbau, der an Katos Origenes erinnerte und bei den späteren Chronisten oft nachgeahmt wurde. Der Autor befolgte die Lehren der peripatetischen Geschichtsschreibung, bot ethnographische und geographische Einlagen, mied jedoch direkte Reden (XXXVIII, 3, 11). Die Rede des Mithridates gibt Justin wörtlich nach Pompeius und bemerkt hierzu a. a. O.: „Diese Rede habe er für würdig gehalten, seinem kurzen Werke einzureihen. Sie bot Pompeius Trogus indirekt, denn der tadelte an Livius und Sallust, daß sie direkte Reden nach ihrem Verstande (*pro sua ratione*, Wölfflin) ihren Werken einsetzten, so daß die Weise der historischen Darstellung durchbrochen wird." — Iustinus berücksichtigte besonders Reden, Anekdoten und Legenden, Pointen; er nennt den Trogus *vir priscae eloquentiae*. Livius und Sallust beeinflußten seinen Stil (vgl. Praef.). — Text: F. Rühl, Teubner 1886. W. Kroll, Real-Enz. s. v. Iustinus.

Noch in der augusteischen Zeit machen sich vielfach die Elemente geltend, die auch für die kommenden Epochen besondere Bedeutung haben. Es sind dies die erwähnte Vorherrschaft der Rhetorenschule und eine vertiefte Pflege der Fachwissenschaften, die dem praktischen Sinne der Römer entsprachen; ihre besondere Note erhielt diese dadurch, daß die Fachschriftsteller Literaten im höheren Sinne sein wollten und den Zusammenhang mit der schönen Literatur suchten. Gerade die Hauptleistungen der ersten Kaiserzeit, der Zeit der julisch-klaudischen Herrschaft, liegen auf dem Gebiet der Fachliteratur. Gerade aus dieser Zeit sind uns Meisterwerke der Literatur dieser Art erhalten, so die Medizin des Celsus und das Werk über die Landwirtschaft des Columella. Von der reichen Tätigkeit der Juristen und Grammatiker ist kein gleichzeitiges Werk auf uns gekommen, auch über die grammatischen Studien können wir uns nur ein indirektes Bild machen, aber erkennen, wie wichtig sie für die Folgezeit waren. Auch von den Fachschriftstellern stammt ein großer Teil aus Spanien.

Es ist gewiß nur ein Zufall, daß nach einer Überlieferung (*Suet. De Gramm.* 20) schon der Bibliothekar der palatinischen Bibliothek und Freund des Ovid (*Trist.* III, 14) C. Iulius Hyginus († etwa 10 n. Chr.) von Geburt aus ein Spanier war. Hygins Werke sind nicht erhalten. Er schrieb landwirtschaftliche Schriften: De agricultura; Columella I 1, 13 nennt ihn sicher übertreibend, und vielleicht nur, weil sein Werk unmittelbar vor den Georgika erschien (30 v. Chr.), den Lehrmeister Vergils; dann De Apibus, ferner wie Nepos De vita rebusque inlustrium virorum und Exempla, wie Varro De familius Troianis und fast wie Kato De origine urbium Italicarum (*Servius* VII 412), überdies De dis penatibus und De proprietatibus deorum. Auch verfaßte er einen Kommentar zu Cinnas Propemptikon (vgl. S. 221) und Commentarii zu Vergil. — Inwieweit seine Diktion durch seine intime Kenntnis des Griechischen und seine spanische Herkunft beschwert war, ist aus den Fragmenten nicht zu ersehen. Eine Stelle bei *Gellius* XVI 6 zeigt die Gabe, klar und scharf zu definieren.

Unter dem Namen des Hygin sind erhalten ein einem Marcus Fabius gewidmetes Werk De astronomia und die aus einem nachmals verlorenen recht fehlerhaften Codex Frinsingensis (IX. Jh.) zum erstenmal von Micyllus im Jahre 1535 in Basel herausgegebenen und nach der Handschrift benannten Fabulae. Dieses Büchlein besteht aus drei Teilen: Genealogien von Göttern und Heroen, Mythen, meist der dramatischen, aber auch der epischen Literatur der Griechen, hier und da aber auch römischen Literatur entnommen, endlich Zusammenstellungen verschiedenster Art (Indices: z. B. die 7 Weisen, die 7 Weltwunder, vergötterte Menschen, wer zuerst Tempel der Götter errichtet . . . Namen der Erfinder, Städtegründer usw.). Die ersten zwei Teile weisen auf zwei verschiedene Werke hin, die im Jahre 207 n. Chr., als ein Lehrer eine griechische Übersetzung des Buches fertigte, bereits epitomiert und miteinander verbunden waren. Die mangelnde Kenntnis des Griechischen läßt es zweifelhaft erscheinen, daß die Werke von dem Gelehrten Hyginus herrühren, und so trennt man diesen von dem etwa dem 2. Jh. n. Chr. angehörigen Mythographen Hyginus. Unsere Klassiker (Herder / Das Kind der Sorge /, Schiller / Briefwechsel mit Goethe /, Lessing / Hamburgische Dramaturgie /, endlich auch Goethe) kennen das Fabelbuch wohl. Text: M. Schmidt, Jena 1872.

VITRUVIUS (Hds.) Pollio (nach der Epitome des M. Cetius Faventius [3. Jh.]), L. (nach einer Inschrift C. I. L., V 3464) wird wohl in die Zeit des Augustus, nicht wie einige meinten, der Flavier zu setzen sein. Er war selbst Architekt und Erbauer der Basilica der Colonia Julia Fanestris, ferner als Ingenieur bei der römischen Wasserversorgung tätig, endlich mit drei anderen Männern betraut mit der Konstruktion von Wurfgeschossen und Wurfmaschinen. Vom Kaiser bezog er eine Besoldung und später eine Pension. Er schrieb erst in hohem Alter sein Werk De architectura libri X. Erfüllt ist er von der Größe seiner Aufgabe und von idealer Hingabe an sie. Sein Werk enthält die eigentliche Baukunst (Buch I—VII), im VIII. Buche spricht er von der Wasserversorgung, im IX. von den Sonnenuhren, im X. vom Maschinenwesen. Man sieht, der Begriff der Architektur ist weit gefaßt. Die Darstellung ist durch Einleitungen und eingestreute Erzählungen belebt und wird durch Zusammenfassungen erleichtert. Der Autor steht auf dem Standpunkt der enzyklopädischen Bildung, wie sie z. B. Varro bot. Mit ihm berührt er sich auch sonst, z. B. in der Anführung der Quellenschriftsteller in Form eines Kataloges. Für Lukrez hat er besondere Vorliebe. Seine Sprache zeigt vielfach vulgäre Elemente, sein Stil echt römisches Kolorit mit Anklängen an Kato und Sallust. — M. H. Morgans, Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences XLI (1906), 407. — G. Engel: De antiquorum prooemiis, Marburg 1910. — Text: F. Krohn, 1912, Teubner. —

Ein Spanier ist es, der uns über die Rhetorik der Zeit um Christi Geburt unterrichtet: Lucius Annaeus Seneca, der Vater des bedeutendsten Schriftstellers des 1. Jahrhunderts n. Chr., des Philosophen Seneca. Dieser wird und muß für die Darstellung der genannten Epoche den Mittelpunkt bieten.

Die Familie der Seneca stammte aus Korsika (*Martialis* I 61, 7). Der Vater Lucius (der Vorname ist nicht gesichert) Annaeus Seneca war Ritter und wohlhabend. Seine Lebenszeit fällt etwa von 55 v. Chr. (*Contr.* I, praef 11 berichtet er so von Cicero, als hätte er ihn noch als Knabe hören können) bis 39 n. Chr. (er redet von Ereignissen unter Tiberius so, daß ersichtlich ist, daß dieser schon tot ist). Die Verbannung des Sohnes hat er jedenfalls nicht mehr erlebt. Er weilte zweimal lange Zeit in Rom. In Korduba heiratete er eine gewisse Helvia. Zur Charakteristik beider ist z. B. zu vergleichen *Seneca, Ad Helv. de cons. 17, 3*). Soweit mein altfränkischer, strenger Vater es zuließ, hast du das ganze Gebiet der Wissenschaften zwar nicht ganz aufgenommen, aber doch dich mit ihm einigermaßen bekannt gemacht. O, daß mein braver Vater, doch weniger noch der Art der Vorfahren ergeben, gewollt hätte, daß du in die Philosophie nicht nur eingeführt, sondern in ihr ausgebildet werdest." — Der ältere Seneca schrieb ein Geschichtswerk vom Beginn des Bürgerkrieges fast bis zu seinem Tode (*Seneca, De vita patris III 436, Haase*), doch hat nicht er, sondern der Sohn es veröffentlicht. Nach demselben Zeugnis scheint der Vater Seneca auch sonst mancherlei geschrieben zu haben, ohne daß er es ans Licht brachte. So ist es auch nicht zu wundern, wenn das einzig erhaltene Werk erst von ihm in seinem hohen Alter publiziert wurde. Die erhaltene Schrift behandelte in 10 Büchern Kontroversien (74 Themen) und ein Buch Suasorien (7 Themen), die zu seiner Zeit behandelten Übungen der Rhetoren. Denn diese Deklamationen der Schulstube waren an die Stelle der großen Beredsamkeit der Republik als Ohrenschmaus des geladenen Publikums getreten. Den Controversiae sind überaus interessante Einleitungen vorausgeschickt; darin werden die Deklamatoren charakterisiert, z. B. der Landsmann des Seneca, der berühmte Spanier und Lehrer Porcius Latro, der unter anderem Lehrer des Ovid gewesen (vgl. S. 291).

Im 4. Jh. n. Chr. wurde ein Auszug aus dem Werke gefertigt. Dieser hilft die Lücken in dem Hauptwerk auszufüllen. Denn in dem Urkodex unserer Handschriften fehlt der Anfang der Suasorien, ferner die Bücher III, IV, V, VI und VIII und die Einleitungen zu den Büchern I, II. Das Werk lebte fort bis ins Mittelalter, so z. B. ist es auch benützt in den *Gesta Romanorum*. Es war an die Söhne gerichtet. „Seneca grüßt seine Söhne Novatus, Seneca, Mela. Ihr verlangt eine mir mehr angenehme als leichte Sache. Ihr wollt nämlich, daß ich meine Meinung über die Redner sage, die in meine Lebenszeit fielen, und daß ich alles von ihnen Gesagte, soweit es meinem Gedächtnis nicht entschwunden ist, sage . . ." — Text: H. J. Müller, Annaei Senecae Oratorum et rhetorum sententiae, divisones colores. Tempsky, Wien 1887.

AULUS CORNELIUS CELSUS. Er stammte wahrscheinlich aus Südgallien an der Grenze der Pyrenäen, denn dort ist inschriftlich die Familie nachzuweisen, außerdem hat er dort Grundbesitz besessen und zeigt Kenntnis der gallischen Gegenden. Er ist als enzyklopädischer Schriftsteller aufgetreten. Über den Umfang seiner Schriftstellerei sind wir im einzelnen nicht genau unterrichtet, doch weist schon

der Titel der Handschriften der medicina „*Auli Cornelii Celsi artium libri VI., item medicinae primus*" darauf hin, daß die Medicin nicht das einzige Werk des Celsus war und der Beginn der medicina, „Wie Nahrungsmittel gesunden Körpern der Ackerbau verheißt, so Gesundheit dem Kranken die Medizin". daß den Büchern über die Medizin solche über den Ackerbau vorangegangen sind. Um den Umfang der Schriftstellerei des Celsus zu bestimmen, geht man, und dies taten schon die Forscher des 18. Jh., von Quintilian XII, 11, 24 aus: Vieles, ja alles hat Varro übermittelt. Kein Mittel der Rede hat dem Marcus Tullius gefehlt. Ja noch mehr, da doch sogar Cornelius Celsus, ein Mann von Durchschnittsbegabung, nicht nur über all diese Mittel (artibus) geschrieben hat, sondern sogar Vorschriften über das Kriegswesen, die Landwirtschaft und die Heilkunde hinterlassen hat, würdig selbst seines Vorsatzes, daß wir glauben, er habe all das gewußt." So sehr man nun gerade in neuerer Zeit über die Interpretation dieser Stelle verschiedener Meinung gewesen ist, läßt sich nicht bezweifeln, daß Celsus offenbar darauf ausging, des Varro Enzyklopädie durch eine moderne zu ersetzen. Wenn angenommen wurde (Jahn), Celsus habe eine Enzyklopädie geschrieben über Philosophie, Jurisprudenz, Rhetorik, Rechtswesen, Kriegswesen, Ackerbau, Medizin, so ist das ebensowenig strenge nachzuweisen, wie wenn von anderer Seite (Marx) behauptet wurde, er habe nur über Medizin, Landwirtschaft, Rhetorik und Kriegswesen gehandelt. Außer den schon erwähnten Büchern über die Landwirtschaft und Medizin stehen durch Zitate des Quintilian die Rhetorik, ferner durch weitere Angaben die Schrift über das Kriegswesen sicher. Aber daß das Werk des Celsus mehr als nur 4 Abteilungen enthielt, läßt sich doch vielleicht erweisen; denn die Behandlung der Philosophie durch Celsus steht für mich fest durch die schon oft herangezogene Briefstelle des Augustin (Corp. Script. Eccles. Lat. 57, p. 442 ff. / Goldbacher/), wo von 6 Büchern eines gewissen Celsus gesprochen wird, in denen er die Neigungen aller Philosophen bis auf seine Zeit behandelt habe, und zwar habe er nicht jeden widerlegt, sondern nur seine Lehrmeinung dargelegt. Wenn man bestritten hat, daß hier unser Celsus gemeint sei, weil Augustin ihn einen gewissen Celsus nenne, so läßt sich aus dem Sprachgebrauche des Augustin bezeugen, daß er solche Ausdrucksweise liebte und sogar an der berühmten Stelle, da er von dem Eindruck des *Hortensius* des Cicero spricht, gleichfalls von einem gewissen Cicero redet (*Conf. III 4, 7 perveneram in librum cuiusdam Ciceronis*). Die Lehrmeinungen war ohne Kritik vorgeführt, das erinnert ganz an die Darstellung der philosophischen Lehrmeinungen, wie sie in den Handbüchern üblich war. Man kann also Celsus nicht unter die skeptischen Philosophen einreihen. Demnach muß man aus Quintilian X 1, 124, wo erzählt wird, Cornelius Celsus habe über die Philosophie der Sextier (skeptischen Philosophen folgend) geschrieben, schließen, daß er außer der Enzyklopädie noch anderes geschrieben hat. Für den Titel des Werkes kommt nach der handschriftlichen Überlieferung artes in Betracht, doch ist es keineswegs sicher, daß Celsus einen Gesamttitel seiner Enzyklopädie gegeben, da sie in einzelnen Abschnitten herausgegeben war. Die früher geäußerte Annahme, das Werk habe den Titel Kestoi (Teppich) getragen, eine Ansicht, die sich auf ein von Ritschl entdecktes Scholion zu *Plautus Bacch.* 60 gründete: „Celsus nannte seine Bücher nach der Buntheit der behandelten Gegenstände Teppiche", läßt sich als falsch erweisen, denn das erwähnte Scholion ist lückenhaft. Viel erörtert wurde die Frage nach den Quellen der Medicin. Man neigte der Ansicht zu, Celsus habe nur eine einzige griechische Vorlage ausgeschrieben. Über den Autor selbst gehen die Meinungen auseinander (Marx: Titus Aufidius Siculus, Wellmann: Cassius, Leibarzt des Tiberius). Aber man sieht doch, daß in der Medicin des Celsus mehrere Hauptquellen geschickt verarbeitet sind. Diese Hauptquellen sind aber nicht so einheitlich verarbeitet, daß die Arbeit von einem Fachmann herrühren müsse. Es finden sich hier und da bei genauer Analyse Fälle, die zeigen, daß das Werk eben nicht von einem sachkundigen Arzte, sondern von einem Nichtfachmann endgültig redigiert wurde. Dazu kommt, daß Celsus selbst bezeugt, daß er nicht einer, sondern mehreren Quellen folge (IV 75). Die Disposition des Werkes ist klar und deutlich, die Sprache ist rein und ähnlich der des Caesar oder des Augustus im Monumentum Ancyranum. Der Autor ist also Klassizist und erhält wirklich ein Lob des Quintilian (X 1, 124). Er hält sich von allem Schwulst, allen Verstiegenheiten fern, er beachtet den Klauselrhythmus, z. B. auch die Formel $- \breve{} \breve{} - \breve{}$. Er meidet nicht die der wirklichen Rede entsprechenden Jamben und so finden sich bei ihm wie z. B. bei dem Attizisten Brutus (Quint. X 4, 76 und Marx) sogar oft reine Senare.

Grundlegende Ausgabe (Musterausgabe philologischer Arbeit überhaupt), F. Marx, Corpus medicorum Latinorum, Vol. I, Auli Cornelii Celsi quae supersunt 1915. — M. Wellmann, Die Medizin des A. Cornelius Celsus. Berlin 1913. — A. Kappelmacher, Untersuchungen zur Enzyklopädie des Aulus Cornelius Celsus. Wien 1918. —

MARCUS IUNIUS MODERATUS COLUMELLA ist nächst Kato und Varro der bedeutendste der erhaltenen Landbauschriftsteller.

Columella war zu Gades gebürtig (z. B. VIII 16, 9), und wie sein Oheim ebenfalls Landwirt. Ihm verdankte er Anregung und Belehrung. (Z. B. II 16, 4.) Als junger Mann hatte er in Kilikien und Syrien Militärdienst getan. Seine Zeit bestimmt sich dadurch, daß er Varro der Zeit der Großväter zuzählt (I, *Praef.* 15). Bekannt sind uns folgende Werke des Columella: 1. Das erhaltene Werk über die Landwirtschaft in 12 Büchern, 2. ein *liber de arboribus*, in unseren Handschriften als 3. Buch des Gesamtwerkes gezählt, 3. ein *liber singularis* an den Redner und Staatsmann Eprius Marcellus (nicht erhalten), 4. eine nicht erhaltene astrologische Schrift (XII 1, 31).

Die erhaltene Schrift über den Landbau *rei rustica libri* XII gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen der Literatur der Kaiserzeit. Dem Gesamtwerk geht eine Vorrede voraus, in der der Schriftsteller den Niedergang der Landwirtschaft mit dem Mangel an theoretischen Kenntnissen der Zeitgenossen und dem geringen Interesse der Besitzer begründet. Dem großen Werke liegt ein wohldurchdachter Aufbau zugrunde. Es handelt Buch I über allgemeine Fragen, II über den Ackerbau, III—VI über die Baumzucht, V über Weinbau und andere Baumpflanzungen, VI—IX über Groß- und Kleinvieh, Hühner- und Fischzucht, endlich über die Bienen; X behandelt die Baumzucht, doch ist dieses Buch auf besonderen Wunsch eines gewissen Silvinus in Verse gefaßt. Mit dem X. Buch war der ursprüngliche Plan erledigt, doch Claudius Augustalis richtete an Columella die Aufforderung auch den Gartenbau in Prosa zu schreiben. Ihm kam Columella entgegen, aber in etwas anderer Weise. Das XI. Buch behandelt nämlich zunächst die Aufgaben des vilicus und dann erst die Baumpflege. Diesem XI. Buch folgt dann noch gesondert ein Buch über die Pflichten der vilica. Das Werk ist in Teilen publiziert worden und fällt in das Alter des Columella (XII, 59, 3). Wenn auch Cornelius Celsus, der etwa 50mal zitiert wird, eine der Hauptquellen des Columella ist, so hat er daneben auch Varro, Kato und Spezialschriften berücksichtigt, so sicherlich die Schriften eines gewissen Iulius Atticus und des Iulius Graecinus über den Weinbau, ferner Vergil, Kato und Hygin zumindestens an wichtigen Stellen eingesehen. Der Gang der Darstellung ist gewöhnlich der, daß eine Frage aufgerollt wird und die Ansichten anderer Schriftsteller, besonders die des Celsus gegeben werden, endlich der Schriftsteller seine Meinung darlegt, gestützt auf seine oder seines Oheims Erfahrung.

Die Schriften des Columella, besonders die Einleitungen lesen sich überaus angenehm. Er selbst ist von der Bedeutung seines Stoffes erfüllt; dabei aber auch von der Rhetorik durchtränkt. Für die ganze Auffassung von der Landwirtschaft und das Ideal des theoretisch gebildeten Landwirtes war ihm sicherlich vorbildlich die Forderung, die Cicero an den Redner als den Mann stellt, der im Besitze der Bildung seiner Zeit sein müsse.

Für den Stil des Autors charakteristisch ist das Prinzip der Abwechslung. Dieses Prinzip führt zu reichstem Gebrauch der Synonyma, z. B. gebraucht er für pflügen: arare, inarare, imporcare, agros sulcare, agrum vertere, terram versare, vervagere agros, terram subigere, terram resolvere, terram perfodere, terram aratro moliri, terram ferro commovere, agros vomere sauciare, terram rescindere, campos praescindere, diffindere humum, sulcum agere, sulcum facere, sulcum ducere, sulcum dirigere, sulcum effodere, vomerem agere. Solcher Wechsel findet sich auch, und das ist besonders bezeichnend, dicht hintereinander. Ja er erstreckt sich sogar auf die Pronomina, führt in der Syntax zum Wechsel der Kasus, der Personen und der Modi. — Eine zweite Eigentümlichkeit ist die Vorliebe für alliterierende Verbindungen, weiter liebt C. die Litotes, mit Präpositionen, zusammengesetzte Verba verbindet er direkt mit einem Kasus ohne Präposition. Statt multo bevorzugt er longe. Manche dieser angeführten Tatsachen zeigen, daß der Autor trotz seiner Vorliebe für Cicero und seinem ausgesprochenen Klassizismus doch von der neuen Richtung der Diktion, wie sie sich schon bei Livius findet, nicht frei ist. Columella ist sicher benutzt von dem Landbauschriftsteller Gargilius Martialis im 3. Jh. n. Chr. Dieser zitiert unseren Autor 5mal. Von Gargilius ist Palladius Aemilianus (4. Jh.) abhängig. Wie schon Columella im XI. Buche die Arbeiten des vilicus nach dem Kalender bietet, so zählt nach dem Kalender Palladius die Arbeiten des dominus auf (Buch 2—13). Wenn Cassiodorus im sechsten Jahrhundert n. Ch. den Klerikern nicht ihn, sondern die Werke des Gargilius Martialis und des Palladius Aemilianus empfiehlt, so erklärt sich dies aus der uns schon bekannten Vorliebe der späteren Zeit für Kompendien. — Neuausgabe von Lundström, bisher unvollendet. — A. Kappelmacher: R. E. s. v.

DIE RÖMISCHE GRAMMATIK. In diese Zeit fällt auch Leben und Wirken des

Quintus Remmius Palaemon aus Vicenza, des bedeutendsten Vertreters der römischen Grammatik.

Sueton, *De Gramm.* XXIII, weiß mancherlei von ihm zu erzählen. Er sei ein Sklave gewesen, habe zunächst das Weberhandwerk erlernt, dann, während er den Herrensohn in die Schule geleitete, selbst lesen und schreiben gelernt, nachher aber, freigelassen, sei er der bedeutendste Lehrer der Grammatik geworden; daß er keineswegs einen einwandfreien Lebenswandel geführt, aber durch seine natürlichen Anlagen als Dichter und besonders als Lehrer solches Ansehen besessen habe, daß er sich die größte Anmaßung erlauben durfte. Er erklärte, Vergil habe bereits in den Bukolika prophezeit, daß er einst der Richter über Dichter und Dichtungen sein werde. Er rühmte sich, Räuber hätten ihn einst wegen der Berühmtheit seines Namens geschont. Nach Sueton brachte er es auch zu ganz besonders großem Vermögen und Grundbesitz.

Erhalten ist von dem Werke des Palaemon nichts, längst aber hat man vermutet, daß in der Menge der grammatischen Schriften späterer Zeiten irgendwie sein Werk als maßgebende Masse verarbeitet sei. In neuerer Zeit ist dieser Nachweis in großem Umfang geführt worden. Galt den Griechen der klassischen Zeit die *γραμματικὴ τέχνη* als die Fertigkeit lesen und schreiben zu können, so haben die Alexandriner darunter die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Denkmälern der Literatur verstanden (*Quintil.* I 4, 2). Die Verbesserung der Texte, ihr Lesen, Erklären und Beurteilen wurde das Geschäft des Grammatikers, das Mittel aber, an dem er seine Kunst zu betätigen hatte, war die Erklärung seltener Worte, historisch-mythologischer, geographischer Anspielungen, die Metrik und endlich die Theorie der Sprache, die selbst wieder in drei Teile zerfiel, in die Grammatik im eigentlichen Sinn, in die Lehre vom richtigen Ausdruck und in die Orthographie. Die Grammatik als solche beschäftigte sich mit den Elementen der Sprache, den Flexionsendungen, den Redeteilen und den Vorzügen und Fehlern des Ausdruckes. Die zahlreich erhaltenen lateinischen Grammatiker (vereinigt in der Sammlung von H. Keil, Grammatici Latini), verfaßten bald umfangreichere Werke, bald nur kurze Abrisse. Allen ihren Werken liegt irgendwie ein und derselbe Plan zugrunde. Es läßt sich deutlich der Grundtypus einer einheitlichen römischen Schulgrammatik erkennen. Etwa um 300 n. Chr. waren zwei Gruppen bevorzugt. Die eine erscheint bei Charisius, Dositheus und dem sogenannten Anonymus Bobiensis, die zweite bei Donatus und Consentius. Der Grammatiker Diomedes nimmt eine Mittelstellung ein. Die Grundlage aller dieser grammatischen Werke bildete eine schon gegen Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. entstandene stoische Grammatik, die man auf Diogenes von Babylon zurückführt und die auch Varro kannte. Doch schon bei Varro machte sich der Einfluß des alexandrinisch gebildeten Dionysios Thrax geltend, noch mehr aber war dies der Fall bei Palaemon.

Palaemon lernen wir dadurch kennen, daß Charisius ihn dreimal zitiert. Damit zusammengehörige Partien zeigen als für Palaemon charakteristisch die Einführung der Beispiele mit *velut* und daneben eine neue Terminologie, z. B. *ordo* = *declinatio* und *coniugatio, incusativus* = *accusativus, qualitas* = *modus, subiunctivus* — *coniunctivus, instans* = *praesens*. Letztere zwei Ausdrücke sind genaue Übersetzungen aus der Grammatik des Dionysios Thrax. So ist es gelungen, größere Partien aus der Grammatik des Charisius für Palaemon zu gewinnen und man kann sich jetzt ein Bild von seiner Grammatik und seiner Nachwirkung bei den Späteren machen. Wir sehen, daß sie durchaus stoisch, aber mit alexandrinischem Einschlag und ausführlich war. In der Formenlehre trennte er das Nomen von dem Pronomen, nach den Endungen des Genitivus Singularis unterschied er 4 Deklinationen (später wurden daraus die uns bekannten 5), beim Verbum erkannte er nach dem Vokal der zweiten Person Singularis Indicativi Praesentis die 4 Konjugationen. Er legte also damit die Grundlagen für jene Betrachtung der Formenlehre, die bis heute noch gilt. Da interessiert es dann, daß er als erster die consecutio temporum beobachtete, ferner auf die verschiedenen Modi der Konjugationen achtetete, endlich auch tiefere syntaktische Beobachtungen anstellte, wenn er von einem 7. Kasus sprach, also das Wesen des Synkretismus der Kasus erfaßt hatte. Quintilian nennt ihn seinen Lehrer; wieweit er von ihm beeinflußt ist, ist strittig. Aber die

Nachwirkung dieses Grammatikers auf die Folgezeit ist aus den angeführten Beispielen klargeworden, sie zeigen, daß er Grundlagen geschaffen hat, die bis in die Schulgrammatik der Gegenwart nachwirken. Von den älteren Autoren zitiert er nur Terenz, die eigentliche Literatur scheint für ihn erst mit den Augusteern, besonders mit Vergil, zu beginnen. Auch damit hat er eine Tat für die spätere Zeit gesetzt, indem er der Nachahmung und Lektüre gerade dieser Autoren und der klassizistischen Richtung den Weg bereitete. — K. Barwick: Remmius Palaemon und die römische Ars Grammatica. Leipzig 1922. — P. Wessner: Phil. Woch. 1922, 1174ff. —

DAS RÖMISCHE KOCHBUCH. Der Autor der unter dem Namen des großen Arztes Hippokrates gehenden Schrift über die alte Medizin erklärt das Entstehen der Heilkunst aus der allmählichen Beachtung einer richtigen Ernährung der Menschen. Es gab in der griechischen Literatur Sammlungen von Rezepten diätetischer Kost und überhaupt von Kochrezepten. Erhalten sind nur einige Fragmente. Dagegen besitzen wir in lateinischer Sprache ein Buch über die Kochkunst, das in seinem Stil bis auf die Kochrezepte der Gegenwart nachwirkte. Das Buch bietet Vorschriften für den Tisch der Reichen, aber noch mehr Rezepte, nach denen einfache Leute, besonders Bauern ihre Speisen zubereiten konnten, Vorschriften über die Bereitung von Getränken und Würzen, über das Einlegen von Obst, Rezepte für Krankenkost, endlich Speisen, die nach berühmten Kochkünstlern, Feinschmeckern, Schlemmern und Kaisern benannt waren. Der letzte Kaiser, der erwähnt wird, ist Commodus. Doch die vulgäre Sprache weist in ihren Elementen auf viel spätere Zeit. Das Buch enthält vielfache Wiederholungen, auch Verweise ohne Bezug und erweist sich als eine Bearbeitung aus mehreren Werken. Die Grundlage aber des Buches führt, wie z. B. Parallelen aus *Plin. Nat. Hist.* (VIII 20 = 326/327), auf einen gewissen *Marcus Gavius Apicius* (*Cass. Dio* LVII 19, 5). Er war zur Zeit des Tiberius als Lehrer der Kochkunst aufgetreten (*Seneca, Dial.* XI 10, 8) und hatte zwei Werke über die Kochkunst geschrieben, eines über die Kochkunst im allgemeinen und eines über die Tunken im besonderen (*Isid. Orig.* XX 1, 1: „Den Apparat der Kochkunst hat zuerst Apicius zusammengestellt"; *Mythogr.* II 225: „Ein gewisser Apicius ... der über die Würzen vieles geschrieben hat"). Das Buch des Apicius hat noch in ganz später Zeit (etwa 7. Jh. n. Chr.) ein gewisser Vinidarius verwendet.

C. Giarratano et Fr. Vollmer: Apicii librorum X, qui dicuntur de re coquinaria, quae extant Leipzig 1922. — M. Ihm: Arch. f. l. Lex. u. Gramm. XV 1908, 63ff. — E. Brandt: Philol. Suppl. 19, 3, 1927.

ANDERE SCHRIFTSTELLER VOR SENECA.

M. MANILIUS (falsch ist das Cognomen Boetius) ist der Verfasser eines astrologischen Lehrgedichtes in fünf Büchern. Die Zeit bestimmt sich durch die Erwähnung der Varus-Schlacht 9 n. Chr. (I 898). Er lebte und dichtete in der letzten Zeit des Augustus und unter Tiberius. Das letzte Ereignis, das erwähnt wird, ist der Brand des Pompeiustheaters im Jahre 22 n. Chr. (V 512). Das Werk des Germanicus kennt er. Der Titel des Werkes *Astronomica* paßt nur für das erste Buch, denn die folgenden Bücher behandeln die Astrologie, besonders wird die Einwirkung des Tierkreises auf die Menschen und die Natur beobachtet. Der Versuch, auch die Fixsterne und Planeten zu behandeln, von dem der Dichter wiederholt spricht (II 750, 965, III 156, 885, V 4), ist nicht ausgeführt worden.

Besonders lesenswert sind die Einleitungen der einzelnen Bücher. Er nennt sich gar stolz den Ersten, der einen derartigen Stoff behandelt, ignoriert also Ciceros und Germanicus Aratea. Von einzelnen Stellen sei besonders erwähnt die schöne und erhabene Darstellung über das Walten der Gottheit II 49ff., die auch Goethe bewunderte, interessant ist die Schilderung des Thunfischfanges V 22ff. Der Dichter steht auf dem Standpunkt der Stoa. Mit Lukrez verbindet ihn aber doch nicht nur vielfach sprachliche Verwandtschaft, sondern vor allem die Technik der Prooemien, auch daß er die Schwierigkeit seiner Aufgabe betont (III 31ff.) und direkt eine Beschreibung nach Lukrez I 57ff. gibt. Vergil und Ovid haben ebenfalls vielfach auf ihn gewirkt, wie auch das Epyllion von Andromeda (V 538ff.) beweist Quellenwerke sind Poseidonios für das I. Buch und für die Astrologie nach einem Funde, den der belgische Gelehrte Cumont gemacht hat, Asklepiades von Myrlea in Bithynien, der als Grammatiker in Rom tätig war und beeinflußt war von Krates von Mallos. Wie Lukrez die Menschen von

der Todesfurcht befreien und dadurch glücklich machen wollte, so wollte Manilius durch Offenbarung der ewig gleichbleibenden Gesetze im Weltengang die irrende Menschheit erheben. Im IV. und V. Buche wird viel Echt-Römisches geboten, besonders werden im Zusammenhang mit den Sternbildern die einzelnen Gewerbe und ihr Charakter gut geschildert. Von der patriotischen Einstellung des Manilius zeigt der Schluß des I. Buches. Sprachlich finden sich hier und dort Schroffheiten im Ausdruck, was sich mit der Schwierigkeit des zu behandelnden Stoffes erklären mag. Eigenartig ist dem Autor ein gewisses Hinneigen zur Volkssprache, wenn er *quod* statt der Konstruktion des accusativus cum infinitivo setzt, eigenwillig die Präposition *in* verwendet. Er liebt alliterierende Anapher, Antithesen, Apostrophen, Synekdochen. — Der Dichter wurde erst durch Poggio entdeckt, doch ist diese Handschrift verloren. Erhalten sind nur Abschriften.

Ausgabe von Wageningen, Teubner 1915. — Ebenderselbe in R.E. S.V. — Über die Zeit: K. Prinz, Zeitschr. f. ö. Gym. 1906, 102ff.

PHAEDRUS (auf Inschriften kommt der Name Phaeder vor), hat die Fabel als eigene Gattung gepflegt und schließt direkt an Aisopos an. Es werden die mannigfachsten Fabeln erzählt, auch solche eigener Erfindung. Das Buch, zunächst wenig beachtet, ging in die Weltliteratur ein. Martialis ist der erste, der es erwähnt. Zu Beginn des 5. Jh. n. Chr. benützt es Avianus in seinem in elegischen Distichen abgefaßten Fabelbuch, später wird es erweitert und ist ein beliebtes Buch im Mittelalter. In neuerer Zeit wird bei den Franzosen durch La Fontaine, bei den Deutschen durch Gellert und Lessing die Art erneuert und führt ein geachtetes Dasein. Schon Phaedrus belehrt nicht nur, sondern hat, der Satire ähnlich, Vorliebe für den Spott, doch will er nicht den Einzelnen treffen (III Prol. 21ff.).

Der Verfasser spricht in Prologen und Epilogen über sich. Besondere Wichtigkeit kommt dem Prolog des 3. Buches zu. Während Havet ihn in zwei Teile zerlegte und den zweiten Teil (Verse 33—63) an den Epilog des 2. Buches fügte und dabei einen Blattausch in der Urhandschrift annahm, hat man früher und auch jetzt wieder (Prinz) den Prolog mit Recht als Einheit angesehen. Phaedrus erklärt einem Eutychus, wohl dem Wagenlenker des Caligula (etwa um 38—40 n. Chr.), sein Buch zu widmen. Aus dem Prolog ergibt sich als wahrscheinlich, daß die ersten zwei Bücher vor dem Tod des Seianus erschienen sind (31 n. Chr.). Phaedrus hat dann noch dem 3. Buch etwa nach 40 ein IV. an einen Porticulo und endlich noch, ungewiß wann, ein V. folgen lassen. Der Dichter stammte aus Makedonien, war Freigelassener des Kaisers und, durch Seian verfolgt, bittet (Prol. III 1ff.) er Eutychus um Vermittlung, und zwar um Aufhebung der Folgen des Rechtsverfahrens. Er ist trotz seiner kleinen Verhältnisse sehr selbstbewußt. Er beansprucht wirkliche Vertiefung und Lektüre und ist sich des Ruhmes bei der Nachwelt sicher. Gegenüber der Meinung, daß das Buch so früh erschienen sei — Havet will den Phaedrus bis in die Zeit des Vespasian hinaufrücken — spricht, daß Seneca *Cons. ad Polyb.* IX 27 von ihm nicht Notiz nimmt, desgleichen Quintilian I 9, 2. Wieso dies der Fall ist, harrt einer Erklärung, ist aber nicht als Gegengrund gegen die vorgebrachte Datierung zu verwenden. Die Metrik ist rein, der Satzbau und der Wortschatz einfach. Nur hier und da begegnet man einer seltsamen Wendung. Es ist deutlich, wie der Nichtitaliker der Klassik näher steht als dem Barock.

Es sind nicht alle Fabeln erhalten. Die Handschrift, auf die unsere beiden Haupthandschriften zurückgehen, haben vielfach Lücken, wie eine spätere Sammlung beweist, ferner der im 5. Jahrhundert entstandene, die Fabeln erweiternde, im Mittelalter vielfach gelesene Romulus; auch werden in unserem Texte Fabeln angekündigt, die wir nicht darin finden, z. B. heißt es, die Bäume werden sprechend eingeführt werden, solche Baumfabeln fehlen. — Hauptausgabe, wenn auch eigenartig und im einzelnen nicht zu billigen, Havet, Paris 1895. — A. Thiele, Romulus. — K. Prinz, Programm, Wien 1916 und Wien. Stud. XLVIII, 162ff. — F. Draheim, Bursian; J.-B. 1925, 223ff.

PRIAPEA. In augusteischer Zeit entstand die Mehrzahl der nach alexandrinischem Vorbild (Euphorion, versus Priapeus) gedichteten und nach dem Prinzip der Abwechslung in der Mitte des 1. Jahrhunderts (Hendekasyllabus, Distichen, Hinkjamben) von einem Sammler geordneten Verse auf den die Gärten hütenden, durch den Phallos und die Sichel gekennzeichneten Gott Priapos. Diese in jungen Handschriften überlieferte Sammlung umfaßt 80 (81) Stücke, von denen das 3. als ovidisch bezeugt ist

(Seneca, Contr. I 2, 22). Die Herausgeber fügen noch zwei Gedichte des Tibullus (von denen nur das zweite echt ist) und die drei Priapea des Vergil hinzu. Die Sammlung hat zwei Vorreden, das erste Gedicht ist von dem Editor der Sammlung, das zweite leitet eine von einem Dichter herrührende Reihe von Priapeen ein — Ausgabe F. Vollmer, Poet. Lat. Min. II 2, 1923², 36. — A. Klotz, Herm. 61 (1926), 28. — H. Herter, De Priapo RVVV. 23 Bd. 1932.

C. VELLEIUS PATERCULUS. Es ist fast ein Glück zu nennen, daß uns dieser Schriftsteller erhalten ist, denn wir sehen, wie die Rhetorenschule wirkte und wie in Rom die literarische Tätigkeit blühte. Weil Vinicius im Jahre 29 n. Chr. zum Konsul designiert war, entschloß sich sein ehemaliger Offizier, ihm einen Abriß der römischen Geschichte bis auf dieses Jahr niederzuschreiben, gerüstet für diese Arbeit, da er mit den Vorbereitungen einer Geschichte, die mit dem Kriege zwischen Caesar und Pompejus begann, beschäftigt war. Velleius, in Kapua gebürtig, entstammte einer Offiziersfamilie, hatte unter Publius Vinicius in Thrakien und Makedonien gedient, begleitete im Jahre 1 n. Ch. Gaius Caesar, den Enkel des Augustus, nach dem Orient und diente dann 9 Jahre unter Tiberius in Germanien und Pannonien. In der Ämterlaufbahn brachte er es bis zur Praetur, die er mit seinem Bruder im Jahre 15 n. Ch. gemeinsam bekleidete.

185. Juppiter in Deutschland.
(Nach Mainzer Zeitschrift I.)

Sein Werk ist schlecht überliefert. Der Humanist Beatus Rhenanus gab es nach einer Murbacher Handschrift (Elsaß) um 1520 bei dem Baseler Drucker Froben heraus, doch der Kodex ist verschollen, und nur durch eine Vergleichung und eine Abschrift bekannt. Das Werk umfaßt zwei Bücher; das erste hat am Anfang, in der Mitte und wohl auch am Schluß eine Lücke, das zweite ist am Schluß etwas verstümmelt. Das erste Buch erzählt mit Berücksichtigung von Griechenland und dem Orient die römische Geschichte bis zum Jahre 146 v. Chr. Dieser Einschnitt nach dem Jahre 146 ist zweifellos durch Sallust direkt oder indirekt beeinflußt; denn im zweiten Buch Kap. 1 heißt es: „Der Macht der Römer eröffnete der ältere Scipio den Weg, der Schwelgerei der jüngere. Denn nachdem die Furcht vor Karthago geschwunden, und die Nebenbuhlerin der Herrschaft vernichtet war, entfernte man sich nicht schrittweise, sondern eilenden Laufes von der Tugend und eilte den Lastern zu." Man vergleiche mit dieser Darstellung die Geschichtsauffassung des Sallust (*Bell. Cat. 10*). Im Anfang fehlt die Einleitung. Die Darstellung beginnt mit der Gründung von Metapontum durch Nestor, reicht bis zum Raub der Sabinerinnen, und dann nach einer großen Lücke von der Schlacht von Pydna bis zum Jahre 146. Das zweite Buch geht bis auf die Zeit des Autors.

Die Darstellung ist ganz auf die Einzelpersonen und ihre recht packenden Charakteristiken berechnet. Daneben gibt es auch Exkurse, z. B. im ersten Buch über die Koloniegründungen in Italien, im zweiten über die Provinzen, am Schluß des ersten Buches eine Betrachtung, wieso sich der kulturelle Aufschwung auf gewisse Zeitpunkte beschränkt und an gewisse Städte bindet, im zweiten zwei Auseinandersetzungen über die römische Literatur. Der Autor schreibt ganz persönlich. Er redet viel von sich, seinen Plänen, rechtfertigt seine Art der Anordnung des Stoffes, ergeht sich in Schmeicheleien auf Tiberius und stellt die Chronologie oft auf den Konsulat des Vinicius ein. All das ist getadelt worden, erklärt sich aber, wenn wir billigerweise an das Werk nicht den Gradmesser strenger Geschichtsschreibung legen, sondern eben überlegen, daß der Autor eine Gelegenheitsschrift verfaßte, und so, wie er immer wieder versicherte, durch die Kürze der Zeit gedrängt war. So hat man sich auch seine Ungenauigkeiten, ja ge-

186. Von einem Denkmal des Claudius. Rom.
(Vgl. Winter, Kunstgeschichte, Altertum.)

legentliche Richtigstellungen zu erklären, so, daß er keine richtige Quellenstudien vorgenommen hat. Er mag sein Wissen durch irgendein Handbuch oder mehrere, gelegentlich durch einen Blick in einen alten Gewährsmann, wie Kato gestützt haben. Sein Stil ist, wie schon angedeutet wurde, durchaus persönlich; die Erzählung vom Tode Cicero steigert sich z. B. bei ihm zu einer Apostrophe an Antonius. Ebenso ist der Schluß des Werkes, ein Gebet für die Erhaltung Roms, ganz feierlich und pathetisch. Die Wortwahl verrät nichts von Purismus. Poetische Diktion wird nicht vermieden, der Rhythmus verwendet, Antithesen sind beliebt; doch der Periodenbau ist nicht gefeilt, die Lektüre daher nicht glatt. Sulpicius im 4. Jh. n. Chr. hat das Werk noch gelesen, vielleicht aber auch schon Tacitus.

Text: C. Kempf 1888. — Aet. Bollafi, Turin 1930. — F. Krohn, Bursian, J.-B., 217 (1928) 28ff. —

VALERIUS MAXIMUS. Eine viel weniger persönliche Note verrät Valerius Maximus mit dem Buch Factorum et dictorum memorabilium libri IX. Es ist ein Produkt der Schule und für praktische Zwecke bestimmt und aus diesem Grund auch erhalten. Der Autor will die von hervorragenden Schriftstellern ausgewählten denkwürdigen Daten und Äußerungen von Römern und Fremden ordnen, damit die, welche Beweise nehmen wollen, der Arbeit des langen Suchens enthoben seien. Er widmet sein Buch dem Kaiser, durch dessen himmlische Vorsicht die Tugenden, über die er sprechen will, gütigst gefördert, die Laster strengstens gerächt würden. Man nimmt an, daß der Kaiser Tiberius sei. Das erste Buch handelt von der Religion, das zweite über die Einrichtungen der Vorzeit. Vom dritten Buch an ist die Gliederung schon locker. Der Verfasser versteht zwar Gleichartiges und Verwandtes in einem Buche zu vereinigen, aber zu einer durchgreifenden, innerlich berechtigten Disposition ist er nicht vorgedrungen. Jedem Abschnitt geht ein Titel voran. Die Fremden werden nach den Römern behandelt. Seine Quellen sind Cicero, Livius, ferner Varro, Nepos, Hyginus, bei denen der Stoff, so wie es in der Einleitung heißt, ja schon ausgewählt war. Er sucht anmutige Übergänge, hat einen oft, namentlich in den moralischen Partien, bombastischen Stil. Er ist deutlich ein strenger Anhänger barocker Form. Seine Beispielsammlung genoß bis ins Mittelalter hinein größtes Ansehen.

Im Kodex Vaticanus 4929 aus dem 10. Jh. (?) findet sich unter dem Namen des Iulius Paris ein Auszug aus dem Werk in einem Buch. Er ist ohne Einleitung und Schluß und bietet die Beispiele des Valerius Maximus ohne jedes rhetorische Beiwerk. Einleitungen und Überschriften sind beibehalten. Dagegen fehlt die Einteilung nach Büchern und Kapiteln. Julius Paris beschränkt sich auf das Wesentliche. Sprachlich schließt er sich streng an seine Vorlage an, jedoch hat er nicht alles exzerpiert. Hier und da hat er den Valerius korrigiert, manchmal ihn auch nur flüchtig benützt. Seine Auslassungen sind aber bisweilen ganz gut begründet. So läßt er I 1, 12—14, Beispiele aus, weil sie aus der Disposition herausfallen. Wichtig ist sein Auszug, weil er eine Lücke im Valeriustext ausfüllt. Nach der Einleitung, die der Vaticanus bietet, ferner nach einem Zitate des Gellius war der Text des Valerius in 10 Bücher geteilt gewesen. Wie gern man in späterer Zeit solche Beispielsammlungen benützte, dafür läßt sich als Beweis noch anführen, daß aus dem Auszug des Iulius Paris in späterer Zeit noch ein weiterer Auszug von einem gewissen Ianuarius Nepotianus gemacht wurde.

POMPONIUS MELA, ein Spanier aus Tingentera, schrieb eine Erdbeschreibung, De chorographia libri III. Das Buch ist aus praktischen Gründen erhalten. Die Einleitung verrät schon den Rhetor oder richtiger den Mann, der den guten Stil aufs höchste schätzt. Gleich in der Einleitung, die auch eine kurze Disposition gibt, finden sich Wortspiele wie „aspici ... cognoscique, sciri ... accipi". Sallust ist im ganzen Werke sprachlich reichlich ausgebeutet. Für die Bestimmung der Zeit ist maßgebend III 49. „Die Beschaffenheit Britanniens und seiner Bewohner wird bald verläßlicher und auf Grund eindringlicher Erforschung erzählt werden. Denn das so lange verschlossene Land eröffnete, siehe, der größte der Fürsten, und nicht nur als Besieger vor ihm unbezwungener, sondern auch unbekannter Völker bringt er die Bestätigung eigener Taten, da er sie, wie er sie im Kriege anstrebte, so auch im Triumph zeigen will.' Der Ausdruck ist recht geschraubt, es finden sich ganz singuläre und auffällige Wendungen. Welcher Kaiser, ob Caligula (Triumph 40/41 n. Chr.) oder Claudius (Triumph 44 n. Chr.) gemeint ist, ist nicht sicher zu entscheiden, doch sprechen Parallelstellen bei Autoren dafür, daß die endgültige Erschließung Britanniens als Tat des Claudius gewertet wurde.'

Ausgabe C. Frick, Teubner 1881.

L. ANNAEUS SENECA (gest. 65 n. Ch.).

Wie Cicero einer Ritterfamilie entstammend, die im Staatsdienst noch nicht tätig gewesen war, stieg er durch die Redekunst, freilich aber auch durch die Protektion seiner Tante, zu den höchsten Würden empor, ja, er lenkte durch Nero eine Zeitlang das römische Reich. Er mußte wie Cicero das Elend der Verbannung ertragen und war wie Cicero am Ende seines Lebens der Verfolgung und dem Hasse ausgesetzt. Wie Cicero sucht er nicht nur als Redner, sondern auch als philosophischer Schriftsteller Ruhm und er übertrifft die Weite der Schriftstellerei Ciceros, denn er ist auch hervorragend und ganz ausgezeichnet auf naturwissenschaftlichem Gebiete in weitestem Umfang, besonders aber dann auch als Tragödiendichter tätig. Wie bei Cicero hängt seine Schriftstellerei vielfach mit seiner politischen Tätigkeit zusammen, wie Cicero wird er als Schriftsteller und Mensch im Altertum und in der Gegenwart zwiespältig beurteilt, aber er zeigt sich als Nachfahre, indem er bewußt in Gegensatz zu Cicero tritt. Dies gilt vor allem im Stil. So wie mit Cicero läßt sich äußerlich das Leben des Seneca auch mit dem des Ovid vergleichen, aber zu ihm hat er auch innere Beziehungen, und wenn er Cicero im Stil bekämpft, so gleicht er Ovid, den er sehr gerne zitiert, in der psychologischen Erfassung der Menschen, sucht manche von ihm gestalteten Stoffe gelegentlich umzuformen und so Neues zu schaffen. Über die Wirkung dieses von Cicero abweichenden Stiles, der, obwohl frei von allem Schwulst und aller Übertreibung, sich doch weit mehr als der ciceronianische der offenen Form nähert, urteilt tadelnd Quintilian, ein Urteil, das deshalb so wichtig ist, weil durch dieses der Sieg des Ciceronianismus im Altertum und in der weiteren Entwicklung der Latinität meiner Ansicht nach entschieden war (*Quintilianus* X 1, 125ff.):

„Absichtlich habe ich mir den Seneca ... aufgespart. Denn es ist über mich fälschlich die Meinung verbreitet, daß ich ihn verurteilte und haßte. Unter dieser Meinung hatte ich zu leiden, als ich die verderbte und durch Fehler aller Art entstellte Beredsamkeit wieder zu weit strengeren Ansprüchen zu bringen suchte. Damals aber war Seneca fast allein in der Hand der jungen Leute. Mein Streben war aber gar nicht dabei darauf gerichtet, ihn ganz zu verdrängen, sondern ich wollte nur nicht, daß er Besseren vorgezogen würde, gerade die aber hat er unaufhörlich angegriffen, denn des Unterschiedes im Ausdruck sich wohl bewußt, glaubte er nicht, daß er im Stil denen gefallen könne, denen jene gefielen. Trotzdem liebten ihn die jungen Leute mehr als sie ihn nachahmten, und sie wichen so viel von ihm ab, als er sich von den Alten entfernt hatte, denn es wäre immerhin wünschenswert gewesen, daß sie ihm gleich oder doch wenigstens nahe gekommen wären. Aber er gefiel eben nur wegen seiner Auswüchse, und man wandte sich nur der Nachbildung dessen zu, was man traf. So kam Seneca nur in üblen Ruf, indem man sich bemühte, in seiner Art zu reden; denn Seneca besaß im Gegensatz dazu viele große Vorzüge, einen gelenken und vielumfassenden Geist, vielseitiges Interesse, große Sachkenntnisse ... In Hinsicht der Diktion ist recht vieles verschroben

187. Claudius. Braunschweig.

und deshalb so verderblich, weil er von angenehmen Unarten strotzt. Man wünschte Werke von seinem Geist, aber mit anderem Geschmack..."

Die Jugend Senecas fiel in die Zeit des Tiberius (Ep. 108, 22). Er hatte rhetorische und philosophische Bildung genossen, im Kreise des neupythagoreischen Philosophen Sotion und des empirischen Arztes Sextius verkehrt und gegen den Willen des Vaters sich sogar eine Zeitlang der Fleischkost enthalten. Zur Zeit des Caligula (*Dio* IL, 19, 8) war er als Quaestor Mitglied des Senates. Damals trat er auch als Redner auf, doch der Kaiser urteilte nicht nur hart über ihn (*Suet. Cal.* 53, vgl. Stroux, Phil. 86 [1931] 349f.), sondern er war nahe daran, ihn töten zu lassen. Freilich wurde er auf Zureden der Damen um Caligula verschont, und zwar wegen seiner schwachen Gesundheit. Wirklich hatte Seneca als etwa 30jähriger Mann mit seiner Tante, der Frau des Statthalters von Ägypten C. Galerius daselbst offenbar wegen seiner schlechten Gesundheit längere Zeit zugebracht. Anfangs des Jahres 42 wurde er auf Betreiben der Kaiserin Messalina nach Korsika relegiert, und zwar aus unbekannten Gründen. Im Jahre 49 (*Tac. Ann.* XII 8) wurde er durch den Einfluß der Agrippina der Jüngeren, der Mutter Neros, zurückgerufen. Und nun begann die Glanzzeit im Leben Senecas als Prinzenerzieher und Staatsmann. Von den Jahren 49—62 war er in Rom mächtig; es fließen nun auch die Nachrichten über sein Leben reichlich. Es ist allbekannt, daß er nicht nur der Erzieher des nachmaligen Kaisers Nero war, sondern ihn auch bis 62 tatsächlich so beherrschte, daß man von einer Regentschaft Senecas sprechen kann. In dieser Zeit trat nun zunächst der Gegensatz zu Agrippina, dann zu Nero hervor. Nach dem Tode Agrippinas und der Beseitigung des Präfekten Burrus zog sich Seneca zurück. Im Jahre 65, in die pisonianische Verschwörung verwickelt, endete er durch freiwilligen Tod. Seine zweite Gattin Paulina wollte ihm folgen, wurde aber noch gerettet. Der Tod Senecas ist bei Tacitus (*Ann. XV 65ff.*) ausführlich erzählt, nicht ohne daß man fühlt, Tacitus wolle zeigen, Seneca starb so ruhig wie Sokrates. Seneca wird von den antiken Autoren verschieden beurteilt. Wir haben zwei Hauptquellen, Tacitus und Cassius Dio. Sie stimmen in den Hauptzügen überein, doch nicht in der Beurteilung. Das Urteil über Seneca ist bei Tacitus im ganzen milder. Namentlich tritt dies in der Schilderung des Todes zutage. Es scheint hier Tacitus einer dem Seneca nahestehenden Quelle zu folgen, wahrscheinlich dem aus Spanien stammenden Historiker Fabius Rusticus (*Tacitus Ann.* XIII 20, vgl. Kappelmacher, Real-Enz.s.v.)

Seneca gehört als Schriftsteller der Weltliteratur an; noch in der Gegenwart wird er gelesen, in romanischen Landen weit mehr als in deutschen. Man hat sich sonderbarerweise gefragt, was Seneca zur Schriftstellerei veranlaßte. Recht leidenschaftlich hat Theodor Birt die These verfochten, die ganze schriftstellerische Tätigkeit in Vers und Prosa sei Seneca nur ein Mittel zum Zweck gewesen, sie sollte nur sein staatsmännisches Wirken fördern und unterstützen. Kein Zweifel, man kann Senecas Schriftstellerei von diesem Gesichtspunkt aus betrachten, aber keineswegs eindeutig erklären, denn gerade die Hauptmasse seiner Schriften fällt in die Zeit, da er politisch tot war. Er hat bei seinem Schaffen gewiß, wie jeder bedeutende Schriftsteller Erlebnisse gestaltet, sich selbst durch die schriftliche Festlegung seiner Gedanken innerlich befreit, er hat andere beeinflussen wollen, er hat sich auch immer wieder in die einmal angenommene Rolle ganz hineinversetzen können. So erklärt sich vielleicht das

„Schillernde dieser problematischen Natur". Endlich hat er, wie jeder große Schriftsteller, für sein Volk und für die Zukunft gearbeitet. Sagt er doch selbst an einer bekannten Stelle, De otio VI, 4: Warum sollte also solche Muße nicht einem braven Manne ziemen, eine Muße, durch die er kommenden Jahrhunderten Richtlinien weist und nicht vor wenigen redet, sondern vor allen Menschen aller Völker, die jetzt sind und die sein werden. — Echt römisch klingt hier die Betonung des vir bonus, so sehr sie auch durch die Philosophie geheiligt ist.

Das literarische Werk Senecas ist uns nur zu einem Teile erhalten. Wir wissen von einer ganzen Reihe von Schriften, die zwar verloren, aber aus Zitaten oder der Nachwirkung bei späteren, ja sogar mittelalterlichen Schriftstellern noch zu erkennen sind. Dabei meine ich, die Verlustliste sei sogar größer als gewöhnlich angenommen wird. An der schon angeführten Stelle spricht Quintilian von Reden, Gedichten, Briefen und Dialogen. Von den Reden Senecas ist keine erhalten; er betätigte sich als Gerichtsredner, vor allem aber in seiner politischen Stellung als der Verfasser der Reden, die Nero gehalten hat. Unter den Gedichten (*carmina*) kann man selbstverständlich sowohl die erhaltenen Epigramme wie auch die Tragödien verstehen, die Briefe umfassen nicht nur all das, was sich ohne weiteres als Briefe erkennen läßt, also die 20 Bücher moralischer Briefe, sondern wohl alle erhaltenen sogenannten Dialoge, die mit Ausnahme der Abhandlung über die Ruhe des Gemütes (De tranquillitate animi) sich von der Form sowohl des platonischen wie aristotelischen Dialoges vollkommen entfernen, aber sich auch nicht so stark dem sogenannten späteren Schuldialog nähern, daß sie diesem zuzuordnen sind, vielmehr die Form der Briefe zeigen. Faßt man das Wort Dialog in dem Sinne, wie es Quintilian auch sonst gebraucht, so muß man eben annehmen, daß die Dialoge Senecas verloren sind. Die erhaltenen Schriften kann man sachlich einteilen in historisch-geographische Schriften, moralisch-philosophische, physikalische und Dichtungen.

Die Werke Senecas sind folgende: I. Dialogorum libri XII: Liber I, Ad Lucilium, De providentia; Liber II, Ad Serenum, De constantia sapientis; Liber III—V, Ad Novatum, De ira 1—3; Liber VI, Ad Marciam, De consolatione; Liber VII, Ad Gallionem, De vita beata; Liber VIII, Ad Serenum, De otio; Liber IX, Ad Serenum, De tranquillitate (animi); Liber X, Ad Paulinum, De brevitate vitae; Liber XI, Ad Polybium, De consolatione; Liber XII, Ad Helviam matrem, De consolatione.

II. Ad Neronem Caesarem, De clementia I, II; (Nach der Disposition I 3, 1 waren es 3 Bücher); Ad Aebutium Liberalem, De beneficiis I—VII.

III. Ad Lucilium Naturalium quaestionum, Libri VII.

(Diese sind aber nicht in der handschriftlichen Reihenfolge abgefaßt, sondern die Bücher 4^b—7 gehen voran, es folgen 1—4a; es sind gegen die handschriftliche Überlieferung 8 Bücher anzunehmen. [A. Rehm].)

IV. Ad Lucilium Epistularum Libri XX.

V. Die Apokolokyntosis.

VI. „Carmina": a) Epigramme, b) Tragödien.

Verloren gegangen ist nicht nur ein Teil der moralischen Briefe (und die Dialoge), sondern auch eine ganze Reihe naturwissenschaftlicher Schriften wie De motu terrarum, De lapidum natura, De piscium natura, De situ Indiae, De situ et sacris Aegyptiorum, De forma mundi, ferner an philosophischen Schriften Exhortationes, De officiis, De immatura morte, De superstitione, De matrimonio (vgl. E. Bickel), De amicitia, De vita patris, Moralis philosophiae libri. Größere Fragmente sind noch erhalten aus einem Dialog Ad Gallionem, De remediis fortuitorum. Es gibt auch Exzerpte und zwar aus Senecas Briefen und aus seinen moralischen Schriften.

Die nahe Beziehung der Ethik Senecas zu dem Christentum führte dazu, daß ein Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus entstanden ist, den bereits um 400 n. Chr. Hieronymus in seinem Katalog christlicher Schriftsteller kennt.

Über die zeitliche Abfolge der Werke herrscht keineswegs Einigung. Die Ansätze gehen oft weit auseinander. Einiges Gesicherte sei vorgebracht: Da Marcia, die Tochter des unter Tiberius (*Tac. Ann.* IV, 37, 38) verurteilten Geschichtsschreibers Cremutius Cordus bei Beginn der Regierung des Caligula die Werke ihres Vaters herausgab und dann noch unmäßig 3 Jahre ihren Sohn Metilius betrauerte, hat man die Trostschrift Ad Marciam in die Zeit des Caligula zu setzen. Unter Claudius fallen die Bücher 1 und 2 De ira, weil aus *Sueton. Claud.* 38 klar wird, daß der Kaiser in einem Erlaß sich direkt auf Worte Senecas bezieht. In die Zeit seiner Verbannung, d. h. 41—49, ist unbedingt zu setzen die Trostschrift an die Mutter Helvia, eine Schrift, in der die seit dem Philosophen Krantor üblichen Gründe verwertet werden, aber um eine Mutter über die Verbannung des Sohnes zu trösten. Durch den 18. Geburtstag Neros

(15. Oktober 55) ist der an ihn gerichtete Fürstenspiegel De clementia datiert. Die Schrift De vita beata, in der Seneca sich gegen jene Leute wendet, „die die Philosophie anbellen", und vor allem sich gegen den Vorwurf des Reichtums verteidigt, fällt in die Zeit der Anklage des Suillius, 58 n. Chr. (*Tac. Ann.* XIII, 42f.). In seinen letzten Lebensjahren verfaßte Seneca die großen Werke Naturalium quaestionum libri (VI praef. I 2 wird das Erdbeben an den Nonen des Februar 63 n. Chr. in Kampanien erwähnt) und die 20 Bücher moralischer Briefe an Lucilius; ferner die Schrift De providentia. Von anderen Schriften läßt sich ein zeitlicher Ansatz nicht so sicher feststellen. Man wird aber immerhin annehmen können, daß das III. Buch De ira, das das Thema des II. Buches aufnimmt und wiederholend weiterführt, bald nach der Verbannung geschrieben ist. Ferner ist zu beachten, daß in der Schrift über die Standhaftigkeit des Weisen, in der Trostschrift an Helvia und in der Schrift über die Kürze des Lebens sich ein solcher Ablauf der Gedanken findet, daß man wirklich nicht nur die zeitliche Abfolge dieser Schriften darnach bestimmen kann, sondern auch annehmen muß, daß sie in der Verbannung geschrieben sind. Denn in De constantia sapientis zeigt sich Seneca ganz stolz. In der Trostschrift an die Mutter erklärt er sich nicht für elend und meint nur, daß er nicht die innere Kraft, sondern nur die Gelegenheit, sie zu betätigen, verlor. Aber De brevitate vitae verrät einen inneren Zusammenbruch und jene Verzweiflung, die das Schreiben Ad Polybium, den mächtigen Minister des Kaisers Claudius, zeigt, und die durch den britannischen Triumph des Kaisers 43—44 n. Chr. datiert ist. Die Schrift De tranquillitate animi offenbart, wenn man an das innere Erlebnis denkt, deutlich den Vorsatz, trotz der Widerwärtigkeiten sich von der Politik nicht zurückzuziehen, paßt also gut in die Zeit, da Seneca durch den gewaltsamen Tod der Agrippina im Jahre 59 n. Chr. einsah, daß sein Einfluß geschwächt sei. In diese Zeit kann man auch sehr gut die ersten vier Bücher De beneficiis setzen. Unsicher ist der zeitliche Ansatz der Tragödien. Wenn Münscher auf Grund von *Tacitus Ann.* XIV, 52: „Gedichte machte er häufiger, seitdem Nero die Lust zu solchen bekommen hatte" die Mehrzahl der Tragödien in das sogenannte glückliche Fünf-Jahr des Kaisers Nero setzt (54—59), ferner im Anschluß an Leo aus der metrischen Gestaltung der Chorlieder weitere Schlüsse für die Abfolge der Tragödien zieht, so gehen diese Ansätze über eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht hinaus (vgl. unten). Dagegen kann ich die Meinung mancher nicht billigen, die die Spottschrift auf den toten Kaiser Claudius, die Apokolokyntosis, die Verkürbisung des Claudius, zeitlich vom Tode des Kaisers abrücken wollen. Dieses haßerfüllte Pamphlet findet seine Erklärung nur, wenn es der Hofgesellschaft unmittelbar nach dem Tode des Kaisers und gleichsam als Entschuldigung für die offizielle Lobrede vorgelesen wurde. Die verschiedene Behandlung des Kaisers Claudius bei Seneca von den unterwürfigen Bitten in der Bittschrift an Polybios bis zu diesem Pasquill erklärt sich aus den Stimmungen Senecas, und ich glaube nicht, daß es richtig ist, eine Entschuldigung für das Pasquill darin zu suchen, daß man allzusehr betont, daß Agrippina nicht genannt und so gegenüber dem in den Himmel erhobenen Nero auch eigentlich die Bekämpfte sei. Von Agrippina ist nicht die Rede, an sie denkt niemand, verunglimpft wird der tote Kaiser.

Will man Seneca als philosophischen Schriftsteller beurteilen, verlohnt es sich eine seiner Schriften, deren Gegenstand auch stofflich von anderer Seite erörtert wurde, zu betrachten: Die Schrift *De tranquillitate animi*, Über die Ruhe des Gemütes, erörtert ein Thema, das zum erstenmal der Philosoph Demokritos in einer im Altertum viel verbreiteten Schrift behandelt, nach ihm Panaitios aufgegriffen und nach Seneca wieder Plutarch aus Chaeronea bearbeitet hat. Die zuletzt genannten Schriften sind erhalten. Vergleicht man sie, so wird klar, daß beide Autoren Demokritos, wenn auch ihn nicht allein und vielleicht nicht unmittelbar, benützen, noch wichtiger aber ist es, daß bei Plutarch das Thema in ruhigem Tone abgehandelt wird, bei Seneca viel persönlicher und eindringlicherer, was sich namentlich am Anfang und Schluß zeigt. Eindringlichkeit, das ist eben das Charakteristische für Senecas Art, Themen der Philosophie zu behandeln. Er bespricht ja keineswegs alle Probleme der Philosophie, sondern die ethisch-moralischen. Die Fragen, wie hat sich der Mensch zu verhalten, um in den Widerwärtigkeiten des Daseins doch seine innere Ruhe und damit sein Glück zu erlangen, wie hat er auf andere in diesem Sinne einzuwirken und sich selbst zu erziehen, sie werden von Seneca in der mannigfachsten Art immer wieder zum Gegenstand seiner Erörterungen gemacht. Dies tut er nicht mit den Methoden eines streng logisch abstrahierenden

Denkers, er macht es vielmehr mit den Mitteln des Wanderpredigers, der zur großen Masse spricht; er schreibt für die vornehme Gesellschaft Roms, deren Erzieher er sein will. Er wendet sich in den erhaltenen Schriften nicht mit Reden an die breite Menge, sondern wirkt vor allem auf ein Du durch einen Brief. So hatte das schon Epikuros getan.

Die philosophischen Schriften hat man richtig als Ermunterungsschriften adhortationes bezeichnet und sich gefragt (Husner), woher Seneca seine Darstellungsart bezogen hat und erkannt, daß diese in der Form des Predigtenstiles wurzelt. Das *movere* (Cic. Brut. 185) ist es, auf das es ankommt. Dazu gehört nun eine gewisse Aufgeregtheit des Stiles. Ein starkes, kräftiges, Eindruck bewirkendes Wort ist so wichtiger als lange Darlegung durchsichtiger Gründe und Ableitung von Schlußfolgerungen. Besonders wichtig werden in diesem Stile der Vergleich und die Metapher, freilich nicht in dem Sinn, wie die Dichter diese gebrauchen; nicht zum Schmucke, sondern um eindringlich und anschaulich zu werden, wird die Metapher verwendet. Es begegnen nun für ein und dieselben Sachen nicht die gleichen Bilder, sondern naturgemäß nach dem Prinzip der Abwechslung die verschiedensten. Auch in der sprachlichen Gestaltung läßt sich dies Eindringliche und Anschauliche erkennen. Seneca selbst spricht in diesem Sinne wie ein Arzt, der als Heilmittel sich der Macht der Rede bedient. ,,Die Rede, die zur Heilung der Seelen angewendet wird, muß in uns eindringen. Heilmittel nützen nicht, wenn sie nicht in uns verweilen" (*Epist.* 40, 4). An einer anderen Stelle: ,,Gar leicht dringen Worte ein und haften, aber nicht vieler bedarf es, sondern wirksamer" (*Epist.* 38, 1). Er wünscht aber auch, ,,daß man gegen Fehler grob spreche, gegen Gefahren mutig, gegen die Macht des Schicksals stolz, gegen den kriecherischen Ehrgeiz verächtlich"; er will, ,,daß Schwelgerei beschimpft, die Leidenschaft ins Lächerliche gezogen, die Maßlosigkeit gebrochen werde" (*Epist.* 100, 10). Es erscheinen ihm auch Erhabenheit und Pathos geeignet und er berührt sich hier in seiner Lehre mit den Vorschriften, die der Verfasser der Schrift vom Erhabenen gibt. Schon äußerlich kommt dies in diesem eindringlichen, sich bis zur Aufgeregtheit steigernden Stil zum Ausdruck. Seneca liebt kurze Sätze (vgl. oben), freilich ist es ganz falsch, zu glauben, Seneca meide die Periode. Es gibt auch bei ihm lange, kunstvoll gebaute Sätze, wie er überhaupt, was genaue Analyse zeigen mag, ein Anhänger der oratio bimembris, der zweigeteilten Rede, ist und dies nicht nur in der Periode, sondern auch im kurzen, einfachen Satz. So entstehen bei ihm die scharf pointierten Antithesen. Die kannte natürlich auch die frühere Sprache, aber bei Seneca sind sie Stilprinzip. Man kann hintereinander eine Fülle solcher, mit allen Mitteln der Rhetorik versehener Sätze finden mit Anaphern, Alliterationen, Asyndeta. Den Rhythmus beachtet Seneca, hat aber neben den üblichen Rhythmen auch oft seine Eigenarten. Die rhythmische Gestaltung ist in den späteren Werken sorgfältiger. Im Gegensatz zu Cicero wird der Ditrochäus häufiger verwendet. In der philosophischen Terminologie ist Seneca ganz von Cicero abhängig, nur ganz wenige Ausdrücke sind neu gebildet. Er selbst äußert sich an mehreren Stellen, auch in einem langen Brief (114) über den Stil, und legt Stiltheorien dar, in denen er namentlich den Gegensatz seines Stiles zum ciceronianischen aufzeigt, Fehler hervorhebt und seine Schreibart rechtfertigen will. Die große Verschiedenheit in der Absicht der philosophischen Schriften bei Cicero und Seneca mußte dazu führen, daß ihr Stil verschieden wurde, und da Quintilian als Maßstab für die Beurteilung den Stil des Cicero nahm, mußte ihm natürlich der aufgeregte, eindringliche, ermahnende, für den einzelnen zunächst bestimmte Briefstil Senecas als ein abwegiger Stil erscheinen, und so möchte ich sein hartes Urteil erklären.

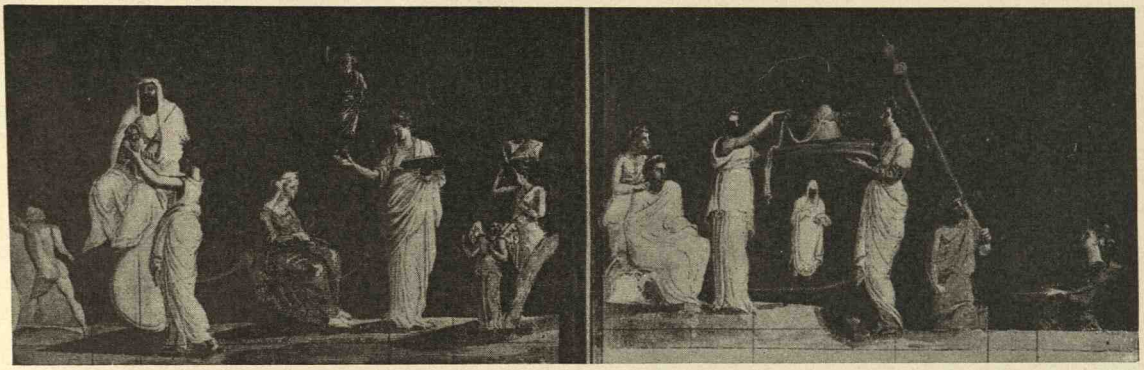
In der Schrift über die göttliche Vorsicht De providentia sagt Seneca: ,,Du hast mich, Lucilius, gefragt, warum denn, wenn durch göttliche Vorsicht das Weltall regiert werde, soviel Ungemach braven Männern widerfahre." Die Frage der Theodicee wird in der Schrift abgehandelt. Im Kapitel III gibt der Schriftsteller eine feste Disposition, die er aber in der Abhandlung keineswegs festhält, so daß man gedacht hat, es sei die Schrift unvollständig; das ist aber nicht richtig, es wird alles in der Disposition Erwähnte, doch nicht gleichmäßig behandelt. Die Schrift schließt in echt stoischer und für Seneca bezeichnender Weise damit, daß erklärt wird, wenn der gewöhnliche Mensch an der Gerechtigkeit Gottes infolge der Widerwärtigkeiten des Lebens und des Ungemachs, das ihm widerfährt, verzweifelt, so hat der wahre Weise doch einen Ausweg, den ihm keiner verschließen kann und den ihm die Gottheit gewährt hat, den Selbstmord, freilich muß er dazu den Mut haben. ,,Was so schnell geschieht, das fürchtet ihr lange?" So schließt die Schrift recht aufreizend. Fragt man nach der Quelle, so findet man, daß nicht eine Quelle direkt ausgeschrieben ist, sondern daß das philosophische Lehrgut der älteren und mittleren Stoa, aber auch der kynischen und epikureischen Philosophie mit bewundernswertem Geschicke und souveräner Handhabung verwertet ist. Dazu kommt eine Fülle von Beispielen aus der römischen Geschichte,

die festes Gut der Rhetorenschule waren; von Seneca aber eben in der umfassendsten Art verwendet werden. Kato, Regulus, Sulla, Sokrates spielen eine Rolle. Als besonderes Beispiel wird Mäecenas verwendet. Seneca liebt ihn als Typus menschlicher Schwäche zu geißeln (vgl. Ep. 114). Endlich wird recht lebendig der Freund Senecas, der Philosoph Demetrios, als Zeuge redend eingeführt. Auch Dichter werden herangezogen, so aus Ovids Metamorphosen der Anfang des Phaethon, denn auch der ist ein generosus adulescens, ein stoischer Held, der um einen hohen Preis sein Leben gerne einsetzt. Wenn als ein Grund, weshalb die Götter den Menschen Gefahren aussetzen, angegeben wird, daß das Bestehen der Gefahren, — denn darum handelt es sich, — eine Augenweide für die Götter sei, „siehe ein Schauspiel, würdig, auf daß ein Gott hinschaut, eifrig bedacht auf sein Werk" (II 9), so war diese Auffassung von solcher Schlagkraft, daß sie sogar als Beweis für die Berechtigung der Martern der Märtyrer von einem christlichen Schriftsteller aufgegriffen wurde (*Minucius Felix, Octavius 37*).

Enthält z. B. die Schrift *De providentia* wie eine ganze Reihe von Schriften doch einen festen, wenn auch nicht immer streng durchgeführten Aufbau, so liebt Seneca als Briefschreiber, in freierer Form immer wieder zur Selbstzucht zu mahnen. Die moralischen Briefe zählen nicht nur zum Reifsten, was Seneca geschrieben hat, sondern sind ein Buch, das bis auf die Gegenwart ähnlich wie Horaz' erstes Briefbuch immer wieder mit Recht gelesen wird. Er sucht seinen Freund Lucilius für die Philosophie zu gewinnen, und sobald sich dieser von ihrem Werte überzeugt bekennt, legt er sie ihm in einzelnen, immer länger werdenden Briefen, die sich bisweilen fast zu Lehrschriften ausdehnen, dar. Die Briefe 1—29 (I—III) sind nach Inhalt und Form durch die des Epikuros beeinflußt, dann herrscht der Geist und die Art der Stoa; die Hauptquelle ist wohl Poseidonios. Mag Seneca auch Dichterstellen einführen, z. B. oft Stellen aus seinem Lieblingsdichter Ovid, so ist doch richtig gezeigt worden, wie sehr er auch vom Erzählerton der Epiker abweicht. So wird bei ihm in den *Nat. quaest.* III 27 ein dramatisch bewegtes Gemälde des in der stoischen Philosophie gelehrten Weltunterganges durch die Sintflut vorgeführt. Es stammt aber nicht etwa aus Poseidonios, vielmehr hat Seneca die bekannte Erzählung des Ovid ganz selbständig gestaltet (Levy). So ist es kein Zufall, daß Seneca neben der philosophischen adhortatio das Drama pflegte. Erhalten sind 9 Tragödien. Man hat namentlich in Kreisen der Philologen lange diese Dramen nur als rhetorische Machwerke betrachtet und sie nicht dem Philosophen zuschreiben wollen. Die vollständige Übereinstimmung in der philosophischen Einstellung, chronologische Beziehungen, soweit sie überhaupt feststehen, endlich die Sprache und die Art der handschriftlichen Überlieferung lassen jedoch keinen Zweifel übrig, daß diese Tragödien von Seneca selbst herrühren.

Die Titel der Tragödien lauten: Hercules furens, Troades, Phoenissae, Medea, Phaedra, Oedipus Agamemnon, Thyestes, Hercules Oetaeus. Hier sind durchwegs Stoffe aus dem griechischen Sagenkreis gewählt, die auch von den großen Tragikern, besonders von Euripides, verwendet wurden.

Im Hercules furens behandelt er denselben Stoff, den als erster Euripides in seinem Herakles auf die Bühne gebracht hatte. Herakles, vermählt mit der thebanischen Königstochter Megara, mußte sie und seine Kinder verlassen, um im Dienste des Eurystheus die 12 Taten zu vollbringen, darunter auch die Bezwingung des Höllenhundes Kerberos. Er hatte dabei Theseus aus der Unterwelt befreit. Während seiner langen Abwesenheit bemächtigt sich der Fremdling Lykos der Herrschaft in Theben und freit um Megara. Nach zu langer Abwesenheit kehrt Herakles heim, tötet seinen Nebenbuhler Lykos, verfällt aber durch Hera in Wahnsinn, mordet so seine Kinder und Megara. Aus dem Wahnsinn erwacht, will er sich töten, aber auf Zureden des Theseus, des Königs von Athen, folgt er diesem. Im ganzen hat Seneca die von Euripides festgelegte Sagenform übernommen. Wie sehr das Stück des Euripides zu den feinsten Dichtungen der Griechen gehört, wie sehr Euripides in den Chorliedern sein eigenes Bekenntnis zur Poesie zum Ausdruck brachte, wie politische Zeitverhältnisse in das Stück hineinspielen, hat bekanntlich Wilamowitz gelehrt. Er weist auch eine gewisse Zwiespältigkeit in der Handlung auf. Das Stück zerfällt bei Euripides in zwei Teile. Der siegreiche Herakles wird durch das Eingreifen der Lyssa und der Iris auf Veranlassung der Hera wahnsinnig. Der zweite Teil der Tragödie zeigt die Heilung des Wahnsinns durch Theseus. Von Wilamowitz ist schon hingewiesen worden, wie im Schluß eine innere



188. Aus dem Haus des Nero. (Jahrb. d. deutschen Instituts Bd. XXVIII.)

Verwandtschaft zu Goethes Tasso sich findet; die Heilung des Herakles durch den Freund erinnert auch an Orestes' Heilung durch Iphigenie. Fragt man sich, wieso Euripides durch das Auftreten der Lyssa äußerlich das Stück in zwei Teile geteilt hat, so darf man meines Erachtens nicht übersehen, daß ein gewisser naturalistischer Zug, dem Euripides auch sonst eigen, ihn zu dieser Komposition geradezu zwingen mußte. Denn die Rachegöttin tritt in dem Moment auf, in dem Herakles wahnsinnig wird. Ihn aber so sinnfällig durch Götterkraft in den Wahnsinn fallen zu lassen, entsprach wieder ganz und gar der Technik antiker Tragödien. — Es ist längst erkannt worden, daß im großen und ganzen Seneca in seinen Stücken auch im Aufbau der Szenenfolge den griechischen Dichtern folgt. Um so wichtiger ist es, auf die Unterschiede zu achten, sie lehren unter anderem das Eigenartige in Senecas Dichtungen und seiner Behandlung der Sage verstehen. Bei Seneca tritt im Prolog — es ist noch Nacht — Juno auf und erklärt, voll Zorn über ihre Ohnmacht gegen Hercules, zum äußersten Mittel greifen zu wollen und beschließt, ihn durch die Furien in Wahnsinn zu versetzen. Dadurch wird die bei Euripides vorhandene Zweiteilung aufgehoben, das ganze Stück wird in bezug auf den Ablauf der Handlung straff. Die Rede der Juno ist das Programm für das ganze Stück. Eine wesentliche Änderung ist dadurch gegeben, daß nicht Theseus, sondern Amphitryon die Heilung des Hercules vollzieht. Hercules gebärdet sich im Stolze über seine Taten zunächst als Gott, um dann in Wahnsinn verfallen zu müssen. Schon Wilamowitz hat es auffallend gefunden, daß bei Euripides ganz unbegründet der athenische König auftritt und mit Recht darauf hingewiesen, daß dies aus Rücksicht auf den Nationalstolz der Athener geschehen sei. Es ist interessant, daß gerade hier Seneca eine Änderung vornimmt. Theseus wird bei ihm nur zum Herold der Hadesfahrt des Hercules. Die im ersten Teile schon festgelegte Charakterisierung des Amphitryon als des bedächtigen Mannes wird festgehalten, und in echt römischer Weise ist es der Vater, der den Sohn heilt. Römische pietas ist es, die wir hier zu erkennen haben. Endlich sind die Chorlieder ganz und gar Eigentum des römischen Dichters, denn sie sind ja nicht etwa Übersetzungen griechischer Lieder aus dem Herakles oder anderen Dichtungen. Im ersten Chorlied des Hercules furens z. B. knüpft er an die Schilderung des Morgens in Euripides' Phaethon an, benützt dann aber seinen Lieblingsdichter Ovid, ferner Horaz und Vergil; ganz durch Horaz Od. I, 3 angeregt ist das Chorlied der Medea. Im 1. Chorlied der Medea lehnt er sich wahrscheinlich an Ovids Medea, wie sich aus Beziehungen zu Ovids Heroid. XII (Medea an Jason) ergibt.

Nicht nur durch die Straffheit der Handlung, durch das römische Kolorit, durch die von starkem Naturempfinden, von stoischer, aber auch epikureischer Philosophie durchtränkten Chorlieder wird Seneca gegenüber Euripides zum selbständigen Dichter, sondern es findet sich in den Stücken selbst auch ein Streben nach einer Steigerung der äußeren Handlung. Darnach werden die Stoffe gewählt und die griechischen Vorlagen nach eben demselben Wollen gestaltet. Dazu kommt eine wohl durchdachte, raffinierte Verwendung aller Mittel der Rhetorik. Ist die griechische Tragödie mehr auf die Verinnerlichung eines Geschehens gerichtet, so gibt Seneca, hier vielleicht römischer Tradition folgend, eine Steigerung der äußeren Aktion.

189. Nero. München.

Auf der Bühne vollzieht sich im Hercules furens die Tötung der Kinder und der Megara, der Held selbst wird in viel stärkerer Raserei und viel stärkerem Schmerze als bei Euripides vor die Augen des Zuschauers gestellt. Doch nicht nur durch die Steigerung der äußeren Handlung, sondern auch durch die damit verbundene Steigerung der Affekte weicht die Tragödie des Seneca von der der Griechen ab, wurde aber eben so richtunggebend für die Entwicklung des Trauerspieles (vgl. O. Regenbogen). Beachtet man die Gestaltung der Sprache, so läßt sich zwischen den Tragödien und den philosophischen Schriften starke Verwandtschaft nachweisen. Namentlich die Sentenz, die Antithese, die Vorliebe für sinnfällige Bilder sind auch ihnen eigen. Gut beobachtet wurde, daß Seneca, wo er die Wut und Raserei seiner Helden schildert, kleine Nuancen vermissen läßt; das Detail verschwindet, der Hintergrund wird, wie bei einem Gemälde, vergrößert. Solche Vergrößerung des Hintergrundes ist auch sachlich zu spüren. Die Einzelhandlung, das Einzelgeschehen wird in einen größeren Zusammenhang eingereiht. Schon dies kann genügen, um zu zeigen, was im einzelnen darzulegen überaus verlockend wäre, wie bei dem Römer Seneca das barocke Element überwiegt. Interessant dürfte es in diesem Zusammenhang sein, daß man immer wieder mit besonderem Nachdruck von Senecas Römertum spricht. Aus Spanien stammt die Familie und der Sohn ist, wenn er auch hier und da sich seiner spanischen Heimat bewußt wird, bereits so romanisiert, daß er in seinem Kunstwollen römische Eigenart ausprägt.

Die Tragödien Senecas verraten selbstverständlich auch namentlich in den Chorliedern viel von seinem geistigen Umfang, seiner stoischen Lebensanschauung, in die sich auch Elemente der epikureischen Lehre mischen, seinem momentanen Fühlen und Empfinden, und so ist es erklärlich, daß man versucht hat, aus ihnen einerseits chronologische Anspielungen und damit die Abfolge der Tragödien zu gewinnen, anderseits besonders sich gefragt hat, ob nicht die Tragödien ebenso wie die philosophischen Schriften eine erziehliche Tendenz haben, ja man ging so weit, anzunehmen, sie seien als Mahnungsstücke für Nero bestimmt. Diese Ansicht läßt sich schwer beweisen. Denn wenn z. B. behauptet wird, das Stück Thyest hätte Nero vom Brudermord abhalten sollen, so ist von anderer Seite mit Recht gezeigt worden, daß im Thyest der Verwandtenmörder siegt, so daß das Stück geradezu, in diesem Sinne betrachtet, eine Aufforderung zum Verwandtenmord wäre.

Es gibt Stellen der Tragödien, die eine chronologische Fixierung zulassen; aus ihnen geht hervor, daß sich die Tragödiendichtung wohl von der Zeit der Verbannung bis an das Lebensende Senecas erstreckte. Hält man sich an äußere Gründe, so wird man aber unmöglich über die Tatsache hinweggehen, daß Quintilian für den Beginn der 50er Jahre Seneca bereits als Tragödiendichter kennt. Ferner ist nicht zu leugnen, daß zwischen dem Hercules furens, der Phaedra und der Apokolokyntosis eine solche sprachliche Affinität besteht, daß diese Stücke in die Zeit des Pasquills fallen müssen. In der Medea, Vers 364, wird auf die britannische Expedition des Claudius angespielt. Die Phoenissae

bieten 3 große Szenen, sind also Teile einer geplanten größeren Einheit und ein vielleicht unvollständiger Entwurf. Daß sie der letzten Zeit des Seneca angehören, läßt sich daraus nicht schließen.

Die Tragödien Senecas unterscheiden sich in der Formgebung von den großen Tragödien des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr., indem nicht überall die Einheit des Ortes und der Zeit gewahrt wird, ferner nicht immer derselbe Chor auf der Bühne ist, ja man annehmen muß, daß er auch zeitweilig gar nicht anwesend ist. All das sind Zeichen eines Auflockerungsprozesses, den man für die hellenistische Tragödie bereits voraussetzen kann und nicht erst dem Seneca zuzuschreiben hat.

Unter den Tragödien nimmt eine besondere Stellung ein das Stück Octavia. Es behandelt die Tragödie der Gattin Neros, die er töten ließ. Das Drama zerfällt deutlich in drei Teile: 1—592 am Tag vor der Hochzeit Neros mit Poppaea, 593—683 am Morgen des Hochzeitstages, 690—963 am Tage nach der Hochzeit. Auch Ortswechsel scheint vorzuliegen, denn die Handlung spielt vor dem Palast in Rom, zum Schluß sieht aber der Chor das Schiff, das Octavia wegführt. Ob das Stück von Seneca herrührt oder nicht, ist vielfach erörtert worden, und immer finden sich Vertreter für die eine oder andere Ansicht. In der Sprache zeigt das Stück die größte Verwandtschaft mit Seneca, und, wie wir es bei Seneca gewohnt sind, genaue Kenntnis der griechischen Tragödie. So sind besonders Beziehungen zu Sophokles' Elektra erwiesen worden. Aber man darf sich auch darüber nicht täuschen, daß Unterschiede gegen Seneca vorliegen; am wichtigsten ist dabei, daß Neros Tod so deutlich beschrieben wird (Flucht und Durchbohrung der Kehle), daß man an eine Abfassung durch Seneca kaum denken kann, wobei noch erwähnt werden mag, daß Seneca sogar selbst im Stücke auftritt. Das Stück rührt wohl von einem Seneca nahestehenden Manne her, der ähnlich wie der Freigelassene des Maecenas' C. Melissus die fabula trabeata schuf, die fabula praetexta zu erneuern suchte. Die Tragödien Senecas bezeichnet man gewöhnlich als Lesedramen, richtiger wäre zu sagen, als Stücke, bestimmt zum Vorlesen (zur Rezitation). Der Dichter scheint sie nicht veröffentlicht zu haben, denn nicht nur der Hercules Oetaeus, sondern auch andere Stücke weisen Doppelfassungen auf, und von den Phoenissen haben wir ja gemeint, daß sie nur einen Entwurf darstellen.

Die Apokolokyntosis ist eine Satire auf den toten Kaiser Claudius und erzählt seine Himmel- und Höllenfahrt. In der Einleitung hören wir, daß am 13. Oktober im ersten Jahre der neuen Ära, zu Beginn des allerglücklichsten Zeitalters etwas Besonderes geschehen ist, das der Nachwelt überliefert werden soll, ohne Haß und Gunst. Als der Kaiser so krank war, daß sein Tod unmittelbar bevorstand, habe Merkur, dem der dumme Claudius verhaßt war, eine der Parzen beiseite genommen und sie gebeten, den Tod des Kaisers zu beschleunigen und ihn nicht so lange leiden zu lassen. Die Parze nahm hierauf drei Spindeln und erklärte, die dritte sei die des Claudius und er werde in kurzer Zeit dahingehen. Dann gibt der Schriftsteller in einer Einlage ein Loblied auf Nero, mit dem ein neues glückliches Zeitalter anhebe. Er erzählt weiter, wie die Parze den Lebensfaden des Claudius abschneidet und wie dieser mit dem Ausruf: „Vae me cacavi" sein irdisches Leben aufgab. Nun geht Claudius aus eigenem zum Himmelstor; dabei wackelt er stets mit seinem Riesenkopf und schleppt das rechte Bein nach. Auf Juppiters Befehl unterhandelt mit dem sonderbaren Kauz Hercules; doch er scheut so vor dem Gesellen, daß er glaubt, es sei die 13. Arbeit für ihn gekommen. Nach schweren Verhandlungen, an der sich auch die Fiebergöttin, die als einzige den Toten begleitet hatte, beteiligte, erzwingt ihm endlich Hercules den Eintritt in den Himmel. Nun folgt im Text eine große Lücke. Die Erzählung spielt bereits im Himmel und einer der Götter macht Hercules Vorwürfe, daß er Claudius beschütze. Den Unterhaltungen macht Juppiter als Vorsitzender des Göttersenates ein Ende; denn es sei nicht gestattet, solange sich Privatleute im Senate befänden, zu debattieren oder abzustimmen. Nachdem Claudius aus dem Himmelssenate geschickt worden, wird, wohl auf seine Bitte, über seine Aufnahme unter die Götter verhandelt; vielleicht wollte er als Richter im Himmel Ordnung schaffen, er, der so gut auf Erden Ordnung gehalten, daß die Mäuse nicht die Vorräte in Rom aufäßen, sondern nur mehr an den Mehlrestchen leckten. Nach Brauch werden zunächst die designierten Konsuln Vater Janus und Diespiter um ihre Meinung gefragt. Janus, der so schnell spricht, daß ihm der göttliche Kammerstenograph nicht folgen kann, ergeht sich in allgemeinen Wendungen, Diespiter, der im Privatleben Winkelbankier ist und mit Bürgerrechten handelt, ist für Claudius, der auch das Bürgerrecht großzügig zu verleihen pflegte. Nun erhebt sich der göttliche Vater Augustus, um mit allem Nachdruck gegen den Mann zu sprechen, der die Herrschaft entweiht und so viele Todesurteile gefällt habe. Er stellt den Antrag, Claudius habe den Himmel binnen 30, den Olymp innerhalb 3 Tagen zu verlassen. Da der Antrag angenommen wird, wird Claudius vom Götterboten beim Kragen gepackt und zur Unterwelt geschleift. Während er über das Forum geht, wird er Zeuge seiner Leichenfeier auf dem Forum. Dabei hört er auch den Klagegesang, den die Leute in Anapaesten singen

(Nenie, vgl. S. 26). So sehr er sich über die Lobeshymne freut, muß er doch auf dem kürzesten Weg in die Unterwelt, auf jenem Weg, wo ihm sein Minister Narcissus bereits vorangegangen ist. In der Unterwelt freuen sich alle, die er im Leben getötet, ihn zu sehen und begrüßen ihn mit Händeklatschen und Singen. Er wird nun zum Richterstuhl des Aiakos geführt und verurteilt. Über die Strafe wird lang hin und her gestritten, endlich bestimmt, Claudius solle dauernd Würfel spielen, und zwar mit einem Becher, der einen durchlöcherten Boden habe. Doch zu dieser Sisyphusarbeit kommt es nicht. Denn plötzlich erscheint der Kaiser Caligula und beansprucht Claudius als seinen Sklaven. Er führt Zeugen, die gesehen, wie er den Claudius gegeißelt habe. So wird Claudius dem Caligula zugesprochen, der schenkt ihn dem Aiakos und dieser seinem Freigelassenen Menander (nicht der Komiker), dem er bei Untersuchungssachen helfen muß. — Der Kaiser, der gerne (*Suet. Claud.* 13), das Richteramt übte, darf nun für alle Ewigkeit als Hilfsbeamter und Sklave bei einem Hilfsrichter tätig sein.

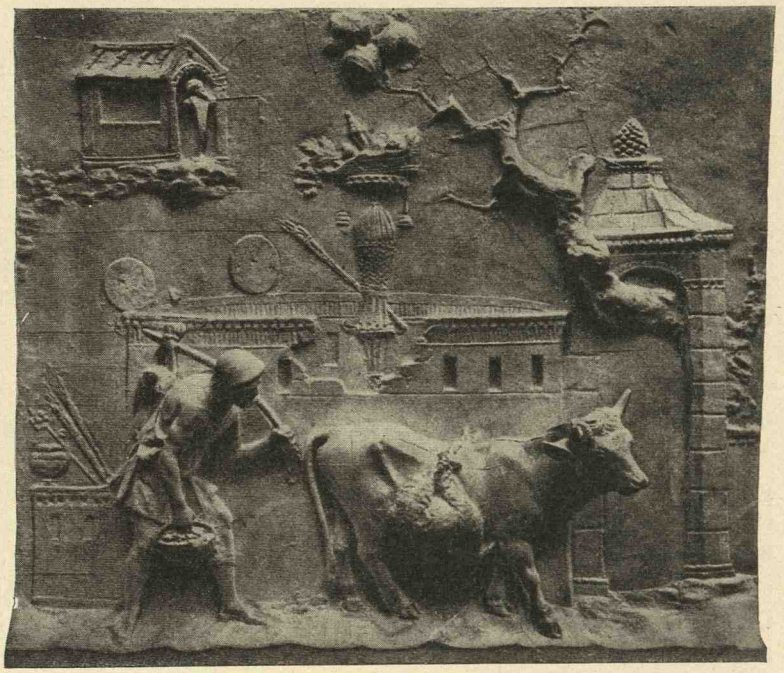
Die Schrift gehört der uns schon bekannten satura Menippea an, jener Dichtungsform, die, Prosa mit Versen mischend, von Menippos aus Gadara (3. Jahrhundert v. Chr.) ihre Ausbildung erhalten hatte. Inwieweit im einzelnen Seneca von Menippos abhängig ist, läßt sich aus den Fragmenten und aus Schriften des Lukianos ersehen und gleichzeitig erkennen, daß Seneca nicht nur dadurch, daß er die von Menippos schon behandelten Himmel- und Höllenfahrten ganz und gar mit römischem Kolorit durchsetzt, sondern auch weil er in diesem Pasquill den in ihm seit der Verbannung ruhenden glühenden Haß gegen den Kaiser zum Ausdruck bringt, ein eigenartiges Literaturwerk geschaffen hat, das sich auch durch den großen historischen Hintergrund wohl weit über die griechischen Vorbilder erhoben hat. Eine Romanisierung der Gattung hatte bereits Varro vorgenommen, aber indem Seneca den eben verstorbenen Kaiser zum Gegenstand einer solchen Satire machte, gewann unter seiner Feder die Gattung überaus an Lebendigkeit und Aktualität. Die einzelnen Anspielungen, für Zeitgenossen natürlich verständlich, mußten ebenso wirken wie die beabsichtigten Anklänge oder Abweichungen von den Dichtungen gleicher Art. — Das Werk ist sicherlich, wenn es überhaupt außer durch Rezitation veröffentlicht wurde, zunächst anonym geblieben. In den Handschriften lautet der Titel *Divi Claudii apotheosis*. Doch aus *Dio Cass.* 60, 35 ergibt sich der Titel *Apokolokyntosis*. Man wäre geneigt, um Seneca nach unserem Gefühl zu entlasten, anzunehmen, daß das Pasquill anläßlich der Saturnalien des Jahres 54 geschrieben sei, doch die Saturnalienfreiheit gehörte eben zur Gattung, und so glaube ich, wie schon früher erwähnt wurde, daß die Schrift unmittelbar nach dem Tode des Kaisers geschrieben ist.

Literatur: Die Haupthandschrift der Tragödien ist der sogenannte Etruscus (Cod. Laur. 37, 13, XI./XII. Jh.), doch haben neuere Untersuchungen auch die Bedeutung der anderen Handschriften ins rechte Licht gesetzt. Bedeutendste Ausgaben Senecas von Justus Lipsius, Leyden 1588 und Gronov, 1661. Bequemste Ausgabe Teubner-Text von Haase, jetzt neu aufgelegt; die Tragödien, von F. Leo, Weidmann, 1878. — Apokolokyntosis, O. Weinreich, Berlin 1923 (glänzende Einleitung, vorzüglicher Kommentar, Übersetzung). — A. Bourgerys, Revue de philol. XXXIV (1910), 167ff. — G. Carlson, Die Überlieferung der Seneca-Tragödien, Lund 1926. — K. Frenzel, Die Prologe ... Senecas. Münster 1914. — R. Heinze, Hermes 61 (1926), 49ff. — O. Herzog, Rhein. Mus. 77 (1928), 51ff. — F. Husner, Philologus. Suppl. XVII, 3, 1924. — A. Kappelmacher, Wien. Stud. XLVIII (1931). — Christos K. Kapnukajas, Die Nachahmungstechnik Senecas in den Chorliedern, 1930. — F. Klingner, Gnomon I, 229ff. — K. Münscher, Philologus. Suppl. XVI, 1, 1923, und Bursian, J. B. 1922. — A. Lesky, Wien. Stud. XLIII (1922/3) 172ff. — Friedrich Levy, Philologus LXVII (1928) 282f. — H. Mutschmann, Seneca und Epikur. Hermes L (1915), 321ff. — D. E. Oppenheim, Selbsterziehung und Fremderziehung nach Seneca. Z. Individualpsychol. VIII (1930), 62ff. — J. Geffcken, Der Begriff des Tragischen in der Antike, und O. Regenbogen, Schmerz und Tod in Senecas Tragödien. (Bibliothek Warburg) VII, 1930, S. 80ff. u. 166ff.

SCHRIFTSTELLER UM SENECA

Neben Seneca blühte ein reicher Kranz von Literaten, durch ihn und den kunstliebenden Nero angelockt. Man glaubte ein neues augusteisches Zeitalter der Literatur erleben zu können und so wie Seneca im Wettbewerb mit Cicero trat und ihn zu übertreffen und zu modernisieren suchte, so wollten die Dichter und Schriftsteller um ihn es den Augusteern gleichtun. Caesius Bassus dichtete Oden in der Art des Horaz, war aber auch theoretisch auf dem Gebiete der Metrik tätig. Es ist gelungen, aus einem späten Metriker, Atilius Fortunatianus,

eine Partie herauszuschälen (Gram. Lat. K. VI 250), die, wenn auch vielleicht in Überarbeitung, das Lehrbuch des Bassus enthält. T. Calpurnius Siculus dichtete Eklogen und ahmte damit Vergil nach. Von den 7 Gedichten beziehen sich drei auf Nero, in einem (7.) werden von dem in Rom anwesenden Korydon die mit Staunen betrachteten Spiele im Amphitheater geschildert. Vier Gedichte, die man früher auch diesem Dichter zuschrieb, gehören einem Dichter aus dem Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr., Nemesianus, an, von dem es auch ein Gedicht über die Jagd gibt; er ist viel freier in der Metrik als Calpurnius.



190. Landmann mit Kuh. München.

In einem Gedichte eines anonymen Dichters wird Lucius Calpurnius Piso, der im Jahre 65 durch eine Verschwörung Nero beseitigen und selbst Kaiser werden wollte, besungen. Es ist das Gedicht eines armen Mannes, der sich die Gunst eines vornehmen, reichen Herrn verschaffen will. Dem Calpurnius Piso selbst hat man, meiner Ansicht nach zu Unrecht, zwei bukolische Gedichte zugeschrieben, die Nero und das goldene Zeitalter, das mit Neros Regierung beginnt, preisen. Sie werden, da sie aus einem Kodex in dem Kloster Einsiedel bekannt sind, Einsiedler Gedichte genannt. Ferner glaubt man, daß damals zwei Elegien auf Maecenas entstanden sind. Sie gehören einer früheren Zeit an. Die eine verteidigt Maecenas gegen die Vorwürfe, die man gegen ihn wegen seiner Lebensweise erhob, das andere Gedicht läßt Maecenas vor seinem Hinscheiden zum Kaiser sprechen und bietet eine Selbstcharakteristik. Ob dies derselbe Dichter ist, der nach Skutsch die *consolatio ad Liviam* als Trost für den Tod des Drusus (9 v. Chr.) dichtete, ist unsicher. Besonders sind durch ihre Wirkung auf die Folgezeit wichtig Marcus Annaeus Lucanus, Aulus Persius und der originelle Petronius Arbiter.

MARCUS ANNAEUS LUCANUS. Erhalten ist das Epos De bello civili oder Pharsalia in 10 Büchern. Der Dichter behandelt in Hexametern die Geschichte des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompeius. Im ersten Buche werden die Ursachen des Streites aufgedeckt, Curios und der anderen Volkstribunen Aufforderung an Caesar, gegen seine Gegner vorzugehen, erzählt, hierauf Caesars Rede an die Soldaten. Das Buch schließt mit Prodigien und der Prophezeiung einer Alten über den Ausgang des Krieges. Im zweiten Buche werden wir in das Lager der Gegner Caesars geführt, wir werden Zeugen einer Unterredung zwischen Brutus und Kato. Dann wird der Siegeszug Caesars bis Corfinium geschildert, hierauf Pompeius mit einer Volksrede eingeführt und die Ereignisse bis Brundisium erzählt. Das 3. Buch zeigt uns Caesars Gegenmaßnahmen, ferner die Belagerung von Massilia. Im 4. Buch wird der Kampf in Spanien um Ilerda geschildert, dabei die Heldentat des Tribunen Vulteius. Dann zieht der Leser mit Curio durch Afrika und erfährt dabei die Geschichte von der Bezwingung des Antaeus durch Hercules. Das 5. Buch wird mit der

Senatssitzung in Epirus eröffnet. Es wird die Meuterei im Heere Caesars und ihre Unterdrückung geschildert, ferner sein Versuch, nach Italien zu gelangen. Im 6. Buche werden die Kämpfe um Dyrrhachium erzählt und dabei die Heldentat des Centurionen Scaeva, ferner die Totenbeschwörung der Hexe Erichtho, die dem Sohne des Pompeius den Ausgang des Krieges prophezeit. Das 7. Buch hebt mit einem Traum des Pompeius an, erzählt die Klagen des Heeres, daß er den Krieg in die Länge ziehe, führt Prodigien vor und schildert, nachdem die beiden Heerführer lange Ansprachen an ihre Soldaten gehalten haben, die Hergänge in der Schlacht bei Pharsalos. Im 8. Buch werden die Flucht des Pompeius und sein Tod erzählt, dabei das verräterische Vorgehen und die Politik des Pothinus, nicht ohne Seitenhiebe auf Nero. Im 9. Buch erzählt der Dichter, wie Cornelia, die Gattin des Pompeius, mit ihrem Sohn Sextus nach Utica kommt und Kato des Pompeius Schicksal erfährt; dann werden Katos Zug durch die Wüste und dabei die Schlangen Afrikas beschrieben, ferner Katos Selbstmord und die Ankunft Caesars in Ägypten erzählt. Im 10. Buch werden Caesars Taten in Alexandria, die Bestrafung des Pothinus, die Wunder der Nilschwelle geschildert. Das Werk bricht mitten in der Erzählung der Ereignisse in Ägypten ab, ein Zeichen, daß es unvollständig ist.

Lukan hat mit genauer Kenntnis Vergils, der Tragödien Senecas (Oedipus, Medea, Agamemnon), aber auch der philosophischen Schriften (der drei Trostschriften und der Bücher über den Zorn) sein Werk geschrieben, und zwar mit dem Streben nach großartiger, eindrucksvoller, pathetischer Darstellung. Ob er als Hauptquelle nur Livius oder auch andere Historiker, z. B. Caesar, Asinius Pollio und die Geschichte der Bürgerkriege des älteren Seneca benützt hat, ist nicht sicher zu entscheiden. Für sein Epos charakteristisch ist der Wettbewerb mit Vergil, von dem er jedoch absichtlich abweicht. Nicht ein Held, sondern drei Helden stehen im Vordergrund: Caesar in den Büchern 1—3, Pompeius im 2. Teil des Epos insgesamt und Kato besonders im 9. Buch. So ist an Stelle der von Vergil beabsichtigten Straffheit der Handlung eine gewollte, weil nach dem Geschmacke und der Auffassung des Dichters natürliche Zersplitterung getreten. Es wird die Komposition seines Werkes der des Ennius ähnlicher als der des Vergil. Das Epos zerfällt überhaupt in 2 Hauptteile. Die Bücher 1—3, in denen sich auch ein Lob des Nero findet, sind Caesarfreundlich. Der übrige Teil des Werkes ist ganz auf Pompeius eingestellt und Lukan wird der Wortführer der stoischen Opposition gegen Nero. Von Vergil unterscheidet sich Lukan auch dadurch, daß er den mythischen Götterapparat meidet. Für ihn gibt es nur das, wenn auch nicht von Leidenschaft freie Fatum als das einzige weltbeherrschende und das Geschehen auf Erden lenkende Prinzip. Die Götter sind ihrer Majestät entkleidet. Auch hier wieder eine Neuerung gegenüber Vergil, die einer, wie der Dichter offenbar meint, richtigeren und natürlicheren Weltanschauung entsprach. Der Dichter liebt, ähnlich wie Seneca, in seinen Tragödien genaue Schilderung der Greuel, ferner wie Seneca in seinen naturwissenschaftlichen Schriften, ausführliche Naturschilderungen. Als Schüler der Rhetorenschule verwendet er viele Reden, als sprachliches Schmuckmittel oft die Alliteration. Er ziert sein Epos ähnlich wie Ennius durch die Heldentaten einzelner Soldaten. Auch hier ist ein Gegensatz zu Vergil zu bemerken. Wenn dieser die mythischen Helden Nisus und Euryalus in einer Episode besonders preist, so setzt der naturalistischere Lukan dafür eben das Lob wirklicher Menschen. Der Mythos kommt aber doch durch die Erzählung von Hercules und Antaeus zu seinem Recht. Der Wettkampf mit Vergil zeigt sich auch darin, daß genau wie im 6. Buche, die Hexe Erichtho eingeführt wird. Die Dichter Statius und Martialis, aber auch Tacitus im Dialogus preisen Lukan. In der Folgezeit wird das Werk ausführlich kommentiert und im ganzen Mittelalter gelesen, Dante und Goethe schätzen Lukan und bei den Engländern wird er besonders von den Historikern bevorzugt. Fragen wir, wieso dieses Urteil zustande gekommen ist, so müssen wir uns vor Augen halten, daß die ausführliche, verlorengegangene Schilderung des Bürgerkriegs durch Livius in poetischem Gewande ersetzt wurde, daß ferner, sowohl in der späten Kaiserzeit, wie auch im Mittelalter und im Beginn der Renaissance, aber auch

späterhin die feindliche Einstellung gegen Nero und das Kaiserhaus dem Dichter begeisterte Leser geschaffen hat, ebenso wie dem Tacitus. Nicht zu übersehen ist auch, daß der Dichter mehr als Ennius und Vergil mit seiner Person leidenschaftlich in den Vordergrund tritt und durch sein Pathos auf die Leser wirkte.

Lukan war der Brudersohn des Seneca, der Sohn des M. Annaeus Mela. Über sein Leben sind wir durch drei handschriftlich erhaltene Lebensbeschreibungen unterrichtet, von denen die eine, wie die Übereinstimmung mit Hieronymus zeigt, sicher auf Suetonius zurückgeht, eine zweite den Namen eines gewissen Vacca als Verfasser trägt. Auch in ihr glaube ich, wenn ich an Inhalt, Disposition und Stilgebung denke, Benützung des Sueton voraussetzen zu können; endlich eine dritte, vielleicht auch irgendwie auf Sueton, wenn nicht direkt, so indirekt zurückgehende Lebensbeschreibung im Codex Vossianus XIX, f. 63. Nach diesen Nachrichten ist er der Sohn des Mela und der Acilia, in Corduba am 3. November 39 n. Chr. geboren. Als Kind im 8. Lebensmonat nach Rom gebracht, dort herangewachsen, wurde er in der Rhetorenschule gebildet. Schon hier erregte er durch seine Deklamationen in griechischer und lateinischer Sprache das Entzücken der Zuhörer. Zur weiteren Ausbildung wurde er nach Athen geschickt, doch bald von Nero zurückberufen und seinem Freundeskreis zugesellt. Vor der Zeit bekleidete er die Quästur und das hohe Priesteramt eines Auguren. Besonders wurde er geehrt, als er im Jahre 60 n. Chr. Nero in einem Gedichte öffentlich pries. Später aber zog er sich die Ungunst des Kaisers zu und wurde sogar Teilnehmer an der von C. Calpurnius Piso geleiteten Verschwörung gegen Nero. Damals bewahrte er aber nicht männliche Stärke, sondern ließ sich sogar zum Verrate seiner Mutter hinreißen. Von Nero zum Selbsttod verurteilt, starb er durch Aufschneiden der Adern am 30. April 65 in seinem 26. Lebensjahr. Aus den Lebensbeschreibungen, ferner aus einem Gedichte des ihn bewundernden Dichters Statius (*Silvae* II 7, 54ff.) ersehen wir, daß der frühreife Dichter eine große Zahl literarischer Arbeiten überaus leicht produzierte.

Er schrieb ein Iliacon, in dem er die Schleifung und Lösung Hektors schilderte, das Catachthonion, in dem er eine Schilderung der Unterwelt gab (hier berührt er sich aufs engste mit Senecas Drama Hercules furens), ein Gedicht über Orpheus und 10 Bücher Silvae, ein Büchertitel, der noch bei Statius begegnen wird, Epigrammata und noch manches andere. Interessant ist, daß neben dem schon erwähnten Lobgedicht auf Nero auch ein Schmähgedicht genannt wird (vgl. Seneca!). Bei Statius wird als letztes Werk des Lukan der Bürgerkrieg erwähnt. Über die Zeit, in der das Werk erschienen ist, herrscht keine Einstimmigkeit, doch wird er die drei Bücher selbst publiziert haben, als er noch mit Nero gut stand; den 2. Teil des Epos verfaßte er später. Für die Herausgabe durch einen anderen sprechen auch die aufgewiesenen Doppelfassungen.

Von der Arbeit der Erklärer zeugen die Commenta Bernensia und die sog. Adnotationes. Handschriften des Lukan gibt es gegen 150, er konkurriert mit Vergil und Horaz. In Fragmenten sind Palimpsesthandschriften erhalten, die bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. zurückgehen. Von den vollständigen Handschriften sind die wichtigsten der von den Herausgebern oft überschätzte Codex Montepessulanus H. 113 (M), der Codex Parisinus 10314, S. 9 (Z), und ein Parisinus 7502 S. Z. (P). M und P tragen den Vermerk Paulus Constantinopolitanus emendavi manu mea solus. Paulus war wohl der Besitzer einer guten Handschrift, die er durch Worttrennung und Interpunktion lesbar machte (Hosius).

Literatur: Textausgabe C. Hosius, Teubner 1905[2]. — A. E. Housman, Oxford 1926. — M. Wünsch' Lukan-Interpretationen, Leipzig (Teubner) 1930. — M. Schuster, Burs. J. B. 212, 53 (1927), 103—115. — F. Skutsch in Pauly-Wissowas R.E. IV S. 933ff.

AULUS PERSIUS FLACCUS. Ob wirklich der berühmte Grammatiker und Philologe der neronisch-flavischen Zeit Valerius Probus den Persius edierte und kommentierte und mit einer Lebensbeschreibung versah, ist, wenn auch nicht unwahrscheinlich, so doch nicht sicher zu erweisen. In der Anlage, auch im sprachlichen Ausdruck, bestehen zwischen der erhaltenen Biographie und den Dichterbiographien des Sueton solche Ähnlichkeiten, daß es wohl sehr wahrscheinlich ist, daß die Biographie des Persius, wenn auch unter Benützung des vielleicht von Probus gesammelten Materials, in ihrer jetzigen Fassung von Sueton herrührt; freilich scheint der Schluß, der sich mit dem Inhalt eines Scholions aufs innigste berührt, später hinzugefügt zu sein.

Der Dichter ist am 4. Dezember 34 geboren und am 24. November 62 n. Chr. gestorben. Er stammte aus einer begüterten, vornehmen Ritterfamilie aus Volaterrae in Etrurien. Im 12. Lebensjahr kam er nach Rom und genoß dort den Unterricht des Grammatikers Remmius Palaemon und des Rhetors Ver-

ginius Flaccus. Später wurde er mit dem stoischen Philosophen Annaeus Cornutus bekannt. Zu seinem Freundeskreis zählten die Dichter Caesius Bassus und Lucanus. Endlich lernte er auch Seneca kennen. Später erwarb er in besonderem Maße die Liebe des Thrasea Paetus, des Führers der stoischen Opposition im Senat, mit dem er auch verschwägert war. All das ist von uns nach der Vita erzählt, damit man sieht, wie innerhalb des geschilderten literarischen Kreises Talente gezüchtet und bewundert wurden. Man erzählte von Persius, daß er nur selten und langsam schrieb, sein Satirenbuch war unvollendet hinterlassen. Nach Abstrich einiger Verse des letzten Buches und leichten Verbesserungen durch Cornutus gab es Caesius Bassus heraus. Andere der Jugend des Persius angehörige Gedichte wurden auf Wunsch der Mutter unterdrückt.

Quintilian (X 1, 94) berichtet, großen und zwar wahren Ruhm hat Persius, wenn auch nur durch ein Buch, verdient. Auch Martial (IV 29, 7) rühmt ihn. Quintilian enthält sich eines Urteils und stellt nur eine Tatsache fest. Seine gute Einstellung zu Persius mag nicht zuletzt darauf zurückgehen, daß er ein Schüler der von Quintilian hochgeachteten Männer Palaemon und Verginius gewesen ist.

In den Handschriften befindet sich teils als Prolog, teils als Epilog ein kleines, aus kürzeren Versen bestehendes Gedicht in Hinkjamben. Während man früher dieses Gedicht dem Persius abgesprochen hat, ist man jetzt von seiner Echtheit überzeugt, pflegt es aber noch immer nicht als eine Einheit zu fassen.

Das erhaltene Buch umfaßt 6 Satiren, von denen 5 stoische Lehren abhandeln, während das erste Gedicht sich mit den literarischen Zuständen der Zeit beschäftigt und scharf gegen sie Stellung nimmt. Wenn man einer Notiz des Scholiasten folgend meinte, das ganze Gedicht sei gegen die dichterische Tätigkeit und aufdringliche Art, in der der Kaiser seine Dichtungen vortrug, gerichtet, ferner gegen Seneca als das willige Instrument des Kaisers, so läßt sich ein durchschlagender Beweisgrund für diese Auffassung nicht beibringen. Angegriffen wird mit Namen ein recht unglücklicher Übersetzer der Ilias Antistius Labeo. Wir kennen nur aus einer Probe des Scholiasten etwas von seiner schlechten Übersetzung. Auch von der Übersetzung des Polybios wissen wir nichts. Rühmendes kann man auch der erhaltenen Ilias Latina nicht nachsagen. Vergil, Ovid, Horaz sind in diesem Stümperwerk benützt. Alles Proben dafür, daß Persius reichlich Anlaß hatte, gegen die Literaten seiner Zeit zu kämpfen. Der Dichter benützt nach dem Scholiasten vor allem das 10. Buch des Lucilius, das Angriffe auf den Tragödiendichter Accius enthalten hat. Aber auch das 1. und 26. Buch des Lucilius sind verwertet, ferner Horaz. Im Anschluß an Lucilius und Horaz sind in diesem programmatischen Gedichte, das die älteste Satire des Persius sein dürfte, die Gedanken des Dichters in einem Gespräch mit einem Zwischenredner dargelegt. Während aber bei Lucilius und Horaz (Sat. II 1) ein wirklicher, das Leben nachahmender Dialog vorliegt, spielt bei Persius der Zwischenredner nur eine nebensächliche Rolle. Mehr als seine Vorgänger suchte Persius in Sprache und Wortwahl und durch Gedankensprünge wirkliche, lebhafte Rede nachzuahmen, und so entstehen, indem gekünstelte Gedanken unterdrückt werden, Unklarheiten für das Verständnis. Unklarheit ist überhaupt für Persius kennzeichnend und schon von den alten Kritikern (Ioannes Lydus De mag. I, 41) getadelt worden, wenn es heißt, daß Persius die Mimen des Sophron nachahmen wollte, aber die Dunkelheit des Lykophron erreicht hatte. Wir selbst erkennen in Persius einen Dichter, der von klassizistischen Bestrebungen erfüllt, durch die neue Mode angeregt war und von seinen Zeitgenossen deshalb bewundert war, im Mittelalter wegen des ethischen Inhaltes viel gelesen war, uns aber wenig befriedigt.

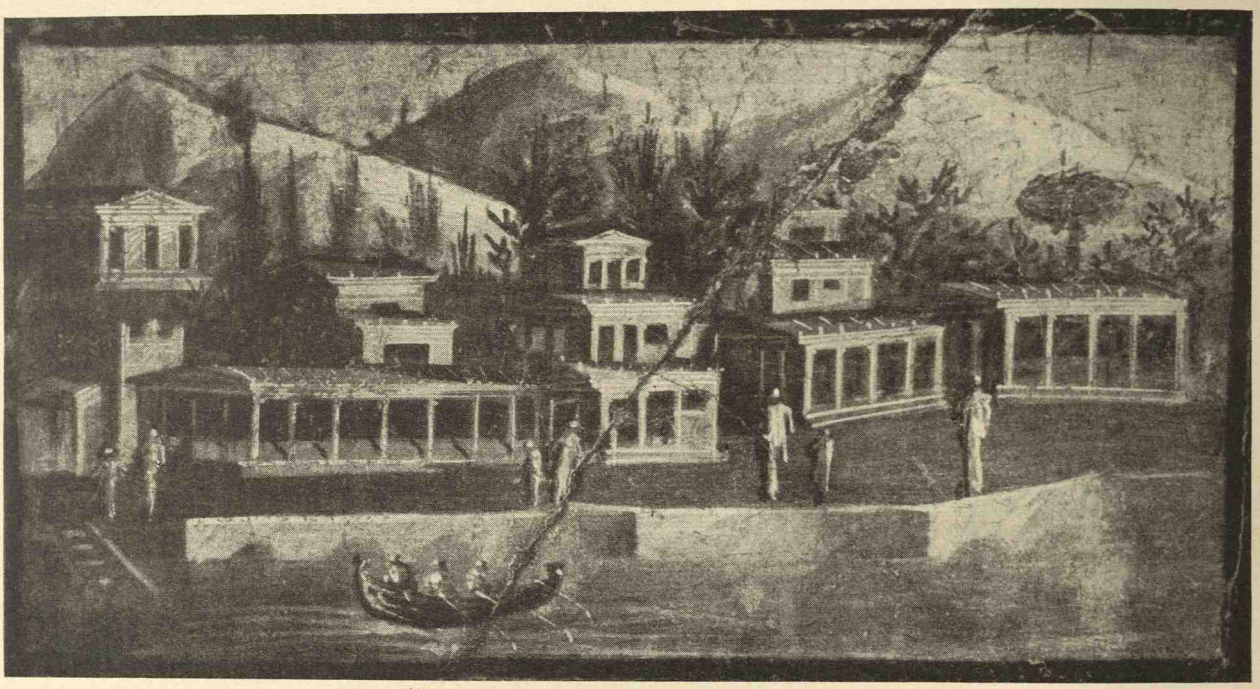
Da der Dichter infolge der Anspielungen unklar war, wurde er viel kommentiert; die Scholienmasse ist erhalten. Die handschriftliche Überlieferung beruht auf dem Codex Montepessulanus 125, dem Kodex, in dem auch der Satiriker Iuvenal erhalten ist. Eine zweite Gruppe von Handschriften geht zurück auf eine im Jahre 402 n. Chr. von Flavius Iulius Sabinus veranstaltete Rezension.

Literatur: Ausgabe: Jahn-Bücheler-Leo, Berlin 1910; ausführlicher Kommentar von dem französischen Philologen Casaubonus, 1605, ferner von Otto Jahn, Leipzig 1843, und von G. Némethy, Budapest 1903. — V. d' Agostino, De A. Persii Flacci sermone. Riv. indo-gr. 12—14 (1928—1930). — E. Lommatzsch, Burs. J. B. 204, 51 (1925), 219ff.

TITUS PETRONIUS ARBITER. Der große Joseph Scaliger (seit 1579 in Leyden Professor) hat aus einem wohl dem Cuiacius (vergl. S. 288) gehörenden, jetzt verlorenen Kodex eine zur Zeit in Leyden befindliche Abschrift gefertigt, die einen Auszug aus dem Werke des Petron enthält. Dieselbe Handschrift oder eine aus derselben Quelle stammende benützten der Drucker J. Tornaeis (Leyden 1575) und P. Pithoeus (Paris 1587) [L], ferner enthält eine Berner Handschrift 357, 10. Jh., und andere Handschriften einen Auszug dieser Fragmente [O]. Endlich wurde eine große, zusammenhängende Partie (das Gastmahl des Trimalchio) in dem dalmatinischen Orte Traù um 1650 von Marinus Statilius gefunden (Cod. Traguriensis, jetzt Parisinus 7989 [H]). Es handelt sich im ganzen um Exzerpte, wohl nur der Bücher XV und XVI der Saturae des Petronius Arbiter.

Man pflegt gewöhnlich von dem Roman des Petron zu reden. Wenn man das tut, muß man sich aber darüber klar sein, daß die Gattung des Romanes der Antike fremd war, denn wenn der Roman eine ernste, spannende Geschichte ist, in der Liebesleiden oder große Abenteuer erzählt werden, so geschah dies in der Antike in der Form der elegischen Disticha oder des hexametrischen Epos. Auch wurden wundersame Geschichten als historische Vorgänge in die Form der pathetischen Geschichtswerke gebracht. Solche Literatur gab es bei den Griechen, und besonders aus der späteren griechischen Literatur sind uns Werke dieser Art bekannt. Etwas ganz anderes ist der Roman des Petron. Er greift in die unmittelbare Gegenwart des Verfassers hinein. Die Exzerpte erzählen in Ich-Form — man denkt sofort an die Ich-Erzählung des Odysseus vor Alkinoos oder an die Erzählungen des verkleideten Odysseus bei Eumaios oder Penelope — die Erlebnisse eines jungen Mannes Encolpios. Es wird das Motiv der Liebe zwischen Mann und Frau auf Encolpios und seinen Lieblingsknaben Giton übertragen. Der Knabe wird dem Encolpios wiederholt von Ascyltos entführt, aber es kommt stets zu einer neuen Vereinigung mit dem Geliebten. All seine Abenteuer (81, 3—5) muß der Held durchkämpfen, weil er den Zorn des Priapos erregt hat (133). So wird dieser Roman doch im Sinne der antiken Kunsttheorie, obgleich er sich von jeder belehrenden Absicht fernhält, zur Satire, zumal er mit staunenswerter Unverfrorenheit Leben und Treiben der Helden schildert. Er läßt den Encolpios in Eifersucht gegen den Nebenbuhler toben. Auch der Dichter Eumolpos spielt als Rivale und Begleiter des Hauptthelden eine Rolle. Wir sehen in den Fragmenten Eumolpos in der Rhetorenschule, wir sehen ihn in einer Pinakothek Bilder bewundern, treffen ihn aber auch in allen Sümpfen und Niederungen des Lebens, wo er sich mit seinen Begleitern den tollsten Liebesabenteuern hingibt, wie er mit den Seinen in Lebensgefahr kommt, gerettet wird und wieder neue Streiche aufführt. Die größte zusammenhängende Partie ist das Gastmahl des Trimalchio, zu dem Encolpios, Giton und Ascyltos durch den Redner Agamemnon Zutritt erhalten. Trimalchio stammt, wie schon der Name zeigt, aus dem Orient; in welcher Stadt Unteritaliens die Handlung spielt, ist nicht ersichtlich; er ist der typische Emporkömmling.

Er selbst erzählt zum Schlusse eines ebenso raffinierten wie tollen Gastmahles, zu dem kleine Leute sich eingefunden haben, seinen Gästen von sich: „Denn ich war auch das, was ihr jetzt seid, aber durch meine Tüchtigkeit habe ich mich zu meiner jetzigen Position emporgeschwungen. Grütze ist's, was die Menschen macht. Alles übrige ist Dreck. Gut kauf ich, gut verkauf ich. Ein anderer wird euch einen anderen Wahlspruch sagen. Vor Glück platze ich. Aber wie ich eingangs sagte, zu diesem Glück hat mich meine Einfachheit emporgeführt. So winzig kam ich aus Asien wie dieser Kandelaber da ist. Kurz und gut, täglich pflegte ich mich an ihm zu messen, und um schneller einen bärtigen Schnabel zu haben, salbte ich mir die Lippen aus den Lampen. Doch ich war das Vergnügen des Chefs 14 Jahre lang. Und das ist keine Schande, was der Herr befiehlt. Ich befriedigte aber auch die Chefin. Ihr versteht schon, was ich sage. Ich rede nichts davon, weil ich nicht zu den Prahlern gehöre. Übrigens wie die Götter es wollen, ich wurde Herr im Hause und habe daselbst den Kopf des Prinzipals in die Tasche gesteckt. Zum Miterben mit dem Kaiser hat er mich gemacht und ich habe eine feine Erbschaft erhalten. Doch niemand hat je genug. Ich



180. Villen am Strande. Wandgemälde aus Pompeji.
(Nach Hermann-Bruckmann, Denkmäler der Malerei des Altertums.)

sehnte mich darnach, Geschäfte zu machen. Um euch nicht mit vielem aufzuhalten: Fünf Schiffe habe ich erbaut, geladen Wein — und damals bekam man Gold dafür. Ich schickte nach Rom. Man hätte glauben können, es sei auf meinen Befehl so geschehen: Alle Schiffe haben Schiffbruch erlitten. Geschehen ist's wirklich, nicht ein Märchen. An einem einzigen Tage verschluckte Neptunus dreißig Millionen. Glaubt ihr, ich hätte mich kleinkriegen lassen? Andere baute ich, größere und bessere und glücklichere, so daß jeder mich einen wahren Helden nannte. Ihr wißt, ein großes Schiff hat große Kraft. Ich lud wieder Wein, Speck, Bohnen, Parfum, Sklaven. Jetzt machte Fortunata ihre Sache brav. Denn alles ihr anvertraute Gold, alle Ware brachte sie an den Mann und legte mir 100 Goldstücke in die Hand. Das war das Samenkorn für mein Vermögen. Schnell geschieht, was die Götter wollen. Durch eine Fahrt legte ich 10 Millionen zurück. Sofort kaufte ich all die Grundstücke wieder, die meinem Herrn gehört hatten. Ich baute ein Haus, Sklaven kaufte ich, Zugtiere. Was ich berührte, wuchs wie von Hefe getrieben. Nachdem ich anfing, mehr zu haben als meine ganze Vaterstadt besitzt, Hand von der Butte! Ich zog mich zurück vom Handel und begann durch Freigelassene Wuchergeschäfte zu machen ... Wenn mir gelingt, die Grundstücke mit Apulien zu verbinden, so werde ich genug gelebt haben. Inzwischen habe ich, während Merkurius mich bewachte, dieses Haus erbaut. Wie ihr wißt, war es eine winzige Hütte. Jetzt ist es ein Tempel. Es hat 4 Speisezimmer, 20 Wohnräume, 2 Säulenhallen aus Marmor, oben wieder einen Speisesaal, ein Schlafzimmer, in dem ich selbst schlafe, ein gesondertes für diese Schlange (mein Weib), und eine recht gute Portierkammer. Ein großes Haus faßt Gäste. Kurz und gut, als Herr von Scaurus in die Stadt kam, wollte er nirgends lieber absteigen, und er hat doch am Meere ein vom Vater ererbtes Absteigequartier. Und es gibt so noch viel anderes, was ich euch sofort zeigen könnte. Glaubt mir: hast du einen Pfennig, so giltst du einen Pfennig, hältst du wirklich etwas fest, dann wirst du für etwas gehalten werden. So ist euer Freund, der einst ein Frosch war, jetzt ein Fürst."

Solch lebensvolle Schilderungen, ernst und heiter, derb bis zur größten Unanständigkeit, ziehen sich durch das ganze Buch und es ist kein Zweifel, daß der Schriftsteller durch den realistischen Mimus angeregt wurde und daß in ihm dieselbe dem Italiker eigene klare Beobachtung und spöttische Betrachtung der Mitmenschen lebte, wie sie die Satiren des Lucilius und des Horaz bieten. Das ganze Leben der Zeit wird in diesem Werke wie in einem Spiegel gezeigt. Von Literatur und Kunst, von den Gesellschaften, Freuden und Leiden, namentlich der kleinen Leute — wir müssen sagen des Mittelstandes — ist wie im Mimus die

Rede. Der Schriftsteller bedient sich der Form der menippischen Satire und durchwebt so seine Erzählung mit Versen, ja er legt auch als Muster, wie man dichten soll, den Beginn eines Epos über den Bürgerkrieg ein, mit deutlicher Anspielung auf Lukan; es wird wieder der Götterapparat eingeführt. Der Schriftsteller ist seiner inneren Überzeugung nach Klassizist und verdammt die literarischen Modetorheiten der Zeit; dabei gelingt es ihm, in der Sprache nicht nur die größte Natürlichkeit zu zeigen, sondern, wie auch die angeführte Probe beweist, die Sprache der kleinen Leute in unübertrefflicher Frische nachzubilden. Selbstverständlich wird ein Schriftsteller solcher Art für den Philologen eine Fundgrube der römischen Umgangs- und Vulgärsprache. Denn die Sprache der Freigelassenen ist die der ungebildeten Römer, wie z. B. die Vergleiche mit pompeianischen Wandaufschriften beweisen. Petron hat den Menschen auf den Mund geschaut und hat die Darstellung des sermo plebeius nicht der zeitgenössischen Grammatik entnommen; er versteht es, die Sprache individuell zu gestalten. Der Autor wird gleichgesetzt mit dem von Tacitus aus den Annalen XVI 18/19 bekannten Titus Petronius, dem elegantiae arbiter, der den Neid des Tigellinus erregte und wegen angeblicher Teilnahme an der Verschwörung des Calpurnius Piso sich auf Befehl des Nero die Adern aufschnitt. Er verbrachte, wie Tacitus erzählt, „den Tag mit Schlafen, in der Nacht erfüllte er seine Pflichten und ergab sich den Vergnügungen des Lebens. Wie andere durch Fleiß, so hatte er durch Nichtstun sich berühmt gemacht. Und doch galt er nicht als Schlemmer und Lump, sondern als ein Mann von erlesenem Luxus." Er hatte es zum Prokonsul von Bithynien gebracht und zum Konsul, dann aber versank er, nach Tacitus, wieder in das Laster oder, wie der Schriftsteller sagt, in die Nachahmung der Laster. Die Gestalt des Petronius Arbiter ist weiteren Kreisen bekannt aus dem Roman Quo vadis.

Literatur: Petronii saturae von O. Jahn, F. Bücheler, W. Heraeus[6], Berlin 1922. — L. Friedlaender, Cena Trimalchionis (Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar) 1906. — Salonius, Helsingfors 1926. — W. Süss in den Acta Dorpat. IX 4 (1926). — M. Schuster, Zwei Schauermärchen bei Petronius, Wien. Stud. 48 (1930), 149—178; derselbe ebd. 49 (1931), 83—90. — A. Marbach, Wortbildung und Wortwahl bei P., Gießen 1931. — E. Lommatzsch, Bursian, J. B. zuletzt 234. Bd. (1932).

Die starke Persönlichkeit und das reiche Schrifttum des Seneca hatte nicht nur viele Anhänger gefunden, sondern auch heftige Widersacher. Den schärfsten Ausdruck fand der Widerspruch in der Tätigkeit des Quintilian. Er leitet nicht nur den Kampf gegen Seneca ein, sondern begründet durch ihn, wie schon gesagt wurde, die Vorherrschaft des Ciceronianismus. Neben Quintilian ist eine ganz große Menge von Schriftstellern und Dichtern tätig. Die Werke der meisten sind verloren. Man wird den Verlust im ganzen gewiß nicht zu beklagen haben. Denn es handelte sich in der Mehrzahl um Dichter und Schriftsteller ohne eigentlichen Persönlichkeitswert. Bisweilen fiel freilich dem Untergang auch anheim, was wir noch gern besäßen, wie die von sittlichem Ernst durchwehten Tragödien des Maternus oder die auf direkter Anschauung beruhenden Admiranda des Licinius Mucianus Von den Schriftstellern und Dichtern, deren Werke die Ungunst der Zeit überdauerten und die auch der Nachzeit Interesse boten, waren manche Schüler Quintilians, wie der jüngere Plinius, vielleicht auch Iuvenalis und Tacitus; andere hat Quintilian durch seinen Stil beeinflußt, wie Silius, auf andere einwirken wollen wie auf Statius. Zeitgenossen waren der ältere Plinius und Frontinus, die wie Quintilian selbst als Fachschriftsteller tätig treu zur Dynastie hielten und an der durch Vespasian (69—79 n. Chr.) begründeten Neuordnung und an dem fast mehr als 100 Jahre mit fester Hand geführten Reichsregiment ihre wahre Freude hatten. Denn nicht bloße Schmeichelei ist es, sondern ehrliche Überzeugung können wir vernehmen, wenn wir nur verstehen, aus den (dem Stil der Zeit entsprechend aufgeputzten) Worten den wahren Sinn herauszuhören.

M. FABIUS QUINTILIANUS.

Wie Seneca ist Quintilian in Spanien, und zwar zu Calagurris, geboren. Frühzeitig kam er nach Rom, wo er die Redner Gn. Domitius Afer, Marcus Servilius Nonianus und den Grammatiker Remmius Palaemon hörte. Dann war er wahrscheinlich in Tarraco als Lehrer der Beredsamkeit tätig, von wo ihn Galba im Jahre 68 nach Rom zurückführte. Er war der erste öffentliche Lehrer der Beredsamkeit in Rom und erhielt eine Bezahlung aus dem Fiskus (Sueton Vesp. 18). Er wurde durch die konsularischen Ehren ausgezeichnet und brachte es zu großem Wohlstand (Iuv. 7, 188). Ferner war er Erzieher der Großneffen des Kaisers Domitian gewesen.

Außer seiner Tätigkeit als Gerichtsredner erlangte Quintilian in erster Linie als Lehrer und Theoretiker der Redekunst Ruhm. In einer verlorenen Schrift hatte er über die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit gehandelt und war als vom Standpunkt des Lehrers zur Erkenntnis gekommen, daß der Niedergang der Beredsamkeit daran liege, daß man von dem wahren Stil, wie ihn Cicero geübt hatte, abgewichen sei. Er glaubte in einer Rückkehr zu Cicero läge das Heil der Beredsamkeit. Am Schlusse seines Lebens faßte er seine Erfahrungen in einem Lehrgebäude zusammen: Institutionis oratoriae libri XII. Das Werk ist dem Marcellus Victorius gewidmet.

In der Einleitung an den Verleger Tryphon erklärt Quintilian: „Gefordert hast du durch tägliche Zurechtweisung, ich solle die Bücher, die ich an meinen Marcellus über die Unterweisung in der Beredsamkeit geschrieben, schon edieren. Ich selbst nämlich glaubte noch nicht, daß sie genügend gereift sind, obgleich ich auf ihre Ausarbeitung, wie du weißt, mehr als zwei Jahre trotz meiner vielfachen anderweitigen Verpflichtungen verwendet habe. Diese Zeit ist aber nicht so sehr der stilistischen Ausfeilung als der Durchforschung des fast unendlichen Stoffes und der Lektüre der zahllosen Quellenschriftsteller gewährt worden." Wenn Quintilian hier uns weismachen will, daß er in zwei Jahren das in seinem Werke niedergelegte Quellenmaterial gesammelt, so ist dies doch nur eine rhetorische Wendung; das Werk ist das Ergebnis seiner gesamten Lebenstätigkeit.

Das Werk ist geschrieben nach dem Rücktritt vom Lehramt; da er dieses 20 Jahre bekleidete, nach dem Jahre 88. Außerdem war (II 12, 12), als er das Werk abfaßte, seither einige Zeit vergangen; somit werden wir, selbst wenn wir die in dem Brief angegebenen zwei Jahre nicht zu sehr pressen, doch dazu kommen, daß er das Werk nicht vor dem Jahre 92 publiziert hat. Ja, eine Beziehung, die man bei Statius (vgl. S. 331) gefunden hat, kann sogar dazu führen, daß das Werk etwa Ende 95 anzusetzen ist. Domitian wird in der Vorrede des 4. Buches angeredet, daher ist das Werk sicherlich vor 96 erschienen.

Im 1. Buch wird nach einer Einleitung der Elementarunterricht beim Grammatiker behandelt, im 2. die Anfangsgründe und das Wesen der Rhetorik, die Bücher 3—7 handeln von der Erfindung und der Disposition. In den Büchern 8—11 werden die Lehren für den sprachlichen Ausdruck, über das Gedächtnis und den mündlichen Vortrag durchgeführt, das 12. Buch behandelt das Wesen des Redners.

Quintilian steht auf dem Standpunkt, daß es die Aufgabe des Redners sei, sich an den früheren Rednern zu bilden, und so räumt er der imitatio einen großen Spielraum ein. Im 10. Buche behandelt er insonderheit die Autoren, die er den jungen Leuten zur Lektüre und als Muster für die Anordnung des Stoffes empfiehlt.

In den Partien über die griechischen Autoren berührt er sich mit Dionysios von Halikarnass. Die Auswahl der lateinischen Autoren wird man wohl ihm selbst zuzuschreiben haben. Hier findet sich der berühmte Satz (X 1, 112): „Auf Cicero wollen wir sehen, er sei das uns vorschwebende Beispiel; jener möge wissen, daß er Fortschritte gemacht, dem Cicero sehr gefallen wird." Und wie Cicero ist er kein Draufgeher nach rechts oder links, sondern erklärt VIII 5, 34: „Wenn es notwendig ist, möchte ich lieber jene alte steife Art zu reden vorziehen als die modische Zügellosigkeit, aber eine Mittelstraße steht ja doch frei zu wählen." Dieser Mann der mittleren Linie entwickelt gleich in der Einleitung des ersten Buches und im 12. Buch das Ideal des Redners, ganz in der Art wie es Cicero gezeichnet, als des Mannes, der im Besitze jeglicher Bildung seiner Zeit, auch der Philosophie, sein müsse. Er sucht und findet stets mit klarem Blicke und sicherem Takt im Widerspruch der Meinungen einen festen, geraden Weg. Seine Lehren trägt er in einer klaren Sprache vor, die, wenn man von einzelnen grammatischen Eigentümlichkeiten, die durch die Ent-

wicklung der Sprache bedingt waren, absieht, sich durchaus mit der Ciceros messen kann. Überaus sympathisch berührt den Leser die innere Anteilnahme an dem Stoffe und die ehrliche, offene Überzeugung, mit der die Lehren vorgebracht werden. Dabei ist er keineswegs frei von der Rücksichtnahme auch auf Persönliches. Daß er dem Kaiser Domitian in einer für unser Gefühl überschwenglichen Weise dankt, weil er ihn zum Erzieher seiner Enkel gemacht, dürfen wir ihm keineswegs verargen. Es ist ein Stildokument dafür, wie selbst ein an und für sich selbstbewußter und aufrechter Mann sich dem Kaiser zu nahen hatte, und in diesem Sinne eine Vorbereitung für den Stil, den uns Widmungen, Briefe, Eingaben an die Kaiser aus späterer Zeit zeigen. Daß er in der Auswahl der Schriftsteller, die er empfiehlt, auch hier und da auf den Hof Rücksicht genommen hat, ist begreiflich. Die Sprache ist einfach, aber nicht zeitfremd, die Wortwahl hält sich von allem Einbruch ins Poetische fern. Gerne braucht er Metaphern, nur wenige sonst nicht belegte, selten aber mit Erfolg Gleichnisse. Von den Gesetzen der rhythmischen Klausel macht er an gehobenen Stellen Gebrauch.

Unter dem Namen des Quintilian sind 19 umfangreiche Deklamationen erhalten, ferner 145 kleinere. Die kleineren enthalten kurze Stoffsammlungen und einige Anweisungen, wie der Stoff zu verarbeiten ist. Die größeren 19 sind ausgearbeitete Schuldeklamationen mit vollkommen romantischen, lebensfremden Themen, in denen fingierte Fälle, Reden gegen Tyrannen, Ehebruchsangelegenheiten, Rechtshändel, alles recht künstlich konstruiert, behandelt werden. Man ist heute geneigt, die kleineren Deklamationen dem 1.—2. Jahrhundert, die größeren bis ins 4. Jahrhundert hinabzusetzen und aus sprachlichen Gründen sie trotz der handschriftlichen Bezeugung nicht dem Quintilian zuzurechnen.

Literatur: Text L. Radermacher, I. Teil (im textkritischen Apparat wird neben den zwei sonst berücksichtigten Handschriften noch eine dritte Familie, als deren Vertreter der Parisinus 7727 anzusehen ist, herangezogen). — A. Kappelmacher, Wiener Stud. (1901) 88. — G. Asphel, Tübinger Beiträge XV. 1932. — G. Ammon, Burs. J. B. 212, 53 (1927), 27—72.

Q. CURTIUS RUFUS. Er ist der Verfasser der Historiae Alexandri Magni Macedonis. Über das Leben und die Taten Alexanders des Großen gab es in griechischer Sprache eine reiche Literatur. Abgesehen davon, daß in Tagebüchern amtliche Aufzeichnungen vorlagen, haben Alexander nahestehende Offiziere Leben und Taten ihres Königs geschildert. Zu diesen authentischen Darstellungen traten bald ausführliche Darlegungen, die von den neuentdeckten Ländern und Völkern, aber auch von den kühnen Eroberungszügen und vom Leben des Königs erzählten. Ferner wurde in den rhetorischen und philosophischen Schulen Alexander Gegenstand der Behandlung. Ein Werk hellenistischer Zeit, das des Historikers Kleitarchos, erfreute sich ob seiner den Gesetzen der peripatetischen Geschichtschreibung folgenden Darstellung besonderer Beliebtheit. Wir würden es einen historischen Roman nennen. Dieses Werk bildete zweifellos eine Hauptgrundlage für den historischen Roman des Curtius. Daneben aber zog er auch direkt oder indirekt andere Quellen heran. Er legte nicht Wert auf eine wirklich historische Darstellung, sondern hob einzelne Ereignisse besonders heraus, bei denen er Gelegenheit hatte, interessant und packend zu erzählen und zu schildern. Die wiederholte Bedrohung des Königs, sei es durch das Schicksal, sei es durch Verschwörer, und die eigene Tollkühnheit wurden besonders hervorgehoben. Aber auch die Völker, denen Alexander begegnete, reizten den Verfasser, und so beschrieb er den Charakter der Skythen, die Kasten der Inder, die Bauten von Babylon, die weiten Märsche durch die Wüste und Urwälder, aber auch die üppigen Gelage und die Gastereien des Königs. Weniger Gewicht war auf eine sachliche Darstellung der Schlachten und auf die organisatorische Tätigkeit des Königs gelegt. Zahlreiche frei erfundene Reden und Briefe wurden eingeschaltet. Der Schriftsteller zeigt sich trotz aller Bestrebung, noch ein ciceronianisches Latein zu schreiben, doch bereits beeinflußt wie Livius durch die Rhetorenschule, indem er auch den poetischen Sprachgebrauch nicht verschmäht, ferner beeinflußt durch Senecas Vorliebe für kurze Sätze, unverbundene Sätze und starke Antithesen.

Das Werk umfaßte 10 Bücher, von denen aber die ersten zwei vollständig verloren sind. Auch sonst ist das Werk nur lückenhaft erhalten. Es beginnt mit den Ereignissen des Frühjahres 333 v. Chr., also dem Einmarsch der Mazedonier in Großphrygien, und reicht bis zur Überführung der Leiche Alexanders nach Ägypten, 321 v. Chr. — Über die Lebenszeit des Verfassers herrscht keineswegs Einigkeit; da man von seinem Leben gar nichts weiß, hat man ihn ohne durchschlagende Gründe mit verschiedenen uns bekannten Trägern desselben Namens gleichgesetzt, ferner aus dem Inhalt und dem Stil von der Zeit des Augustus bis in die Zeit des 4. Jahrhunderts irgendwie den Schriftsteller unterzubringen gesucht. Allgemein gilt jetzt die Meinung, er habe unter Claudius geschrieben. Aber diese Ansicht ist auch nicht berechtigt, denn aus der hierfür angeführten Stelle X 9, 1—6 lassen sich, wie J. Stroux zeigte, auch andere Schlüsse ziehen: „Aber schon durch das Geschick drohte dem Stamm der Mazedonier Bürgerkrieg. Denn etwas Unteilbares ist die Königsgewalt und doch wurde sie von mehreren angestrebt. . . . Demnach gesteht mit vollem Rechte das römische Volk seine Rettung seinem Fürsten zu verdanken, der für die Nacht, die wir beinahe als die letzte hatten, ein neues Licht leuchten ließ; ja sein, nicht der Sonne Aufgang brachte der in Finsternis liegenden Welt (cāliganti) wieder Licht, als ohne ihr Haupt die zerstreuten Glieder in Schrecken waren." — Man glaubte in „cāliganti" eine Anspielung auf Kaiser Caligula zu finden, was aber wegen der verschiedenen Länge des a falsch ist. Bedenkt man ferner, daß nach dem Tode des Caligula dem Reiche keineswegs Bürgerkrieg drohte, so wird man aus sachlichen Gründen die Beziehung auf ihn gleichfalls aufgeben. Die rhetorische Bildersprache führt auf eine Zeit, da das Reich übernommen wurde von einem Herrscher, der gleichzeitig schon durch seine Nachkommenschaft die Gewähr für eine Fortdauer ruhiger Verhältnisse bot. Denn es heißt, „nicht nur wird das Reich neue Rechte gewinnen, sondern auch Güter. Der Neid möge nur fehlen, dann wird unsere Generation beherrschen die hoffentlich ewige, sicherlich aber lange Nachkommenschaft aus dieser Familie". Das bezieht sich sehr gut auf den Augenblick, da Vespasian, der Vater des Titus und Domitian, zum Kaiser erhoben wurde (69 n. Chr.). Münzbilder aus dem Beginn der Regierung des Kaisers zeigen ihn mit seinen beiden Söhnen. So wird man auch nicht mehr darauf Wert legen, daß unter Trajan oder Septimius Severus eine Alexander freundliche Stimmung in Rom herrschte, zumal aus dem Werke des Curtius fast das Gegenteil herauszulesen ist. Für ihn ist der Mazedonierkönig nicht der große, die Welt durch seine Tüchtigkeit neu ordnende König, sondern der Mann, der seine Taten der launischen Fortuna verdankt. Es ist dies eine Einstellung, die durch die griechische Philosophie und vielleicht auch durch die am republikanischen Geist sich immer wieder berauschenden Rhetorenschulen, vielleicht auch durch national-römische Tendenzen bedingt ist; sie will, wie auch der sicherlich auf die Rhetorenschule zurückgehende Traktat bei Livius, ob Alexander auch die Römer hätte besiegen können, die doch nicht unbedingte Größe Alexanders anerkennen.

Literatur: Text von Th. Stangl, 1902. — E. Schwartz, R. E. IV 1871ff. — J. Stroux, Philologus XLIV (1930), 233 ff. — R. Zimmermann, Rhein. Mus. 79 (1930), 381—390.

C. PLINIUS SECUNDUS DER ÄLTERE. Das durch Seneca angeregte Interesse für die Naturwissenschaften fand in dem stoisch orientierten C. Plinius (II 1) dem Älteren eine natürliche Auswirkung. Er wurde zu Novum Comum im Jahre 23 n. Chr. geboren, nicht, wie man früher annahm, zu Verona. Dieser Mann, der dem Staate als Verwaltungsbeamter in hohen Stellungen gedient hatte, bei der Thronerhebung des Vespasian in Palästina in der Umgebung des Kaisers geweilt und beim Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 n. Chr. als Flottenkommandant seinen Untergang gefunden hatte, gehörte wie Varro zu jenen Männern, die jede dienstfreie Stunde, ja Minute der Forschung, Lektüre, dem Exzerpieren, Diktieren und der Sammlung von Zusätzen widmeten (*Plinius Ep.* III 5). Es gab eine reiche Fülle von Schriften von ihm. Wir wissen, daß er, der selbst als Kavallerist gedient, eine Monographie über den Reiterdienst geschrieben, ferner das Leben des als Tragödiendichter bekannten Pomponius Secundus schilderte. In dem Werke *Studiosus* gab er Anleitungen für die Schüler der Beredsamkeit. Der Geschichtschreibung diente er durch seine 20 Bücher Germanische Kriege, in denen er die Taten des Drusus gegenüber denen des Tiberius in rechtes Licht zu stellen suchte. Ferner schrieb er im Anschluß an das Geschichtswerk des Aufidius Bassus 31 Bücher Geschichte, die bis auf seine Zeit reichten.

Bekannt ist Plinius als Verfasser der naturwissenschaftlichen Enzyklopädie. In einem an den Kaiser Titus gerichteten Brief erklärt er aus der Lektüre von ungefähr 2000 Büchern aus 100 ausgesuchten Autoren 36 Bücher abgefaßt zu haben, indem er noch hinzugefügt habe sehr Vieles, was die Früheren nicht gekannt oder erst später im Leben aufgefunden hatten.

'Und wir zweifeln nicht, daß es Vieles gibt, was uns wohl entgangen ist, denn wir sind Menschen und nur in Ruhepausen besorgen wir das', d. h. in Nachtstunden.

Auch nachdem das Werk dem Kaiser (77 n. Chr.) überreicht worden war, hat der Autor weitergesammelt. Erst sein Adoptivneffe, der jüngere Plinius (S. 351ff.), gab ohne wesentliche Änderung die Enzyklopädie heraus.

Dem Werke geht als 1. Buch ein Index voraus, in dem der Inhalt jedes Buches, dann aber auch die Schriftsteller, aus denen er sein Material geschöpft hat, angegeben werden. Dabei hat man zu beachten, daß er 327 fremde und 146 römische Schriftsteller anführt. Natürlich hat er nicht die Werke aller gelesen, sondern er zitiert auch Schriftsteller als Quellenautoren, die er bei seinen eigentlichen Quellen als deren Quellenschriftsteller angeführt fand. Die Arbeitsweise des Plinius und die Quellenfrage ist überaus schwierig im Einzelnen zu lösen, doch scheint es, daß er nach bestem Wissen und Können nicht nur einer Hauptquelle folgt, sondern mehreren, zu diesen noch Ergänzungen aus weiteren Schriftstellern fügt, ja auch aus seiner Erfahrung. Er ordnet den Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten, die Darstellung ist recht dürr und ungefüge, zeitweilig aber erhebt er sich zu ehrlichem Pathos; auch will er sein Werk dadurch heben, daß er Pointen einfügt und moralische Belehrung gibt. So läßt er sich vom Stoffe hinreißen, wenn er II 154 schreibt: „Es folgt die Erde, der allein von den Teilen der Natur wegen ihrer ausgezeichneten Verdienste wir den Beinamen Mutter voll Verehrung beigelegt haben. Wie die Götter der Himmel, so nährt sie, die uns bei der Geburt empfängt, die Söhne der Menschen, und die einmal Geborenen erhält sie immer, und zum Schluß umfaßt sie uns in ihrem Schoße, schon von der übrigen Natur abgeschieden, und bedeckt uns gerade dann wie eine Mutter, durch kein Verdienst mehr heilig als dadurch, daß sie auch uns zu Heiligen macht, indem sie sogar die Denkmäler und Inschriften trägt und unseren Namen verbreitet und die Erinnerung weiterträgt, hinaus über die Kürze des Lebens . . ." Ebenso gehoben ist z. B. die Beschreibung des mundus II 1, überdies durchglüht von stoischer Philosophie. Seine Wortstellung ist selbst an solchen Stellen abweichend von der gewöhnlichen. Er verschmäht nicht poetische Wendungen und seltene Ausdrücke. Das Werk behandelte in den 36 Büchern das Universum (2), Geographie und Völkerkunde (3—6), die Anthropologie und Physiologie des Menschen (7), die Tierkunde (8—11), Botanik und Heilmittel aus dem Pflanzen- und Tierreich (12—32), endlich die Steinkunde (33—37), wobei die Verarbeitung der Metalle und der Steine ihn dazu führt, die Geschichte der bildenden Künste und der Malerei im Umriß zu zeichnen.

Literatur: Text von C. Mayhoff, Leipzig (Teubner) 1892—1909. — F. Krohn, Burs. J. B. 231 (1931), 123—144.

SEX. IULIUS FRONTINUS. Er war in hohen Stellungen als Militär und Verwaltungsbeamter tätig, Konsul wohl im Jahre 73, dann Statthalter in Britannien, ferner Prokonsul von Asien, im Jahre 98 wieder Konsul, und zwar zugleich mit Trajan, und im Jahre 100 zum drittenmal Konsul wieder mit Trajan. Auch bekleidete er die hohe priesterliche Stellung eines Augur. Im Jahre 97 war er Curator aquarum.

Seine praktischen Kenntnisse und all das, was er durch fleißiges Studium erlernt hatte, verwertete er nicht nur als tüchtiger Beamter, sondern auch als Lehrer der Kriegskunde und endlich als Fachschriftsteller. Als echter Römer im guten Sinn hatte er seine besten Kräfte in den Dienst des Staates gestellt und ist von dieser seiner auf das Nützliche gerichteten Tätigkeit als der richtigen Art, das Leben zu führen, durchdrungen (De aquis XVI).

Wir wissen, daß er eine Schrift über die Feldmeßkunst abfaßte; denn im Corpus der Agrimensoren sind direkt unter seinem Namen, zum Teil in der dem Aggenus Urbicus zugehörenden Masse, Stücke, die einem Werke über die Feldmeßkunst angehören und durch die Frontin der älteste lateinische Schriftsteller auf diesem Gebiete ist. Das Werk des Frontin ist, wie die erhaltenen Schriften der Agrimensoren beweisen, als Grundlage der Literatur über diesen Gegenstand von den folgenden Schriftstellern ausgeschrieben und benützt worden. Erhalten sind Strategematon libri IV. Die drei ersten Bücher bilden eine Einheit, sie enthalten Kriegslisten, das 4. Buch bietet kluge, hervorragende Kriegstaten. Jedem Buch geht eine eingehende Disposition und Inhaltsangabe voraus. Es werden durchwegs Beispiele gebracht. Sie sind so gebaut, daß der Name der Person das Beispiel einleitet, anders angeordnete verraten sich als Einschiebsel. Innerhalb der Abschnitte sind Beispiele, die sich auf denselben Feldherrn beziehen, zusammengestellt. Es besteht dann auch sachliche Übereinstimmung. Bisweilen ist das durch Cornelius Nepos vorbereitete, bei Valerius Maximus streng durchgeführte Prinzip, die Fremden von den Römern gesondert zu

behandeln, erkennbar. Untersucht man jedoch größere Abschnitte genauer, so sieht man, daß sie nach höheren sachlichen Gesichtspunkten geordnet sind, was sich daraus erklären mag, daß Frontin seine Beispielsammlung mit seinem systematischen Unterricht in Verbindung setzte. Er benützt öfters Livius, ferner Caesar sicher. Auffallend ist es, daß derselbe Schriftsteller hintereinander vielfach benützt ist; dies ist für Frontins Methode des Exzerpierens charakteristisch. Er hatte offenbar die Autoren jeden für sich vorgenommen und ordnete dann in seinen systematischen Gruppen die aus jedem einzelnen Autor passenden Stellen hintereinander ein. Das 4. Buch ist dadurch ausgezeichnet, daß es ethischen Inhaltes ist. Man hat es für unecht gehalten, doch wohl mit Unrecht. Denn IV 3, 75 spricht Frontin von sich selbst. Er erzählt die kluge Überwindung der Lingoner. — Von einer Schrift über das Kriegswesen und einer landwirtschaftlichen Arbeit erfahren wir durch Zitate. Erhalten ist ferner der Commentarius de aquis. Als Frontin die Stelle eines Curator aquarum erhielt, fühlte er das Bedürfnis, sich seinen neuen Wirkungskreis klarzumachen und sich die Grundlagen für eine richtige Amtsführung zu schaffen. Die Schrift ist im Beginne der Amtstätigkeit des Frontin angefangen, doch nicht unter Nerva, sondern erst unter Trajan beendet (§ 102). Die Schrift besteht aus einer Vorrede und einer kurzen Disposition des behandelten Stoffes. Dann werden die in der Disposition angedeuteten Abschnitte behandelt, die Namen der Wasserleitungen, die die Stadt Rom mit Wasser versorgen, die Maße, ein Verzeichnis der Resultate seiner Nachmessungen, endlich die Verteilung der Wassermengen unter ihre Nutznießer bis zu einer Neuordnung unter Nerva, d. h. bis zu der Amtsführung des Frontin, die Neuordnung und endlich das Wasserrecht. Man hat das Werk irrtümlich in zwei Bücher geteilt, doch rührt diese auch von Bücheler angenommene Zweiteilung nicht von dem Verfasser her. Die Schrift ist in ihrem Stil vielfach dem Amtsstile verwandt, doch erhebt sich der Schriftsteller gelegentlich zu ehrlichem Pathos auch in der Darstellung. Charakteristisch für das Buch ist es, daß es keine griechische Fachliteratur benützt; es ist ein durch und durch römisches Werk.

Literatur: A. Kappelmacher, R. E. s. v. — Texte von F. Krohn, 1922 (Teubner). — G. Gundermann, 1898 (Teubner). — F. Krohn, Burs. J. B. 217, 54 (1928), 103 ff.

C. VALERIUS FLACCUS SETINUS BALBUS. Er ist der Dichter des Epos Argonautica in 8 Büchern. Valerius ist ungefähr im Jahre 90 n. Chr. gestorben. Er gehörte den vornehmen Ständen an, denn er war XVvir sacris faciundis, ein Priesteramt, das nur von den Mitgliedern des Hochadels bekleidet wurde.

Das Epos erzählt die Argonautenfahrt, also einen Stoff, den vor ihm der alexandrinische Dichter Apollonios von Rhodos und der Römer Varro aus Atax behandelt hatten. Während der Grieche in gelehrter Weise die Fahrt der Argonauten schilderte und die Abenteuer, die sie auf dieser Fahrt erlebten, hatte schon Varro sein Epos mit Rücksicht auf Caesars britannische Expedition gedichtet. So war es nichts Neues, daß Valerius auch die Fahrt der Argo in Hinblick auf die Großtaten des Vespasian erzählte. Das Epos beginnt daher mit einer Anrufung des Kaisers und einer Anspielung auf die Heldentaten seiner Söhne Titus und Domitian. Während der Grieche eine genaue Darstellung der Fahrten der Argo bietet, mit Vorliebe für die Schilderung geographischer Verhältnisse, treten diese im Epos des Valerius zurück. Gewiß unter dem Einflusse des Vergil wird die Handlung geschlossen, Iason wird zum Hauptheldn. Dem Pathos der Reden, der Seelenschilderung, dem Schaurigen wird, ganz in der Art der Tragödien des Seneca, Raum geboten. Trotzdem Apollonios die Hauptquelle ist, sind doch noch andere Berichte, man dachte an Diodorus Siculus, herangezogen. Unverkennbar ist Vergil der Dichter, dem Valerius Flaccus nachstrebt, an dem er die Gestaltung epischen Stoffes gelernt hat, indem er sich von Apollonios entfernt. Von Vergil aber unterscheidet er sich, und darin ist er ein echter Sohn seiner Zeit und Schüler der Rhetorenschule, durch eine überaus kunstreiche und verwickelte Redeweise. Geradezu dunkel wird er, nicht zuletzt durch seine Wortstellung. Die saloppe Figur des Zeugma findet sich oft bei ihm. Die Naturschilderung in Gleichnissen glückt ihm. Im Satzbau weicht er gerne vom gewöhnlichen Sprachgebrauch ab. Seltene Formen finden sich bei ihm. Das Epos ist am Ende des 8. Buches unvollständig.

Hat man früher gemeint, es sei ein Teil verloren gegangen, so ist man jetzt darüber einig geworden, daß der Autor sein Werk nicht vollendet hat.

Literatur: Text G. Thilo, Halle 1863. — M. Schuster, Bursian J. B. 212. Bd. (1927), 123ff. — Derselbe, Wien. Stud. 48 (1930), 116 ff.

P. PAPINIUS STATIUS wurde zu Neapel als der Sohn eines Lehrers, der sich auch als Dichter einen Namen gemacht hatte, geboren. Er kam später mit seinem Vater nach Rom, wurde durch sein Auftreten in Dichterwettkämpfen bekannt und errang einen Sieg an den Augustalien zu Neapel und am Dichterwettkampf zu Alba unter Domitian durch einen Lobgesang auf den Kaiser als den Sieger in Germanien und Dakien. Dagegen unterlag er bei dem weit berühmteren Agon auf dem Kapitol. Durch seine Kunst in vornehme Kreise gelangt, heiratete er eine reiche Witwe Claudia; wohl wegen geschwächter Gesundheit siedelte er sich in Neapel an, wo er etwa um 95 n. Chr. starb. Statius zählt zu den Dichtern, die besonders durch das Milieu in ihrer Begabung gefördert wurden. Ein Teil seiner Dichtungen ist durch die musischen Wettkämpfe, ein anderer durch die Sitte öffentlich Vorlesungen zu halten, endlich ein Teil durch literarische Brotarbeit hervorgerufen und so Gelegenheitsdichtung im wahrsten Sinne des Wortes. Hierzu ist auch der Pantomimus — wir würden sagen das Ballett — Agave zu rechnen, worin der Tod des Pentheus in der damals beliebtesten Form des Bühnenspieles vorgeführt wurde.

Erhalten ist das große Epos Thebais in 12 Büchern. Schon im Aufbau zeigt sich die Nachahmung Vergils. Die Bücher 1—6 erzählen die Vorbereitung zu den Kämpfen, die Bücher 7—12 die Kämpfe um Theben. Eingeschoben ist die Geschichte der Hypsipyle, die von Buch IV 624 bis zum Schluß des VI. Buches reicht. Nicht mit dem Tod der feindlichen Brüder Eteokles und Polyneikes endet das Epos, sondern mit der Erhebung und Bestrafung Kreons und der Bestattung der Leichen der Brüder. Der Stoff war in der römischen Literatur auch sonst behandelt worden. Zugrunde liegt nicht etwa das alte griechische Epos über den thebanischen Sagenkreis, sondern vielleicht die Dichtung des Antimachos, Hauptquelle aber war die dramatische Literatur. Das paßte auch für den Dichter, dem trotz seines Anschlusses an Vergil und an Homer doch nicht das verhaltene Pathos Vergils, sondern das gesteigerte Senecas verwandt war. Ja, es fehlt auch nicht an Szenen, die in ihrer Grausamkeit noch Seneca übertreffen, so wenn Tydeus von Melanippus besiegt, noch den Kopf seines Gegners sehen will. Kapaneus bringt den Gegner Tydeus', läßt ihm den Kopf abschlagen, um in das Haupt des Getöteten zu beißen und sein Blut zu trinken. Der Götterapparat wird nicht nur benützt, sondern alles geschieht mit Hilfe der Götter, vielfach greifen Personifikationen als Götter in die Handlung ein.

In der Achilleis behandelte der Dichter die Entführung des Achill von Skyros nach Troja durch die List des Odysseus. Um Achilleus vor frühem Tode zu retten, hatte ihn die besorgte Mutter Thetis nach Skyros zum König Lykomedes gegeben, damit er dort mit den Töchtern aufwachse. Freilich Achilleus verliebte sich in die Tochter des Königs Deidamia und sie wurde durch ihn schwanger. Odysseus kam mit Diomedes als Händler verkleidet nach Skyros, Achill wählte die Waffen und verriet sich so; nachdem er dem König seine Liebe zu Deidamia eingestanden, verließ er die Insel. Das Epyllion ist durch die psychologische Motivierung und durch liebevolle Einzelschilderung ausgezeichnet, es bricht innerhalb des zweiten Buches ab. Jedenfalls wäre die Behandlung des um Achilleus sich gruppierenden Sagenstoffes in Epyllien besser gelungen als die an die Komposition die größten Anforderungen stellende Thebais, in der jedoch die eingelegte Geschichte über die Geschicke der Hypsipyle erquickender wirkt.

In der Thebais erklärt der Dichter, aus Begeisterung (calor) geschrieben zu haben. Dieselbe Ausdrucksweise und die Versicherung, daß ihm das schnelle Dichten Freude mache (festinandi voluptas) findet sich in der Einleitung der Silvae (5 Bücher). Eine Gedichtsammlung unter solchem Namen hatte bereits Lukan verfaßt, es war der Ausdruck wohl daher genommen, daß diese Dichtungen naturgewachsen seien wie der Wald. Sie sollten damit von der strengen Kunstdichtung, an die Fleiß zu wenden ist, getrennt werden. Es sind durchwegs Gelegenheitsgedichte, und zwar an den Kaiser und an vornehme Leute. Das erste Buch ist dem Dichter Lucius Arruntius Stella aus Padua gewidmet. Statius versichert, daß er nun, da seine Thebais ediert sei, nicht Bedenken trage, auch kleine, in kurzer Zeit entstandene Dichtungen zu veröffentlichen. Das erste Gedicht auf die Reiterstatue des Domitian und das letzte auf die vom Kaiser gegebenen Saturnalia sind Ehrungen für Domitian. Das 2. Gedicht feiert die Hochzeit des Arruntius Stella mit Violantilla, die Stella selbst unter dem Namen Asteris besungen hatte. Das 3. Gedicht beschreibt eine Villa, das 5. eine Badeanlage, das 4. feiert die Genesung des Rutilius Gallicus. Beachten wir noch, daß im zweiten Buche

ein Papagei besungen wird, ferner der gezähmte Löwe des Kaisers, daß im 2. Buche noch ein Trostgedicht wegen des Verlustes eines Buhlknabens, an Flavius Ursus gerichtet, ein Geburtstagsgedicht auf die Witwe des Lukan, im 3. Buche ein Geleitgedicht, dann ein Trostgedicht, ein Gedicht, weil der Mundschenk des Kaisers zum erstenmal seine Haare geschoren und sie Äskulap weihte, daß im 4. Buch sich drei Gedichte auf Domitian finden, auf sein 17. Konsulat, ferner ein Geburtstagsgedicht und eine Beschreibung der vom Kaiser gebauten Reichsstraße, daß im 5. Buch wieder ein Reisegedicht, ein Gedicht auf den Tod des eigenen Vaters und auf den Tod des eigenen Sohnes, endlich ein Gedicht, in dem der Dichter den Schlafgott bittet, ihm in seiner Krankheit beizustehen: so sehen wir, daß der Dichter zwar in seiner Sammlung darauf ausgegangen ist, durch seine Poesie sich nicht nur die Gunst des Kaisers zu erwerben und die vornehmer Leute, sondern auch aus seinem Leben quellende Poesie bot. Es ist also nicht recht, wenn man Statius nur als Literaten darstellt, der des Verdienstes wegen den Musen diente, sondern es lebte in ihm wohl schon etwas von jener inneren Begeisterung, von der er erfüllt zu sein versicherte. Die ersten drei Bücher sind zwar drei verschiedenen Personen gewidmet, aber wohl in einem Zuge herausgegeben worden. Darnach trat eine Pause ein, denn das vierte Buch berichtet an den als Freund des Quintilian bekannten Marcellus Victorius, daß der Dichter in Neapel ist. Ferner wendet sich der Dichter gegen Angriffe, die er erfahren: „Er soll nur nicht glauben, daß die etwas ausgerichtet haben, die tadelten, wie ich höre, daß ich in solchem Stile schreibe. Erstens ist es überflüssig, einem von einer Sache abzuraten, die bereits geschehen ist, ferner hatte ich viele von diesen Gedichten schon dem Herrn Kaiser gewidmet, und das ist doch noch mehr als eine Sammlung veröffentlichen." „Leichte Dichtung aber darf man nicht üben"; „ja insgeheim", sagt der Gegner; „aber wenn wir uns Faustkämpfe ansehen, wird doch auch noch das Spielen mit dem Balle erlaubt sein". Der Angriff war, wie richtig vermutet wurde (Vollmer), von seiten Quintilians erfolgt (X 3, 17). Vom 5. Buche fehlt in der in Prosa abgefaßten Einleitung die sonst übliche Angabe des Inhaltes, auch ist der Schluß unvollständig. So meine ich denn, daß das Werk aus dem Nachlaß herausgegeben wurde. In den Silvae V 5, 36 gedenkt der Dichter des Beginnes der Achilleis, an deren Vollendung er wohl durch den Tod gehindert war. Er erwähnt ferner ein Epos auf Domitian wiederholt (Thebais I 17, Achilleis I 18, Silvae IV 4, 93): kein Zweifel, Statius plante ein solches Epos. Ein paar erhaltene Verse an Domitian sind kein Zeugnis für dieses Epos, sondern stammen wohl aus dem Lobgedicht über die Feldzüge des Kaisers.

Literatur: Gesamtausgabe von A. Klotz (1908ff.), Teubner. — Ausg. v. J. S. Phillimore (Silvae²) und H. W. Garrod (Thebais, Achilleis), Oxforder Bibl. (1906ff.). — Silvarum libri erklärt von F. Vollmer, Leipzig 1898. — L. Legras, Étude sur la Thébaide de Stace, Paris 1905. — M. Schuster, Bursian J. B. 212. Bd. (1927), 131—144.

TI. CATIUS SILIUS ITALICUS. Er war im Jahre 68 Konsul gewesen und 69 Prokonsul. Im Jahre 101 hatte er durch Hungertod sein Dasein beendet, offenbar um einer Krebskrankheit zu entgehen (Plin. Epist. III 7). Mit dem Stoiker Epiktet stand er in persönlicher Beziehung. Von ihm gibt es ein Epos in 17 Büchern über den 2. Punischen Krieg. Wenn man behauptete, er habe nach Vergils Art eine Aeneis für die historische Zeit geschaffen, so gilt diese Meinung doch nur teilweise; denn Naevius und Ennius hatten bereits historische Stoffe behandelt; man müßte eher sagen, er wollte den von Ennius vom 7. Buch an behandelten Punischen Krieg in moderner Form seinen Lesern bieten. Ennius ist dem Dichter wohl bekannt, er wird von ihm auch einmal im Epos angeführt (XII 393). Nichtsdestoweniger war Vergil das eigentliche Vorbild, dem Silius nachstrebte. Persönlich verehrte er Vergil so sehr, daß er dessen Geburtstag mehr feierte als den seinen. Er ahmt Vergil im einzelnen nach; wie Iuno bei Vergil auf Seite der Feinde der Römer steht, so auch bei Silius. Es gibt bei ihm eine Schilderung der Unterwelt, die Heldenjungfrau Camilla hat ihre Entsprechung in Asbyte II 58; die Komposition ist aber weniger straff als bei Vergil. Der Dichter kennt auch Homer, benützt Ovid und Seneca, Cicero und Sallust, ja auch zeitgenössische Dichter wie den Statius und Martial. Hauptquelle für sein Epos war Livius. Daneben aber benützte er, wie z. B. die Schilderung des Alpenüberganges zeigt, eine annalistische Quelle, vielleicht den Valerius Antias. Bei dem echten Rhetorenschüler finden sich zahlreiche an Livius angelehnte Reden; der Versbau ist nicht geglättet, es gibt viele Verse sogar ohne Caesur. Der Ausdruck ist oft nüchtern und prosaisch. Es fehlt ihm nicht nur das erhabene Pathos des Vergil, sondern auch die Geschraubtheit eines Lukan. Die Natur scheint er gut beobachtet zu haben. Seine Gleichnisse sind gefällig. Jedenfalls ist es rührend zu sehen, mit welchem Eifer der Konsular an der Hand des Livius römische Geschichte in Verse umgoß.

Das Werk beginnt nach einer kurzen Einleitung mit der Gründung Karthagos, setzt aber dann schnell mit den Ereignissen vor Sagunt im Jahre 218 ein (2. Buch). Im 17. Buch wird die Schlacht bei Kannae

geschildert. Ob es berechtigt ist anzunehmen, daß, weil die Annalen des Ennius 18 Bücher hatten, auch Silius sein, gewiß im Alter geschriebenes Werk unvollendet hinterlassen und die Punica auf 18 Bücher berechnet war, erscheint mir zweifelhaft. Seine philosophische Einstellung als Stoiker verrät der Dichter durch das Lob der Virtus (XIII 66, 3) und durch den Wettkampf der Voluptas und der Virtus (XV 18 ff.). Um die Zeit zu bestimmen, da Silius an dem Werke arbeitete, hat man zu beachten, daß er III 597 ff. auf Domitians Sarmater-Krieg (92), XIV 684 auf Nerva anspielt. Zweifelhaft erscheint es mir, ob man Schlüsse daraus ziehen kann, daß in den Büchern 1—6 Minerva nicht hervortritt, vom 7. Buch an sie als römerfeindliche Göttin erscheint. Da Kaiser Domitian diese Göttin besonders feierte, meinte man, es habe der Dichter diese Bücher nicht unter Domitian schreiben oder veröffentlichen können. Silius steht ganz und gar im Banne klassizistischer Neigungen, und nur weil er nicht imstande ist, sprachlich und metrisch vollkommen sein klassizistisches Ideal zu erreichen, gestattet er sich Freiheiten, die Schriftsteller barocker Richtung infolge ihres Kunstwillens zeigen.

Literatur: Texte der Punica von L. Bauer, 1890/92, Leipzig (Teubner); von W. C. Summers (im Postgate-Corpus), London 1905. — F. Bleiching, Spanische Landes- und Volkskunde bei Sil. It. 1929. — M. Schuster, Wien. Stud. 45 (1927), 254ff. — A. Klotz, R. E. III[A] 79—91. — M. Schuster, Burs. J. B. 212, 53 (1927), 125ff.

M. VALERIUS MARTIALIS. Etwa Mitte der 30er Jahre n. Chr. wurde Martial zu Bilbilis in Spanien geboren, und nachdem er in Spanien grammatische und rhetorische Studien betrieben hatte — man denke daran, daß Quintilian Lehrer in Tarraco gewesen war und Bilbilis im Bereiche dieser Stadt lag —, kam er im Jahre 64 nach Rom. Kurze Zeit als Sachwalter tätig, erwarb er später seinen Unterhalt als Klient vornehmer Leute. Er erwarb ein Gut in Nomentum, ein Haus auf dem Quirinal. Dem Kaiser Domitian verdankte er die Erneuerung des ihm von Titus verliehenen sogenannten Drei-Kinder-Rechtes; d. h. er bekam, obwohl Junggeselle, eine Rente wie ein Vater von drei Kindern. Auch hatte er den Rang eines Militärtribunen, d. h. die mit dieser Stelle verbundenen Bezüge erhalten. Aber er fühlte sich doch nicht zufrieden und verließ im Jahre 98 Rom; denn zu Nerva und Trajan gewann er kein Verhältnis, obgleich er sogar Domitian geschmäht hatte. Er kehrte in seine Heimat zurück, wo er durch das Geschenk einer reichen Dame ein Gut besaß. Auch das Verhältnis zu Quintilian, dem er vielleicht seine Ausbildung verdankte, war zeitweilig getrübt; Iuvenal war er durch Freundschaft verbunden. Nach dem Jahre 101 ist er gestorben.

Martial beschränkte sich auf eine Gattung, das Epigramm. Dies war in griechischer Sprache, besonders in alexandrinischer Zeit, diejenige Dichtungsart, in der besonders das eigene Erleben ausgedrückt war, also die Form der Poesie, die wir als eigentlich lyrische bezeichnen. Katull hatte bei den Römern zuvor sich des Epigramms bedient, um seine Selbsterlebnisse, sein Liebesleben, aber auch seine politischen Angriffe in diese Form zu kleiden. Martial kennt die Griechen und kennt die römischen Dichter, besonders Katull, genau. Er ist aber im Gegensatz zu Katull nicht der Dichter des Urerlebnisses, sondern eher des Bildungserlebnisses, womit keineswegs gesagt werden soll, daß er nicht auch vielfach wirklichem Geschehen und wirklichem Empfinden, wenn auch vielfach in Anlehnung an griechische Muster, Ausdruck gibt. Anderseits ist er nirgends nur Übersetzer der Griechen, sondern er weiß von ihnen die Anregungen zu nehmen, den Gedanken gestaltet er aber selbständig und frei. Das ganze reiche Leben ist Gegenstand seiner Poesie; besonders sind es Spottgedichte, die er bevorzugt. Sein Spott ist nicht wie der des Katull persönlich und leidenschaftlich, und so erklärt es sich auch, daß ihn Plinius als anima candida bezeichnet und daß seine Gedichte zwar scharf, witzig, beißend, aber nur selten boshaft sind.

Von den Gedichten hat ein Teil direkt die Form der Aufschriften. Die Epigramme skoptischen Charakters haben ebenfalls ihre Parallelen in der griechischen Literatur, nur sind uns nicht viele derartige Epigramme erhalten. Die Motive sind mannigfacher Art. Er verspottet gewisse Stände, so den Arzt, den Barbier, die Philosophen, den armen Schullehrer, den Rhetor, den Sachwalter, den Maler, besonders oft die Dichter, den Emporkömmling, die Kupplerin, den Parasiten, die Diebe, dann Eigenschaften der Menschen, ihre Dummheit, ihren Geiz, ihre Einbildung, ihre Eitelkeit, ihre Spottsucht, ihre Unsitten, z. B. die

des Küssens bei der Begegnung, ihre Liebesverblendung, überhaupt das Sexualleben; Martial entschuldigt sich zwar, aber macht auch bei den häßlichsten Dingen nicht halt. Sehr richtig ist beobachtet worden, daß es auch bei ihm Stoffe gibt, die rein römisch sind und daher bei griechischen Dichtern gar keine Parallelen finden, z. B. gibt es dort keinen Spott auf feige Soldaten.

Wichtig ist es, daß sich zwischen ihm und anderen Dichtern Übereinstimmungen finden, die nicht nur auf Bildungserlebnisse zurückgehen, sondern auch auf Urerlebnisse, so die häufigen Klagen über das schlechte Leben des Klienten. Die eigenen Lebenserfahrungen sind es, die hier Martial das beobachtende Auge geschärft haben, und manche Typen, die der Dichter aufs Korn genommen hat, erklären sich aus seiner Stellung als Klient. Formal bedient er sich als Mittel, um sein Ziel zu erreichen, der Doppeldeutigkeit, durch die oft dem Ganzen erst ein obszöner Sinn gegeben wird. Ferner, worauf ja bereits Lessing hingewiesen hat, versteht er es, die erregte Neugierde ganz anders zu befriedigen, als der Leser zunächst erwartet. Das Unerwartete wird gesagt. Seltener gebraucht er die Hyperbel und den Kalauer. Im ganzen scheint es, daß der Dichter sich auch theoretisch bildete, denn es ist möglich, die bei ihm aufgewiesenen Gesetze, denen er folgte, in der antiken Kunsttheorie, z. B. bei Cicero und Aristoteles, nachzuweisen.

Die 15 Bücher Epigramme umfassen drei Sammlungen, das 1. Buch (Liber spectaculorum) bezieht sich durchwegs auf die anläßlich der Eröffnung des Kolosseums in Rom vom Kaiser Titus gegebenen Spiele. Das 14. und 15. Buch enthält Xenia, die sich auf Geschenke, die man gab, und Apophoreta, die sich auf Geschenke, die man erhielt, beziehen. Die eigentliche Sammlung der Epigramme umfaßt 12 Bücher (2—13). Die einzelnen Bücher sind gesondert veröffentlicht, aber dann wieder umgearbeitet und in größeren Sammlungen herausgegeben worden. So sind sicher die Bücher 2—8 in einer zweiten Auflage vereinigt worden. Voran geht eine Widmung in Prosa und dann ein Gedicht, aus dem wir erfahren, daß auf dem Titelblatt der Ausgabe das Bild des Dichters zu sehen war. Das 10. Buch war vor dem Tod des Domitian ediert, das 11. Buch, recht obszönen Inhaltes, wurde dann in einer Neuauflage mit dem 10. Buch vereinigt und diese Anthologie dem Nerva überreicht. Dann wurde das 10. Buch noch einmal unter Kaiser Trajan umgearbeitet. Ob das 12. Buch in zweiter Auflage vorliegt, scheint mir nicht fest zu erweisen; in der Einleitung spricht der Dichter nur von einer kleinen Sammlung, die Sammlung enthält 98 Gedichte. Das ist doch wohl kein zu großer Widerspruch. Das Buch stammt aus der Zeit um 101 n. Chr.

Literatur: Text von W. Heraeus, Leipzig (Teubner) 1925. — Kommentierte Ausgabe von L. Friedlaender I, II 1886. — K. Prinz, Martial und die griechische Epigrammatik, I. Wien 1911. — M. Schuster, Rhein. Mus. 75 (1926), 341ff. — O. Weinreich, Studien zu Martial (Tüb. Beitr. 4), Stuttgart 1928. — R. Reitzenstein, R. E. VI 108ff. — M. Schuster, Burs. J. B. 212, 53 (1927), 144—167.

DECIMUS IUNIUS IUVENALIS. Aus *Martialis* XII 18 (ungefähr aus dem Jahre 101 n. Chr.) erkennen wir, daß Iuvenal als Anwalt und Klient sein Leben in Rom fristen mußte. Nach den Zeugnissen aus den Gedichten, zu denen sich noch die in den Handschriften erhaltenen Lebensbeschreibungen gesellen, stammte Iuvenalis väterlicherseits von einem mäßig begüterten Italiker, wohl aus der Stadt Aquinum im Volskerlande. Er verbrachte seine Jugend mit den üblichen Studien in Grammatik und Rhetorik und hatte Militärdienst geleistet. Erst als reifer Mann, nachdem er den Beruf des Sachwalters, und zwar nicht mit großem Erfolge ausgeübt hatte, wandte er sich der Dichtung von Satiren zu, sicher erst nach dem Tode des Kaisers Domitian. Das Jahr 127 n. Chr. hat er noch erlebt, denn er erwähnt den Konsul dieses Jahres (XV 17). Er ist auch nach Ägypten gekommen. Wenn man den erhaltenen Lebensbeschreibungen Glauben schenken darf, ist er in hohem Alter verbannt worden, weil er durch Angriffe auf den Schauspieler Paris (unter Nero oder Domitian) Anstoß erregt hatte. Die Begründung ist gewiß nicht richtig. Auf den Dichter bezieht man, unsicher aber ob mit Recht, die Inschrift C. I. L. X 5382 = Dessau I 2928 B.

Überliefert sind uns vollständig 15 und unvollständig eine, die 16. Satire, in fünf Büchern. In der ersten Satire entwickelt der Dichter ein Programm. Bei den Eindrücken, die das Leben in Rom bietet, sei es nicht schwer, Satiren zu schreiben (30), und selbst wenn die Natur es versage, so mache die Empörung einen zum Dichter, und sei es auch zu einem schlechten (79, 80). Freilich, einem Warner folgend, werde der Dichter nur versuchen, was gegen die gestattet sei, deren Asche die Flaminia und die Latina decke (170, 1). Daß der Satirendichter ein Programm darlegte, hat er bei seinen Vorbildern Lucilius B. 26, 1,

Horaz II 1, Persius I, gelernt. Die zweite Satire geißelt die Sittenlosigkeit der Männerwelt, deren Laster in den grellsten Farben geschildert werden. III. Der Freund des Dichters Umbricius verläßt Rom und setzt dem Dichter die Gründe auseinander: die arge Konkurrenz der Orientalen, die nach Rom geströmt, aber auch der Römer selbst, mache das Leben in Rom für einen Unbegüterten, so auch für den Klienten, unmöglich, dazu komme noch die Unsicherheit der Großstadt. IV. Der Dichter wendet sich gegen den Hof des Domitian und dessen Berater. Ein großer Fisch, der dem Kaiser geschenkt, beschäftigt den Staatsrat; der Beschluß, eine entsprechende Schüssel zu fertigen, ist das Ergebnis der Beratung der weisen und hohen Herren. V ist gegen die reiche Gesellschaft gerichtet, es wird die entwürdigende Behandlung der Klienten geschildert. Gegen die Frauen wendet sich die berühmte Weibersatire VI. Die trostlose Lage der geistigen Berufe bildet den Gegenstand der VII. Satire, die dem Caesar (wohl Hadrian) gewidmet ist. VIII verspottet die Leute, die auf den Geburtsadel pochen, IX enthält einen Dialog: selbst die Unzucht bringe nichts ein. X verhöhnt die törichten Wünsche der Menschen; hier der berühmte Satz 356 *Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano.* XI. Iuvenal lädt einen Freund zu einem einfachen Mahl ein, die gute alte Zeit wird gegenüber dem Luxus der Gegenwart gepriesen. XII. Iuvenal erzählt, daß sein Freund Calvinus einem Seesturm entkommen sei. Er will für die Errettung des Freundes ein Opfer bringen. An Erbschleicherei sei nicht zu denken, denn der Freund sei ja verheiratet und habe drei Kinder. XIII. Der Dichter tröstet den Calvinus, der um eine große Geldsumme betrogen wurde. Der Dieb leide ja mehr, weil ihn das schlechte Gewissen plage. XIV handelt über die verfehlte Erziehung der Kinder: *Maxima debetur puero reverentia* (47). XV wendet sich gegen den religiösen Fanatismus; Ägypter ließen sich sogar in ihrem Glaubenswahn, wie der Dichter selbst gesehen hat (45), bis zur Menschenfresserei hinreißen. Die XVI. unvollständige Satire klagt über die ungehörige Bevorzugung des Militärstandes gegenüber den Zivilisten.

Otto Ribbeck erkannte, daß die Satiren 10, 12, 13, 14, 15 inhaltlich sich wesentlich von den früheren unterscheiden, und meinte, daß sie Iuvenal nicht zugehören, eine Ansicht, die längst aufgegeben wurde und, soweit sie sich auf gute Beobachtungen gründete, nur zeigt, daß eine Entwicklung beim Dichter zu erkennen ist. Auch Umstellungen hat man nicht festzustellen, sondern vielmehr zu erkennen, daß der Dichter in seiner Komposition überaus kühn ist und besondere Vorliebe für Exkurse hat; fast möchte man denken, weil ihm Anmerkungen fehlten. Er ist kühn im Aufbau, scheut sich nicht, durch eine Ideenassoziation angeregt, irgendein lebensvolles Bild hinzustellen, um dann erst wieder im Gedankengange fortzufahren. Seine Art der Komposition erinnert in ihrer offenen, kühnen Form an die Kunst des Barock. Die Satiren zeigen genaue Kenntnis des Lucilius, des Horaz, aber auch der griechischen Popularphilosophie, bieten inhaltlich starke Berührungen mit zeitgenössischen Schriftstellern wie Martial, oder mit sonstigen Schilderern römischer Sitte und Art, so besonders auch mit Seneca. Wenn man aber daraus geschlossen hat, daß der Dichter „Rhetor vom Scheitel bis zur Sohle" sei, so hat man übersehen, daß, wie gerade das Zeugnis des Martial bekundet, der Dichter wirklich aus glühendem Haß über die Zurücksetzung, die er als unbegüterter Mann erfahren mußte, aus Neid gegen die reichen, vornehmen und sittenlosen Menschen losgezogen ist. Der Dichter hat wirklich Urerlebnisse geschildert, wenn auch die Bildungserlebnisse keineswegs zu leugnen sind. Iuvenal ist freilich im Besitze der rhetorischen Kunst. Besonders weiß er seine Satiren pathetisch dadurch zu gestalten, daß er die mannigfachsten Formen der Wiederholung verwendet. So gelingt es ihm, jene Eindringlichkeit zu erreichen, durch die seine Satiren wirklich auf den Leser die größte Wirkung üben. Im Gebrauche von Bildern und Metaphern ist er nicht originell. Die Metaphern aus dem Kriegsleben, aus der Seefahrt überwiegen. Der Satzbau ist nicht gekünstelt, aber stofflich prasselt auf den Leser eine Fülle von Anspielungen nieder, durch die das Verständnis des Dichters schon frühzeitig erschwert wurde.

Es gab schon vor dem Grammatiker Servius (4. Jh.) eine Ausgabe mit Kommentar. Sie ist die Grundlage für jene Scholienmasse, die der Humanist Georgius Valla herausgegeben hat. Der Dichter scheint, wie eine genaue Untersuchung der Textgeschichte ergibt, die Satiren zunächst einzeln veröffentlicht zu

haben, dann selbst eine Neuauflage vorbereitet, jedoch nicht vollendet zu haben. Die postume Ausgabe enthielt gegenüber der ersten neue Fassungen, und so erklärt sich die berechtigte Annahme, daß wir den Text in doppelter Rezension vor uns haben; auch müssen wir in neuerer Zeit gefundene Verse als echt anerkennen. Damit ist auch die Vorherrschaft des Codex Montepessulanus (I) gebrochen.

Literatur: Textausgabe von O. Jahn, F. Bücheler, F. Leo[4], Berlin 1910. — A. E. Housman, Cambridge 1931. — U. Knoche, Die Überlieferung Iuvenals, 1926. — Perret, La transmission du texte de J., Helsinki 1927. — P. Wessner, Scholia in I. vetustiora, Leipzig (Teubner), 1931. — A. Kappelmacher, Studia Iuvenaliana, Diss., Wien 1901. — E. Lommatzsch, Bursian J. B., zuletzt 234. Bd. (1932), 139 f.[1]).

P. CORNELIUS TACITUS.

Entrüstung war es, die nach Iuvenals eigenem Wort seine Verse schuf. Mit wilden, zornverzerrten Gebärden und polternder Unvornehmheit schrie der Satiriker, ein kleinbürgerlicher Parvenü, seine bittere Verachtung und Anklage wider die dem Verfall geweihte Römerwelt hinaus. Fern aller äußerlichen Theaterei, voll strenger Würde und edler Gemessenheit schildert Tacitus wie ein innerlich Vereinsamter die gleichen Menschen, die gleiche Zeit, deren zwingende Tragik er erkennt. Man hat gesagt, das Römervolk habe nur einen Tragödiendichter hervorgebracht und dieser sei ein Geschichtschreiber gewesen: Tacitus. In der Tat ist Tacitus, der bedeutendste, charaktervollste römische Historiker und dabei der letzte unter den großen Unsterblichen echten Römertums, vor allem Künstler: ein überlegener, neue Wege einschlagender Meister der Form, der über alle Mittel und Tönungen der Sprache virtuos verfügt, ein Psychologe und Charakteristiker von ungewöhnlicher Sehschärfe, vor dessen Blick sich die inneren Zusammenhänge und tieferen Wurzeln der Geschehnisse entschleiern. Zwar steht seine Betrachtungsweise im Schatten einer von tiefem Pessimismus umfangenen politischen und ethischen Weltanschauung; aber da es eine vollendete Objektivität der Darstellung, auch der Geschichtsdarstellung, nicht geben kann und sich jedem eigenwüchsigen Geist von selbst verbietet, so wird man diese übrigens in ihrem Kerne damals oft berechtigte Betrachtungsweise vor allem auch als Ausfluß seines Künstlertums zu werten haben. Im übrigen ist es hier wie so oft: wo ein wirklicher Künstler ein Stück Geschichte anpackt und vor uns aufleben läßt, da erfahren wir mehr als durch die emsige und gebundene Bemühung des exakten, nach idealer Sachlichkeit strebenden, seine Quellen restlos ausschöpfenden Forschers. Und wie Tacitus den Geist einer versinkenden Macht und Kultur zu erfassen und den ungeheuren Stoff der Kaisergeschichte in engem Rahmen zu formen weiß, das verrät eine einzigartige dichterische Gestaltungskraft.

Über Tacitus' äußeren Lebensgang sind wir wenig unterrichtet. Wir wissen nicht, wann und wo er geboren wurde, nicht wann, nicht wo er starb. Als seinen Vornamen nennt Apollinaris Sidonius zweimal (*Epist.* IV 14, 1 und 22, 2) *Gaius*, aber nach dem Codex Mediceus I war *Publius* sein Praenomen und das

[1]) Die Darstellung Kappelmachers reicht bis einschließlich Iuvenal (S. 336). Für das Weitere fanden sich keinerlei Aufzeichnungen mehr vor. Es lag im Plane Kappelmachers, die Anfänge und die klassische Periode des lateinischen Schrifttums ausführlich, die spätere Zeit summarisch zu behandeln und hier bloß auf die führenden Gestalten näher einzugehen. Es schien darum, der Anlage des Werkes entsprechend, in erster Hinsicht noch eine eingehende Beschäftigung mit Tacitus und Augustinus und im übrigen eine deutliche Kennzeichnung der weiteren Entwicklungslinien geboten. Da die Stilbetrachtung bei den führenden Schriftstellern bisher die prinzipiellen Unterschiede des klassisch-geschlossenen und des barock-aufgelösten Stils besonders betonte, empfahl es sich um der Einheitlichkeit in der Fortführung willen, diese grundsätzliche Einstellung auch in der folgenden Darstellung, besonders bei Tacitus, Plinius, Fronto, Apuleius, Tertullianus, Lactantius, Hieronymus, Augustinus, Paulinus von Nola, zu berücksichtigen. Vgl. auch das Nachwort des Buches. Mauriz Schuster.

Zeugnis dieser Quelle gilt heute mit Recht als glaubwürdiger. Für die beiläufige Ermittlung seines Geburtsjahres ist eine Briefstelle (VII 20, 3) des jüngeren Plinius von Bedeutung, wo dieser zu Tacitus sagt: „Es muß als eine seltene und merkwürdige Tatsache gelten, daß zwei Männer von nahezu gleichem Alter und Rang (*duos homines aetate, dignitate propemodum aequales*) ... einander in ihren literarischen Arbeiten gefördert haben. Als ich noch ziemlich jung war und du bereits einen berühmten Namen (als Redner) hattest, war es mein sehnliches Verlangen, dir zu folgen und, wenn auch in großer Distanz, der nächste nach dir zu sein und zu heißen." Da nun der jüngere Plinius im J. 61 oder 62 geboren wurde, wird man Tacitus' Geburtsjahr in die fünfziger Jahre zu verlegen haben. Verschiedene Umstände führen auf das Jahr 55. Denn da er unter Titus im J. 80 Quästor wurde, für die Bekleidung dieses Amtes aber das 25. Lebensjahr erforderlich war, so hat dieser Ansatz eine gute Begründung. Plinius' Worte über die nahezu bestehende Gleichaltrigkeit beider Autoren stehen dieser Annahme nicht entgegen; denn im höheren Lebensalter (und in diesem wurde Plinius' Epistel verfaßt) konnten zwei Männer bei einer Altersdifferenz von sechs bis sieben Jahren für beinahe gleichaltrig bezeichnet werden. Zu diesem Geburtsjahre stimmt auch eine Angabe in Tacitus' Rednerdialog (c. 1): er verlegt nämlich dieses von ihm mitgeteilte Gespräch in das Jahr 74/75 und erklärt, daß er ihm als junger Mensch beigewohnt habe (*iuvenis admodum audivi*); Tacitus gebraucht den nämlichen Ausdruck von dem 18—20jährigen Domitian (*Agr.* 7). — Als Geburtsort des Tacitus vermutete man früher die Stadt Interamna (j. Terni) in Umbrien, und die Bewohner dieses Ortes haben ihrem angeblichen Mitbürger im J. 1514 ein Standbild gesetzt; aber ihr Ruhm steht auf schwankendem Grunde. Aus Interamna stammte nämlich der Kaiser Tacitus, der nach einer kurzen Herrscherzeit von etwa zweihundert Tagen von den Soldaten (276) ermordet wurde; nach dem Bericht des unter Konstantin lebenden Schriftstellers Flavius Vopiscus (*Tacit.* X 3) erklärte Kaiser Tacitus, der gleichnamige Historiker sei sein Vorfahre gewesen, und ordnete an, daß dessen Werke sämtlichen Urkundensammlungen des Reiches einverleibt und zur Sicherung ihres Fortbestandes jährlich zehnmal abgeschrieben würden. Da nun Interamna ein Standbild und Kenotaph dieses Kaisers besaß, so galt der Ort bald (freilich ohne jede Gewähr) als Geburtstätte des Geschichtschreibers. Wir wissen nicht einmal, ob der Historiker Tacitus Nachkommen hatte; aber selbst wenn man die Verwandtschaft des späteren Regenten mit ihm gelten lassen wollte, so ist daraus auf seine Herkunft aus Interamna natürlich kein Schluß zulässig. Da er gelegentlich in verächtlicher Weise von einem *municipalis adulter* (*Ann.* IV 3) spricht, wollte man Rom als seine Vaterstadt ansprechen; doch ist auch diese Folgerung nicht zwingend: eingefleischte Großstädter sind nicht immer in Großstädten geboren. Nur beiläufig sei noch erwähnt, daß manche Forscher neuerer Zeit Südgallien für seine Heimat ansehen. Tacitus' Bildungsgang und seine politische Laufbahn weisen deutlich auf eine Abstammung aus angesehener und begüterter Familie hin. Nun erwähnt der ältere Plinius (*Nat. H.* VII 76) einen römischen Ritter Cornelius Tacitus, der unter Vespasian kaiserlicher Rechnungsführer im belgischen Gallien war: in ihm wollte man Tacitus' Vater erkennen. Freilich widersprechen die chronologischen Verhältnisse dieser Hypothese nicht, aber zu ihrer festen Fundierung fehlt, so viel wir sehen, alles.

Als Jüngling verlegte sich Tacitus in Rom mit eifervoller Hingabe auf rhetorische Studien und schloß sich damals, einer alten Sitte folgend, an berühmte Vertreter der Redekunst an. M. Aper und Iulius Secundus, die glanzvollsten Talente auf diesem Gebiete zu Vespasians Zeit, waren seine richtunggebenden Vorbilder. „Ich hörte ihnen fleißig im Gerichte zu und war in ihrem Hause, oder wenn sie ausgingen, stets an ihrer Seite" (*Dial.* 2). Daß auch Quintilian, zu dessen Füßen der jüngere Plinius gesessen hatte, Tacitus' Lehrer gewesen sei, ist an sich denkbar, läßt sich aber nicht erweisen. Denn das Eintreten des großen römischen Rhetors für den Klassizismus und dessen Hauptvertreter Cicero ist in keinem Falle mit dem Ciceronischen Kolorit im Dialogus in Beziehung zu bringen. Aus der vorher ausgeschriebenen Pliniusstelle (*Epist.* VII 20, 3) erfahren wir von dem klangvollen Namen, den sich Tacitus schon früh durch seine Rednertätigkeit machte. Später war er als einer der bedeutendsten Redner seiner Zeit bewundert und es scharte sich ein Kreis junger Leute um ihn, die in seinem Umgange Förderung in der Kunst der Beredsamkeit erstrebten (*Plin. Epist.* IV 13, 10). Diese angesehene Stellung mochte auf den nachmaligen Statthalter Britanniens, Cn. Iulius Agricola, mitbestimmend gewirkt haben, als er dem ungefähr dreiundzwanzigjährigen Jüngling im Jahre 78 seine einzige Tochter zur Gemahlin gab. Die Ehe war allem Anscheine nach glücklich; daß sie kinderlos blieb, geht wohl daraus hervor, daß Tacitus in der Biographie seines im J. 93 gestorbenen Schwiegervaters unter dessen Hinterbliebenen keine Kinder seiner Tochter erwähnt.

Die Verbindung mit Agricolas Familie bedeutete für Tacitus eine hohe Auszeichnung und ebnete ihm die Bahn zu den höheren Würden im Staate. In der Einleitung zu den Historien (c. 1) spricht er davon,

daß seine Ämterlaufbahn unter Vespasian begann, Rangerhöhungen habe er durch Titus, weitere durch Domitian erfahren (*dignitatem nostram a Vespasiano inchoatam, a Tito auctam, a Domitiano longius provectam non abnuerim*): man wird diese Angaben mit Borghesi und Urlichs dahin auslegen dürfen, daß Tacitus unter dem ersten der drei Flavier ein öffentliches Amt im Vigintivirat bekleidete und im Heere als tribunus militum laticlavius diente; Titus ernannte ihn zum Quästor (80), unter Domitian war er zunächst Ädil oder Volkstribun und hernach Prätor (88). In diesem Jahre fanden die römischen Säkularspiele statt, bei denen der Prätor Tacitus als einer der Fünfzehnmänner, denen die Sorge für die sibyllinischen Bücher und andere gottesdienstliche Verpflichtungen übertragen war, mitzuwirken hatte (*Ann.* XI 11). Bald hierauf nahm Tacitus mit seiner Gattin von Rom Abschied (89) und blieb vier Jahre der Reichshauptstadt fern. Die Ursache dieser Abwesenheit ist in Dunkel gehüllt. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er die Verwaltung eines auswärtigen Amtes übernommen hatte: vielleicht wurde er in eine Provinz entsandt, um als Legat den Befehl über eine Legion zu übernehmen. Denn daß er aus Furcht vor dem gefährlichen Despoten Domitian Rom verlassen habe, wie manche meinen, will zu dem Charakterbilde, das wir sonst von Tacitus' Persönlichkeit gewinnen, in keiner Weise passen. Während seines Fernseins von Rom starb sein Schwiegervater Agricola (93). Dieser war im J. 85 nach erfolgreichem militärischen Wirken in Britannien nach der Reichshauptstadt zurückgekehrt, von Domitian ob seines Ruhms beneidet und gefürchtet. Seither hatte er ein stillbescheidenes, zurückgezogenes Dasein geführt und war allem aus dem Wege gegangen, was des Kaisers Haßgefühle hätte mehren können. Dennoch vollbrachte er seine Tage nicht mehr in Sicherheit und nach seinem Tode hielt sich hartnäckig das Gerücht, Domitian habe den ihm mißliebigen hochverdienten Mann durch Gift aus dem Wege räumen lassen (*Agr.* 43). Als Tacitus nach Agricolas Ableben zu dauerndem Aufenthalte nach Rom kam, hatte er als Schwiegersohn eines von Domitian gehaßten Volkslieblings alle Ursache, des Kaisers Mißgunst zu fürchten. Tacitus fügte sich mit Ruhe und Würde in diese peinliche Lage; er vermied es, den Argwohn des rücksichtslosen Tyrannen zu reizen, da jeder Widerstand blutig unterdrückt wurde, und erachtete es für das zweckmäßigste, seinen Weg zwischen starrem Trotz und entehrendem Servilismus zu gehen.

Endlich fiel der letzte Flavier einer Palastverschwörung zum Opfer (96). Ein befreites Aufatmen ging durch die römische Welt: die milde Herrschaft Nervas (96—98) und die segensvolle Regierung des tatkräftigen Trajan (98—117) führten bessere Zeiten heran, in denen — nach einem Wort des Plinius — die Menschen durch ihre Tüchtigkeit nicht, wie früher, zu Gefahren, sondern zu Ehren und Würden gelangten. Unter Nerva erhielt Tacitus die Konsulswürde (97), unter Trajan das Prokonsulat der Provinz Asien. Wann er dieses höchste Verwaltungsamt des Reiches bekleidete, ist nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen (etwa 112): die Tatsache selbst aber ist durch eine Inschrift aus Mylasa in Karien bezeugt, wo die in der ersten Kolumne stehenden Worte *ἀνθυπάτῳ Κορνηλίῳ Ταχίτῳ* eine Datierungsformel darstellen (= *Cornelio Tacito proconsule*). Tacitus hat noch die ganze Trajanische Regierungszeit durchlebt und wird unter der Herrschaft Hadrians (etwa um 122) gestorben sein.

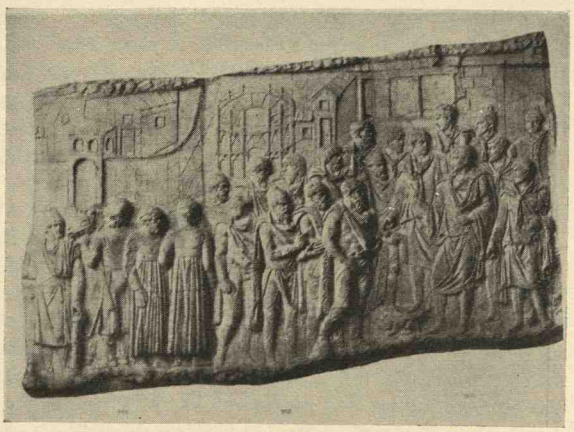
Aus der Zeit, da sich Tacitus als Redner betätigte, seien zwei von Plinius mitgeteilte Leistungen hervorgehoben. Im J. 97 starb der hochgeachtete Verginius Rufus; er war dreimal Konsul gewesen und in den sturmbewegten Tagen nach Neros Hingang hatten ihm die aufständischen Krieger zweimal den Thron angeboten; aber er lehnte dies ab, da das Recht der Kaiserwahl allein dem Senate zustehe. Als ihm nun auf Nervas Anordnung eine öffentliche Leichenfeier veranstaltet wurde, übertrug man Tacitus die ehrenvolle Aufgabe, ihm die laudatio funebris zu halten. „Diese Feierlichkeit machte dem Kaiser, dem Jahrhundert, dem Forum und der Rednerbühne alle Ehre" (*Plin. Epist.* II 1, 6). Besonders glänzte Tacitus' Beredsamkeit auch in der dreitägigen Verhandlung gegen den grausamen Marius Priscus, der sich als Prokonsul von Afrika arger Erpressungen schuldig gemacht hatte (100); Tacitus hatte dem gewandten Verteidiger des Angeklagten zu erwidern und er tat dies mit außergewöhnlicher Redekunst und der ihm eigentümlichen Würde (*eloquentissime et, quod eximium orationi eius inest, σεμνῶς*: *Plin. Epist.* II 11, 17). Diese *σεμνότης* charakterisiert den Redner Tacitus offenbar durchaus zutreffend: denn dies ist ein hervorstechendes Merkmal seiner Eigenpersönlichkeit, wie sie uns in seinen Schriften gegenübertritt. Der Schriftstellerei aber wandte er sich nach altrömischem Brauch, ähnlich wie Sallust, erst zu, nachdem er Konsul gewesen war und seinen Verpflichtungen gegenüber dem Staate genügt hatte.

Zahlreiche Probleme knüpfen sich an Tacitus' Leben, zahlreiche an seine Werke. Lange Zeit tobte der Streit, ob der *Dialogus de oratoribus* wirklich ein Taciteisches Werk sei und ob die Schrift nicht Quintilian, den jüngeren Plinius oder Sueton zum Verfasser habe. Hat man

sich auch in neuerer Zeit so gut wie allgemein für die handschriftlich bezeugte Autorschaft des Tacitus entschieden, so nimmt doch die Kontroverse hinsichtlich der Entstehungszeit des Rednerdialogs und der Erklärung seiner stilistischen Besonderheiten ihren Fortgang. Eine Reihe voneinander abweichender Meinungen besteht bezüglich des eigentlichen Zieles der Monographien *Agricola* und *Germania*. Auch über die ursprüngliche Buchzahl der Historien und der Annalen, die uns beide unvollständig überliefert sind, ist man sich nicht einig; mit aller Heftigkeit prallen die gegensätzlichen Ansichten über Tacitus' Quellen und deren Verwendungsweise, endlich über seine Glaubwürdigkeit im ganzen und die seiner Tiberiusdarstellung im besonderen aneinander.

Als Tacitus' Schwiegervater starb, weilte Tacitus, wie erwähnt, fern von Rom. Er wäre dazu ausersehen gewesen, dem Verblichenen die Leichenrede zu halten. In ihren Schlußkapiteln berührt sich ab und zu mit einer laudatio funebris die Lebensbeschreibung Agricolas (*De vita et moribus Iulii Agricolae*), die er im Jahre 98 veröffentlichte.

Er widmete die Schrift dem ehrenden Andenken des Mannes, der durch sein Leben bewiesen habe, daß es auch unter schlechten Regenten bedeutende Menschen geben könne und daß Selbstzucht und bescheidene Zurückhaltung, wofern nur innerer Drang und Tatkraft beflügelnd wirken, auf Ruhmeshöhen zu führen vermögen, zu denen andere meist nur auf schroffen Pfaden und ohne Nutzen für den Staat durch einen ruhmsüchtigen Tod gelangt sind (c. 42). Das war zur Verteidigung Agricolas gesagt, der Domitian gegenüber, ohne sich zu erniedrigen, eine vorsichtige Haltung eingenommen hatte; auch sein eigenes Verhalten rechtfertigte dabei Tacitus, der in dieser unheilschwangeren Zeit dem Vorbilde des Schwiegervaters gefolgt war (*Ann.* IV 20). Aber dieses apologetische Moment drängt sich nicht in den Vordergrund und darf nur als ein Seitenmotiv untergeordneten Ranges gelten. Ferner läßt sich eine deutliche Mahnung an die Lenker des Staates herauslesen, des römischen Reiches Sicherheit durch Bezwingung der noch nicht gebändigten Nationen herbeizuführen und hiezu Berufene, wie Agricola, nicht aus dieser für das Weltimperium so wichtigen Tätigkeit herauszureißen. Aber in seiner Wesenheit stellt der Agricola eine Gelegenheitsschrift dar, die durch die Pflicht der Pietät veranlaßt wurde; in ihrer Form berührt sich diese Biographie in gewissem Grade mit der von den Griechen ausgebildeten Lobrede (Enkomion), wie sie etwa Xenophon im „Agesilaos", Isokrates im „Euagoras" gepflegt haben. Die Vermutung, ihr panegyrischer Charakter erkläre sich daraus, daß sie als Gegenpublikation auf Schmähschriften entstand, ist durch nichts erwiesen und an sich wenig wahrscheinlich. Mit sicherer Kunst abwechslungsvoll gegliedert, mit literarischem Geschmack pointiert, schildert dieses Buch das Leben eines Staats- und Kriegsmannes, der geschichtlich beachtenswerte Leistungen vollbrachte. Tacitus' Neigung zur Historiographie kündigt sich bereits an und darum ist die Lebensbeschreibung auf zeitgeschichtlichem Hintergrund gegeben; indes kann von einer volleren Entwicklung des historischen Stils noch keine Rede sein. Neben Ciceronischem Einfluß und gelegentlichen Nachwirkungen der durch Seneca aufgebrachten wunderbar knappen und bis aufs Wort überlegten Stilart herrscht Sallusts Weise vor, was sich neben sprachlichen Einzelheiten insbesondere in der Einflechtung von erd- und völkerkundlichen Exkursen, z. B. der Schilderung von Britannien und seiner Bevölkerung (c. 10—12), äußert. Sallusts Werke wurden ja späterhin die Grundlage von Tacitus' historischem Stil. Einer Schilderung von Agricolas Lebensgang (c. 4—9) und der einstigen Römersiege auf britischem Boden (c. 13—17) folgt auf breitem Raume die Darstellung von Agricolas Feldzügen in Britannien während der sieben Jahre, da er im dortigen Lande den Oberbefehl führte;



181. Empfang fremder Gesandten durch Trajan, an der Spitze ein Germane (Bastarner?). Relief von der Trajanssäule in Rom.

er wird dabei als taktisch gewandter Heerführer, besonnener Verwalter und scharfsichtiger Menschenkenner geschildert (c. 18—38). Der Schlußteil (c. 39—46) behandelt Agricolas Abberufung, seine letzten Lebensjahre, sein Ende. Dieses innerlichste Werk des Tacitus, über das sich die warme persönliche Teilnahme des Verfassers für seinen Helden ausbreitet, schließt mit einer dramatisch belebten Apostrophe des Toten und einem Epilog über die Unsterblichkeit. Dieses gleich einem musikalischen Crescendo anschwellende Finale zeigt Tacitus als virtuosen Beherrscher der rhetorischen Kunstmittel; seine Schlußworte mögen hier Platz finden: „Was wir an Agricola geliebt, an ihm bewundert haben, das lebt und wird immerdar leben in fühlenden Menschenherzen, in der unendlichen Flucht der Zeiten, in den Annalen der Geschichte. Wohl hat es viele treffliche Männer der Vorzeit gegeben, über die sich das Dunkel der Vergessenheit so tief gesenkt, als hätten sie nie gelebt in Glanz und Ruhm; Agricola aber, der Nachwelt geschildert und verkündet, wird unsterblich sein."

Agricola war im Jahre 93 verschieden, aber erst kurz nach Trajans Thronbesteigung wurde seine Biographie veröffentlicht; die Worte (c. 44) „Es wäre für ihn (Agricola) ein schönes Erlebnis gewesen, noch das Licht dieser beglückten neuen Zeit zu genießen und einen Trajan auf dem Throne zu sehen" führen zu der Folgerung, daß die Schrift wenige Monate nach Nervas Tode (27. Jänner 98) herausgegeben wurde; daß Tacitus sie erst in dieser Zeit verfaßte, lassen vor allem auch die Einleitungskapitel (c. 1—3) erkennen, wo die Erwähnung der Schreckensherrschaft Domitians zur Rechtfertigung der verspäteten Abfassung des Buches dient. Daß die Schrift nicht bereits früher teilweise aufgezeichnet wurde, lehren diese zwei Stellen: c. 2 *at nunc narraturo mihi vitam defuncti hominis* und c. 3, wo er von seiner anfängerhaften Unbeholfenheit im Stile (*incondita et rudi voce*) spricht, die ihn aber nicht verdrießen solle, in dieser Schrift ein Denkmal der früheren Knechtschaft und ein Zeugnis des jetzigen Glückszustandes zu errichten. Denn fünfzehn Jahre lang war alle aufrechte, wahrheitkündende Schriftstellerei verpönt. Die Stelle, die ein Befreitsein von vieljährigem Druck meldet, zeigt, daß diese Schrift, wenn nicht die erste unseres Schriftstellers (wie wir meinen), so jedenfalls die erste nach dem ein halbes Menschenleben währenden Schweigen war. Der Rednerdialog könnte also, wenn seine Entstehung nicht richtiger nach der Germania anzusetzen ist, nur in der vordomitianischen Zeit geschrieben sein; doch darüber soll noch gesprochen werden.

Mit den einleitenden Kapiteln des Agricola hatte sich Tacitus die Qual des letzten bitteren Erlebnisses, das auf ihm noch mit der Intensität voller Unmittelbarkeit lastete, vom Herzen geschrieben. Diesem Buch ließ er im gleichen Jahre die Germania folgen, deren Stoff durch das gerade damals sehr rege Interesse des römischen Publikums für das unbezwingbare trotzige Germanenvolk nahegerückt war.

Nervas Adoptivsohn und Thronerbe Trajan verweilte zur Zeit, als Nerva starb (Anfang 98), nicht in der Residenzstadt, sondern am Rhein im Grenzgebiete Germaniens und des Römerreiches. Er beeilte sich nicht mit der feierlichen Regierungsübernahme, er hatte wichtigere Aufgaben zu erfüllen: es galt den Grenzschutz gegen germanische Einfälle zu verstärken, Kastelle zu bauen, den von Domitian begonnenen Grenzwall weiterzuführen. Von hier begab er sich zur Inspektion der Legionen und Kastelle an die Donau und fand sich erst nach Abschluß von Friedensbündnissen mit einigen Germanenstämmen im Spätsommer 99 in der Reichsstadt ein. Der umsichtige, vorsorgende Trajan wußte, was er tat; die römischen Massen verstanden ihn nicht und verargten ihm sein Tun; aber ihr Blick war dadurch unverwandt den nördlichen Reichsgrenzen und dem alten Erbfeind zugekehrt, der wiederholt konsularische Heere bezwungen und Quinctilius Varus vernichtend geschlagen hatte. Als guter, echter Römer, mit klugem, vorschauendem Blick begabt, ahnte Tacitus die Gefahr, die dem Bestand von Reich und Nation von diesen kraftvollen Völkerstämmen, den bedeutendsten Widersachern der römischen Weltmacht, drohte. Ja, ein selten vernommener Unterton befriedigter Schadenfreude mengt sich sogar in seine Darstellung, als er von dem durch einen Vernichtungskampf von seiten anderer germanischer Stämme aufgeriebenen Brukterervolke spricht (Germ. 33): „Die Götter haben uns das Schauspiel dieses Kampfes gegönnt: mehr als sechzigtausend sind gefallen, aber nicht durch Römerschwert und Römergeschoß, sondern — ein erhebender Anblick! — uns zur Ergötzung und Augenweide. Möchte doch, das wäre mein Wunsch, ewig bei diesen Völkern dauern, wenn schon nicht die Liebe zu uns, so doch ihr Haß gegeneinander! Kann uns ja, wenn das Schicksal an die Tore des Reiches pocht, das Glück nichts Größeres mehr gewähren als unserer Feinde Zwietracht." An anderer Stelle (c. 37) spricht er nicht ohne einen ironischen Anhauch davon, daß man in jüngster Zeit über die Germanen mehr Siege gefeiert als erfochten habe (*triumphati magis quam victi sunt:* sc. *Germani*);

im gleichen Kapitel erwähnt er die stets erneuten Kriege mit diesen hartnäckigen Gegnern, errechnet eine Dauer von zweihundertzehn Jahren für die bisherigen Kämpfe und schließt mit den Worten: „So lange schon währt die Besiegung Germaniens" (*tam diu Germania vincitur*). Aus dieser Stelle ist die Datierung unserer Schrift herauszulesen: Tacitus zählt 210 Jahre vom Kimberneinfall des Jahres 113 v. Chr. bis zu Trajans zweitem Konsulat, das der Kaiser im J. 98 n. Chr. (also dem Abfassungsjahre der Germania) bekleidete.

182. Wandernde Germanenfamilie. Relief vom Siegesdenkmal von Adamklissi (Dobrudscha).

Über den authentischen Titel dieses Buches besteht keine Sicherheit; er lautet in den Handschriften bald *De origine et situ Germanorum* (so im *cod. Vaticanus*), bald *De origine, situ, moribus ac populis Germanorum* (so im *cod. Leidensis*); in späteren Abschriften erscheinen noch andere, z. T. kürzere Titel. In seiner Eigenart als geographisch-ethnographische Sonderschrift läßt es sich zwar mit keinem anderen Werke des Altertums vergleichen; doch berührt es sich deutlich mit dem übrigen ethnographischen Schrifttum der Antike, das die Griechen als Teilgebiet der Historiographie betrachteten und mit ihr zu verbinden pflegten (Herodotos, Poseidonios, Timagenes). Tacitus hat selbst seinen Schriften erd- und völkerkundliche Digressionen eingefügt (so z. B. im Agricola und im 5. Buche der Historien) und er hatte hierin neben Sallust auch Cäsar als Vorgänger. Der erste Hauptabschnitt der Germania (c. 1—27) ist allgemein gehalten und zieht folgende Sachgebiete in die Betrachtung: Landesgrenzen, Urgeschichte, Rassenphysis, Bodenbeschaffenheit, Bewaffnung, Kampfesweise, Führerschaft, Frauenwelt, Götter und Gottesdienst, Beratungen der Volksgemeinde, Rechtspflege, Wehrhaftmachung und Gefolgswesen, Siedlungen und Wohnungen, Kleidung, Ehe, Erziehung, Sippe und Erbrecht, Fehde und Gastfreundschaft, häusliches Leben, Speise und Trank, Geselligkeit, Gesinde, Ackerbau und Geldverkehr, Bestattungssitten. Der zweite, abschließende Teil (c. 28—46) behandelt die einzelnen Völkerschaften Germaniens unter Hervorhebung ihres Siedlungsgebietes und ihrer Sonderbräuche. Dabei beginnt Tacitus mit den Fremdstämmen in Germanien, den linksrheinischen und im Verbande des Römerreiches lebenden Germanen, geht dann zu den westlichen und nordwestlichen Stämmen, von diesen zu den Sueben in Mitteldeutschland über; dann läßt er jene Suebenvölker folgen, die entlang der Donau siedeln, wendet sich hierauf zu den im Osten wohnenden Volksstämmen (bis zu den Ästiern im baltischen Gebiet) und schließt mit den östlichen Grenzvölkern ungewisser Zugehörigkeit (Wenden und Finnen), die nahe dem Sarmatenland hausen. — Im ersten Hauptteile liest man die berühmten Stellen, wonach die Germanen das bodenständige Urvolk des von ihnen bewohnten Landes seien (c. 2), vom „Barditus" genannten Liedervortrag, der ihren Mut entflammt und aus dessen bloßem Klang sie den Ausgang einer bevorstehenden Schlacht ahnen zu können glauben (c. 3), von ihren drohenden blauen Augen, rotblonden Haaren und gewaltigen Leibern (c. 4), von der Sehergabe der Frauen (c. 7), von ihrer Abneigung, Götter nach Menschenart zu bilden und sie innerhalb der Wände einzuschließen, von ihrer Gepflogenheit, Haine dem Göttlichen zu weihen und mit Götternamen jenes Geheimnisvolle zu belegen, das sie in ihrer Andacht allein schauen (c. 9), von der Ermittlung des Götterwillens durch Baumstäbchen,

die man mit Kerbzeichen versah (c. 10), von der Zubereitung eines aus Gerste oder anderem Getreide gewonnenen Trankes (c. 23). Aber nicht minder zu interessieren vermögen die zahlreichen Seitenblicke auf römische Verhältnisse, wobei Tacitus die sittliche Zerrüttung und zerfallsreife Überkultur Roms mit den schlichten, innerlich gesunden Verhältnissen des kernigen Germanenvolkes in Vergleich stellt. „Dort (in Germanien) lacht niemand über Laster, und verführen und sich verführen lassen gilt dort nicht als Modesache." „Der Kinderzahl eine Schranke zu setzen oder einen Nachgeborenen zu töten, gilt als verruchte Tat und gute Sitten haben dort wirksamere Kraft als anderswo gute Gesetze." Oft ist die Parallele stillschweigend gezogen, die römischen Zustände werden nicht erst ausdrücklich bezeichnet, schweben aber dem Schreiber wie dem Leser klar vor Augen: „In wohlbehüteter Züchtigkeit lebt das (germanische) Weib, unverdorben durch lüstern lockende Schauspiele und sinnenreizende Gastgelage. Geheimer Briefwechsel ist Männern und Frauen unbekannt. Ehebruch ist trotz der zahlreichen Bevölkerung etwas außerordentlich Seltenes. Seine Bestrafung erfolgt sogleich und ist dem Manne überlassen: der Schuldigen schneidet der Mann das Haar ab, reißt ihr die Kleider vom Leibe, jagt sie in Gegenwart der Verwandten aus dem Hause und peitscht sie durch das ganze Dorf. Denn für die Preisgabe der Keuschheit gibt es keine Nachsicht: nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichtum gewinnt der Gefallenen einen Gatten. Noch besser steht es mit den Gemeinden, in denen nur Jungfrauen heiraten und wo mit dem Hoffen und Wünschen der Gattin ein- für allemal abgeschlossen wird: sie erhalten einen Mann, wie einen Leib, wie ein Leben" (c. 19). „Jedes Kind wird von der eigenen Mutter gestillt und nicht Mägden und Ammen überwiesen. Den Herrensohn scheidet vom Sklavenkind keinerlei verzärtelnde Erziehungsweise. Spät erst genießen die Jünglinge der Liebe und deshalb ist ihre Manneskraft unerschöpflich. Auch mit der Verheiratung der Jungfrauen beeilt man sich nicht: darum auch hier die gleiche Jugendfrische, derselbe Hochwuchs. Gleichentwickelt und kraftvoll vermählen sie sich und die Kinder sind das treue Abbild der kraftstrotzenden Eltern" (c. 20). „Mit Kapital zu arbeiten und es durch Zinsen zu vergrößern, ist dort eine unbekannte Sache und dadurch besser hintangehalten, als wenn es verboten wäre" (c. 26). Wer so schrieb, mußte trüben Blickes auf das Treiben der damaligen Römerwelt schauen; doch dürfen die bisweilen sarkastisch anmutenden Gegenüberstellungen nirgends als sittenpredigende Mahnungen aufgefaßt werden. Tacitus war von dem Bestreben geleitet, eine vorurteilslose, der Tatsachenwahrheit gemäße Darstellung zu geben; die Bitterkeit aber, die gelegentlich in den Vergleichen mit römischen Zuständen zu Worte kommt, ist in ihrem tieferen Grunde durch die Bekümmernis veranlaßt, die sich in dem Herzen eines ehrlichen Patrioten regte.

Bis in die neueste Zeit zieht sich die Vermutung, daß Tacitus' Germania eine Tendenzschrift sei. Die einen sehen in ihr eine politische Flugschrift, die auf die Gefährlichkeit dieses Volkes für das Römerreich hinweisen (oder: die Trajans Maßnahmen zur Sicherung der Reichsgrenzen billigen oder eine Vormarsch-Politik gegen die Germanen empfehlen) sollte; andere meinen, Tacitus habe die Germanen den entarteten Römern als nachahmenswertes Mustervolk hinstellen wollen. Diese und ähnliche Annahmen gehen in die Irre. Daß Tacitus kein Idealbild des Germanenvolkes zeichnen wollte, wird aus der Hervorhebung der Schattenseiten altgermanischen Lebens ohne weiteres klar. Soviel Tacitus an den Germanen auch zu bewundern weiß, so hat er doch ihre Trägheit im Frieden, ihre Trunksucht, ihren ungemessenen Hang zum Spiele, ihre dem schrankenlosen Freiheitstriebe entspringende Streitsucht und ihren Mangel an Gemeinsinn ohne Beschönigung geschildert. Daß er manches in allzu rosigem Lichte sah und darstellte, erklärt sich anders. Die Zeiten, da ein genügsames, kraftvolles Römervolk arbeitsam und tatenfroh die Hände regte, waren unwiederbringlich dahin; hochentwickelter Luxus kündete kulturelle Überreife und völkischen Niedergang an. In solchen Zeiten erwacht ein Sehnen nach einfachen, unverkünstelten Verhältnissen (man denke vergleichsweise an Rousseau) und findet sein Ideal in der bedürfnislosen Primitivität urvölkischer Zustände. Überdies stimmt diese Seite der Taciteischen Darstellungsweise vollkommen mit der Idealisierung der Naturvölker des Nordens überein, die uns vielfach in der griechischen und römischen Literatur begegnet. Auch stand Tacitus mit seinem achtungsvollen Staunen vor dieser Nation in Rom nicht allein da; sieht man von der ungewöhnlichen Erregung ab, welche die Varusschlacht hervorrief, so war der Germane in Rom durchaus geachtet und zu Tacitus' Zeit erweckte dieses Volk ebenso das Gefühl der Furcht wie das der Bewunderung. Übrigens pflegt der Bildungsstand der Germanen zu jener Zeit meist unterschätzt zu werden: es darf nicht verkannt werden, daß sie damals bereits eine beachtenswerte kulturelle Höhe erstiegen hatten und eine kulturelle Vergangenheit besaßen; dies hat neuerdings G. Kossinna in seinem Buche über die deutsche Vorgeschichte erwiesen. — Auch die übrigen Ansichten über einseitig tendenziöse Ziele der Germania werden dem Buche nicht gerecht, da sie stets Einzelheiten zur Grundlage verallgemeinern-

der Hypothesen machen. In der Tat waren es, wie eingangs betont wurde, die augenblicklichen politischen Verhältnisse Roms, die diese Schrift ins Leben riefen.

Tacitus' Germania ist unser weitaus bedeutendstes Quellenwerk für die deutsche Frühzeit. Unter Europas Nationen besitzt nur das deutsche Volk eine solche Grundlage seiner Altertumskunde. Freilich hat der absolute Quellenwert dieser Schrift infolge einer wichtigen Erkenntnis der neuesten Forschung eine gewisse Minderung erfahren: E. Norden erbrachte in seinem Buche über die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania den Nachweis, daß auch dieses Werk keine Ausnahme mache von der in der antiken Ethnographie immer wieder geübten Gepflogenheit, Merkmale und Bräuche, die ein Schriftsteller von einem fremden Volk verzeichnet hatte, auf ein anderes mehr oder weniger getreu zu übertragen („ethnographische Wandermotive"). Erst nach einer genauen Sammlung und Sichtung all dieser Motive wird man in vielen Fällen an eine präzise Aussonderung des eigentlich Germanischen schreiten können. Tacitus selbst hat für seine Schrift zweifellos umfassende Studien betrieben und war ernstlich bemüht, wahrheitsgemäß zu berichten. Als literarische Quellen dienten ihm wohl vorzugsweise Livius' 104. Buch, von dem wir aus den *Periochae* wissen, daß sein erster Teil *situm Germaniae moresque* behandelte, ferner das Werk des älteren Plinius über die Römerkriege mit den Germanen; daß er auch Cäsars Gallischen Krieg (VI 21ff.) benützte, zeigt eine namentliche Erwähnung (c. 28, 1) und eine zweite Stelle, wo er Cäsars Angaben, ohne ihn eigens zu nennen, berichtigt (c. 15, 1). Aus eigener Anschauung kannte Tacitus Germanien nicht. Aber die Heerführer, Offiziere und Beamten der am Rhein und an der Donau stehenden Truppen, die auch oft ins Innere des Landes kamen, konnten ihm unmittelbare Mitteilungen machen; ferner dienten Germanen selbst in Rom, bisweilen kamen Gesandtschaften dahin: auch von dieser Seite sowie von römischen Kaufleuten und Händlern mochte ihm mancher brauchbare Stoff zufließen. — In stilistischer und kompositorischer Hinsicht steht die Germania, trotz vieler sprachlicher Schönheiten im einzelnen, nicht auf der Höhe der beiden anderen kleineren Werke des Tacitus. Bedeutend ist hier das dichterische Kolorit der Sprache, die in ihrer bündigen Zuspitzung nicht selten an Senecas Manier erinnert.

In Geist und Fassung verbindet die nächste Schrift, der *Dialogus de oratoribus*, manches mit Tacitus' Erstlingsarbeit. Führte er uns im Agricola das Bild eines Mannes vor Augen, der als ein Muster altrömischer Sittenstrenge und Pflichttreue geschildert war, so versenkt er sich im Rednerdialog in die Betrachtung einer besseren Zeit, die er mit der ganzen Wärme seines patriotischen Empfindens vor uns erstehen läßt. Bot der Agricola einen geschichtlichen Stoff, der mit dem pathetischen Schwung der Rhetorik vorgetragen wurde, so führt der Dialogus ein Thema der Rhetorik in geschichtlicher Betrachtung aus.

Es werden die Ursachen des Niedergangs der Beredsamkeit erörtert. Die Schrift ist angeblich die Wiedergabe eines Gespräches, dem Tacitus als junger Student beigewohnt hat. Es fand im Hause des idealistisch gerichteten Dichters und Redners Curiatius Maternus statt, der seiner sachwalterischen Tätigkeit Valet sagt, um sich fortan der Poesie zu widmen. Im Gespräche selbst, das einen eingehenden Vergleich zwischen der einstigen und jetzigen Beredsamkeit anstellt, stehen sich die Verfechter dieser beiden Richtungen gegenüber. Der Utilitarier M. Aper, der sich in der Gunst des Hofes sonnt und auf dem modernen Forum Lorbeeren einheimst, vertritt den Anwaltstand der Gegenwart und dessen glanzvolle, Gewinn bringende Tätigkeit; er vermag bloß eine Veränderung, nicht aber einen Rückgang der Beredsamkeit zuzugestehen und ergeht sich in scharfen Ausfällen wider die Redner der früheren Ära, vornehmlich gegen Cicero. Nach ihm ergreift ein begeisterter Anhänger der alten klassischen Beredsamkeit, Vipstanus Messalla, das Wort. Die Gründe für den Umschwung in der Redekunst erblickt er in der Entartung der Jugenderziehung und des rhetorischen Unterrichts: während die Jugend der republikanischen Zeit durch bedachte Strenge und angespannte Beschäftigung zu tatkräftiger Arbeit und hingebungsvoller Pflichterfüllung herangebildet wurde, wird jetzt durch Förderung aller niederen Triebe ein der Eitelkeit und Genußsucht huldigendes Strebertum gezüchtet, dem die alten Römertugenden, vor allem Gemeinsinn und Aufopferungsfähigkeit, mangeln. Die eigentlichen Ursachen des Verfalls der einst so hochbewerteten Redekunst, so führen nachher Iulius Secundus und Curiatius Maternus näher aus, liegen tiefer, man muß sie aus der durch die geschichtliche Entwicklung gegebenen Bedingtheit erklären: sie sind in der völligen Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse zu suchen, die mit den grundstürzenden Änderungen im Leben auch die Denkweise verändert haben. Die Kunst der Beredsamkeit konnte sich nur im Freistaate blühend entfalten, freie Redekunst und Kaisertum aber schließen einander aus. Deswegen verdient nach Tacitus'

Anschauung keiner der lebenden Redner diesen Namen mit Recht, vielmehr empfiehlt es sich unter solchen Umständen nicht mehr, die Pflege der Beredsamkeit und den Beruf des Sachwalters zur Lebensaufgabe zu machen. Mit diesen Worten ist auch Tacitus' Entschluß gerechtfertigt, fortan vom öffentlichen Rednerberufe zur stillen Beschäftigung des Geschichtschreibers überzugehen. Dieser Übergang hat dem geachteten Staatsmann und bewunderten Redner einen inneren Kampf verursacht, den das literarische Dokument des Rednerdialogs zumal in seinem Einleitungsteile bezeugt.

Die Schrift ist uns lückenhaft überliefert: es fehlen am Schluß von c. 35 das Ende der Rede Messallas und der Anfang der Worte des Secundus, ferner in c. 40 das Ende der Rede des Secundus und der Anfang der Worte des Maternus. (Beiläufig sei erwähnt, daß manche Forscher die Annahme einer zweiten Lücke mißbilligen.) Sie läßt keine besondere Technik der Dialogführung erkennen, da die einzelnen Gesprächsteilnehmer ihre Meinungen in ausführlicher Rede vortragen; hingegen ist sie durch einen Reichtum schöner Gedanken sowie durch lebensvolle Darstellung und scharf profilierte Charakterzeichnungen der einzelnen Personen (der Realist Aper tritt dem Idealisten Messalla gegenüber, die feingeistige Forschernatur des Secundus der sinnenden Poetennatur des Maternus) besonders ausgezeichnet. Zweifellos gehört sie zu den geistvollsten Erzeugnissen der gesamten Römerliteratur und ist mit Recht ein *aureolus libellus* genannt worden.

Der Stil des Dialogus zeigt in seiner blühenden Ausdrucksfülle und wohlgegliederten Rundung eine unverkennbare Verwandtschaft mit Ciceros Sprache, vornehmlich mit dessen rhetorischen Schriften. Auch die Komposition verleugnet Ciceronischen Einfluß nicht: hier springt die Nachwirkung von Ciceros Meisterwerk *De oratore* in die Augen. Darum wurde der Rednerdialog lange für ein fälschlich unter Tacitus' Namen überliefertes Werk gehalten. Heute finden diese Verdächtigungen keinen Glauben mehr. Man hat eben seither erkannt, daß ein der Rhetorik angehöriger Gegenstand den Stil einer anderen literarischen Gattung erheischte als die Geschichtsdarstellung und es ließe sich als eines unter vielen Beispielen ähnlicher Art anführen, daß der Stil des Plinianischen Panegyricus von dem der Kunstbriefe die äußerste Divergenz zeigt. Dazu kommt weiter noch, daß Cicero es war, der den Stil der wissenschaftlichen Unterredung im lateinischen Schrifttum begründete, so daß sich Schriften des gleichen Genus bis zu Augustinus und dann späterhin bis in die Humanistenzeit diesem Vorbild anschlossen. Ferner weisen auch der Agricola und die Germania ganz beträchtliche stilistische Unterschiede von den beiden großen Geschichtswerken auf; und doch haben eindringende sprachliche Untersuchungen dargetan, daß sämtliche drei kleineren Schriften ihre Geschwisterähnlichkeit untereinander nicht verleugnen, echt Taciteische Stiltönung und dazu alle Kriterien der silbernen Latinität an der Stirne tragen. Im besonderen herrscht im Rednerdialog, gemäß der Nachwirkung Ciceronischer Kunst, die geschlossene Form der Klassik vor, während der Agricola und die Germania, wenn auch in verschiedener Weise, eine Neigung zur barocken Linie merken lassen, die in den Historien und noch mehr in den Annalen geradezu eine Höchstform ihrer Ausbildung erreicht. Der einleuchtendste Beweis für die Echtheit des Dialogus aber ist es, daß der jüngere Plinius in einem Briefe an Tacitus (Epist. IX 10, 2) auf eine Stelle des Rednerdialogs (c. 9; vgl. auch c. 12) ausdrücklich Bezug nimmt: „Und so ruhen denn", sagt Plinius, „die Gedichte, von denen du (d. i. Tacitus) meinst, daß sie in Wäldern und Hainen (*inter nemora et lucos*) am besten gedeihen". Wenn man zur Begründung der Unglaubwürdigkeit eines hier tatsächlich vorliegenden Zitates aus Tacitus darauf hinwies, daß die Redensart *nemora lucique* wiederholt im lateinischen Schrifttum begegne, so möchte ich doch als wichtiges Moment dagegen halten, daß diese sprachliche Wendung bei einer Aussprache des erwähnten Gedankens lediglich an den zwei angeführten Stellen erscheint.

Abschließend noch einige Worte über die Abfassungszeit des Dialogus. Vor allem ist es sicher, daß diese Schrift nicht unter Domitian geschrieben wurde; das ergibt sich aus der Einleitung zum Agricola. Daß sie aber auch nicht in die vordomitianische Zeit zu verlegen ist, lehren die ersten zwei Kapitel des Dialogs selbst, wo Tacitus, auf eine lang, lang vergangene Zeit zurückweisend, davon spricht, daß er als blutjunger Mensch (*iuvenis admodum*) Zeuge dieses Gesprächs gewesen sei, und daß er zwei der Gesprächsführer seinerzeit mit außerordentlicher Lernbegier und mit der leidenschaftlichen Begeisterung der Jugend (*ardore iuvenili*) zu begleiten pflegte. Wer so sprach, mußte bereits in gereiften Jahren stehen, als er dieses Gespräch niederschrieb. Wenn man aber für einen vordomitianischen Ansatz geltend machen wollte, daß der Tenor des Rednerdialogs von der verbitterten und düsteren Seelenstimmung der späteren Werke abweiche, so muß man dagegen einwenden, daß Tacitus' Feder keineswegs in Sonnenlicht getaucht war, als er den Verfall der Redekunst historisch begründete und sich resigniert von ihr abwandte (vgl. Maternus' Rede und Secundus' Ausführungen); zudem geben der Agricola und die Germania — nicht wesentlich anders als der Dialogus — nur ab und zu von trüber Stimmung Zeugnis, ja es lassen sich im Agricola und

Die Trajanssäule in Rom. Erbaut im Jahre 113 n. Chr. Geschmückt mit einem spiralförmig um die Säule sich windenden Relieffries, darstellend die Feldzüge gegen die Darier.

sogar in den Historien Stellen nachweisen, die einer inneren Beruhigung und einer befriedigten Stimmung entsprangen: „Gleich zu Beginn dieser glückseligen Zeit hat Kaiser Nerva sonst kaum vereinbare Dinge, Kaisertum und Freiheit, miteinander zu verquicken verstanden; täglich steigert Trajan die Segensfülle der Gegenwart, und die öffentliche Sicherheit ist kein frommer Wunsch geblieben, nein, sie hat greifbare Form angenommen" (Agr. c. 3; vgl. c. 44). Und am Schlusse der Einleitung zu den Historien spricht Tacitus von dem hohen Glück, das ihm dadurch zuteil geworden, daß er in einer Zeit leben dürfe, in der nicht bloß Gedankenfreiheit, sondern auch Freiheit der Meinungsäußerung besteht (Hist. I 1). — Wenn wir uns für die nachdomitianische Entstehung der Schrift entscheiden, so kann hiefür nur der Zeitraum von 99—103 in Betracht kommen. Manches spricht für die Abfassung in den Jahren 101—102; dies will man aus der Widmung an Fabius Iustus erschließen, der im Jahre 102 *consul suffectus* war. Da die Verleihung der Konsulswürde nachweislich nicht selten zu literarischen Widmungen Anlaß gab, kommt dieser Vermutung ein beachtenswerter Grad von Wahrscheinlichkeit zu. Auf den kompromißartigen Lösungsversuch, wonach Tacitus die Schrift frühzeitig verfaßt, aber viel später nach einer Umarbeitung veröffentlicht habe, wollen wir nicht näher eingehen.

Die Biographie Agricolas und das Buch über Germanien waren für Tacitus wie für seine Leserwelt gleichsam Vorbereitungen zu den später folgenden Hauptwerken, den Historien (*Historiae*) und den Annalen, deren urkundlicher Titel „*Ab excessu divi Augusti*" ist. Die beiden Werke dürfen als ein Ganzes angesehen werden; sie wurden auch im Altertum als solches betrachtet, wobei man die später verfaßten Annalen mit Bezug auf ihren Inhalt vor die Historien stellte; die Bücher des so vereinigten Werkes wurden in fortlaufender Reihe gezählt, was auch noch in manchen alten Ausgaben geschah.

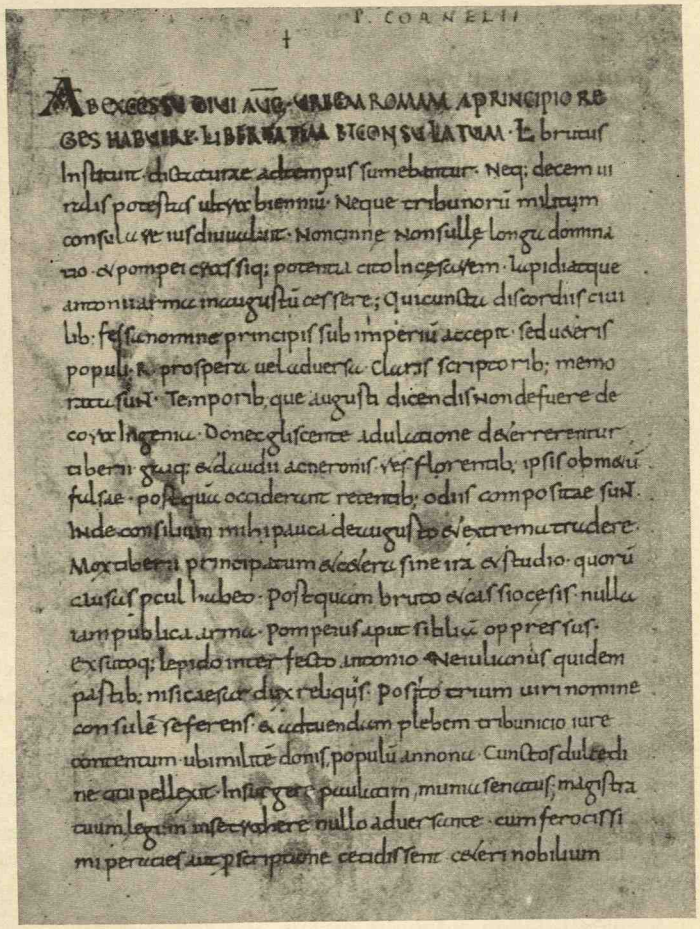
Hieronymus erwähnt in seinem Kommentar zum Propheten Zacharias (III 14), daß Tacitus Lebensdarstellungen der Kaiser nach Augustus bis zum Tode Domitians in dreißig Büchern verfaßt habe. Hievon entfallen, wie im Nachfolgenden noch näher begründet werden soll, auf die Historien vierzehn Bücher. Dieses Werk enthält Zeitgeschichte; es behandelte einen Ausschnitt von etwa achtundzwanzig Jahren (69—96 n. Chr.), die der Historiker selbst als urteilsreifer Mensch durchlebt hat, und zwar die Geschichte des sogenannten Vierkaiserjahres (69) und der flavischen Dynastie (Vespasian, Titus, Domitian). Von dem Werke blieb nur ein Bruchteil erhalten, nämlich die ersten vier Bücher und etwa das erste Drittel aus dem fünften: geschildert ist hier das Ringen der drei von den Soldaten ausgerufenen Kaiser (Galba, Otho, Vitellius) um die Herrschaft, die dabei ihren Untergang fanden, und der Beginn der Regierung Vespasians. Das Erhaltene stellt die Ereignisse der Jahre 69 und 70, aber auch diese nicht bis zu Ende dar; denn das fünfte Buch erzählt Titus' Zug gegen Jerusalem nicht vollständig und die Darstellung des Freiheitskampfes der Bataver unter Iulius Civilis bricht in den Verhandlungen des Römerfeldherrn mit dem Batavерführer (c. 26) ab. Die Historien beginnen mit dem Jänneranfang des Jahres 69; es läßt sich darum vermuten, daß Tacitus mit dieser Schrift ursprünglich eine Fortsetzung des von Fabius Rusticus verfaßten Geschichtswerkes beabsichtigt habe, das die Zeit von Claudius bis Nero behandelte und von Tacitus mit Lob bedacht wird. Im Vorwort des Agricola (c. 3) hatte Tacitus bereits ein größeres Geschichtswerk (eben die *Historiae*) in Aussicht gestellt, worin auch eine Darstellung der Zeit Nervas und Trajans Platz finden sollte. Da aber nach der Vollendung der Geschichte Domitians Kaiser Trajan noch am Leben war, erschien es Tacitus als unpassend, schon jetzt an die Schilderung der Regierungszeit Nervas und Trajans zu schreiten, und deshalb wählte er sich die dem Eingang seiner Historien vorausgehende Epoche der Iulisch-Claudischen Dynastie von Augustus' Tode (14 n. Chr.) an zum Gegenstande der Behandlung. So entstanden die Bücher *Ab excessu divi Augusti*, deren Titel dem Werke des Livius und einem des älteren Plinius (*A fine Aufidii Bassi*) analog gestaltet ist. Wohl bezeichnet Tacitus selbst diese Schrift mehrmals als *annales*, doch nicht, um damit deren genauen Titel anzugeben; er deutet damit lediglich die Art ihrer Anlage, die Ordnung der Vorkommnisse nach dem annalistischen Schema, an. Dieses Werk hatte zum Inhalt die Regierungsgeschichte der letzten Zeit des Augustus, ferner des Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, also die Jahre 14—68 n. Chr., in denen sich die monarchische Willkürherrschaft zu ihrer Höchstform entwickelte. Leider ist uns auch von diesem reifsten Werke des Historikers vieles verloren gegangen; wir besitzen noch Buch 1—4 nebst kleineren Teilen des 5. und dem Hauptteile des 6. Buches, sowie Buch 11—16, jedoch am Anfang und Ende verstümmelt, so daß die ganze Regierungszeit des Caligula fehlt, von der des Claudius der Beginn bis in das Jahr 47 und von der Kaiser Neros die Jahre 66—68.

Hinsichtlich der ursprünglichen Buchzahl der Historien und der Annalen bestehen Meinungsunterschiede: es ist die Frage, ob die Historien zwölf oder vierzehn, die Annalen sechzehn oder achtzehn Bücher umfaßten; denn an der gut bezeugten Gesamtzahl von dreißig Büchern ist nicht zu rütteln. Uns scheinen die Historien aus vierzehn Büchern bestanden zu haben: dafür spricht, daß der erhaltene Teil von mehr als vier Büchern die Ereignisse von nicht einmal zwei Jahren erzählt, während in den Annalen meist die Geschehnisse von drei bis vier, ja noch mehr Jahren in einem Buche berichtet werden. Offenbar hat Tacitus die von ihm selbst durchlebte Zeit der Historien in beträchtlich ausgiebigerer Darstellung vorgeführt, was sich schon psychologisch aus dem naturgemäß stärkeren inneren Anteil des Autors an diesen Ereignissen erklärt, für die ihm wohl auch reichlichere unmittelbare Quellen neben der eigenen Erinnerung zur Verfügung standen: wirkte er doch damals während seiner besten Mannesjahre in hohen öffentlichen Stellungen. Vom sechzehnten Buche der Annalen aber fehlt unseres Erachtens lediglich der Schlußteil dieses unvollständig überlieferten Buches; es hat einige Wahrscheinlichkeit für sich, daß es dem Geschichtschreiber noch vergönnt war, dieses Werk abzuschließen und so dessen Anschluß an den Anfang der Historien herzustellen.

Daß die Annalen nach den Historien entstanden, dafür ist ein vollgültiges Zeugnis vorhanden. Tacitus spricht in den Annalen (XI 11) von einer Feier der Säkularspiele; Augustus hatte das Säkulum zu 110 Jahren gerechnet, während Claudius die Spiele als Festveranstaltung zur hundertjährigen Feier der Gründung Roms betrachtete; und hiezu bemerkt Tacitus: „Die Berechnungsweise beider Kaiser berücksichtige ich hier nicht; denn darüber habe ich ausreichend in den Büchern gehandelt, worin ich die Herrschaft Domitians darstellte." Damit ist auf den Schlußteil der *Historiae* Bezug genommen. Die Entstehungszeit dieses Werkes läßt sich bloß beiläufig vermuten; vorzugsweise hat man aus den beiden sogenannten Vesuvbriefen des Plinius (VI 16 und 20), die beide an Tacitus gerichtet sind und in ihren Schlußteilen auf Tacitus' Historien hinweisen, chronologische Schlüsse gezogen: diese Briefe dürften um 107 geschrieben sein; ferner finden sich in der Plinianischen Korrespondenz nur solche an Tacitus adressierte Episteln, deren Entstehung wahrscheinlich in die Jahre 104—108 fällt; freilich mit einem hohen Grad von Sicherheit läßt sich dies nicht behaupten, da W. Otto die Mommsenschen Aufstellungen zur Chronologie der Pliniusbriefe einer sorgfältigen Prüfung unterzog (1919) und in vielen Punkten zu neuen Ergebnissen gelangte. Trotzdem dürfte dieser Zeitansatz schwerlich arg vergriffen sein. Auch bleibe es hier nicht unerwähnt (was auch für die Dialogdatierung von Belang sein kann), daß das Hinschwinden der *ingenia*, von denen im Dialogus die Rede ist, auch hier wieder betont wird (*Hist.* I 1); dies könnte die Annahme einer Entstehung der Historien bald nach dem Rednerdialog empfehlen. Daß Tacitus an den Annalen jedenfalls gegen das Ende der Trajanischen Regierung zu schreiben begann, unterliegt keinem Zweifel, da Tacitus selbst (*Ann.* II 61) die durch Trajan erfolgte Ausdehnung des Römerreiches bis zum Persischen Meerbusen (im J. 117) erwähnt. Da diese Trajanischen Eroberungen von seinem Regierungsnachfolger bald nach dem Herrschaftsantritte wieder aufgegeben wurden, kann diese Stelle der Annalen nur zwischen 116 und 117 geschrieben sein. — Tacitus trug sich auch mit dem Plane, eine Geschichte Nervas und Trajans zu verfassen, und in der Einleitung der Historien bezeichnet er dieses Thema als eine Aufgabe, die er sich für seine alten Tage vorbehalten habe. Auch Augustus und seine Zeit wollte er behandeln. An der Ausführung dieser Vorhaben hat ihn offenbar der Tod gehindert. Aber die Erwähnung dieser Absichten ist an sich lehrreich: sie sagt uns, daß der Schriftsteller von der Zeit an, da er in der Historiographie seinen Beruf erkannt hatte, sich die gewaltige Aufgabe stellte, die Geschichte des gesamten römischen Kaisertums bis auf seine letzte Lebenszeit darzustellen.

In der Tat erscheint Tacitus in der Charakteristik der Kaisergestalten auf der Höhe der Aufgabe, die er sich gestellt, und auf der Höhe seiner Kunst. Von dem Monarchen und seiner Umgebung gingen, so schien es, alle treibenden Kräfte aus durch die weite römische Welt, Rom war noch immer der Boden, wo die Geschicke der Provinzen bestimmt wurden, freilich nicht mehr auf dem Forum, sondern auf dem Palatium. Wer also das tiefste Wesen dieser Kaisergestalten und das Wachsen und den Wandel der Kaisergewalt zu begreifen und zu gestalten vermochte, dem mußte der große Wurf eines historischen Bildes jener Zeitläufte für alle Nachwelt gelingen. So empfand, in diesem Geiste schrieb Tacitus seine großen Geschichtswerke. Er betrachtete eben alles Geschehen im römischen Weltimperium von der Metropole aus, sah es mit dem Auge des Römers, des altadeligen und seines alten Adels vollbewußten Römers. Dabei übersah er freilich, daß dieses monarchische Rom immer mehr der Vergreisung entgegenwankte, während in den Provinzen ein blühender Völkerfrühling anbrach. Wohl mußte er die jugendlichen, kraftvollen Regungen in den Provinzgebieten, die er doch zum Teil aus Autopsie kannte, wahrgenommen haben: dennoch sagten sie dem eingefleischten römischen Patrizierstämmling nicht viel und drängten ihn nicht zu einer geänderten

Erfassung der die äußere Reichspolitik immer wesentlicher bestimmenden neuen Leitideen. Die einstige völkische Heldenkraft war dahin, mit ihr die Muster altrömischer virtus: eine knechtselige Masse, ein schranzenhafter, vor dem Regenten kriechender Adel waren an deren Stelle getreten. Die neue Regierungsform war allein noch imstande, dem Zusammenbruch des Reiches zu wehren. Wohl erkennt Tacitus mit untrüglichem Gefühl die Notwendigkeit des Prinzipats, aber atavistisch lebt in ihm der altrömische Freiheitsdrang weiter. Die Schreckensherrschaft Neros und seiner unmittelbaren Nachfolger hatte er in seinen Knaben- und Jünglingsjahren erlitten, unter den entwürdigenden Druck des domitianischen Despotismus fielen die Jahre seines kräftigsten Mannesalters. Angesichts solcher Erlebnisse und Erkenntnisse senkt sich das Zerrbild einer hoffnungslosen Zukunft in seine Seele: eine verzweifelnde, schwarzseherische Stimmung bemächtigt sich seiner, die ihn nie wieder völlig freigibt und in sich steigerndem Grade seine großen Geschichtswerke durchzieht.



183. Anfang der Annalen des Tacitus. Älteste überlieferte Handschrift.

„Der Meister darf die Form zerbrechen." Dieses Wort hat für den äußeren Rahmen, in den Tacitus seine historischen Gemälde stellt, keine Geltung, denn er hält der althergebrachten, echtrömischen Anordnungsweise der geschichtlichen Ereignisse die Treue; aber dieses Wort gilt ohne Einschränkung für die sprachlich-stilistische Formgebung seiner Geschichtswerke, besonders der Annalen.

Wohl ist die Darstellung in die einengende Form der annalistischen Schablone gepreßt; und daß er die Fesseln dieser Form nur selten sprengte, die sich der zusammenhängenden Darstellung von geschichtlichen, über mehrere Jahre sich erstreckenden Ereignissen widersetzte, stimmt mit seiner historischen Betrachtungsweise überein, die den Vorgängen der Hauptstadt eine überlegene, ja, die einzig führende Bedeutung zuwies und den Ereignissen außerhalb Roms nur insoweit Beachtung schenkte, als sie auf die Reichsstadt selbst zurückwirkten. In diesem Geiste war alle eigentlich römische Annalistik gehalten. Um aber das künstlerische Moment bei diesem freiwillig übernommenen Zwange nicht verkümmern zu lassen, führt Tacitus bei der Schilderung jahrelang sich gestaltender Begebenheiten die Darstellung innerhalb der einzelnen Bücher stets bis zu einem wichtigen, ein Hauptmoment in der Kette der Geschehnisse ausführenden Abschlusse. Auch läßt er wiederholt einzelne Bücher (daß die Einteilung in Bücher von ihm selbst herrührt, wird aus Hinweisen wie z. B. *in prioribus libris* vollkommen deutlich) mit einem wichtigen Ereignis bedeutsam oder wirkungsvoll ausklingen: so schließt in den Historien Buch I mit Othos Abschied von Senat und Volk, Buch III mit Vitellius' Ende, in den Annalen Buch II mit dem Tode des Befreiungskämpfers Arminius (*liberator haud dubie Germaniae*), Buch VI mit dem Ableben des Tiberius, Buch XI mit der Ermordung der sittenlosen Messalina, Buch XII mit Kaiser Claudius' Vergiftung, Buch XIV mit

dem tragischen Lebensende der Kaiserin Oktavia, das XV. mit der Entdeckung und dem Ende der gegen Neros Leben gerichteten Pisonischen Verschwörung; man wird vermuten dürfen, daß das unvollständig erhaltene fünfte Buch mit Sejans Sturze schloß. Mit ähnlicher Technik werden die Buchanfänge gestaltet. Diese kunstmäßige Abrundung der Bücher setzt Tacitus im kleinen fort, indem er auch die einzelnen Buchkapitel meist zu geschlossenen Bildern ausgestaltet und diese nicht selten mit einem gewichtigen Worte oder Satze einleitet und mit einem bedeutenderen inhaltlichen Ruhepunkt oder einer feinsinnigen Sentenz abschließt, die den Leser zum Weitersinnen einlädt. Diesem Zug nach Abrundung gesellt sich ein Streben nach knapper, präziser Rede zu. Wie Tacitus uns die Luft jener bewegten Zeiten zu atmen gibt, ohne epischbreite Schilderungsmanier, gleichsam pointillistisch, indem er wie manche Maler unserer Spätzeit die Farbentöne ungemischt nebeneinander setzt, damit sie des Beschauers Auge aus gemessener Entfernung zu einem um so stärkeren Gesamteindruck verbinde, das verrät einen mit ungewöhnlicher Gestaltungskraft begabten Techniker, erfüllt von feinem dichterischen Empfinden. Dichterisch gefärbt ist auch Tacitus' Sprache, besonders mit Vergil verbindet ihn manch Wesentliches seiner Darstellungskunst. So die erlesene Diktion, so das dramatische Element der Erzählung. Eindrucksvolle, in sich geschlossene Bilder werden vor uns entrollt, die mit spannender Dramatik in die Seele greifen. Die Gestalten einer Messalina, einer Agrippina, eines Sejan haben durch sein Wort Atem und unvergängliches Leben erhalten. Sein Tiberius, sein Nero sind mehraktige Tragödien, in denen wechselnde Helden die Szene beherrschen, Tragödien, mit ihren gattungsmäßigen Kunstmitteln gebaut, mit effektvollen Steigerungen, Retardationen, Zwischenspielen. Um die Ursachen der einzelnen historischen Geschehnisse zu enthüllen, sucht Tacitus vor allem die inneren Gesetze aufzuzeigen, nach denen sich die allgemeinen Verhältnisse und die Charaktere der Kaiser und anderer geschichtlich hervortretender Personen entwickeln mußten. Es ist ein inniges Kulturempfinden, dem diese vertiefte Weltbetrachtung ebenso wie der stets erneuerte Drang entspringt, sich in jede individuelle Psyche einzuschmiegen und die menschliche Seele wie ein Tuch in allen ihren Falten aufzudecken. In seiner Virtuosität, die geheimsten Triebfedern des Handelns seiner Gestalten bloßzulegen, erzwingt dieser scharfsichtige Psychologe unsere Bewunderung auch da, wo uns eine mit der Zeit besser erkannte historische Realität zu anderer Auffassung führt.

Der Stil der beiden Geschichtswerke, in den Annalen bis zur Manieriertheit und Bizarrerie weitergebildet, ist vollendete eigenpersönliche Kunstsprache: kein Römer hat je so gesprochen, kein anderer je so geschrieben. Die geistige Befruchtung kam hier vornehmlich aus Sallust; daß sie mehr im Grundsätzlichen (in der Ausdrucksprägnanz, in poetischen Tönungen, in unruhvoller, alle Inkonzinnitäten fördernder Abwechslungstendenz) aufzuspüren ist, nicht aber in handgreiflichen Nachahmungen, spricht von der dichten Struktur und dem starken Individualismus dieser Sprachkunst. Tacitus schreibt eben in seinen Hauptwerken seinen eigenen Stil.

Dieser Stil ist bezeichnet durch äußerste Straffheit und Konzentration. Die Sprache ist bei aller Differenzierung, bei unverkennbarem Hinneigen zu den Besonderheiten der silbernen Latinität, stark wie gehämmert, in ihrer oft zu sprachschöpferischen Kühnheiten greifenden Präzision von packender Wucht. Sie scheint von dem Bestreben eingegeben, die gedankenreiche Darstellung in die lapidare Form inhaltgesättigter Inschriften zu fassen. Es ist, als ob sich Tacitus in den Werken, die seiner großangelegten, ernsten Geschichtsauffassung Ausdruck leihen, nur an denkende, bei der Lektüre gleichsam geistig mitschaffende Leser wenden wollte. So verzichtet er mit Vorliebe darauf, die gedankliche Verbindung der Sätze durch verdeutlichende Konjunktionen anzuzeigen, geht allen herkömmlichen Wendungen als abgebrauchten Redeweisen aus dem Wege, umschreibt sogar eingebürgerte Fachwörter und Kunstausdrücke mit sublimer Bravour und fragt nicht im mindesten darnach, ob sich darunter nicht die Klarheit und Verständlichkeit seines Wortes mindere. Auch die Gesetze der von den rhetorischen Meistern gepflegten und empfohlenen Klauselrhythmik und ihre sonstigen Lehren anerkennt er, nunmehr der Erzmeister des barocken Stils, so wenig, daß er seine Annalen gewissermaßen ostentativ mit einem Satze beginnt, der hexametrische Form trägt. Und wenn er sich gelegentlich auffallend schlichter Ausdrücke bedient, so liegt der Grund hiefür darin, daß diese einfachen Worte in der von Tacitus gebotenen Fügung dennoch neu und ungewöhnlich sind: ihre scheinbare Einfachheit ist durchaus bewußte Kunst. In diesem eigenartigsten Stil des lateinischen Schrifttums hat der bedeutendste römische Historiker seine bedeutendste Arbeit niedergelegt. Dieser Diktion gerecht zu werden, würde einen Übersetzer ehren: wir kennen keine einigermaßen gelungene Nachbildung dieser beiden Hauptwerke in einer der Weltsprachen.

Den Aristokraten Tacitus spornen starke völkische Impulse; dem Adeligen bedeutet der Senat, dem Römer Rom alles. Als Römer ist er ein Wirklichkeitsgläubiger und Wirklichkeitsschilderer, dessen Denken keiner abstrakten Ideenwelt zugekehrt ist. Heilig sind ihm die großen Römer der Vergangenheit, die althergebrachten Sitten, heilig das Vaterland; ihm zu dienen, sein Wohl zu fördern, ist ihm die eigentlichste Mannesaufgabe. Abstammung, Blut, Rasse erscheinen ihm als Schicksal; so mischt sich in seine Weltanschauung ein fatalistischer Einschlag. Zwar ließen ihn die düsteren Zeiten seiner Jugend und seines Mannesalters nicht am Vorhandensein der Götter zweifeln, wohl aber der epikureischen Ansicht zuneigen, daß die Himmlischen am Erdengeschehen keinen Anteil nehmen. Als echter Römer ist er auch stoischer Weisheit Freund. „Es bleibt mir eine Frage, ob die Geschicke des Menschendaseins durch das Fatum und die unerbittliche Notwendigkeit oder durch den Zufall bestimmt werden" (*Ann.* VI 22). „Je mehr ich die Geschehnisse der Gegenwart und Vergangenheit überdenke, desto klarer wird es mir, daß der Zufall mit den irdischen Vorgängen sein Spiel treibt" (*Ann.* III 18). Trotz solcher Gedanken behält Tacitus den Glauben an einen freien menschlichen Willen. Dieser kompromißbereiten Lebensauffassung entspricht sein staatsbürgerliches Denken und Verhalten; auch hier entschließt sich der Republikaner, der unter den Monarchen Staatsdienste leistete, zu einem Ausgleich, der seine *virtus Romana* unangetastet läßt (Ann. IV 20).

Es ist ein eigenartiges Doppelziel, das Tacitus in der Geschichtschreibung zu erreichen strebt: Wissenschaftliche Wahrheitsforschung und dramatische Kunstwirkung. Daß er ehrlich um die Erkenntnis der Tatsachenwahrheit und Geschehnisursachen ringt, daß sein *sine ira et studio* eine aufrichtige Absicht ausspricht, unterliegt keinem Zweifel. Aber der innerlich tieferregte Künstler, der nach außen hin, auch in der Sprache, allenthalben die eigene Leidenschaft vornehm niederzwingt, mußte notwendigerweise mit der kühlen Objektivität des Tatsachenforschers in Konflikt geraten. Durch dieses starke Hervortreten seiner persönlichen Auffassung und ethischen Bewertung des historischen Stoffes sowie der innerlichen Teilnahme an ihm unterscheidet er sich von Thukydides, der mit einer Ruhe, die jenseits von Gut und Böse steht, die Ereignisse betrachtet und beurteilt. So gewinnt Tacitus' Darstellung eine eigenartige Färbung, es durchzieht sie, wie ein begleitender Unterton, eine fortwährende Reihe von Empfindungen. Auch die Darstellungskürze ist bei Tacitus anderer Art als bei Thukydides. Thukydides' Kürze entspringt dem Streben nach dem bestimmtesten und treffendsten Ausdruck, während er im übrigen die Vorgänge mit ihren Anlässen, Umständen und Folgen sorgfältig und eingehend verzeichnet; Tacitus eilt über die Einzelheiten meist rasch hinweg, kennzeichnet die Ereignisse mit kurzen, festen Zügen, und rückt neben dem geschichtlich Bedeutsamen diejenigen Tatsachen in den Vordergrund, in denen sittliche Momente vorwalten. Viel erörtert ist die Frage, ob Tacitus' Urteil über Tiberius jene vorurteilsfreie Sachlichkeit zeige, die er in der Einleitung seiner Annalen versprochen hatte. Daß er das Bild des Tiberius allzu düster gemalt hat, steht außer Frage; ebenso sicher ist, daß ihn dabei keine Willentlichkeit, keine bewußt entstellende Absicht geleitet hat. Es ist das Recht, ja die Pflicht des bedeutenden Historikers, der niemals ein bloßer Tatsachenaufzeichner sein kann, die Beweggründe des historischen Geschehens und die Charakteristiken der leitenden Gestalten so zu geben, wie sie sich seinem forschenden Geiste erschließen. Dabei kann er im einzelnen irren, und die größten Geschichtsforscher lassen in Motivdarstellungen und Charakterauffassungen dann und wann Verzeichnungen erkennen. Ist aber etwa Mommsens Cäsarcharakteristik trotz gewisser scharfsinniger Fehlgriffe nicht eine Meisterleistung zu nennen? Die Ursache, die Tacitus zu seiner pessimistischen Beurteilung des Tiberius führte, läßt sich leicht erkennen. Sie ist in des Kaisers späterer Entwicklung zu einem harten, argwöhnischen, willkürgeleiteten Machthaber zu suchen: da lag es für den verbitterten Mann, der unter Domitians Schreckensregiment seine besten Jahre hinbringen mußte, psychologisch nahe, die allmähliche Wandlung in Tiberius' Wesen zu übersehen; nun ließ sich Tacitus durch seine quellenmäßig erarbeitete Gesamtauffassung dieser Persönlichkeit bestimmen, gewisse in die früheren Jahre der Regierung des Tiberius fallende historische Vorkommnisse, die er aber sachlich genau und unverfärbt mitteilt, in einer für den Monarchen ungünstigen Beleuchtung erscheinen zu lassen. Beispiele hierfür sind zahlreich zur Hand; wir wollen uns auf einige wenige beschränken. Tiberius war es um eine unparteiische Rechtsprechung zu tun; aber es bestand die üble Gepflogenheit, daß sich römische Richter bei der Urteilsfällung durch die Fürsprache einflußreicher Leute in ihrer Entscheidung beeinflussen ließen. Tiberius erschien darum bei Gerichtsverhandlungen, nahm aber ganz bescheiden in einer Ecke des Tribunals Platz, um des Prätors Autorität nicht zu verdunkeln. In des Kaisers Gegenwart scheute sich der Richter, Rechtsbeugungen zu begehen und mancher hochgestellte oder reiche Mann erhielt so seine vollgemessene, gesetzliche Strafe. Dieses anerkennenswerte Tun des Monarchen trifft auf Tacitus' Widerspruch: durch Tiberius' Vorgehen sei der Freiheit der Richter Abbruch geschehen (*dum veritati consulitur, libertas corrumpebatur*: *Ann.* I 75).

Als der Kaiser Germanicus' Verdienste im Senat rühmend hervorhebt, zweifelt Tacitus ohne nähere Begründung an der Ehrlichkeit dieses Lobes (I 52); überhaupt ist er innerlichst der Überzeugung, der Kaiser sehe mit Neid auf Germanicus' Erfolge und stehe allen seinen Handlungen und Taten mißgünstig gegenüber (I 62). So wird in dem Drama „Tiberius" dieser junge, sympathische Held der natürliche Gegenspieler zu dem kaiserlichen Bösewicht. Wurde Tiberius in den tiefsten Schatten gestellt, so ergießt sich in Tacitus' Gemälde über Germanicus eine Überfülle sonnigsten Lichtes. Und die Parallelisierung dieses jungen Römers mit Alexander dem Großen (II 73) ist vom überschäumenden Temperament einer Künstlerseele diktiert und will nicht mit dem Maßstab kühler Voraussetzungslosigkeit nachgeprüft werden.

In der Art der Quellenbeschaffung und Quellenbenützung folgte Tacitus wohl im wesentlichen dem Beispiele seiner Vorgänger auf dem Gebiete der Geschichtschreibung. In den Historien berichtete er den Hauptteil der geschichtlichen Vorgänge nach eigenen Erlebnissen, nach den ihm zugänglichen Urkunden und nach den Mitteilungen und Aufzeichnungen von Freunden und ihm bekannten Leuten, die an den geschichtlichen Ereignissen jener Zeit unmittelbar oder mittelbar beteiligt waren. Von der Treue und dem Fleiße, womit hier Steinchen für Steinchen zusammengesucht und zusammengestellt wurde, gewinnen wir einen zulänglichen Begriff aus den zwei Episteln des ihm befreundeten jüngeren Plinius über die Vesuvkatastrophe. Dieser erwähnt hier ausdrücklich Tacitus' Wunsch (*Epist.* VI 16, 1 und VI 20, 20), für sein Geschichtswerk Näheres über die damaligen Vorfälle zu erfahren. Als Senatsmitglied war Tacitus über die Zustände in den Provinzen unterrichtet, ferner konnte er in die Protokolle über die Senatssitzungen sowie in die Amtsberichte der Statthalter Einblick nehmen, auch die Tagesliteratur mochte ihm einiges Verwendbare zutragen. Endlich gab es manches geschichtliche Quellenwerk, das er stofflich verwerten konnte: so bezeichnet er selbst die Geschichtsbücher des Vipstanus Messalla und die Annalen des älteren Plinius als seine Quellenschriften. Hingegen erklären sich gewisse stilistische Konkordanzen mit Plutarchs Biographien des Galba und Otho aus der Benützung einer gemeinsamen Quelle. — Für die Annalen war Tacitus wohl fast ausschließlich auf schriftliche Quellen angewiesen. So wie die früheren Geschichtschreiber der Römer bei der Darstellung vergangener Zeiten meist einem oder einigen Quellenautoren folgten und das Hauptgewicht auf die kunstmäßige Stoffgruppierung und Stilisierung legten, dürfte es im wesentlichen auch Tacitus hier gehalten haben. Die Jahrbücher des älteren Plinius, die Geschichtswerke des Cluvius Rufus und Fabius Rusticus scheinen die wichtigsten Quellen seiner Annalen gewesen zu sein, für deren ersten Teil er unter anderen auch die Memoiren der Agrippina und Claudius' Regierungsjournale eingesehen haben wird.

Die Bedeutung der Taciteischen Schriftstellerkunst hatte als einer der ersten sein Freund, der jüngere Plinius, erkannt. In einem seiner an Tacitus gerichteten Kunstbriefe (VII 33) spricht er es aus: „Ich ahne es und meine Ahnung wird mich nicht trügen, daß deinen Historien die Unsterblichkeit beschieden ist." Aber das Echo, das Tacitus' Werke weckten, war im Altertum wenig bedeutend. Einige Male werden in den nächsten Jahrhunderten nach seinem Tode Stellen aus seinen Büchern angeführt; der Historiker Ammianus Marcellinus schreibt in seiner uns nur teilweise erhaltenen Geschichte der Kaiser (von Nerva bis Valens) eine Fortsetzung der Taciteischen Hauptwerke; auch Orosius hat ihn für seine christliche Weltgeschichte herangezogen. Von da an legte sich immer mehr Vergessenheit über Tacitus' Werke. Erst in der Karolingerzeit hören wir wieder von ihm, als in der Klosterbücherei zu Fulda eine Handschrift seiner gesamten literarischen Arbeiten auftaucht. Auf diesen einzigen Kodex, der nach dem 11. Jh. verschollen ist, gehen die späteren Handschriften zurück. Wenig hätte gefehlt, so wären wir um den Besitz der Werke des größten römischen Historikers gekommen. Die ersten sechs Bücher der Annalen wurden zu Beginn des 16. Jhs. in dem westfälischen Kloster Corvey aufgefunden und im Jahre 1508 nach Rom gebracht, wo sie bald nachher (1515) gedruckt wurden. Von da gelangte die Handschrift nach Florenz und fand hier dauernde Aufnahme in der berühmten Biblioteca Mediceo-Laurenziana (*cod. Mediceus* I). Besitz der nämlichen Bibliothek ist die Handschrift, die den auf uns gekommenen zweiten Teil der Annalen (XI—XVI) und Buch I—V der Historien enthält (*cod. Mediceus* II). Die drei kleineren Werke (Agricola, Germania, Dialogus) sind uns in späten Handschriften überliefert, die aus einem im 10. Jh. angelegten, jetzt verlorenen Kodex des Klosters Hersfeld (*cod. Hersfeldensis*) stammen. Ihn brachte Enoch von Ascoli im Jahre 1455 nach Italien, wo die Germania zum ersten Mal im Druck erschien (Venedig um 1470). Aus dieser Zeit schreibt sich der Anfang der wissenschaftlichen deutschen Vorzeitforschung her, und bereits im Jahre 1497 liest der von Kaiser Maximilian nach Wien berufene Humanist Konrad Celtis daselbst das erste Kolleg über Tacitus' Germania.

Bedeutend war die Nachwirkung, die Tacitus' Annalen auf die neuzeitliche Dichtkunst übten; vornehmlich hat er die Dramendichter inspiriert. Hier mögen bloß einige Namen Platz finden: P. Corneille (Othon

1665), J. Racine (Britannicus 1669), J. M. Chénier (Tibère 1806); V. Alfieri (Ottavia 1779); J. Grosse (Tiberius 1874), M. Greif (Nero 1875), A. v. Wilbrandt (Nero 1876); vgl. auch E. Geibels „Der Tod des Tiberius" (1856).

Literatur: Text v. C. Halm - G. Andresen[5] (Teubner) I 1926, II 1928. — Kommentare: Agricola v. Gudeman[2] 1914; Germania v. Schweizer-Sidler, erneuert v. Schwyzer[8] 1923; v. Fehrle 1929; v. Reeb 1930; Dialogus v. John 1899; v. Gudeman[2] 1914. Ab excessu divi Augusti v. Nipperdey und Andresen[2] 1915 und 1918; v. Draeger-Heraeus-Becher (4.—8. Aufl.) 1914—1930. Historiae v. Wolff und Andresen[2] (1914; 1926). — A. Draeger, Über Syntax und Stil des Tacitus[3] 1882. — L. Schwabe, R. E. IV 1566—1590. — H. Drexler, Bursian J. B. (1913—1927) Suppl. 224 (1929). — E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania[3], 1923. — Ders., Die antike Kunstprosa I[3] (1915) 321 bis 343. — R. v. Pöhlmann, Die Weltanschauung des Tacitus[2] 1913. — P. Joachimsen, Tacitus im deutschen Humanismus, N. Jb. 27 (1911), 697ff. — R. Reitzenstein, Tacitus und sein Werk: Neue Wege zur Antike IV 1929, 1—32. — W. Kroll, Studien zum Verständnis der röm. Lit. (1924), S. 369 bis 382. — W. Capelle, Zu Tacitus' Archäologien I.—III., Philologus 84 (1928/29), 201ff. — M. Schuster, Tacitus und der jüngere Plinius, Wien. Stud. 46 (1929), 234ff. — A. Kappelmacher, Zur Abfassungszeit von Tacitus' Dialogus, Wien. Stud. 50 (1932), 121ff. — B. Hardinghaus, Tacitus und das Griechentum, 1932.

C. PLINIUS CAECILIUS SECUNDUS. Tacitus' aufrichtiger Bewunderer und Freund, der jüngere Plinius, stellt sich uns in seinen feuilletonistischen Kunstbriefen (*Epist.* II 14, 9) als Schüler Quintilians vor. Der große Rhetor hatte bekanntlich einer Erneuerung der klassizistischen Richtung in der Poesie erfolgreich das Wort geredet und sein Kampf gegen Senecas umstürzende Prinzipien im Prosastil war nicht ohne Wirkung geblieben. Auch der jüngere Plinius, der den Klauselrhythmus streng beachtet, zeigt ein starkes Hinneigen zu wohlabgerundeter Periodisierung, zu konzinnen Fügungen, zur geschlossenen Stillinie Ciceros. Aber doch nicht mit voller Gleichmäßigkeit. Die Kennzeichen der silbernen Latinität machen sich bei ihm hin und wieder deutlich geltend: er hatte als Jüngling auch einen Verkündiger der neuen Tendenzen gehört, den Rhetor Nicetes Sacerdos (*Epist.* VI 6, 3). Und so trägt Plinius' Sprache manchen Zug und manche Spur dieser Richtung an sich: daher der Reichtum an Sentenzen, das dichterische Kolorit, der beliebte Gebrauch des Abstraktums (auch im Plural) für das Konkretum, die Verwendung seltener Figuren, die Vorliebe für geistreiche und gesuchte Antithesen, die Veränderung herkömmlicher Konstruktionen. Dieses Zugeständnis an die modernen Strömungen kann bei einer die mittlere Linie liebenden Natur wie Plinius nicht wundernehmen.

C. Plinius Caecilius Secundus wurde zu Novum Comum im Transpadanischen Gallien geboren. Beim Ausbruche des Vesuv (79 n. Chr.) war er nach seinem eigenen Zeugnisse (*Epist.* VI 20, 5) achtzehnjährig; als sein Geburtsjahr ergibt sich demnach das Jahr 61 oder 62 n. Chr. Sein Vater starb früh. Daß sein Oheim (der durch seine Naturgeschichte bekannte ältere Plinius), der den Neffen durch sein Testament adoptierte, bei der erwähnten Eruption des Vesuv den Heldentod als Forscher fand (wie unser Schriftsteller selbst meinte: VI 16, 19), entspricht übrigens dem heutigen Forschungsstande nicht mehr. Aus der bezeichneten Epistelstelle selbst läßt sich herauslesen, daß der korpulente ältere Plinius, der in seinen letzten Jahren an schwerem Asthma litt, einem Herzschlage erlegen ist. Der jüngere Plinius entstammte einer wohlbegüterten Familie. Er hatte von der väterlichen und mütterlichen Seite große Besitzungen geerbt und hieß mehrere reizend gelegene, mit allem Komfort ausgestattete Landgüter sein eigen, auf deren Verschönerung er eifrig bedacht war (II 17, V 6, IX 7). Aber wenn ihn auch die herrlichen Villen zu behaglichem Lebensgenusse locken mochten, suchte er doch sein Glück in einer reichen Tätigkeit. Zwar hielt er es als Römer für billig, daß der Mann seine beste Kraft dem Staate widme, und betrat darum die politische Laufbahn; aber diese Beschäftigung gewährte ihm keine vollkommene Befriedigung. Auch die Anerkennung, die ihm seine Gerichtsreden eintrugen, genügte seinem Ehrgeiz nicht. Literarisches Schaffen galt ihm für das edelste Tun und nur der Ruhm, den er auf diesem Gebiete erntete, bereitete ihm den Genuß unbegrenzter Freude (V 8, IX 23). — Die reichlich fließende Hauptquelle für Plinius' Lebensverhältnisse sind seine Briefe, deren Angaben überdies durch einige inschriftliche Aufzeichnungen ergänzt werden,

184. Das Forum von Pompeji, im Hintergrund der Vesuv.

die aus seiner Vaterstadt kommen. So sind wir über seinen äußeren Lebensgang (ähnlich wie bei Cicero) vorzüglich unterrichtet. Zunächst widmete er sich dem Militärdienste und weilte als *tribunus militum* bei der dritten gallischen Legion in Syrien; von da nach Rom zurückgekehrt, wandte er sich dem Staatsdienste zu. Unter Domitian erlangte er die Quästur (89), und zwar war er nach seiner eigenen Angabe *quaestor imperatoris*, d. h. ein Beamter des Hofes, dem vor allem die Aufgabe zufiel, schriftliche Anträge des Kaisers dem Senate zur Kenntnis zu bringen. Er hatte sodann eine ganze Reihe von Ämtern inne, bis er in der zweiten Hälfte des Jahres 100, als Trajan zum drittenmal Konsul war, die konsularische Würde erhielt. Schließlich wurde er vom Kaiser durch die Übertragung eines Vertrauenspostens ausgezeichnet: er wurde Statthalter der Provinz Bithynien (etwa 111—113), was zu einem reichen Briefwechsel zwischen ihm und Trajan Veranlassung gab. Diese Privatschreiben an den Kaiser sind die letzten Nachrichten, die wir über Plinius' Leben besitzen. Die genauere Zeit seines Todes ist nicht bekannt. Bei seiner schwächlichen Natur, von der uns seine Briefe berichten (II 11, 15. X 17, 1; 18, 1), scheint er kein hohes Alter erreicht zu haben. Wahrscheinlich hat ihn der Tod ereilt, noch ehe er aus der Fremde zurückgekehrt war (um 113). — Plinius war dreimal verheiratet; doch blieben sämtliche Ehen kinderlos. Der letzten Gemahlin, Calpurnia, die er mit zärtlicher Liebe verehrte (VII 5), tut er wiederholt Erwähnung. Seinen Angehörigen erwies er sich als warmfühlender Berater, seinen Freunden bewahrte er unverbrüchliche Treue, seinen Untergebenen begegnete er mit Wohlwollen und humaner Gesinnung. Die Sklaven, die in seinem Hause die Rechte des freien Bürgers genossen, behandelte er wie gute Freunde und ließ ihnen alle Pflege zuteil werden, wenn sie erkrankten (V 19, VIII 16). Ja, er stand ihnen gelegentlich sogar mit seinem Vermögen zur Verfügung. Auch seinem Heimatorte wendete er reiche Schenkungen zu und war ein freigebiger Förderer aller guten Zwecke.

Schon in seinem neunzehnten Lebensjahre trat Plinius als Gerichtsredner auf. Er wurde alsbald ein gesuchter und gefeierter Sachwalter. Als solcher hat er in Zivilprozessen vor dem Zentumviralgericht und in großen Kriminalprozessen vor dem Senate eine Reihe von Reden gehalten. Wenn diesen Verhandlungen auch eine große Zuhörerschar beiwohnte, so war der Teilnehmerkreis seinem Wirkungsstreben doch stets zu klein. Darum entschloß sich der eitle Mann, seine Prozeßreden nach peinlich-sorgfältiger Aus-

arbeitung, wozu er sich meist von seinen Freunden förderliche Vorschläge erbat, zum Gegenstande öffentlicher Vorlesungen (*recitationes*) zu machen. Nach neuerlicher Feilung und Sichtung wurden dann diese Reden, die bei dieser Bearbeitung bisweilen inhaltliche Zusätze erfuhren, in Buchform der Öffentlichkeit übergeben.

Von den sechzehn dieser Buchreden ist nur der an Trajan gerichtete Panegyricus erhalten. Darin spricht Plinius dem Kaiser den Dank für die ihm verliehene Konsulswürde aus. Er hat diese Rede im Senate vorgetragen (1. September 100) und sie hernach zum Zwecke der Veröffentlichung einer Bearbeitung unterzogen (III 13). Wir erfahren von ihm selbst, daß sie bei dieser stilistischen Revision auch beträchtliche Erweiterungen erfuhr (III 18, 1f.). Der Panegyricus verbindet mit der Danksagung eine verherrlichende Schilderung des Herrschers und seiner Taten.

Obgleich der Schriftsteller, dem Charakter der Prunkrede entsprechend, oft in künstlichen Schwulst und gezierte Überladenheit verfällt, ferner beim Lobe Trajans die Farben allzu licht und bei der Herabsetzung Domitians allzu dunkel mischt, so bildet diese Rede doch eine wichtige Quelle für die Geschichte jener Epoche. Es kommt ihr aber auch literarhistorische Bedeutung zu. Sie stellt das einzige vollständig erhaltene Denkmal römischer Beredsamkeit seit Cicero dar und verfehlte auch auf das spätere lateinische Schrifttum ihre Wirkung nicht. Denn als die späteren gallischen Redner in der Zeit von Diokletian bis Theodosius der verherrlichenden Prunkrede besondere Pflege angedeihen ließen, war Plinius' Panegyricus ihr vielbenütztes und getreulich nachgeahmtes Vorbild: er hat eben diese salbungsvolle literarische Gattung ins Leben gerufen. Darum wurde die Plinianische Schrift mit den Werken dieser Redner („*Panegyrici*") vereinigt. Durch die Erhaltung dieser Sammlung haben wir das in stilistischer Hinsicht von Plinius' übriger Schriftstellerei beträchtlich abweichende, Ciceronisches Pathos weit überbietende Werk überkommen; in den Handschriften, die seine Kunstbriefe bieten, ist es nicht enthalten.

Plinius war zeitlebens ein Freund der Dichtung. Freilich war es ein verspäteter Liederfrühling, den er als Konsular im Alter von mehr als vierzig Jahren erscheinen ließ; das Büchlein trug den schlichten Titel „Elfsilbler" und versuchte sich offenbar in Katullnachahmung. Diese Verse fanden, wie uns ihr Verfasser selbst ruhmredig erzählt, den Weg in die breite Öffentlichkeit; sogar Griechen lasen sie und manche Hellenen lernten diesen lyrischen Ergüssen zuliebe Lateinisch (VII 4). Noch eine zweite Liederernte brachte er heim; sie bestand aus Gedichten verschiedener Metren; er las daraus im Freundeskreise vor. Ob auch diese Sammlung veröffentlicht wurde, erfahren wir nicht. Aber soviel man aus dem Wenigen, das sich davon erhalten hat, sehen kann, belebte diese harten, ungelenken Verse kein echtes Dichterfeuer; ohne Zweifel war es Plinius (ähnlich wie Cicero) versagt, im Liede sein Bestes oder auch bloß Gutes zu geben.

Plinius' Hauptwerk ist die von ihm selbst veranstaltete und geordnete Sammlung seiner Briefe in neun Büchern. Sie sind wohl größtenteils, wenn nicht ausschließlich, in nachdomitianischer Zeit verfaßt und die Ausgabe lag zweifellos abgeschlossen vor, ehe Plinius als kaiserlicher Legat nach Bithynien ging. Dieses Werk enthält aber nicht etwa Privatbriefe, die, lediglich für befreundete Empfänger bestimmt, in formeller und inhaltlicher Hinsicht völlig anspruchslos wären. Plinius' Briefe sind vielmehr für einen größeren Leserkreis geschrieben und der Gedanke an die Publikation hat auf ihre Fassung vollen Einfluß gehabt. Mancher dieser Kunstbriefe erweckt immerhin den Eindruck, daß er aus einem Privatschreiben hervorgegangen sei; und dies ist in der Tat nicht unmöglich. Jede dieser literarischen Episteln bildet ein sorgfältig überdachtes, abgerundetes kleines Kunstwerk. Plinius behandelt innerhalb eines Briefes so gut wie niemals mehr als einen Gegenstand, um die Einheit der Kunstschöpfung zu wahren. Der Inhalt der mit feiner Beobachtung und bisweilen mit vielem Temperament geschriebenen Brief-Feuilletons umfaßt die mannigfaltigen Gebiete des damaligen römischen Lebens.

Wir gewinnen Einblick in das literarische Getriebe, in die Arbeitsmethode antiker Schriftsteller (VII 17, 20, 23), wir hören von Vorlesungen schriftstellerischer Produkte im Freundeskreise und vor großen, öffentlichen Auditorien (I 13, V 17, VI 15), von der Verquickung literarischer Arbeit mit stillem Naturgenuß (I 6, IX 10). Aufschlußreich sind die Briefe über die Anlage römischer Villen, wobei die Gesichtspunkte komfortreicher Einrichtung und landschaftlich-schöner Lage im Vordergrunde standen (II 17, V 6, IX 7);

fesselnd die naturgeschichtlichen Briefe, z. B. über den Quell Clitumnus (VIII 8) und über den Vadimonischen See (VIII 20); berühmt die beiden Briefe über den Vesuvausbruch (VI 16 und 20), herzlich und pietätvoll die Kennzeichnung der Schriftstellerei und Lebensgewohnheiten des älteren Plinius (III 5). Reiches Licht fällt auf das öffentliche Leben: wir lesen vom Treiben auf dem Forum, im Gerichtssaal (II 14, V 9), von Prozessen aller Art, darunter von Verhandlungen gegen erpresserische Provinzstatthalter (II 11, III 4 u. 9, IV 9). Endlich erzählt uns Plinius gern und viel von seinen persönlichen und familiären Angelegenheiten. So wird das ganze Werk zu einer unschätzbaren Urkunde der schöngeistigen, gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse in der Trajanischen Zeit.

Die Herausgabe des Werkes erfolgte nach und nach; wahrscheinlich wurde immer eine Gruppe von je drei Büchern veröffentlicht. Im Einleitungsbrief des ersten Buches erklärt Plinius, er habe die Briefe ohne Rücksicht auf deren zeitliche Abfolge so zusammengestellt, wie sie ihm gerade in die Hand fielen. Wir dürfen hier eine sachliche Korrektur vornehmen: die Anordnung der einzelnen Briefe ist nicht vom Zufalle, sondern von dem Streben des Schriftstellers nach einer künstlerisch geschmackvollen Abwechslung veranlaßt. Vom Kunstbrief zum Gedicht ist nur ein Schritt (man denke übrigens an Ovids *Heroides*); jedenfalls gibt es kein prosaisches Genre, das der Lyrik so nahe käme wie gerade die Epistel. So ist es denn nicht verwunderlich, daß Plinius' Kunstbriefe das gleiche Anordnungsprinzip erkennen lassen wie das hellenistische Gedichtbuch, das durch feinste Berechnung in der Gruppierung einem Ermüden des Lesers vorzubeugen strebt; in verwandter Weise sind Horaz', Tibulls, Properz' Gedichte angeordnet. Hingegen nahm der Schriftsteller auf die chronologische Folge der Episteln in der Tat wenig Rücksicht und so erscheinen in den späteren Büchern ab und zu Briefe aus sehr früher Zeit; gelegentlich bezieht er sich in einer späteren Epistel auf eine frühere, bereits publizierte (IX 19, 1 und VI 10).

Außer diesen Kunstbriefen ist uns nahezu vollständig der Briefwechsel erhalten, den Plinius während seiner bithynischen Statthalterschaft mit dem Kaiser Trajan geführt hat. Hier lesen wir wirkliche Privatbriefe, die vom frischen Hauche der Unmittelbarkeit durchweht sind.

Diese Schreiben, die man ohne rechten Grund den neun Büchern der literarischen Episteln anzugliedern pflegt, dürfen als Muster zweckmäßigen Geschäftsstiles gelten: Knappheit, Sachlichkeit, Klarheit des Ausdruckes sind ihre hervorstechendsten Merkmale. Schon das Fehlen jedes Strebens nach stilistischem Glanz ist das sicherste Kriterium dafür, daß Plinius diese brieflichen Mitteilungen nicht zur Veröffentlichung bestimmt hat; man fand sie nach seinem Ableben vor und edierte sie ohne Änderung. Wir erfahren hier von Trajans unermüdlicher, pflichttreuer Sorge für die Provinzen und gewinnen ein lebensvolles Bild vom Arbeitsfeld der römischen Verwaltung. Man merkt bald, daß der versonnene Literat Plinius ein recht schwaches Verwaltungstalent und kein sonderliches Verständnis für den Geist der Massen besitzt; in allen wichtigeren, vom gewohnten Geleise sich irgend entfernenden Fragen erbittet er voll zimperlicher Unentschlossenheit Trajans Rat. Die kurzen kaiserlichen Reskripte hingegen lassen den weiten Blick des Regenten erkennen, der sich als fein beobachtender Massenpsychologe zeigt und in allen Regierungsangelegenheiten mit überlegener Sicherheit seine besonnenen Weisungen erteilt. Hier lesen wir den berühmten Brief, worin Plinius den Herrscher um Verhaltungsmaßregeln gegenüber den Christen ersucht, die vom römischen Kaiserkult nichts wissen wollen (*ad Trai.* 96), und Trajans vorsichtige und verhältnismäßig humane Erwiderung (97). Diese vertrauensvolle Korrespondenz zwischen dem Monarchen und seinem Statthalter belehrt uns deutlicher als alles andere über den vollständigen Umschwung in den literarischen Voraussetzungen: die gewaltsame Niederhaltung geistiger Regungen war nunmehr beseitigt, dem Schriftsteller war wieder ein freies Wort ermöglicht.

In der Entwicklung des lateinischen Schrifttums kommt nicht bloß dem für die spätere Zeit richtunggebenden Panegyricus des Plinius beachtenswerte Bedeutung zu, sondern auch seinen Kunstbriefen. Der von ihm begründeten Art der literarischen Prosaepistel war ein starkes Nachleben beschieden: sie ist das Vorbild für die reichlich gepflegte Epistolographie der späteren Jahrhunderte geworden; von bedeutenderen Literaten waren Symmachus und vor allem Apollinaris Sidonius seine gelehrigen Schüler.

Plinius' Kunstbriefe sind in drei handschriftlichen Familien überliefert; die wertvollste Tradition ist die des Mediceus (M) und Vaticanus (V), die nur geringe Interpolationsspuren zeigen. Weit stärkere Eingriffe von seiten glättender Korrektorenhände weist die Klasse auf, welcher der Beluacensis (B), der

Florentinus (F) und das im Jahre 1922 veröffentlichte Morgan-Fragment (sechs Blätter einer um 500 geschriebenen Unzialhandschrift) angehören; letzteres hat bloß textgeschichtliche, aber keine textkritische Bedeutung. Der aus später Zeit (15. Jahrhundert) stammende Dresdensis (D), der Hauptvertreter der 3. Handschriftengruppe, wurde bisher zu Unrecht unterschätzt. — Für den Briefwechsel mit Trajan sind wir auf eine Abschrift und zwei alte Ausgaben (16. Jahrhundert) angewiesen, die sämtlich auf einen Pariser Kodex zurückgehen. — Der Panegyricus ist uns mit den übrigen Panegyrici (des 3. und 4. Jahrhunderts) erhalten und hat dieselbe Überlieferung wie sie.

Literatur. Ausg. von E. T. Merrill 1922 (mit ausführlichem Apparat). — Krit. Ausg. von M. Schuster 1933 (Bibl. Teubneriana). — A. Klotz, Studien zu den Panegyrici Latini, Rhein. Mus. 66 (1911), 513ff. — J. Mesk, Zur Quellenanalyse des Plinianischen Panegyricus. Wien. Stud. 33 (1911), 71ff. — W. Otto, Zur Lebensgeschichte des jüng. Plinius. Sitz.-Ber. der Bayr. Akad., philos.-philol. u. hist. Klasse, 10. Abh., München 1919. — M. Schuster, Studien zur Textkritik des jüng. Plinius, Wien 1919. — G. Carlsson, Zur Textkritik der Pliniusbriefe, Lund 1922. — R. Meister, Zur Frage des Kompositionsprinzips in den Briefen des jüng. Plinius. *Χάρισμα*, Wien 1924 (S. 27ff.). — A. M. Guillemin, Pline et la vie littéraire de son temps. Paris 1929. — M. Schuster, Burs. J. B. 221 (1929, II), 1—63.

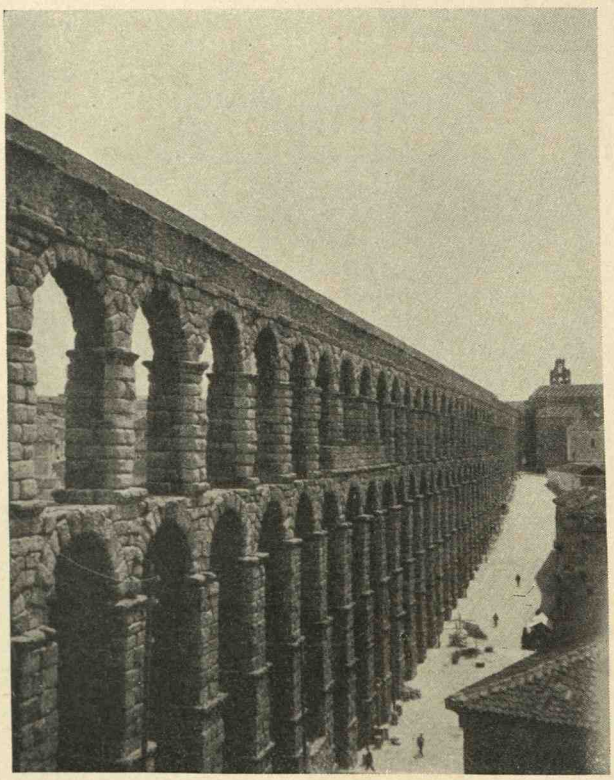
SCHRIFTSTELLERNDE ZEITGENOSSEN DES TACITUS UND JÜNGEREN PLINIUS. „Es gibt schwerlich einen Freund literarischer Tätigkeit, der nicht auch mein Freund wäre", sagt der jüngere Plinius von seinen Zeitgenossen zu Rom (*Epist.* I 13, 5). In der Tat erfahren wir aus seinen Briefen zahlreiche Namen von Literaten jener Zeit, Martial und Iuvenal steuern weitere Nachrichten über das damalige Schriftstellerwesen bei. Vor allem gab es in jenen Tagen nicht wenige gebildete Männer, denen das Versemachen ein schöner Zeitvertreib dünkte; die meisten dieser Dilettanten schrieben Kurzgedichte, gewöhnlich in den Maßen der katullischen Lyrik, andere versuchten sich in Epen oder dramatischen Dichtungen. Besondere Beachtung verdient dabei die Tatsache, daß sich manche dieser Möchtegerne in ihren Versprodukten neben der lateinischen Sprache auch der griechischen bedienten, manche ausschließlich griechisch dichteten. Sie berühren sich in dieser Hinsicht bereits mit vielen unter Hadrian schaffenden Autoren (S. 358). Der gutmütige, leicht entflammte Plinius zollte mehreren von ihnen Lob; indes hat der Strom der Zeit nahezu alles hievon, ohne daß wir es zu bedauern brauchten, hinweggeschwemmt. Als Elegiker versuchte sich ein Nachkomme des Properz, C. Passennus Paullus, der es dem großen Vorfahren gleichtun wollte und auch mit Horaz in der Odenpoesie wetteiferte (*Plin. Epist.* VI 15, IX 22); als Nachahmer des Calvus und Katull suchte Sentius Augurinus zu glänzen (IV 27); nach lyrischem Lorbeer langte auch der vornehme Vestricius Spurinna (III 1): einige ihm zugeschriebene Gedichte (*Riese, Anth. Lat.* II 336ff.) sind als späteres Machwerk erkannt; mit epischen Plänen trug sich Caninius Rufus, der den Dakerkrieg in griechischen Versen darzustellen gedachte (VIII 4); Verginius Romanus machte es Vergnügen, Lustspiele zu schreiben, wobei er anfangs Menander, später den Dichtern der alten attischen Komödie folgte (VI 21); Arrius Antoninus, der Großvater des Kaisers Antoninus Pius, verfaßte griechische Epigramme und Possen in jambischem Versmaß (*mimiambi*), wovon Plinius einiges ins Lateinische übertrug (IV 3); auch von einem Satirendichter, namens Turnus, hören wir (*Mart.* VII 97, XI 10), doch rührt die ihm beigelegte *Indignatio in poetas Neronianorum temporum* nicht von ihm her; Pompeius Saturninus begnügte sich nicht mit seinen lyrischen Tändeleien, sondern betätigte sich auch im historischen Fache (*Plin. Epist.* I 16). — Die Zahl der in ungebundener Rede schreibenden Literaten dieser Epoche war allem Anscheine nach gleichfalls nicht gering; bevorzugt scheint die Geschichtschreibung gewesen zu sein. C. Fannius hinterließ ein unvollendetes Werk über die letzten Schicksale der von Nero Getöteten und Verbannten (*Plin. Epist.* V 5); Titinius Capito schrieb über das Ende berühmter Männer (VIII 12); Arulenus Rusticus und Herennius Senecio veröffentlichten Lobschriften auf Männer von unbeugsamer republikanischer Gesinnung (Thrasea Paetus und Helvidius Priscus) und wurden so Opfer ihres Freimutes (I 5). — Eine stattliche Zahl von Namen berühmter Redner hat Plinius in seinen Episteln verewigt; es führte zu weit, auch nur mehrere davon zu nennen. — Als Vertreter der Jurisprudenz unter Trajan seien zunächst Neratius Priscus und P. Iuventius Celsus angeführt: sie waren „Proculianer", d. h. Anhänger einer von Licinius Proculus eifrig vertretenen rechtswissenschaftlichen Richtung, deren Begründer der unter Augustus lebende Jurist M. Antistius Labeo war; der von ihnen in gewissen Punkten abweichenden Partei der „Sabinianer" (nach Masurius Sabinus benannt, der die von C. Ateius Capito zu Augustus' Zeit begründete Richtung vertrat) gehörte Iavolenus Priscus (vgl. *Plin. Epist.* VI 15) und wohl auch Titius Aristo (I 22) an. — Endlich hat die bei den Römern sehr geschätzte Feldmeßkunst, die besonders für die Ackergesetzgebung und für militärische

Arbeiten von Wichtigkeit war, auch nach Frontinus (S. 329) ihre literarischen Vertreter hervorgebracht. Zunächst verdient hier Hyginus erwähnt zu werden, der von dem gleichnamigen Verfasser der mythologischen Chrestomathie (S. 300) zu unterscheiden ist. Er schrieb zu Trajans Zeit ein aus drei Teilen bestehendes gromatisches Werk, das unter anderem über die gesetzlich erlaubten Grenzen (*de limitibus*) handelte. Ein Handbuch der Vermessungskunde für Feldgeometer, zu dessen Quellen auch Euklid gehört zu haben scheint, verfaßte Balbus, der von späteren Gromatikern viel zitiert wird. Fachschriften derselben Gattung rühren von M. Iunius Nipsus und Siculus Flaccus her.

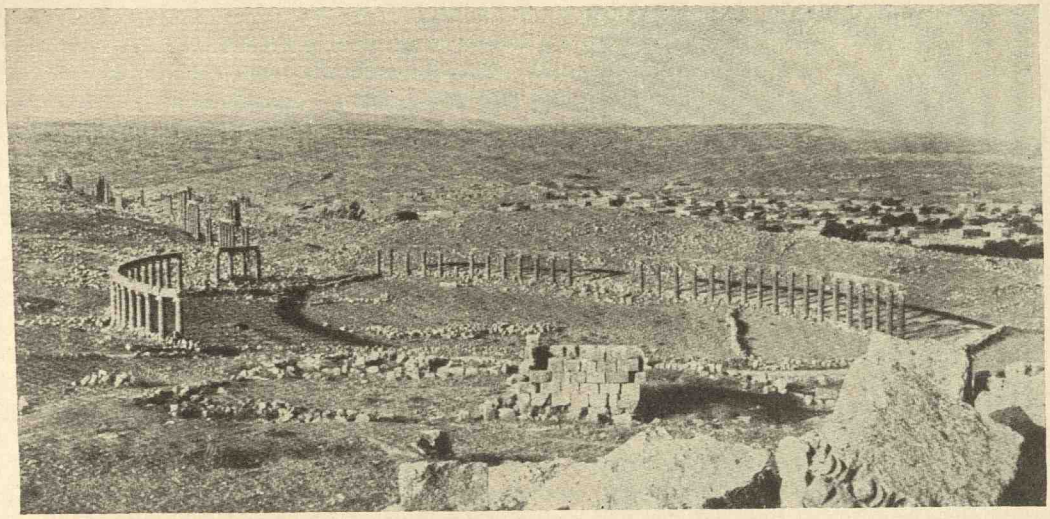
A. HELLENISTISCHE UND ARCHAISTISCHE STRÖMUNGEN IM 2. JAHRHUNDERT N. CHR.

In Tacitus hatte die eigentliche Römerliteratur noch einen, den letzten, ihrer Höhepunkte erklommen. Einem allgemeinen Gesetze alles irdischen Geschehens zufolge setzte nun auf dem Gebiete des römischen Schrifttums ein unaufhaltsamer Niedergang ein, wie er im staatlichen Leben bereits längst offensichtlich geworden war. Allein mit dem Absterben der römischen Literatur ging eine neue, folgenreiche Entwicklung Hand in Hand: die Ausbreitung der römischen Kultur über Spanien, Nordafrika, Gallien, Germanien und Britannien und damit das allmähliche Vordringen des Lateins als Weltsprache in diese Länder. Die folgenden Ausführungen werden somit das Abblühen der römischen und das Weiterblühen der lateinischen Literatur darzustellen haben.

Mit dem Sinken der inneren Volkskraft und der Wohlhabenheit schwanden in Italien Bildung und Bildungsstreben, Kunstübung und Geschmack. Dadurch ward das Schrifttum der Italiker seiner Bedingungen und des eigentlichen Lebens beraubt. Die geistig treibenden und bewegenden Mächte der Literatur regen sich nun immer stärker in den Provinzen des römischen Weltreiches. Schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert hatte das romanisierte Spanien bedeutende Schriftsteller lateinischer Zunge hervorgebracht: die beiden Seneca, Columella, Lukan, Martial, Quintilian (vgl. *Mart.* I 61). Die Provinzen sollten nunmehr die führende Rolle übernehmen. Der östliche Teil des Reiches aber beteiligte sich daran nicht; hier und besonders in Kleinasien war die griechische Sprache landesüblich, und wenn auch die Gebildeten dieses Reichsteiles aus Zweckmäßigkeitsgründen Lateinisch lernten, so war und blieb der Osten der Latinisierung dauernd entrückt. Das Weltreich der Cäsaren war zweisprachig und das griechische Schrifttum konnte im zweiten Jahrhundert sogar eine Nachblüte er-



185. Römische Wasserleitung in Segovia (Spanien).



186. Marktplatz von Gerasa (Ostjordanland).

leben, die für den weiteren Werdegang der lateinischen Literatur nicht ohne Rückwirkung blieb.

In Böotien lebte und schrieb der von Hadrian hochgeehrte griechische Schriftsteller Plutarchos aus Chaironeia (um 46—120), der neben popularphilosophischen Abhandlungen 46 vergleichende Lebensbeschreibungen berühmter Griechen und Römer verfaßte und zu den meistgelesenen Autoren seiner und der späteren Zeit gehörte; wie eifrig ihn auch die Römerwelt las (jeder gebildete Römer verstand Griechisch), geht aus den zahlreichen Zitaten seiner Werke von seiten römischer Zeitgenossen und späterer lateinischer Literaten zur Genüge hervor. Teils in Rom, teils in seiner Heimatstadt Prusa (in Bithynien) lebte und schrieb mit weitgreifender Wirkung der griechische Rhetor und Philosoph Dion mit dem Beinamen Chrysostomos (geb. nach 50 n. Chr.), von dem sich nebst mehreren Reden treffliche popularphilosophische und literarisch-ästhetische Abhandlungen erhalten haben. Ein Verwandter dieses Philosophen, Cassius Dio (geb. 153), der unter Commodus nach Rom kam, schrieb eine „Römische Geschichte" in griechischer Sprache (80 Bücher) und benützte dabei auch die Annalisten und Livius als seine Quellen. Der aus Syrien stammende und in Athen als Schriftsteller und Rhetor lebende Lukianos (geb. um 125 n. Chr.) lenkte durch seine feuilletonistisch gehaltenen satirischen Dialoge über Religion und Philosophie die Aufmerksamkeit auch der gebildeten Kreise Italiens auf sich. Große, darunter mehrere zusammenfassende Werke wissenschaftlichen Inhalts brachte das zweite Jahrhundert: Ptolemaios, der große Astronom und Mathematiker (in Alexandria um 160 n. Chr.), schuf ein Handbuch der Geographie, Soranos und besonders der vielseitige Galenos (um 170) schufen Werke über die Heilwissenschaft, Apollonios Dyskolos (um 150) und sein Sohn Herodianos (um 170) taten sich als Verfasser grammatischer Sammelwerke hervor. Und im 3. Jahrhundert erwuchs aus hellenistischem Geiste die letzte Form der griechischen Philosophie, der Neuplatonismus; diese Verschmelzung der Lehren Platons mit pythagoreischen, stoischen und orientalischen Anschauungen, die dem mystisch eingestellten Zeitgeist entsprach, fand ihren Hauptvertreter in Plotinos aus Ägypten (etwa 208—270). Vielsagend ist für uns die Tatsache, daß er seit etwa 245 in Rom lebte und lehrte und sich der höchsten Gunst des Kaisers Gallienus (260—268) erfreute.

Diese neu hereinbrechende Fülle hellenischen Lichtes wirkte blendend und lähmend auf die noch vorhandenen schwachen Ansätze römischer Produktion. Die Zeiten, da ein Iuvenal und Tacitus als selbstbewußte Römer ihrer Antipathie wider das Griechentum unverhohlenen Ausdruck gaben und geben konnten, waren unwiederbringlich dahin. Die künstlerisch interessierte Öffentlichkeit huldigte dem Philhellenismus und schenkte griechischen Werken eine volle Anteilnahme; so erstanden denn bald auch im westlichen Teile des Römerreiches griechisch schreibende Autoren.

Der Rhetor Favorinus aus Arelate (j. Arles), ein Schüler Dions von Prusa und Freund Plutarchs, verfaßte (um 150 zu Rom wirkend) seine Schriften in griechischer Sprache, und eines seiner verlorenen Werke, „Bunte Geschichte" betitelt, wurde dem Römer Aulus Gellius ein wertvolles Quellenbuch; Claudius Aelianus, ein aus Präneste bei Rom stammender Sophist (um 200 n. Chr.), vertauschte als Schriftsteller sein heimisches Idiom gegen das griechische; wir besitzen von ihm ein Werk „Tiergeschichten" in 17 Büchern und einen Auszug seines Werkes „Mannigfaltige Geschichten" (14 B.), die beide besonders durch die reiche Verwertung von Material aus verlorenen Autoren von hohem Wert sind. In Favorinus' und Aelianus' Fußtapfen traten später andere Römer, die sich in ihren Schriften ausschließlich des Griechischen bedienten, so Appianus (2. Jahrhundert), der Verfasser einer teilweise erhaltenen römischen Geschichte bis auf Augustus' Zeit, ferner die Kaiser Mark Aurel (161—180), dessen tiefernste „Selbstbetrachtungen" hohen Ruhm erlangten, und Iulianus Apostata (361—363), von dem uns neben zwei satirischen Schriften mehrere Reden und viele Briefe erhalten sind. — Hatte also in der Zeit, da das römische Schrifttum erst im Entstehen war, der hellenische Einfluß als befruchtende Kraft gewirkt, so entwurzelte er jetzt die nur mehr lose im Mutterboden sitzenden Keime zum Teile völlig.

Andere Römer verstießen das heimische Idiom nicht ganz, sondern gebrauchten es in ihrem schriftstellerischen Schaffen neben dem Griechischen: Suetonius, Fronto, Apuleius, Papinianus. Wer diese neue Strömung inaugurierte, läßt sich nicht leicht sagen; gewiß ist, daß sich die damalige, innerlich verarmende Schriftstellerwelt in der Griechennachahmung in ähnlicher Art gefiel, wie etwa die Deutschen des 18. Jahrhunderts in der Französelei. Und wie hier Friedrich der Große den Gönner und Schirmherrn dieser das Fremdländische verherrlichenden Bewegung machte, so in jenen Römerzeiten der vielreisende Kaiser Hadrian, der sich lieber in Athen als in Rom aufhielt. Freilich war die Wirkung nicht die gleiche: während jene Strömung in Deutschland die segensreiche Folge hatte, daß hierdurch die deutsche Poesie von der Gefahr befreit wurde, zu einer lediglich höfischen Dichtung auszuarten, mochte das Beispiel Hadrians zur Beschleunigung des Auflösungsprozesses der eigentlichen Römerliteratur beigetragen haben; jedenfalls erwiesen sich die literarischen Hoffnungen, die Iuvenal auf diesen Kaiser gesetzt hatte (VII 1), als hinfällig.

HADRIAN UND ANDERE DICHTENDE DILETTANTEN. Man war des pathetischen Schwulstes und der rhetorischen Feierlichkeit, die in der Kunstdichtung besonders des letzten Jahrhunderts geherrscht hatte, satt und übersatt geworden. Ein Verlangen nach schlichter Natürlichkeit in Wort und Rhythmus ging durch die Zeit. Besonders wurden kurze, spielerische Verständeleien modern; man suchte einfache, aus dem Alltag gegriffene Sujets in leichte Formen zu kleiden. Diese Spielereien der *poetae novelli*, wie man sie nannte, waren die letzten Regungen der eigentlich römischen Dichtung; ihr Vorbild war die junghellenische Poesie. Daneben ist ein Wiederaufleben der alten von Laevius gepflegten Kurzverse zu beobachten.

In dieser Technik schrieb Kaiser Hadrian, dieser vielseitig gebildete, auf den verschiedensten Gebieten geistiger Tätigkeit dilettierende Philhellene seine lateinischen und griechischen Verse und Verslein. Wir hören von einem viele Bücher fassenden Erzeugnis seines Dichterfleißes; den bisher ungedeuteten Titel dieses Werkes, "*Catachannae*", hatte er dem trockenen griechischen Epiker und Lyriker Antimachos von Kolophon entlehnt. Er nahm Menschen, Tiere und Sachen seiner Umgebung vor, um sie lyrisch anzusingen. Als einst der Schriftsteller P. Annius Florus, mit dem er freundschaftlich verkehrte, auf ihn die hänselnden Verszeilen schrieb: „Ich möchte nicht Kaiser sein, durch rauhe Länder marschieren, im eisigen Nordland frieren", erwiderte Hadrian mit gleicher Münze: „Ich möchte nicht Florus sein, von Schenke zu Schenke marschieren, von Schnaken zerstochen sein." Noch auf dem Sterbelager machte er Verse; wehmütig-scherzend spricht er seine Seele, diesen geheimnisvollen Gast des Leibes, an und fragt sie: „Schmeichel-Seele, Wander-Irrstern, Festgenoß in diesem Leibe: wohin, sprich, wirst Du jetzt reisen? Bleich und nackt und starrend spielst Du Dein gewohntes Spiel nicht mehr" (A. F. v. Schack).

Es sind in dieser Epoche so gut wie ausschließlich Namen ohne literarische Bedeutung, von deren Versprodukten wir Kunde haben. Ein gewisser Annianus, mit Gellius persönlich bekannt, schrieb schlüpfrige Hochzeitsverse (*Fescennini*); Septimius Serenus gab Gedichte heraus, in denen er die Feldarbeiten in verschiedenen Metren verherrlichte. Bekannter ist das wahrscheinlich um die Mitte des 3. Jahrhunderts entstandene Gedicht Pervigilium Veneris, für eine nächtliche Frühlingsfeier der lebenweckenden Allmutter Venus bestimmt, deren Verehrung Hadrian neu belebte; in 93 trochäischen Septenaren preist ein unglücklich Liebender die Lieblichkeit des Lenzes und die Wundermacht der Liebe; eine refrainartig wieder-

kehrende Zeile („Morgen liebe, wer nie liebte, und wer liebte, liebe morgen") teilt die Dichtung in ungleiche Strophen. Eigenartig ist der romantische Hauch, der diese kleine Dichtung umweht; sie erscheint hierin als frühe Vorläuferin mittelalterlicher und neuzeitlicher Lyrik und wurde darum von manchen Forschern in eine spätere Zeit verlegt. G. A. Bürger hat in seiner „Nachtfeier der Venus" eine freie Nachbildung des Gedichts geboten. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts verfaßte Terentianus aus Mauretanien ein Lehrgedicht über Silbenmessung und Verskunde und gab darin seine Unterweisungen an Hand eigener Produktion: das Werk interessiert uns darum, weil hier besonders die seit Hadrians Zeit in die Mode gekommenen kurzen, wechselnden Maße verwendet sind.

Literatur. *a*) Hadrian: Text von W. Morel: Frg. poet. Lat.² (1927) 136f. — M. Schuster, Ein Gedicht Kaiser Hadrians, Mitteil. d. Ver. kl. Phil. Wien VI (1929), S. 11—20. — v. Rhoden, R. E. I 493ff. — M. Schuster, Burs. J. B. 217 (1928), 1ff. — *b*) Annianus: FPL² 138. — *c*) Septimius Serenus: FPL² 144ff.; vgl. M. Schuster, Burs. J. B. 217 (1928), 4f. — *d*) Pervigilium Veneris: PLM IV 292ff. — Ausg. v. C. Brakman, Leiden 1928; v. C. Clementi, Oxford² 1928. — J. Trotzki, Philologus 81 (1925), 339ff. — M. Schuster, Burs. J. B. 217 (1928), 5ff. — *e*) Terentianus: ed. H. Keil: Gramm. Lat. VI 325ff. — A. Werth, De Terentiani metris et elocutione, Mülheim 1897.

187. Porträtbüste des Kaisers Hadrian.

C. SUETONIUS TRANQUILLUS. Zu den philhellenischen Gelehrten, die in beiden Sprachen schriftstellerten, zählte auch der auf vielen Gebieten tätige Sueton (gest. etwa 145). Er wirkte unter Trajan zu Rom als Sachwalter und Lehrer der Rhetorik; unter Hadrian wurde er Geheimsekretär (*epistularum magister*) des Kaisers, fiel aber in Ungnade, da er der Kaiserin Sabina gegenüber die strenge höfische Feinsitte außer acht gelassen hatte. Nun widmete er sich ganz literarischen Arbeiten. Mit wahrem Bienenfleiß sammelte er Notizen mannigfaltigsten Inhalts und verwertete sie in seinen zahlreichen Schriften. Auf Varro, dem er in Gelehrsamkeit nachzueifern strebte, und den Hellenisten fußend, befaßte er sich mit antiquarischen Forschungen, wovon uns mehrere größere Bruchstücke erhalten sind. Aus seinem Werke „Berühmte Männer" (*De viris illustribus*), das aber lediglich hervorragende Vertreter der Literatur in den Kreis der Betrachtung zog, besitzen wir einen Teil des Abschnittes „Grammatiker und Rhetoren"; außerdem behandelte dieses breitangelegte Werk bedeutende Dichter, Denker, Redner, Geschichtschreiber: hievon hat uns Hieronymus in den Chronika einige Fragmente bewahrt, ferner liegen bei den Scholiasten aus dem Abschnitte „Dichter" wertvolle Auszüge aus den Lebensdarstellungen des Terenz, Vergil, Horaz und Lukan vor; auch seine Vita des älteren Plinius ist vorhanden.

Suetons Hauptwerk „Kaiserbiographien" (*De vita Caesarum libri VIII*) blieb nahezu vollständig erhalten. Diese Lebens- und Charakterbilder der zwölf Kaiser von Iulius Cäsar bis Domitian wurden um 120 verfaßt. Die einzelnen Lebensdarstellungen sind nach bestimmten Kategorien geordnet, sie behandeln nachstehende Details: Name und Abstammung, Vorgeschichte bis zum Antritt des Herrscheramtes, Regierungszeit, Privatleben, Anzeichen des Lebensendes, Tod, Beisetzung (Vergottung), letzter Wille; von dem schablonenhaften Aufbau wird allerdings bei Kaisern, die nur kurz regierten, in mancher Hinsicht abgegangen. Diese Schematisierung des Stoffes, die hellenistische Gelehrte für das literarhistorische Gebiet begründet hatten, übertrug Sueton auf Gestalten des Staatslebens. Die Übernahme dieses festen Rahmens führte dazu, daß nunmehr alle Einzelheiten, die sich auf den Lebenslauf und die Lebensgeschichte des dargestellten Herrschers bezogen, in den Vordergrund rückten und die großen Entwicklungslinien

des eigentlich historischen Geschehens verblaßten. Dabei wurden die unscheinbarsten Nachrichten, wenn sie nur etwas vom Kaiserhause meldeten, herangezogen, der nichtigste Klatsch bereitwillig aufgegriffen und der Chronique scandaleuse Tür und Tor geöffnet. Die annalistischen Aufzeichnungen, Senatsprotokolle, kaiserlicher Briefwechsel, mündliche Nachrichten, darunter Äußerungen von Lästermäulern, dienten Sueton als Quellenstoff, auf dessen kritische Sichtung er in der Regel verzichtete. Auch besaß er nicht die Gabe, aus diesem reichen Material ein innerlich erfaßtes, klar und scharf konturiertes Bild der einzelnen Persönlichkeiten zu gestalten. — Ferner haben wir von einer stattlichen Anzahl griechischer und lateinischer Einzelschriften Suetons bloß durch spätere Schriftsteller Kunde, die aus diesen Werken schöpften. Nur ganz kärgliche Reste blieben von seinem anscheinend gewaltigen Sammelwerke *Prata*, dessen Titel an verwandte griechische (*Λειμῶνες* „Wiesenfluren") gemahnt; diese Bezeichnung deutet auf die Buntheit des Inhalts (Geschichtliches, Sprachwissenschaftliches, Rhetorisches, Naturkundliches u. dgl.) hin; es scheint eine Art Konversationslexikon gewesen zu sein. In griechischer Sprache waren Suetons Werke über die griechischen Spiele und über Schmähworte verfaßt.

Sueton war ein jüngerer Freund des Epistolographen Plinius. Wie dieser hat er seine Sprache an den klassischen Vorbildern (er bricht sogar für den Politiker Cicero eine Lanze) gebildet; trotzdem verrät sein Stil in vielem den Repräsentanten des silbernen Zeitalters. Als Verfasser griechischer Werke zeigt er sich so recht als Übergangstyp zu der neuen Epoche des lateinischen Schrifttums. Seinen Kaiserbiographien war eine außerordentliche Nachwirkung beschieden: die Auflösung der Geschichtschreibung in biographische Monographien und die schablonenmäßige Bauweise der Lebensbilder wurde bis ins Mittelalter hinein beispielgebend; die *Scriptores historiae Augustae* haben sich Suetons *Vitae Caesarum* zum Vorbilde genommen, Ambrosius' Sekretär Paulinus hat seine *Vita Ambrosii* und der Franke Einhard seine Lebensdarstellung Karls des Großen mit Benützung des Schemas und der Sprache Suetons geschrieben.

Literatur. Ausgaben von M. Ihm (Kaiserbiographien), Teubner 1927 (Neudruck); von C. L. Roth (die Fragmente), ebd. 1924. — Ältere Edition von A. Reifferscheid, Leipzig 1860. — F. Leo, Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form 1901. — G. Funaioli, R. E. IV^{A} 593ff. — F. Hache, Burs. J. B. 226 (1930), 207—232.

L. ANNAEUS FLORUS. Erwies Sueton wenigstens durch die Schriftstellertätigkeit in beiden Sprachen seine Beziehungen zur neuen Ära, so bewegt sich Florus als ein typischer Epigone noch ganz in alten Geleisen. Er verfaßte unter Hadrian (um 120) eine Darstellung der römischen Geschichte (*Bellorum omnium libri II*) und es ist für die bezeichnete Eigenart dieses Autors nicht bedeutungslos, daß diese Schrift in einigen Kodizes den Titel „*Epitoma de Tito Livio*" trägt. Das Werk rückt überall die kriegerischen Vorgänge in den Mittelpunkt der Betrachtung und schildert im ersten Buche Roms äußere Kämpfe seit der sagenhaften Stadtgründung bis zu Crassus' Partherkrieg, im zweiten Buche die inneren Kämpfe seit der Gracchenzeit bis auf Augustus' Ringen um die Herrschaft; doch hat der Verfasser daran die äußeren Kriege dieses Kaisers angeschlossen. Auffallend ist die Gliederung des Gegenstandes nach den vier Lebensaltern (Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter); die römische Geschichtsentwicklung wird sonach mit den Phasen des Menschenlebens verglichen. Dieses Dispositionsschema ist nichts weniger als neu: es entstammt der Rhetorenschule und geht auf die Alexandriner zurück. Florus folgt in seinem Buche wohl im wesentlichen der Livianischen Darstellung, hat aber ohne Zweifel auch andere Quellen (z. B. Sallust) benützt; für die in Augustus' spätere Lebenszeit fallenden Begebenheiten bot ihm Livius keinen Stoff mehr. Florus' Schrift stellt einen Hymnus auf die Herrlichkeit und Größe des Römervolkes dar; die Sprache weist eine starke Rhetorisierung auf; eine Fülle von nicht selten wiederholten und zum Teil abgeschmackten Bildern und klingender, klirrender Phrasenschwall dominiert. An sachlichen (darunter auch groben) Versehen ist kein Mangel, auch vor bewußten Entstellungen historischer Ereignisse zum Zwecke der Wahrung oder des Aufbauschens der römischen *gloire* wird nicht zurückgeschreckt. Trotz seiner Mängel hat dieses Geschichtsbuch bei späteren Autoren Beachtung gefunden und wurde noch im Mittelalter fleißig gelesen. — Man hat diesen Geschichtschreiber mit dem dilettierenden Versemacher P. Annius Florus (S. 358) gleichsetzen wollen, von dem wir den Eingang zu einer Untersuchung der bei den Rhetoren beliebten Frage „War Vergil ein Redner oder ein Dichter?" besitzen. Diese Identifizierung der beiden Florus ermangelt jeder Sicherheit.

Literatur. Kritische Textausgabe von O. Roßbach, Teubner 1896. — P. Annii Flori frg. de Vergilio; ebd. S. 183—187. — R. Zimmermann, Zum Geschichtswerk des Florus, Rhein. Mus. 79 (1930), 93ff. — Sven Lilliedahl, Florusstudien, Lund 1928. — M. Schuster, Philol. Woch. 45 (1925), 891ff. — O. Roßbach, R. E. VI 2761—2770.

GRANIUS LICINIANUS. Zu Hadrians Zeit dürfte Granius Licinianus sein umfangreiches Annalenwerk verfaßt haben, das die römische Geschichte vom Jahre 163 v. Chr. bis auf Sullas Zeit in mindestens 36 Büchern vorführte. Die Erzählung von Anekdoten und Wundern nahm darin anscheinend einen breiten Raum ein. So viel uns die ärmlichen Reste dieses Werkes noch ersehen lassen, übertrug der Verfasser die damals herrschende Vorliebe für Archaismen (s. Fronto) auf die annalistische Geschichtsdarstellung. — Literatur. Ausgabe von M. Flemisch, Leipzig (Teubner) 1904. — G. Funaioli, R. E. VII 1820—1822.

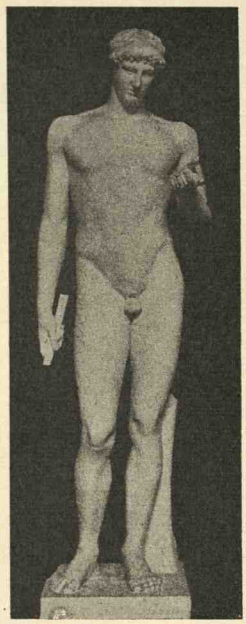
Sueton und Florus hatten in der Sprachform ihrer Schriften alte Bahnen bewahrt. Die Begründung neuer Richtungen in Sprache und Stil geht, wie bereits angedeutet wurde, von den romanisierten Provinzen aus, und zwar tritt hier zuerst die afrikanische, dann die gallische Literatur erneuernd und umbildend auf den Plan.

Das römische Schrifttum übt seine alte maßgebende Wirkung nicht mehr aus, die literarischen Vertreter der römischen Provinzvölker kündigen der einst führenden Roma die Gefolgschaft auf, sie machen sich selbständig, schreiben ihre eigene Latinität. Italien ist hinfort nicht mehr das Zentrum der schriftstellerischen Bestrebungen, die schlummernden Kräfte der unterworfenen Völker regen sich immer mächtiger und Provinzbewohner schaffen nunmehr nicht bloß die neue lateinische Literatur, sondern sie schaffen sie vorwiegend auch in der Provinz. Das bisherige Schriftlatein mußte sich jetzt unter dem starken Einflusse des in der jeweiligen Provinz herrschenden Volkslateins meist bedeutende Umgestaltungen gefallen lassen. Die Eigenart dieser lateinischen Volkssprachen — der späteren romanischen Sprachen — entwickelte sich in den einzelnen latinisierten Landgebieten unter dem Nachwirken des verdrängten völkischen Provinzidioms und war auch durch die Zeit der Romanisierung des betreffenden Landes nicht unwesentlich bedingt. Diese jungen Volkssprachen drängten empor, erlangten allmählich die Führung und wurden zu den Trägerinnen der nachfolgenden lateinischen Literatur. Besondere Raschheit zeigt dieser Entwicklungsprozeß auf afrikanischem Boden („Afrikanische Latinität"). Indes sind die Strömungen zur Wiederbelebung des Altlateins, die sich gleichzeitig geltend machen, kein afrikanisches Produkt, sondern, wie wir sogleich sehen wollen, anders zu erklären.

M. CORNELIUS FRONTO.

Der hervorragendste lateinische Rhetor des Zeitalters der Antonine war Fronto (um 100 bis etwa 169) aus Cirta in Numidien. In ihm erstand der archaistischen Stilmanier ihr bedeutendster Vertreter; er war der Begründer einer berühmten Rednerschule, die sich die Pflege des Archaismus angelegen sein ließ und deren Hörer sich mit Stolz *Frontoniani* nannten. Es ist herkömmlich, Fronto zwar als einen reinen Charakter gelten zu lassen, dem ehrenwerter Freimut und achtenswertes Wissen eignete, aber als einen Literaten von höchster Eitelkeit und Geschmacklosigkeit zu bezeichnen, der die wunderliche Schrulle hatte, durch Ausschrotung der alten Schriftsteller Roms (vor allem des Cato und C. Gracchus) eine Wiedergeburt der lateinischen Sprache und des lateinischen Stils in die Wege zu leiten.

Das Problem ist für den Entwicklungsgang des römischen Schrifttums von so einschneidender Bedeutung, daß wir uns hier, wo es in erster Linie auf das Aufzeigen der großen leitenden Entwicklungslinien ankommt, eher eine Detailbeschäftigung mit Frontos an sich oft wenig ansprechenden Schriften als eine eingehendere Befassung mit dieser Kernfrage versagen dürfen. In der Tat ist es ja bequemer, über solche „Unnatur" die Nase zu rümpfen als diese Erscheinung entwicklungsmäßig zu begreifen. Für die Erklärung dieser antikisierenden Richtung wird man fürs erste zu bedenken haben, daß sie von Fronto keineswegs plötzlich ins Leben gerufen wurde. Neben Quintilians Befürwortung des klassizistischen Ideals hatte sich bereits unter Nero und dessen Nachfolgern eine literarische Strömung geltend gemacht, die von der Bewunderung der nachahmenswerten altlateinischen Stilmuster ausging und getrieben war. Von der starken



188. Jüngling nach Vorbildern der archaischen Kunst, gearbeitet von Stephanos, Schüler des Pasiteles. Rom, Villa Albani Torlonia.

Anhängerschaft dieser Richtung, die sich offenbar in bewußten Gegensatz zu Remmius Palaemons Lehren und Bestrebungen stellte, weiß uns schon Seneca (*Epist.* 114, 13) zu berichten, indem er sagt: „Viele holen Wörter aus einem fremden Jahrhundert herbei, die zwölf Tafeln fangen wieder zu sprechen an. Selbst Gracchus, Cato, Curio schreiben ihnen (diesen Verkündigern des neuen Stils) eine viel zu gewählte und moderne Sprache, bis auf Appius und Coruncanius greifen sie zurück"; auch Tacitus kommt im Rednerdialog (c. 23, 3—5) auf diese altertümelnde Bewegung zu sprechen. Eine besondere Förderung hatte sie übrigens bereits durch Valerius Probus' textkritische Ausgaben alter Autoren (Terenz, Lukrez) gefunden und neuerdings kamen ihr die antiquarischen Neigungen Hadrians sehr entgegen, der dem alten Cato, Ennius und Coelius Antipater vor einem Cicero, Vergil, Sallust den Vorrang einräumte. Fronto hatte sohin diese „neue" Idee nicht vom Zaune gebrochen. Er führte sie nur auf ihren Höhepunkt.

Unserer Meinung nach ist diese Wiederkehr frühlateinischen Sprachgutes bei dem späten Afrikaner und Widersacher der neoterischen Richtung Senecas im Grunde nichts anderes als ein Kriterium der ans Greisenalter herangekommenen römischen Sprache und Literatur. Dieses Wiederkommen des Anfangs will uns als ein sinnfälliger Zug naturgemäßer, genetischer Entwicklung erscheinen: wie sich der Kreis eines in natürlich-ungestörter Bahn seinem Ende zulaufenden Lebens zuletzt schließt, wie sich das dem Abschlusse zuneigende Greisenalter in seinem Denken und Tun vielfach der Sphäre des Kindhaften nähert, so strebt die alte, altgewordene Sprache und Literatur wieder in ihre Kindheit zurück. Frontos emphatische Aufforderung zu einem vertieften Studium der Vertreter des edlen Altlateins und seine geharnischte Abwehr gewisser Verspotter der kernigen Sprache der Frühzeit lassen sich unseres Erachtens zum guten Teile aus der Seele einer mitten im sprachlichen Werdeprozeß stehenden, von ihm erfaßten und ihn fördernden Persönlichkeit verstehen. Ähnliche rückläufige Entwicklungserscheinungen liegen z. B. in der Spätzeit der griechischen Plastik vor, die zunächst eine Erneuerung der Klassik bringt und am Ende der Entwicklung Nachgestaltungen von Werken archaistischer Zeit erstehen läßt.

Betrachtet man Frontos Archaismus unter diesem Gesichtswinkel, so kann von einer absichtlichen, fratzenhaften Verzerrung des Stils durch unpassende Zutaten, von einem mutwillig angelegten Harlekinskleid keine Rede mehr sein. Unserer Deutung des Frontonischen Archaismus entspricht auch die reiche, ja begeisterte Anerkennung, die Frontos Schriften und Stil durch dessen Zeitgenossen gefunden haben. Ihnen war dieser Stil, der in bewußten Gegensatz zu gewissen Tendenzen der silbernen Latinität trat, eben zeitgemäß: er entsprach ihrem Geiste und ihrem künstlerischen Fühlen.

Fronto war von Antoninus Pius zum Lehrer und Erzieher der kaiserlichen Prinzen Lucius Verus und Marcus Aurelius erwählt worden und gab sich (freilich vergebliche) Mühe, letzteren dauernd für rhetorische Studien zu gewinnen. Er durchlief die höheren Staatsämter bis zum Konsulat (143) und wurde Senatsmitglied. Langwierige Kränklichkeit (ein Gichtleiden) hinderte ihn nach seiner eigenen Aussage an der Verwaltung der Provinz Asien. — Schon schienen seine Werke für die Nachwelt verloren. Da wurde 1815 von Angelo Mai in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ein Palimpsest mit Schriften Frontos entdeckt; wertvolle Ergänzungen zu dieser verstümmelten und außerordentlich schwer lesbaren Handschrift fand derselbe italienische Forscher nachher (1823) in der Vatikanischen Bibliothek: damit war mehr als die Hälfte der Schriften Frontos der Vergessenheit entrissen — aber nicht entziffert. Wohl gaben Mai und andere die von ihnen gelesenen Teile heraus; eine wirkliche kritische Gesamtedition der Funde bereitet

seit nahezu vierzig Jahren der Wiener Gelehrte Edmund Hauler vor: sie wird nicht bloß alles irgend Lesbare bringen, sondern es auch in gesicherter Textgestaltung bieten.

Der Fund enthält vor allem Frontos reichen Briefwechsel mit seinem ihm befreundeten Schüler Mark Aurel als Thronfolger und Kaiser; daran schließen sich seine Korrespondenz mit Antoninus Pius und mit Verus sowie die Briefe an Freunde. Neben den Episteln stehen Abhandlungen, die zum Teil in Briefform abgefaßt sind: Erörterungen über die Bedeutung der Beredsamkeit, über Geschichtschreibung (*Principia historiae*, eig. die Vorrede zu einer Schilderung von Verus' Taten im Partherkrieg), über den Partherkrieg, über Marcus' Ferienaufenthalt in Alsium (eine Rechtfertigung der Ferien), eine Trostschrift des Kaisers Marcus anläßlich des Ablebens eines Enkels Frontos und dessen Erwiderung, ein rhetorisches Übungsstück über die Rettung des Sängers Arion (in dichterisch gehobener Sprache), zwei rhetorische Spielereien (Lob des Rauches und Staubes, Lob der Nachlässigkeit), endlich eine Anzahl griechisch geschriebener Briefe. Hingegen blieb uns von seinen berühmten Reden im Senat und vor Gericht nahezu nichts erhalten; seine Rede gegen die Christen hätten wir als Zeitdokument gerne kennen gelernt.

Vor der Auffindung des *codex rescriptus* war uns Frontos Namen nur aus den rühmenden Zeugnissen des Altertums bekannt. Der hochgespannten Erwartung nach der Entdeckung des Palimpsests folgte eine starke Ernüchterung. Und diese wirkt — zu Unrecht — in ihrer ganzen Stärke bis heute weiter; wenn wir auch nicht das Vermutete erhalten haben, so wird Frontos Wert gegenwärtig unterschätzt. Abgesehen von zahlreichen sprachlich und literarhistorisch wichtigen Einzelheiten und Ergebnissen, die der erhaltene Text erschließt oder erschließen läßt, sind uns Frontos Schriften für die Gewinnung eines zutreffenden Bildes von dem Übergangszeitalter der Antonine von Wert. Rührend ist der zärtliche Ton, in dem Fronto und seine Zöglinge einander schreiben.

Literatur: Ausgabe von A. Naber 1867 (Leipzig, Teubner). — Text mit englischer Übersetzung von C. R. F. Haines 1919/20 (London, Loeb Library; ohne kritischen Wert). — E. Haulers zahlreiche Aufsätze (seit 1895), bes. in den Wiener Studien; maßgebende kritische Ausgabe von demselben in Vorbereitung. — M. Schuster, Zum archaistischen Element im Stile Frontos, Wien. Stud. 49. Bd. (1931), 153ff. — H. Brzoska, R. E. IV 1312ff. (nr. 157).

APULEIUS. Der bedeutendste und wirkungsreichste Vertreter des afrikanischen Lateins und neben Fronto der Hauptrepräsentant der *elocutio novella*, der neuen Redekunst, ist Apuleius aus Madaura in Numidien (geb. etwa 124 n. Chr., gest. unter Mark Aurel). Auch er sagte sich von den alten Überlieferungen des klassischen Hochlateins los und suchte in eigener Weise der welkenden römischen Literatur neues Leben einzuflößen.

Wenn auch nicht in hohem Maße, so eignete ihm doch mehr als Fronto ein gewisser Kunstgeschmack. Beide ahmten die griechischen Sophisten ihrer Zeit, vornehmlich Männer wie Maximus von Tyrus und Aelius Aristides, nach, und zwar in Stoff und Stil. Die gekünstelte Manier der asianischen Rhetorik hatte in dieser Zeit eine fröhliche Urständ gefeiert; die überladene, raffinierte Ausschmückung der Darstellung, die ausgeklügelte Berechnung der Wortwahl, die zierlich gedrechselten und oft innerlich hohlen Phrasen und Sätze fanden wieder begeisterte Anhänger: von hier schreibt sich Apuleius' Stilreform her. Allem Anscheine nach war er seinem Landsmann Fronto geistig und künstlerisch überlegen; seine Schriften bekunden immerhin eine überraschende Sprachgewandtheit, die bisweilen sogar den Mangel an eigenwüchsigen Gedanken einigermaßen gutzumachen vermag. Auch ihn wandeln altertümelnde Neigungen an, aber sein Archaisieren dient oft stilistischer Ziererei.

Apuleius' Sprache trägt alle Charakteristika der Entartung an sich und bringt in den verschiedenartigen Werken die verschiedensten Stilgattungen zur Geltung; dieser Allerweltstil entspricht der Besonderheit seines Wesens, in dem reales Denken und phantastische Vorstellung, rednerisches Pathos und witzige Geistreichelei nebeneinander Raum haben. Vor allem strebt seine an Provinzialismen reiche Diktion nach eindrucksvoller Wirkung: er sucht den ungewöhnlichen Ausdruck, die seltene Redensart, wobei er vulgäre Elemente mit poetischen und archaistischen zu verquicken strebt. Groß ist seine Vorliebe für Deminutiva, für seltsame Wortverbindungen, für poetische Wendungen, für Wortspiele, Alliterationen und Homoioteleuta, wie sie die Rhetorik empfahl. Der kunstvolle, wohlabgerundete Periodenbau der Klassik

wird in kurze, abgerissene Sätze, in zierliche, versartige Glieder zerbröckelt. Während er in den Metamorphosen aus der reichen Fundgrube der einfachen Volkssprache schöpft, macht er in seinen rhetorischen und philosophischen Schriften bei den früheren Schriftstellern viele Anleihen. Immerhin darf er als der einzige „afrikanische Lateiner" dieser Ära gelten, dem es bis zu einem gewissen Grade gelang, aus dem bunten Gemisch ungleicher Stilelemente ein zwar hochbarockes, aber doch in den Einzelwerken lebendiges Ganze aufzubauen.

Apuleius ist der erste lateinische Schriftsteller, dessen Leben und Schaffen sich nahezu ausschließlich in der Provinz abspielte. Seinen Vornamen wissen wir nicht; das Praenomen *Lucius* ist nur durch späte Handschriften bezeugt. Den Anfangsunterricht genoß er zu Karthago, das damals die bedeutendste lateinische Stadt nächst Rom war. Sodann machte er sich in Athen mit dem hellenischen Schrifttum, vorzugsweise mit der Lehre Platons, vertraut und begab sich von hier nach Rom, wo er einige Zeit als Sachwalter wirkte; in Rom scheint er sein Hauptwerk, den Roman *Metamorphoses*, begonnen zu haben. In sein Vaterland zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz in Karthago, von wo aus er nach der Art der griechischen Sophisten als Wanderlehrer herumzog.

In Afrika heiratete er die bedeutend ältere Mutter eines Freundes, eine vermögende Witwe; da beschuldigten ihn die Verwandten seiner Frau, er habe die Vermählung durch Zauberei erwirkt. Gegen diesen Vorwurf verteidigte er sich öffentlich und wurde freigesprochen; die Verteidigungsrede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, arbeitete er später zum Zwecke der Publikation aus und erweiterte sie dabei durch rhetorische Zusätze. Sie ist uns erhalten und unter dem Titel *Apologia* bekannt; eigentlich ist sie „*Pro se de magia libri II*" betitelt. Mit großer Ruhmredigkeit spricht er darin von seiner ausgebreiteten literarischen Tätigkeit in beiden Sprachen und erwähnt dabei außer seinen rhetorischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Werken auch poetische Arbeiten aller Art (Lyrisches, Episches, Dramen). Davon sind nur nachstehende Schriften auf uns gekommen: *Florida* (Blumenlese), eine lehrreiche Sammlung von Auszügen aus seinen Wandervorträgen, wodurch uns eine klare Anschauung von dieser seiner Wirksamkeit vermittelt wird; die philosophischen Werke *De deo Socratis* (Über den Dämon des Sokrates; eine Darstellung der Platonischen Lehre über Gottheit und Dämonen), *De Platone et eius dogmate libri II* (eine populär gehaltene Vorführung des Platonischen Systems), *De mundo* (eine lateinische Übertragung des fälschlich dem Aristoteles zugeschriebenen Buches *Περὶ κόσμου*). Diese Schriften führen uns zu dem Urteil, daß sich Apuleius' wissenschaftliche Bildung weder durch Tiefe noch durch Urteilsschärfe auszeichnete.

Das Werk, dem Apuleius seinen berühmten Namen verdankt, sind seine „Verwandlungen" (*Metamorphoseon libri XI*), von Augustinus als *Aureus asinus* zitiert. Ein wohlhabender griechischer Jüngling namens Lucius, so erzählt dieser phantastisch-satirische Sittenroman, kommt in das Zauberland Thessalien, wo er sich in einen Vogel verzaubern lassen will; aber durch den Gebrauch einer falschen Salbe wird er in einen Esel verwandelt, ohne jedoch seinen Menschenverstand einzubüßen. Nun sehnt er sich nach der Rückverwandlung, allein dieser widersetzen sich mannigfache Hemmnisse. Ehe der Esel durch Isis' gnädige Hilfe entzaubert wird, erlebt er bunte Abenteuer, die ausführlich und launig erzählt werden; so finden allerlei Räuber- und Liebesgeschichten, Märchen und Schwänke in dem Roman Aufnahme.

Die Perle unter diesen zahlreichen Episoden ist das Märchen von Amor und Psyche, dessen Eingang hier wiedergegeben sei (*Met.* IV 28): „Es war einmal in einer Stadt ein König und eine Königin (*Erant in quadam civitate rex et regina*), die hatten drei ausnehmend schöne Töchter. War auch die Anmut der beiden älteren Töchter sehr groß, so fand die menschliche Zunge doch noch Worte, sie zu preisen; aber die Jüngste, die war so unvergleichlich schön, daß die Menschensprache zu arm ist, um sie auch nur annähernd zu schildern oder gebührend zu verherrlichen. So kamen denn viele Leute, von Neugier getrieben, aus diesem Lande und auch Reiche aus der Fremde herbei und wollten dieses Wunder schauen. Und wer sie sah, verstummte betroffen vor solch überirdischer Schönheit, ja, man legte die Hand andachtsvoll an den Mund und verehrte das Mädchen in inbrünstigem Gebet, als wäre es die Göttin Venus selbst." — Der Hauptstoff des Romans ist einem griechischen Original entlehnt, das in gekürzter Form unter den Lukianos fälschlich beigelegten Schriften erscheint und den Titel „Lukios oder der Esel" führt. Apuleius nahm beträchtliche Erweiterungen vor und fügte eine Fülle von Erzählungen ein, die zu der Haupthandlung in keiner unmittelbaren Beziehung stehen. Die Einführung dieser Seitengeschichten geschieht meist ohne Geschick; sie

sind gewöhnlich schroff und wenig vermittelt eingeschoben. Aber sie stellen die wertvollsten Teile des ganzen Werkes dar, vor allem natürlich die Erzählung von Amor und Psyche, , der zarteste und vielseitigste Roman, der je erdacht worden" (Herder). Es ist dies das einzige uns aus dem Altertum voll erhaltene Märchen, dessen ursprünglich zarte Sprache Apuleius freilich durch sophistische Zutaten und rhetorisch-stilistische Überwürzung arg verdorben hat. — Der Stoff dieses Märchens, das sich auch bei anderen indogermanischen Völkern findet, regte zahlreiche Kunstwerke an; hier seien genannt: A. Canova „Amor und Psyche" (2 Darstellungen), J. Gibson „Amor und Psyche" (Relief); Thorwaldsen, Amor und Psyche" (Marmorgruppe); Raffaels berühmter Freskenzyklus in der Villa Farnesina zu Rom und Hamerlings epische Dichtung.

Bei Apuleius' Neigung zur Phantastik ist es kaum verwunderlich, daß er bereits zu seinen Lebzeiten zu einer Art Wundermann wurde (ähnlich wie Apollonios von Tyana), an dessen Namen sich alsbald allerlei seltsame Mären knüpften, die auch in die Kreise der damaligen Christen Eingang fanden. So kam es, daß man dem überdies durch seine Vielseitigkeit ausgezeichneten Schriftsteller manches Werk beilegte, das von fremdem Griffel stammte; mit Unrecht gingen unter seinem Namen z. B. folgende uns noch erhaltene Schriften: die Sammlung medizinischer Vorschriften *De herbarum medicaminibus liber*, ferner ein fragmentarisch erhaltenes Werk über Heilmittel (*De remediis salutaribus*), ein Buch über Physiognomie u. a.

Literatur: Textausgabe von R. Helm (Metamorphoses[3] 1931, Apologia[2] 1912, Florida 1921) und Aem. Thomas (De philosophia libri 1921). — Metamorphos. libr. ed. C. Giarratano, Turin 1929. — V. Ussani, Magia, misticismo e arte in Apuleio, Nuova Antol. 1929, 137ff. — M. Bernhard, Der Stil des Apuleius von Madaura (Tüb. Beitr. 2) 1927. — Vgl. ferner: R. Th. Gunther, The herbal (De herb. med.) of Apuleius Barbarus, Oxford 1925. — H. E. Sigerist, Zum Herbarius Pseudo-Apulei: Arch. f. Gesch. d. Med. 23 (1930), 197ff. — L. Schwabe, R. E. II 246—258.

A. GELLIUS. Die von Fronto begründete altertümelnde Stilrichtung fand eifrige Pflege durch seinen Schüler A. Gellius, der wie die übrige gelehrte Römerwelt zu ihm mit größter Verehrung und Bewunderung aufblickte. Seine genaueren Geburtsdaten kennen wir nicht; er dürfte um 130 n. Chr. das Licht der Welt erblickt haben. Rhetorische und philosophische Studien betrieb er in Rom und Athen, sodann betrat er in der römischen Hauptstadt die juristische Laufbahn, ohne von seiner Beschäftigung mit anderen Wissensgebieten Abschied zu nehmen. Seine literarische Lebensaufgabe sah er im Sammeln von Notizen und Exzerpten aus wertvollen griechischen und besonders lateinischen Autoren, wobei er die Altlateiner stark bevorzugte. Zeitgenössische Schriftsteller führt er nicht mit Zitaten vor, doch läßt er sie in den dialogischen Partien seiner Darstellung öfters zu Worte kommen.

Sein Werk, das er bereits während seines Aufenthaltes auf dem Lande bei Athen an langen Winterabenden zu schreiben begann und in der späteren Lebenszeit zum Abschluß brachte, führt den Titel *Noctes Atticae*. Es bestand aus zwanzig Büchern und ist nicht vollständig auf uns gekommen: es fehlt der Eingang des Vorwortes, das achte Buch (mit Ausnahme der Kapitelüberschriften und kärglicher Bruchstücke) sowie der Schluß des zwanzigsten Buches. Dieses Sammelwerk, das zunächst als Belehrungsschrift für Gellius' Kinder gedacht war, enthält in seinen zwanglos aneinander gereihten Auszügen einen wahren Schatz interessanter und wissenschaftlich bedeutsamer Angaben aus den verschiedenartigsten Wissensgebieten und Zitate aus zahlreichen Schriften; insbesondere werden Sprache (Grammatik), Geschichte, Altertümer, Literatur, Philosophie, Naturgeschichte und Rechtswissenschaft berücksichtigt. Da Gellius' Quellenwerke zum größten Teil verloren sind, besitzen viele seiner Auszüge hohen Wert. Eine nennenswerte kritische Fähigkeit läßt dieser große Bücherfreund nicht erkennen, auch seine schriftstellerische Begabung ist unbedeutend. Im Grunde ist er nicht viel mehr als ein geschickter, fleißiger Sammler. Immerhin erzählen uns die „Attischen Nächte" von der Emsigkeit, die man einst philologischen Studien zuwandte; viele spätere Autoren schöpften aus dieser reichen Wissensquelle, so der Lexikograph Nonius und vor allem Macrobius, der Verfasser der *Saturnalia*.

Literatur: Kritische Hauptausgabe von M. Hertz, Berlin 1883/85, 2 Bde. — Textausgabe von C. Hosius, Leipzig (Teubner) 1903, 2 Bde. — J. C. R. Rolfe, The Attic Nights with an English translation, London 1927/28. — C. Hosius, R. E. VII 992ff.

Abschließend sei hier die übrige Schriftstellerei des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts behandelt. Im Gegensatze zu den matten Erzeugnissen modischer Poesie und den Dekadenzprodukten auf dem Gebiete des übrigen Prosaschrifttums regt sich noch ein lebendiger Schaffens-

drang in der Fachschriftstellerei. Eine Reihe tüchtiger Grammatiker und Juristen verfaßt gediegene Werke. Neben das greisenhafte, fast nur mehr durch erborgte Phantasie am Leben erhaltene schöngeistige Schrifttum der Römer tritt die rein verstandesmäßig orientierte wissenschaftliche Literatur.

GRAMMATIKER. Diese Fachschriftsteller befaßten sich meist nicht bloß mit Problemen der Sprachlehre, sondern zogen auch die Literaturerklärung in ihren Arbeitsbereich. Es steht dies im besten Einklange mit dem damaligen großen Interesse an sprachlichen und schriftstellerischen Fragen, die zum Gesprächsstoff des gebildeten Publikums gehörten. Unter Hadrian verfaßte Terentius Scaurus, der gefeiertste Grammatiker dieser Zeit, eine lateinische Sprachlehre (*Ars*), die verloren ging. Hingegen besitzen wir fast vollständig seine Abhandlung über die lateinische Rechtschreibung (*De orthographia*), wo wir einen gewissen Einblick in seine Arbeitsweise erhalten; seine vornehmste Quelle war der Polyhistor Varro. Erwiesen ist, daß Scaurus einen Kommentar zu Horaz' Dichtungen schrieb; ohne sichere Gewähr wurden ihm auch Erläuterungsschriften zu Plautus und Vergil beigelegt. Mit orthographischen Fragen befaßten sich auch seine Zeitgenossen Velius Longus und Flavius Caper, von deren Schriften wir Bruchstücke besitzen. Von Caper, der dem Altlatein ein besonderes Augenmerk schenkte, ist neben Fragmenten aus seinem Buche *De orthographia* auch einiges aus seinem Werke *De verbis dubiis* erhalten; spätere Grammatiker wie Charisius und Priscianus benützten ihn als Quelle. Gellius nennt uns den Namen des auf grammatischem Forschungsgebiete eifrig tätigen L. Caesellius Vindex, der ein alphabetisch geordnetes Lexikon alter Wörter unter dem Titel *Stromateus* („Teppich") zusammenstellte. Gellius' grammatische Studien hatte vor allem C. Sulpicius Apollinaris aus Karthago angeregt; wir haben von ihm bloß einige in Versen abgefaßte Inhaltsangaben zu Terenz' Komödien und Vergils Aeneis, wie sie damals (nach griechischem Vorbilde) nicht selten zu Unterrichtszwecken geschrieben wurden. Mit der Dichtererklärung beschäftigten sich Aemilius Asper und Helenius Acro: Asper kommentierte Terenz und Vergil, Acro erläuterte Terenz, Horaz und vielleicht auch Persius.

Literatur: Texte: Gramm. Lat. ed. H. Keil VII 11ff., 46ff., 92ff., 107ff. — K. Barwick, Remmius Palaemon und die römische Ars grammatica, Leipzig (Dieterich) 1922. — E. Neitzke, De Velio Longo grammatico, Gottingae 1927. — P. Wessner, Aemilius Asper, Halle 1905. — G. Goetz, R. E. I 547; III 1305—1306; 1506—1508. — P. Wessner, R. E. VII 2840—2844.

JURISTEN. Wie schon in früheren Epochen des römischen Schrifttums begehrte auch während der Zeit Hadrians und der Antonine die Jurisprudenz ihren Anteil am literarischen Leben. Sie bringt im zweiten Jahrhundert ihre glänzendsten Begabungen hervor und erreicht nun ihre klassische Vollendung. Unter Hadrian wurden die Prätorenedikte gesammelt. Mit der Sammlung und geordneten Herausgabe dieser Erlässe in Buchform wurde vom Kaiser der Jurist Salvius Iulianus, ein Angehöriger der sabinianischen Schule (vgl. S. 355), betraut. Dieses Werk (*Digesta* in 90 Büchern), von dem wir noch zahlreiche Bruchstücke besitzen, schuf ein neues Fundament für die weitere Entwicklung des römischen Rechtes; denn Hadrian erhob diese Sammlung unter der Bezeichnung *Edictum perpetuum* zum Reichsgesetze, was nunmehr das Entstehen zahlreicher Erläuterungsschriften und Lehrbücher anregte. Ein jüngerer Zeitgenosse von Iulianus war Sextus Pomponius, der nebst anderen Werken eine kurze Geschichte des römischen Rechtes schrieb, die in den Digesten Aufnahme fand (*Dig.* I 2, 2). Unter den zahlreichen Juristen aus der Regierungszeit des Antoninus Pius und Mark Aurel ist der bedeutendste Gaius, dessen Werk den Titel *Institutionum libri IV* führt. Dieses knapp und klar geschriebene wissenschaftliche Lehrbuch des römischen Privatrechts ist die einzige Schrift eines römischen Rechtsgelehrten, die uns fast vollständig und nahezu in ihrer ursprünglichen Gestalt überliefert ist. Das Buch wurde nicht bloß auf den Rechtsschulen des Altertums (z. B. zu Rom und Konstantinopel) zur Einführung in die Jurisprudenz viel gebraucht, sondern bildet noch heute die Grundlage für das Studium des klassischen römischen Rechtes. Die Folgezeit zeigt die römische Rechtswissenschaft bereits im langsamen Abblühen, und nur in dem scharfsinnigen Aemilius Papinianus, einem Freund des Kaisers Septimius Severus, sowie in Domitius Ulpianus und Iulius Paulus (Gardepräfekten unter Alexander Severus), erreicht sie noch einmal einen klassischen Hochstand: aus Ulpians Werken haben sich größere Bruchstücke erhalten.

Die Sprache dieser Rechtsgelehrten zeichnet sich durch ihre wunderbare Deutlichkeit und schlichte klassische Form, die Darstellung durch ihre präzise Sachlichkeit aus. Vom Mischmasch des Provinzlateins ist hier kein Zug und keine Spur. Die ganze *gravitas* alten, unverfälschten Römertums spricht noch aus

diesen Schriften, deren Verfasser zum großen Teile in dem nicht romanisierten Osten des Weltreichs ihre Heimat haben.

Literatur: Texte: Iurisprudentiae anteiustinianae quae supersunt post Ph. E. Huschke edd. E. Seckel et B. Kuebler 1908—1927 (Teubner). — Gai institutionum comm. IV ed. E. Seckel et B. Kuebler[6] 1928 (Teubner). — W. Rechnitz, Studien zu Salvius Iulianus, Weimar 1925. — Ch. Appleton, Les interpolations dans Gaius. Rev. hist. VIII 1929, 197—241. — B. Kübler, R. E. VII 489—508 (Gaius). — I. Pfaff, R. E. I[A] 2023—2026 (Salvius Iulianus).

B. DIE LITERATUR BIS ZUR MEROWINGERZEIT.

Wenngleich erst unter Konstantin d. Gr. Byzanz zur neuen Hauptstadt des römischen Kaisertums erhoben wurde (330), so hatte sich doch schon geraume Zeit vorher der Schwerpunkt des Reiches nach Osten verschoben. Kleinasien und Nordafrika eröffneten Quellen neuen Wohlstandes und schufen damit die Vorbedingungen zu kulturellem Leben. Roms Ansehen sank mehr und mehr. Die führenden Geister des lateinischen Schrifttums fanden es nicht mehr für nötig, ihre Wohnsitze nach der Reichshauptstadt zu verlegen. Auch die Kaiser residierten späterhin meistens in Konstantinopel, wozu sie vornehmlich die Sorge für die Sicherung der bedrohten östlichen Reichsgrenzen veranlaßte. Das mächtig emporstrebende Christentum begründete eine neue Literatur, die nicht mehr römisch, sondern christlich orientiert war. Diese und andere Ursachen führten einen verhältnismäßig rasch fortschreitenden Niedergang des nationalen Schrifttums herbei. Wo sich Christentum und Heidentum literarisch gegenübertraten, da entbrannte anfangs grimme Fehde. Aber allmählich fand ein Ausgleich statt. Zunächst sind es künstlerische Werte sprachlich-stilistischer Natur, daneben die metrischen Formen, die das Christentum vom Heidentum übernimmt, später finden aber auch manche geistige Errungenschaften antiker Herkunft Verwertung.

In gebundener und ungebundener Rede war das zweite nachchristliche Jahrhundert, wie wir sahen, eine Epoche umformender Bestrebungen: Archaismus und antikes Rokoko versuchten eine Verjüngung der Römerliteratur. Aber diese kurzlebigen Strömungen erwiesen sich als Kriterien der Greisenhaftigkeit des römischen Schrifttums. Etwa mit Sueton endigte die eigentliche Nachklassik. Bald nachher trat eine geradezu unerhörte Verödung des literarischen Schaffens ein, als in der Mitte des 3. Jahrhunderts der Fortbestand des Reiches, das durch die Sonderbestrebungen der Ost- und Weststaaten aufs schwerste erschüttert war, in Frage kam. Die tatkräftigen Bemühungen Aurelians (270—275) zur Abwehr der Zersetzungserscheinungen hatten eine gewisse, wenngleich beschränkte, günstige Rückwirkung auf die schriftstellerische Produktion. Vollends mit neuer Hoffnung erfüllte der literaturfreundliche Kaiser Iulian (361—363) alle ehrlichen Anhänger des Römertums: der starke Impuls, den er zur Erneuerung der Alten Welt gab, wirkte in den Symmachi nach und förderte die Entstehung der letzten größeren Literaturschöpfung antiken Geistes, Ammians Römergeschichte. Darüber hinaus bewahrten nur noch die schriftstellernden Rechtsgelehrten und Sprachforscher (Grammatiker) der alten Kultur die Treue; insonderheit waren es die vornehmen Kreise der römischen Gesellschaft, zumal des senatorischen Adels, wo die dem Untergang geweihte Tradition noch bis ans Ende eine Stütze fand.

Die nichtchristliche Literatur erfährt in den letzten Jahrhunderten ihres Bestandes eine besondere Gestaltung nach der Eigenart der Provinzialen, namentlich der Gallier und Afrikaner; auch das Volkslatein dringt mit zunehmender Intensität in das Schrifttum ein. Wie in Afrika das neuerblühte Karthago, so bilden sich in Gallien Lugdunum, Burdigala, Massilia, Tolosa

189. Ruinen vom Palast des Gallienus in Bordeaux.

zu Bildungszentralen aus. Wo sich noch eine tiefere Verbundenheit mit dem römischen Heimatboden rege zeigt, da vernehmen wir Worte wehmutvollen Gedenkens an entschwundene Zeiten.

Die hellenistischen Bestrebungen, die zu Hadrians Tagen in Hochblüte standen, flauen nun ab, nachdem sie noch in Südgallien und Afrika eine Zeitlang weiterbestanden hatten; während ein Tertullian noch starke Beziehungen zur griechischen Kultur zu erkennen gibt, beginnt seit Augustinus eine deutliche Ablösung von ihr in Erscheinung zu treten. Aber für den weiteren literarischen Entwicklungsgang gewinnt die Pflege des lateinischen Schrifttums in den Provinzen Galliens eine für die Zukunft ausschlaggebende Bedeutung. Von hier führen die Fäden bis in die Zeit Karls des Großen und ins spätere Mittelalter.

1. HEIDNISCHE DICHTUNG UND PROSA.

a) Die Dichtung.

Die dichterische Produktion dieser Ära zeigt das Bild des Welkens. Nirgends mehr ein kraftvolles Ringen mit einem neuen, mächtigen oder auch spröden Stoffe. Meistenteils vernehmen wir den Nachhall alter Weisen, wie sie die Klassik und die aus Launen, Willkürlichkeiten und Wunderlichkeiten zusammengesetzte Hadrianische Kulturepoche pflegte. Das 3. Jahrhundert scheint zunächst durch seine mehrere Dezennien andauernde Unfruchtbarkeit das Ende der römischen Literatur heranzuführen. Was sich in dieser Zeit noch als schriftstellerische Äußerung regt, ist die aller Selbständigkeit und Schöpferkraft bare Versifizierung von Arzneivorschriften, die Übersetzung griechischer Lehrgedichte und Fabeln, das Anlegen von Spruchsammlungen aus geistigem Gute alter Provenienz, das Anfertigen von Gedichten aus Versen und Versteilen Vergilischer Dichtungen (Vergilcentone); dazu kommt die Nachbildung Vergilischer Bukolik und die Umarbeitung einer Plautinischen Komödie. Auch harmlose Versspielereien bunter Art (Akro-, Tele-, Mesosticha; Serpentinenverse, anakyklische Verse, Figurengedichte) erfreuen sich eifriger Pflege. Doch tritt uns in den nächsten zwei Jahrhunderten noch öfters das individuelle Gefühl eines Dichters entgegen, so in den politischen Dichtungen eines Claudian und Sidonius, in Namatianus' Reiseschilderung, in Dracontius' und Corippus' Epen und in Maximians müden Elegien. Das einstige Bestreben nach bedeutendem Ausdruck und einprägsamer Stilisierung hat zu Unnatur und rhetorischer Überladung geführt. Echte Herzenstöne werden immer leiser und seltener. Wo sich aber hier noch künstlerische Schön-

heiten zeigen, sind es vielfach traditionelle Vorzüge in geschickten Neugestaltungen durch Epigonen, unter denen Claudians Gestalt am eindrucksvollsten hervortritt. Von den alten Dichtungsformen sind es hauptsächlich Epen und Epyllien, die das Mittelmaß überragen.

VERSIFIZIERUNGEN, ÜBERSETZUNGEN, BEARBEITUNGEN. In noch höherem Grade als in der Hadrianischen Zeit fehlten den literarisch Schaffenden des folgenden, durch den fortschreitenden Reichszerfall gekennzeichneten Jahrhunderts bedeutende Stoffe sowie aus der Tiefe geschöpfte Empfindungen und Gedanken. Um so mehr gefielen sie sich darin, ihre in der Schule erlernte Fertigkeit im Versemachen zur Schau zu tragen. Wie Terentianus (S. 359) ein Lehrbuch der Metrik in Versen verfaßte, so schrieb Q. Serenus um 225 ein medizinisches Lehrgedicht (*Liber medicinalis*) in 1107 glatten Hexametern, wofür ihm vorzugsweise die Naturgeschichte des älteren Plinius nebst einem heilkundlichen Exzerpt aus Plinius' Werke als Quelle diente. Daß auch Dioskorides benützt sei, erscheint mir nicht als erwiesen. Über das äußere Leben des Verfassers erfahren wir aus dem Gedichte nur das eine, daß er selbst kein Arzt war; diese Rezepte (*compositiones*) und ärztlichen Verordnungen versifizierte er, damit sie so in handlicher Sammlung der unbemittelten leidenden Menschheit zugute kämen. Die Stoffgruppierung ist die althergebrachte: zunächst wird mit den Krankheiten des Kopfes begonnen und bis zu denen der Füße fortgesetzt; daran schließt sich ein Verzeichnis der Heilweisen für Leiden, die durch äußere Einflüsse entstanden. Die medizinischen Vorschriften huldigen (wie dies auch bei Serenus' Quellen der Fall ist) vielfach seichtestem Aberglauben und gewähren allem Unflat und aller Albernheit der Schwindelmedizin willigen Eingang. Die Darstellung weist die üblichen stilistischen Mängel jener Zeit auf: Schwulst und Affektiertheit. Sprachlich hat in erster Linie Vergil, sodann Horaz, endlich Ovid und scheinbar auch Lukrez nachgewirkt. Das Buch fand im Mittelalter als beliebte Sammlung von Hausmitteln viel Verwendung.

Wie Serenus' Rezepte, so brachte ein uns unbekannter Verfasser dieser Zeit eine Anzahl von Sinnsprüchen und Lebensregeln zur leichteren gedächtnismäßigen Einprägung in Verse. Die jetzt aus 145 solcher Weisheiten bestehende Sammlung trägt den Titel *Dicta Catonis*, auch *Disticha Catonis*. Ein in ungebundener Rede geschriebenes Vorwort enthält eine Zueignung des Büchleins an den Sohn des Verfassers. Über diese Spruchsammlung wurde bereits früher (S. 163ff.) eingehend gehandelt.

Teils belehrende, teils unterhaltende Zwecke verfolgte die Übertragung und Bearbeitung griechischer Vorlagen. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts (um 386) lieferte der vielseitig gebildete Rufius Festus Avienus aus Volsinii (Bolsena) in Etrurien eine freie, uns noch erhaltene Bearbeitung von Aratos' Gedicht *Phainomena*, das eine Beschreibung des Sternenhimmels und der Wetterzeichen enthält; dieses viel studierte und viel erläuterte griechische Werk war auch von Varro Atacinus, Cicero und Germanicus ins Lateinische übertragen worden und wurde so das beliebteste Sternbuch des Mittelalters. Wie Avien in dieser lateinischen Umdichtung die hexametrische Form der Urschrift beibehielt, so tat er es auch bei seiner Übersetzung eines berühmten erdkundlichen Lehrgedichtes, das einen zu Hadrians Zeit lebenden Dionysios zum Verfasser hatte und „Periegesis" betitelt war; er nannte diese freie Übertragung in Hexametern „Der Erdkreis" (*Orbis terrae*). Sie läßt einen viel engeren Anschluß an das griechische Original als die Aratübersetzung beobachten; wo er von Dionysios abweicht, handelt es sich fast immer um Zusätze rein ornamentaler Natur. Es wird dies nicht wundernehmen: während der sachlich schwierige Stoff der Phainomena oft erläuternde Zugaben verlangte, bestand hiezu bei dem leichtverständlichen geographischen Gegenstande keine Nötigung. Daß Avien für dieses Werk neben seiner Vorlage noch andere Gewährsmänner heranzog, ist bei diesem lediglich die formelle Seite pflegenden Versemacher von vornherein unwahrscheinlich. An sachlichen Irrtümern, auch schlimmerer Art, fehlt es in dieser Übertragung nicht; hingegen verdient das verstechnische Können des emsigen Verfassers Anerkennung. — Das Altertum zollte Aviens Aratübersetzung höchstes Lob; uns bedeutet diese Dichtung nicht mehr als eine metrische Leistung, deren noch erhaltenes Muster uns weit wichtiger ist. Aber höchsten stofflichen Wert besitzt für uns ein drittes Werk dieses Autors, sein geographisches Lehrgedicht „Die Meeresküste" (*Ora maritima*). Von dieser in iambischen Trimetern (nach griechischer Art) abgefaßten Küstenbeschreibung des Mittel-, Schwarzen und Kaspischen Meeres hat sich ein aus 713 Versen bestehendes Bruchstück über die Küste vom Atlantischen Ozean bis Massilia erhalten, das unsere älteste Überlieferung über den europäischen Westen darstellt. Wohl wird Avien auch in diesem Werke bloß eine griechische Dichtung gleichen Versmaßes mehr oder minder frei wiedergegeben haben; dafür scheint uns die ganze Anlage des Werkes, dessen metrische Form sowie die Persönlichkeit und sonstige Schaffensart des Verfassers zu sprechen. Aber wenn Aviens Vorlage auch vielleicht erst dem Augusteischen Zeitalter angehörte, so waren deren Quellen doch alten,

und wenigstens zum Teil sehr alten Ursprungs. Man hat da an den zur Zeit Alexanders d. Gr. lebenden Entdeckungsreisenden Pytheas von Massilia, ja an ein erdkundliches Werk des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts gedacht. Uns scheint auch manches auf Poseidonios (2. Jhd. v. Chr.) zurückzugehen. Der schlecht überlieferte Text des Fragments gründet sich auf die Erstausgabe (1488), deren handschriftliche Grundlage bald nachher in Verlust geraten ist. Nebenhin sei noch erwähnt, daß Avien nach Servius' Angabe auch die Sagen der Vergilischen Äneis und das Geschichtswerk des Livius (doch wohl höchstens einen Auszug davon) in iambische Senare gegossen habe. Der Vers war ihm, dem eifrigen Vergilnachahmer, eben alles, und in leicht fließender Versform, so mochte er annehmen, würden sich seine Zeitgenossen noch gerne etwas von Roms Heldenzeitalter erzählen lassen.

Freier verhielt sich gegenüber seinen Vorlagen der Fabeldichter Avianus, der etwa zu Anfang des 5. Jahrhunderts eine Sammlung von 42 äsopischen Fabeln (*Fabulae*) im elegischen Versmaß herausgab. Dieser nach schriftstellerischem Ruhm lechzende Mann hat den Stoff zu seinen Dichtungen nicht unmittelbar aus Babrios' Sammlung (auf die alle seine Fabeln stofflich letzten Endes zurückgehen) geschöpft, sondern aus einer Mittelsquelle; es war anscheinend eine in ungebundener Rede geschriebene lateinische Bearbeitung des griechischen Dichters. Das von Avian verwendete Distichon war als Versmaß für die leichte, schlichte Gattung der Fabel eine äußerst unglückliche Wahl. Gleichsam von selbst führte dieses Metrum zu der damals sehr geschätzten Rhetorisierung der Sprache. Gewisse rhetorische Spuren wies bereits Phädrus' Fabeldichtung auf und die verstärkte Rhetorik Avians war wohl nicht die letzte Ursache, die dem im übrigen metrisch und stilistisch gut gearbeiteten Büchlein frühzeitig den Weg in die Schulen bahnte. Die Eigenheit der von Unanständigkeiten und Zoten freien Erzählung, die mit Vergilischen Floskeln reich verbrämt ist, wird hiezu ihren Teil beigetragen haben. Im Mittelalter bildete die Fabelsammlung Avians ein vielgebrauchtes Schulbuch, das allerlei Erweiterungen, Paraphrasierungen und Nachahmungen erfuhr, wie etwa in A. Neckams „*Novus Avianus*" (12. Jahrhundert).

Noch größere Selbständigkeit eignet einer Nachbildung der Plautinischen Komödie Aulularia (S. 125f.) aus dem Ende des 4. oder Beginn des 5. Jahrhunderts. Den Verfasser dieses zur Unterhaltung bei Tische geschriebenen Stückes, das den Titel *Querolus* („Der Nörgler") führt, kennen wir nicht. Es ist in einer eigenartigen rhythmischen Prosa verfaßt und läßt deutliche Nachwirkungen christlicher Autoren und christlicher Gedankenwelt merken. Im Mittelalter legte man das Werk irrtümlicherweise Plautus bei.

Literatur: *a*) Ausgabe des Q. Serenus von F. Vollmer (Corp. medic. Lat. II 3), Leipzig und Berlin (Teubner) 1916. — F. E. Kind, R. E. II^{A} 1675—1677. — M. Schuster, Burs. J. B. 217. Bd. (54), 1928, 8—11. — *b*) Gesamtausgabe des Avienus von A. Holder, Innsbruck 1886. — Ausgabe der *Ora maritima* von A. Schulten, Berlin 1922. — F. Marx, R. E. II 2386—2391. — M. Schuster, Burs. J. B. 217. Bd. (54), 1928, 16—19. — *c*) Ausgabe des Avianus von E. Baehrens, PLM V 33ff., Leipzig (Teubner) 1883; von L. Hervieux, Paris 1894. — O. Crusius, R. E. II 2373—2378. — W. Port, Burs. J. B. 1932, S. 66; 76; 84—89.

NEMESIANUS. Im Grunde bestimmte diesen aus Karthago stammenden Dichter des 3. Jahrhunderts kein anderer Grund, nach dem Griffel zu langen, als einen Q. Serenus und Avianus: der Wunsch, seine metrische Übung darzutun. Trotzdem weist ihm seine etwas größere Originalität eine Sonderstellung zu. Wir besitzen von Nemesian vier Hirtengedichte (*Eclogae*), die vornehmlich die Art des Bukolikers Calpurnius Siculus (S. 319), freilich mit geringem Geschick, nachahmen und daneben auch zahlreiche Vergilreminiszenzen aufweisen. Sein um 280 verfaßtes Jagdgedicht *Cynegetica*, das sich stark an Grattius' gleichnamige Dichtung (S. 296) anlehnt, ist verstümmelt auf uns gekommen. Nur ein größeres Stück des Eingangs ist vorhanden. Nach einer breiten Einleitung gibt Nemesian Winke für die Zucht der Jagdhunde (v. 104ff.) und Jagdpferde (v. 239ff.), worauf er über die rechte Verwendung der Jagdgeräte handelt. Einen wirklichen Dichter verrät von dem Erhaltenen kaum eine Zeile; aber die Technik der Verse zeigt Gewandtheit.

Literatur: Ausgaben von E. Baehrens, PLM III 176—204, Leipzig (Teubner) 1881; von H. Schenkl, Prag 1885; von C. Giarratano (Corp. Parav.), Turin 1924. — Erklärende Ausgabe von Donnis Martin, Cornell Univers. 1917. — M. Schuster, Burs. J. B. 212. Bd. (53), 1927, 118—123.

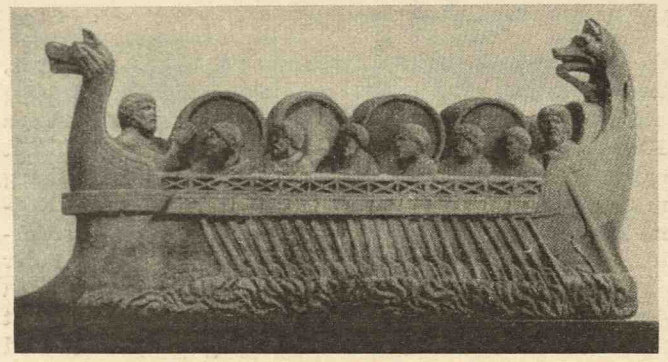
Nach der Wiederaufrichtung des Reiches zu Ende des 3. Jahrhunderts treibt das heidnisch-römische Schrifttum der folgenden zwei Jahrhunderte, wie erwähnt, in den Provinzen eine Nachblüte. So empfängt Rom nach dem Erlöschen der völkischen Einheit des Imperiums vornehmlich aus Gallien und Afrika seine Literatur. Das schriftstellerische Leben Galliens in dieser Epoche bezeugen vornehmlich drei Namen: Ausonius, Namatianus, Sidonius; Afrikas Boden entstammen Claudianus, Dracontius, Corippus. Wir beginnen mit

DECIMUS MAGNUS AUSONIUS.

Ausonius, der schreibgewandteste lateinische Dichter des 4. Jahrhunderts, war um 310 zu Burdigala, dem heutigen Bordeaux, als der Sohn eines Arztes geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Dreißig Jahre lang übte er in seiner Heimatstadt den Beruf eines Professors der Grammatik und Redekunst aus und genoß einen so vorzüglichen Ruf, daß ihn Kaiser Valentinian an seinen Hof nach Trier berief und mit der Erziehung seines Sohnes, des Thronfolgers Gratian, betraute. Er wurde auch durch die Verleihung hoher Ämter geehrt; im Jahre 379 übertrug ihm Gratian, der bereits den Thron bestiegen hatte, die Konsulswürde. Wir besitzen noch die Rede, mit der sich Ausonius bei seinem Gönner für diese hohe Auszeichnung bedankte. In dieser *gratiarum actio*, die das einzige größere Prosastück aus Ausons fleißiger Feder darstellt, zittert noch die ganze freudige Erregung des geehrten Rhetors nach. Im übrigen reiht sie sich den übrigen Erzeugnissen dieser Gattung gut und glatt an: ihre Sprache ist bis zur Geschmacklosigkeit geziert und geschnörkelt und mit allem Prunk der Künstlichkeit überladen, die Wortstellung oft verrenkt und vom Einfach-Natürlichen möglichst entfernt; natürlich trieft die ganze Rede vom Lobe des Herrschers. Nach Gratians Ermordung (383) suchte der Dichter sein Landgut bei Burdigala auf, wo er sich bis an sein Lebensende (um 394) eifrig dem Musendienst widmete.

Außer dem Panegyricus auf Gratian ist uns eine Fülle von Gedichten Ausons überliefert, die sich vor allem durch die Vielseitigkeit der Themen auszeichnen; eigentlicher Hochflug der Gedanken ist hier im allgemeinen ebenso wenig zu erkennen wie künstlerische Originalität der Sprache oder des Versbaus. Kaum irgendein Stoff ist ihm zu unbedeutend, an dem er nicht seine Witzigkeit und Gelehrsamkeit sowie sein Geschick im Versemachen versucht hätte. So hat er denn viele Epigramme und Gedichte in allerlei Versformen geschrieben, worunter sich mehrere Nachbildungen von Sächelchen aus der griechischen Anthologie befinden; ab und zu bestehen sie aus einer Vermengung lateinischer und griechischer Verse. Eine Gedichtgruppe (*Ephemeris*) führt uns Ausons gewohntes Tagewerk vor. Hier fällt ein christliches Morgengebet besonders auf; sein Christentum scheint ihm aber keine ernste Herzenssache gewesen zu sein. Andere Liederkränze beziehen sich auf verstorbene Verwandte (*Parentalia*) und auf Fachgenossen; so hat er in der *Commemoratio professorum Burdigalensium* Lebensbilder von mehr als dreißig gallischen Professoren geboten, die uns einen willkommenen Einblick in das damalige Hochschulwesen gewähren; eine vierte Gruppe — freie Übertragungen griechischer Vorlagen — verherrlicht in der Form von Grabepigrammen (*Epitaphia*) antike Heldengestalten. Weitere Gedichtzyklen gelten den Kaisern (*Caesares*) und berühmten Städten (*Ordo nobilium urbium*), wobei auf Rom ein Vers, auf Burdigala vierzig verwendet werden. In bedacht archaisierender Sprache läßt er die sieben Weisen zu Worte kommen. Ein ganzes Buch von Versspielereien (*Technopaegnion*) erzählt uns von dem herzlichen und naiven Vergnügen, das Auson an solchen Dingen hatte (darunter viele „Keulenverse"). In seinem stellenweise recht zotig-massiv geratenen *Cento nuptialis* gibt er sechs Bilder eines Hochzeitstages: dieses poetische Mosaik setzt sich aus lauter Versen und Versstückchen Vergilischer Dichtungen zusammen und veranschaulicht nebst Ausons Gedächtniskraft seine ganz erstaunliche Kenntnis dieses Dichters. Auch eine Briefsammlung enthält der Nachlaß unseres Südfranzosen, darunter mehrere Prosaepisteln, die von maßloser Süßlichkeit und Verbindlichkeit strotzen; im Vordergrunde des Interesses stehen hier die an literarisch bedeutende Empfänger (Paulinus, Symmachus) gerichteten Stücke.

Ob die Bescheidenheit, mit der Auson von seinem poetischen Können spricht, ganz echt ist, mag dahingestellt bleiben. Doch so viel Selbsterkenntnis nannte er sicher sein eigen, daß er mit der Kunst seiner großen klassischen Vorbilder nicht in Wettstreit zu treten gedachte. Trotz alledem wollte er auf einen Dichterkranz für seine umfangreichste Schöpfung, die anmutvolle Schilderung einer Rhein- und Moselreise von Bingen bis Trier, *Mosella* genannt, nicht verzichten. Das Werkchen wurde von Ausons Zeitgenossen viel bewundert und ist ohne Zweifel die Krone seiner dichterischen Produktion. Aus den wohlklingenden Versen dieser wahren Flußdichtung strömt die warme und mitreißende Herzensfreude des Dichters an den eigenartigen Reizen dieser von Schiffern und Winzern reich belebten Täler. Trotz mancher blassen Stellen, trotz merklicher Nachwirkung der klassischen Muster sehen wir hier Ausonius die echte Poetengabe bewähren, einem mächtigen Natureindruck, dem er sich voll erschlossen, in heller Ursprünglichkeit und warmer Unmittelbarkeit durch das Mittel des Wortes dauerndes Leben



190. Moselschiff. Vom Grabmal eines Weinbauern oder Weinhändlers.

zu verleihen. Vergleicht man die Mosella mit der Reisedarstellung des Venantius Fortunatus (6. Jhd.), der eine Moselfahrt von Metz bis Andernach dichterisch gestaltet hat, so kann der Vergleich nur zu Ausonius' Gunsten ausfallen. — Nebst der Mosella-Dichtung wendet sich unser Herz dem duftigen Gewinde jener kleinen Lieder zu, die Ausonius' Liebe zu dem rosigen schwäbischen Dirndl *Bissula* betreffen. Diese Jungfrau war ihm, der in der Leibgarde Kaiser Valentinians an dessen Feldzuge gegen die Alemannen (368) teilgenommen hatte, als Beuteanteil zugefallen; er sorgte für ihre Erziehung und besang sie in einem aus fünf Gedichten und einem Vorspruch bestehenden Liederreigen, der Felix Dahn zu seinem Roman 'Bissula' inspirierte. Bissula ist das erste im lateinischen Liede verherrlichte deutsche Mädchen.

Ausonius' Schaffen will in gewissem Grade auch aus seiner Entstehungszeit beurteilt sein. Wie seine Epoche, ist er eigentlich ohne rechtes Stilgefühl; im übrigen herrscht das barocke Element bei ihm vor, seine Prosa trägt durchaus schnörkliges Gepräge. Aber neben Zeitgenossen wie Donatus, Eutropius und Servius fällt der Dichter der Mosella immerhin angenehm auf. Außer den *poetae novelli* der Hadrianischen Zeit, denen dieser routinierte Verskünstler vor allem das Metrische abgeschaut hat, sind hauptsächlich Vergil, Horaz, Martial seine Vorbilder, denen er im Sprach- und Motivenschatz stark verpflichtet ist. In den Bissulaliedern erinnert er bereits an die Weise der späteren Minnesänger; das romantisch-idyllische Element der Mosella ist für den Dichter einer abblühenden Kultur (man denke an den Hellenismus) bezeichnend. Neben einigem voll Gelungenen überwiegt in Ausons Werken das Minderwertige beträchtlich und es wuchert ein Überfluß an Spielereien mit Worten und Phrasen; meistens sind ihm, dem Rhetor, Worte wichtiger als Gedanken, Gestalt als Gehalt. Dennoch bilden seine Dichtungen ergiebige Quellen für die Zeitgeschichte.

Von den zahlreichen Handschriften des Ausonius wird die früheste dem 10. Jahrhundert zugeschrieben.

Literatur: Hauptausgabe von C. Schenkl (Mon. Germ. auct. ant. V 2), Berlin 1883. — Textausgabe von R. Peiper, Leipzig (Teubner) 1886. — *Mosella* erklärt von C. Hosius[3], Marburg i. H. 1926; übersetzt und erklärt von W. John, Trier 1933. — F. Marx, R. E. II 2562—2580. — M. Schuster, Burs. J. B. 217. Bd. (54), 1928, 18—25.

Ausonius war zu seinen Lebzeiten weit über Gebühr gefeiert; der eigentlich führende heidnische Poet des ausgehenden Römertums war kein Gallier, sondern stammte aus Afrika:

CLAUDIUS CLAUDIANUS.

Claudian war der letzte Dichter des national-römischen Schrifttums vom Range eines Klassikers, ein Epigone und doch noch ein ganzer Künstler. In ihm hat die Form des Epos einen bedeutenden Vertreter. Seine Poesie, vorwiegend politisch gerichtet, gibt ein Bild der Zeit, aber gemäß der hellen patriotischen Begeisterung des Sängers im Spiegel der Partei aufgenommen. Sein Held ist der römisch gebildete Vandalensproß Stilicho, ein kraftvoller Germane, der sich zu den höchsten Stellen und schließlich zum eigentlichen Beherrscher des Westreichs emporgeschwungen hat. Stilichos Verherrlichung bringt es mit sich, daß Claudian auch der Taten des Westgotenkönigs Alarich Erwähnung tut, dem der Dichter als Stilichos Lobsänger mit erregter Leidenschaftlichkeit gegenübertritt. Und doch hat er dabei, wenngleich wider seinen Willen, den unvergänglichen Ruhm dieses jugendlichen Feuergeistes aus dem Balten-

geschlechte gesungen. Claudian war Grieche von Geburt, er verlebte seine Jugend in Alexandria, wo er auch eine Gigantomachie in griechischer Sprache gedichtet hat; das lateinische Idiom eignete er sich frühzeitig an. Und so begibt sich denn die schier unfaßbare und doch für jene Zeit mächtiger Völkerbewegungen so vielsagende Tatsache, daß ein aus Afrika stammender Hellene in der Römersprache von den beginnenden welthistorischen Kämpfen singt, die zwischen der versinkenden antiken Welt und den erwachenden Nordvölkern ausgetragen wurden.

Im Jahre 395 kam Claudian aus seiner ägyptischen Heimat nach Italien, wo er seit dem folgenden Jahre an Honorius' Hofe zu Mailand lebte und sich der besonderen Gunst Stilichos erfreute. Er bekleidete hohe Ämter und erhielt die Patrizierwürde. Zwischen 400 und 402 wurde er als berühmter höfischer Poet auf Antrag des Senats von den Kaisern Honorius und Arcadius durch ein Standbild auf dem Trajansforum in Rom geehrt, dessen Inschrift noch erhalten ist. Das Jahr seiner Geburt und das seines Todes sind unbekannt. Über 404 reicht keine Anspielung in seinen Werken hinaus; Stilichos Sturz (408) hat er zweifellos nicht mehr erlebt.

Unter Claudians Dichtungen nehmen seine zahlreichen Zeitepen den breitesten Raum ein; es sind dies vorzugsweise panegyrische Gedichte. Verherrlicht werden außer Stilicho, dessen Ruhm in drei Büchern auf sein Konsulat (400), in dem Heldengedicht auf den Gotenkrieg des Jahres 402 und in einer Dichtung auf Honorius' sechstes Konsulat (404) gepriesen wird, der Kaiser Honorius (*De III., IV., VI. consulatu Honorii*) und Stilichos Gattin Serena (*Laus Serenae*, nicht vollendet). Die Günstlinge des Kaisers Arcadius, die Leiter des oströmischen Reiches Eutropius und Rufinus, überschüttet er mit der ganzen Bitterkeit seines temperamentvollen Spottes (*In Eutropium l. II, In Rufinum l. II*). Epische Form hat auch sein Hochzeitsgedicht auf Honorius' Vermählung mit Stilichos Tochter Maria; dieser Dichtung sind vier Fescenninen von köstlicher Frische (in lyrischen Versmaßen) beigefügt. Die Bezwingung des afrikanischen Empörers Gildo schildert das Kurzepos „Der Gildonische Krieg" (*De bello Gildonico*). Andere Zeitgedichte epischer Art sind von untergeordneter Bedeutung.

Sein reifstes Können auf dem Gebiete der dichterischen Erzählung offenbart Claudian in seinem mythologischen Epos vom Raub der Proserpina in drei Büchern (*De raptu Proserpinae*). Stofflich stimmt die Dichtung im wesentlichen mit Ovids Behandlungen dieses Themas (*Fast.* IV 419ff.; *Met.* V 385ff.) überein; aber die Darstellung läßt eine stark elegische Tönung erkennen. Das Werk ist leider nicht zum Abschlusse gebracht worden; die vom Dichter versprochene (I 28ff.) Schilderung der Irrfahrten der Ceres fehlt. Man hat dieses Fehlen des Schlusses aus politischen Gründen erklären wollen, was uns aber als zu weit hergeholt erscheint.

Ferner besitzen wir von dem Dichter idyllenartige Gedichte, Epigramme und Versepisteln. Die Gedichte auf den Phönix und auf den Nil (*c.* 27 und 28) lassen an Claudians Heimatland denken. Den Gigantenkampf hat er in beiden Sprachen besungen, beide Dichtungen sind nur in trümmerhaftem Zustande vorhanden; die lateinische Fassung ist offenbar unvollendet geblieben. Die durch die Sammlung der kleineren Gedichte verstreuten Briefe sind zum Teil an befreundete Redner, ferner an Stilichos Gattin und an die Nichte Theodosius' I. gerichtet; Knappheit und Inhaltsarmut kennzeichnen sie. — Unter den Kurzgedichten zweifelhafter Echtheit steht auch ein Hymnus „An den Heiland" (*c.* 32), der christlichen Inhalts ist. Wenn das Gedicht von Claudian herrührt, müßte man annehmen, daß er es auf Bestellung oder aus Schmeichelei dem Kaiser zu Ehren geschrieben hat (vgl. *v.* 20f.); denn wir wissen, daß den Dichter, der bei Hofe in Ungnade fiel, eine schwere Strafe traf und weiter bedrohte (vgl. *c.* 22, *v.* 23ff.), deren Grund unbekannt ist. Nun bezeichnet Augustinus, Claudians Zeitgenosse, unseren Dichter nach dessen Tode als „*a Christi nomine alienus*" (*De civ. dei* V 26) und es ist nicht gut denkbar, daß Augustinus dieses Gedicht Claudians nicht gekannt hätte. Auch Orosius nennt unsern Dichter einen Heiden. So wird dieser Hymnus Claudian wohl ohne zureichenden Grund beigelegt worden sein. Daß aber die Gedichte 20 und 21 (*Laus Christi* und *Miracula Christi*) der Appendix, die lediglich durch Camers' Edition überliefert sind, unmöglich als sicheres Gut Claudians angesprochen werden dürfen, liegt auf der Hand. Wir möchten darum nicht einmal annehmen, daß Claudian Namenschrist war, sondern daß er ebenso wie Namatianus zu Symmachus' Parteigängern zählte. Mag er auch intellektuell vermöge seiner philosophischen Schulung dem Götterglauben entwachsen gewesen sein, so fehlt in seinen Versen doch jede Bezugnahme auf die christliche Vorstellungswelt: sein Herz und der Gehalt seiner Poesie gehört voll dem Heidentum an.

Vor allem war es Vergil, daneben Ovid und Statius, denen Claudians Dichtung in vielem verpflichtet ist. Sie waren augenscheinlich seine Lieblingsdichter, durch deren eifriges Studium er in römischem Geiste denken, in römischer Sprache dichten lernte. Das übrige tat sein eigener Genius, der ihn zum Rang eines wahren Dichters erhoben hat. Seine Vorbilder haben diesen ziemlich mühelos schaffenden Künstler zu einer schwungvollen Sprache angeregt; auch seine Verse haben guten Fluß, wenn auch ein Streben, die Hexameter in kurze, epigrammatische Sätze zu zerteilen, deutlich zu beobachten ist. Natürlich fehlt es nicht an zeitgemäßen Eigenheiten. Claudian liebt weitschweifige und ins Kleine gehende Schilderungen; seine rhetorische Begabung erfreut sich an voll ausgestalteten und in kunstgerechter Gliederung gebotenen Reden, die er zur Stoffbelebung in seine Kurzepen einschiebt. Ferner besteht eine gewisse Neigung für gelehrte, besonders sagenkundliche Stoffe, sowie ein Hang zu philosophieren; gelegentlich spielt er den Sittenprediger. Aber nirgends, und das ist das Entscheidende, hat er eine unerlebte, blutleere Poesie gegeben. Seine *imitatio* ist niemals sklavischer oder mechanischer Natur, sondern durchaus eine Frucht seines starken Gedächtnisses. Diese formschöne Kunst ist von reichstem persönlichen Empfinden durchtränkt, allenthalben durch scharf konturierte Klarheit und durch Claudians Fähigkeit charakterisiert, auch dürren Themen vermöge seiner hochbeschwingten Phantasie poetisches Leben zu verleihen. Als Dichter ist er zu keiner kühlen Sachlichkeit des Urteils verhalten. Er kennt Liebe und Haß und sie treten mit überquellender Kraft in Erscheinung; dennoch hat der vorsichtige Historiker, der Claudians geschichtliche Angaben im Verein mit anderen Quellen vergleichend prüft, aus diesem Dichter nicht wenig zu gewinnen. Die warme Unmittelbarkeit seiner Werke hat ihn viele Leser finden lassen, und sein Schaffen hat darum lange Zeit nachgewirkt; auch das Mittelalter bewunderte diese Dichtungen, denen viele Nachahmer erstanden.

Literatur: Kritische Hauptausgabe von Th. Birt (Mon. Germ. auct. ant. X), Berlin 1892. — Textausgabe von Jul. Koch, Leipzig (Teubner) 1893. — H. Schroff, Claudians Gedicht vom Gotenkrieg (mit Kommentar), Berlin 1927. — F. Vollmer, R. E. III 2652—2660. — M. Schuster, Burs. J. B. 217. Bd. (54), 1928, 25—29.

ANDERE VERFASSER POLITISCHER DICHTUNGEN. Bedeutend in der künstlerischen Anlage, schwungvoll in der Ausführung waren die Dichtungen, worin Claudian Stilichos Ruhm besang. Poesielose Versspielereien sind es, durch die der verbannte Publilius Optatianus Porfyrius Kaiser Konstantins Gunst wieder zu erlangen strebte. Um 325 n. Chr. verfaßte er eine aus zwanzig Stücken bestehende Liedersammlung (*Panegyricus* betitelt), die des Monarchen Taten in abgeschmackter Übertreibung verherrlicht; sie erfuhr in einer späteren Ausgabe noch eine Erweiterung durch mehrere Gedichte. Phantasielosigkeit und gezierte Künstelei sind ihre hervorstechenden Merkmale; einige dieser Gebilde stellen Akrosticha dar, viele ahmen mit den Zeilenformen äußerlich allerlei Figuren und Gegenstände nach. Aber dieser Versedrechsler kannte seinen Kaiser: Konstantin fand an den Machwerken Wohlgefallen, die Rückberufung Optatians aus der Verbannung war die Folge ihrer Wirkung. Auch das huldvolle Anerkennungsschreiben des Regenten und die gerührte Danksagung des Dichterlings sind noch vorhanden.

Der wackere Heerführer und Staatsmann Aetius war der Held, den der spanische Dichter Flavius Merobaudes in gebundener und ungebundener Rede pries. Auch Aetius' zweijähriges Knäblein hat er im Liede gefeiert. Der inneren Hohlheit dieser Kunst wird durch rhetorische Verbrämung abzuhelfen gesucht. Außer fünf bloß fragmentarisch erhaltenen Gedichten besitzen wir einen Hymnus auf Christus (*Laus Christi*), den man als die beste unter Merobaudes' noch vorhandenen Dichtungen ansprechen darf; sie bezeugt im übrigen sein Christentum. Merobaudes' panegyrische Poesie brachte ihm hohe Ehrung ein: auch ihm wurde auf dem Trajansforum ein Standbild errichtet, dessen Inschrift überliefert ist (*CIL* VI 1724).

Als poetischer Ruhmverkünder politisch hervorragender Persönlichkeiten hat sich auch C. Sollius Apollinaris Sidonius (430 bis etwa 486) betätigt. Einer vornehmen christlichen Familie in Lyon entstammend, vermählte er sich mit der Tochter des Arverners Avitus, der später (455) den Thron bestieg. Sidonius folgte ihm nach Rom und ehrte ihn durch eine panegyrische Dichtung (*Carm.* 7); nach Avitus' baldigem Sturze verherrlichte er dessen Nachfolger, die Kaiser Maiorianus und Anthemius, in der nämlichen Weise (*Carm.* 5 und 2). Jeder dieser drei epenartig gehaltenen Dichtungen, die an die Schöpfungen der politischen Muse Claudians gemahnen, geht ein poetischer Vorspruch (*Praefatio*) in Distichen voraus. Die übrigen achtzehn Gedichte belebt ein ziemlich bunter Inhalt: man liest hier Briefe in Versen, zwei Hochzeitsgedichte, die Beschreibung eines Schlosses in Südgallien, vier Epigramme (*De balneis villae suae, De piscina sua* u. a.), sowie ein Geleitgedicht an das Versbuch. — Als Schwiegersohn des Kaisers Avitus wie auch durch seine rhetorischen und poetischen Fähigkeiten begünstigt, hatte er in Rom rasch die höchsten

Würden erklommen; da nahm er vom öffentlichen Leben Abschied und wurde (im J. 469 oder 470) zum Bischof von Clermont gewählt. Nun suchte er sich, um seine geistliche Würde zu wahren, vom Getändel der Verse loszusagen (*Epist.* IX 12, 1); er tat es innerlich widerstrebend und nicht ohne kleine Rückfälle in die liebgewonnene Tätigkeit. Um so eifriger aber wandte er sich jetzt der Epistolographie zu. Der jüngere Plinius hatte die Zeit eingeleitet, in der man den Prosabrief als reines Kunsterzeugnis betrachten lernte, und neben Aurelius Symmachus wurde Sidonius sein eifrigster Nachahmer. Wie Plinius verfaßte auch dieses zopfige Duodeztalent, das weder rechten Zorn, noch Haß, noch Liebe, noch befreienden Übermut kennt, neun Bücher literarischer Episteln; sie sind noch reichlicher als die des Vorbildes mit Verseinlagen ausstaffiert. Das inhaltlich abgerundete Briefthema ist bald eine Bitte, Mahnung, Tröstung, Einladung, Todesnachricht, Glückwunsch, Danksagung, Besuchsankündigung bei einem Freund oder Amtsbruder, bald eine Erzählung (Beschreibung seines Landhauses, seines Landaufenthaltes, eines Erlebnisses, einer Reise), bald eine Lobrede, eine Empfehlung oder Charakteristik eines lieben Bekannten, bald eine Frage des literarischen oder praktischen Lebens, bisweilen bloß ein freundschaftlicher Gruß. Mehrmals ist stoffliche Inspiration durch Plinius festzustellen.

Seltsam mutet uns Sidonius' Diktion an, die aus verschiedenen Zeiten und Stilarten Sprachgut entnimmt. Daß er Claudian und Plinius nacheiferte, wurde erwähnt; aber auch einem Statius, Horaz, Vergil und anderen hat er viele Wortneuerungen und Wendungen abgelauscht, und es hat oft den Anschein, als wollte er sich mit den fremden Federn als den Zeichen seiner reichen Belesenheit brüsten. Dabei vermeidet es dieser wortreiche Autor mit einer gewissen Scheu, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, er sucht geradezu nach Dunkelheiten des Ausdrucks und schwelgt in künstlichen, nicht selten ans Rätselhafte grenzenden Umschreibungen. Trotz der Übernahme fremden Ausdrucks- und Gedankengutes, trotz der bewußt zur Schau getragenen, oft verstiegenen Rhetorisierung der Sprache hat Sidonius doch ein gewisses Recht, sein Briefwerk einen Widerschein seines geistig-seelischen Lebens zu nennen (*Epist.* VII 18, 2). Wenn man auch im einzelnen nicht mit der Elle die Anteile nachmessen kann, die der Rhetorik und die der Empfindungsechtheit an seiner Gedankenprägung zukommen, so bleibt doch meist ein Unterton seiner Herzensmeinung vernehmbar und darum ist seiner inhaltlich nicht armen Schriftstellerei, die übrigens ein stark heidnisches Gepräge trägt, ein zeitgeschichtlicher und kulturhistorischer Wert keineswegs abzusprechen; besondere Erwähnung verdient seine Hunnenbeschreibung (*Carm.* II 237ff.).

Literatur: *a*) Optatianus Porfyrius: Ausgabe von E. Kluge, Leipzig (Teubner) 1926. — G. Chmiel, Untersuchungen zu P. Optat. Porfyrius, Würzburg 1930. — *b*) Merobaudes: Ausgabe von F. Vollmer (Mon. Germ. auct. ant. XIV), Berlin 1905; das Christusgedicht auch in Th. Birts Claudianausgabe CLXXI und 411. — F. Lenz, R. E. XV 1039—47. — *c*) Apollinaris Sidonius: Hauptausgabe von Ch. Lütjohann (Mon. Germ. auct. ant. VIII), Berlin 1887; Textausgabe von P. Mohr, Leipzig (Teubner) 1895. — R. Bitschofsky, De Apoll. Sid. studiis Statianis, Wien 1881. — M. Schuster, De C. Sollii Apoll. Sid. imitationibus studiisque Horatianis, Wien 1907. — A. Jäger: in Pharus XIX (1928), 241ff. — A. Klotz, R. E. IIA 2230—2238. — M. Schuster, Burs. J. B. 217. Bd. (54), 1928, 40ff.

RUTILIUS CLAUDIUS NAMATIANUS. Von bedeutend tieferer Anlage als Ausonius, eine echte, feine Dichternatur, wenn auch keine Dichtergröße Claudianischen Zuschnitts, war Namatianus, der begeisterte Lobsänger Roms. Als Sohn eines Galliers geboren, erlangte er in Rom hohe Würden, war kaiserlicher Hofmeister (*magister officiorum*) und verwaltete seit dem Jahre 414 das Amt eines Stadtpräfekten. Als die Westgoten Südgallien verheerten und sein dortiger Besitz unter der Kriegsgeißel zu verfallen drohte, trat er im Jahre 416 aus Rom, das Alarichs Scharen geplündert hatten, die Rückkehr in die Heimat an. Die Verwüstung Italiens durch gotische Krieger, die die Landstraßen unsicher machten, ließ es als ratsam erscheinen, für die Reise den Seeweg zu wählen. Ihren Verlauf schildert Namatianus in seiner im elegischen Maß abgefaßten Dichtung (*De reditu suo l. II*), wovon wir etwa die Hälfte erhalten haben: die Eingangszeilen fehlen und vom zweiten Buch sind nur die Anfangsverse (1—68) vorhanden. In der Wahl dieses Metrums liegt ein besonderer Sinn: es sollte keine bloß schlicht-tatsachenmäßige Erzählung geboten werden — dazu hätte der epische Hexameter gedient, wie ihn etwa Horaz in seinem launigen *Iter Brundisinum* (*Sat.*

I 5) verwendete; Namatianus' Verse wollen vielmehr des Dichters innere Anteilnahme zum Ausdruck bringen. In der Tat begegnen wir darin fast allen Empfindungen des Menschenherzens von zärtlicher Liebe bis zum wutempörten Haß: Idyllisches und Satirisches vermengt sich in dieser Dichtung, die in höherem Grade, als dies selbst bei einem Claudian der Fall ist, alle Feinheiten der Formkunst in Sprache und Metrik pflegt; und obgleich sie auf die Kunstmittel der Rhetorik mit nichten verzichtet, so enthält sie doch kaum eine Stelle, die den Leser gleichgültig läßt. Packend weiß Rutilius zu schildern, mit frischer Anschaulichkeit zu erzählen, temperamentvoll zu geißeln. Schweren Herzens nimmt er von seinem geliebten Rom Abschied. Zögernden Schrittes zieht er fort von der ehrwürdigen Reichsstadt und mit tränenumflortem Blick ruft er der Göttin Roma seinen Scheidegruß zu (I 47—164), aus dem einige Zeilen (*v.* 47ff.; 63 ff.) hier Platz finden mögen:

„Höre mich, Königin Du, Du Schönste der Welt, die Dein eigen,
Roma, ins selige Reich himmlischer Sphären versetzt!
Höre mich, Mutter der Irdischen Du und Mutter der Götter:
Wer Deine Tempel betritt, wähnt sich zum Himmel entrückt.
Völker in Menge umschlangst Du mit einem Bande der Heimat,
Die das Gesetz nicht gekannt, zwang und erhob Deine Macht;
Denn das eigene Recht gewährtest Du frei den Besiegten,
Und es wurde zur Stadt, was da gewesen die Welt."

(Nach Itasius Lemniacus.)

Die Reisebeschreibung selbst fand außer bei Horaz auch bei Lucilius, Ovid und Statius klassische Muster vor; Ovids Reisebriefe, vor allem sein berühmter Abschied von Rom (*Trist.* I 3), dürften Namatianus inspiriert haben, obzwar er in der Kunst seines Ausdruckes mehr an Vergil verpflichtet ist. Nach der Verabschiedung von Rom und den römischen Freunden erzählt das erste Buch die Fahrt von Ostia bis zum Hafen von Pisa, das zweite die Fortsetzung der Reise bis Luna, dem heutigen Luni am Golf von Spezia. An verschiedenen Stellen werden Aufenthalte gemacht; nicht minder anziehend als kulturgeschichtlich wertvoll sind die Beschreibungen von alten Baulichkeiten, Städten und Gegenden, die der Dichter stets mit dem Auge des geschichtlichen Betrachters schaut und in buntem Wechsel der Bilder an uns vorüberziehen läßt. Eingewoben sind auch Verherrlichungen alter Götter sowie halbvergessene Sagen und Legenden, ferner sarkastische Ausfälle, so gegen Stilicho, den Verräter, der zu Roms Verderben die Waffen der Goten herbeirief (II 41ff.), und die vielbemerkten Angriffe gegen die Juden (I 387ff.) und die Mönche (I 439ff.). Bei einem Aufenthalt an der etruskischen Küste ergeht sich die Reisegesellschaft voll froher Stimmung in einem Wäldchen, gelangt zu einem Teich und vergnügt sich hier am Fischereisport. Da kommt ein aufgeregter Mann herbei, schreit Zetermordio über den entsetzlichen Schaden, den man ihm angerichtet: das Gras hat man zertreten, Zweige geknickt, Trinkwasser geschöpft. Es ist der jüdische Pächter einer Villa, zu der auch Wald und Teich gehören. Aber die Reisenden erwidern scharfe Worte; der Dichter selbst spricht mit Geringschätzung von den religiösen Bräuchen der Juden und schließt (395ff.):

„O daß Roma doch nie unterworfen sich hätte Judäa,
Daß Pompejus es nie, niemals es Titus bekämpft!
Schleicht ja das Gift der vernichteten Pest stets weiter im stillen,
Und seine Sieger besiegt jetzt das bezwungene Volk."

Ebenso leidenschaftlich wettert Namatianus gegen die Mönche auf Capraria, einer kleinen, rauhen Insel im Tyrrhenermeer; mit boshafter Zunge analysiert er die lächerliche Unlogik des weltabgeschiedenen Daseins dieser „lichtscheuen Männer" (*lucifugi viri*: *v.* 440), die sich aus freien Stücken dem Elend überantworten, um dem Elend zu entrinnen. Tollhäusler müssen das sein oder Verbrecher, die hier freiwillig eine schwere Schuld sühnen. Oder ist es nicht holdblühende Narrheit, das Gute fahren zu lassen, weil man sich vor dem Bösen ängstigt? — Und als das Schiff bald nachher an dem verlassenen Felseneiland Gorgon vorüberfährt, denkt der Dichter mit Schmerz und Erbitterung eines jungen Edelmannes aus seinem Kreise, der von der neuen christlichen Heilslehre behext, „lebend ins Grab stieg": Frau und Freunde verließ er, um in diesem widrigen Erdenwinkel ein düsteres Einsiedlerdasein zu führen:

„Ach, der Unsel'ge vermeint, daß der Himmel an Schmutz sich erfreue;
Selbst ein beleidigter Gott quälte ihn grausamer nicht.
Schlimmer ist dieser Wahn als das Gift der Zauberin Kirke:
Leiber verwandelte dies, jener verkehret den Geist" (*v.* 523ff.).

191. Der Golf von Porto auf Corsica.

Es ist einfach unerfindlich, wie man einen Menschen, der der Gedankenwelt des Christentums mit solch abgrundtiefer Verständnislosigkeit gegenübersteht, der einer Göttin Roma — von deren Beruf als Weltherrscherin dieser Gallier durchdrungen war — einen hochbeschwingten Huldgesang anstimmt, der für das Osirisfest inneren Anteil bekundet (*v.* 373ff.), für einen Bekenner der Christenlehre anzusehen vermochte. Daß er trotz aller philosophischen Aufgeklärtheit am alten Götterglauben festgehalten hat, dafür spricht auch sein inniges Verhältnis zur römischen Adelswelt. Sein Werk zeigt ihn als einen Mann von Geistes- und Herzensbildung. Er hat die Meister des römischen Schrifttums, besonders Vergil und Ovid, aber auch die Griechen gut studiert. Sein Gedicht, für das er bereits auf der Heimreise Notizen gesammelt und einiges in rohen Zügen konzipiert haben mag, arbeitete er in seiner gallischen Heimat aus. Der Einfluß der klassischen Römerdichtung auf sein Schaffen ist nicht gering; doch immer wieder bewundert man sein Talent für das Elegische: mit der Sicherheit einer naiven Begabung gelingt ihm die dem Distichon sein spezielles Gepräge verleihende pointierte Gegenüberstellung der einzelnen Satzglieder und Gedanken. Hell leuchtet Rutilius' Namen hervor, wenn man die Träger altrömischer Bildung in der ausgehenden heidnischen Zeit überblickt. Mit gutem Grunde hat man seine geistreich-sentimentale Schöpfung als einen Schwanengesang des alten Römertums bezeichnet.

Literatur: Neuere Ausgaben von Ch. H. Keene (mit Kommentar, London 1907), G. Heidrich (Wien 1911), V. Ussani (Florenz 1921), R. Helm (mit Anm., Heidelberg 1933). — H. Schenkl, Rhein. Mus. LXVI 1911, 395ff. und M. Schuster, Philol. Woch. XLV 1925, 713ff. (Der religiöse Standpunkt des Rutil. Namat.). — F. Vollmer, R. E. IA 1249—1254. — M. Schuster, Burs. J. B. 217. Bd. (54), 1928, 30—40.

AFRIKANISCHE DICHTUNG DES V. UND VI. JAHRHUNDERTS.

Unter Valentinian III. ging Afrika dem römischen Weltreich verloren. Scharen der Vandalen waren unter ihrem König Geiserich von Spanien aus (im J. 429) dahin vorgedrungen; ein Jahrzehnt später besetzten sie Karthago. Das Jahrhundert der Vandalenherrschaft in

Afrika (bis 534) kann in literarischer Hinsicht keineswegs als unfruchtbar bezeichnet werden; die Germanenkönige waren der Pflege kultureller Bestrebungen durchaus gewogen. Besondere Betonung verdient die Tatsache, daß sich in dieser Epoche dort lediglich Vertreter der gebundenen Rede am Werke zeigen, während die bisher so rührigen afrikanischen Prosaisten gleichsam ausgestorben zu sein scheinen. Es sind meistens Bekenner des Christentums, die aber vorwiegend heidnische Stoffe in Anlehnung an die alte Dichtung behandeln.

Die hervorragendste dichterische Gestalt dieser Zeit ist der wahrscheinlich in Karthago geborene Blossius Aemilius Dracontius. Über sein Leben erfahren wir einiges aus seinen Gedichten. Nach einer gründlichen Jugendbildung wirkte er (um 490) als Rechtsanwalt zu Karthago. Aber wegen eines Panegyricus auf einen fremden Fürsten (wohl auf den Herrscher Ostroms) fiel er bei dem Vandalenkönig Guthamund (484—496) in Ungnade, wurde als Hochverräter seiner Güter beraubt und in den Kerker geworfen. Erst nach langen Jahren erlangte er seine Freiheit wieder. Im Gefängnisse verfaßte er das an Guthamund gerichtete Reuegedicht (*Satisfactio*), worin er sich an den König mit der Bitte um Begnadigung wendet. Die in elegischer Form (Distichen) geschriebene Dichtung, worin er die Hoffnung ausspricht, der gütige Gott werde den gerechten Herrscher zur Milde und zur Nachsicht mit ihm bewegen, verhallte aber wirkungslos. Nochmals stimmte er seine Leier zu religiösem Liede: es entsteht ein aus 3 Büchern bestehendes christliches Lehrgedicht (*De laudibus dei*), das in erster Hinsicht der eigenen Tröstung dienen soll. In etwas weitläufiger Ausführung wird der Kerngedanke vorgetragen, daß keinem reumütigen Sünder die himmlische Gnade versagt bleibt, die Gott in der Schöpfung und Erhaltung der Welt stets geoffenbart hat. Im ersten Buche behandelt Dracontius die Schöpfungsgeschichte, die folgenden zwei Bücher stellen das Sichtbarwerden der göttlichen Gnade auf Erden dar; gedanklich wird der Dichter hier unter der (vielleicht bloß indirekten) Nachwirkung Augustins stehen.

Als Dracontius endlich die Freiheit gewonnen hatte, wandte er sich weltlichen Stoffen zu. Unter dem Titel *Romulea* (sc. *carmina*), der vermutlich von dem Dichter selbst herrührt, besitzen wir von ihm eine Anzahl Gelegenheitsdichtungen (darunter zwei Hochzeitsgedichte) sowie Kurzepen, die vorwiegend alte Sagenstoffe in rhetorischer Form (zum Teil nach Art rednerischer Schuldeklamationen) behandeln, z. B. *Hylas, De raptu Helenae, Medea.* Die Gedichte, an denen die große Freiheit, ja Eigenwilligkeit der Stoffbehandlung auffällt, sind mit Ausnahme des trochäischen Einleitungsgedichtes in Hexametern geschrieben; die Sammlung ist nicht vollständig auf uns gekommen. Mit diesen eigenartigen Schöpfungen zeigt eine enge Berührung in Gegenstand, Stoffgestaltung und Versbehandlung die ohne Verfassernamen überlieferte epische Dichtung *Orestis tragoedia*, die man infolge der genannten Ähnlichkeiten mit guter Berechtigung Dracontius beilegt. Mit übervielen Worten und langen Reden wird die Orestessage in epischer Form ohne eigentlich packende Kraft berichtet; die Benennung des Werkes als *tragoedia* will lediglich auf den tragischen Gegenstand hinweisen. Endlich besitzen wir von Dracontius noch zwölf hexametrische Zweizeiler auf die Monate (*De mensibus*) und eine Kurzelegie über die Entstehung der Rosen aus Venus' Blute (*De origine rosarum*). — Für unecht halten wir die lückenhafte, aber poetischer Schönheiten nicht entbehrende Dichtung *Aegritudo Perdicae*, die 1877 entdeckt wurde; sie wird einen aus Afrika stammenden Zeitgenossen unseres Dichters zum Verfasser haben.

Dracontius' christliche Dichtungen, darunter sein Hauptwerk, könnten es fraglich erscheinen lassen, ob man sein Schaffen nicht im Zusammenhange mit der übrigen christlichen Poesie zu behandeln habe. Dagegen spricht aber, daß er diese Werke nicht aus dem tiefinneren Drange, die Lehren des neuen Glaubens mit Eifer zu vertreten und zu deren Verbreitung beizutragen, verfaßte, sondern lediglich zum Zwecke seiner Erlösung aus der grausamen Kerkerhaft. Befreit, stellt er seine Laute in den Dienst heidnischer Dichtung. Lange Zeit besaß man von Dracontius bloß seine *Satisfactio*; von den *Laudes dei* war bis 1791 nur ein ziemlich willkürlich hergerichteter Text der Schöpfungsgeschichte vorhanden, den der Bischof Eugenius von Toledo (gest. 657) unter dem Titel „*Hexaemeron*" herausgegeben hatte. Im Jahre 1791 wurden die *Laudes dei*, 1858 die *Romulea*, 1873 die *Orestis tragoedia* aufgefunden. Nun erst war eine ästhetisch-kritische Bewertung des Dichters möglich. Es kann nicht geleugnet werden, daß Dracontius gewisse poetische Gaben mit einem guten Versgeschick vereinte. Aber die ungezügelte Phantasie dieses Afrikaners zeitigte vielfach eine Verwilderung und geschmacklose Lust am Grellen und Wüsten, das seinen Stammesgenossen als etwas Großes und Geistvolles erscheinen mochte. Daher die Maßlosigkeit in Bildern und der prunkende Wortschwall selbstgefälliger Rhetorik. Daneben begegnen Stellen von ermüdender Öde und nahezu prosaischer Nüchternheit; zudem weist die Gedankenentwicklung viel Schroffes und Sprunghaftes auf. Ungewöhnlich

192. Die Hafenanlagen des alten Karthago, Zustand um 1900.

ist Dracontius' Belesenheit in den römischen Klassikern wie in der Bibel; insbesondere waren Vergil, Ovid, Lukan, Statius, Prudentius und Claudian seine Vorbilder für den Sprach- und Motivenschatz. Jedenfalls lehren seine Fertigkeiten und Kenntnisse, daß damals die Rhetorik in Afrika noch volle Pflege fand.

ANTHOLOGIA LATINA. Mit diesem Titel bezeichnet man jetzt gewöhnlich eine umfangreiche Sammlung von Gelegenheitsdichtungen und Epigrammen, die in Afrika veranstaltet wurde. Diese unvollständig auf uns gekommenen *Libri epigrammaton* enthalten nicht bloß Verse der letzten Epoche, sondern auch Dichtergut aus der frühen Kaiserzeit. Von einigen künstlerisch gelungenen Stücken abgesehen, stellen die in den verschiedensten Versarten geschriebenen Sachen und Sächelchen teils Gedichte mittleren Wertes dar, großenteils sind sie feineren Geistes bar. Versspielereien und auch Centone (wie sie bei Porfyrius, Ausonius, Proba begegnen) sind hier in großer Zahl anzutreffen; daneben fehlen allerlei meist witzverlassene Erotika nicht. Daß wir die meisten Namen dieser Poetaster nicht erfahren, bedeutet vom literarhistorischen Gesichtspunkt aus keinen sonderlichen Verlust.

Nur wenige Gestalten treten deutlicher hervor, so Luxorius (unter Hilderich 523—530), in dem man auch den Veranstalter der ganzen Sammlung erkennen wollte; von seiner Hand stammt unter anderem ein Hochzeitsgedicht für Fridus (*nr.* 18 bei Riese) und ein dem Grammatiker Faustus gewidmetes Epigrammbuch (*Luxorii epigrammaton liber: nr.* 287—375), worin er das freilich wenig geglückte Bestreben zeigt, es Martial in Stoffen, Witz und Verskunst gleichzutun. Ein anderer Dichter dieser Sammlung, namens Symphosius (vielleicht Deckname), verfaßte um 410 ein hundert Gedichte umfassendes Rätselbuch; die einzelnen Stücke bestehen immer aus drei sprachlich und metrisch meistenteils einwandfreien Hexametern, deren Überschrift die Rätsellösung enthält. Daß diese nett gearbeiteten *Aenigmata* (*nr.* 286) bis ins Mittelalter Leser fanden, will nicht wundernehmen. Ein gewisser Flavius Felix (unter Thrasamund 496—523) schrieb nebst anderem einige Gedichte auf die von diesem Herrscher errichteten Thermen von Alianas (*nr.* 210—214). Das gleiche Thema behandelte Florentinus, von dem auch ein Hymnus auf König Thrasamund (*nr.* 376) erhalten ist. Andere in dieser Anthologie enthaltene Dichtungen gehören

dem 2. und 3. Jahrhundert an: Pentadius schrieb außer Epigrammen drei Gedichte „Das Geschick", „Frühlingsnahen", „Narcissus" (*nr.* 234f.; 265f.), künstlerische Mittelmäßigkeiten; Hosidius Geta stoppelte aus Vergilversen eine Tragödie „*Medea*" zusammen (*nr.* 17), worin Botenberichte den breitesten Raum einnehmen; Reposianus schildert in einem Epyllion das Liebesabenteuer des Mars und der Venus (*nr.* 253), wobei er die Homerische Erzählung völlig frei benützt und nach eigenem Belieben ausgestaltet; Vespa führt den Streit eines Koches mit einem Bäcker vor (*nr.* 199), von denen jeder die größere Nützlichkeit seiner Arbeit behauptet; das durch seine primitive Dramatik freundlich anmutende Gedicht hat in der mittelalterlichen Dichtung zahlreiche Parallelen, die auf die griechisch-römische Poesie zurückgehen. — Die einzelnen Dichter der lateinischen Anthologie, deren Gruppierung auch heute noch der Forschung allerlei Rätsel aufgibt, sind so gut wie ausnahmslos ihres Zeichens Grammatiker; von einigen (wie Luxorius und Coronatus) wissen wir geradezu, daß sie Verfasser sprachwissenschaftlicher Schriften waren. Die ursprüngliche Sammlung dieser Gedichte ist zwar nicht vollständig, aber noch am besten in einem Kodex des 7. Jahrhunderts erhalten, der einst Besitz des französischen Philologen Claude de Saumaise (*Claudius Salmasius*, 1588—1653) war (*codex Salmasianus*).

CORIPPUS. Als ein später Repräsentant der geschichtlichen Heldendichtung, die seit Claudian verwaist war, tritt uns der afrikanische Grammatiker Flavius Cresconius Corippus entgegen. Er war längere Zeit als Vorleser seiner Dichtungen in der Landeshauptstadt Karthago tätig, später wirkte er als schlichter Beamter am Kaiserhofe zu Konstantinopel. Patricius Iohannis, der Heerführer Kaiser Iustinians, hatte nach langwierigen Kämpfen (546—548) die Unterwerfung der aufständischen Mauren vollzogen; diese Kriegstaten verherrlichte Corippus in dem breit ausgeführten Epos *Iohannis seu de bellis Libycis*, das den Stoff in chronikartiger Schilderung vorträgt. Das acht Bücher umfassende Werk bricht mit dem entscheidenden Niederringen des Gegners auf den „Feldern Catos" (*Campi Catonis*) ab; der Schluß des für die nordafrikanische Geschichte und Topographie bedeutsamen Werkes ist in Verlust geraten. — Als eine neue Revolte der Mauren den Dichter um seine Heimatgüter brachte, wandte sich der Verarmte in einem panegyrischen Epos an Iustinians Nachfolger, den Kaiser Iustinus II. (*In laudem Iustini l. IV*), um dessen Huld und Unterstützung zu gewinnen. Die Dichtung fällt gegenüber dem Iohannisepos stark ab, vor allem erregt der Ton byzantinischer Lobhudelei und Knechtseligkeit unser Mißfallen; indes findet hier der Historiker und Kulturhistoriker viel Wertvolles. Beide Epen enthalten farbenreiche Schilderungen und manche treffliche, originelle Gleichnisse, die von scharfer Beobachtung und feinem Kunstgeschmack zeugen. Die Form ist glatt und fließend; daß sich die Sprache von rhetorischem Aufputz nicht fernhält, kann in dieser Zeit kaum wundernehmen. Besondere Beachtung verdient die Ausschaltung des heidnischen Götterapparates im Epos: bei Corippus ist es Christus, der die Geschicke der Irdischen lenkt.

Literatur: *a*) Ausgabe des Dracontius von F. Vollmer PLM² V Leipzig (Teubner) 1914. — Derselbe: R. E. V 1635—1644. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, S. 103—105. — *b*) Anthologia Latina: Ausgabe von A. Riese, I² 1894, II² 1906, Leipzig (Teubner); von E. Baehrens PLM IV (ebd. 1882). — F. Marx, R. E. I 2391f.; vgl. dazu ebd. VIII 2489f. (*Hosidius Geta*); XIII 2102—2109 (*Luxorius*); I A 611f. (*Reposianus*). — *c*) Ausgabe des Corippus von J. Partsch (Mon. Germ. auct. ant. III 2), Berlin 1879; von M. Petschenig (Berl. Stud. f. klass. Philol. IV 2), Berlin 1886. — F. Skutsch, R. E. IV 1236—1246. — J. Martin a. a. O., S. 98. — M. Schuster, Burs. J. B. 217. Bd. (54), 1928, 44—56 (*Anthol. Lat.*).

MAXIMIANUS.

Seit mehr als fünf Jahrhunderten hatte die römische Elegienpoesie keine Pflege mehr gefunden; Maximian (um 550) machte den Versuch, diese vergessene Dichtungsgattung neu zu beleben. Über sein Leben erfahren wir einiges aus seinen Gedichten. Etrurien ist sein Heimatland; schon früh scheint er nach Rom gekommen zu sein, wo er später als Rechtsanwalt wirkte und rednerische Lorbeeren einheimste. Dies war auch der Grund, weshalb er — bereits hoch an Jahren — bei einer Gesandtschaft an den oströmischen Kaiser mitwirken durfte. Daß er Christ war, läßt sich nicht erweisen; immerhin mag er Namenschrist gewesen sein, da er sich mit manchen christlichen Vorstellungen (Askese) vertraut zeigt. Jedenfalls aber war er in seinem eigentlichsten Wesen Heide. Das beweisen am besten seine Verse, die er als hochbetagter Mann verfaßte. Es sind fünf Elegien sehr ungleichen Umfanges, denen ein kurzer Nachspruch in sechs Distichen als Ausklang beigegeben ist. Eintönige Klage beherrscht diese erotischen Gedichte. Er betrauert die Vergänglichkeit der Jugend und ergeht sich in Verwünschungen der Beschwerden, die das Alter bringt (1). Voll

trüber Stimmung erzählt er, daß ihm nun im Alter seine geliebte Lykoris treulos den Rücken gekehrt hat (2). Dann führt er ein Bild aus seinen jungen Tagen vor; er nennt seine erste Liebe; doch des Dichters Sehnsucht bleibt unerfüllt und schließlich weiß Boethius, der Philosoph, dem der Verzweiflung nahen Liebhaber durch seinen hilfreichen Rat das seelische Gleichgewicht wiederzugeben (3). Von einem Vorfall aus späteren Jahren berichtet das nächste Gedicht: in einer Traumvision plaudert er verzückt von einer Tänzerin und verrät so seinen Johannistrieb (4). Es folgt ein von Unflat triefendes Liebesabenteuer des Greises (5) und schließlich der erwähnte kurze Epilog, worin der Poet seiner Hoffnung auf Nachruhm Ausdruck gibt (6). — In diesen Versen erkennt man allenthalben mehr oder minder geschickt verarbeitete Exzerpte und bisweilen auch unverdaute Lesefrüchte, vornehmlich aus Ovid, dann aber auch aus Horaz, Tibull, Properz und Martial. Je weniger Maximian über eigene Erlebnisse und der Wirklichkeit entnommenen Stoff verfügt, desto mehr gefällt er sich in ausgetüftelter Kleinmalerei und lästigen Übertreibungen. Mit pedantischer, abgeschmackter Gründlichkeit wird in der ersten Elegie die unerschöpfliche Menge von Schäden und Gebrechen, die den Greis heimsuchen, bis zum Ekel aufgezählt, mit ödem Pathos und abstoßender Wollust schwelgt er in der fünften Elegie im Schmutze. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Verfasser auch ab und zu aus individuellen Beobachtungen und realen Erlebnissen heraus seine Verse formt; aber sie zünden nicht, sie bleiben ohne Resonanz.

Literatur: Texte von M. Petschenig, Berlin 1890; von R. Webster (mit Kommentar), Princeton 1900. — F. W. Levy, R. E. XIV 2529ff. — M. Schuster, Burs. J. B. 217. Bd. (54), 1928, 41ff.

Was uns von Maximians Dichtungen überkommen ist (und die sechs erwähnten Gedichte scheinen seine gesamte Produktion darzustellen), wirkt auf uns als Reflex einer abgelebten, versinkenden Welt. Ihrer selbst überdrüssig, sehnt sie sich, alterskrank und schaffensmüde, nach Tod und Ruhe. Neben Erotik und Lüsternheit meldet sich asketischer Verzicht an (3; 5): Altertum und Mittelalter berühren sich bereits. Alles Höhendranges nunmehr bar, findet die heidnische Dichtung in diesem schwachmütigen, jedes moralischen Haltes entbehrenden Versemacher ihren letzten Repräsentanten. Er macht uns den Abschied von ihr leicht.

b) Die Prosa.

Im wesentlichen zehrt das heidnische Prosaschrifttum dieser Epoche ebenso wie die Dichtung von den Überlieferungen früherer Zeiten. Nachahmung, nicht Selbständigkeit ist nun das Merkmal des literarischen Schaffens. Nur weniges erhebt sich über den Durchschnitt. Der Geschichtschreibung, die sonst in diesem Zeitraum vorwiegend der Abfassung knapper Exzerpte und der biographischen Darstellung huldigt, ersteht in Ammianus Marcellinus noch ein Historiker großen Wuchses, die Redekunst findet in Symmachus, die philosophische Literatur in Boethius einen namhaften Vertreter. Auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Fachschriftstellerei werden die Schöpfungen der älteren Zeit meist mit mäßiger Hingabe und mäßigem Verständnis in Auszüge gebracht, die das Mittelalter wegen ihrer Kürze und Faßlichkeit hoch bewertete und späteren Geschlechtern übermittelte. Freilich wurden durch solche Epitomen nicht selten die älteren, weit bedeutenderen Werke verdrängt. Hingegen leisten die schriftstellernden Sprachforscher und Rechtsgelehrten dieser Zeit noch ganze Arbeit.

DIE GESCHICHTSCHREIBUNG. Etwa zu Ende des 2. Jahrhunderts schrieb L. Ampelius sein „Merkbüchlein" (*Liber memorialis*), das einen knapp gefaßten registerartigen Abriß der Kosmographie, Erd- und Sagenkunde sowie der Weltgeschichte bis auf Trajan bietet. Trotz seiner Dürftigkeit enthält dieses kleine Taschenbuch für Gebildete doch allerlei schätzenswerte Einzelheiten. Zahlreiche Quellenschriften sind hierin ausgebeutet; der Eingang verrät starke Anlehnung an Varro und Nigidius. — Ein Verzeichnis der bei Livius erwähnten Wunderzeichen legte Iulius Obsequens (4. Jhd.) an; der Anfang dieses Büchleins (*Liber prodigiorum*) ist in Verlust geraten und so enthält der vorhandene Teil nur die Prodigien für den Zeitraum von 190 bis 11 v. Chr. — Eine dürftige Darstellung des ersten (sog. marianischen) Bürger-

krieges bis zu Sertorius' Ende lieferte auf Grund Sallustischer Werke (*Bell. Iug., Hist. lib.* I.) der zu Beginn des 5. Jahrhunderts lebende Iulius Exuperantius.

Einen aus wertvollen Quellen geschöpften Abriß der Kaisergeschichte (*Historia abbreviata*, auch *Liber de Caesaribus* betitelt) von Augustus bis auf Constantius verfaßte (360) der aus Afrika stammende Sex. Aurelius Victor. Als einen Auszug aus seinen Schriften gibt sich das meist jedoch auf anderen Quellenwerken beruhende Büchlein „Leben und Wesensart der Kaiser" (gewöhnlich *Epitome* genannt) aus, das bis zum Tode Theodosius' I. (395) reicht. Von späterer, unbekannter Hand stammen die zwei fälschlich unter Victors Namen gehenden Schriftchen „Urgeschichte des Römervolkes" (*Origo gentis Romanae*), eine wertlose im 6. Jahrhundert entstandene Schilderung der Urzeit von Saturn bis Romulus, und „Berühmte Männer Roms" (*De viris illustribus urbis Romae*), ein in biographischer Form gegebener Überblick über die römische Geschichte bis M. Antonius. Diese beiden Schriften wurden in späterer Zeit mit den zwei zuerst genannten Schriften vereinigt, um eine Gesamtdarstellung der römischen Geschichte zu bilden. In seiner *Historia abbreviata* zeigt sich Victor zwar als gelehrigen Schüler Suetons, bietet aber im übrigen keine handwerksmäßige Stoppelei aus seinen Quellenvorlagen, sondern läßt ein ehrliches Streben nach selbständiger Darstellung erkennen. Sein Stil trägt den lästigen Prunk jener Zeit.

Angenehm sticht davon ab der in anspruchsloser, klarer Sprache geschriebene Abriß der römischen Geschichte (*Breviarium ab urbe condita l.* X), den Eutropius im Auftrage des Kaisers Valens (364—378) verfaßte. Mit verständigem Urteil behandelt er darin die Zeit von Roms Gründung bis zur Thronbesteigung des genannten Herrschers, dessen Geheimschreiber er war. Für die Zeit der Republik hat Eutropius einen Auszug aus Livius benützt. Die kleine Schrift erwies sich als sehr brauchbar, fand bald in die Schulen Eingang und wurde ins Griechische übertragen. Paulus Diaconus (um 770) erweiterte das Werk in seiner *Historia Romana*, indem er es bis auf Iustinian fortführte. — Einen Abriß (*Breviarium rerum gestarum populi Romani*) ähnlicher Art besitzen wir auch von Rufius Festus; doch weist sein um 370 verfaßtes, von sachlichen Versehen übrigens nicht freies Werkchen eine Stoffgruppierung nach erdkundlichen Gesichtspunkten auf. Er stellt vornehmlich die allmähliche Einverleibung der einzelnen Provinzen ins Römerreich dar. Hinsichtlich seiner Quellen läßt sich nur die Benützung der Epitome des Florus (S. 360) als sehr wahrscheinlich bezeichnen.

In Verlust geraten ist ein nach annalistischem Schema angelegtes geschichtliches Werk beträchtlichen Umfanges, das Virius Nicomachus Flavianus zum Verfasser hatte. Als Angehöriger des römischen Adels und Anhänger des heidnischen Glaubens behielt dieser Vertreter der vaterländischen Richtung die althergebrachte Darstellungsform bei. Dieses Annalenwerk ist insofern von literarhistorischer Bedeutung, da es aller Wahrscheinlichkeit nach der bedeutendste nachtaciteische Historiker, Ammianus Marcellinus, als Quelle herangezogen hat.

Literatur: *a*) Ausgabe des Ampelius von E. Wölfflin, Leipzig (Teubner) 1854 (1873); vgl. Herm. 17 (1882), 174f. — G. Wissowa, R. E. I 1880f. — *b*) Ausgabe des Iulius Obsequens von O. Roßbach, Leipzig (Teubner) 1910. — A. Klotz, R. E. XIII 824. — *c*) Ausgabe des Exuperantius von G. Landgraf und C. Weymann, Archiv f. lat. Lex. 12 (1902), 561—569. — G. Wissowa, R. E. VI 1695f. — *d*) Ausgabe des Aurelius Victor (nebst den unechten Schriften) von F. Pichlmayr, Leipzig (Teubner) 1911; vgl. F. Pfister, Habil.-Schr. Heidelberg 1912. — *e*) Erste kritische Ausgabe des Eutropius von W. Hartel, Berlin 1872; Ausg. von H. Droysen, Berlin 1879 (mit vervollständigtem krit. Apparat); Textausgabe von F. Rühl, Leipzig (Teubner) 1887; vgl. M. Petschenig, Burs. J. B. 72. Bd. (1892), 23ff. — P. Gensel, R. E. VI 1521—1527. — *f*) Erste krit. Ausgabe des Rufius Festus von W. Förster, Wien 1874; Ausg. von C. Wagener, Prag 1886. — Th. Mommsen, Herm. 16 (1881), 605ff. — O. Seeck, R. E. VI 2257f. — Vgl. W. A. Baehrens, Burs. J. B. 203. Bd. (51), 1925, S. 45.

Von diesen Anfertigern historischer Auszüge unterscheiden sich ganz wesentlich die in dieser Epoche lebenden Verfasser biographischer Darstellungen, die als Fortsetzer der von Sueton (S. 359) begründeten Richtung anzusehen sind. Die vielbewunderte Machtstellung der Kaiser, aber auch das damit eng verflochtene Getriebe am kaiserlichen Hofe hatte die Blicke der damaligen Welt auf sich gelenkt und die Historiographie bereits der Hadrianischen Zeit zur Pflege der Kaiserbiographie veranlaßt. Die Beschränkung auf die einzelne Persönlichkeit zog rasch die Beachtung kleiner und kleinster Züge nach sich und führte allmählich zur Aufnahme allerlei bezeugten und auch unbezeugten Geredes. So nistete sich in dieses Sonder-

gebiet mit wachsender Stärke die Geschichtslüge ein. Hiezu trug die Zeiterscheinung nicht wenig bei, daß sich auch befähigtere Köpfe unter dem starken Einflusse der Unterhaltungslust und Sensationssucht ihres dekadenten Lesepublikums allzuleicht über die Frage nach der verbürgten historischen Bezeugung ihres Materials hinwegsetzten. So artete die Geschichtsdarstellung vielfach zur seichten Unterhaltungsschriftstellerei aus und führte schließlich zum geschichtlichen Roman.

Von den eigentlichen Nachfolgern Suetons auf dem Gebiete der Kaiserbiographien kennen wir wohl die Namen, aber keine Werke. Zwölf ausführliche Lebensbeschreibungen römischer Kaiser von Nerva (96) bis Elagabal (218—222) schrieb Marius Maximus. Er knüpfte also unmittelbar an Suetons Werk an; wir erfahren von diesen Lebensschilderungen, daß sie im Aufbau sklavisch dem Vorgänger folgten, unkritisch waren und allem Klatsch Eingang gewährten. Noch schlimmerer Art waren die Kaiserviten des Aelius Iunius Cordus, der damit das Werk des Marius Maximus fortsetzte. Cordus verfaßte Biographien der Kaiser Alexander Severus (222—235) und Gordianus III. (238—244); er verzichtete nicht bloß auf eine kritische Sichtung der Quellen, sondern ergänzte Lücken der Überlieferung aus eigener frei schaltender Phantasie.

Ihren Scheitelpunkt hinsichtlich der Produktionsfülle, wenn auch keineswegs im Bezug auf ihren Innenwert, erreicht die biographische Darstellung in einem Sammelwerke, das man seit Casaubonus als *Historia Augusta* zu bezeichnen pflegt. Die Sammlung erscheint in der Überlieferung als das Werk von folgenden sechs Verfassern: Aelius Spartianus, Vulcacius Gallicanus, Aelius Lampridius, Iulius Capitolinus, Trebellius Pollio, Flavius Vopiscus. Behandelt ist das Leben der römischen Kaiser, Thronfolger, Usurpatoren und Thronprätendenten von Hadrian bis Numerian (117—284), doch fehlen in dieser Hofgeschichte die Jahre 244—253 (von den Philippi bis zum Herrschaftsbeginn der Valeriani). Die einzelnen Schriften wenden sich an Diocletian, Constantin und andere Gönner, woraus auf die Entstehung der Sammlung zu Anfang des 4. Jahrhunderts zu schließen wäre; indes führen verschiedene Andeutungen in den einzelnen (besonders in den letzten) Biographien darüber hinaus ans Ende dieses Säkulums. So läßt sich z. B. die Benützung der historischen Schriften des Eutropius und Aurelius Victor klipp und klar nachweisen. Man würde darum zu der Annahme neigen, daß die Sammlung zu Anfang des 4. Jahrhunderts entstanden sei und am Ende eine Überarbeitung erfahren habe; aber in der Tat liegt eine bewußte Fälschung vor, die darauf ausging, das ganze Produkt als Schöpfung einer früheren Zeit erscheinen zu lassen. In der Tat wimmelt es in diesem Sammelwerk, das auch Marius Maximus mehrmals als Quellenautor nennt, von Ungenauigkeiten und Fälschungen, wie es denn als Ganzes nichts anderes als eine ziemlich planlose, aus älteren und gleichzeitigen Quellen kunstlos zusammengeraffte Kompilation darstellt. Aller Kritik entbehrend, nehmen diese Autoren Stadtklatsch und Hoftratsch bereitwillig auf, schrecken vor frei erfundenen Zutaten nicht zurück und betonen dabei allenthalben den Standpunkt, daß sie nur geschichtlich erwiesene Tatsachen berichten wollen. Trotz alledem ist die moderne Geschichtsforschung genötigt, die *Historia Augusta* wissenschaftlich (natürlich mit aller Vorsicht) auszuwerten, da die historischen Quellen jener Zeit sonst äußerst spärlich fließen.

In der Tat liegen hier krankhafte Auswüchse eines zerfallreifen Kulturlebens vor, dem die historische Wahrheit nichts mehr gilt und das zur Geschichtsfälschung greift, um einer geistig flachen Masse wunschgemäßes Lesefutter vorzusetzen.

Literatur: Ausgabe der Historia Augusta von E. Hohl, vol. I, II, Leipzig (Teubner) 1927. — A. Klotz, Beiträge zur Textgeschichte und Textkritik der Scriptores Hist. Aug., Rhein. Mus. 78 (1929), 268 bis 314. — A. Pasoli, Sulla composizione degli Scriptores Hist. Aug., Ann. Lic. Ugo Foscolo, Pavia 1928. — W. Reusch, Der historische Wert der Caracallavita, Leipzig (Dieterich) 1931. — E. Diehl, R. E. VIII 2051—2110. — E. Hohl, Burs. J. B. 200. Bd. (50), 1924, 167—210.

Die Verfasser der *Historia Augusta*, diese Strolche der Geschichtschreibung, schienen mit ihren leichtfertigen Betrügereien den einst so blühenden Zweig der römischen Historiographie endgültig zum Verdorren gebracht zu haben. Indes sollte der alte Stamm doch noch ganz unerwartet einen letzten kraftvollen Schößling zum Grünen bringen.

AMMIANUS MARCELLINUS.

In dieser Zeit, da Rom nicht mehr gab, sondern empfing, mutet es kaum befremdlich an, daß ein geborener Grieche als Fortsetzer der Taciteischen Geschichtschreibung auf den Plan tritt. Und wie der römischen Dichtung in dem Griechen Claudian ein nachgeborener Klassiker vergilischen Schwunges erstand, so darf Ammianus Marcellinus als der letzte römische Historiker bedeutender Prägung bezeichnet werden.

Ammian (um 330—400) stammte aus Antiochia in Syrien, trat nach guter Erziehung als Jüngling in das römische Heer ein und machte unter seinem Lieblingshelden, dem Kaiser Iulian, mehrere Feldzüge (so gegen die Perser, Alamannen und Goten) mit. Er lebte sodann (etwa 371—378) als Privatmann zunächst in seiner Heimatstadt, von wo er Reisen nach Ägypten und Griechenland, die er aus Autopsie kannte, unternommen haben wird. Hernach begab er sich über Thrakien nach Rom, wo er sich nun zu dauerndem Aufenthalte niederließ. Hier verfaßte oder vollendete er sein 31 Bücher umfassendes Geschichtswerk (*Res gestae*), das stofflich unmittelbar an Tacitus' Historien anknüpfte und die historischen Begebenheiten von Nerva bis zu Valens' Tode (96—378) darstellte. Davon blieben uns nur die Bücher XIV—XXXI erhalten, worin die Zeitereignisse, deren Zeuge der Verfasser selbst war (353—378), vorgeführt sind. Es fällt auf, daß Ammian die große Epoche von 97 bis 353 bloß kompendienmäßig in dreizehn Büchern behandelte, während er dem selbsterlebten Zeitausschnitt eine so überaus eingehende Darstellung widmete; dieses Mißverhältnis erklärt sich aber aus der Tatsache, daß der vom Autor nicht miterlebte Zeitraum bereits von anderer Seite geschildert war und darum keine eingehende Behandlung mehr erforderte: eine Parallele hierzu stellt unter anderem Velleius' Werk dar. Den Stoff für seine nach annalistischer Schablone angelegten Bücher boten Ammian außer den persönlichen Eindrücken verschiedene Quellenwerke, darunter vorzugsweise die Annalen des Nicomachus; auch mündliche Berichte hat er verwertet. Dabei empfindet er es als Forscherpflicht, überall die Wahrheit zu überliefern und Fehlerquellen, wie tendenziöse Tatsachenfärbungen von Berichterstattern sowie eigene Parteilichkeit, auszuschalten. Und man darf sachlich feststellen, daß er in diesem Punkte sein großes Vorbild Tacitus in Schatten gestellt hat; seine Darstellung erweist sich im wesentlichen als unbefangen; ferner überflügelt er seinen Vorgänger darin, daß er als gewesener praktischer Soldat Kriegshandlungen taktisch voll zu begreifen und klar darzulegen vermag. Auch im Aufspüren der wirkenden Ursachen und treibenden Kräfte geschichtlicher Vorgänge bewahrt er einen bewundernswerten psychologischen Scharfblick und zeigt sich auch in dieser Hinsicht als ein nicht unwürdiger Fortsetzer des größten römischen Historikers. Um die Vollwertigkeit seiner Bildung darzutun, streut er in die Geschichtschreibung allerlei erd-, natur-, völkerkundliche, auch philosophische Exkurse ein und ahmt hierin in gewissem Maße andere römische Geschichts- und Kriegsdarsteller (Cäsar, Sallust, Livius, Tacitus) nach; allerdings geben uns diese Abschweifungen, die er bisweilen weit ausspinnt, die Möglichkeit, die ganze Seichtigkeit dieses fleißig zusammengestückten Wissens zu erkennen. Das ist eine der schwachen Seiten dieses bildungsstolzen Kriegers. Schlimmer steht es um die Darstellungskunst seines Werkes. Hierin offenbart sich durchaus der Nachahmer. Er versucht sich im erhabenen Stil der römischen Meister der Historiographie und darum staffiert er seine Darstellung auch durch Reden aus; ferner hat er Briefe nach Sallusts Weise eingelegt. In besonderer Weise kommt Suetons Weiterwirkung hier zur Geltung: obwohl Ammian Reichsgeschichte zu schreiben beabsichtigt und die Erwähnung banalen Alltagsgewäsches (das sich, wie wir sahen, im biographischen Schrifttum so sehr breit zu machen pflegte) unter seiner und seines Gegenstandes Würde hält, so hat er doch in den knappen Lebensbildern der Kaiser, die er nach dem Ableben der Herrscher einschaltet, den bei Sueton hierfür gebrauchten Rahmen übernommen. Es liegt somit eine gewisse Verquickung von Reichsgeschichtschreibung und biographischer Darstellungstechnik vor. Die schwächste Seite Ammians ist sein Stil. Man merkt es dem griechischen Verfasser durchaus an, daß ihm das Latein eine fremde, bloß aus dem Verkehr mit Soldaten und aus römischen Klassikern erlernte Sprache war und blieb. Seine Schreibweise erscheint darum überall schwerflüssig, ja unbeholfen und ist reich an unbeabsichtigten Gräzismen. Um der von ihm offenbar selbst empfundenen stilistischen Unzulänglichkeit abzuhelfen, hat er seine Darstellung mit gleißgoldigem sprachlichen Flitterkram ausgestattet und sein Werk mit Wörtern, Wendungen und Redeblumen aus verschiedenen Zeiten und Stilarten von Plautus bis Statius und Apuleius geradezu überschüttet; dazu mindert der unruhige Wechsel in den Konstruktionen die Durchsichtigkeit des Periodenbaues, und gekünstelte, unlebendige Wortstellungen tragen dazu bei, um die Lektüre dieses an sich bedeutenden Werkes unerquicklich zu gestalten. Inhaltlich

sind die *Res gestae* wegen der erwähnten Wahrheitsliebe, Sachkenntnis und selbständigen Kritik des Verfassers von hohem Wert; sie bilden unsere beste Quelle für die Geschichte dieses Zeitabschnittes und enthalten viel gutes Material auch über das deutsche Land und Volkstum jener Zeit.

Ammian ist Heide, überzeugter Heide gewesen. Wie Trauer fliegt es ihn an, wenn er vom Untergang des Römertums spricht, den er klaren Blickes erkannte. Aber er trat den Christen ohne Parteilichkeit gegenüber, ja, er forderte sogar, wie die meisten gebildeten Römer seiner Zeit, Gerechtigkeit gegenüber den Anhängern der neuen Lehre. Und diese Gesinnung ehrt ihn.

Überliefert wurde der Text der *Res gestae* durch einen jetzt zum größten Teile verlorenen Hersfelder Kodex (*saec. IX/X*); hievon wurde im zehnten Jahrhundert ein Apographon angefertigt, das Poggio aus dem Kloster Fulda nach Italien mitnahm (jetzt zu Rom: *cod. Vat. 1873*). Diese Abschrift bildet die Vorlage aller übrigen Handschriften. Die Textgestaltung Ammians bedarf auch heute noch scharfsinniger Konjekturalkritik.

Literatur: Die vorzügliche Ausgabe des Amerikaners C. U. Clark (2 Bde., 1910 u. 1915) kam unter Mithilfe von L. Traube und W. Heraeus zustande. — W. Klein, Studien zu Amm. Marc., Klio Beiheft 13. — A. Klotz, Die Quellen Ammians in der Darstellung von Iulians Perserzug, Rhein. Mus. 71 (1917), 461—506. — W. Enßlin, Zur Geschichtschreibung und Weltanschauung des A.M., Leipzig (Dieterich) 1923. — O. Seeck, R. E. I 1845—1852. — W. A. Baehrens, Burs. J. B. 203. Bd. (51), 1925, 46—90.

ROMANHAFTE GESCHICHTSERZÄHLUNG UND ROMAN: Die Verfasser der *Historia Augusta* (S. 383) versicherten zwar, durchaus im Dienste der geschichtlichen Wahrheit zu schreiben, und suchten stets den Schein gewissenhafter Sorgfalt in der Quellenverwertung vorzutäuschen. In der Tat aber waren sie ohne Gewissensbisse zu frei erfundenen Angaben bereit, kurz ihre Art der Geschichtschreibung näherte sich bereits in bedenklicher Weise dem geschichtlichen Roman. Den Boden dieses literarischen Ablegers der Historiographie, den der Unterhaltungszweck ins Leben rief, betreten einige Schriftsteller dieser und der späteren Zeit im Anschluß an hellenische Muster.

Schon frühzeitig hat die Erzählerphantasie um die Geschichte Alexanders d. Gr. ihre schmückenden Ranken geschlungen. Eine auf den Namen des griechischen Historikers Kallisthenes (gest. 327 v. Chr.) gefälschte, romanhafte Alexandergeschichte, deren Grundstock in der Ptolemäerzeit entstanden ist und die in ihrer jetzigen Gestalt dem dritten nachchristlichen Jahrhundert angehören dürfte, erfuhr zu Beginn des vierten Jahrhunderts eine lateinische Bearbeitung durch Iulius Valerius Polemius (*Rerum gestarum Alexandri Magni l. III*). Obgleich die Darstellung oft in unerträglichen Schwulst und Geschmacklosigkeit verfällt, fand das Werk doch einen stattlichen Leserkreis, und Auszüge, die man später daraus anfertigte, wurden weit verbreitet.

Auch die Sage vom Trojanischen Krieg erfuhr eine romanhafte Umgestaltung, die sich aber den Anschein besonderer Wahrheitstreue gab. Ein angeblich aus Knosos auf Kreta stammender Waffengefährte des Idomeneus und Meriones, namens Diktys, sollte auf deren Wunsch ein Tagebuch über den Trojanerkrieg in phönikischer Sprache angelegt haben; dies sei in Diktys' Grabe zu Neros Zeit gefunden und auf des Kaisers Geheiß ins Griechische übertragen worden. Ein gewisser L. Septimius nahm im 4. Jahrhundert unter dem Titel „*Dictyos Cretensis ephemeris belli Troiani*" eine sechs Bücher füllende, ziemlich farblose lateinische Bearbeitung dieser Übersetzung vor. — Von trojanischer Seite her betrachtet die Vorgänge der Zerstörung Trojas ein anderer, weit unbedeutenderer Roman: *De excidio Troiae historia.* Als Verfasser der griechischen Vorlage nennt sich der bei Homer (*Il.* V 9f.) erwähnte Hephaistospriester Dares aus Phrygien, der noch vor Homer seine griechische Ilias geschrieben haben will und sich darum zu Homerberichtigungen versteigt (Lügenroman). Die lateinische Bearbeitung, die aus dem 6. Jahrhundert stammt, gibt sich als Werk des Cornelius Nepos aus und ist Sallust gewidmet; dadurch soll die geschichtliche Bedeutung dieses auch in sprachlicher Hinsicht tiefstehenden Machwerkes betont werden. Nichtsdestoweniger bildeten die beiden lateinischen Trojaromane die Hauptquelle der mittelalterlichen Dichter für diesen alten Sagenstoff.

Von den romanhaften Geschichtserzählungen und Lügenromanen unterscheidet sich ein vollkommen erfundener lateinischer Roman, dessen Held Apollonius, der König von Tyrus, ist: *Historia Apollonii, regis Tyri.* Prinz Apollonius hat durch eine Rätsellösung das verbrecherische Verhältnis aufgedeckt, in dem König Antiochus von Antiochien mit seiner Tochter lebt. Der König trachtet ihm darum nach dem Leben;

Apollonius flüchtet in die Ferne und gewinnt als Hofmeister Liebe und Hand der Prinzessin von Kyrene. Auf einer Fahrt nach Antiochien verfällt seine Gattin, die ihm ein Töchterchen schenkt, dem Scheintod; später wird ihm die Tochter von Piraten geraubt. Aber es endet alles gut: Apollonius errettet seine Tochter, die ihre Keuschheit bewahrt hat, aus den Händen eines Kupplers, und seine totgeglaubte Gattin, die, von einem Arzt zum Leben erweckt, inzwischen zu Ephesus als Priesterin in den Dienst der Diana getreten war, feiert mit ihm schließlich eine frohe Wiedervereinigung. Das Werk, das zu den beliebtesten Volksbüchern des Weltschrifttums zählte, ist im Stil des griechischen Abenteuerromans verfaßt; daß es einer griechischen Vorlage folgte, ist an sich überaus wahrscheinlich, aber nicht ganz zwingend zu erweisen. Die Urfassung der Schrift war ohne Zweifel durchweg heidnischen Inhalts; erst in der späteren, uns vorliegenden Bearbeitung, deren Sprache sich stark an das biblische Vulgärlatein anlehnt, kamen zahlreiche Beimengsel christlicher Gedankenwelt hinzu. Aus der vorconstantinischen Münzrechnung im Roman hat man wohl mit Recht auf dessen Entstehung vor Constantins Regierung geschlossen. Er wurde von mittelalterlichen Autoren in gebundener und ungebundener Rede neu gefaßt; es gibt davon lateinische, französische, italienische, englische und andere Nachbildungen.

Literatur: *a*) Ausgabe des Iulius Valerius von B. Kübler, Leipzig (Teubner) 1888. — W. Morel, Zu Iulius Valerius, Herm. 63 (1928), 93ff. — W. Kroll, R. E. X 846—850. — *b*) Ausgabe des L. Septimius (Dictys Cretensis) von F. Meister, Leipzig (Teubner) 1872. — O. Schissel v. Fleschenberg, Dares-Studien, Halle 1908 (S. 19ff.). — V. Ussani, Riv. di fil. 36 (1908), 1ff. — O. Rossbach, R. E. V 589—591 (Diktys). — *c*) Ausgabe des Dares Phrygius von F. Meister, Leipzig (Teubner) 1873. — O. Schissel v. Fleschenberg, Dares-Studien, Halle 1908. — O. Rossbach, R. E. IV 2213f. — *d*) Ausgabe der Historia Apollonii von A. Riese, Leipzig² (Teubner) 1893; von M. Ring, Preßburg und Leipzig 1887. — E. Rohde, Der griechische Roman, Leipzig² 1900, S. 436ff. — E. Klebs, Die Erzählung von Apollonius aus Tyrus, Berlin 1899. — W. Schmid, R. E. II 144f.

DIE RHETORIK. Bedeutende Gerichtsredner erstanden in Gallien bereits um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Auch die lateinischen Hochschulen erreichten, zumal im Süden des Landes, eine frühzeitige Blüte: sie entsandten ihre Pädagogen in die Reichshauptstadt und glänzenden Rufes erfreuten sich ihre Lehrvorträge und Redeakten. Vor allem aber schoß hier die Rhetorik üppig ins Kraut und ließ durch ihr Überwuchern ein bedeutenderes künstlerisches Schrifttum durch geraume Zeit nicht zur Entwicklung kommen. Einer in der keltischen Wesensart begründeten Vorliebe entsprach es, daß die Rhetorik in Gallien Selbstzweck wurde. Und so waren denn die ersten schriftstellerischen Erzeugnisse, die dieses Land verhältnismäßig spät (etwa seit dem Ende des 3. Jhd.) hervorbrachte, Prunkreden (*Panegyrici*).

DIE PANEGYRIKER. Nach dem Muster von Plinius' Dankrede an Kaiser Trajan (S. 353) verfaßt, wenden sich die *Panegyrici* vorwiegend an die westlichen Herrscher der diocletianischen Zeit und geben uns ein Bild der enkomiastischen Beredsamkeit Galliens während eines vollen Jahrhunderts (289—389). Im ganzen sind es elf Reden. Den Grundstock dieses Corpus der Panegyriker stellen sieben Reden von sechs verschiedenen Verfassern aus Diocletians und Constantins Zeit dar. Nur von einem dieser sechs Autoren kennen wir den Namen. Es ist Eumenius, der in seiner Rede (vom Jahre 297) dem Statthalter der *provincia Lugdunensis* den Wiederaufbau der in den gallischen Wirren der achtziger Jahre zerstörten Rhetorenschule von Augustodunum (Autun) ans Herz legt; bei der Berühmtheit dieser Lehrstätte kommt unserer Rede bildungsgeschichtliche Bedeutung zu. Diesen sieben Musterstücken gallischer Beredsamkeit ist eine Rede (XII bei W. Baehrens) angegliedert, worin Constantin nach seinem über Maxentius bei *Saxa rubra* unweit Rom (313) errungenen Siege verherrlicht wird. — Dieser ältere Bestand der Sammlung erfuhr später (4. Jhd.) eine Erweiterung durch drei ähnliche Stücke gallischer Redekunst, deren Verfasser uns mit Namen bekannt sind. Es sind dies: Nazarius, der die fünfte Wiederkehr der Ernennung von Constantins jugendlichen Söhnen zu Cäsaren (Thronfolgern) als Anlaß zu einer Festrede an den Vater benützt (321); Claudius Mamertinus, der für die Verleihung der Konsulswürde dem Kaiser Iulian zu Konstantinopel die übliche Dankrede (*gratiarum actio*) hält (362); Drepanius Pacatus, der als Galliens Abgesandter den Kaiser Theodosius anläßlich seines Sieges über den Gegenkaiser Maximus beglückwünscht (389). — Wohl sind diese Reden im gespreizten Prunkstil geschrieben, sie triefen vom Lobe der gefeierten Herrscher

(Diocletian hatte das byzantinische Zeremoniell eingeführt) und ergehen sich in übertrieben gehässigen Äußerungen wider deren jeweilige Gegner. Wohl geben sie eine meist gedankenarme und langweilige Lektüre ab: dennoch verdient die vorzügliche Sprachbeherrschung und gründliche Kenntnis der klassischen Autoren, durch die sich die Verfasser dieser eigenartigen Literaturprodukte auszeichnen, volle Anerkennung. Im übrigen ist die Anlage dieser Reden handwerksmäßiger Natur: der von den Rhetoren gepflegte und empfohlene Musteraufbau für eine sogenannte Königsrede ist durchweg nachweisbar.

Literatur: Ausgabe der XII Panegyrici Latini von W. A. Baehrens, Leipzig (Teubner) 1911. — A. Klotz, Studien zu den Panegyrici Latini, Rhein. Mus. 66 (1911), S. 513—572. — J. Mesk, Zur Technik der lat. Panegyriker, Rhein. Mus. 67 (1912), 569—590. — E. Galletier, L'éloge de l'Espagne, Mél. Thomas 327—334 (zu Pacatus). — O. Seeck, R. E. VI 1105—1114 (Eumenius). — P. Gensel, R. E. III 2730f. (Claudius Mamertinus). — W. A. Baehrens, Burs. J. B. 203. Bd. (51), 1925, 90—112.

Q. AURELIUS SYMMACHUS

An Kunstbildung und idealer Gedankenhöhe überragt die gallischen Redner in bedeutendem Grade der von einem ihrer Zunftgenossen ausgebildete römische Redner Q. Aurelius Symmachus (etwa 340—405). Er entstammte einer begüterten heidnischen Familie, die in der constantinischen Ära zu hohem Ansehen emporgestiegen war. Unter Theodosius d. Gr. bekleidete Symmachus die Stadtpräfektur und die Konsulswürde und erwies sich als beherzter Verfechter des dem Untergang geweihten Heidentums. Er trat in offene Fehde wider den mächtigen Mailänder Bischof Ambrosius und suchte durch eine berühmte Eingabe an Kaiser Valentinian II. und Theodosius (*Relat.* 3) die Wiederaufstellung des von Kaiser Gratian entfernten Altars der Viktoria in dem Sitzungssaal des römischen Senats zu erwirken; dies hätte eine weitere öffentliche Anerkennung der heidnischen Religion bedeutet. Wenn er in diesem Streite auch den kürzeren zog, so blieb er doch auch bei den christlichen Widersachern ob seiner Ehrenhaftigkeit und Gelehrsamkeit in ungemindertem Ansehen.

Als Dokumente seiner gefeierten Rednertätigkeit besitzen wir von Symmachus drei bloß trümmerhaft erhaltene Lobreden auf Kaiser Valentinian I. und dessen Sohn Gratian (aus den J. 369 und 370), ferner Fragmente von fünf Senatsreden. Sie tragen durchweg die Merkmale des zeitgemäßen Panegyrikerstils an der Stirne. Bei aller sprachlichen Gefeiltheit stellen sie eine erschreckende Inhaltsarmut zur Schau; auf die Klauselrhythmik nehmen sie, wie auch Symmachus' übrige Schriftstellerei, sorgsam Bedacht und sind dabei mit dem ganzen Flitter farbenprunkender Rhetorik behangen.

Wertvoller ist seine aus zehn Büchern bestehende Briefsammlung, worin er sich Plinius als sein Vorbild erkoren hat. Sie wurde von seinem Sohn herausgegeben und zeigt auch in ihrer äußeren Anordnung einen Anschluß an die Pliniusausgaben jener Zeit, indem neun Büchern literarischer Episteln ein zehntes mit Privatbriefen angegliedert ist. In diesem Schlußbuche lesen wir den offiziellen Briefwechsel (*Relationes*) des Schriftstellers und seines Sohnes mit den Regenten; diese amtlichen Schreiben haben für die Kenntnis der historischen Begebenheiten jener Epoche absolut hohen Wert. Hingegen fallen die Kunstepisteln, die im übrigen eine achtenswerte Pflege des Ausdrucks zeigen, durch ihre inhaltliche Leere auf. Darin weichen sie von dem Plinianischen Werk beträchtlich ab. Meist handelt es sich um eine Korrespondenz mit Freunden, die sich zu eifrigem Briefwechsel ermuntern, über den Empfang von Freundesbriefen hocherfreut sind und gegenseitig über ihre stilistischen Begabungen in Entzücken geraten; auch eine größere Anzahl von Empfehlungsschreiben ist darunter, vom Hader der Zirkusparteien ist die Rede, aber die gewaltigen zeitgeschichtlichen Vorgänge werden bloß ab und zu gestreift. Ein Beispiel diene zur Verdeutlichung: „Längst und gerne hätte ich Dir geschrieben, aber man muß als Briefschreiber unter den zahlreichen Reisenden eine wohlgeeignete Wahl treffen. Nun bist Du über die Ursache meiner verspäteten Höflichkeit aufgeklärt. Wenn Dich diese Mitteilung befriedigt, wirst Du freundlichst dafür Sorge tragen, daß Dein Antwortschreiben, zuverlässigen Briefboten übergeben, auch in meine Hände gelange." So lautet einer dieser Briefe, der in seiner inhaltlichen Nichtigkeit durchaus nicht vereinzelt dasteht; im Gegenteile: unter den vielen hundert Stücken dieser Sammlung gibt es zahlreiche, die diesen Brief zwar an Umfang, aber wenige, die ihn an Gehalt bedeutend übertreffen. Wie ist dieses Dominieren der faden Redensarten

und oberflächlichen Höflichkeitsphrasen zu erklären? Die Furcht vor dem Despotismus und seinem Spitzelwesen war allmählich zum latenten Seelenzustande geworden, der auch unter der Herrschaft gütiger Monarchen nicht schwinden wollte. Man befleißigte sich darum im Briefwechsel äußerster Vorsicht und überließ die Mitteilung aller wichtigeren Angelegenheiten dem bedachtvoll gewählten Briefübermittler.

Nicht in der Schriftstellerei liegt Symmachus' eigentliche Bedeutung, sondern in seinem Kampfe für die Erhaltung der heidnischen Kultur; er stand in der vordersten Reihe jener Anhänger der alten Bildung, die bemüht waren, deren Schätze als Bollwerk gegen das machtvolle Vordringen des emporstrebenden Christentums aufzurichten.

Literatur: Ausgabe von O. Seeck (Mon. Germ. auct. ant. VI 1), Berlin 1883. — W. Kroll, De Symmachi studiis Graecis et Latinis, Breslauer phil. Abh. VI 2 (1891). — H. Peter, Der Brief in der römischen Literatur, Leipzig 1901, S. 135—149. — O. Seeck, R. E. IV[A] 1146—1158.

MAGNUS FELIX ENNODIUS. In den Schriften dieses Südgalliers (473—521) vollzieht sich eine eigenartige Vermengung antiker und christlicher Elemente. Wenn wir ihn, obschon er Christ war und späterhin (seit 515) zu Pavia die Bischofswürde bekleidete, hier unter die heidnischen Prosaiker einreihen, so geschieht es deshalb, weil bei ihm die alte Bildung tiefe Wurzeln geschlagen hat und sein Schaffen die Kräfte wesentlich aus dem Nährboden der Antike zieht. In der Tat ward er schon früh um seiner klassischen Bildung willen hochgeschätzt, seine Zeitgenossen bewunderten seine Stilkunst und ließen sich von ihm Reden, Predigten und Briefe anfertigen. — Ennodius' Schriften zeigen in der handschriftlichen Überlieferung eine chronologische, in Gruppen zusammengefaßte Anordnung: *Opuscula* (Prosawerke größeren Umfangs), *Dictiones*, *Epistulae*, *Carmina*. Von den *Opuscula* verdienen hervorgehoben zu werden: eine Lobrede (*Panegyricus*) auf Theoderich d. Gr. (um 507 verfaßt), die zeitgeschichtliche Bedeutung hat, eine Darstellung seines eigenen Lebens (*Eucharisticon de vita sua*), die sich Augustinus' *Confessiones* zum Vorbild nimmt, und eine stofflich bedeutsame Lebensbeschreibung des Bischofs Epiphanius von Pavia (438—496), der durch seine Friedensbestrebungen segensvoll wirkte. Seine 28 *Dictiones* enthalten Gelegenheits- und Schulreden. Mehr noch als die *Opuscula* bewegen sich diese Deklamationen in der ererbten stilistischen Manier, die Sätze zeigen wohlberechneten Tonfall und sind mit rhetorischen Blumen aller Art reich geschmückt. Als oberstes Stilprinzip scheint es ihm zu gelten, alle Leichtverständlichkeit zu meiden, alles in einfacher Weise Sagbare möglichst ungewöhnlich, geschraubt und kompliziert auszudrücken. Die nach Symmachus' Muster gestalteten Briefe, 297 an Zahl, bilden den Hauptteil seiner prosaischen Schriftstellerei: sie sind voll abgedroschener Binsenwahrheiten und erschrecken durch ihre Gedankenöde. Wenn Ennodius auch nach Sidonius' Vorgange bemerkt, der Musendienst vertrage sich schlecht mit der Priesterwürde, so hat er doch oft den Parnaß bestiegen: uns liegen zwei Bücher seiner weltlichen und geistlichen Gedichte vor. Seine Verse zeichnen sich im allgemeinen durch Gepflegtheit der Form aus, er liebt nicht ohne Selbstgefälligkeit einen bunten Wechsel der Maße. Es fällt auf, daß der fromme Mann vor Unsauberkeiten und wüsten Zoten keineswegs zurückschreckt. Die Sprache der Gedichte strotzt von Beeinflussungen durch die frühere Poesie von Vergil bis Sidonius, in geistiger Hinsicht regieren Mattheit und Plattheit.

Literatur: Ausgabe des Ennodius von W. Hartel, CSEL Bd. 6, Wien 1882; von F. Vogel (Mon. Germ. auct. ant. VII), Berlin 1885. — C. Benjamin, R. E. V 2629—2633. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, 106—108.

DIE PHILOSOPHIE. Das Interesse für Philosophie ist nun sehr im Abnehmen begriffen. Die Anhänger des Christentums haben im allgemeinen nach den profanen Lehren der Weltweisheit kein tieferes Bedürfnis, die Vertreter des Heidentums im westlichen Reichsteile befassen sich entsprechend dem Tiefstande ihrer gesamten Bildungsbestrebungen immer weniger mit diesem erhabenen Wissensgebiete. Auch der mächtige Aufschwung philosophischen Denkens im Neuplatonismus berührte sie bis auf einige Ausnahmen wenig. Hingegen blieb in weiteren Kreisen die alte primitive Anteilnahme der Römer für die geheimkrämerische Weisheit der Astrologie lebendig.

IULIUS FIRMICUS MATERNUS und CHALCIDIUS. Um 335 verfaßte der zu Syrakus geborene Firmicus Maternus als Heide ein Lehrgebäude der Astrologie (*Matheseos libri* VIII) zum praktischen Gebrauch. Die Schrift, zu deren Quellen auch Manilius' Dichtung (S. 305) zählt, hat einen gewissen kulturhistorischen Wert; sie enthält unter anderem viele merkwürdige Angaben über abergläubische Vor-

stellungen des Altertums, namentlich über den Einfluß der Gestirne auf die menschlichen Schicksale. Die systematische Darstellung zeigt eine deutliche Nachwirkung der Anschauungen des Poseidonios, die sich übrigens nicht selten mit neuplatonischen Gedankengängen berühren. Später trat der Schriftsteller zum Christentum über und wurde nun ein eiferwütiger Anhänger der neuen Glaubenslehre. In seinem Buche „Der Irrtum der Heidenkulte" (*De errore profanarum religionum*), das im Jahre 347 geschrieben ist, betont er vor allem das Sinnwidrige und Unsittliche der morgenländischen Religionsgebräuche, die dem Dienste der Elemente huldigen, und wendet sich mit flammenden Worten an die Kaiser Constantius und Constans, die er zur völligen Ausrottung des Heidentums bewegen will.

Eine lateinische Übertragung der ersten Hälfte des Platonischen Dialogs *Timaios* lieferte *Chalcidius* (zu Beginn des 4. Jhd.), der dieser Übersetzung eine freie lateinische Umarbeitung eines griechischen Erläuterungswerkes zum Timaios angliederte. Chalcidius hat dadurch dem Mittelalter, das diese Schriften eifrig studierte, die Kenntnis der Naturphilosophie Platons vermittelt.

Literatur: *a*) Ausgaben des Firmicus Maternus: *Matheseos libr. VIII* herg. von W. Kroll, F. Skutsch, K. Ziegler, Leipzig (Teubner) 1897 (I) und 1913 (II); *De errore prof. rel.* herg. von K. Ziegler, Leipzig (Teubner) 1907. — F. Boll, R. E. VI 2365—2379; vgl. auch II 1826. — Th. Friedrich, *In Iulii Firm. Mat. quaestiones*, Diss. Gießen 1905. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56) 1930, 187. — *b*) Ausgabe des Chalcidius von J. Wrobel, Leipzig 1876. — W. Kroll, R. E. III 2042f.

Eine viel ergiebigere Quelle für die Kenntnis der hellenischen Denkerweisheit bildeten dem Mittelalter die Werke des überragenden philosophischen Schriftstellers dieser Zeit:

BOETHIUS

Mit Boethius geht die Sonne des antiken Geisteslebens in einem prächtig leuchtenden Abendrot unter, dessen Farbenschein bald nachher in der anbrechenden Aurore des abendländischen Mittelalters, wenn zunächst auch bloß zart und leise, sich erneuern sollte. Das Schaffen dieses letzten philosophischen Schriftstellers der Römer steht bereits an einer Zeitenwende; wohl ist es gleichsam rückschauend noch der Größe hellenischen Geistes, Platonischem und Aristotelischem Denken, zugekehrt und doch trägt es bereits gewissermaßen als seinen tieferen Sinn die Bestimmung in sich, hellenische Bildungsgüter einer späteren Kulturmenschheit zu vermitteln. Obwohl man bei der Lebendigkeit seines Gefühls für Römerwesen und Römerdenken Boethius' Bekenntnis zum Christentum bloß als Äußerlichkeit bezeichnen muß, erscheint dieser Bewunderer und erfolgreiche Erneuerer altklassischen Schrifttums doch ab und zu von einer Gesinnung berührt, die man als Ausfluß christlicher Bildung und Orientierung betrachten wollte. Immerhin soll nicht verkannt werden, daß zwischen manchen stoischen und christlichen Auffassungen deutliche Wechselbeziehungen spielen; man braucht in dieser Hinsicht bloß an Seneca zu denken, mit dessen Gedankenwelt Boethius viele Gemeinsamkeit aufweist. Neben Cicero und Seneca ist er Roms vornehmster Repräsentant philosophischer Bildung und antiker Humanität gewesen.

Der Philosoph entstammte einem vornehmen Hause; sein voller Name ist Anicius Manlius Severinus Boethius. Seine Geburt wird man um das Jahr 476 anzusetzen haben. Der reichbefähigte Jüngling lenkte bald die Aufmerksamkeit des Gotenkönigs Theoderich auf sich. Boethius genoß viele Jahre das Vertrauen des Herrschers und erstieg schon früh die höchsten Ehrenstellen (Konsul 510); später (522) wurde durch die Gunst des Regenten Boethius' beiden Söhnen gleichzeitig das Konsulat verliehen, wofür der hocherfreute Vater dem König eine öffentliche Dankrede hielt. Als aber sein Freund, der Konsular Albinus, hochverräterischer Beziehungen zu Ostrom beschuldigt wurde, trat Boethius, von Albinus' Unschuld überzeugt, für ihn ein. Dies nützten Boethius' Neider aus, sie brachten ihn bei Hofe in Verdacht; auf Theoderichs Befehl wurde er zu Pavia eingekerkert und nach langer Haft ohne Verhör hingerichtet (524). Theoderichs Reue kam zu spät.

Im Gefängnis schrieb er sein berühmtes 'Trostbuch der Philosophie' (*De consolatione philosophiae l. V*). In der Kerkerzelle suchen ihn, dies ist die Vision, zunächst die Musen auf,

und er gedenkt in ihrem Dienste Trost zu finden: mit einer ergreifenden Elegie hebt das Werk an. Doch als sein Griffel diese tränenreiche Klage niederschreibt, erscheint ihm eine erhabene Gestalt von gebieterischem Ansehen, die strengen Blickes die Musen (die 'Theaterdirnchen') fortweist, da sie dem seelisch Kranken kein wirkliches Heilmittel zu bieten vermöchten. Es ist die Philosophia. Wie ein Arzt fordert sie ihn, der den Tod zu gewärtigen hat, mit ruhigen Worten auf, ihr über sein Befinden zu erzählen. Sie belehrt ihn über das Wandelbare alles irdischen Glückes und über das Wesen der Glückseligkeit. Die dialogisch eingekleideten Betrachtungen erörtern die Geringfügigkeit dessen, was man gewöhnlich Glück und Mißgeschick nennt, sie ziehen die Probleme der göttlichen Vorsehung und Weltordnung, des Zufallspieles und des freien Willens in ihren Bereich; besonders betont erscheint der Gedanke, daß nach Gottes Plan alles Ungemach dem Menschen letzten Endes doch zum Heile sei. Die Ausführung und Begründung der einzelnen Gedanken ist natürlich nicht neu, wie denn Boethius ebensowenig wie die anderen philosophischen Schriftsteller der Römer (auch Seneca nicht ausgeschlossen) selbstschöpferischer Philosoph war. Es ist das Geistesgut Platons, Aristoteles', der Stoiker und Neuplatoniker, das uns hier, bisweilen in eigenartiger Umformung, begegnet. Im Kerker standen ihm wohl kaum viele Werke griechischer Denker zur Verfügung, aber Boethius war mit ihren Lehren so tiefstinnig vertraut, daß er solcher Gedächtnishilfen nicht bedurfte; hieraus erklärt sich auch die Seltenheit direkter Anführung von Gewährsmännern. Man hat vermutet, daß Boethius den Protreptikos des Aristoteles als Quelle benützte. Wir halten eine direkte Benützung dieses Werkes für unglaubwürdig, doch mag er eine aus dem Protreptikos abgepflückte Schrift eines späteren Platonikers zur Hand gehabt haben. — Ihrer literarischen Gestalt nach gehört die *Consolatio* zur Gattung der Menippischen Satura (S. 244); dialogische Prosa wird durch Verspartien unterbrochen. Diesen eingestreuten Gedichten fehlt es weder an Feinheit der Form noch des Gehaltes, doch werden sie durch die Prosa (in der vollends hellenische Gedankenwelt herrscht) großenteils in Schatten gestellt. Im Widerspruche zur christlichen Denkungsart steht es, daß der schuldlos Eingekerkerte während der langen Haft seinen Trost weder im Gottvertrauen noch im Hinblick auf eine ewige Seligkeit, sondern einzig in Vernunftgründen sucht. Das Werk ist in einer schönen, fließenden Sprache abgefaßt, der begreiflicherweise die Besonderheiten des Zeitstils (gelegentliche rhetorische Verzierungen und sogenannte Barbarismen) nicht fehlen. Es hatte eine gewaltige Wirkung; in einer nach Hunderten zählenden Menge von Handschriften wurde es überliefert, schon seit dem Ende des 9. Jahrhunderts in viele Sprachen übersetzt und im ganzen Mittelalter eifrig gelesen. Zahlreichen mittelalterlichen Geschlechtern ward es ein Erbauungswerk, aus dem man auch tiefe Anregungen zu philosophischem Denken und zur Gewandtheit in abstrakter Gedankenprägung empfing.

Boethius' übriges Schaffen besteht vornehmlich aus Übersetzungen und Erläuterungen älterer, meist griechischer Werke philosophischen Inhalts, so der logischen Schriften des Aristoteles (der *Categoriae*, der *Analytica*, der *Elenchi sophistici*, *Hermeneia*), deren gewaltiger Einfluß auf die mittelalterliche Scholastik unverkennbar ist; von seiner Hand rühren ferner her: die Schrift *De institutione musica l. V* (eine Zusammenstellung der Theorien der Pythagoreer und Aristoxeneer), Abhandlungen gegen und über Porphyrios' Aristoteleskommentare, Traktate und Lehrbücher logischen Inhalts, die trotz der ziemlich äußerlichen und wenig übersichtlichen Darstellungsweise im Mittelalter einen großen Leserkreis fanden, ferner Erläuterungen zu Ciceros *Topica* (S. 233) und zwei Bücher *De institutione arithmetica* (nach Nikomachos). Die Echtheit der ihm beigelegten *Geometria Euclidis* ist mit Recht angezweifelt (zumindest ist die Schrift durch spätere Einschübe arg entstellt); von den ihm zugeschriebenen christlich-theologischen Aufsätzen gehen nur die Studie über die Dreifaltigkeitslehre und die Schrift gegen die Häresien des Eutyches und Nestorius mit Recht unter seinem Namen.

Es wird gewöhnlich angenommen, daß sich Boethius' schriftstellerische Tätigkeit nach einem einmal aufgestellten festen Plane vollzog. Er trägt (*Herm. II. praef.* 433C) die Absicht vor, seinen Landsleuten philosophische Bildung zu vermitteln, und darum gedenke er, zuerst sämtliche Werke des Aristoteles, die ihm erreichbar seien, ins Lateinische zu übertragen und mit Interpretationen zu begleiten, sodann sämtliche Schriften Platons in der gleichen Weise zu behandeln, um schließlich in einem eigenen Buche den Nachweis zu führen, daß die Systeme beider Denker im Grunde einen schönen Einklang zeigen. Man hat dieses weitreichende philosophische Programm als einen eigenartigen und bedeutsamen Gedanken bewundert und bedauert, daß Boethius' früher Tod die Ausführung der großen Idee verhinderte. Aber dieser Hypothese wurde neuerdings entgegengehalten, daß das Streben, die Gedankenwelt der beiden großen Griechen zur Konkordanz zu bringen, bereits in der von Ammonios gestifteten Neuplatonikerschule begegnet und daß der Plotinosschüler Porphyrios nach Suidas' Angabe ein Werk dieses Inhalts verfaßte. Auch hat Boethius an dem gelegentlich entworfenen Plane nicht dauernd festgehalten.

Literatur: Gesamtausgabe: J. P. Migne, Patrolog. Lat. 63, 64 (veraltet). — De consolatione philosophiae ed. R. Peiper, Leipzig (Teubner) 1871. — Einzelne Schriften herausgegeben von Friedlein, Meiser und Brandt. — F. Klingner, De Boethii consolatione philosophiae (Philolog. Untersuch. 27) 1921. — A. Kappelmacher, Der schriftstellerische Plan des Boethius, Wien. Stud. 46 (1929), 215—225. — H. J. Brosch, Der Seinsbegriff bei Boethius, Innsbruck 1931. — M. L. Hartmann, R. E. III 596—600. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, 81.

JURISTEN UND GRAMMATIKER. Die Fachschriftstellerei kann im Rahmen der Darstellung des Werdens, Blühens und Vergehens der Römerliteratur nur ein bescheidenes Plätzchen beanspruchen. Immerhin verdient es besondere Hervorhebung, daß in den Jahrhunderten des schriftstellerischen Abblühens auf dem Gebiete der Rechtsgelehrsamkeit trotz mancher Rückschläge noch Schöpfungen entstehen, die nach Form und Inhalt als bedeutende Leistungen zu werten sind. So erweisen sich die juristische Schriftstellerei und mit ihr das literarische Schaffen der Grammatiker geradezu als Stützen der sinkenden alten Kultur.

Ist der Stil ihrer Werke natürlicherweise durch eine gewisse Nüchternheit gekennzeichnet, so blieb er doch von den modischen Strömungen unberührt und wahrte so den alten Überlieferungen die Treue.

Im 3. Jahrhundert entfalten vor allem die Juristen Ulpianus und Paulus (S. 366) eine bewundernswerte literarische Fruchtbarkeit. Sie haben im Verein mit den großen Rechtsgelehrten der vorangehenden Jahrhunderte in vorbildlicher Weise den planmäßigen Aufbau einer Rechtswissenschaft begonnen, die den eigentlichen Wert des römischen Rechtes für die Geschichte begründet. Im 4. und 5. Jahrhundert bestand die Tätigkeit der Rechtsgelehrten vorwiegend in der Zusammenstellung der noch gültigen kaiserlichen Verordnungen zu praktischen Zwecken: so entstand der *codex Hermogenianus* aus der Zeit Constantins des Großen und der in kaiserlichem Auftrage verfaßte *codex Theodosianus* (438 vollendet). Ihren krönenden Abschluß fand die juristische Literatur durch ein großes Gesetzeswerk, das auf Befehl des Kaisers Iustinian von Tribonianus und anderen Rechtsgelehrten in den Jahren 529—534 ausgeführt, den gesamten Rechtsstoff in einer großen Sammlung vereinigt. Seit dem Mittelalter bezeichnet man es als *Corpus iuris* (*civilis*). Es besteht aus nachstehenden vier Teilen: aus einem kurzgefaßten Lehrbuch des römischen Rechtes (*Institutiones*), hauptsächlich nach Gaius' Muster (S. 366) verfaßt; aus einer Sammlung der wichtigsten Sätze hervorragender Rechtsgelehrter (*Digesta* oder *Pandectae*); aus den Kaiserverordnungen von Hadrian an (*codex Iustinianus*) und aus den späteren Verfügungen Iustinians, die meist in griechischer Sprache abgefaßt sind (*Novellae* oder *νεαραί*). Durch dieses gewaltige Gesetzeswerk Iustinians ist das römische Recht der Gegenwart überliefert worden. Die hohe Bedeutung des *Corpus iuris* liegt darin, daß es eine der wichtigsten Grundlagen für die spätere Rechtsentwicklung der Kulturmenschheit wurde. Diese monumentale Schöpfung hat es vor allem bewirkt, daß das Wesentlichste am römischen Rechte, seine Seele, ein dauerndes Fortleben führt; diese Seele ist das juristische Denken, das im römischen Rechte seine stärkste Wurzel hat und das infolge seiner inneren Klarheit als allgemein gültiges Juristenrecht weiter besteht.

Neben den Juristen entfalteten die Grammatiker dieser Jahrhunderte eine überaus rege Tätigkeit, die von den vornehmen Kreisen Roms lebhaft unterstützt wurde und zur weiteren Erhaltung der bereits schwer bedrohten antiken Kultur nicht wenig beitrug. Das Schulwesen war damals in mächtigem Aufblühen begriffen; auch die größeren Provinzstädte hatten ihre Schulen und waren darauf bedacht, tüchtige

Lehrer für sie zu gewinnen. Es gab öffentliche, mit hohem Gehalt angestellte Professoren für lateinische und griechische Grammatik, ferner für Redekunst und Rechtswissenschaft. Sie standen in großem Ansehen und wurden durch Verleihung hoher Ämter geehrt. Da man schon seit Hadrian viel Gewicht darauf legte, daß die kaiserlichen Erlasse in ein Gewand gekleidet würden, das den künstlerischen Zeitforderungen entsprach, so wurde es zur Regel, die hervorragendsten grammatischen Berühmtheiten mit der stilistischen Ausarbeitung der Kundgebungen des Herrschers zu betrauen. Den stolzesten Ruf genossen die Grammatiker und Rhetoren der Reichshauptstadt.

Zunächst fand die Pflege der Dichterinterpretation (S. 366) ihre Fortsetzung. In Pomponius Porphyrio (3. Jhd.) erhielten die Horazischen Dichtungen einen Erklärer, der vorzugsweise der grammatischen, logischen und rhetorischen Seite sein Augenmerk zuwandte. Zu Beginn des 4. Jahrhunderts veranstaltete Nonius Marcellus, ein Numider von Herkunft, eine lexikalische Sammlung seltener Wörter (*De compendiosa doctrina*) aus älteren Schriftstellern in 20 Büchern; die urteilslos durchgeführte Arbeit gewinnt durch ihre zahlreichen Zitate aus archaischen Schriftstellern Bedeutung. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts lebte zu Rom der aus Afrika stammende Lehrer der Beredsamkeit C. Marius Victorinus, der unter dem Titel *Ars grammatica* ein noch erhaltenes Werk über die Verskunst verfaßte; auch übersetzte er Schriften griechischer Philosophen (des Platon, Aristoteles und der Neuplatoniker), um die Römer auf diesem Gebiete heimisch zu machen.

Sehr gefeiert war der zu Rom wirkende Grammatiker und Rhetor Aelius Donatus (4. Jhd.); er schrieb eine lateinische Sprachlehre (*Ars*) in 3 Büchern nebst einer verkürzten Fassung (*Ars minor*), auf der im Mittelalter der gesamte grammatische Unterricht beruhte. Ferner verdankt man ihm wertvolle Erläuterungen zu Terenz' Lustspielen (S. 134); es fehlt nur der Hautontimorumenos. Dieses Werk Donats ist allerdings nicht in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, sondern mit anderen Kommentaren vereinigt und zeigt überdies zahlreiche Interpolationsspuren. Endlich besitzen wir von diesem fruchtbaren Autor Bruchteile eines Vergilkommentars, darunter eine wertvolle Vergilvita, die größtenteils aus Sueton geschöpft ist.

Gegen Ende des 4. Jahrhunderts vollendete Charisius ein lateinisches Grammatikwerk, von dem wir fünf zum Teile verstümmelte Bücher besitzen; es ist im Grunde ein Flickwerk, aus früheren Büchern dieser Gattung (z. B. Palaemons Schrift) zusammengestückt, gewinnt aber Wert durch Anführung älterer Schriften. Die nämlichen Quellen wie dieser Grammatiker zog sein Zeitgenosse Diomedes für seine mit Charisius bisweilen wörtlich übereinstimmende lateinische Sprachlehre heran, von der das letzte (3.) Buch viele wichtige literarhistorische Bemerkungen enthält, die aus Sueton stammen.

In den Anfang des 5. Jahrhunderts fällt die fruchtbare Tätigkeit des Servius; er lehrte zu Rom und schrieb einen Vergilkommentar, den später eine unbekannte Hand durch reiche, aus guten Quellen geholte Zusätze antiquarischen, geschichtlichen und sagenkundlichen Inhalts erweiterte. Er ordnete die Dichtungen Vergils in der Weise an, wie sie einander im Schulunterrichte folgten: *Aeneis, Bucolica, Georgica.* Wir kennen von Servius auch ein Interpretationswerk zu Donats Grammatik und kleinere Schriften zur lateinischen Sprachlehre. — Auch Tib. Claudius Donatus verfaßte (um 400) Erläuterungen zu Vergils Nationalepos, wobei er besonders die ästhetische Seite ins Licht der Betrachtung rückte.

In der Form von Gesprächen einiger Freunde behandelte Ambrosius Macrobius Theodosius (um 400) in seinem sieben Bücher füllenden Sammelwerke *Saturnalia* hauptsächlich literarische Fragen, wobei Vergils Poesie im Vordergrunde steht. Der Titel der Schrift erklärt sich daraus, daß diese Tischgespräche bei einer Saturnalienfeier stattfinden. Die Art der gelehrten Unterhaltung bringt es mit sich, daß auch viele sprachliche, geschichtliche, sagenkundliche und altertümliche Gegenstände erörtert werden, und da Macrobius' Werk in völliger Abhängigkeit von guten alten Quellen geschrieben ist, so gewinnen wir dadurch zahlreiche wertvolle Aufzeichnungen aus verlorenen Schriftstellern. Durch Macrobius' eingehendes Erläuterungsbuch (*commentarii*) zu Ciceros „Traum des Scipio" (*De rep.* VI 9ff.), das er wie die Saturnalia zur Belehrung seines Sohnes verfaßte, ist uns dieser fesselnde Teil der bedeutendsten philosophischen Schrift Ciceros (S. 238) erhalten.

Eine Enzyklopädie der sieben freien Künste (Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Musik) verfaßte zu Beginn des 5. Jahrhunderts der zu Madaura in Afrika geborene Sachwalter Martianus Capella. Das nach dem Muster der Menippischen Satiren Varros (S. 224) angelegte Werk besteht aus neun Büchern, von denen die ersten zwei eine allegorische Geschichte der Vermählung Mercurs mit der Philologie (daher der Titel *De nuptiis Philologiae et Mercurii*) vorführen. Auf Apollons Vorschlag nimmt Mercur die hochgelehrte, aber sterbliche Jungfrau Philologia zur Gattin, die unter die Götter ver-

setzt wird; in Mercurs Palast erhält sie die sieben freien Künste als ihr Gefolge. Die sinnbildlichen und geheimkrämerischen Verstiegenheiten dieses geschmacklosen Erzeugnisses machten es im Mittelalter zu einem vielgelesenen Buche, das man beim Unterricht in den Wissenschaften fleißig benützte.

Das umfassendste und dabei am besten durchgeführte Werk über die lateinische Sprache, das wir aus dem Altertum besitzen, hat der aus Cäsarea in Mauretanien stammende Priscianus verfaßt, der zu Beginn des 6. Jahrhunderts in Konstantinopel als Lateinprofessor wirkte. Dieses Lehrgebäude, *Institutiones grammaticae* betitelt, behandelt in seinem Hauptteil (Buch 1—16) die einzelnen Wortarten, in den letzten zwei Büchern (17 und 18) die Satzlehre (*De constructione*). Der stattliche Reichtum von Überlieferungen aus dem alten Schrifttum verleiht dieser an sich schon bedeutenden Schöpfung noch besonderen Wert; sie fand nicht bloß im Mittelalter reichliche Benützung, sondern wurde auch von den ersten neueren Verfassern wissenschaftlicher Lateingrammatiken eifrig zu Rate gezogen. Neben diesem Standardwerk, dessen hohe Schätzung und weite Verbreitung sich in der gewaltigen Zahl der erhaltenen Handschriften (fast 1000) ausdrückt, verschwinden Priscians übrige grammatische und belletristische Schriften.

Literatur: *a*) Außer den auf S. 367 angeführten Ausgaben vgl. für den *cod. Hermogenianus, Iustinianus* und *Theodosianus:* Th. Mommsen, Schr. II 360ff. und E. Jörs, R. E. IV 164—173; vgl. III 2608—12. — Ausgabe des *cod. Theodosianus* von P. Krüger (Berlin, Weidmann) I 1923, II 1926. — *b*) Ausgabe des *Corpus iuris* von Th. Mommsen, P. Krüger, R. Schöll und W. Kroll, 3 Bde. (Berlin, Weidmann): I^{15} 1928, II^{9} 1915, III^{5} 1928; vgl. dazu E. Jörs, R. E. IV 1645 und F. K. v. Savigny, Gesch. d. R. R. im Mittelalter III^{2} 516ff. — *c*) Ausgaben der Grammatiker: Porphyrio von A. Holder, Innsbruck 1894; Nonius Marcellus von W. M. Lindsay, 3 Bde., Leipzig (Teubner) 1903; Marius Victorinus von J. P. Migne, Patrol. Lat. VIII 187ff.; 999ff.; Aelius Donatus von P. Wessner, 2 Bde., Leipzig (Teubner) 1902—1905; vgl. R. E. V 1546ff.; Charisius von C. Barwick, Leipzig (Teubner) 1925; vgl. G. Goetz, R. E. III 2147—2149; Diomedes von H. Keil, Gramm. Lat. (Leipzig, Teubner), vol. I 299—529; vgl. G. Goetz, R. E. V 827—829; vgl. K. Barwick, Remmius Palaemon, Leipzig 1922 (bes. für Charis. und Diomed.); Servius von G. Thilo und H. Hagen, vol. I—III, Leipzig (Teubner) 1881—1902; vgl. P. Wessner, R. E. II^{A} 1834—1848; Claudius Donatus von H. Georgii, vol. I, II, Leipzig (Teubner), 1905/6; vgl. P. Wessner, R. E. V 1547; Macrobius von F. Eyssenhardt, ed. alt., Leipzig (Teubner) 1893; K. Mras, Macrobius' Kommentar zu Ciceros *Somnium*, Berlin 1933 (eindringende, ergebnisreiche Studie); P. Wessner, R. E. XIV 170—198; Martianus Capella von A. Dick, Leipzig (Teubner) 1925; vgl. P. Wessner, R. E. XIV 2003—2016; Priscianus (*Inst. gramm.*) von M. Hertz, Gramm. Lat., Leipzig (Teubner), vol. II et III (1855—59).

ANDERE FACHSCHRIFTSTELLER. Den Schriftstellern auf juristischem und grammatischem Gebiete kommt, wie erwähnt, das Verdienst zu, in der Zeit des allgemeinen Niederganges der Römerliteratur noch die alte Fahne hochgehalten zu haben. Aus diesem Grunde, und da sie viel wertvolles, sonst nicht überliefertes Gedanken- und Schriftgut älterer Zeiten bewahrt haben, durften sie in einer literarhistorischen Darstellung nicht übergangen werden. Anders liegen die Dinge bei der übrigen Fachschriftstellerei. Diese greift nirgends unmittelbar in den Entwicklungsgang der Römerliteratur ein, auch ihre mittelbare Wirkung nach dieser Richtung ist untergeordneter Natur. Es wird mithin genügen, hier einige für diese Fachliteratur bedeutsamere Namen und Werke ohne eingehende Betrachtung anzuführen.

Zum Geburtstage seines Gönners Q. Caerellius behandelte Censorinus in der Schrift *De die natali* (238) allerlei Fragen, die sich mit dem Geburtstag in Verbindung bringen lassen, unter Benützung von Varro, Sueton und anderen Quellen. — C. Iulius Solinus lieferte (um 250) eine erdkundlich angeordnete „Sammlung von Merkwürdigkeiten" (*Collectanea rerum memorabilium*), deren Kern eine Erdbeschreibung bildet und deren Hauptquelle die Naturgeschichte des älteren Plinius ist. Für Leser der römischen Dichter legte Vibius Sequester (um 400) ein erdkundliches Handbüchlein an, das Namen von Bergen, Flüssen, Seen usw. verzeichnete und erläuterte. Iulius Honorius (5. Jhd.) bot in seiner *Cosmographia* ein im Unterricht viel gebrauchtes, freilich von Irrtümern entstelltes Verzeichnis geographischer Benennungen. — Fabius Planciades Fulgentius (Ende des 5. Jhd.) und andere fleißige Bücherschreiber unbekannten Namens lieferten sagenkundliche Handbücher für den praktischen Gebrauch bei der Dichterlektüre. — Zahlreich sind die Verfasser heilkundlicher Schriften. Zwischen 300 und 350 wurde aus der Naturgeschichte des Plinius ein Rezeptbuch (*Medicina Plinii*) hergestellt, dessen Anfertiger wir nicht kennen. Auf medizinischem Gebiete betätigten sich ferner Marcellus aus Bordeaux (Arzt um 400), Theodorus Priscianus (nach 400), Cassius Felix (um 450), Caelius Aurelianus (5. Jhd.) und späterhin (um 525) der Arzt Anthimus aus Konstantinopel. — Eine großangelegte Schrift über die Landwirtschaft verfaßte Gargilius Martialis (gest. 260), wovon sich Exzerpte erhalten haben. Diese Schrift diente als Quelle dem Landwirt

Palladius (4. Jhd.), der ein für den täglichen Gebrauch bestimmtes, stilistisch anspruchsloses Handbuch *Opus agriculturae* in 14 Büchern schrieb. Es hat eine nach den zwölf Monaten geordnete Aufzählung der ländlichen Arbeiten zum Hauptinhalt; das erste Buch enthält die Einleitung, den Schluß bildet eine in Distichen geschriebene Unterweisung über das Pfropfen (*De insitione*) der Obstbäume. — Als Kriegsschriftsteller betätigte sich P. Vegetius Renatus, der (nach 400) in seinem vier Bücher umfassenden Leitfaden der Kriegswissenschaft (*Epitoma rei militaris*) einen geringwertigen Auszug aus älteren Geschichtschreibern und Kriegsschriftstellern, aber in seinem Lehrbuch der Veterinärkunde (*Digestorum artis mulomedicinae l.* IV) ein mit guter Sachkenntnis gearbeitetes Fachwerk bot. Als Quelle für diese Schrift gebrauchte er das nach der Mitte des 4. Jahrhunderts entstandene Tierarzneibuch (*Ars veterinaria*) des Pelagonius, das nicht vollständig auf uns gekommen ist. — Andere, meist unbedeutendere Schriften der realen Fächer wollen wir hier außer acht lassen.

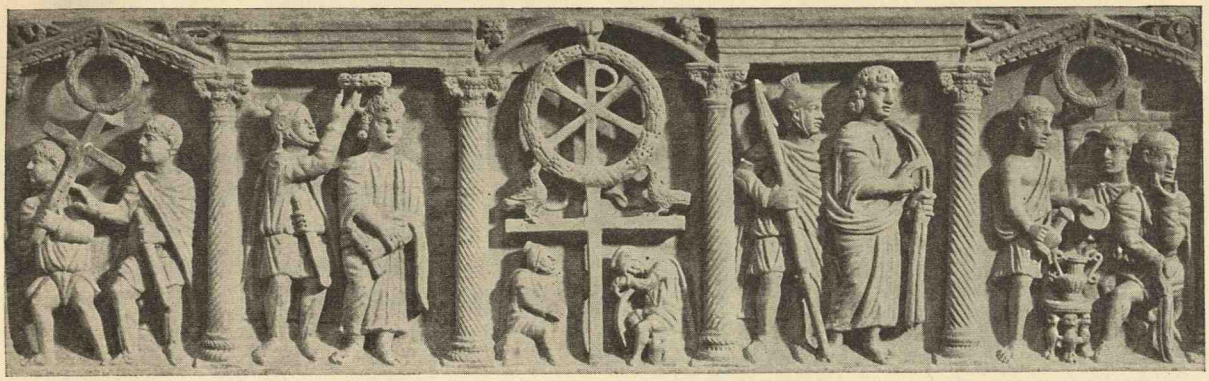
Literatur: Ausgaben der Fachschriftsteller: Censorinus von F. Hultsch, Leipzig (Teubner) 1867; neue Aufl. in Vorbereitung; vgl. G. Wissowa, R. E. III 1908—1910. — Solinus von Th. Mommsen, 2. Ausg. Berlin 1895; vgl. E. Diehl, R. E. X 823—838. — Vibius Sequester von A. Riese (in Geogr. Lat. min. 145ff.), Heilbronn 1878. — Iulius Honorius von A. Riese (in Geogr. Lat. min. 21ff.; 71ff.), Heilbronn 1878; vgl. J. Kubitschek, R. E. X 614—628. — Fulgentius von R. Helm, Leipzig (Teubner) 1898; vgl. F. Skutsch, R. E. VII 215—227. — Marcellus von M. Niedermann (im Corp. med. Lat. V), Leipzig (Teubner) 1916; vgl. F. E. Kind, R. E. XIV 1498—1503. — Theodorus Priscianus von V. Rose, Leipzig (Teubner) 1894. — Cassius Felix von V. Rose, ebd. 1879; vgl. M. Wellmann, R. E. III 1723; E. Wölfflin, Die Latinität des Afrikaners Cass. Fel., S.-B. Akad. München 1880, 381ff. — Caelius Aurelianus von J. C. Amman 1755 (Hauptwerke; eine zeitgemäße Rezension fehlt); vgl. M. Wellmann, R. E. III 1256—1258 und J. Ilberg, Sitz.-Ber. d. Sächs. Ak., phil.-hist. Kl. 77 (1925), 1. Abh. — Anthimus von E. Liechtenhan (im Corp. med. Lat. VIII 1, 1), Leipzig (Teubner) 1928; vgl. M. Wellmann, R. E. I 2377. — Gargilius Martialis von V. Rose vereint mit Plini Secundi *Medicina*, Leipzig (Teubner) 1875; vgl. H. Stadler, R. E. VII 760—762. — Palladius von J. C. Schmitt, Leipzig (Teubner) 1898; Liber XIV. von J. Svennung 1926. — Vegetius: *Mulomedicina* von E. Lommatzsch, Leipzig (Teubner) 1903. *Epitoma rei mil.* von C. Lang², ebd. 1885. — Pelagonius von M. Ihm, ebd. 1892.

2. CHRISTLICHE PROSA UND DICHTUNG.

a) Die Prosa.

Gleichläufig mit den Erschöpfungsphänomenen, die im profanen Schrifttum dieser Epoche zu beobachten sind, tritt ein üppiges Knospen und Blühen der christlichen Literatur in Erscheinung. Immer wilder tobt der Ansturm der jungen, kraftvollen Völker des Nordens wider die alte müdgewordene Kulturwelt der Mittelmeergebiete; immer mächtiger dringt auch das Christentum vor, das mit einer völlig neuen Weltanschauung ein lateinisches Schrifttum von völlig neuem geistigen Gehalt aufbaut. Anfangs, in den ersten drei Jahrhunderten, bekämpft die römische Staatsmacht die Anhänger der neuen Lehre. Diese römischen Christenverfolgungen hatten einen durchaus politischen Hintergrund: sie erfolgten, weil die Christen mit Geringschätzung auf die heidnischen Staatsgötter sahen, dem Kaiser keine göttliche Verehrung erweisen wollten und die Leistung des Kriegsdienstes verweigerten. In Glaubenssachen kannte das antike Heidentum im allgemeinen keine Unduldsamkeit, wenn auch despektierliche Bemerkungen über fremde Kulte des öfteren begegnen. Anders Christentum und Kirche: in ihrer stürmischen Jugendlichkeit brechen sie Widerstand um Widerstand, kennen gerade in religiösen Dingen keine Toleranz und treten schließlich heischend vor die Kaiserthrone.

Die bedeutendsten christlichen Schriftsteller der damaligen Griechenwelt, Clemens von Alexandrien (etwa 150—215) und dessen Schüler Origenes (um 185—254) sind die eigentlichen Begründer der christlichen Wissenschaft. Ganz im Sinne ihrer völkischen Eigenart sind sie um die geistige Fundierung des Christenglaubens bemüht: unter Auswertung der spekulativen



193. Kreuztragung, Dornenkrönung, Triumphzug, Vorführung Christi und Händewaschung des Pilatus. Von einem Sarkophag im Lateranmuseum in Rom.

Methoden der großen griechischen Denker, in denen sie neben dem jüdischen Gesetzgeber die eigentlichen Vorgänger der christlichen Weltanschauung erkennen, schaffen sie religiöse Lehrgebäude voll tiefgründiger Gelehrsamkeit. Anderes betreiben die in Glaubenssachen mit ihnen harmonierenden Römerchristen; ihre wirklichkeitszugekehrte Art führt sie zunächst auf das Arbeitsfeld des angewandten Christentums. Die feindliche Haltung des Staates veranlaßt sie anfangs, apologetische Werke zu verfassen, worin sie irrige und verleumderische Behauptungen über ihre Glaubenslehren und Glaubensbräuche zurückweisen. In engster Verbindung damit stehen die zahlreichen Streitschriften, worin der Widersinn heidnischer Gottesvorstellungen und heidnischer Gottesverehrung meist mit galligem Spott aufgezeigt wird. Hieran reiht sich — mit der fortschreitenden Verbreitung der Christenreligion und dem wachsenden Einfluß der Kirchenmacht — ein ansehnliches geschichtliches und enzyklopädisches Schrifttum, daneben auch unter dem Einfluß der griechischen Theologie manches philosophische Werk, nebst einer unermeßlichen Fülle eigentlich theologischer Literatur. Es entstehen vorzugsweise Arbeiten über die Praxis des kirchlichen Lebens, Schriften zur Förderung der Kircheneinheit und zur Niederringung der ketzerischen Sondergemeinden (wie bes. der Gnostiker), also Werke aufbauender organisatorischer Richtung. Aus dem Gottesdienste selbst erwachsen Predigten, die bisweilen in ergänzter und literarisch ausgefeilter Gestalt veröffentlicht werden (Ambrosius); der Brief, häufig zur religiösen Studie erweitert, wird wieder als schriftstellerische Gattung gepflegt (Hieronymus); endlich ersteht ein gewaltiges Gebäude christlicher Religionsphilosophie (Augustinus). Der Heiligenroman wird in gebundener und ungebundener Rede zum beliebtesten Genre der späteren Zeit.

Wie einst Cicero darangegangen war, griechische Denkerweisheit zum Zwecke ihrer leichteren Verbreitung in ein volkstümliches Gewand zu hüllen, so zielt ein Teil der lateinisch-christlichen Literatur aus dem nämlichen Grunde auf die Popularisierung der Christenlehre ab. Die Arbeiten der schriftstellerischen Fehde wider Heidentum und Häresien verleugnen es in Stil und Darstellungstechnik nicht, daß ihre Verfasser außer zu den Hellenisten auch zu Cicero und Seneca in die Schule gegangen sind; hier liegen tatsächliche Fortsetzungen antiker Philosophieschriftstellerei vor, natürlich auch dann, wenn die Autoren den Vertretern der heidnischen Bildungswelt als geistige Widerparte gegenübertreten. Im übrigen wurde bereits oben angedeutet, daß sich im christlichen Schrifttum allmählich eine Annäherung an die anfangs so scharf angefeindete antike Kulturwelt vollzog; in diesem Sinne hat vor allem der

194. Enthauptung dreier Märtyrer. Wandgemälde aus der Casa Celimontana. 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Geist des klassisch gebildeten Augustinus gewirkt, der als der einzige schöpferische Philosoph lateinischer Zunge auch den Prinzipat der griechischen Kirche brach.

Wie einst die altgriechischen Kyniker, diese Bettelmönche der Antike, predigte auch ein Teil der Kirchenlehrer Bedürfnislosigkeit und Verzicht auf allen äußeren Schmuck des Daseins; so erklärt es sich, daß manche Christen, wenn sie zur Feder griffen, sich in einem lapidaren, bisweilen vulgären Stil gefielen. In dieser Sprache sind natürlich auch die ältesten, vorliterarischen Erzeugnisse christlichen Inhalts abgefaßt: die aus dem 2. Jahrhundert stammenden lateinischen Verhandlungsurkunden gegen christliche Blutzeugen („Märtyrerakten") und die um diese Zeit entstandenen ersten lateinischen Übersetzungen der Heiligen Schrift (*Itala*). Die zahlreichen Verhöre von Bekennern der jungen Religion wurden lateinisch geführt und darum ging man zunächst bei gerichtlichen Protokollierungen aus Zweckmäßigkeitsgründen vom Gebrauch der griechischen Sprache, der sich die älteste christliche Literatur bedient hatte, zur lateinischen über. Und da sich die ältesten Christengemeinden aus einfachen, armen, der griechischen Sprache meist unkundigen Leuten zusammensetzten, so gebrauchten die Übersetzer der Bibel die lateinische Volkssprache, um ihren Lesern verständlich zu sein. Nicht viel später fällt der Beginn des kunstmäßigen christlichen Schrifttums lateinischer Sprache. Bei dem Überreichtum an Produktion auf diesem Gebiete kann in diesem Buche nur das Bedeutende, das Eigenartige und Richtunggebende, herausgegriffen werden; Gestalten dritten und vierten Ranges sind, wenn nicht ein besonderer Grund ihre Anführung wünschenswert erscheinen ließ, unerwähnt geblieben.

Ägypten war das eigentliche Heimatland und der Hauptsitz der großen Heroen der Askese. Nordafrikanischen Ursprungs dürfte auch die erwähnte vorhieronymische Bibelübersetzung sein. Und aus Nordafrika empfing Rom zum großen Teile seine christliche Literatur: darum sind gerade in den glänzendsten Erscheinungen fanatische Heftigkeit (Tertullianus) und phantasiereiche, flammende Ergriffenheit (Augustinus) ihre natürlichen Angebinde.

TERTULLIANUS

Die Frage, wem der Ruhm gebührt, der erste christliche Schriftsteller lateinischer Zunge zu sein, ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erörtert worden und war bis in die neuere Zeit ungeklärt geblieben. Manche Forscher wollten in dem musterhaft stilisierten Dialoge *Octavius* des Minucius Felix (S. 404) das älteste uns erhaltene Literaturdenkmal des christlichen Lateins erblicken, andere waren der Überzeugung, daß Q. Septimius Florens Tertullianus der zeitliche Vortritt zukomme. Diese an zweiter Stelle erwähnte Ansicht hat in neuerer Zeit immer mehr an Boden gewonnen und die jüngsten Forschungsergebnisse haben sogar dazu geführt, die Entstehung des Octavius in die Zeit nach Cyprian (S. 402) zu verlegen.

Die Versuche, die Abfassungszeit der Schrift Octavius aus inneren oder äußeren (sachlichen oder sprachlichen) Indizien festzustellen, führten lange zu keinem sicheren Ergebnis: man schwankte in der Ansetzung der Schrift zwischen dem 2. und 3. Jahrhundert; dabei mußte aber die Tatsache, daß Hieronymus in den chronologischen Anführungen christlicher Autoren Minucius Felix stets später als Tertullian (gelegentlich sogar nach Cyprian) nennt, immerhin zu denken geben. Nun bestehen zwischen der Dialogschrift des Minucius und Tertullians *Apologeticum*, der großen Verteidigungsschrift des Christenglaubens, zahlreiche Übereinstimmungen formeller sowie inhaltlicher Art und diese Gemeinsamkeiten legten es nahe, eine unmittelbare Abhängigkeit eines der beiden Schriftsteller von dem anderen anzunehmen. Aber die daraus gezogenen Schlüsse ergaben zunächst gegensätzliche Resultate, bis R. Heinze Methode in diese Untersuchungen brachte. Er ging von dem wohl einzig richtigen Grundsatz aus, daß man dort, wo Einheitlichkeit der Auffassung, folgerichtige Ausführung, strenger Zusammenhang der Gedankenentwicklung zu beobachten sind, die Urschrift vor sich habe, während der Nachahmer durch undeutliche, allenfalls Widersprüche enthaltende Darstellung, durch unvermittelte Schroffheit der Gedankenfolge, Verquickung verschiedener Gesichtspunkte kenntlich werde. Seine strenge Durchführung dieses Verfahrens ergab, daß Minucius das Tertullianische Material im ganzen mit Geschick verwendete, aber auch wiederholt arge Undeutlichkeiten in den übernommenen Stoff hineintrug: Heinze zog daraus den Schluß, daß im Octavius kompilierende Technik vorliege. — In neuester Zeit konnte nun der Beweis erbracht werden, daß die Stellen des Minucius, in denen man gewisse inhaltliche oder sachliche und formelle Anklänge an Tertullian bemerkte, in weit höherem Grade mit Cyprian als mit Tertullian übereinstimmen. Und diese Beobachtungen führen, wie wir unter Minucius Felix (S. 404f.) eingehender darlegen, notwendigerweise zu einer noch weiteren zeitlichen Rückverlegung des Octavius.

Nach dieser Richtung ist somit von der Forschung das überhaupt Mögliche unternommen worden. Aber unseres Erachtens führt auch ein Weg theoretischer und kulturgeschichtlicher (allgemeiner) Betrachtung zu dem gleichen Ergebnis. Wenn man Tertullians Apologeticum (und nahezu jede seiner Schriften) mit dem Octavius vergleicht, fällt zum ersten der große Unterschied in der Behandlung aller christlichen Dogmatik auf: während Tertullian als leidenschaftlich kämpfender Wortführer erscheint, ist bei Minucius Dogmatisches vermieden, und obwohl er für die neue Lehre Partei ergreift, fehlt ihm aller Sturm und Drang, der sonst die frühen Bekenner der anfangs mit Feuer und Schwert bekämpften Religion auszeichnet. So konnte kein Bahnbrecher schreiben, der eine Gedankenwelt in eine Sprache einführte, die diesen Ideen bisher nicht Organ gewesen war; so konnte nur ein feines Talent schreiben, das sich bereits auf wohlvorbereitetem Boden befand. Ist Tertullian ein typischer Fall von Genialität, so trägt Minucius' Schaffen alle Charakteristika des Talents, aber gar keine des großen Ingeniums an sich. Seine Nachahmernatur kennzeichnet sich durch ein selbstgefälliges Streben, allenthalben mit Belesenheit Staat zu machen; und was er von anderen übernimmt, das gewinnt bei ihm nur äußerlich Glätte, bleibt aber im wesentlichen übernommenes Erbe. Und wie verräterisch ist die schwache Produktionskraft, die sich in dem einen, dem einzigen schmalen Büchlein dokumentiert! Und dieser Mann, dem ein so matter geistiger Antrieb eignete, soll der Neuformer, der erste sprachliche Gestalter einer unermeßlich neuen Gedankenwelt gewesen sein? Endlich bezeugt auch die ganze Betrachtungsweise des Stoffes, die bei Minucius begegnet, den späteren Bearbeiter. Er steht mit der Haltung des abgeklärten Betrachters zu seinem Stoffe, während Tertullians Schriftstellerei überall eine tatkräftig zufassende, den Kampf eröffnende Unmittelbarkeit aufweist. Im Octavius ist das Christentum bereits in einer sublimierten, also späteren Form dargestellt und erscheint als moralphilosophische Religion; darum heißt es hier: „Je gerechter einer ist, desto religiöser ist er nach unserer Auffassung" (Oct. 32, 3). Weitere Momente zu dieser Frage besprechen wir bei Minucius Felix (S. 405). In jedem Falle darf die Priorität Tertullians vor Minucius Felix als ein unantastbares Ergebnis der neuesten Forschung gelten.

Was man von Tertullians äußeren Lebensumständen weiß, ist größtenteils seinen Werken entnommen; dazu kommt eine längere Notiz bei Hieronymus (*De vir. ill.* 53).

Demnach wurde er um 160 als Sohn eines römischen Hauptmannes geboren. Seine Heimatstadt war Karthago. Er erhielt eine umfassende wissenschaftliche Bildung, eignete sich insbesondere gründliche juristische Kenntnisse an und lernte auch die griechische Sprache. Vorübergehend weilte er in Rom und betätigte sich hier als Rechtsanwalt. Als Anhänger des Götterglaubens gab er sich einem ausschweifenden Leben hin und erfreute sich nach seinem eigenen Geständnisse an Theateraufführungen, Fechterkämpfen und heidnischer Sünde (*Apol.* 18, 4 u.a.St.). Aber dann trat eine plötzliche Wandlung

in seinem Leben ein, über deren unmittelbaren Anlaß wir nichts erfahren. Etwa Ende 196 bekehrte er sich als verheirateter Mann zum Christenglauben und entschloß sich, fortan im Sinne der Rechtfertigung und Verbreitung der neuen Lehre zu wirken. Er entfaltete nun in Karthago eine eifrige schriftstellerische Tätigkeit und diente dadurch auch den Interessen der heimatlichen Christengemeinde. Um 202 setzte er sich in Gegensatz zur rechtgläubigen Großkirche und trat der Sekte der Montanisten bei, die das ekstatisch-apokalyptische Element des Urchristentums mit strengster Bußdisziplin verbanden und lehrten, der heilige Geist (Paraklet) vermittle den Gläubigen im Zustande ihrer religiösen Entrücktheit göttliche Offenbarungen; ja Tertullian wurde sogar der Führer einer montanistischen Partei („Tertullianisten"), die noch zu Augustinus' Zeit nachweisbar ist. Dadurch war er unter die Ketzer gegangen und wird als solcher auch in Augustinus' Ketzerverzeichnis angeführt. Über sechzig Jahre alt, starb er (nach 220) zu Karthago.

Eine chronologische Ordnung der Werke dieses eigenwüchsigen und fruchtbaren Schriftstellers ließ sich bisher nicht durchführen; doch ist in den meisten Fällen feststellbar, welche Schriften der katholischen und welche der häretischen (montanistischen) Richtung angehören.

Wir beginnen mit den apologetischen Werken. Hier steht das *Apologeticum*, das auch einer Übersetzung ins Griechische gewürdigt wurde, in erster Reihe. In dieser meisterhaften Verteidigung der Kirche (verfaßt 197) wendet sich Tertullian an die Provinzialstatthalter des Römerreiches und legt mit schlagenden Gründen die Verkehrtheit der Rechtspraxis dar, die von der heidnischen Staatsgewalt gegen die Christgläubigen angewandt wird. Er verteidigt die Christen gegen die Beschuldigung, daß sie geheime und offenkundige Verbrechen begingen, er stellt dem Heidenglauben die Lehren des Christentums vergleichend gegenüber, er tadelt die grausamen Verfolgungen und ruft schließlich den Verfolgern triumphierend zu (*c.* 50): „Je mehr ihr von uns mordend niedermäht, desto zahlreicher werden wir; denn eine Christenaussaat ist der Christen Blut!" Diese Apologie hatte die Bestimmung, eine öffentliche Verteidigung vor Gericht zu ersetzen, da diese in jener Zeit unzulässig war, in der es zu einer rechtsgültigen Verurteilung genügte, Christ zu sein; dieses Werk zeigt Tertullians hohe juristische Begabung in vollstem Lichte.

Weit weniger kunstvoll aufgebaut als das Apologeticum, aber im Tone noch leidenschaftlicher sind die zwei im gleichen Jahre entstandenen Bücher „An die Heiden" (*Ad nationes*), eine neue Rechtfertigungsschrift der Christenlehre, an alle Heidenvölker gerichtet. — Wohl der nämlichen Zeit gehört auch der Traktat „Das Zeugnis der Seele" (*De testimonio animae*) an. Es wird hier ausgeführt, daß die Menschenseele von Natur christlich (*naturaliter Christiana*) sei; dies läßt sich aus unwillkürlichen Äußerungen, besonders Ausrufen, der Heiden ersehen, die dadurch dartun, daß auch sie im Grunde ihrer Seele an Gottes Einheit, Güte, Allmacht, Allwissenheit und an das Fortleben der Seele glauben. — Dem Prokonsul Afrikas, Scapula, führt er in der Schrift *Ad Scapulam* (212) Beispiele christenfreundlicher Herrscher und Statthalter vor und hält ihm die furchtbaren Strafen vor Augen, die die Verfolger der Kirche ereilt haben. — In der Abhandlung „Wider die Juden" (*Adversus Iudaeos*), deren Entstehung nach 208 fällt, legt er dar, daß in der Zeit, da Christus bereits ein weltumspannendes Königtum aufrichte, der Judenglaube der neuen Lehre zu weichen habe.

Die dogmatischen Werke Tertullians sind ausnahmslos durch ihre polemische Heftigkeit gekennzeichnet. Wohl die erste dieser Abhandlungen (um 200 geschrieben) ist diejenige, worin er die Rechtseinwendung („Prozeßeinrede") der Verjährung gegen die Anhänger häretischer Lehren geltend macht (*De praescriptione haereticorum*). Nicht die Ketzer, so führt er aus, sondern nur die orthodoxe Kirche könne mit Grund den Rechtsschutz der Verjährung beanspruchen. Die Apostel haben die von Christus verkündeten Wahrheiten der Kirche lückenlos übermittelt; die apostolischen Gemeinden bewahrten die kirchliche Lehre, und dadurch beweist sie ihre Ursprünglichkeit und Echtheit. Die Verbreiter ketzerischer Lehren sind traditionsfeindliche Umstürzler und lassen schon durch ihren zuchtlosen Lebenswandel erkennen, daß man sie als Ausgeburten der Hölle anzusehen habe, weshalb denn ein Abfall zu ihnen keine Verzeihung finden kann.

Gegen die Sekte der Gnostiker, die das Christentum nach der Form der antik-heidnischen Mysterien

umzugestalten und es dermaßen als die Vollendung der Naturreligionen auszugeben versuchten, wendet er sich zunächst in der (etwa 203 verfaßten) Schrift gegen den karthagischen Maler und Philosophen Hermogenes (*Adversus Hermogenem*), der dieser Lehre anhing. Tertullian leugnet hier die Möglichkeit einer mit Gott gleich-ewigen Materie, aus der sich überdies das Böse nicht erklären lasse, und begründet die Notwendigkeit einer Weltentstehung aus dem Nichts durch Gottes Weisheit. — Gleichfalls eine Bekämpfung des Gnostizismus bildet die Schrift gegen die Anhänger des Valentinus aus Alexandria (gest. 160 in Rom), dessen Häresie näher beleuchtet wird (*Adversus Valentinianos*, etwa 203 verfaßt). Allerdings bedient sich Tertullian in diesem Buche der Krücke seiner erstaunlichen Belesenheit und pflügt hier mit fremdem Kalbe: er gibt vorwiegend Gedanken des griechischen Kirchenvaters Eirenaios (seit 177 Bischof von Lyon und Vienne) wieder, der ein fünfbändiges Werk gegen die Gnostiker verfaßt hatte.

An Umfang übertreffen alle anderen Werke Tertullians die fünf Bücher gegen die Ketzerlehre des in Rom lebenden Reeders Marcion (*Adversus Marcionem*). Dieser christliche Gnostiker nahm (144) eine völlige Scheidung zwischen Christentum und Judentum vor, verwarf die alttestamentliche sowie die urchristliche Tradition und ließ nur zehn Paulinische Episteln nebst dem von ihm nach seiner Lehre zurecht gerichteten Lukasevangelium als echte Christuszeugnisse gelten. Er begründete einen theologischen Dualismus, indem er dem gerechten Gott der Judenheit den guten Gott der Christen gegenüberstellte, und predigte Selbstkasteiung und Weltflucht. Seine Anhänger („Marcioniten") waren in gewissem Sinne die Vorläufer der Manichäersekte, die zu Augustinus' Zeit starken Zulauf hatte. Tertullian lehnt in seinem gegen Marcions Häresie ankämpfenden Werke, dessen erstes Buch 207 erschien, die dualistische Hypothese ab und erweist den Weltschöpfer als den wahren Gott. In den letzten zwei Büchern zeigt er an Hand des von Marcion hergestellten Bibelwortlautes, daß die von dem Häretiker behaupteten Widersprüche zwischen dem Alten und Neuen Bund nicht bestehen. Freilich geht es hier, wie in den meisten Schriften Tertullians, bisweilen nicht ohne sophistische Scheinbegründungen und kasuistische Klopffechtereien ab.

In *Scorpiace* verabreicht er ein Gegengift gegen den Skorpionenstich des Gnostizismus, der die Verpflichtung zum Märtyrertum in Abrede stellte. — Die durch den Meinungskampf um die Dreieinigkeit angeregte Schrift gegen den Häretiker Praxeas (*Adversus Praxean*) enthält eine scharfsinnige apologetische Darlegung der Logoslehre. — Gegen häretische Lehrmeinungen polemisieren auch die Schriften *De carne Christi* (210) und *De resurrectione carnis* (211): in jener wird dargetan, daß Christus, als Mensch zur Erlösung der Menschheit geboren, eine tatsächliche, wenn auch singuläre Menschheit besessen habe; in dieser wird gelehrt, daß die Auferstehung in dem nämlichen Leibe erfolge, den der Verstorbene einst besessen. — Eine Studie über die Taufe bietet Tertullian in *De baptismo*; die Schrift wurde durch die häretische Ansicht der Entbehrlichkeit dieses Sakramentes veranlaßt.

In *De anima* legt er (um 211) die erste christliche Psychologie lateinischer Sprache vor, für die ihm nebst anderen Büchern das große Werk des griechischen Arztes Soranos als Stoffquelle gedient hat. Tertullian vertritt in dieser tiefschürfenden Schrift, die sich mit der Entstehung und dem Wesen der Seele, mit ihren Eigenschaften und ihren Beziehungen zum Leibe befaßt, eine durchaus materialistische Auffassung, indem er die Körperlichkeit alles Existierenden (auch Gottes und der Seele) behauptet. Darin wird man den Einfluß der Stoa und des schriftstellerisch sehr fruchtbaren Bischofs Meliton zu erkennen haben, der in der Antoninenzeit lebte. Mutet es den Leser auch befremdlich an, daß hier nicht selten Erkenntnisse der antiken Philosophie ungescheut mit Belegen aus der Bibel verbunden werden, so zieht ihn doch die geistvolle Art der Untersuchung überall in ihren Bann. Dieses erkenntnistheoretische Werk bildet die Glanzleistung unseres Schriftstellers, die übrigens ohne Zweifel als die bedeutendste lateinische Schöpfung dieses Zeitalters zu werten ist.

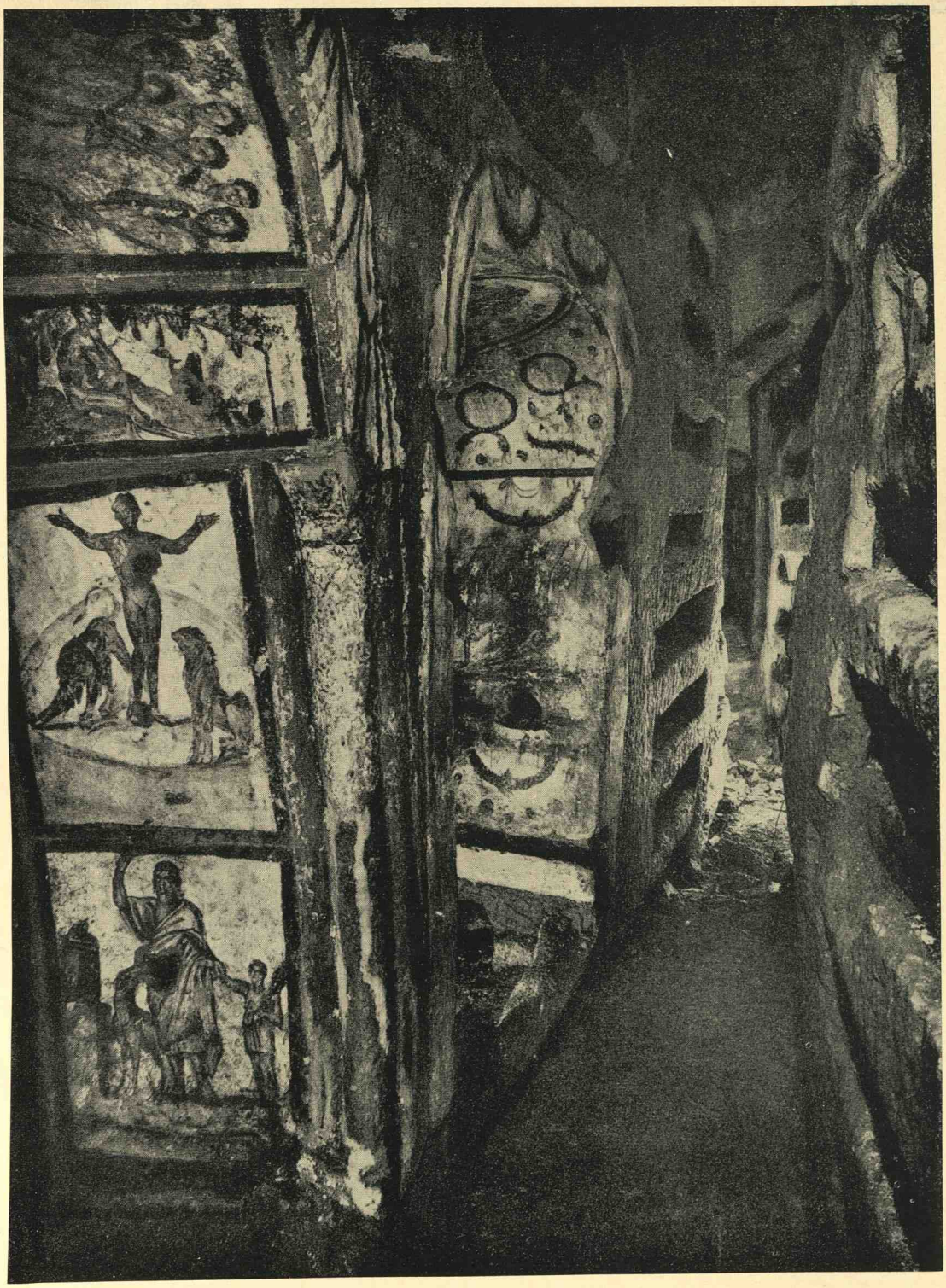
Auch in den zwei zuletzt genannten, vorwiegend dogmatischen Schriften führt Tertullian großenteils eine kritische Feder; in dem Buche über die Seele kreuzt er sogar mit Platon die Klinge.

Endlich haben wir noch über die Abhandlungen zu sprechen, die unser Autor der praktisch-asketischen Lebenshaltung widmete. An erster Stelle sei sein feinsinniges Büchlein „Das Gebet" (*De oratione*) genannt, worin er eine Erläuterung des Vaterunsers gibt. Anknüpfend an griechische Vorlagen, bietet Tertullian Winke für das richtige Beten, das er das geistige Opfer der Christen nennt; er verbreitet sich auch über Ort und Zeit des Gebetes und weist darauf hin, daß die ganze Natur bete und Christus selbst

gebetet und zum Gebete ermahnt habe. — Der Traktat „De paenitentia" lehrt die Bedeutung reuiger Buße und ermuntert die Gläubigen, der Sünde dauernd abzuschwören (203 entstanden). — Nicht leicht wird es ihm nach seiner eigenen Aussage, über die Tugend der Geduld (*De patientia*) zu sprechen, da sie ihm selbst so wenig zu eigen sei; dennoch erblickt er in der Geduld die wirksame Helferin zu allen guten Taten. In Gottes Werken, in Christi Wirken ist sie allenthalben zu erkennen. — Den in Kerkern schmachtenden Glaubenshelden spricht er (202/3) in der Schrift *Ad martyras* erhebende Worte der Ermunterung zu. — Gegen jede Vermischung christlichen Geistes mit profanem Wesen richtet sich das Büchlein „Der Götzendienst" (*De idololatria*). Dieses Urübel der Welt fördert auch jeder, der als Lehrer der Rhetorik oder der heidnischen Literatur wirkt, der Kriegsdienst im heidnischen Heere leistet, der heidnische Feste mitfeiert. — In seiner Schrift „Der Frauenschmuck" (*De cultu feminarum l.* II) fordert er seine christlichen Mitschwestern auf, Gefallsucht und jeden äußerlichen Putz zu meiden: die einzige wahre Zierde des Weibes seien seine christlichen Tugenden. — In den zwei Büchern *Ad uxorem* spricht er den Wunsch aus, seine Frau möge nach seinem Ableben keine zweite Ehe eingehen (*lib.* I) oder sich doch nur mit einem Christen wiedervermählen (*lib.* II). Das Werk, das in seinem ersten Teil (*c.* 3) die Gottgefälligkeit dauernder Jungfräulichkeit gerühmt hatte, schließt mit einem Preis der christlichen Ehe.

Die Abhandlung *De spectaculis* erörtert die Frage, ob der Gläubige an öffentlichen Schauspielen und Volksfesten teilnehmen dürfe; die Untersuchung führt zu dem Ergebnis, daß diese meist mit dem Götzendienst verbundenen Veranstaltungen ebenso wie jede Art von Luxus und verfeinertem Genuß Satanswerk seien. Für den Christen gebe es nur ein Schauspiel, das größte dieser Welt: das Jüngste Gericht. Dieses weiß nun Tertullian, der hier in den satirischen Ton Iuvenals verfällt, in den grausigsten Farben auszumalen (*c.* 30): Die mächtigen Herrscher, von denen es hieß, sie weilten in Iuppiters himmlischer Gesellschaft, werden in der äußersten Finsternis seufzen und stöhnen; die Statthalter, diese wütenden Christenverfolger, werden in fürchterlicheren Flammen zergehen als die waren, womit sie die Christen höhnend peinigten; die hochweisen Philosophen, die Gottes Einflußnahme auf die Erdendinge bestritten und die Existenz der Seele leugneten, werden schamrot mitsamt ihren Schülern im Höllenfeuer prasseln; und die Dichter, die von den Unterweltsrichtern Minos und Rhadamanthys faselten, werden ganz wider ihr Erwarten knieschlotternd vor Christi Richterstuhle stehen. „Ein solch erquickliches Schauspiel", so schließt er, „vermag dir kein Prätor, kein Konsul, kein Quästor und kein Heidenpriester mit all seiner Freigebigkeit zu gewähren!"

In Tertullians montanistische Zeit fallen die im nachstehenden behandelten praktisch-asketischen Werke. Seine Schrift „Die Keuschheit" (*De pudicitia*) führt den Gedanken aus, daß der Kirche kein Recht zukomme, Todsünden zu vergeben (*c.* 2f.); darum sei Unzuchtsündern die Wiederaufnahme in die Kirche zu verweigern. Eine wirksame Lossprechung von schweren Verfehlungen, die nach der Taufe begangen wurden, vermag nach seiner Ansicht weder durch den Bischof der Bischöfe noch durch Märtyrer erteilt zu werden; nur ein Apostel oder der Heilige Geist könne dies erwirken (*c.* 20f.). — In seinem im Jahre 208 verfaßten kurzen Aufsatze „Der griechische Mantel" (*De pallio*) bezeichnet er dieses in Karthago seit alten Zeiten gebräuchliche Kleidungsstück, das er an Stelle der römischen Toga angelegt hat, als die typische Tracht des geistigen Arbeiters (*c.* 6); darum habe er als Christ es zu seinem Gewande ausersehen; eigenartig berührt in dieser vielfach dunklen Schrift die Personifizierung des redend eingeführten Mantels. — Die Studien über die Monogamie (*De monogamia*) und über das Fasten (*De ieiunio*) kennzeichnen sich durch ihre unverhüllte Kirchenfeindlichkeit. Die beiden Arbeiten gehören eng zusammen; sie verhöhnen die Psychiker, denen die montanistische Doktrin aus dem Grunde nicht behage, weil sie mehr zum Fasten als zum Heiraten auffordere; insonderheit sollen sie sich das vierzigtägige Fastengebot der Montanisten zum Vorbild nehmen. — In seiner „Mahnung zur Keuschheit" (*De exhortatione castitatis*) fällt die montanistische Rigorosität auf, mit der er jede Ehe zwischen Christen und Heiden als sündhaft bezeichnet. — Als es ein christlicher Krieger ablehnte, sich mit einem ihm verliehenen Ehrenkranze zu schmücken, ergriff Tertullian (211) für ihn Partei; in der Schrift *De corona* erklärte er die Bekränzung für eine naturwidrige, heidnische Sitte (*c.* 7), den Kriegsdienst selbst für unchristlich, und wies (*c.* 14) darauf hin, daß nur der Dornenkranz einen wahren Nachfolger des Herrn zieren könne. — Bei Christenverfolgungen, so führt er in *De fuga* (nach 210) aus, widerspreche eine Flucht dem Geiste reinen Christentums; dies lehre das Verhalten des Herrn sowie die Schriften der Apostel (*c.* 8f.). — Die Jungfrauen sollen sich nicht nur beim Gottesdienste, sondern auch bei ihrem Erscheinen in der Öffentlichkeit verschleiern (*De velandis virginibus*), eine Forderung, die der Schriftsteller durch eine Reihe von Bibelstellen (*c.* 4ff.) zu begründen sucht.



Grabnischen mit Malereien des 4. Jahrhunderts im Coemeterium Jordanorum zu Rom.

(Aus Paul Styger, Die Römischen Katakomben. Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin.)

Nur ein Teil der Werke Tertullians ist auf uns gekommen. Sein Bruch mit der Orthodoxie hatte nicht bloß zur Folge, daß ihm der Ehrennamen eines Kirchenvaters vorenthalten wurde, sondern hat auch die Nichtbeachtung und dadurch den Verlust einer größeren Anzahl seiner Schriften veranlaßt; was wir von ihm besitzen, ist durch die katholische Landeskirche Frankreichs (*Ecclesia gallicana*) erhalten geblieben. Zwei unbedeutende Schriften sind ihm fälschlich beigelegt worden.

Tertullian war ein heißblütiger Streiter von ungewöhnlicher rednerischer Begabung, dabei ein großangelegter Geist voll sprühender Phantasie und außerordentlicher Willenskraft. Afrikanisches Feuer verband sich in ihm mit römischem Wirklichkeitssinn. Er bekämpfte nicht bloß Sektenanschauungen, sondern, seit er sich vom Katholizismus losgesagt, auch die rechtgläubige Großkirche; sein galligster Hohnwitz aber traf die Philosophie, die „Mutter sämtlicher Ketzereien", sowie überhaupt alles weltliche Wesen. Die Welt erscheint ihm als Gottes Werk, das aber Gottes unseliger Nachahmer, der Teufel, in jeder Weise schändet; insbesondere ist es heidnisches Denken und Tun, in dem der Satan seine Orgien feiert und die Menschheit zur Sünde fortreißt.

Seinem innersten Wesen nach ist Tertullian kein Gelehrter, sondern Sprachkünstler. Den gelehrten Stoff entlehnt er größtenteils aus der antiken Literatur, religiöse Belege holt er aus der Bibel. Aber was dem Leser dieses schwärmerischen, von düsterer Glut erfüllten Meisters sofort in die Augen springt und ihn fesselt, ist seine überragende, zündende Sprachgewalt. Dieser Begründer der abendländischen christlichen Theologie ist auch der Schöpfer der lateinischen Kirchensprache, der als Sprachgenie in der römischen Literatur nur neben Cicero genannt werden kann. Freilich ist er auch Ciceros großer stilistischer Antipode; denn Tertullians Diktion mit ihrem Reichtum an Vulgarismen und Gräzismen, mit ihrer Flut gewagter Antithesen und Wortspiele, mit ihrer sprunghaften, oft jeder hilfreichen Partikel entbehrenden Gedankenentwicklung darf als Paradestück des aufgelösten, alle Glätte und Konzinnität achtlos beiseite stellenden Barockstils bezeichnet werden. Als Barockstilist reicht er, wenn auch als der gewaltig Größere, seinem afrikanischen Landsmann Apuleius die Hand. Aber bei aller Formlosigkeit und Dunkelheit entwickelt er oft eine hinreißende Beredsamkeit. Wie Cicero die philosophische Fachsprache des Lateins, so hat Tertullian die christologische Terminologie geschaffen. Und das Selbstgeprägte, das Neugeschaffene seiner Sprache entspricht seiner eigenartigen, bedeutenden Persönlichkeit, die als solche selbst von keinem anderen christlichen Autor, auch von Augustinus nicht, übertroffen wird.

Dieser laute Wortführer der neuen Lehre lag in unversöhnlicher, von sieghafter Energie befeuerter Fehde mit der griechisch-römischen Geisteswelt. Es hätte zum völligen Bruche zwischen Heidentum und Christentum und damit zum Ende der antiken Literatur und Bildung führen müssen, wenn diese Unversöhnlichkeit der geistigen Standpunkte weiter bestanden hätte. Indes barg die Antike unbezwingbare Werte in sich: in den Meisterwerken ihres Schrifttums hatte sie eine Fülle kostbarer Geisteserrungenschaften angehäuft, die sich nicht dauernd leugnen und niederringen ließen. Die späteren christlichen Autoren und großen Kirchenväter, besonders Lactantius, Hieronymus, Augustinus, lassen eine stets sich steigernde Schätzung dieser Werte erkennen und bekunden ein deutliches Streben, einen Ausgleich christlicher Denkart mit dem geistigen Gehalt der klassischen Literatur und deren hohen Kulturwerten herbeizuführen.

Literatur: Gesamtausgabe Tertullians mit kritischem Apparat von F. Oehler, 3 Bde., Leipzig 1851—1854 (kritisch unbefriedigend). — Von der neuen Ausgabe im CSEL liegen bisher zwei Bände

vor: Bd. 20 von A. Reifferscheid und G. Wissowa (Wien 1890) und Bd. 47 von E. Kroymann (Wien 1906). — Von Einzelausgaben seien hervorgehoben: *Apologeticum* rec. I. Martin, Bonn (Flor. patrist.) 1933; edd. J. P. Waltzing et A. Severyns, Paris (Belles Lettres) 1929; vgl. dazu J. P. Waltzing, Tertullien, Apologétique, comm. analytique, gramm. et historique, Paris 1931. — *Librum de praescriptione haer.* ed. G. Rauschen, iterum rec. I. Martin, Bonn (Flor. patrist.) 1930. — *De cultu feminarum* ed. I. Marra, Torino 1930. — *Ad nationes l. II* ed. Ph. Borleffs, Lugd. Bat. 1929. — *De corona* ed. I. Marra, Torino 1927. — *De oratione* ed. R. Waterville Muncey, London 1926. — Im Florilegium patrist. erschienen außerdem nachstehende Werke: *De paenitentia et De pudicitia* (1915), *De baptismo* (1916) von G. Rauschen. — E. Noeldechen, Tertullian, Gotha 1890. — A. d'Alès, La théologie de Tertullien, Paris 1905. — H. Hoppe, Syntax und Stil des Tertullian, Leipzig 1903. — R. Heinze, Tertullians Apologeticum. Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse, 62. Bd., 10. Heft, Leipzig 1910. — E. Löfstedt, Zur Sprache Tertullians, Lund und Leipzig 1920. — M. Schuster, Zur Frage der Priorität Tertullians vor Minucius Felix. Mitt. d. Ver. klass. Philol. Wien IV (1927), 12—23. — Th. Brandt, Tertullians Ethik, Gütersloh 1929. — E. Norden, Antike Kunstprosa II (1923), 606—615. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, 202—206.

THASCIUS CAECILIUS CYPRIANUS. Wie Tertullian stand auch Cyprian bereits im Sommer des Lebens, als er sich (um 246) zum Christenglauben bekehrte. Dieser Kirchenvater und Mitbegründer des katholischen Kirchentums war der Sohn begüterter heidnischer Eltern. Geboren wurde er (um 200) wahrscheinlich zu Karthago, wo er lange Jahre als angesehener Rhetor wirkte. Bald nach seinem Übertritt zum Christentum wurde er daselbst Priester und schon Ende 248 (oder Anfang 249) Bischof der karthagischen Gemeinde. Seine umsichtige Hirtentätigkeit erfuhr eine Unterbrechung, als die Christenverfolgung unter Kaiser Decius ausbrach (250). Cyprian floh in die Wüste, wirkte aber auch aus seinem Zufluchtsort durch eine Reihe von Sendschreiben für das Wohl seiner Gemeinde, bis er 251 zurückkehrte. Während der Verfolgung unter Kaiser Valerianus wurde er zunächst verbannt (257), fand aber im nächsten Jahre zu Karthago den Märtyrertod.

Cyprian war vor allem ein Mann des praktischen Wirkens. Tatkräftig setzte er sich für seine Überzeugung ein, daß die Bischöfe die Einheit der Kirche zu vertreten haben; den Grundsatz von der Machtvollkommenheit des monarchischen Episkopats verfocht er gegen alle Selbständigkeitsbestrebungen der Priester und sogar gegen Rom. In dem jeweiligen römischen Bischofe anerkannte er lediglich Petrus' Nachfolger; im übrigen aber stehe der Bischof Roms so wenig über den anderen Bischöfen wie Petrus über den übrigen Aposteln. Da er die Gültigkeit der Ketzertaufe bestritt, geriet er in Fehde mit dem römischen Bischofe Stephanus. Cyprian war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten im Hinblick auf die Begründung und Festlegung der katholisch-kirchlichen Sitte.

Es wird nicht wundern, daß sich der aufs Zweckdienliche gerichtete Wesenszug Cyprians auch in seinen Schriften geltend macht. Er glänzt weder durch Neuheit, noch durch Fülle oder Tiefe seiner Gedanken; auch von dem gewaltigen sprachlichen Ringen eines Tertullian ist hier kein Zug und keine Spur. Cyprian lehnt sich gedanklich vorzugsweise an Tertullian an, und wenn er auch in stilistischer Hinsicht von den Geziertheiten der zweiten Sophistik nicht verschont geblieben ist, so trägt er seinen Gegenstand doch in wohlverständlicher Rede vor; die straff gegliederte, schlagende Art seiner Gedankenentwicklung läßt überall den einstigen Rhetor erkennen.

Im übrigen sind christliche Milde, teilnahmsvolle Wärme, weitblickende Besonnenheit die leuchtenden Merkmale seines Wirkens und Schriftstellerns. Und er wahrt diese Eigenheiten auch dann, wenn er als Vertreter der *ecclesia militans* erscheint. Als das selbständigste und für sein Streben bezeichnendste Werk möchten wir seine Abhandlung „Die Einheit der katholischen Kirche" (*De catholicae ecclesiae unitate*) bezeichnen, worin er den Gedanken ausführt, daß die Wohlfahrt der Kirche vornehmlich auf dem einträchtigen Zusammenwirken aller untereinander gleichberechtigten Bischöfe beruhe.

Weitere Traktate sind: *Ad Donatum*, worin die erhebende innere Wandlung durch das Taufsakrament geschildert wird; *De mortalitate*, eine Trostschrift in bedrückender Pestnot; *De lapsis*, über die Wiederaufnahme Abgefallener; *De habitu virginum*, eine Mahnung an die gottgeweihten Jungfrauen („die Blumen im Garten der Kirche"), den sündhaften Eitelkeiten weltlicher Art nicht zu verfallen. In anderen Abhandlungen bekämpft er Heidentum und Judenglauben, Scheelsucht und Neid oder ermahnt er zu Geduld

im Ungemach, zur Opferbereitschaft für Notleidende, zur Unverzagtheit in Zeiten der Verfolgung. Neben diesen Aufsätzen hat Cyprian 65 Briefe verfaßt, die aber oft zu ganzen Abhandlungen erweitert sind und darum so wie jene mitunter regelrechte Buchpredigten darstellen. Mit diesen Episteln sind 16 Schreiben an Cyprian zu einer Sammlung vereinigt. Die Schrift ,,Götzenbilder sind keine Götter" (*Quod idola dii non sint*), die manche Forscher unserem Schriftsteller absprechen wollten, stellt wahrscheinlich Cyprians erstes Werk christlichen Inhalts dar; ihre Echtheit hat H. Koch in seinen ,,Cyprianischen Untersuchungen" (S. 1ff.) unumstößlich bewiesen. — Der klare Stil dieses Autors und sein Märtyrerruhm waren die Ursache, daß man eine erstaunliche Anzahl von Schriften anderer Verfasser unter seinem Namen gehen ließ, um ihnen einen großen Leserkreis zu sichern. In der Tat hat es diesem treuen Arbeiter im Weinberg des Herrn bis ins Mittelalter an Verehrern nicht gemangelt, wenn ihn auch Augustins Schriften allmählich in den Hintergrund drängten.

Literatur: Ausgabe von W. Hartel, CSEL Bd. 3, Wien 1868—1871. — Ausg. der Schrift De lapsis von J. Martin, Bonn 1930 (Floril. patrist. 21). — H. Koch, Cyprianische Untersuchungen, Bonn 1926. — Derselbe in Zeitschr. f. Kirchengesch. 45 (1926), 1ff. und 516ff. — E. W. Benson, Cyprianus, his life, his times, his work, London 1897. — A. Jülicher, R. E. IV 1938—1941. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, S. 186f.

NOVATIANUS. In seinem Buche ,,Die Abgefallenen" (*De lapsis*) befaßte sich Cyprian mit denjenigen christlichen Glaubensgenossen, die in der Zeit der Verfolgung untreu wurden; er sicherte ihnen eine Wiederaufnahme nur unter der Bedingung zu, daß sie strengste Kirchenbuße leisten. Auch Cornelius, im Jahre 251 zum römischen Bischof (Papst) gewählt, sprach sich für eine milde, versöhnliche Haltung gegenüber den in der Not Abgefallenen aus. Da wurde der römische Presbyter Novatian von einer Partei der Scharfmacher im Klerus, die eine Kirche der ,,Reinen" (*καθαροί*) begründen wollten, als Gegenpapst aufgestellt. Diese Kirchenspaltung griff über Rom hinaus, fand im Westen und Osten Anhänger (,,Novatianer") und schied die Christengemeinden durch Jahrhunderte in zwei Lager. Von Novatians schriftstellerischer Tätigkeit hat sich einiges erhalten. In seiner bedeutendsten Schrift ,,Die Dreieinigkeit" (*De trinitate*) hat er unter den abendländischen Kirchenschriftstellern die einzige voraugustinische Gesamtdarstellung dieses Gegenstandes geboten. Das auch formell bedeutsame, in rhythmischer Prosa abgefaßte Werk wird von Hieronymus ausdrücklich als novatianisch erklärt. Es stellt eine originallateinische Schrift dar gleich dem an seine Gemeinde gerichteten Hirtenbrief *De cibis Iudaicis*, worin er den Beweis führt, daß die jüdischen Speisegesetze für die Bekenner des Christentums keine Geltung haben. Höchstwahrscheinlich haben auch die Abhandlungen über die Keuschheit (*De bono pudicitiae*) und über die Verwerflichkeit des Besuches heidnischer Schauspiele (*De spectaculis*) Novatian zum Verfasser; sicher ist dies bei zwei Briefen der cyprianischen Sammlung (30 und 36) der Fall.

Literatur: Ausgabe der Schrift *De trinitate* und der *Epist. 30, 36* von W. Y. Fausset, Cambridge 1909. — Krit. Ausg. von *De cibis Iudaicis* von G. Landgraf und C. Weyman im Arch. f. lat. Lex. 11 (1900), 226—239 (dazu Anm.). — J. O. Andersen, Novatian, Kopenhagen 1901.

M. MINUCIUS FELIX

Eine Pariser Handschrift des neunten Jahrhunderts (cod. Paris. 1661), die Arnobius' apologetisches Werk ,,Wider die Heiden" (S. 405) enthält, läßt den sieben Büchern dieser Schrift einen *liber octavus* folgen, der von F. Baudouin (Balduinus) im Jahre 1560 als der Dialog *Octavius* des Minucius Felix erkannt wurde.

Über das Leben dieses Schriftstellers besitzen wir außer Angaben in seinem Büchlein nur einige dürftige Notizen bei Lactantius, Hieronymus und Eucherius. Daraus ersehen wir, daß sich Minucius in Rom als erfolgreicher Rechtsanwalt betätigte und dieser Wirksamkeit auch nach seinem Übertritt zum Christentum treu blieb. Er nannte eine gründliche philosophische Bildung sein eigen, besaß große Belesenheit in der Poesie der Griechen und Römer und bekundet überdies eine tiefgehende Kenntnis der Werke Ciceros.

In Minucius tritt uns ein überzeugter Anhänger und Anwalt des Christentums entgegen. Die Bekehrungsszene, die sein ,,Octavius" darstellt, spielt sich unter vornehmen Römern ab und weist auch sprachlich und gedanklich auf die Bildung dieser Kreise. Auf einem Ausfluge, den der Autor mit zwei Freunden, Octavius und Caecilius Natalis, von Rom nach Ostia unternimmt, wird die Frage nach der wahren Religion erörtert. Minucius (im Dialog Marcus genannt) wird zum Schiedsrichter erkoren (*c.* 4),

und zunächst ergreift der Heide Caecilius, der die Christen im Grunde seiner kulturstolzen Römerseele verachtet, das Wort: er empfiehlt das Festhalten am überlieferten Götterglauben, bezeichnet den unsichtbaren Christengott als ein Wahngebilde und die Christen selbst als ein bildungsbares, allem Trug zugängliches und zuchtloses Völklein (*c.* 5—13). Octavius widerlegt Caecilius' Ausführungen Punkt für Punkt, wobei er namentlich die ganze widerspruchsvolle Hinfälligkeit des heidnischen Götterkultes und die Erhabenheit des neuen Glaubens in volles Licht setzt (*c.* 14—38). Octavius' Rede übt einen mächtigen Eindruck auf beide Zuhörer; Caecilius gesteht, er sei überwunden; doch schäme er sich seiner Niederlage nicht, da sie ja in Wahrheit einen Sieg über seine bisherige Fehlmeinung bedeute. Minucius aber gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß ihn Caecilius' Worte der peinlichen Aufgabe überheben, durch einen Schiedspruch gegen einen der beiden Freunde Stellung nehmen zu müssen (*c.* 40, 3).

Die sprachliche Form dieses Rededuells sucht mit der Fülle der Gedanken und der Tiefe des Inhalts Schritt zu halten. Es gelingt dies ohne Anwendung kühner Mittel. Minucius' gepflegte, feinziselierte Diktion bildet die Umgangssprache der Gebildeten der klassischen Ära nach, wobei ihm namentlich Ciceros Briefe Vorbild waren. Daß zahlreiche Einzelheiten, wie der gelegentliche Gebrauch archaistischer und vulgärer Ausdrücke sowie das Einfließen von Hebraismen, Gräzismen und Afrizismen, den Stilisten Minucius als Kind seiner Zeit verraten, will nicht wundernehmen. Im technischen Bau des Wechselgespräches und in der geistreich-witzigen Tönung der Sprache erkennen wir wieder den Schüler Ciceros: die weltmännische Feinsitte der Ciceronischen Dialoge feiert hier eine fröhliche Urständ; vor allem wurde die Schrift *De natura deorum* für die Zwecke der Argumentation reichlich herangezogen, ja ab und zu sogar wörtlich (ohne Quellenhinweis) ausgeschrieben. Will man Minucius' Stilkunst auf eine Formel bringen, so könnte man sie etwa als ein im ganzen geglücktes Experiment im Streben nach der geschlossenen Form des klassischen Sprachausdrucks bezeichnen.

Die individuelle Schilderung und lebensvolle Farbe der einleitenden Kapitel ließen manche Forscher den „Octavius" als ein der Wirklichkeit nachgeschriebenes Gespräch betrachten. Auch darüber divergieren die Meinungen, ob die beiden Unterredner tatsächliche oder erfundene Gestalten seien. Zwingende Beweise sind hier nirgends erbracht worden; jedenfalls gewinnt Minucius' Persönlichkeit nicht an Bedeutung, wenn er in weitem Ausmaße bloß ein stilistisch geschickter Berichterstatter war. Wir schätzen seine konzeptive Begabung doch höher ein; ein beachtenswertes Moment persönlichen Stiles liegt in dem Gebrauch vieler juristischer Redewendungen vor: der Sachwalter drückte sich in der ihm geläufigen Sprache aus. Auch die Gegenüberstellung zweier Personen, die gegensätzliche Anschauungen vertreten, kann sehr wohl durch seinen Beruf veranlaßt sein. Indes mag immerhin ein reales Erlebnis inspiratorisch auf die Entstehung dieser Schrift eingewirkt haben.

Es war eine Irrmeinung, Minucius Felix für den ältesten christlichen Schriftsteller der lateinischen Literatur anzusehen. Dieser Ruhm gebührt Tertullian, den sogar der ihm gegnerisch gesinnte Katholik Hieronymus ausdrücklich als den ersten christlichen Autor des Lateins bezeichnet (*primus . . . Latinorum ponitur: De vir. ill.* 53; vgl. *Epist.* 70,5). Wir sprachen darüber bereits im vorangehenden (S. 397).

Unseres Erachtens ist der Octavius in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts entstanden und H. G. Opitz setzt den Dialog mit guten Gründen zwischen Cyprian und Lactanz an. J. Martin gelang es, in seiner Ausgabe des Octavius (Bonn 1930) den Beweis zu erbringen, daß Minucius in hohem Grade von Cyprian abhängig sei; überdies konnte man zeigen, daß bei Übereinstimmungen, die der *Octavius* sowohl mit Tertullians *Apologeticum* als auch mit Cyprians Schrift *Quod idola dii non sint* aufweist (s. z. B. bei Martin p. 62ff. zu Oct. 26, 9; 27, 1, 5, 8), die sprachliche Gestaltung den weit deutlicheren und wesentlicheren Einfluß Cyprians erkennen läßt; überdies ließ sich eine außerordentlich starke Nachwirkung der ersten neun Kapitel der Cyprianischen Schrift in der Rede des Octavius feststellen und der Beweis erbringen, daß eine Nachahmung des Minucius durch Cyprian eine Unmöglichkeit sei. Untersuchungen zum Stile und zur klauselrhythmischen Technik beider Autoren ergaben weiteres Beweismaterial dafür, daß Minucius' Schrift der Zeit Cyprians und Arnobius' angehöre. Und nun gewinnen unserer Ansicht nach Hieronymus' Worte *Taceo de Latinis scriptoribus, Tertulliano, Cypriano, Minucio, Victorino, Lactantio, Hilario* (*Epist.* 49, 13, 4) erst volle Bedeutung: sie enthalten eine chronologische Reihung der Autoren; auch an die Tatsache, daß Minucius' Büchlein in der Überlieferung an Arnobius' Werk angeschlossen war, darf vielleicht in diesem Zusammenhange erinnert werden und auch daran, daß die hochgebildeten Kreise um 160 im allgemeinen noch wenig Interesse für das Christentum zeigten. Bedenkt man schließlich, daß ein Arnobius

seine Verteidigung des Christenglaubens ohne nennenswerte dogmatische Kenntnisse mit besonderer Benützung eines Cicero und Varro schrieb, daß ferner der „*Cicero Christianus*" Lactanz das Christentum ohne Berufung auf die Bibel zu begründen suchte: so befindet sich Minucius hier geistig völlig unter seinesgleichen, also unter Zeitgenossen. Denn dann fällt es keineswegs mehr auf, daß im „Octavius" nirgends von Christus, nirgends von den Schriften des Alten und Neuen Bundes die Rede ist, daß die Beweise des Gottesglaubens Vergil und die stoische Doktrin liefern, daß das Vorhandensein der (nunmehr als widerwärtige Dämonen angesehenen) Heidengötter nicht in Abrede gestellt und die Weltzerstörung aus Epikurs Lehre begründet wird. Auch die gemäßigtere Art der Apologetik hat Minucius mit den Autoren dieser Zeit gemein: von der zum Märtyrertum bereiten flammenden Streitbarkeit eines Tertullian zeigt sich hier kein Zug und keine Spur.

Literatur: Ausgaben von Jos. Martin im Florileg. patrist., Bonn 1930 (mit krit. Apparat und Angabe der Parallelstellen); von J. P. Waltzing, Leipzig (Teubner) 1912; 1926; ausführlicher Kommentar von J. van Wageningen, Utrecht 1923. — H. J. Baylis, Minucius Felix and his place among the early fathers of the Latin church, London 1928. — J. Révay, Eranos XX 1922, 122ff. — E. Heikel, Eranos XXI 1923, 17ff. — C. Synnerberg, Die neuesten Beiträge zur Minucius-Literatur, Helsingfors und Berlin 1914. — Über das zeitliche Verhältnis zu Tertullian vgl. die Literaturangaben bei Tertullian (S. 402). — E. Norden, Antike Kunstprosa II⁴ (1923) 605f. — H. G. Opitz, R. E. XV 1816—1820. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, 194—197.

VICTORINUS VON PETTAU. Dieser in der diocletianischen Verfolgung als christlicher Blutzeuge gestorbene Bischof von Poetovium (Pettau) verfaßte, wie Hieronymus (*De vir. ill.* 74) angibt, eine stattliche Anzahl von Erläuterungsschriften zu einzelnen Büchern des Alten und Neuen Testaments. Wir besitzen davon bloß den von Hieronymus einer Bearbeitung unterzogenen Kommentar zur Apokalypse; ferner ist ein Traktat über das Schöpfungswerk erhalten. — Ausgabe von J. Haußleiter, CSEL Bd. 49, Wien 1916.

ARNOBIUS. Wie alle hervorragenden vornicäischen Autoren des christlichen Lateins erblickte auch Arnobius in Afrika das Licht der Welt. Sicca in Numidien war seine Vaterstadt, wo er unter Diocletian als Lehrer der Rhetorik wirkte. Eine Traumvision veranlaßte ihn, Christ zu werden; aber der Bischof von Sicca verlangte von ihm vor der Spendung der Taufe einen Beweis für die Ehrlichkeit seiner Gesinnung. Zu diesem Zwecke verfaßte Arnobius (um 305) seine sieben Bücher „Wider die Heiden" (*Adversus nationes*), eine Apologie des Christentums. Er wendet sich darin zunächst gegen die üblichen verleumderischen Vorwürfe, die man den Christen machte, findet dann schneidende Worte gegen die heidnische Vielgötterei und deren Unsittlichkeit. Da Arnobius über keine tiefgehende Kenntnis der christlichen Lehren verfügt, sucht er die mangelnde Klarheit und Gründlichkeit des Wissens durch ein Aufgebot klingender Phrasen und maßloser Wortfülle zu verdecken. Im Grunde ist er, in dessen Christentum sich eine Fülle heidnischer Schlacken mengte, nichts anderes als ein polemisierender Rhetor. Dennoch hat diese umfangreichste lateinische Verteidigungsschrift des Christenglaubens in zweifacher Hinsicht für uns Bedeutung: erstens ist sie eine brauchbare Quelle für den damaligen heidnischen Kultus in seinen verschiedenen Formen, zweitens hat sie uns viel kostbares Material aus sonst größtenteils verlorenen Schriftstellern wie Varro, Granius Flaccus und Cornelius Labeo bewahrt. Nur durch eine einzige Handschrift (*cod. Parisinus* 1661, *saec.* IX.) ist Arnobius' Werk auf uns gekommen.

Literatur: Ausgabe von A. Reifferscheid, CSEL Bd. 4, Wien 1875. — S. Colombo, Arnobio Afro, Didaskaleion 9 (Torino 1930), 1—124. — G. Wiman, Textkrit. studier till Arnobius, Göteborg 1931. — A. Jülicher, R. E. II 1206f. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, 165ff.

LACTANTIUS

Weit fruchtbarer als Arnobius war sein Schüler in der Redekunst: L. Caelius Firmianus Lactantius. Seinen guten Ruf als Rhetor bezeugt die Tatsache, daß ihn Kaiser Diocletian als Lehrer der lateinischen Beredsamkeit in seine neue Hauptstadt Nikomedia (in Bithynien) berief. Erst hier trat Lactanz zum Christentum über und erlebte daselbst die furchtbare Zeit der diocletianischen Christenverfolgung. In hohem Alter verließ er Kleinasien und ging (etwa 317) nach Gallien, um die Erziehung des kaiserlichen Prinzen Crispus zu übernehmen, die ihm

Constantin der Große übertragen hatte. Sein Todesjahr kennen wir nicht. Von Lactanz' reicher schriftstellerischer Tätigkeit sind uns nur sechs Werke erhalten geblieben.

Das Hauptwerk, zwischen 305 und 313 verfaßt, ist sein „Lehrgang der Religion" (*Institutiones divinae*) in sieben Büchern, wovon er auch eine Kurzausgabe (*Epitome*) veranstaltet hat. In diesem großen Werke, der ältesten abendländischen Gesamtdarstellung des Christentums, verbindet Lactanz Apologetik mit Unterweisung in der Christenlehre. In den ersten drei Büchern wendet er sich gegen die heidnische Götzendienerei als die Urheberin alles Irrtums und gegen manche unbefriedigende Systeme der antiken Philosophie, was ihn schließlich zur Verherrlichung des Christentums, das eine feste Weltanschauung begründe, und zur Billigung des Monotheismus führt. In den folgenden vier Büchern wird der Christenglaube als die wahre Religion erkannt, wobei Lactanz insbesondere für die christliche Sittenlehre mit Wärme und Begeisterung eintritt. Aller Polemik hinsichtlich kirchlicher Glaubenssätze weicht er geflissentlich aus und bekundet allenthalben das Bestreben, das Christentum ohne Berufung auf die Bibel zu begründen. Die Einheit Gottes sucht er erkenntnismäßig aus der Idee des höchsten Wesens und geschichtlich aus den Zeugnissen früherer Schriftsteller zu erweisen.

In der Schrift „Das Gotteswerk" (*De opificio dei*), die vor den *Institutiones* verfaßt ist, legt er die Eigenart des menschlichen Leibes und der Seele dar, um nachzuweisen, daß in Gottes Vorsehung allenthalben Zweckmäßigkeitsgründe vorwalten. In der Studie „Der Zorn Gottes" (*De ira dei*) wird im Gegensatze zu den Epikureern und den Stoikern gelehrt, daß sich das höchste Wesen der irdischen Welt gegenüber weder teilnahmslos noch immer gütevoll zeige, sondern auch gerechten Zornes fähig sei. Von kirchengeschichtlicher Bedeutung ist das allerdings nicht unparteiische Buch „*De mortibus persecutorum*", das den Tod der verschiedenen Christenverfolger in greller Beleuchtung darstellt. Zu Eingang wird eine Übersicht der Christenverfolgungen von Nero bis Aurelian gegeben (c. 2—6), der sich eine ausführliche Darstellung der diocletianischen Verfolgung anreiht; der Schriftsteller erblickt in der furchtbaren Todesart aller jener Kaiser, die gegen die Christen wüteten, Vergeltungsmaßnahmen des göttlichen Strafgerichts. Neuere Kritiker wollten diese Schrift, an der eine sonst bei Lactanz nicht begegnende leidenschaftliche Gereiztheit des Tones auffällt, für unecht erklären. Mit Unrecht: in dem Werke zittert noch die tieferregte Stimmung nach, die die letzte furchtbare Verfolgung (313/314) bei Lactanz hervorrief; auch erklärt der Gegenstand selbst die stilistischen Besonderheiten des Werkes. — Seit dem 6. Jahrhundert wird Lactanz auch das Gedicht „Der Phönix" (*De ave Phoenice*) zugeschrieben, worin die Sage von diesem mythischen Vogel, dem Sinnbild ewiger Verjüngung, in christianisierter Gestalt vorgeführt wird. Neuerdings hat man (zuerst H. Brewer) die formschöne Dichtung Lactanz absprechen wollen; aber die hiefür vorgebrachten Gründe sind fadenscheiniger Art. Das Gedicht paßt durchaus zu dem feinen Stilisten und Formkünstler Lactanz, dem die Humanisten wegen seiner gefälligen, wohlgeschliffenen Sprache den Ehrennamen eines christlichen Cicero (*Cicero Christianus*) beigelegt haben.

In der Tat hat sich Lactanz an Cicero mit größtem Erfolge gebildet: unter den nachhadrianischen Autoren ist er der führende Vertreter des klassisch-geschlossenen Stils der römischen Kunstprosa, an den selbst ein Hilarius von Poitiers in diesem Belange nicht völlig heranreicht. Wie einem Minucius Felix, an den er auch im Stilprinzipe gemahnt, gilt es ihm als wichtigstes Ziel, der Christenlehre in vornehmen Römerkreisen neue Anhänger zu gewinnen (vgl. *Inst.* V 4). Aber ein hervorragender Kirchenlehrer ist er mit nichten, ja seine Kenntnisse auf dem Gebiete der christlichen Dogmatik lassen gar manchen Wunsch offen. In dieser Beziehung sind Minucius Felix und Arnobius seine engeren Geistesverwandten, mit denen er sich zu der Gruppe der sogenannten christlichen Popularphilosophen zusammenschließt.

Literatur: Ausgabe von G. Laubmann und S. Brandt, CSEL Bd. 19 (Wien 1890) und Bd. 27 (Wien 1897). — R. Pichon, Lactance, Paris 1901. — H. Brewer, Zeitschrift f. kath. Theol. 1922, 163ff. — H. Lietzmann, R. E. XII 351—356. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, S. 192.

195. Inneres der Kirche San Lorenzo fuori le mura in Rom, begründet von Konstantin dem Großen.

Kaiser Constantin d. Gr. hatte 313 in Mailand eine Verordnung zum Schutze der Christen erlassen; als er, zehn Jahre später, zum Alleinherrscher emporstieg, wurde das Christentum als Staatsreligion anerkannt, ja es erfreute sich dem heidnischen Glauben gegenüber sichtlicher Bevorzugung. Wohl versuchte später Kaiser Iulianus „der Abtrünnige" („*Apostata*", 361—363), den heidnischen Polytheismus in umgestalteter Form wiederherzustellen, doch blieb es bei einem Versuche. Im Jahre 382 wurden dem alten Götterdienst von Staats wegen die äußeren Mittel entzogen, sodann erfolgte der Ausschluß der Anhänger des Heidentums aus dem Soldatenstand und den öffentlichen Ämtern. Mit der Bischofswürde verknüpft sich alsbald hoher Einfluß im Staatswesen. Diese Tatsachen bleiben nicht ohne deutliche Rückwirkung auf das christliche Schrifttum und seinen weiteren Werdegang. Hatten die früheren Christenautoren vorzugsweise Schriften zur Rechtfertigung des neuen Glaubens verfaßt, die nicht selten von leidenschaftlich erbitterten Redekämpfen wider die antike Religion, Philosophie und Kultur in allem und jedem erfüllt waren, so beginnt nunmehr eine friedliche Auseinandersetzung mit der heidnischen Geisteswelt. Man findet einiges Gute und Wertvolle an ihr, erblickt in den Werken alter Denker (besonders Platons und Senecas) manches Wesensverwandte und stemmt sich auch nicht mehr mit allen Mitteln gegen die überlieferte Bildung, beginnt sie vielmehr in manchen Dingen zu pflegen.

Nahezu das ganze vierte Jahrhundert tobte der Kampf zwischen den Anhängern der Lehre des alexandrinischen Presbyters Arius (gest. 336), der zufolge der Gottessohn dem Vater nicht wesensgleich sei (Arianismus), und den Verfechtern des nicäischen Lehrbegriffs von der Wesensgleichheit des Gottessohnes mit dem Vater (wofür besonders Athanasius eintrat). Reflexe dieser Fehde begegnen im Schrifttum dieser und der folgenden Zeit auf Schritt und Tritt.

LUCIFER. Von den neuen, der Antike freundlicheren Strömungen zeigt sich Lucifer, der streitbare Bischof von Calaris (Cagliari) auf Sardinien (gest. um 370), noch völlig unberührt. Mit rechthaberischem Starrsinn lehnte dieser ruppige Kämpe alle weltliche Bildung ab, wollte vom gepflegten Hochlatein der gebildeten Kreise nichts wissen und gebrauchte deshalb in seinen von eifernder Unduldsamkeit erfüllten Schriften stets die Vulgärsprache. Dadurch gewinnen sie hohe Bedeutung für unsere Kenntnis des damaligen Volkslateins. Verfaßt sind sie ausnahmslos während seiner Verbannung im Orient, wohin ihn der arianisch gesinnte Kaiser Constantius geschickt hatte, da Lucifer als Anhänger des nicäischen Glaubens sich auf dem Mailänder Konzil (355) weigerte, Athanasius' Verdammung gutzuheißen. In zornentflammten Schmähschriften hält er dem stets apostrophierten Kaiser widerrechtliches Tun vor (z. B. *De regibus apostaticis, De sancto Athanasio*) und versucht zugleich, ihn für Athanasius' Lehre von der Wesensgleichheit (Wesensselbheit) des Gottessohnes mit dem Vater zn gewinnen. Erst

Kaiser Iulianus gestattete diesem Manne von starkem Rückgrat, aber mäßigem Geiste die Heimkehr nach Sardinien (361).

Literatur: Ausgabe von W. Hartel, CSEL Bd. 14, Wien 1886. — H. Lietzmann, R. E. XIII, 1615f. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, S. 193.

Der nicäischen Lehre war schließlich der Sieg beschieden; in der Tat hatte sie dauernd die bedeutenderen Geister auf ihrer Seite. Darin findet auch die Tatsache ihre Erklärung, daß wir von den Vertretern des nicäischen Bekenntnisses weitaus mehr literarische Erzeugnisse besitzen als von den Arianern.

HILARIUS VON POITIERS. Dieser eifrigste Vorkämpfer der nicäischen Lehre im Abendlande wurde um 315 zu Pictavi (Poitiers) in Aquitanien von heidnischen Eltern geboren. Frühzeitig trat er zum Christentum über. Schon bald nach 350 wurde er zum Bischof in seiner Vaterstadt erwählt, aber wegen seines mannhaften Eintretens für die Kirchenlehre von Kaiser Constantius nach Kleinasien verbannt. Hier, wahrscheinlich in Phrygien, verlebte er ungefähr vier Jahre (356—359); er widmete sich dem Studium des griechischen Schrifttums, lernte vor allem die griechischen Väter genauer kennen und verfaßte daselbst sein wichtigstes Werk „Die Dreifaltigkeit" (*De trinitate*, auch *De fide* genannt) in zwölf Büchern. Diese gewaltige Streitschrift, die Hieronymus (*vir. ill.* 100) mit Bezug auf ihren Inhalt „*Contra Arianos*" betitelt, stellt das Bedeutendste dar, was zur Widerlegung der Arianischen Lehre geschrieben wurde; sie veranlaßte später den Papst Pius IX., Hilarius (im Jahre 1851) zum *doctor ecclesiae* zu promovieren. Im Jahre 360 ward ihm die Heimkehr aus dem Exil gestattet; er blieb fortan bis zu seinem Ableben (366) in Poitiers, wo er mit ganzer Hingabe sein hohes Amt versah. Von den übrigen Werken des Hilarius, dem als einem hervorragenden Vermittler zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche auch eine kirchengeschichtliche Rolle zufällt, sei seine Erläuterungsschrift zum Matthäusevangelium, ferner der zum Teil nach Origenes' Vorbilde abgefaßte Kommentar zu den Psalmen sowie seine zwei Denkschriften an Kaiser Constantius (kirchlichen Inhalts) erwähnt. Schließlich war es auch Hilarius, der vom Morgenland die Hymnendichtung nach dem Westen brachte; von den ihm zugeschriebenen Hymnen stammen drei (jetzt freilich verstümmelte) Dichtungen dieser Art zweifellos aus seiner Feder.

Sein klarer Stil nähert sich klassischen Mustern, er schreibt wohlgebaute, konzinne Perioden und hält sich im allgemeinen von aufdringlichem rhetorischen Prunke fern.

Literatur: Ausgabe von J. P. Migne, Patrol. Lat. IX, X (unkritisch). — Ausgabe des Psalmenkommentars von A. Zingerle, CSEL Bd. 22, Wien 1891. — *Liber ad Constantium imp., hymni, fragmenta min., spuria* ed. A. L. Feder, CSEL Bd. 65, Wien 1916. — H. Lietzmann, R. E. VIII 1601—1604. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, S. 192.

AMBROSIUS

Mit Hilarius war durch die Bande der Landsmannschaft Ambrosius verbunden, der gleich ihm eine weltliche Erziehung genossen hatte und auf dem Boden der klassischen Bildung stand.

Er war zu Trier als Sohn eines römischen Präfekten von Gallien geboren. Als sein Geburtsjahr wird 333 anzunehmen sein; sein Todesjahr ist 397. Ambrosius' Vater starb früh und so begab sich die Mutter mit ihren drei Kindern nach Rom. Hier wurde der Knabe erzogen. Sein früh erwachtes Rednertalent bestimmte ihn zur Ergreifung des Sachwalterberufes, den er zu Rom ausübte, bis ihm (um 370) Kaiser Valentinian die Statthalterschaft der Provinzen Ligurien und Aemilia übertrug. Sein Amtssitz war nun in Mailand. In dieser von ihm mit Güte und Gerechtigkeit verwalteten Stellung flogen ihm rasch aller Herzen zu, so daß man ihn schon im Jahre 374, obgleich er damals noch nicht die Taufe empfangen hatte, zum Bischof von Mailand wählte. Er verkaufte zunächst seine Güter und gab den Erlös den Armen. Aber neben solchen frommen Werken der Nächstenliebe ließ er es sich vor allem angelegen sein, der Kirche ein starkes, geordnetes Gefüge zu geben, auf daß sie den immer deutlicher sich ankündigenden Zusammenbruch des römischen Imperiums überleben könne. Darum verteidigte er die Einheit und Macht der Kirche gegen alle inneren und äußeren Feinde: so erklärt sich unter anderem seine scharfe Befehdung des Arianismus, so sein entschiedenes Auftreten gegen den Stadtpräfekten Symmachus, als sich dieser um die Wiederaufstellung des Victoria-Altars bemühte (S. 387), so die verblüffende Unerschrockenheit, mit der er im Jahre 390 Kaiser Theodosius d. Gr. zur Kirchenbuße zwang, als dieser viele Tausende aufrührerische

Thessalonicher hatte hinmorden lassen. Damals erhob sich zum ersten Male die Kirchenmacht über die höchste weltliche Obrigkeit, und tatsächlich darf man in Ambrosius den ersten wirklichen Kirchenfürsten und den bedeutendsten Vorläufer der mittelalterlichen Päpste erkennen.

Es muß unser Staunen erwecken, daß ein Mann, der eine so überreiche Tätigkeit als Seelsorger und einflußreicher, auch diplomatisch hervortretender Würdenträger der Kirche entfaltete, daneben ein vielseitiger, fruchtbarer Schriftsteller sein konnte. Allerdings ist ein Großteil seines literarischen Schaffens die Frucht seines praktischen Wirkens, das seiner ausgesprochen römischen Naturanlage so recht entsprach. Die Predigt war das schriftstellerische Genre, das er am eifrigsten und erfolgreichsten betreute. Die größere Hälfte seines Nachlasses bilden exegetische Schriften, die, wie auch andere seiner prosaischen Werke, unter dem deutlichen Einflusse griechischer christlicher Autoren (besonders des Origenes, Hippolytos und Basileios) stehen; auch Philo Iudaeus hat er nicht selten herangezogen. Die griechischen Kirchenlehrer verwertete er eben für seine Predigten, die in Schnellschrift aufgezeichnet und von ihm später zu allerlei Abhandlungen für weitere Kreise ausgearbeitet wurden; nur einige beließ er auch bei der Veröffentlichung in der ursprünglichen Predigtform.

Aus Predigten ging sein sechs Bücher umfassendes *Exameron* hervor, das unter Anlehnung an Basileios die Schöpfungsgeschichte darstellt und durch mehrere fesselnde Exkurse (Bilder aus dem Naturleben) breiter ausgestaltet; dazu kommen reiche erläuternde Ausführungen, in denen auch die bisweilen kühne allegorische Deutung nicht fehlt. Im Verein mit einigen kleineren Abhandlungen „Das Paradies", „Noe und die Arche", „Isaak und die Seele" (*De paradiso, De Noe et arca, De Isaac et anima*) ergibt das Exameron einen nahezu vollständigen Kommentar zur Genesis. In dem aus einer Predigt entstandenen Traktat *De Tobia* wendet er sich in ergrimmten Worten gegen das damalige Treiben der Wucherer, in der Studie *De Helia et ieiunio* gegen die Unsitten der Trinkgelage; manches erinnert hier lebhaft an studentische Kommersbräuche (vgl. *c.* 13—15). Die umfangreichste der exegetischen Schriften des Ambrosius ist sein gewaltiger, zehn Bücher füllender Kommentar zum Lukasevangelium (387); auch die überaus eingehende Erläuterung des 118. Psalmes, die ein voluminöses Buch bildet, sei hier hervorgehoben.

Die Krone seiner prosaischen Werke aber bilden die drei an die Kleriker Mailands gerichteten Bücher *De officiis ministrorum*, die nach 389 entstanden. Diese erste christliche Sittenlehre, die Ambrosius im Anschluß an Ciceros Bücher „Über die Pflichten" (S. 239) und auf Grund seiner genauen Bibelkenntnis verfaßte, will ein Gegenstück zu diesem bedeutenden ethischen Werk der Römerliteratur bilden, das sie im christlichen Geiste umzuschaffen sucht. Freilich haftet dieser großen Leistung, die sich in der Stoffanordnung an Ciceros Pflichtenwerk hält, ein deutlicher Mangel an: da Ambrosius die Überführung des heidnischen Werkes in die christliche Gedankenwelt oft nur äußerlich vornimmt und es vielfach mit einem bloßen Ersetzen von heidnischen Zitaten durch Bibelstellen sein Bewenden hat, so läßt dieses Lehrgebäude die organische innere Einheit vermissen. Trotz alledem diente das Werk jahrhundertelang bis ins späte Mittelalter der Geistlichkeit als das maßgebende Handbuch der christlichen Ethik.

Um von anderen aus Ambrosius' Predigertätigkeit erwachsenen Schriften, wie *De virginibus* und *De viduis*, zu schweigen, sei hier zunächst seiner Gelegenheitsreden gedacht, die uns die erhabene Gestalt des großen Kirchenvaters menschlich näher bringen: der ergreifenden Reden auf den Tod seines Bruders Satyrus und auf den Hingang der Kaiser Valentinian II. und Theodosius. Von seinen dogmatischen Schriften verdient das fünf Bücher umfassende Werk über die Dreieinigkeit (*De fide*) vor allen genannt zu werden; auf den Wunsch des Kaisers Gratianus (um 380) verfaßt, verteidigt es hauptsächlich die kirchliche Lehre von Christi Gottheit gegen die Arianer. Kirchengeschichtliche Bedeutung haben auch mehrere seiner (91) Briefe, besonders diejenigen, die amtliche Mitteilungen oder Nachrichten über Synodalverhandlungen enthalten.

Dem Bilde, das wir von Ambrosius' Schriftsteller- und Hirtentätigkeit entwarfen, fehlte ein wesentlicher Zug, wenn wir nicht seiner Hymnendichtung gedächten. Hilarius' Hymnen (S. 408), formell nicht befriedigend, fanden in der Kirche keine praktische Verwendung. Erst Ambrosius' Hymnen eigneten sich zum Gebrauch im Gottesdienst. Man pflegt ihm zwölf Hymnen beizulegen, wovon vier (*Aeterne rerum conditor. Deus creator omnium. Iam surgit*

hora tertia. Veni redemptor gentium) ausdrücklich als ambrosianisch überliefert sind. Ihr Versmaß ist der iambische Dimeter, wie ihn die Dichter der hadrianischen Zeit (nach griechischen Vorbildern) gebrauchten; die Gedichte sind in vierzeilige Strophen gegliedert. Aber trotz ihrer streng kunstmäßigen Form sind diese geistlichen Lieder durchaus volkstümlich gehalten und es ergreift die Innigkeit ihres Tones. Durch edle Einfachheit ist ihre Sprache ausgezeichnet, und der begeisternde Schwung dieser Lieder zeugt von der Erhabenheit der sie beseelenden frommen Gefühle.

Ambrosius führte auch den nach ihm benannten „Ambrosianischen Gesang" ein, eine besondere, rhythmisch-melodische Singweise, in der Elemente aus dem Halleluja- und Antiphonengesang der orientalischen Kirche mit Rezitativ-Kadenzen der althellenischen Tonkunst kunstvoll vereinigt sind. Außerdem war er der Begründer des Gemeindegesanges in der Kirche; denn vorher führten nur Sängerchöre oder Priester gottesdienstliche Gesänge aus. Aber der sogenannte „Ambrosianische Lobgesang" *Te deum laudamus* hat unseren Kirchenfürsten nicht zum Verfasser (S. 412).

Zweifellos hat dieser große Prediger und eigentliche Begründer der lateinischen Hymnologie durch seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der Liturgie und des Kultus stärker gewirkt als durch seine Schriftstellertätigkeit. Bedeutend war sein Nachleben. Ambrosius ist der Schutzheilige Mailands, von wo sich der liturgische Hymnengesang über das ganze Abendland verbreitete. Die berühmte Mailänder Bibliothek, die Stätte seines Wirkens, hält in ihrer Benennung die Erinnerung an ihn wach und heute nennen sich sogar Mailänder Sportvereine mit Stolz nach seinem Namen.

Literatur: Ausgabe von den Brüdern Ballerini, 5 Bde., Mailand 1875—1886. — Ausgabe von K. Schenkl, CSEL Bd. 32, Wien 1897—1902, M. Petschenig, ebd. Bd. 64 (1919) und O. Faller (der die Vollendung dieser Ausgabe vorbereitet). — De virginibus ed. O. Faller, Bonn 1933. — F. Boehringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen, Bd. X, Stuttgart² 1877. — Th. Förster, Ambrosius, Bischof von Mailand, Halle 1884. — O. Faller, Zeitschr. f. kath. Theol. 53 (1929), 41—65. — M. Klein, Meletemata Ambrosiana, Diss. Königsberg 1927. — A. Jülicher, R. E. I 1812—1815. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, 161—165.

PSEUDO-AMBROSIUS. Ambrosius' hochberühmter Name und seine überragende Persönlichkeit brachten es mit sich, daß ihm auch manche Schriften unbekannter Verfasser zugeschrieben und dadurch der Nachwelt überliefert wurden. Außer einzelnen Abhandlungen wie *De paenitentia, De sacramentis, De trinitate* und einer Reihe von Briefen ist hier der sogenannte *Ambrosiaster* zu nennen, ein seit dem 9. Jahrhundert dem Ambrosius beigelegter Kommentar zu den dreizehn Paulusbriefen von hohem sachlichen Werte. Dieses Sammelwerk, dessen Unechtheit bereits Erasmus festgestellt hat, dürfte im 4. Jahrhundert entstanden sein. Von manchen Forschern wurde eine Zeitlang der zum Christentum übergetretene Jude Isaak, ein Widersacher des Papstes Damasus, als Verfasser des Kommentars angesehen; diese Hypothese ist jetzt von H. Brewer mit überzeugenden Gründen widerlegt worden. Auch die Schrift *Hegesippus sive de bello Iudaico*, eine sehr freie lateinische Übersetzung von Flavius Iosephus' griechisch (ursprünglich aramäisch) geschriebenem Werke „Der jüdische Krieg" ging lange unter Ambrosius' Namen. In Wahrheit aber ist das Wort *Hegesippus* eine Entstellung aus *Iosephus* (durch Vermittlung von *Iosippus, Egesippus*). Der neuerdings aufgetauchten Ansicht, diese Josephusbearbeitung sei als eine Jugendschöpfung des Ambrosius zu betrachten, fehlt eine überzeugende Begründung.

Literatur: Ausgabe von P. A. Ballerini III (Mailand 1880) 373ff.; Vorbereitung einer neuen Ausgabe des Ambrosiaster durch P. A. Grimm für das CSEL. — H. Brewer, Zeitschr. f. kathol. Theol. 1913, 214ff. — Ausgabe des Hegesippus von V. Ussani CSEL, Bd. 66, Wien 1932 (läßt in kritischer Hinsicht manchen Wunsch offen). — A. Jülicher, R. E. I 1811f. (Ambrosiaster). — H. Lietzmann, R. E. VII 2611f. (Hegesippus). — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, S. 188.

PRISCILLIANUS, DONATUS UND ANTIHÄRETIKER. Den andauernden Kampf gegen bestehende häretische Lehren und das Entstehen neuer Häresien spiegelt auch das Schrifttum dieser Epoche wider. Als mutigen Bekämpfer des Arianismus lernen wir den aus Afrika gebürtigen Bischof Zeno von Verona (362—373) kennen, von dem sich 93 meistenteils bloß skizzenhafte Predigten erhalten haben. Auch das Schisma Novatians führte ein zähes Leben; es fand einen energischen Gegner in Pacianus, dem Bischof von Barcelona (gest. unter Theodosius), der es in drei uns überkommenen Episteln und in dem

über Sünde und Buße handelnden Traktat „Mahnung" (*Paraenesis*), der gleichfalls überliefert ist, befehdete.

Als Stifter einer neuen Sekte, deren Lehre mit dem Manichäismus verwandt ist, trat der feingebildete, sittenstrenge Priscillianus aus Spanien (gest. 386) hervor. Seine gnostisch-dualistische Doktrin, die durch strenge Enthaltung vom Materiellen als dem bösen Prinzip das Ziel der Vergeistigung anstrebte und darum den Genuß von Fleisch und Wein sowie die Ehe verwarf, fand eine große Anhängerschaft („Priscillianisten") und erbitterte Widersacher. Priscillians Hauptgegner, der Bischof Ithacius, wußte den Usurpator Maximus zu Trier für sich zu gewinnen und erwirkte, daß die Priscillianisten verhaftet und ihr Anführer nebst einigen seiner Anhänger hingerichtet wurde; trotz aller Verfolgungen verschwand die Sekte erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts. Die schriftliche Hinterlassenschaft Priscillians fand G. Schepß in einem Kodex der Würzburger Universitätsbibliothek auf (1889); es sind elf Abhandlungen, darunter eine Schrift an den Papst Damasus (*Liber ad Damasum*), in denen Priscillian seine Rechtgläubigkeit beweisen will. Der Finder hat diese Traktate im 18. Bande des Wiener Korpus veröffentlicht. Eine andere Schrift des Häretikers, der die vierzehn Paulusbriefe zugrunde liegen (*Canones in Pauli apostoli epistulas*), besitzen wir bloß in einer von dem sonst unbekannten Bischof Peregrinus besorgten Bearbeitung.

Mit dem Anfang des 4. Jahrhunderts setzte in Nordafrika eine Bewegung ein, deren rigoristische und kommunistische Tendenzen die dortige orthodoxe Kirche schwer bedrohten: der Donatismus. Diese schismatische Partei hatte ihren Namen von dem in Numidien tätigen Bischof Donatus von Casänigrä, der sich gemeinsam mit seinem Freunde, dem nachherigen Bischof Donatus von Karthago, die Verbreitung ihrer Lehren angelegen sein ließ. Anfangs stellte der Donatismus eine Absplitterung von der katholischen Einheit dar; er ging auf eine kleinliche Personenfrage mit überstrenger Auffassung von der Würdigkeit zum Bischofsamte zurück. Aber im Verlauf der Dezennien erklärten die Donatisten, die zwar unter sich gespalten, aber im glühenden Haß wider den römischen Katholizismus einig waren, daß die Gültigkeit und Wirksamkeit der sakramentalen Handlungen durch die Würdigkeit (die strengste sittliche Reinheit) des Priesters bedingt sei, und machten auch die Zugehörigkeit zur Kirche von Erfordernissen abhängig, die durch wirklichkeitsfremde Engherzigkeit charakterisiert waren. Von den schriftstellerisch tätigen Donatisten sei Tyconius (4. Jahrhundert) genannt, der sich auch um die Auslegung der Bibel bemühte und zu diesem Zwecke ein noch erhaltenes „Regelbüchlein" (*Liber regularum*) verfaßte. Der erste Gegner, der dem donatistischen Schrifttum erstand, war der Bischof Optatus von Mileve in Numidien. Als Donatus von Karthago gestorben war, folgte ihm Parmenian als donatistischer Führer auf dem karthagischen Bischofsstuhl. Da er in Wort und Schrift den Katholizismus angriff, antwortete ihm Optatus um 370 in seinen sechs Büchern „Gegen den Donatisten Parmenian"; später (385) gab er das Werk in verbesserter und um ein Buch vermehrter Gestalt heraus; ferner hat sich von Optatus eine Urkundensammlung zum Donatistenstreit erhalten. Den Hauptschlag gegen diese Sekte führte Augustinus als Bischof von Hippo teils durch Schriften, teils durch eine große Disputation (411), in welcher der kaiserliche Kommissar diese Häresie für beseitigt erklärte.

Literatur: Ausgabe des *Zeno* von J. B. Giuliari, Verona² 1900 (mit ausf. Einl.). — A. Bigelmair, Zeno von Verona, Münster 1904. — Ausgabe des *Pacianus* von Ph. H. Peyrot (Utrechter Diss.), Zwolle 1896. — A. Gruber, Studien zu Pacianus, München 1901. — R. Kauer, Studien zu Pacian, Wien 1902 (Klauselrhythmus). — *Priscilliani quae supersunt* rec. G. Schepß, CSEL Bd. 18, Wien 1889. — J. Dierich, Die Quellen zur Geschichte Priscillians, Breslau 1897. — K. Künstle, Antipriscilliana, Freiburg i. Br. 1905. — Ausgabe des *Tyconius* von F. C. Burkitt, Cambridge 1894. — Ausgabe des *Optatus* von C. Ziwsa, CSEL Bd. 26, Wien 1893; vgl. derselbe, Eranos Vindobonensis (Wien 1893), 168—176. — N. H. Baynes, Optatus, Journ. theol. Stud. 26 (1924), 37—44. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, 197f.

FILASTRIUS, GAUDENTIUS. — AETHERIA. NICETA. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts verfaßte der Bischof von Brescia Filastrius (Philastrius) ein Verzeichnis der verschiedenen ketzerischen Lehren und ihrer Urheber (*Diversarum haereseon liber*). Er war der Lehrer des Gaudentius von Brescia (um 400), der nach ihm daselbst den bischöflichen Stuhl bestieg; von diesem gebildeten Mann, der als Redner sehr geschätzt war, sind uns 21 Predigten erhalten, die seine gute Bibelkenntnis und Belesenheit in den Kirchenschriftstellern dartun. — Etwa der gleichen Zeit gehört auch die von der Äbtissin Aetheria verfaßte Schilderung ihrer Wallfahrt (*Peregrinatio*) ins Heilige Land an; das interessante und besonders für die Liturgiegeschichte wertvolle Büchlein, das sich der volkstümlichen Sprache bedient, ist uns leider in arg verstümmeltem Zustande überliefert. — In der ersten Hälfte des nächsten Jahrhunderts war Niceta, der Bischof von Remesiana in Dacien, schriftstellerisch tätig. Ob alle ihm zugeschriebenen Schriften echt

sind, wird die wissenschaftliche Forschung noch zu ermitteln haben. Ohne Zweifel stammen von ihm die „Unterweisungen von Taufkandidaten" (in sechs Büchern) und das Büchlein „An eine gefallene Jungfrau". Neuere Untersuchungen haben es ferner sehr wahrscheinlich gemacht, daß wir in Niceta, der nach der Angabe des Paulinus von Nola Hymnen dichtete und sich die Pflege des Kirchengesanges angelegen sein ließ, den Verfasser des berühmten Hymnus *Te deum laudamus*, des sogenannten „Ambrosianischen Lobgesanges" (S. 410), zu erblicken haben.

Literatur: Ausgabe des *Filastrius* von F. Marx, CSEL Bd. 38, Wien 1898. — J. P. Juret, Roman. Forsch. 19 (1906), 130—320. — Ausgabe des *Gaudentius*: J. P. Migne, Patrol. Lat. XX 827—1002 (unzureichend); eine neue Ausgabe für das Wiener Korpus bereitet A. Glück vor; vgl. P. Lehmann, Philologus 83 (1927), 193—203; A. Jülicher, R. E. VII 859—861. — Ausgabe der *Aetheria* von P. Geyer im CSEL Bd. 39 (p. 37 sqq.), Wien 1898: von W. Heraeus, Heidelberg² 1921 (Vulgärlat. Texte I). — A. Bludau, Die Pilgerreise der Aetheria, Paderborn 1927. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, 161. — Erste Ausgabe des *Niceta* von Remesiana von A. E. Burn, Cambridge 1905. — Ausgabe von C. H. Turner, Journ. of theol. Studies 22 (1921), 305ff.; 24 (1923), 225ff. (enthält: *De vigiliis* und *De psalmodiae bono*). — W. A. Patin, Niceta, Bischof von Remesiana, München 1909.

HIERONYMUS

Der bedeutendste Gelehrte unter den Kirchenvätern ist Hieronymus. Ihm kommt das Verdienst zu, dem Abendlande die Schätze der griechischen Theologie vermittelt und eine lateinische Bibelübersetzung geschaffen zu haben, die von der römisch-katholischen Kirche seit dem Tridentinischen Konzil (eröffnet 1545) als authentisch und amtlich allein anerkannt ist. An Schreibgewandtheit überflügelt er alle bisherigen christlichen Schriftsteller lateinischer Zunge. Im geistreichen Wurf der Rede sowie in der lebendig-klaren Konzeption des Briefes hat dieser beherzte Vorkämpfer für die Einheit und Reinheit der Christenlehre in der lateinischen Literatur kaum seinesgleichen. Mit gutem Grunde durfte man ihn einen Cicero des Glaubens nennen.

Hieronymus war um 340 in der pannonisch-dalmatinischen Grenzstadt Stridon geboren. Die in manchen Überschriften seiner Werke erscheinende erweiterte Namensform *Eusebius* (od. *Eusebius Sophronius*) *Hieronymus* besitzt keine Gewähr: er selbst und seine Bekannten nennen ihn stets bloß Hieronymus; der Name Eusebius war der seines Vaters, Sophronius hieß einer seiner Freunde, der einige seiner Schriften ins Griechische übertrug (*Vir. ill.* 134f.). Wie es scheint, kam Hieronymus schon im Knabenalter nach Rom, wo er später die Taufe empfing (*Epist.* 15 u. 16). Hier erhielt er auch, der Sohn begüterter christlicher Eltern, eine sorgfältige Ausbildung. Er wurde mit dem römischen Schrifttum und mit der griechischen Philosophie bekanntgemacht; ferner betrieb er grammatische und rhetorische Studien. Zahlreiche Reisen führten ihn sodann nach Gallien, nach Aquileia und später in den Orient. Schon in Gallien erwachte sein Interesse für christliche Schriften: er besorgte daselbst für seinen Freund Rufinus eine Abschrift zweier Werke des Hilarius (*De synodis* und *Tractatus super psalmos*). Auch regte sich in ihm bereits hier der Entschluß, ein Leben in beschaulichem Weltverzicht zu führen. Doch sagte er der profanen Literatur vorderhand noch nicht Valet. Von Gallien begab er sich in den Heimatort Rufins, Aquileia, wo er Mitglied eines asketischen Vereines wurde. Einige gleichgestimmte Freunde wurden nachher seine Begleiter auf der für sein weiteres Leben entscheidenden Reise ins Morgenland, die ihn durch Thrakien und Kleinasien zunächst (373) nach dem Norden Syriens führte.

Den längsten Reiseaufenthalt nahm er in der syrischen Hauptstadt Antiochia, wo ihm der Tod zwei seiner Gefährten raubte. Er selbst verfiel daselbst mehrmals in Krankheiten, und als er einst in schwerem Fieber darniederlag, hatte er ein seltsames Traumgesicht. Ihm war, als sei er vor das göttliche Gericht gerufen; Christus selbst fragte ihn nach seinem Beruf und Glauben, und als er sich als Christ bekannte, scholl es ihm donnergleich entgegen: „Du lügst! Ein Ciceroverehrer bist Du, kein Christ! (*Ciceronianus es, non Christianus*!) Denn wo dein Schatz ist, dort ist auch dein Herz." Und eine unsichtbare Hand schlug mit der Geißel auf ihn nieder, so daß er um Erbarmen flehte und versprach, nie mehr weltliche Schriften (*codices saeculares*) in die Hand nehmen zu wollen (*Epist.* 22, *c.* 30). Man hat dieses visionäre Erlebnis bloß als literarische Erfindung bewerten wollen; doch mag er, dessen Geist durch den Widerspruch zwischen

antiker Bildung und christlicher Religion jahrelang in Unruhe versetzt war, immerhin einen ähnlichen Traum gehabt haben, den er dann in rhetorischer Weise effektreicher ausgestaltete; jedenfalls gesteht er später (*in Gal. lib. III praef.*), daß er seit fünfzehn Jahren weder Cicero noch Vergil gelesen habe. Und das will viel bedeuten bei einem Hieronymus, der die Klassikerlektüre mit so leidenschaftlichem Eifer betrieben hatte, daß die Spuren ihrer Nachwirkung (wobei Cicero und Vergil zunächst zu nennen sind) in nahezu allen seinen Werken zutage treten. Nach jenem Traum begann er sich ernstlich in die Heilige Schrift zu versenken und besuchte in Antiochia die theologischen Vorträge des Apollinarios von Laodikeia, der die damals vielgeübte allegorische Bibeldeutung ablehnte und die Wortinterpretation empfahl. Hier vervollständigte er auch seine griechischen Sprachkenntnisse.

Die immer mächtiger erstarkende Neigung zu Kasteiung und Büßertum trieb ihn nun (375) in die syrische Wüste Chalkis (südöstlich von Antiochia), wo er sich die Elemente des Hebräischen aneignete. Ein bekehrter Jude war sein Lehrer in dieser Sprache, die ihm nach seinem eigenen Geständnis mißfiel und deren Erlernung ihm arge Schwierigkeiten bereitete (*Epist.* 125, 12). Nach seiner Rückkehr aus der Wüste (379) empfing er aus der Hand des ihm befreundeten Bischofs Paulinus in Antiochia die Priesterweihe, doch hatte er es sich vorher ausbedungen, auch fernerhin Mönch bleiben zu dürfen, also zur Ausübung des Seelsorgerdienstes nicht gezwungen werden zu können (*Contra Ioh.* 41). Denn er war nunmehr von dem lebhaften Drang erfüllt, sein ferneres Leben gelehrten theologischen Studien zu widmen. Dies war auch der Grund, weshalb er zwei Jahre später die syrische Hauptstadt verließ und sich nach Konstantinopel begab: dahin hatte ihn der gefeierte Name des großen Kirchenlehrers Gregorios von Nazianz gelockt, bei dem seine starke Befähigung zur Exegese der Heiligen Schrift die reichste Förderung fand (*Vir. ill.* 117). Damals machte er sich mit Origenes' Arbeiten näher bekannt und übertrug eine Reihe von Werken dieses von ihm überaus bewunderten Kirchenschriftstellers ins Lateinische. In Konstantinopel übersetzte er auch den zweiten Teil der Weltchronik des Eusebios, eine allgemeine synchronistische Weltgeschichte, ins Lateinische und erweiterte sie durch Bemerkungen über die römische Literatur und Geschichte, wofür (nebst anderen Quellen) Eutropius und Suetonius seine Hauptgewährsmänner waren; auch durch Fortsetzung des chronologischen Verzeichnisses bis auf seine Zeit (378) paßte er das Werk den Bedürfnissen des Westens an.

Im Jahre 382 begleitete Hieronymus, der damals bereits den Ruf eines anerkannten Gelehrten genoß, seinen Freund Paulinus nach Rom, wo er bis 385 verweilte. Dieser zweite römische Aufenthalt fällt in die letzten Pontifikatsjahre des Papstes Damasus I. (366—384). Dieser zog ihn alsbald in den Kreis seiner Vertrauten, machte ihn zu seinem Sekretär und bediente sich seines Rates in kirchlichen Fragen.

Damasus war es aber auch, der Hieronymus die Anregung zu dem Werke gab, dem er seinen Weltruf dankt: zu seiner lateinischen Bibelübersetzung, die heute unter dem Namen *Vulgata* allgemein bekannt ist. Ihr gingen ältere, in das 2. Jahrhundert hinaufreichende lateinische Übertragungen, die sogenannte *Itala* (sc. *interpretatio*), voran, die sich der Volkssprache bedienten und untereinander oft erhebliche Verschiedenheiten aufwiesen. Ihr schlicht-schlechtes, oft ärmliches Sprachgewand entsprach den Wünschen der frühesten Anhänger des Christenglaubens; aber als die neue Lehre auch in die Kreise der Vornehmen eindrang und um sie warb, da stießen sich nicht wenige an der vulgären Ausdrucksweise der Heiligen Schrift und selbst ein Augustinus bekennt, daß er vor seiner Bekehrung aus diesem Grunde nur mit Widerstreben die Bibel in die Hand nahm. Darum erhielt Hieronymus vom Papste den Auftrag, eine Revision des lateinischen Bibeltextes auf Grund des griechischen Neuen Testamentes sowie der Septuaginta vorzunehmen und einen kritisch gesichteten, einheitlichen Wortlaut der Heiligen Schrift zu schaffen.

Zunächst machte sich Hieronymus an die Berichtigung des Evangelientextes (383/384), dann kamen die übrigen Schriften des Neuen Bundes an die Reihe, später übersetzte er das Alte Testament nach dem Originaltext; vom Psalter sah er die ältere Übersetzung durch. Er hat aber weder das Alte noch das Neue Testament in vollständig neuer Wiedergabe geboten, sondern sich des öfteren darauf beschränkt, den bestehenden lateinischen Versionen eine kritisch geläuterte Form zu geben. Mit vielem Nutzen zog er für seine jahrzehntelange Arbeit Origenes' großangelegtes Bibelwerk *Hexapla* heran, das dieser zum Zwecke einer Revision der Septuaginta verfaßt hatte. Wohl läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß Hieronymus hin

und wieder den griechischen und häufiger den hebräischen Grundtext mißverstanden und nicht immer kritische Sicherheit bewährt hat; aber immerhin war er der erste Europäer, der sich eine weitgehende Kenntnis des hebräischen Idioms angeeignet und eine für die damaligen Wissenschaftsverhältnisse sehr achtenswerte sprachliche Urteilsfähigkeit sowie eine für seine Tage singuläre Gelehrsamkeit bewiesen hat.

Auch zu Rom blieb Hieronymus seinen mönchischen Idealen treu und wußte eine Reihe vornehmer, gebildeter Frauen für ein Leben in asketischer Sittenstrenge zu begeistern. Die patrizischen Geschlechtern angehörigen Witwen Marcella und Paula sowie Paulas Töchter Bläsilla und Eustochium, ferner Sophronia, Asella, Fabiola und andere ließen sich von ihm in Fragen des Glaubens und des gottgefälligen Lebens beraten und standen mit ihm in eifrigem Briefverkehr. Da er mit seiner tadelnden Kritik gegenüber der weltlich gesinnten Geistlichkeit Roms nicht zurückhielt, die er zum kontemplativen Leben bekehren wollte, hatte er alsbald (nach Damasus' Tode 384) viel unter erbitterten Anfeindungen und Verleumdungen zu leiden und entschloß sich, „von Babylon heimzukehren nach Jerusalem" (*Epist.* 45, 6). Im August 385 schiffte er sich mit einigen Freunden nach Antiochia ein; dahin folgten ihm Paula und Eustochium, die von nun an stets an seiner Seite blieben und willens waren, ihr Leben im Heiligen Lande zu beschließen. Eustochium hatte er kurz vorher eine in Briefform gegebene Abhandlung „Von der Bewahrung der Jungfräulichkeit" (*Epist.* 22) zugeeignet. Im Winter 385/386 unternahmen sie sodann in Begleitung des Bischofs Paulinus von Antiochia eine gemeinsame Wallfahrt nach Palästina und Ägypten, wo sie im Nitrischen Gebirge die Einsiedlerstätten aufsuchten. Anfangs war Hieronymus zwar von höchster Bewunderung für das strenge Büßerleben der dortigen Mönche erfüllt, doch vermeinte er bald hinter den Chören dieser Asketen „versteckte Nattern", das Gift der Irrlehren des Origenes, bemerkt zu haben (*Adv. Rufin.* III 22).

Vor Herbstbeginn 386 kehrte Hieronymus ins Heilige Land zurück und ließ sich nun für sein ganzes weiteres Leben nahe bei Bethlehem nieder. Er bewohnte eine Einsiedlerzelle und gründete unfern der Krippe des Herrn ein Mönchskloster, dem er selbst, und ein Nonnenkloster, dem Paula vorstand, deren Vermögen diese Gründungen ermöglicht hatte. Hier wies er dem Mönchstum neue Wege: er war der erste *monachus*, der seinen vornehmsten Lebenszweck in wissenschaftlicher und literarischer Betätigung fand. Seine unermüdlichen Studien und seine begeisterte schriftstellerische Schaffensfreude kennzeichnet Sulpicius Severus (*Dial.* I 4) mit den Worten: „Er geht ganz in seiner Lektüre, ganz in seinen Büchern auf; keine Ruhe kennt er bei Tag und Nacht: immer liest oder schreibt er etwas." In diesem seinem ewig arbeitshungrigen Fleiße, der ihn vor allem charakterisiert, erinnert er an die Emsigkeit des älteren Plinius. Die 34 Jahre, die er nun bis zu seinem Tode in Bethlehem verbrachte, zeichnet denn auch eine ganz ungewöhnliche literarische Fruchtbarkeit aus. Hier ging er an die Übersetzung des Alten Testamentes aus dem Urtext und nahm, meistens des Nachts, Unterricht im Hebräischen bei dem gelehrten Rabbi Bar Anina, der sich dafür ein ausgiebiges Honorar zahlen ließ (*Epist.* 84, 3; *Adv. Rufin.* I 13). Er befaßte sich auch mit aramäischen Studien und erteilte später Paula und ihrer Tochter hebräischen Sprachunterricht.

Aber auch hier flossen seine Tage nicht in ungestörtem Schaffen und stiller religiöser Versenkung dahin. Der Kirchenlehrer Epiphanius, ein scharfer Widersacher der von Origenes vertretenen freieren Richtung, hatte sich 394 in Palästina in den origenistischen Streit eingemengt. Hieronymus, einst ein schwärmerischer Anhänger des Origenes, ergriff nun für Epiphanius Partei und kam so mit dem Bischof Johannes von Jerusalem und mit seinem Jugendfreunde Rufinus in einen schweren, dauernden Konflikt. Noch Schlimmeres hatte er in der Fehde mit den Anhängern des Pelagius zu erdulden, die Feuer in seine Klostergebäude warfen (Frühjahr 416) und deren Bewohner bedrohten; er selbst rettete damals durch Flucht sein Leben (*Epist.* 138). Drei Jahre später (419) beschloß dieser mutige, rastlose Kämpfer, der aus den sich stetig erneuernden Sensationen und Ekstasen wie Antäus aus der Mutter Erde immer neue Kräfte gezogen hatte, in hohem Alter bei voller Geistesfrische sein Leben. Seine Gebeine ruhen jetzt in der Kirche S. Maria Maggiore in Rom.

Hieronymus' Meisterleistung, die lateinische Bibelübersetzung, wurde in der Skizze seines Lebensganges (S. 413f.) bereits berührt. In Rom hatte er den Italawortlaut des Neuen Bundes und den Psalter unter Heranziehung griechischer Handschriften kritisch durchgesehen und verbessert. In Bethlehem besorgte er die Textrevision des Alten Testamentes einschließlich der Psalmen mit besonderer Berücksichtigung der bereits erwähnten Hexapla des Origenes; doch besitzen wir von dieser Textgestaltung nur die Psalmen und das Buch Job. An seine schwierigste Arbeit auf diesem Gebiete, die eigentliche Übersetzung der in hebräischer und

aramäischer Sprache erhaltenen Teile des Alten Bundes, trat er erst im Jahre 390 heran. Fünfzehn volle Jahre hat sie ihn festgehalten. Die Bücher Judith und Tobias sind Übertragungen aramäischer Texte; die apokryphen Schriften überging er, so daß die Vulgata hier ursprünglichen Italatext enthält. Hieronymus' Übersetzungen verdienen im allgemeinen das Lob einer umsichtigen, sinngemäßen Wiedergabe der Grundtexte; auf peinliche Wörtlichkeit ist kein Gewicht gelegt. Sein Bestes hat er hier in der lateinischen Nachbildung der hebräischen Geschichtsbücher gegeben.

Neben seiner Bibelübersetzung treten seine Erläuterungsschriften zu Werken des Alten und Neuen Bundes in den Hintergrund. Er verfaßte Kommentare zu allen Propheten, zu Matthäus und zu einer Anzahl der kleinen Paulusbriefe, kurze Abhandlungen (*commentarioli*) zu den Psalmen, ferner erläuternde Betrachtungen („Homilien") zu Jeremias, Isaias, Ezechiel, zu Lukas und zum Hohen Lied. Der in Belgien wirkende Benediktiner G. Morin hat (1897—1903) auch eine Reihe von Vorträgen (Predigten) des Hieronymus ans Licht gezogen, die von seinen Zuhörern schriftlich festgehalten worden waren. Auch diese Schöpfungen des Heiligen sind beredte Dokumente seiner vielseitigen Gelehrsamkeit; allerdings gehen die meisten dieser Arbeiten nicht in die Tiefe, sind von Versehen dogmatischer Art nicht frei und zeigen eine auffallend starke Benützung des Quellenmaterials.

Ungleich höheren Wert besitzen zwei geschichtliche Schriften des Hieronymus, seine bereits genannte Chronik (S. 413) und sein Werk „Berühmte Männer" (*De viris illustribus*).

Wohl ist in der „Weltchronik" nur ein kurzer Zeitausschnitt (die Jahre 325—378) von ihm selbst verfaßt, wohl entstellen diese Schrift viele Irrtümer in den Angaben der Jahreszahlen: nichtsdestoweniger besitzen wir in diesem kompilatorischen „Buch der Zeiten" (*Epist.* 18, 1) die für uns bei dem Fehlen anderer zuverlässiger Quellen zunächst in Betracht kommende Zeiturkunde der Antike; in besonderem Grade gilt dies für die Geschichte des lateinischen Schrifttums. Das kostbare Werk erfuhr ziemlich wertarme Fortsetzungen durch Prosper und Cassiodor. — Sein Büchlein *De viris illustribus*, das 392 in Bethlehem entstand, richtete er nach dem Vorbild der gleichnamigen Schrift Suetons ein. Es stellt die erste christliche Literaturgeschichte dar und skizziert das Leben und die Schöpfungen von 135 Schriftstellern. Die erste Hälfte des Werkchens, das mit dem hl. Petrus beginnt und mit Hieronymus schließt, entnimmt den Stoff vorwiegend aus Eusebios; in der zweiten Hälfte, die mit Arnobius (nr. 79) und Lactanz (nr. 80) einsetzt, bietet er im wesentlichen Ergebnisse seiner eigenen Suche. Zwar wimmelt dieser erste Grundriß der Patristik, dem man den Vorwurf der Flüchtigkeit nicht ersparen kann, von sachlichen und chronologischen Versehen; trotzdem bleibt er für uns dort, wo Eusebios' Angaben fehlen, die wichtigste Fundgrube für dieses Gebiet.

Seiner glühenden Leidenschaft für das mönchische Leben danken drei großenteils originell gestaltete Mönchsromane ihre Entstehung. Schon in Antiochia (etwa im Jahre 376) schrieb er seine Lebensdarstellung des Mönches Paulus von Theben (*Vita Pauli monachi*), deren legendenhaften Stoff er der ägyptischen Mönchstradition entlehnte. Aus der Bethlehemer Zeit stammen die Viten der Mönche Malchus aus der chalkidischen Wüste und Hilarion aus Palästina, von denen die letztere unter Heranziehung mündlicher Überlieferungen verfaßt ist und neben frommer Sage auch geschichtliche Tatsachen zu Worte kommen läßt. — Kurze Lebensbilder christlicher Zeitgenossen enthält in der Form von Nachrufen Hieronymus' Briefsammlung; es seien etwa die Nekrologe auf Nepotianus (*Epist.* 60), auf Paula (108) und auf Marcella (127) genannt. — Ein Hieronymus zugeschriebenes Märtyrerverzeichnis (*Martyrologium Hieronymianum*) ist in seiner jetzigen Gestalt in Burgund (um 628) entstanden; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihm ein gleichartiges, wesentlich kürzer gefaßtes Werkchen unseres Heiligen zugrunde liegt.

Das anziehendste selbständige Werk unseres Kirchenvaters ist ohne Zweifel seine Briefsammlung. Für die literarische Epistel, die sich häufig zur umfangreichen Abhandlung ausweitet, brachte Hieronymus eine besondere Befähigung mit: schriftstellerisch hat er auf diesem Gebiete sein Bestes geleistet. In diesen Briefen, die nebst ihren stilistischen Vorzügen eine erstaunliche Vielseitigkeit des Inhalts und bisweilen übersprudelnder Gedankenreichtum auszeichnet, bewährt er die Gabe, sich in den Bildungsstand und die seelische Eigenart des Briefempfängers einzufühlen. Dies erweist insbesondere das bunt wechselnde, im Hinblick auf den jeweiligen Adressaten fein abgetönte Stilkolorit dieser Schreiben.

Hieronymus besorgte selbst die Herausgabe mehrerer seiner Epistelsammlungen in einzelnen Büchern (*Ad Marcellam, Ad diversos, Ad Paulam et Eustochium*), doch vermag er die Zahl seiner Briefe nicht zu nennen, „da sie Tag für Tag entstehen" (*quia cottidie scribuntur*). Ihr Thema ist bald eine theologische (meist apologetische) Angelegenheit, eine wissenschaftliche (philosophische) Frage, tröstender Zuspruch, die Empfehlung asketischen Büßertums und mönchischer Lebensweise, Anerkennung des Tuns und Denkens befreundeter Personen, Kritik der herrschenden Lasterhaftigkeit, Befehdung von Widersachern, Bibelauslegung; von den Nekrologen unter diesen Briefen war schon die Rede. Die aus 125 Stücken bestehende, erst nach dem Tode des Kirchenvaters zusammengestellte Sammlung, zu der noch 25 Briefe von anderen an Hieronymus kommen, gibt uns ein fesselndes Bild der Zeit und ihrer eigentümlichen Bedürfnisse und Tendenzen; viele dieser Episteln stellen kleinere oder größere Aktenstücke zur christlichen Sittengeschichte dar und gewähren Einblick in Hieronymus' Wesen und Lebensgang. Auch sie lassen uns den Heiligen als den belesensten Polyhistor und den gründlichsten Bibelkritiker des patristischen Schrifttums erkennen. Von einigen Briefen rein weltlichen Inhalts abgesehen, gehört diese Sammlung zu den tiefsten Erbauungsbüchern der katholischen Welt.

Eigenartig ist Hieronymus' Stil, dessen Ungleichmäßigkeit vor allem in die Augen springt. Die damals vorherrschende Stilrichtung, die den Zielen des Neosophismus folgt, kennzeichnet sich durch große Willkürlichkeit im Satzbau wie in der Wortordnung. Von dieser Strömung will sich Hieronymus loslösen, indem er eine stärkere Annäherung an die klassische Latinität versucht: dies tritt namentlich in seiner Periodentechnik zutage, in der sich ein deutliches Streben nach der klassisch-geschlossenen Linie feststellen läßt. Sein Versuch glückte freilich nicht vollständig und konnte — dazu war Hieronymus zu sehr Kind seiner Zeit — nicht vollkommen gelingen. So lassen denn die Schriften dieses hervorragenden Vertreters der Patristik die Einheitlichkeit der Diktion vermissen. Im übrigen bekundet er, vor allem in seinen Jugendschriften, einen Hang zur pathetischen Deklamation, überhaupt fällt eine überschwengliche Pflege der formalen Seite auf, die mitunter sogar den Inhalt in den Hintergrund drängt. Durch gewandten Gebrauch sprichwörtlicher Redensarten, durch die ätzende Lauge seines Witzes, durch die Pracht seines Bilderreichtums versteht er zu glänzen; im besonderen bedient sich seine stilistische Ornamentik mit Vorliebe der rhetorischen Figuren, worunter die Klangfiguren eine bevorzugte Stellung einnehmen.

Gewiß läßt sich an dem Menschen und Schriftsteller Hieronymus gar manches bemängeln und eine gerechte Beurteilung darf dies nicht verschweigen. Dieser große christliche Gelehrte und Hort der katholischen Orthodoxie war von Eitelkeit, Launenhaftigkeit, Boshaftigkeit, Rachsucht nicht frei: davon wußten denn auch seine Gegner manches Lied zu singen. Zu diesen menschlichen Schwächen kommen die erwähnten Mängel seines unausgeglichenen Stiles und die meist durch Eilfertigkeit hervorgerufenen Irrtümer in seinen Schriften. Die Nachwelt hat über diese Schattenseiten den Schleier gezogen. Schon der gewaltige Einfluß, den seine lateinische Bibel auf den Werdegang des wissenschaftlichen und praktischen Christentums übte, erhebt ihn zum Range eines der größten Kirchenväter und läßt seinen späteren Ehrentitel *Doctor ecclesiae* voll berechtigt erscheinen. Den Verdiensten gemäß wurde dieser „Säule der Kirche" das Prädikat der Heiligkeit zuerkannt. Der heilige Hieronymus ist das Prototyp katholischer Gelehrsamkeit und die mittelalterliche Kunst sowie der Genius Albrecht Dürers haben dem Nachruhm dieser gottergebenen Einsiedlergestalt geradezu Volkstümlichkeit verliehen.

Literatur: Beste derzeit vorhandene Ausgabe von D. Vallarsi, Verona 1734—1742 (11 Bde.); ein mit einigen Verbesserungen versehener Nachdruck erschien in Venedig 1766—1772 (15 Bde.) und wurde übernommen von J. P. Migne, Patrol. Lat. XXII—XXX. — Ausg. der Chronik von R. Helm: s. Ausg. der Berlin. Akad.: Eusebius VII, I 1913; II 1926. — *De viris illustribus liber* rec. G. Herding, Leipzig (Teubner) 1924. — *Epistulae* ed. I. Hilberg, CSEL Bd. 54—56, Wien 1910—1918. — *In Hieremian prophe-*

tam libri VI ed. S. Reiter, CSEL Bd. 59, Wien 1913. — *Eusebii Hieronymi et Aurelii Augustini epistulae mutuae* ed. I. A. Schmid, Bonn 1930 (Flor. patrist. 22). — R. Helm, Hieronymus' Zusätze in Eusebios' Chronik, Leipzig 1929 (Philologus, Suppl.-Bd. XXI 2). — K. Mras, Wien. Stud. XLVI 1927/28, 2, 1ff. — A. Allgeier, Biblica XI 1930, 86ff. und XII 1931, 447ff. — F. Largent, Saint Jérôme[3], Paris 1899. — G. Grützmacher, Hieronymus, eine biographische Skizze, Leipzig 1901—1908 (3 Bde.). — M. Schanz, Gesch. d. röm. Lit. IV[2] 429ff. — H. Lietzmann, R. E. VIII 1565—1581. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, S. 188—192.

TURRANIUS RUFINUS. In langjähriger Freundschaft mit Hieronymus verbunden war sein Gesinnungsgenosse Rufinus. In der Nähe von Aquileia (um 345) geboren, empfing er in einem Kloster dieser Stadt die Taufe sowie eine Einführung in die christliche Theologie. In Rom, wo er sich mit großer Liebe und reichem Erfolg dem Studium der Klassiker widmete, lernte er Hieronymus kennen; sein Freundschaftsverhältnis zu dem stets kampfbereiten Gottesstreiter wirkte auf die schriftstellerische Produktion beider Männer auch dann noch segensreich weiter, als eine schwere Fehde sie entzweit hatte. Beide führte der Trieb zur Weltentsagung und zum Eremitendasein in das Morgenland. Eine vornehme, fein gebildete Römerin, namens Melania, war Rufins Begleiterin auf der Reise nach Ägypten (371). Er suchte hier die Siedlungsstätte Nitria auf, wo er das der Kasteiung gewidmete, nach strengen Regeln geordnete Gemeinschaftsleben der zahlreichen Mönche bewunderte; ferner verweilte er fast acht Jahre in gelehrtem Verkehr mit dem blinden Katecheten Didymos in Alexandrien, dessen Vorträge ihn zum begeisterten Anhänger der Lehren des Origenes machten. Dann zog es ihn in das Heilige Land: er begab sich nach Jerusalem (378), siedelte sich als Mönch auf dem Ölberge an und empfing die Priesterweihe aus der Hand des Bischofs Johannes von Jerusalem (379). Sein Streit mit Hieronymus, der einige Jahre später zum dauernden Aufenthalte nach Bethlehem kam, brach aus, als der fanatische Epiphanius (S. 414) in Jerusalem mit aller Schärfe gegen Origenes auftrat (394). Rufin stellte sich auf die Seite des Bischofs Johannes, der gleichfalls für Origenes schwärmte; Hieronymus vertrat, wie bereits erwähnt, mit Epiphanius den Standpunkt der Tradition. Doch söhnte sich Rufin mit seinem Jugendfreunde zunächst wieder aus und kehrte (Ende 397) nach Italien zurück, wo er sich mit der Übersetzung griechischer Theologiewerke beschäftigte. Freilich schreckte er dabei vor gelegentlichen Textkürzungen und Textänderungen der Grundwerke nicht zurück, wenn die betreffenden Stellen der überlieferten Rechtgläubigkeit widersprachen: er erklärte sie als ketzerische Interpolationen. So tat er wiederholt auch bei seiner Übertragung von Origenes' bedeutendster Schöpfung „Die Grundlehren des Christentums" (*Περὶ ἀρχῶν*) und hielt sich nun für berechtigt, Hieronymus als entzückten Origenisten anzuführen. Da entbrannte der Zwist von neuem. Hieronymus betonte, daß er seine Wege gründlich von denen der Origenesanhänger getrennt habe, und veröffentlichte eine möglichst wortgetreue Wiedergabe der genannten Schrift des großen Polyhistors der griechischen Kirche. Wohl antwortete Rufin, der im Jahre 399 Presbyter in Aquileia geworden war, mit einem gegen Hieronymus gerichteten Buche (*Apologiae in Hieronymum libri II*), worin er seine Orthodoxie zu beweisen suchte, aber Hieronymus setzte den Kampf gegen seinen einstigen Freund bis über dessen Tod (410) hinaus fort.

Rufins Schriften sind größtenteils Übersetzungen aus dem Griechischen oder Bearbeitungen von Werken griechischer Theologen; doch hat er meist mit gutem Blick Bedeutsames ausgewählt. Von Origenes hat er nebst dem genannten Hauptwerk Kommentare zum Hohenlied und Römerbrief, ferner neunzig Homilien übertragen, von Basileios zwei Mönchsregeln und acht Reden, von Gregorios von Nazianz neun Reden, von Eusebios die umfangreiche Kirchengeschichte. Dadurch verdanken wir ihm die Erhaltung zahlreicher Homilien und der dogmatischen Hauptschrift des Origenes, von deren griechischer Originalfassung uns nur mehr einige Bruchstücke vorliegen. Von seinen selbständigen Werken verdienen zwei zur eigenen Rechtfertigung verfaßte Schriften im origenistischen Streit und seine Erläuterung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses (*Commentarius in symbolum apostolorum*) Erwähnung. Die unechten Schriften Rufins wollen wir als belanglos hier übergehen; von seiner Korrespondenz hat sich nichts erhalten. Die Bedeutung seiner Arbeiten, deren klare, gewandte Ausdrucksform Lob verdient, liegt vorzugsweise darin, daß er dem Abendlande die Kenntnis der griechischen Religionswissenschaft zu einer Zeit vermittelte, als — nach Theodosius' Tode (395) — die Pflege der griechischen Sprache im weströmischen Reiche in starkem Rückgange begriffen war.

Literatur: *Rufini opera*, rec. D. Vallarsi, Veronae 1745 (mit eingehender Biographie Rufins; die Übersetzungen fehlen). — J. P. Migne, Patrol. Lat. XXI; CIII 487—554 (cf. Migne, Patrol. Graec. 11—14; 17; 31). — Ausg. des *Commentarius in symb. apost.* von Ch. Whitaker, London 1908. — *Ora-*

tionum Gregorii Nazianzeni IX interpretatio rec. A. Engelbrecht, CSEL Bd. 46, Wien 1910. — Die Mönchsgeschichten des R. (mit Übers.) v. R. Henkl, Wien u. Berlin 1927, vgl. Die Heiligen in der Wüste (Kleine histor. Monogr. 23), ebd. 1930. — E. Preuschen, Palladius und Rufinus, Gießen 1897. — O. Bardenhewer, Gesch. d. altkirchl. Lit. III 549ff. (Freiburg i. Br. 1912). — M. Schanz, Gesch. d. röm. Lit. IV^2 (1914), 412—429. — H. Lietzmann, R. E. I^A 1193—1196.

AURELIUS AUGUSTINUS

Wenngleich im frühen christlichen Schrifttum der verschiedenen Länder im allgemeinen ein einheitlicher Geist waltet, treten doch, wie bereits betont wurde (S. 394 f.), in den literarischen Schöpfungen der Lateiner besondere Gemeinsamkeiten hervor. Die Theologen der östlichen Reichshälfte wenden ihr tiefstes Studium der Wesenheit des Logos zu, gliedern in die Gotteslehre die Anschauungen über die Weltordnung sowie ihr kulturphilosophisches Denken ein und gelangen erst über die Vielheit in Gott zu Gottes Einheit. Anders die westlichen Kirchenautoren: sie gehen geradewegs auf ihr Ziel zu, sie versenken sich in Gottes Einheit und in die Menschenseele. In diesem Sinne äußert sich Augustinus, wie folgt: „Gott und die Seele will ich ergründen, sonst nichts." Dieser gefeiertste und einflußreichste Kirchenvater, eine der führenden Denkergestalten der antiken Kulturwelt, löst die Bande, die zwischen der westlichen Kirche und der sie nahezu beherrschenden griechisch-orientalischen Gedankenwelt bestanden. Und waren Hieronymus und Rufinus noch bestrebt, die Zusammenhänge der griechischen und lateinischen Theologie zu pflegen, so begründet Augustinus, obschon er sich die Lehren der Griechen voll zu eigen macht, die geistige Vorherrschaft der westlichen lateinischen Kirche und gibt in energischer konstruktiver Gedankenarbeit an der christlichen Glaubenslehre dem Abendlande seine eigene, die Augustinische Dogmatik. Die volle Bedeutung dieser geistigen Großtat läßt sich erst in der Macht und dem Umfang ihrer Wirkungen ganz erfassen.

Über die äußeren Lebensumstände dieses Kirchenvaters, in dessen Werken das christliche Schrifttum seinen geistigen und künstlerischen Scheitelpunkt erreicht, geben uns zwei seiner Werke, die *Confessiones* und *Retractationes*, ausführlich Kunde. Dazu tritt ergänzend die von seinem Freunde, dem Bischof Possidius von Calama, noch vor 439 verfaßte Lebensbeschreibung des Heiligen. Aurelius Augustinus wurde am 13. November 354 zu Thagaste, einer Munizipalstadt Numidiens, geboren. Er war mäßig bemittelter Eltern Kind. Sein Vater, namens Patricius, gehörte dem Stande der Dekurionen (Stadträte) an; er war Heide, als solcher den Freuden der Welt zugewandt und dem Christentum abhold; erst im vorgerückten Alter wurde er Christ. Seine Mutter, die geistig regsame Monnica, stammte aus frommer christlicher Familie. Der weltlichen Richtung des Vaters folgte der lebenslustige, allen Eindrücken aufgeschlossene Sohn, als er zur Erwerbung einer höheren Bildung, vorzugsweise zum Studium der Rhetorik, zunächst nach dem nahen Madaura, sodann nach Karthago ging. Diese Beschäftigung mit der Redekunst sollte für seinen späteren Lebensweg sowie für den Stilcharakter seiner Werke von nicht geringer Bedeutung werden.

Hatten ihn das geistlos-handwerksmäßige Lerngetriebe und die Prügelpädagogik der Grundschule zu Thagaste traurige Tage verbringen lassen, so fesselte ihn die Lektüre der römischen Dichter, die er in der Schule eines Grammatikers zu Madaura kennenlernte. Äneas' Irrfahrten, Didos Liebe zu dem Trojanerhelden, Didos Tod machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn und weckten in dem heißblütigen Jungen die schlummernden Gluten der Sinnlichkeit. Wie leise Trauer fliegt es ihn an, wenn er in späteren Jahren dieser Zeiten sich entsinnt, da er mit brennender Gier „des Irrtums Wein" aus edler Schale getrunken. Gegen die griechische Literatur aber empfand er Abneigung, ohne sich deren Grund erklären zu können (*Conf.* I 13).

Die beschränkten Vermögensverhältnisse des Vaters führten nach der Absolvierung der Grammatikerschule in Madaura zu einer einjährigen Studienunterbrechung (369/370). Der Müßiggang trieb den sechzehnjährigen Studenten dem Laster in die Arme; er selbst entwirft uns in seinen „Bekenntnissen" (*Conf.* II 3) ein vielleicht allzusehr grau in grau gezeichnetes Bild aus jenen Tagen. Ende 370 griff der begüterte Romanianus helfend ein und ermöglichte Augustinus das Hochschulstudium zu Karthago. Aber der Aufent-

halt in dieser der Üppigkeit ergebenen Weltstadt wirkte auf seine sittliche Entwicklung ungünstig ein. Er verkehrte in verrufenen Kreisen, und eine Geliebte, mit der er über ein Jahrzehnt zusammenlebte, gebar ihm (372) einen Sohn, dem er den Namen Adeodatus („Gottesgeschenk") gab; des Vaters Tod (371) ging ihm wenig zu Herzen.

Aber allmählich regt sich in dem von flammendem Ehrgeiz beseelten, reichbefähigten Jüngling die Sehnsucht nach höheren Zielen: im Jahre 373 lernte er Ciceros (jetzt bis auf einige Bruchstücke verlorene) Schrift *Hortensius* kennen; der Inhalt dieses Buches, im wesentlichen eine Ermunterung zur Beschäftigung mit der Philosophie als der Führerin zur Wahrheit, hatte auf ihn tiefsten Eindruck gemacht. Er wandte sich nun mit allem Eifer dem philosophischen Studium zu; wenn er aber auch den philosophischen Lehren zustimmte, daß nur die Erkenntnis der Wahrheit und das Streben nach ihr wirkliche Bedeutung besitze und Reichtum, äußere Ehren, Wohlleben, sinnliche Lust wertlos seien, so vermochte er in seinem Leben diese theoretisch von ihm gebilligten Lehren damals nicht zu verwirklichen. Er lebte lange Zeit in innerem Zwiespalt: seine Ideale standen dauernd im Widerspruch zu seinem Leben.

196. Der heilige Augustin. Fresko des 6. Jahrhunderts aus dem Scrinium sanctum Papst Gregors I.

Aus diesen seelischen Nöten befreite ihn erst die christliche Religion, die ihm die Kraft zur Verwirklichung der erhabenen Ziele gab, die längst sein Herz erfüllten. Aber der Weg zur Christenlehre war noch weit. Zunächst trat er in seinem zwanzigsten Lebensjahre der Sekte der Manichäer bei, die damals in Afrika viele Anhänger zählte, und blieb dem Manichäismus neun Jahre lang (bis 382) zugetan. Dieses aus dem babylonischen Gnostizismus hervorgegangene, mit christlichen Lehren durchsetzte Religionssystem, dessen Stifter Mani (Manes) im Jahre 276 den Kreuzestod erlitten hatte, übertrug den Dualismus der persischen Zoroasterlehre in das Christentum; die Manichäer predigten außerdem strengste Askese, Verzicht auf irdische Güter und gestatteten eine rückhaltlose kritische Betrachtung der Heiligen Schrift, namentlich des Alten Testaments. Nach anfänglicher begeisterter Hingabe an diese Sekte regten sich bei Augustinus allerlei Bedenken. Die scharfe Bibelkritik gefiel ihm wenig und die abenteuerlich-geheimnisvolle Form, in die der Manichäismus seine Ideen hüllte und mit der er Systemblößen zu verdecken suchte, ließ Zweifel an dessen Wahrheit aufkeimen. Man verhieß ihm, der weise Faustus, der als der Weisheitsborn der manichäischen Häresie galt, werde alle seine Zweifel zerstreuen. Endlich erschien er. Aber Augustinus

fand in Faustus' Reden mehr „süße Rhetorik" als echte Wahrheit, mehr Geistreichelei als geistigen Tiefgang. Enttäuscht verglich er Faustus schließlich mit einem Mundschenk, der einem Durstgepeinigten prächtige, aber leere Becher reiche. Da ihm somit der Manichäismus die erhoffte Befriedigung auf die Dauer nicht gewährte, begann Augustinus neue Wege zu suchen. Er studierte Übertragungen der Schriften Platons und der Neuplatoniker; sodann reiste er im Jahre 383 nach Rom und im folgenden Jahre nach Mailand, um hier als Lehrer der Rhetorik zu wirken.

Der Mailänder Bischof Ambrosius, diese überragende Persönlichkeit, vermittelte ihm eine gründliche Kenntnis der Christenreligion, und das hingebungsvolle Studium der Paulusbriefe führte ihn nun zu einer völligen Umgestaltung seines Denkens und Lebens. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, lebte seiner schriftstellerischen Beschäftigung und bereitete sich zum würdigen Empfang der Taufe vor, die er durch Ambrosius erhielt (Osternacht 387). Er beschloß sodann, in seine afrikanische Heimat zurückzukehren. Auf der Fahrt dahin erkrankte seine Mutter und verschied zu Ostia (Spätsommer 387). Ein Gespräch, das Augustinus wenige Tage vor ihrer Erkrankung mit ihr geführt hatte, ist in den „Bekenntnissen" aufgezeichnet (*Conf.* IX 10, 23ff.). Dieses Gespräch, in dem sich das Denken des Schriftstellers von der Welt der irdischen Vergänglichkeit zur Betrachtung der Gottesewigkeit aufschwingt und allda in sinnender Betrachtung verweilt, läßt uns erkennen, wieviel ihm seine christliche Mutter gewesen, lehrt aber auch, wie das Reich des Alltags und seiner Lust, das ihn einst gefesselt, nunmehr hinter ihm lag in wesenlosem Scheine.

Augustinus begann nun die Lehren des Christentums an sich zu verwirklichen: er verkaufte seine Güter, gab den Erlös den Notleidenden und behielt nur so viel, daß er damit die bescheidensten Lebensansprüche befriedigen konnte. Er war 388 nach Afrika zurückgekehrt und lebte daselbst in strengster Enthaltsamkeit. Im Jahre 391 trat er gegen Wunsch und Neigung, aber im sicheren Gefühle, Gottes Ruf zu folgen, in den geistlichen Stand und empfing die Priesterweihe. Er wirkte neben dem Bischof Valerius von Hippo (heute Bona), wußte durch seine gehaltvollen, geistsprühenden Predigten, die er nahezu täglich hielt, dem Christentum viele Anhänger zu gewinnen und wurde 395 Mitbischof an gleicher Wirkungsstätte. Nach Valerius' Tode war Augustinus Bischof von Hippo. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode, der in die Zeit der ersten Belagerung dieser Stadt durch die Vandalen (August 430) fällt. Seine Gebeine ruhen jetzt neben dem Denkmale, das ihm die französischen Bischöfe auf den Ruinen von Hippo erbauen ließen.

Von keinem lateinischen Autor des Christentums besitzen wir einen größeren Schriftenreichtum als von Augustinus. Drei Jahre vor seinem Ableben (427) ließ er, dem Denken und Schriftstellern als Pflicht erschien, in seinen aus zwei Büchern bestehenden *Retractationes* sein literarisches Schaffen seit dem Jahre 386 an sich vorüberziehen. Er gibt darin eine chronologisch geordnete Aufzählung seiner Schriften (mit Ausnahme der Briefe und Predigten) und erwähnt ihre Veranlassung und Tendenz; auch verbessert er hier manche Versehen, insbesondere solche dogmatischer Art. Im ganzen werden 93 Werke in 232 Büchern genannt (*Retract.* II 67). Aus dieser Fülle kann im nachstehenden nur das Bedeutendste herausgegriffen werden.

Sein erstes Werk, das er im Jahre 380 vor dem Übertritte zum Christentum verfaßte, hieß „Vom Schönen und Zweckmäßigen" (*De pulchro et apto*). Er schrieb es, als er in Karthago noch ganz der Sinnenwelt hingegeben war; wir besitzen es nicht mehr. Bald nach seiner Bekehrung (386) entstanden zunächst seine drei auf dem Landgut Cassiciacum (bei Mailand) ausgearbeiteten Bücher *Contra Academicos*, worin er mit der Skepsis der Neuakademiker abrechnete. Es folgten die zwei dialogischen Schriften: *De beata vita*, worin derjenige als wahrhaft glücklich erkannt wird, der zum Besitze des dreieinigen Gottes gelangt sei, und *De ordine*, worin die Frage nach dem Ursprung des Bösen beantwortet wird, ferner zwei Bücher „Selbstgespräche" (*Soliloquia*), worin die Möglichkeit und die Art der Ergründung metaphysischer Erkenntnisse untersucht wird. Von einem großen enzyklopädischen Werk über die *artes liberales* kamen nur die Abschnitte über Grammatik und Musik zur Ausführung, während andere Teile (Dialektik, Rhetorik) nicht über die Anfänge hinaus gediehen. In Rom entstand das Büchlein *De quantitate animae*, das die Materialität der Seele verwirft. Eine Unterredung mit seinem jungverstorbenen Sohne Adeodatus gibt er in *De magistro* wieder, worin der in der Menschenseele regierende Logos als der Lehrer und Künder aller Wahrheit erscheint.

Um 400 entstand eine literarische Meisterleistung Augustinus', seine berühmten „Bekenntnisse" (*Confessionum l. XIII*), das Werk, das man mit einer gewissen Berechtigung das modernste Buch des Altertums genannt hat. In der Tat ist unser Kirchenvater weiteren Kreisen

der gebildeten Welt vornehmlich durch seine *Confessiones* bekannt, durch jenes erhabene Menschheitsbuch, das er als Bischof hauptsächlich in der Absicht verfaßte, um die Stimmen scheinheiliger Frömmler zum Verstummen zu bringen, die an seiner Würdigkeit und Eignung zu dem hohen kirchlichen Amte wegen seines ungezügelten Jugendlebens Zweifel äußerten. Ihnen und aller Welt legt er hier seine persönlichen Erlebnisse und Begegnungen, seine geistig-seelischen Wandlungen, seinen Weg durch Fehl und Sünde dar, der ihn nach langen, marternden Zweifeln endlich wunderbarerweise zur Erkenntnis des wahren Gottes gelangen ließ. Mit dem Worte *confessio* ist hier das „Bekenntnis zu Gott" (Gottes Anerkennung und Preis) gemeint. Die *Confessiones* besitzen zunächst den Wert einer Dokumentensammlung über einen wichtigen Abschnitt aus Augustinus' Leben; sie sind eine bis zum Jahre 387 reichende Selbstbiographie von bezwingender Aufrichtigkeit und verdanken der Verquickung urkundlicher Objektivität mit persönlicher Unmittelbarkeit ihre jeden Leser erschütternde Wirkung. Aber sie bilden auch ein Denkmal der flammenden Gläubigkeit Augustins, da sie einen durchgängigen Preisgesang auf Gottes Gnade und ein stets sich erneuerndes Dankgebet für Gottes gütige und gerechte Leitung darstellen.

Wir begleiten in dem Werke, das einer von Demut und Innigkeit erfüllten Berichterstattung an Gott gleicht, den Heiligen von seinen ersten Kindheitserinnerungen bis in sein reifes Alter. In den bereits genannten „Retractationen" kennzeichnet Augustinus selbst die stoffliche Anordnung dieser Schrift (*Retract.* II 6). In dem ersten, umfangreicheren Teile, der die ersten zehn Bücher umfaßt, gibt er zunächst in den Büchern I—IX eine Geschichte seiner inneren Entwicklung bis zum Tode der Mutter; während er aber hier seine eingehend geschilderte Vergangenheit Revue passieren läßt (I—IV Kindheit und Jugend bis zur Übersiedlung nach Karthago, V—IX Absage an den Manichäismus bis zum Ableben Monnicas), stellt er in dem zehnten Buche seinen psychischen Zustand der jüngsten Zeit dar und überschlägt dabei alle Ereignisse, die sich im letzten Jahrzehnt seines Lebens seit seinem Übertritte zum Christentum abgespielt haben. Die letzten drei Bücher (*l.* XI—XIII) bringen erläuternde Studien zum Schöpfungsbericht der Genesis, wobei ein bei Augustinus sonst weniger hervortretender Hang zu allegorischen Deutungen auffällt. Durch tiefsinnige Gedanken zeichnet sich namentlich die im elften Buche (c. 13—31) gebotene Untersuchung des Zeitbegriffes aus, die zu der Hypothese führt, daß Zukunft und Vergangenheit nur für die Menschen nicht existent sind, tatsächlich aber in Gott koexistieren; dieses Koexistieren ist die Ewigkeit, die ewige Gegenwart.

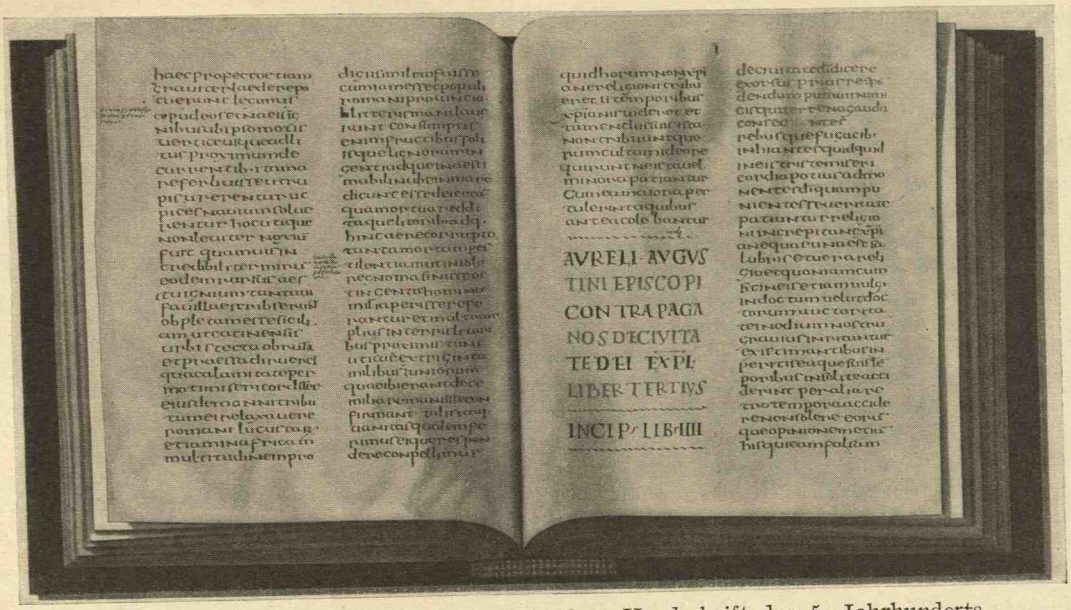
Das Werk leitet der einfach-erhabene Kerngedanke ein: „Für dich hast du uns, o Herr, erschaffen und unser Herz ist ruhelos, bis es ruhet in dir" (*Fecisti nos ad te, domine, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te*). Es ist reich an ergreifenden Szenen; wir heben etwa die Bekehrung des Rhetors Victorinus, seine eigene Bekehrung zum Christentum, sein letztes Gespräch mit Monnica, den Tod der Mutter hervor. Im achten Buche kommt Augustin auf seine entscheidende innere Wandlung zu sprechen. Ein angesehener Palastbeamter, Pontitianus, schilderte ihm das bedürfnislose, weltverzichtende Dasein der Eremiten Ägyptens und erzählte von zwei verlobten Freunden, die von der Lebensbeschreibung des heiligen Antonius von Theben so sehr ergriffen waren, daß sie augenblicklich den weltlichen Freuden entsagten, um in stiller Einsamkeit Gottes Diener zu werden. Die Worte des Erzählers machten auf Augustinus einen überwältigenden Eindruck; er fühlte die Stunde der Entscheidung gekommen. In seinem Innern tobte ein ungeheurer Kampf: die Gewalten der irdischen Begierden rangen um den Besitz seiner Seele mit den überirdischen Mächten der Wahrheit und des ewig beglückenden Friedens, die ein gottergebenes, der Weltlust entsagendes Leben zu verleihen hatte. Von Unrast gequält, warf er sich im Hausgarten laut aufschluchzend vor seelischer Qual zu Boden. „Und laut jammernd rief ich: 'Wie lange noch? Wie lange noch? Morgen und immer wieder morgen? Warum nicht heute, warum nicht jetzt zu dieser Stunde das Ende meiner Schmach?' So sagte ich und weinte in der bittersten Zerknirschung meines Herzens. Und sieh, da vernehme ich eine Stimme vom Nachbarhaus her, singenden Tones, Laute wie von einem Knaben oder Mädchen: 'Nimm und lies! (*Tolle, lege!*) Nimm und lies!' Meine Miene änderte sich, ich dachte nach, ob etwa Kinder so bei einem ihrer Spiele zu singen pflegten. Doch ich konnte mich nicht entsinnen, diese Worte je gehört zu haben. Ich hemmte die Gewalt der Tränen und stand auf. Mir war, als befehle mir Gott, ein Buch aufzuschlagen und zu lesen, worauf zuerst mein Blick falle ... So ging ich rasch zu dem

Platz zurück, wo Alypius saß. Dort hatte ich einen Band, die Briefe des Apostels (Paulus), liegen lassen, als ich aufgestanden und fortgegangen war. Ich ergriff den Band, öffnete ihn und las schweigend die Stelle, worauf zuerst mein Auge fiel: 'Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern der Unzucht, nicht in Hader und Mißgunst — sondern ziehet den Herrn Jesum Christum an und wartet des Leibes nicht zur Erregung eurer Sinnenlust.' Ich wollte nicht weiterlesen und es war auch nicht vonnöten. Denn als ich diese Worte gelesen, da kam's in mein Herz, ein Licht des Friedens und der Zuversicht, und aller Dämmer des Zweifels war zerstoben."

Augustinus hat nirgends mehr so tief in sein eigenstes Wesen gegriffen wie in den Herzensergießungen seiner *Confessiones*. Dem Werke, das bei seinem Erscheinen eine mächtige Wirkung ausübte, war ein dauerndes Fortleben beschieden. Im Mittelalter war es Dante, der sich bei der Schilderung seines Jugendlebens in *La vita nuova* von dem Buche sichtlich beeinflußt zeigt. Petrarca dankte ihm nach seinem eigenen Geständnisse innere Stärkung, Trost und Erhebung. In späterer Zeit haben es nicht wenige Verfasser autobiographischer Schriften zu ihrem Vorbild genommen; Rousseaus *Confessions* aber berühren sich nahezu lediglich im Buchtitel mit Augustins großer Lebensbeichte.

Sind die „Bekenntnisse", mit denen übrigens eine neue literarische Gattung ins Leben gerufen wurde, Augustins bekannteste und verbreitetste Schrift, so stellt sein zweiundzwanzig Bücher füllendes geschichtsphilosophisches Werk „Der Gottesstaat" (*De civitate dei*) seine tiefste Schöpfung dar. Dieses gedankenvolle Riesenwerk, an dem er etwa vierzehn Jahre (412—426) arbeitete, ist die formell und inhaltlich großartigste Apologie des Christentums, die zugleich mit der heidnischen Weltanschauung Abrechnung hält. Es weist vor allem auf den tiefen Zwiespalt zwischen der Erdenwelt und Gotteswelt, zwischen dem irdischen und himmlischen Staate hin; seinen Namen erhielt es von dem besseren Teile (*a meliore*). Der Gegensatz zwischen der *civitas terrena* und *divina* reicht nach Augustinus bis in die Tage des Abfalls der bösen Engel von Gott zurück; diese Schar der Abtrünnigen, die zu bösen Geistern (*daemones*) wurden, nahm das Heidentum als seine Götter auf. Seither besteht ein Weltstaat neben dem Gottesstaat. Aber es naht die Zeit, da das Gute, das Göttliche über das Böse, das Irdische siegen, der Erdenstaat vergehen und der durch Christi Wiederkehr begründete vollkommene Gottesstaat, das Reich der Seligkeit, in Ewigkeit herrschen wird. Aus dem natürlichen Kontraste dieser beiden Reiche gewinnt Augustinus seine Deutungen weltgeschichtlicher Zusammenhänge und gestaltet das eigentlich als Verteidigungsschrift geplante Werk zu einer umfassenden Philosophie der Geschichte auf christlicher Basis aus.

In einer Augustnacht des Jahres 410 drangen die Goten unter Alarichs Führung in Rom ein und plünderten drei Tage hindurch die Stadt. Die Nachricht von dem namenlosen Unglück durcheilte die Mittelmeerländer und die heidnische Welt erhob die Beschuldigung wider die Christen, sie hätten die Rache der von ihnen verdrängten Götter auf das Römerreich herabbeschworen. Die Christen hingegen schoben den Heiden die Schuld an dem Unheil zu. Dies gab Augustinus die Veranlassung zu seinem Werke, worin er (Buch I—V) zu dieser Katastrophe Stellung nimmt und zunächst ausführt, daß bei der Einnahme Roms durch die Germanen die Christen nicht minder Ungemach zu erdulden hatten als die Heiden; doch bedeute dieser schwere Schlag für die Christen eine Prüfung, für die Heidenwelt ein Strafgericht. Im übrigen habe die Römer auch in der vorchristlichen Zeit wiederholt arges Verhängnis getroffen, vor dem sie der ganze heidnische Götterhimmel nicht zu bewahren vermochte. Überhaupt trage der Götterkult nichts zum Glücke auf der Diesseitswelt bei noch habe er für eine transzendente Lebenswertung irgendwelche Bedeutung. Der nun folgende Abschnitt (Buch V—X) bringt kritische Auseinandersetzungen mit astrologischen Aufstellungen, mit der alten Sagenkunde und Dämonologie, wobei insbesondere Ansichten Varros, Apuleius' und Porphyrios' näher beleuchtet und bekämpft werden. Die zahlreichen Anführungen aus römischen Autoren sowie die eingeflochtenen archäologischen Digressionen liefern der Altertumswissenschaft manch kostbaren Beitrag. Die ersten zehn Bücher enthalten demnach Kritik und Polemik. Im zweiten Hauptteil (Buch XI—XXII) türmt sich das Werk zu einem gewaltigen geschichtsphilosophischen Bau. Die Weltgeschichte erscheint hier als ein Widerstreit zweier geistiger Vereinigungen (*civitates*), deren Existenz sich aus gegensätzlichen Urtrieben, der Liebe zu Gott und der Selbstliebe, herleitet.



197. Augustinus, De civitate dei. Nach einer Handschrift des 5. Jahrhunderts in der Nationalbibliothek zu Paris.

Dieser Kampf währt durch sechs Zeiträume der Erdengeschichte; er erreicht im sechsten den Stand der Entscheidung, wobei das heidnische Weltreich in den offensichtlichsten Gegensatz zum christlich-kirchlichen Gottesreiche tritt, und findet beim Jüngsten Gericht sein Ende, bei dem das Weltreich vergeht und das Gottesreich triumphiert. — Die letzten Bücher zeichnet eine stetig wachsende künstlerische Emporgipfelung des Stoffes aus: nach dem Hymnus auf den Frieden (XIX 12) und dem Gemälde des Jüngsten Gerichts (XX) die grausige Schilderung der ewigen Pein (XXI) und die sieghafte Glorie des unvergänglichen Gottesstaates.

Der Werdegang des heidnischen Weltstaates ist nach den menschlichen Altersstufen gegliedert, eine historische Besinnung, die schon bei dem älteren Seneca und Florus (S. 360) begegnet. Der altgewordene Römerstaat ist aber nach Augustinus' Meinung noch nicht dem Untergang geweiht; in manchen Ereignissen, die sich bei der Einnahme der ewigen Stadt durch die Goten begaben, wurde die hilfreiche sittliche Macht der durch die Kirche repräsentierten *civitas dei* sichtbar. Dieser Moral müsse man sich zuwenden und die christliche Reichslenkung der letzten Zeit (Constantinus und Theodosius) lasse die Zukunft nicht als hoffnungslos erscheinen.

Als Quellenmaterial dieses Augustinischen Hauptwerkes diente griechisches und römisches Geistesgut. Aber da Augustinus' Kenntnis der griechischen Sprache nur zur Lektüre der Heiligen Schrift ausreichte, dürften seine Gewährsmänner für das theologische und philosophische Schrifttum der Griechen lateinische Autoren gewesen sein, vorzugsweise wohl Victorinus. Von hellenischen Denkern hat er vor allen Platon herangezogen, dessen überragende Größe ihm ganz deutlich wurde; denn bei gelegentlicher Polemik gegen ihn schimmert die hohe Achtung durch, mit der er dem großen Griechen gegenüberstand. Nicht wenig hatte ihm der Neuplatonismus zu bieten; um so leidenschaftlicher befehdet er gewisse Lehren dieser Schule, die seinen Vorstellungen zuwiderlaufen. Unter ihren Vertretern ist es vornehmlich Porphyrios, mit dem er manchen heißen Strauß ausficht, was ihm wohl deshalb so gut gelingt, weil er seine eigenen geistigen Waffen gerade in der eifrigen Beschäftigung mit dieser dialektisch gewandten Schule geschärft hatte. Von den römischen Gewährsmännern Augustins stehen der in allen Sätteln gerechte Varro und Cicero (besonders dessen Werke „Der Staat" und „Die Weissagung") in vorderster Reihe; daneben kommen vorzugsweise Apuleius' Studie „Der Dämon des Sokrates" (S. 364) und die Apuleius mit Unrecht beigelegte, erst im 4. Jahrhundert entstandene Schrift *Asclepius* in Betracht. Ganz erstaunlich ist Augustins Vergilkenntnis, doch zeigt er sich auch in den römischen Komödiendichtern, Epikern, Satirikern, Ge-

schichtschreibern der Frühzeit, Klassik und Spätzeit bewandert. Was jedoch unser Befremden erregt, ist die geringe Beachtung der christlichen Literatur; Lactantius, Hieronymus, Origenes werden nur ausnahmsweise genannt, andere Namen christlicher Autoren liest man bei ihm nicht, obzwar er ihre Werke gelegentlich heranzieht. Man vermutet wohl mit Recht, daß er darin der Sitte der antiken Geschichtschreiber folgte, die nur dann Quellenautoren mit Namen anführen, wenn sie von ihnen in sachlichen Belangen abweichen. Im übrigen entsprach es der Wesensart Augustins, jedem persönlichen Hader mit seinen katholischen Glaubensbrüdern aus dem Wege zu gehen.

Groß war die Nachwirkung der *Civitas dei*, die auch ins Griechische übersetzt wurde. Vornehmlich durch diese gewaltige Religionsphilosophie christlich-katholischer Richtung ist Augustinus der für das Abendland einflußreichste unter den Kirchenvätern geworden. Durch die Genialität, mit der er spekulative und mystische Elemente in eigenartiger Weise verarbeitete, wurde er der geistige Begründer der katholischen Scholastik des Mittelalters. Und nicht bloß das ganze Mittelalter, auch Luther und die Reformatoren empfingen von ihm reiche geistige Anregung. Von den zahlreichen Werken, die der „Gottesstaat" inspiriert und beeinflußt hat, sei hier das Hauptwerk des ersten kunstmäßigen Geschichtschreibers des deutschen Mittelalters, Otto von Freisings *Chronica sive historia de duabus civitatibus*, hervorgehoben. Freilich ist dieses Werk sozusagen weit irdischerer Natur als Augustinus' Schöpfung; Otto von Freising zeigt sich mehr als Historiker denn als Philosoph oder religiöser Denker. Er war allem Anscheine nach eine sehr empfindsame Persönlichkeit, deren Herz die Zeitgeschehnisse mächtig ergriffen; so wird das philosophische Element in seinem Werke durch die Ereignisse jener Tage, den Kampf der geistlichen mit der weltlichen Macht, bisweilen in den Hintergrund gedrängt.

An die zwei berühmten Meisterleistungen Augustins reiht sich würdig sein fünfzehn Bücher umfassendes Werk „Die Dreieinigkeit" (*De trinitate*), mit dem wir die Besprechung seiner dogmatischen Schriften beginnen. Es ist kein neues Thema, das hier erörtert wird; aber neu ist die Gründlichkeit, mit der hier die maßgebenden Stellen der Heiligen Schrift geprüft und erläutert werden (*l.* I—VII), sowie der kühne Versuch, das tiefe Mysterium dem Menschengeiste durch Beispiele und Vergleiche faßlicher zu gestalten (*l.* VIII—XV). Diese bedeutendste dogmatische Schrift unseres Kirchenvaters, mit der er das in der Patristik viel behandelte Problem abschloß, wurde besonders im Mittelalter eifrig studiert. Der gelehrte Mönch Maximos Planudes (gest. um 1310 zu Konstantinopel) lieferte eine griechische Übersetzung des an Dunkelheiten reichen Werkes.

Neben den Büchern *De trinitate*, an denen Augustinus mit einigen Unterbrechungen mehr als siebzehn Jahre (398—416) arbeitete, entstanden unter anderen zwei weitere dogmatische Schriften: „Sehergabe der Dämonen" (*De divinatione daemonum*, 411) und „Der Glaube und die guten Werke" (*De fide et operibus*, 413), worin dargetan wird, daß die guten Werke eine unumgänglich notwendige Ergänzung des Christenglaubens seien. Späteren Ursprungs (etwa von 422) ist das „Handbuch an Laurentius" (*Enchiridion ad Laurentium*), auch „Glaube, Hoffnung und Liebe" (*De fide, spe et caritate*) genannt. Der im Titel genannte Laurentius ist ein Augustinus befreundeter Römer. Die Schrift, die das einzige wissenschaftliche Lehrgebäude des christlichen Glaubens bildet, das er verfaßte, gliedert sich in drei ungleiche Teile. Am ausführlichsten ist das erste Thema, *De fide*, behandelt, worin vor allem das Apostolische Symbolum kommentiert wird; in knapper Form ist sodann von der Hoffnung und dem Gebete des Herrn, endlich von der Liebe und den Geboten die Rede.

Einen breiten Raum in Augustins Schriftstellerei nehmen seine polemischen Arbeiten ein. Nicht Zanksucht, sondern der unhemmbare Trieb, der Wahrheit zum Lichte zu verhelfen, führte Augustinus' Feder in diesen Kampfschriften. In einem Traktat „Wider die Juden" (*Adversus Iudaeos*) legte er dar, daß sich die himmlische Gerechtigkeit in der Verstoßung der jüdischen Nation dokumentiere. Eine Reihe von Schriften galt der Niederringung des Manichäismus; eine fundamentale Widerlegung dieser Sektenlehre bot er (um 400) in dem großangelegten Werke „Gegen den Manichäer Faustus" (*Contra Faustum Manichaeum l.* XXXIII). Es folgte eine lange Reihe von Schriften gegen die den Manichäern geistesverwandten Priscillianisten (S. 411), ferner gegen die Donatisten (S. 411), die Arianer (S. 407f.), die Pelagianer (S. 430). Noch im Spätherbst seines Lebens (428) verfaßte Augustinus eine Geschichte der Häresien (*De haeresibus*), worin er die Hauptideen der ketzerischen Sondergemeinden darlegt. Stofflich hat er sich hier zwar meist sehr enge an seine Quellen angeschlossen; besondere Beachtung aber verdient das umfang-

reiche Ketzerverzeichnis, in dem wir auch auf Tertullians berühmten Namen stoßen. Insgesamt bilden diese kleineren und größeren polemischen Arbeiten mehr als die Hälfte der Werke unseres Heiligen.

Auch auf dem Gebiet der Bibelauslegung führte Augustinus einen rührigen Griffel. Er interpretierte den Heptateuch in zwei Schriften, er befaßte sich mit der Evangelienexegese und stellte in vier Büchern „Die Übereinstimmung der Evangelisten" (*De consensu evangelistarum*) dar, wie die vermeintlichen Widersprüche in den Evangelienbüchern zu erklären seien, er schrieb zwei Bücher über die Bergpredigt, er erläuterte mehrere neutestamentliche Episteln. Diese Arbeiten nahm er anfangs an Hand des Italatextes vor, später benützte er auch Hieronymus' Übertragung; an schwierigen Stellen verglich er überdies den griechischen Wortlaut. Wohl haben diese Aufsätze und Bücher bis in die mittelalterliche Zeit viele Bewunderer und emsige Leser gefunden; dennoch kann man nicht behaupten, daß Augustinus als praktischer Exeget Richtunggebendes geleistet hat. Dazu reichten seine Kräfte nicht; seine Kenntnis des Griechischen war, wie erwähnt, wenig tiefgehend und des Hebräischen war er nicht mächtig. — Wertvolles und Grundlegendes hat hingegen der Theoretiker Augustinus auf diesem Gebiete geboten. In seinem aus vier Büchern bestehenden Werke „Die christliche Lehre" (*De doctrina Christiana*), das um 397 in Angriff genommen und kurz vor seinem Lebensende zum Abschluß gebracht wurde, befaßt er sich mit der Methodik der biblischen Exegese (*l.* I—III) und schließt daran einen Wegweiser für die christliche Kanzelkunst (*l.* IV). In der Interpretation der Heiligen Schrift vertritt er den Standpunkt, daß sich die Auslegung niemals zur kirchlichen Dogmatik in Widerspruch setzen darf. Da Augustinus in der antiken Rhetorik und Dialektik wertvolle Behelfe für die Förderung der Kirchenlehre erblickte, zog er auch diese profanen Fächer empfehlend in den Kreis seiner Darstellung. Er wurde dadurch der eigentliche große Vorgänger Cassiodors, der den Mönchen sogar die handschriftliche Vervielfältigung von Autoren des klassischen Altertums auftrug. Durch diese Schätzung der Antike hat Augustinus, dessen machtvolle Persönlichkeit auf die spätere Christenheit geradezu beherrschenden Einfluß übte, ebenfalls im Sinne der Erhaltung des alten heidnischen Schrifttums gewirkt.

Eine kleinere Reihe von Schriften erwuchs Augustinus aus seiner priesterlichen Tätigkeit. Ihre Entstehung reicht bis ins Jahr 395 zurück. Aus dieser Zeit stammt das Büchlein *De mendacio*, worin er das Wesen, den Ursprung und die Sündhaftigkeit der Lüge erörtert. Da ihm, auch in höherem Alter noch, nach seinem eigenen Geständnis eine Neigung zur Unaufrichtigkeit anhaftete, so wundert es nicht, daß er diesen Gegenstand später abermals aufgriff; seine Abhandlung „Wider die Lüge" (*Contra mendacium*), worin jede Form der Lüge als verwerflich bezeichnet wird, erschien um 420. Andere Schriften dieser Gattung handeln über die Unauflöslichkeit der Ehe, über die Jungfräulichkeit und den Witwenstand. Sein *Speculum* (um 427) enthält unter ständiger Bezugnahme auf die Bibel Weisungen zur Führung eines sittlichen, gottgefälligen Lebens; in seinem Traktat „Die Totenfürsorge" (*De cura pro mortuis gerenda*) wird unter anderem die Beisetzung in Märtyrerbasiliken empfohlen (421 entstanden). Besonderes Interesse erwecken endlich zwei Werke, in denen Augustinus Neuland betritt: das Buch „Die Mönchsarbeit" (*De opere monachorum*), worin die körperliche Arbeit zum ersten Male mit verherrlichenden Worten bedacht erscheint, und die Schrift „Unterweisung von Neulingen im Christentum" (*De catechizandis rudibus*), die man mit Recht als die erste christliche Katechetik bezeichnet hat.

Als der hervorragendste abendländische Prediger hat Augustinus auch einen Teil seiner *sermones* selbst schriftlich fixiert.

Er tat dies jeweils erst nach der Predigt, weil ihm eine bis aufs Wort peinliche Vorbereitung für diese unzweckmäßig erschien. Da aber auch die Zuhörer seine Predigten aufzeichneten, so stammt eine große Anzahl der erhaltenen Augustinischen Sermonen aus solchen Nachschriften. Die im Jahre 1618 zu Paris gestiftete Kongregation vom hl. Maurus („Mauriner"), der die Herausgabe zahlreicher Schriften der Kirchenväter und geschichtlicher Sammelwerke verdankt wird, veranstaltete auch eine Gesamtedition der Werke Augustins („Mauriner Ausgabe"). Die Mauriner bezeichneten 363 Predigten als echtes Augustinisches Gut, 317 unter seinem Namen gehende Sermonen erklärten sie für unecht, bei 32 Stücken hielten sie mit einem abschließenden Urteil zurück. Augustinus hatte, wie er selbst sagt, die Absicht, über seine Predigten und Briefe in den *Retractationes* eingehender zu sprechen. Leider kam er zur Ausführung dieses Vorhabens nicht mehr. Denn hier hätten wir wohl auch die genaue Zahl der von ihm schriftlich festgehaltenen Predigten erfahren. Die älteren, oft breit ausladenden Predigten nehmen auf den Bildungsstand der Zuhörer, auch Uneingeweihter, meistens Rücksicht, sie verschmähen aber bildliche Ornamentik nicht und machen von den wirksamen Mitteln der Rhetorik vollen Gebrauch. Allmählich ändert sich

dies. Die Reden werden gedrungener, schmuckloser, philosophischer. Immer aber gewährt einen reinen Genuß die zielsichere Gewandtheit, mit der er über Glaubensmysterien erhellendes Licht zu verbreiten und die findigsten Einfälle und Einwürfe ketzerischer Zeitgenossen abzuwehren weiß. Mit Ambrosius verglichen, zeigt Augustinus in seinen Sermonen eine ungleich größere Selbständigkeit; doch bedient er sich hier, im Gegensatze zu seiner sonstigen Gepflogenheit, hin und wieder der allegorischen Exegese, der er bei der Auslegung der Heiligen Schrift mit klarer Absicht aus dem Wege ging.

Deutlicher als in vielen anderen Schriften prägt sich Augustinus' Wesen in seinen Briefen aus: sie setzen die Bedeutung seiner Individualität und seines Wirkens in helles Licht.

Wir besitzen eine Sammlung von 270 Episteln, worunter 47 Augustinus zum Adressaten haben; sie verteilen sich auf die Jahre 387—429. Buntheit belebt den Inhalt dieser Schreiben, ihre Themen sind Erörterungen von Problemen der Glaubenslehre, Schriftauslegung, Fragen der seelsorgerischen Praxis, Freundesmahnung, Ermunterung und Trost, allerlei private Angelegenheiten. Neben Briefen, die sich durch sorgsame Ausarbeitung, schwungvollen, blütenreichen Stil auszeichnen, stehen rasch hingeworfene, stilistisch ärmliche Erzeugnisse. Aber aus nahezu allen, soweit sie Augustinus zum Verfasser haben, spricht eine neidlose, wahrheitsuchende Persönlichkeit. Im besonderen lehrt uns diese Sammlung, wie hoch man allseits seinen Rat schätzte und wie bereitwillig er immer war, anderen aus der Fülle seines Wissens und seiner Weltkenntnis zu geben. Unsere lebhafteste Teilnahme wendet sich der Korrespondenz mit Hieronymus zu; allem Anscheine nach gab sich Augustinus ehrliche Mühe, engere freundschaftliche Beziehungen zu dem großen Gelehrten zu gewinnen. Hieronymus' Überempfindlichkeit und unbezähmbare Aggressivität haben es verhindert.

Es hat Augustinus' Würde keinen Eintrag getan, daß er gelegentlich auch Verse schrieb. Doch handelt es sich nicht um hohe oder farbige, sinnfällige Poesie. Aus dem Jahre 393 stammt ein aus zwanzig Strophen bestehender abecedarischer Psalm, worin er die Donatistenlehre abweist (*Psalmus contra partem Donati*). Mit der Wahl der metrischen Form verfolgte er hier den Zweck, seine Worte möglichst einprägsam zu gestalten. Auch eine Anzahl Epigramme wird Augustinus zugeschrieben; ob mit Recht, ist wenigstens bei den meisten mehr als fraglich.

In seinem sprachlichen Ausdruck bekundet Augustinus eine reiche Abwechslung. Die stilistischen Differenzen sind bei ihm hauptsächlich durch die Mannigfaltigkeit der behandelten Themen, bei den Sermonen auch durch die Rücksicht auf den Hörerkreis bedingt. In seinen großen Schöpfungen, die sich an die Kreise der Gebildeten wenden, trägt die Sprache das Gepräge eines feingeschulten Humanismus. Mit der Sicherheit einer naiven Begabung tritt da sein feines Gefühl für stilistische Eleganz in Erscheinung. In diesen Werken befleißigt sich Augustinus, soweit es diese späte Zeit noch zuließ, einer der klassischen Ausdrucksweise angenäherten Diktion, die in dieser Hinsicht offenbar durch seine umfangreiche Belesenheit im weltlichen lateinischen Schrifttum gefördert war. So haben denn christlicher Gehalt und altklassische Form bei ihm eine eigenartige Vereinigung gefunden. Wo seine Rede höheren Schwung nimmt, da erinnern uns insbesondere Figuren aller Art, darunter vorzugsweise Antithesen, Klangfiguren und Wortspiele, an seine einstige Rhetorpraxis. Dies ist auch in vielen seiner Predigten der Fall. Treffender Witz fehlt nicht, so wenn er beispielsweise von dem „Donnerer und Ehebrecher Juppiter" (*Iuppiter tonans et adulterans*) spricht. Den Predigten und den Werken hohen Stils ist ferner eine reichliche Verwendung des Satzparallelismus sowie der reimartigen Satzschlüsse eigentümlich, wie etwa: *reddens debita nulli debens, donans debita nihil perdens* oder *vigilat iste, ut laudet medicum liberatus, vigilat ille, ut blasphemet iudicem condemnatus* und *a te petatur, in te quaeratur: sic invenietur, sic aperietur.* Und vom Schimmer poetischer Schönheit ist Augustinus' Sprache umfangen, wenn seine Seele andachtsvolle Ergriffenheit erfaßt oder flammende Begeisterung durchloht, so wenn er Monnicas Abschied vom Erdendasein oder einen wunderhaften Gnadensieg erzählt oder in rauschenden Akkorden den gigantischen Triumph des ewigen Gottesstaates verkündet.

Augustinus, dem die Kirche gleich Hieronymus das Prädikat eines Heiligen verliehen hat,

ist der einzige Lateiner, dem mit Fug der Ehrentitel Philosoph zukommt. Als Repräsentant schöpferischer und zudem poetisch gehobener Denkerweisheit reicht dieser Geistesriese seinem griechischen Geistesverwandten Platon die Hand. Wie alle spätere Philosophie ein Weiterbauen auf dem bereits gewonnenen Erkenntnisboden darstellt, so hat auch Augustinus in der von ihm geschaffenen *philosophia Christiana* vorhandene Weisheit weiter ausgestaltet. Insonderheit hat ihm der Neuplatonismus, also ein auf Platons Spekulation gegründetes System, bei seinem grandiosen Unternehmen, der dogmatischen Theologie des Okzidents eine philosophische Grundlage zu geben, fruchtbare Anregungen geboten. Augustinus' profunde Erfahrung auf geistlichem Gebiete ließ ihn zu einem der leitenden Köpfe der alten Kirche werden, an den kein ihm folgender Theologe bis auf Thomas von Aquino einigermaßen heranreicht. Der Ureigenheit seines Schaffens und dem überquellenden Gedankenreichtum gesellt sich der bestrickende Zauber seiner Persönlichkeit bei und verklärt diesen Menschheitsführer durch die Erhabenheit edelsten Menschentums. Die bedeutendste Leistung aber dieses größten und reichsten Geistes der abendländischen Kirche, der die philosophische Spekulation zur Lösung der Frage über das Verhältnis der menschlichen Freiheit und Sünde zur göttlichen Vorherbestimmung und Gnade verwandt hat, ist, neben der wirkungskräftigen Anregung der Scholastik, die Begründung der religiösen Mystik, die seinem Erdenwirken ein unvergängliches Leben sichert.

Literatur: Eine Gesamtausgabe der Werke Augustins besorgten die Mauriner (Blampin und Coustant); sie ist 1679—1700 in elf Foliobänden zu Paris erschienen. — Von der kritischen Neuausgabe im Wiener Korpus (seit 1887) liegen bisher 16 Bände vor, deren Bearbeiter A. Goldbacher, E. Hoffmann, P. Knöll, C. F. Vrba, F. Weihrich und J. Zycha sind; weitere Bände bereiten W. Hörmann und E. Kalinka vor. — Im Florilegium patristicum (Bonn) erschienen: *Liber de videndo deo* (ed. M. Schmaus, 1930); *De doctrina Christiana* (ed. H. I. Vogels, 1930); *De beata vita* (ed. M. Schmaus, 1931); *Ad Consentium epistula* (ed. M. Schmaus, 1933); *Textus eucharistici selecti* (ed. H. Lang, 1933); weitere Bände bereiten H. Fuchs und B. Poschmann vor. — Ausgabe der *Confessiones* von P. Knöll, Leipzig (Teubner) 1898; 1926². — Ausgabe von *De civitate dei* von B. Dombart, vierte Aufl. von A. Kalb, Leipzig (Teubner) I 1928, II 1929. — Fr. und P. Böhringer, Aurelius Augustinus, Mainz² 1904. — H. Becker, Augustinische Studien, Leipzig 1908. — J. Mausbach, Die Ethik des hl. Augustinus, Freiburg 1909 (2 Bde.). — H. Eibl, Augustin und die Patristik, München 1923. — E. Norden, Antike Kunstprosa II⁴ (Berlin 1923), 617f., 621ff., 948f. — H. Fuchs, Augustin und der antike Friedensgedanke, Berlin 1926. — J. Balogh, Augustins alter und neuer Stil, Antike III (1927), 351—367. — M. Grabmann, Die Grundgedanken des hl. Augustinus über Seele und Gott, Köln² 1929. — C. I. Balmus, Étude sur le style de S. Augustin, Paris 1930. — A. Ratti, Rundschreiben des hl. Vaters Papst Pius XI. zum 1500. Todestage des hl. Aug., Trier 1930. — A. Jülicher, R. E. II 2363—2367. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, 166—184.

Da die ersten Vertreter der christlichen Literatur mit der Abwendung von dem heidnischen Glauben und den antiken Lebensidealen auch die Abkehr von aller heidnischen Kunst und Wissenschaft predigten, schien anfangs, wie bereits angedeutet, mit dem Emporkommen der christlichen Weltanschauung der Weiterbestand des antiken Schrifttums gefährdet. Aber die Gigantik des Tertullianischen Kampfes war eine vorübergehende Erscheinung. Schon Hieronymus' vergebliche Bemühungen, seiner in überreizter Asketenstimmung gemachten Absage an die heidnischen Klassiker Treue zu bewahren, lassen die Annäherung des Christentums an die griechisch-römische Kulturwelt deutlich werden. Hoch an Jahren las er als Bethlehemer Einsiedler mit der dortigen Jugend Werke römischer Dichtung. Und während frühere christliche Apologeten kurzerhand behaupteten, gewisse antike Schriftsteller hätten ihre an die Gedankenwelt des Christentums gemahnenden Weisheiten und Lehren aus den inspirierten Büchern ent-

wendet, sieht Augustinus hier das Walten göttlicher Eingebung. Er zollt dem Ethiker Sokrates und dem Erkenntnistheoretiker Pythagoras Anerkennung und steht nicht an, Platons Ruhm für berechtigt zu erklären (*De civ.* VIII 4). Überhaupt schätzt er die alten Klassiker ob des Formenadels ihrer Kunst (*verba quasi vasa electa et pretiosa*) und erfreut sich besonders an den Versen Vergils, dieses „allerberühmtesten und trefflichsten Dichters" (*De civ.* I 3). So war das Ansehen der Literatur des Altertums in der christlichen Welt trotz eines scheinbar unversöhnlichen Gegensatzes in unaufhaltsamem Zunehmen begriffen: der allmählichen Verschmelzung antiker und christlicher Kulturwerte stand fortan kein entscheidendes Hindernis mehr entgegen.

MARIUS MERCATOR. PROSPER. Zu Augustinus' begeisterten Anhängern gehörten Marius Mercator (gest. nach 451), der eine Reihe von Schriften sowie Übersetzungen aus dem Griechischen herausgab, die sich gegen die Parteigänger des Pelagius und Nestorius richten, und der Aquitanier Prosper (gest. um 464), der sich — auch in Dichtungen — zum Vorkämpfer der Augustinischen Dogmatik machte. Wertvoll ist seine Fortsetzung der hieronymischen Chronik (S. 415), die er bis zur Einnahme Roms durch die Vandalen (455) führte; als Widersacher der semipelagianischen Sekte (S. 430) zeigte er sich besonders in seinem Epos *De ingratis*.

Literatur: Ausgabe des Marius Mercator von J. P. Migne, Patr. Lat. 48, p. 67ff. — Ausgabe des Prosper von J. P. Migne, Patr. Lat. 51. — Kritische Ausgabe der Chronik von Th. Mommsen, Mon. Germ. auct. ant. IX, chron. min. I p. 383—485. — L. Valentin, Saint Prosper d'Aquitaine, Toulouse 1900.

CHRISTLICHE HISTORIKER

Es kann nicht wundernehmen, daß sich viele christliche Geschichtschreiber lateinischer Sprache in dieser Epoche keiner voraussetzungslosen Darstellung befleißigten. Hatten dies doch auch nur wenige der heidnischen römischen Historiker ernstlich unternommen oder versucht. Die durch heidnische und häretische Tendenzen noch immer stark bewegte Zeit ließ jene sachliche Kühle, wie sie eine unbefangene Schilderung der geschichtlichen Vorgänge erheischt, nur bei wenigen aufkommen. Im übrigen mangelt fast allen von ihnen, ähnlich wie manchen Kirchenvätern (z. B. Augustinus), bereits das römische Staatsgefühl.

OROSIUS. Als Verfasser der ersten großangelegten christlichen Weltgeschichte (*Historiarum adversum paganos libri VII*) tritt uns der spanische Priester Paulus Orosius (geb. vielleicht zu Bracara in Spanien, gest. nach 418) entgegen, dessen Werk von Adam bis 418 n. Chr. reicht. Er wurde zur Abfassung der Schrift von Augustinus angeregt, den er in Hippo mehrmals aufsuchte. Orosius wendet sich darin gegen die stets erneuerte Behauptung der Heiden, die Schuld an dem Niedergang des Römerreiches und an der Not der Zeit trage einzig und allein das Christentum. Er legt dar, daß die Heimsuchung der Menschheit durch Unglück und Elend zu allen Zeiten, die wir überblicken, bestanden habe, daß die Kriegsgreuel früherer Zeiten weit furchtbarer gewesen sind als in der Gegenwart, und daß die Verbreitung der christlichen Lehre an der Milderung der sittlichen Not einen wesentlichen Anteil habe. Im übrigen werde die schwere Bedrängnis des römischen Imperiums durch die segensvolle, das Reich Gottes stärkende Bekehrung der barbarischen Welt zum Christenglauben überreichlich wettgemacht. Gedanken solcher Art hatte bereits Augustinus in seinem „Gottesstaat" (S. 422) entwickelt, aber er bestimmte Orosius dazu, diese Ideen in seinem Geschichtsabriß mit größerer Ausführlichkeit darzustellen, als er es selbst getan.

Als Quellen hat Orosius vornehmlich die römischen Historiker (Cäsar, Sallust, Livius, Sueton, Florus, Iustinus, Eutropius, auch Tacitus) sowie Eusebios' Kirchengeschichte (in Rufinus' Übersetzung) und Hieronymus benützt. An sachlichen Versehen, lästigen Übertreibungen und Verwechslungen ist nicht gerade Mangel; so wird einmal (VI 7, 2) Sueton als der Verfasser des *Bellum Gallicum* angesehen. Die Sprache des von ehrlicher Begeisterung erfüllten Werkes leidet an Ungleichmäßigkeit und oft an stilistischer Überladung. Geschichtlichen Wert haben bloß jene Partien, die bei Livius fehlen (Orosius' 5. Buch) und die des Verfassers Zeitgeschichte (von 378 an) vorführen. Diese Universalgeschichte war über ein Jahrtausend lang ein maßgebendes Geschichtswerk, das im Mittelalter als Unterrichtsbuch verwendet

wurde und auch mehrere Übertragungen in andere Sprachen erfuhr; so übersetzte es König Alfred der Große ins Angelsächsische. — Neben diesem Geschichtsbuch sind Orosius' übrige Schriften von ganz untergeordneter Bedeutung. In Bethlehem hatte er bei Hieronymus längere Zeit verlebt und ihn in seinen Abwehrbestrebungen gegen die ketzerischen Lehren des Pelagianismus wirksam unterstützt; in Palästina schrieb er denn auch seine Verteidigungsschrift gegen die Pelagianer (*Liber apologeticus adversus Pelagianos*). Endlich setzte er sich in einem kleinen Büchlein mit den Irrlehren der Priscillianisten und Origenisten auseinander.

SULPICIUS SEVERUS. Der einer angesehenen Familie Aquitaniens entstammende Historiker (als Presbyter vor 420 in Massilia gestorben) verfaßte einen Abriß der jüdisch-christlichen Historie von der Weltschöpfung bis 400 n. Chr. (*Chronicorum libri II*), worin er den im Anschlusse an die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments geschilderten Begebenheiten eine Kirchengeschichte anreiht. Das Werk, das sich an die gebildete Christenwelt wendet, übertrifft die übrigen hier behandelten Geschichtsdarstellungen christlicher Verfasser durch den hohen Grad historischer Unparteilichkeit. Neben Hieronymus, dessen Chronik ihm für die stoffliche Anordnung Stab und Stütze gab, waren Sallust, Velleius und Tacitus seine bedeutendsten Gewährsmänner. Sulpicius hat sein Werk in einer vornehmlich an Sallust gebildeten Sprache geschrieben. Ohne Verwendung rhetorischen Prunkes kleidet er seine Gedanken in eine stilistisch ansprechende Form. Nach Art der großen römischen Historiker legt er Schilderungen und Charakteristiken in sein Werk ein, aber nicht als bloße Verzierungsstücke, sondern zur Vertiefung der behandelten Materie. Geschichtlichen Wert besitzt die Darstellung der letzten Dezennien, worin er die von ihm selbst erlebten Zeitereignisse vorführt; im besonderen erhalten wir hier ein lebendiges Bild von dem Treiben der den Manichäern verwandten Sekte der Priscillianisten (S. 411), die sich auf dem Boden seiner gallischen Heimat stark ausbreiteten. — Sulpicius war anfangs Sachwalter gewesen. Aber der Tod seiner Gattin und die Mahnungen des ihm befreundeten heiligen Martin, Bischofs von Tours (gest. 397), veranlaßten ihn, seinen hohen weltlichen Ehren zu entsagen und in den geistlichen Stand überzutreten. Wir besitzen von Sulpicius zwei Werke, die der Verherrlichung des von ihm schwärmerisch verehrten hl. Martin gewidmet sind: „Das Leben St. Martins", worin er von Bekehrungen des Landvolks durch den Heiligen und von dessen wunderbaren Heilungen erzählt, und die „Dialoge" (*Dialogi*), worin ein keltischer Schüler St. Martins weitere Wundertaten des frommen Mannes schildert. In stilistischer Hinsicht tragen beide Schriften das Gepräge der schlichtesten Volkssprache; ferner fallen sie gegenüber dem Geschichtswerke durch eine geradezu urteilsschwache Glaubensseligkeit auf. Aber die Wunderhaftigkeit ihres Inhalts verschaffte diesen Schriften schon im Altertum einen großen Leserkreis (Paulinus von Petricordia und Venantius Fortunatus gossen sie in Verse um) und das Mittelalter erfreute sich an ihrer Lektüre.

SALVIANUS. Dieser wissensreiche Priester (etwa 400—475), der wahrscheinlich aus Trier stammte, erörterte in seinem Hauptwerke „Die göttliche Weltregierung" (*De gubernatione dei l. VIII*) ein ähnliches Problem, wie Orosius in seiner Universalgeschichte. Er befaßt sich mit der Erklärung der entsetzlichen Not, welche die Völkerwanderung über das Römerreich, zumal über die Provinzen, gebracht hat; in dem staatlichen Zerfall des Weltimperiums erblickt Salvian als der strafende Ethiker seines Zeitalters Gottes gerechtes Rachegericht. Als harmlos-unwissende und sittenreine Menschen verdienen nach seiner Anschauung die ketzerischen und heidnischen Barbaren die ihnen zuteil gewordene Bevorzugung gegenüber den sündbeladenen romanischen Katholiken, gegen deren Zuchtlosigkeit und Entartung er energisch Front macht; vor allem wirft er der römischen Geistlichkeit schnödeste Verweltlichung vor. So weht uns aus dieser an Tertullians Fanatismus gemahnenden Schrift etwas wie eine Ahnung der germanischen Kulturmission entgegen. Außerdem besitzen wir von Salvian neun Briefe und die aus vier Büchern bestehende Abhandlung *Ad ecclesiam*, die Gennadius (*vir. inl.* 67) unter der Bezeichnung *Adversum avaritiam* anführt. Er vertritt darin die Ansicht, daß es Christenpflicht sei, der Kirche alles irdische Gut (spätestens in der letzten Willensäußerung) zu übergeben, und erscheint hier geradezu als sophistischer Klopffechter. — Salvians Stil zeichnet sich durch sprachliche Korrektheit aus; doch wirken seine müßige Breite und eine Menge sachlicher Wiederholungen ermüdend.

VICTOR VITENSIS. Der Bischof Victor von Vita (gest. 484), über dessen Lebensverhältnisse uns nähere Angaben fehlen, schrieb aus eigenen Erlebnissen heraus ein Geschichtswerk in drei Büchern, das die grausame Verfolgung des Katholizismus schildert, der die Provinz Afrika von seiten der Vandalenkönige Geiserich (Buch I) und Hunerich (Buch II und III) ausgesetzt war. Der dem Werke vorangehende phrasenreiche Vorspruch sowie die dem Buche folgende Darstellung der Martern von sieben mönchischen Blutzeugen sind unecht und rühren wahrscheinlich von einem jüngeren Zeitgenossen Victors her. Trotz

aller menschlicher Parteinahme für die Verfolgten zeigt der Verfasser im ganzen historische Unbefangenheit und seine Sprache verdient das Lob, das man guter Mittelmäßigkeit zollen darf.

Literatur: Ausgabe der *Historiae* des *Orosius* von C. Zangemeister, Leipzig 1889 (Teubner); vgl. dazu J. Svennung, Orosiana, Upsala 1922. — A. Klotz in Charisteria f. A. Rzach (1930) 120ff. — J. A. Davids, Diss. Nimwegen 1930. — Ausgabe des *Sulpicius Severus* von C. Halm, CSEL I, Wien 1867; vgl. R. E. IV[A] 863ff. — Ausgabe des *Salvianus* von F. Pauly, CSEL VIII, Wien 1885; vgl. R.E. I[A] 2017f. — A. Schaefer, Römer und Germanen bei Salvian, Breslau 1930. — Ausgabe des *Victor Vitensis* von M. Petschenig, CSEL VII, Wien 1881. — G. Ghedini, Mailand 1927 (über Klauselrhythmik bei Victor Vit.). — Vgl. auch W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, 198 u. 201f.

PELAGIUS, SEMIPELAGIANER UND ANDERE. Augustinus schätzte die menschliche Kraft für die Erlangung der ewigen Seligkeit gering ein; die göttliche Gnade galt ihm alles. So mußte er denn zum Widersacher des britischen Mönches Pelagius (Anfang des 5. Jhdts.) werden, der die Anschauung vertrat, daß der rechte Gebrauch der natürlichen menschlichen Anlagen zur Gewinnung des Himmelreiches genüge, und der unter anderem das Dogma der Erbsünde nicht anerkannte. Der Sieg der kirchlich-strenggläubigen Richtung gab nahezu alle Schriften Pelagius' dem Untergang anheim. Was davon blieb, erhielt sich nur durch den Zufall, daß es unter Hieronymus' Werke geriet, so z. B. die wertvollen, aber namenlos überlieferten Erläuterungen zu den Paulusbriefen (*Expositiones in epistulas Pauli*); dieses auch in irischer Tradition erhaltene Werk entstand vor 410 in Rom. Beachtung verdient auch seine zu einer Abhandlung ausgeweitete *Epistula ad Demetriadem*.

Nach seiner Verdammung auf dem großen Epheser Konzil (431) führte der Pelagianismus umgeformt und abgeschwächt im Semipelagianismus ein zähes Weiterleben, dessen eigentlicher Begründer der um 360 im Skythenlande geborene Johannes Cassianus war. Dieser verbrachte mehrere Jahre in einem Kloster zu Bethlehem sowie unter Mönchen in der ägyptischen Wüste und wurde ein eifriger Anhänger des weltflüchtigen Büßerlebens. Nach kürzerem Aufenthalt in Konstantinopel und Rom ging er im Jahre 415 als Priester nach Massilia, wo er bis an sein Lebensende (435) blieb. Cassian begründete in der Provence das Klosterleben nach morgenländischem Vorbild, wenn auch nach den gemilderten Vorschriften des heiligen Pachomius. Seine grundsätzlichen Lehren trug er in zwei Werken vor, die einander ergänzen: die Schrift *De institutis coenobiorum* handelt in zwölf Büchern über Klostereinrichtungen und über die Heilmittel gegen die acht Hauptsünden; in den *Conlationes* bietet er ein Reihe von Vorträgen und Unterredungen, die zu Nutz und Frommen des seelischen Lebens der Mönche geschrieben sind. Auch mit der Bekämpfung verschiedener Häresien, so des Nestorianismus, der die tunlichste Ausschaltung alles Mysteriösen aus der Christenlehre anstrebte, hat er sich befaßt.

Den semipelagianischen Standpunkt vertraten in Wort und Schrift neben Cassian insbesondere Vincentius, ein Priester im Kloster Lerinum bei Massilia, gewöhnlich Vincentius Lerinensis genannt, und Faustus, seit 452 Bischof von Reji (jetzt Riez in der Provence), gewöhnlich Faustus Reiensis genannt. Vincentius veröffentlichte (434) zwei „Merkbücher" (*Commonitoria*), die ihm die Aussprüche der heiligen Väter und dadurch ihre Lehren stets gegenwärtig halten sollten; hievon ist das erste Merkbuch und ein Exzerpt aus beiden auf uns gekommen. Von Faustus besitzen wir mehrere Schriften; die bedeutendste davon, „Die göttliche Gnade" (*De gratia dei*), baut Cassians Lehren weiter aus und darf als eines der bedeutendsten Werke des Semipelagianismus gelten.

Faustus vertrat die Ansicht, daß die Menschenseele körperlicher Beschaffenheit sei. Dagegen wandte sich der Presbyter zu Vienne Claudianus Mamertus (gest. um 474) in seiner Schrift „Die Beschaffenheit der Seele" (*De statu animae*), worin er in geschicktem Wortkampf und mit eindringender Gelehrsamkeit den Beweis für die Unkörperlichkeit der Seele zu erbringen sucht. Wie in Cassian fand das asketische Mönchs- und Klosterideal auch in Eucherius (Bischof von Lyon, gest. um 455) einen eifrigen, wenn auch minder redegewandten Verfechter.

Literatur: Ausgabe des *Pelagius* von J. P. Migne, Bd. 30 (p. 15ff.) und Bd. 33 (p. 1099ff.); vgl. A. Bruckner, Quellen zur Geschichte des pelagianischen Streites, Tübingen 1906. — Ausgabe des *Cassianus* von M. Petschenig, CSEL Bd. 13 (Wien 1886) und Bd. 17 (Wien 1888); vgl. A. Jülicher, R. E. III 1668f. und J. Wörter, Zur Dogmengeschichte des Semipelagianismus, Münster i. W. 1900. — Ausgabe des *Vincentius Lerinensis* von G. Rauschen (Florilegium 5), Bonn 1906; vgl. M. Schuster, Philol. Woch. 1926, Sp. 157. — Ausgabe des *Faustus Reiensis* von A. Engelbrecht, CSEL Bd. 21, Wien

1891; vgl. A. Jülicher, R. E. VI 2093f. — Ausgabe des *Claudianus Mamertus* von A. Engelbrecht, CSEL Bd. 11, Wien 1885; vgl. A. Jülicher, R. E. III 2660f. — Ausgabe des *Eucherius* von K. Wotke, CSEL Bd. 31, Wien 1894; vgl. A. Jülicher, R. E. VI 883f.

b) Die Dichtung

Der neue geistig-seelische Inhalt, den das Christentum spendete, regte auch eine neue Dichtung an, die diesem reichen Nährboden entsproß. Den Tiefen leidenschaftlicher Unbefriedigung durch die Gedankenwelt der heidnischen Poesie, deren mythologischer Untergrund von den Christen als alberne Verlogenheit empfunden wurde, entstieg das kräftige Verlangen nach einer Kunst, die den ewigen Wahrheitsgehalt der christlichen Lehren durch den Adel der Dichtkunst verkläre. Schon Lactanz und Hilarius vertraten die Anschauung, der neue Glaube werde durch die dichterische Fassung seiner hohen, begeisternden Gedanken an Werbekraft mächtig gewinnen, und hatten zur Schaffung einer christlichen Dichtung aufgerufen. Die erbitterte Verurteilung des heidnischen Denkens hatte anfangs zu einer feindseligen Haltung gegenüber der klassischen Literatur geführt. Doch allmählich — und dies läßt an die gleichläufigen Erscheinungen im Werden der christlichen Prosa denken — brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die formalen Vorzüge der antiken Poesie ein wertvolles und würdiges Mittel für die Lobpreisung und Verbreitung des Christenglaubens abgeben können. Zudem war es klar, daß die neue Lehre nach den Vergünstigungen, die ihr Constantinus und Theodosius gewährt hatten, von der alten nichts mehr zu befürchten brauchte. Die Heiligkeit des Gedankens mußte auch die äußere Form der Rede heiligen. Wohl mochten damals manche christliche Dichtertalente dem etwas phantastischen Irrtum und der verworrenen Hoffnung gehuldigt haben, die alte klassische Römerpoesie, zumal die Vergilsche Epik, die übrigens dauernd ihr bedeutendstes Vorbild blieb, durch ihre christliche Kunst völlig verdrängen zu können; aber allgemein dürfte diese Ansicht kaum geherrscht haben. Man begnügte sich im wesentlichen mit dem aussichtsvolleren Bestreben, mit Versen Vergilscher Kraft und Schönheit die alten Götzen niederzukämpfen und die neuen Ideale zu verherrlichen. Und sieht man von Hilarius' und Ambrosius' Hymnen ab, die der morgenländischen Volkskunst abgepflückt, für die Zwecke der religiösen Praxis geschaffen wurden, so bedient sich die antike christliche Poesie in Form und Sprache weitgehend des Erbes der heidnischen Römerdichtung.

Die christliche Dichtung begann in naturgemäßer Entwicklung mit dem Einfachsten: mit der Versifizierung der biblischen Geschichte. Der gegebene Stoff wurde unter vorwiegender Anlehnung an Vergil, neben dem besonders Horazische und Ovidische Wendungen und Floskeln Verwendung fanden, in eine epische Form gekleidet, also in Hexametern nacherzählt. In diesen Dichtern darf man die Vorläufer Klopstocks erkennen: sie haben das religiöse Epos dieser Art erfunden. Erst später wagte man sich an eine freiere (auch durch typologische Zusätze erweiterte) Gestaltung dieses Gegenstandes sowie an Themen, die ein höheres Maß eigenen Erwägens und sprachlicher Gestaltungskraft erforderten: an die poetische Darstellung apologetischer Gedanken sowie der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Ihren Höhepunkt erreicht die christliche Dichtung in vollkommen selbständigen Phantasieschöpfungen eigenartig kühner Konzeption (Prudentius).

NAMENLOSES GUT. Die christliche Poesie eröffnen einzelne aus dem 4. Jahrhundert stammende Gedichte, deren Verfasser unbekannt sind. Die älteste dieser Schöpfungen, *Laudes domini* benannt, erzählt ein Wunder, das sich zur Zeit Konstantins d. Gr. begeben hat. Eine verstorbene Häduerin, heißt es da, erhob in dem Augenblicke die Hand zum Gruße, als ihr Gatte neben ihr ins Grab gesenkt wurde.

Der gutgläubige Dichter, der aus diesem Mirakel auf das unmittelbare Bevorstehen des Jüngsten Gerichtes schließt, schreibt seine Hexameter vornehmlich nach Vergils Vorbilde, doch ist seine Sprache durch Schwunglosigkeit, die Gedankenfolge durch Schroffheit der Übergänge gekennzeichnet. Die frommen Bitten für Konstantin, mit denen das Gedicht endigt, ermöglichen eine beiläufige Datierung seines Entstehens (um 325). — Ungefähr der gleichen Zeit gehört ein hexametrisches Gedicht an, das (von den Handschriften bald Cyprian, bald Tertullian beigelegt) seinen Stoff aus der Bibel nimmt und mit erfrischender Lebhaftigkeit darstellt: die Vernichtung der in ihrer Sündhaftigkeit verharrenden Stadt Sodom und die Verschonung der zuchtlosen, aber bußfertigen Stadt Ninive (*De Sodoma et Ninive*). Manche Kodizes teilen das Epyllion ohne ersichtliche Berechtigung in zwei Gedichte, deren zweites nach den darin dargestellten Schicksalen des Ionas den Sondertitel *De Iona* führt.

Literatur: *a*) Ausgabe der *Laudes domini* von W. Brandes, Braunschweig 1887. — M. Manitius, Geschichte der christl. lat. Poesie, Stuttgart 1891, S. 42—44. — *b*) Ausgabe der Dichtung *De Sodoma et Ninive* von R. Peiper, CSEL Bd. 23 (Wien 1891), 212ff. — H. Brewer, Zeitschrift f. kath. Theol. 28 (1904), 92ff.

IUVENCUS

Den Reigen der christlichen Dichter bedeutenden Ranges eröffnet der einem angesehenen spanischen Geschlechte entstammende Priester C. Vettius Aquilinus Iuvencus, der unter Kaiser Konstantin (um 330) das erste christliche Epos verfaßte, das wir besitzen. Das umfangreiche, in Hexametern geschriebene Werk ist eine dichterische Bearbeitung der evangelischen Geschichte, eine ,,Evangelienharmonie" (*Evangeliorum libri IV*).

Für den Eingang des Werkes bildete das Lukasevangelium die Quelle, während den übrigen Teilen nahezu durchweg der Italawortlaut des Matthäus zugrunde liegt; bloß ab und zu erscheint die griechische Urschrift herangezogen. Allenthalben zeigt Iuvencus das Bestreben, dem Bibeltext mit größter Treue zu folgen; als seine wesentlichste Aufgabe sieht er die Umgießung des Stoffes in die Versform an. Neben Vergil, seinem Hauptvorbilde, treten andere klassische Muster, wie Horaz, Ovid, Lukan, Statius, stark in den Hintergrund. Übrigens hatte Iuvencus echtes Dichterblut in den Adern, sein metrisches Geschick war durchaus nicht gewöhnlich, und die zahlreichen sprachlichen Neubildungen, die er schuf, erwiesen dauernde Lebensfähigkeit. In gewissem Grade war Iuvencus ein Bahnbereiter für die spätere christliche Poesie.

In einem selbstbewußten Vorspruch zu seinem Werke verkündet der Dichter die Überzeugung, daß seine Schöpfung nicht bloß irdisches Fortleben zu gewärtigen habe, wie es den Sängern der lügenhaften Heidentumssagen, einem Homer und Vergil, zuteil geworden sei; seinen Versen werde über den Weltuntergang hinaus ,,der unvergängliche Schmuck ewigen Nachruhms" beschieden sein. Das durch manche farbenprächtige Szenen und den Schwung seiner eleganten Hexameter ausgezeichnete Epos bildete bis ins späte Mittelalter eine beliebte Lektüre.

Literatur: Ausgabe von J. Huemer, CSEL Bd. 24, Wien 1891; vgl. Wien. Stud. II (1880) 81ff. — H. Widmann, Diss. Breslau 1905 (Vorbilder und Quellen). — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, S. 112f.

CYPRIANUS GALLUS. Es war lange Zeit üblich, in Iuvencus auch den Verfasser einer metrischen Bearbeitung des Alten Testaments zu vermuten, wovon uns sieben Bücher (die fünf Bücher Mosis, das Buch Iosua und das Buch der Richter) vorliegen; sie trägt danach den Titel *Heptateuchos*. Daß der Priester Cyprianus (vgl. *Hier. Ep.* 140) das Werk geschrieben habe, ist ebenso wie die Annahme, daß Gallien dessen Heimat war, durchaus unbewiesen. Hingegen vermutet man mit einiger Berechtigung, daß diese Versifizierung des biblischen Textes ursprünglich sämtliche geschichtlichen Bücher des Alten Testamentes umfaßte. — Ausgabe von R. Peiper, CSEL Bd. 23, Wien 1891. — W. Haß, Studien zum Heptateuchdichter Cyprian, Berlin 1912. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, S. 98—100. — L. M. Hartmann, R. E. IV 1941f.

PROBA. INVEKTIVEN. DAMASUS. Etwa um die gleiche Zeit unternahm die aus angesehenem römischen Hause stammende Christin Proba den Versuch, Verse und Versteile Vergilischer Dichtungen in der Weise zusammenzufügen, daß dadurch Abschnitte der heiligen Geschichte des Alten und Neuen Bundes in lateinischer Dichtersprache dargestellt würden (Vergilcento). Wenngleich diese Mosaikarbeit bei der völligen Verschiedenartigkeit der Stoffe zum Mißglücken verurteilt war, so beleuchtet sie doch in

Der sogenannte Cassiodor in der Bibliothek. Handschrift aus Monte Amiato.
2. Hälfte des 6. Jahrhunderts.

besonders sinnfälliger Weise die Bestrebungen, heidnische Form für christlichen Inhalt zu verwerten. — Lehrreich und vielsagend sind ferner zwei an sich kunstlose, aber durch die helle Leidenschaftlichkeit ihres Tones auffallende Gedichte wider Vorkämpfer der heidnischen Weltanschauung, die der gebildeten römischen Gesellschaft angehörten. Das erste Gedicht wendet sich mit schneidendem Spott gegen den im Kampfe gefallenen Verfechter alten Römertums Virius Nicomachus Flavianus (*Ad Nicomachum*), das zweite fährt gegen einen zum Christentum bereits bekehrten, aber davon wieder abgefallenen Senator los. — Die antike Epigrammdichtung fand einen Fortsetzer in keinem Geringeren als in Papst Damasus (geb. um 305, gest. 384), der sich der heidnischen Formen (Distichen und Hexameter) bediente, um damit vorzugsweise die Gräber von Märtyrern und Bischöfen in den römischen Katakomben zu zieren. Auch Weihinschriften für kirchliche Bauten haben diesen einzigen dichtenden Papst vor Leo XIII. zum Verfasser.

Literatur: *a*) Ausgabe des Vergilcentos der *Proba* von C. Schenkl, CSEL Bd. 16 (Wien 1888), 569 ff. — *b*) Ausgabe der Invektiven: 1) *Ad Nicomachum* von E. Baehrens, PLM III 287ff.; 2) *Ad quendam senatorem* von R. Peiper, CSEL Bd. 23 (Wien 1891), 227ff.; vgl. C. Morelli, Didaskaleion 1912, 487ff. — *c*) Ausgabe der Epigramme des *Damasus* von M. Ihm 1895 (Anthol. Lat. suppl., Leipzig, Teubner); vgl. A. Jülicher, R. E. IV 2048—2050. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, S. 81f.; 100ff.; 123.

HYMNENDICHTUNG. Eine Besonderheit der christlichen Poesie ist die Hymnendichtung. Der erste lateinische Vertreter dieser Gattung ist Hilarius (S. 408), der die Inspiration zur Abfassung solcher geistlicher Lieder während seiner Verbannung im Morgenland empfing, wo er mit dem sehr gepflegten Hymnengesang der griechischen Kirche vertraut wurde. Zur vollen Entwicklung brachte diese Kunstart der berühmte Ambrosius (S. 409). Über diese Hymnenschöpfungen war bereits bei der Behandlung der Werke dieser beiden vorwiegend das prosaische Schrifttum pflegenden Autoren eingehender die Rede.

PRUDENTIUS

Größere und originellere Gegenstände aus dem religiösen Gedankenkreis ergriff der Meister der christlichen Dichtung: Aurelius Prudentius Clemens (geb. 348). Er ist einer der namhaftesten Dichter lateinischer Zunge. Dieser durch eine überströmende Phantasie und den bedeutenden Gehalt seiner Schöpfungen ausgezeichnete Poet gestaltete eine eigenartig-neue Kunstgattung in der Verquickung von Lyrik und Epik, indem er in die liedmäßige Dichtung erzählende Elemente einführte. Was man in seiner Dichtung als episch zu erkennen hat, lebt nicht epigonenhaft von der Vergangenheit, auch nicht vom krampfhaft unternommenen Experiment. Der göttliche Wahnsinn, in dem der rechte Dichter schafft, ist an seiner besten Epik (*Psychomachia*) nicht unbeteiligt; anderes ist das Werk feinsten Kunstverstandes und gemahnt darin an Vergil. Er war offenbar von dem Bestreben geleitet, Poesien christlicher Geisteswelt zu schaffen, die neben den Schöpfungen der heidnischen Klassik in Ehren bestehen könnten. Die Größe seiner Gestaltungskraft gab ihm das Recht zu diesem Wagnis.

Die Provinz Spanien hat nicht bloß den letzten Volldichter der römischen Literatur, Martialis, hervorgebracht, sondern auch den ersten bedeutenden christlichen Dichter lateinischer Sprache, Iuvencus, und den genialsten: Prudentius. Sein Heimatsort dürfte Saragossa gewesen sein. Was wir über seine äußeren Verhältnisse wissen, stammt aus seinen Werken. Demnach führte er nach einer strengen Schulzeit zunächst ein ungezügeltes Jugendleben; doch entriß ihn dem Strudel der Sinnlichkeit, der ihn zu verschlingen drohte, noch zur rechten Zeit das stark erwachende Interesse für die Rechtswissenschaft: er wurde Anwalt und bekleidete hohe Staatsämter. Aber sein steigendes weltliches Ansehen ließ ihn ohne die erhoffte innerliche Befriedigung. Er zog sich wieder vom öffentlichen Wirken zurück, um fortan sein Leben in Christi und der Kirche Dienst zu stellen. Prudentius stand bereits in vorgerückten Jahren, als er (405) eine Ausgabe seiner dichterischen Werke veranstaltete, die uns scheinbar vollzählig überliefert sind. Wenige Jahre nach der Veröffentlichung seiner Dichtungen starb er.

Seine Gedichtsammlung eröffnen die Hymnen auf die Tageszeiten (*Liber cathemerinon*). Es sind zwölf lyrische Schöpfungen; neben Morgen-, Abend- und Tischliedern stehen auch Fest- und Fastenlieder sowie ein ergreifendes Totengebet. Waren Ambrosius' Hymnen für den gottesdienstlichen Gebrauch geschrieben, so lassen diese Dichtungen dem Strom des persönlichen Empfindens ungehemmten

198. Seite aus der Psychomachia des Prudentius. Nach einer Handschrift der Nationalbibliothek zu Paris.

Lauf; sie begründen die neue poetische Gattung einer für den christlichen Leser bestimmten Kunstlyrik und übertreffen darum Ambrosius' knappere, volkstümlichere Hymnen durch ihre reichere, kunstvollere Gestaltung. Dies zeigt sich auch in der Vielfältigkeit der metrischen Formen, die überwiegend lyrischer Natur sind. Während Ambrosius immer den iambischen Dimeter gebraucht, lesen wir hier die verschiedensten Maße, so z. B. die sapphische, die asklepiadeische Strophe, phaläkische Hendekasyllaben, iambische Senare, trochäische Tetrameter. Ab und zu fällt in dieser Lyrik eine didaktische Beimischung auf.

Prudentius hat aber auch eine Reihe lehrhafter Poesien geschaffen, deren polemische Kernidee die Bloßstellung des heidnischen Götterglaubens und der Ketzereien bildet. Hier wird man die hohe Kunst in der Erfindung von Phantasiegebilden willig anerkennen. Diese Dichtungen von oft stark epischer Ausführung tragen durchweg epische Form. In der *Apotheosis* bekämpft er in deutlichem Anschluß an Tertullian mit fanatischer Begeisterung verschiedene Irrlehren, die über das Dreieinigkeitsdogma verbreitet waren, und führt den Nachweis für Christi Gottheit. In der durch ihre fein abgetönte Sprache ausgezeichneten, poetisch meisterhaften *Hamartigenia* schildert er den Ursprung des Bösen sowie der menschlichen Sündhaftigkeit, rechtfertigt die biblische Erzählung vom Sündenfall und zieht gegen das häretische Scheinwissen zu Felde, das Marcions dualistische Lehre verkündet; auch hier war Tertullian (die Schrift *Adversus Marcionem*) seine stofflich benützte Quelle. Das Werk hat auf Dante und Milton stark nachgewirkt. Als die schwächste dieser theologischen Lehrpoesien wird man die von manchem Konventionalismus beschwerte und gelegentlich auch durch wenig geschmackvolle Bilder entstellte Dichtung *Contra Symmachum libri duo* bezeichnen müssen, die mit der Verspottung des antiken Glaubens eine Rechtfertigung des Christentums verbindet und schließlich Symmachus' berühmte Rede für die Duldung der heidnischen Religion, eine seit zwanzig Jahren der Aktualität entbehrende Angelegenheit, neuerdings aufs Tapet bringt. Was ihn zu dieser verspäteten Abrechnung bestimmte, hat man vergeblich gefragt; entweder sah hier Prudentius einen ihm genehmen Dichtungsstoff oder es bewog ihn die Sorge vor einer Wiederherstellung des Heidentums dazu, für die sich die heidnische Senatspartei im Jahre 400 lebhaft einsetzte; möglicherweise lagen ihm beide Veranlassungen zu dieser Dichtung vor, in der er ganz auf Ambrosius' Spuren wandelt.

An den Schluß der von ihm besorgten Gedichtsammlung stellte Prudentius sein zweites Hymnenwerk „Die Märtyrerkronen" (*Peristephanon*), die das Leben, Wirken und peinvolle Sterben von dreizehn Glaubenszeugen darstellen. Er übernahm den Stoff vorzugsweise aus der im Volke lebenden Tradition und formte ihn mit leidenschaftlicher Anteilnahme an den Geschicken der einzelnen Leidenshelden. Jede dieser Dichtungen kleidete er in ein anderes, meist mit Sicherheit beherrschtes Versmaß. Was uns freilich an diesen Hymnen hin und wieder befremdet, ist der unserem Empfinden widersprechende Flitterkram der Rhetorik, womit Prudentius die Leidenserzählungen behängt, sowie die ans Sadistische streifende Lust, mit der er durch detaillierte Ausmalung der Marterqualen beim Leser Schauder zu erwecken strebt.

Die Krone der Dichtungen des Prudentius ist sein vielgelesenes allegorisches Werk „Der Kampf um die Seele" (*Psychomachia*), worin das Ringen der heidnischen Laster und der christlichen Tugenden um die Menschenseele dargestellt wird. Die einzelnen Tugenden (Glaubensstärke, Keuschheit, Geduld, Demut, Mäßigkeit, Barmherzigkeit, Eintracht) und Untugenden

(Götzendienst, Unzucht, Zorn, Hoffart, Üppigkeit, Geiz, Zwietracht) treten als personifizierte Streiterpaare auf den Plan und in dem großen, überaus phantasiereich dargestellten Kampf gelingt es den christlichen Tugenden, die heidnischen Laster völlig zu bezwingen. Die Verkörperung begrifflicher Vorstellungen ist bereits in Aischylos' Prometheus, in Aristophanes' Plutos, bei Prodikos und Lukian, ferner bei Plautus (*Trinummus*), Statius und Claudian nachweisbar; in Vergils Aeneis treten Personifikationen wie eine Fama oder eine zur Teufelin verzerrte Furie auf; aber mit seiner Psychomachie erwarb sich Prudentius das Verdienst, das rein allegorische Epos als literarische Gattung begründet zu haben. Höchster Bewunderung erfreute sich diese dramatisch belebte Dichtung, besonders infolge ihrer symbolistisch-mystischen Einstellung, im ganzen Mittelalter, dessen Kunst sie überaus nachhaltig beeinflußte; auch die große Anzahl von Bilderhandschriften unseres Dichters bezeugt dies. In der Miniaturenmalerei und in der christlichen Poesie des Mittelalters spielt die Psychomachie eine große Rolle; daß die allegorischen Mirakel- und Mysterienspiele dieser Zeit durch sie gewisse Impulse erhalten haben, ist wohl denkbar; auch bei ersten Größen der Kunst, bei einem Dante und Botticelli, zeigt sich noch deutlich das mittelbare Weiterwirken der geistvollen Schöpfung.

Dieses allegorische Epos war in der vom Dichter veranstalteten Sammlung seiner Werke nicht enthalten. Man nimmt darum mit einiger Berechtigung an, daß es späteren Ursprungs sei. Das Gleiche wird von seinem *Dittochaeon* zu gelten haben; der Titel dieser Epigramme („Doppelte Speise") deutet darauf hin, daß in diesen Vierzeilern Szenen und Gegenstände des Alten und des Neuen Bundes dargestellt werden. Es bleibt fraglich, ob der Dichter diese Verse zu dem Zwecke schrieb, daß sie als erläuternde Beischriften der Bilder, die sie beschreiben, verwendet würden.

Prudentius' Sprache kennzeichnet hoher Schwung, sein Gestalten ein seltener Erfindungsreichtum. Roms klassische Dichter, mit denen er sich wohlvertraut zeigt, hat er eingehend studiert. Bei der Eigenheit seiner Dichtung zögerte er jedoch nicht, alte Worte und Wendungen neu zu beleben, neue zu prägen; dabei nahm er allerdings auf Wohlklang, Eleganz, korrekte Bildung nicht immer die gebührende Rücksicht. Auch seine Verskunst läßt mancherlei Versehen merken, insbesondere begegnet bei Fremdwörtern nicht selten eine unrichtige Silbenmessung. Die rhetorischen Neigungen und Mängel seiner Kunst, die im übrigen der Gefühlstiefe keineswegs entbehrt, sind Angebinde der Zeit. Seine große Schöpferkraft erweist sich vornehmlich in der Gabe, auch trockenen Stoffen ein poetisches Gewand zu geben, und seine starke Künstlerindividualität läßt ihn neue Dichtungsgattungen gestalten. So ist denn Prudentius, dieser prominenteste Mystiker unter den christlichen Dichtern, in der lateinischen Poesie einer der seltenen Sterne erster Größe.

Literatur: Maßgebende Ausgabe von J. Bergmann, im CSEL Bd. 61, Wien 1926. — R. Stettiner, Die illustrierten Prudentiushandschriften (200 Tafeln), Berlin 1905; vgl. dazu H. Woodruff, The illustrated manuscripts of Prudentius, Cambridge 1930. — M. Manitius, Gesch. d. christl. lat. Poesie, Stuttgart 1891, 61—99. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, S. 124—131.

PAULINUS VON NOLA

An genialer Erfindung und Gedankentiefe steht Pontius Meropius Anicius Paulinus (353—431), seit 409 Bischof von Nola, einem Prudentius bedeutend nach; doch übertrifft er ihn durch Innigkeit des Tones, Durchsichtigkeit der Sprache und klare Abfolge der Gedanken. Er darf in gebührender Distanz von Prudentius, den er auch durch die Eleganz seiner Verse nicht selten überflügelt, als der bedeutendste Dichter des christlichen Altertums nach ihm gelten.

Paulinus stammte aus Burdigala (Bordeaux), war der Sohn angesehener Eltern und der Schüler des Dichters Ausonius (S. 371), mit dem ihn aufrichtige Freundschaft verband. Als er sich taufen ließ (389),

entsagte er einer hohen weltlichen Stellung, veräußerte seine Besitzungen und beschenkte mit dem Erlös die Mittellosen. Er widmete sich nun dem Priesterstande (393) und siedelte 394 nach Nola in Kampanien über, wo er bis an sein Ende, dem Gebet und Büßertum hingegeben, lebte.

Als Dichter zeigt der zartfühlende, aller Schroffheit und Leidenschaftlichkeit abholde Paulinus, der in seinen poetischen Erstlingen durch Ausonius' Tändeleien beeinflußt ist, eine unverkennbare Vorliebe für die alten, herkömmlichen Dichtungsformen, die er mit christlichem Gedankengehalt erfüllt: ein Hochzeitsgedicht (*Epithalamium*), das den Gegensatz zwischen christlicher und heidnischer Ehe stark hervortreten läßt, leitet ihn zur Verherrlichung der Askese; ein Geleitgedicht (*Propempticon*) in sapphischer Versform, das er an den Bischof Niceta bei dessen Rückkehr von Nola nach Dacien (398) richtet, lehnt sich vollkommen an die heidnischen Muster an; auch in einer Trostschrift (*Consolatio*) hat er nur eine antike Gattung ins Christliche umgebildet. Paulinus versuchte sich in epischen und lyrischen Maßen mit gleich großem Geschick. Einen breiten Raum unter seinen christlichen Gedichten, deren wir 32 zählen, nimmt sein Liederkranz zur Lobpreisung des bei Nola begrabenen heiligen Felix ein. Alljährlich feiert er seinen Schutzpatron durch ein von frommem Entzücken getragenes Gedicht an dessen Todestage (14. Jänner), der als der himmlische Geburtstag dieses Heiligen bezeichnet wird; daher trägt dieser Legendenzyklus, der wohl als Paulinus' formschönste Leistung gelten darf, die Überschrift *Carmina natalicia*. Mit Prudentius' Peristephanon verglichen, leiden diese Felixhymnen allerdings an einer gewissen Einförmigkeit und Eintönigkeit; auch sind sie nicht frei von direkten Wiederholungen. Ferner hat unser Dichter poetische Episteln verfaßt, wovon zwei (10 und 11) an seinen Lehrer Ausonius gerichtet sind, der ihn dem weltlichen Leben erhalten wollte; diese zwei Versbriefe sind das menschlich Tiefste, was wir von Paulinus besitzen.

In verblüffendem Kontrast zu dem klaren Fluß seiner schöngebauten Verse steht Paulinus' künstlich verschnörkelte, barocke Prosa. Dies fällt bei seinen (51) Briefen auf, von denen uns die an Ausonius und Augustinus gerichteten Stücke am meisten interessieren. Biblisches, klassisches und nachklassisch rhetorisiertes Latein bilden hier ein buntes Gemisch. Diese Schreiben lehren uns im übrigen, welch großer Verehrung und Wertschätzung sich dieser tiefreligiöse Mann durch sein stets besonnenes Urteil und seine menschenfreundliche Wirksamkeit allerseits erfreute; kein Geringerer als Augustinus ließ sich gelegentlich von ihm beraten.

Literatur: Ausgabe von W. v. Hartel im CSEL, Bd. 29 u. 30, Wien 1894. — P. Reinelt, Studien über die Briefe des hl. Paulinus von Nola, Breslau 1903. — M. Philipp, Zum Sprachgebrauch des Paulinus von Nola, München 1904. — P. L. Kraus, Die poetische Sprache des Paulinus Nolanus, Würzburg 1918. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55) 1929, S. 117—120.

ENDELECHIUS. PAULINI EPIGRAMMA. Das Verdienst, christliche Gedanken in die Bukolik eingeführt zu haben, kommt dem Gallier Severus Sanctus Endelechius (etwa um 380) zu. In seiner kleinen Dichtung „Der Rindertod" (*De mortibus boum*), die sich inhaltlich an Vergils erste Ekloge anschließt, erzählt der betrübte Bucolus einem anderen Hirten namens Aegon, daß seine Rinder einer furchtbaren Seuche zum Opfer gefallen seien. Noch sind sie im Gespräche, da kommt Tityrus mit seiner munteren Herde des Weges. Auf Bucolus' erstaunte Frage, wieso diese Herde heil geblieben sei, erwidert Tityrus, er habe auf der Stirn seiner Tiere ein Kreuzeszeichen angebracht und darum sei ihnen der Pestdämon ferngeblieben. Diese Worte machen auf die beiden anderen Hirten tiefen Eindruck und sie entsagen dem Heidentum. Endelechius hat für sein durch manche reizvolle Stelle ausgezeichnetes Gedicht die sogenannte zweite asklepiadeische Strophe verwendet. — Aus Gallien war auch der geschickte Dilettant Paulinus gebürtig, dem wir eine um 406 entstandene Schilderung (*Epigramma*) seiner Heimatverhältnisse verdanken. Zwei Mönche führen einen Dialog. Wir hören von der Verwüstung des Landes durch die Vandalen und Alanen, aber nachdrücklich wird darauf hingewiesen, daß das von Feindeshand angerichtete Unheil durch Galliens sittliche Entartung noch weit überboten werde. Männer und Frauen frönen dem Laster, die süßen Lockungen der unzüchtigen Heidenpoesie finden ein geneigtes Ohr, die edlen Worte des christlichen Schrifttums bleiben ungelesen. Die anschauliche Darstellung hat einen gewissen kulturgeschichtlichen Wert.

Literatur: Ausgabe des *Endelechius* von A. Riese, Anthol. Lat. II² (Leipzig 1906), nr. 893. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55. Jhg.), 1929, 105f. — A. Jülicher, R. E. V 2552f. — Ausgabe von *Paulinus'* Epigramma von C. Schenkl im CSEL, Bd. 16 (Wien 1888), 499ff. — H. A. Wilson, Dict. Christ. Biogr. IV 1887, 1122f.

COMMODIANUS

Die Commodianfrage, d. i. das Problem, das die Bestimmung der Lebenszeit dieses Autors der Forschung zu lösen gab, hat in den letzten Jahrzehnten den Namen dieses Versemachers weit über Gebühr hervorgehoben. Heute darf es als erwiesen gelten, daß Commodianus nicht im dritten Jahrhundert (also als der erste christliche Dichter lateinischer Zunge), sondern erst im fünften Jahrhundert gelebt und geschrieben hat. Die Seltsamkeiten seiner Silbenmessung aber, seine volkstümlich unbehauenen, teils akzentuierenden, teils quantitierenden Verse waren nebst anderen metrischen Barbareien (fünf- und siebenfüßigen Hexametern) seit jeher eine viel erörterte Eigenart dieser Persönlichkeit. Dennoch darf man diesen und anderen Kühnheiten des metrischen Neuerers, der in seinem nach der dritten Hebung in zwei Hälften geteilten Hexameter lediglich am Ende des Halbverses die Silbenmaße berücksichtigt, im Hinblick auf die spätere Entwicklung der lateinischen Verssprache eine gewisse Bedeutung beilegen: manches, was sich hier in erster, roher Gestaltung regt, erscheint bei Sedulius (S. 438) in kunstvoll gemeisterter Form wieder und führt allmählich zum akzentuierenden lateinischen Vers der mittelalterlichen und neulateinischen Poesie; auch Reimbestrebungen (wie in Augustinus' Abecedarius und schon bei Ausonius) begegnen in Commodians *Instructiones* in verstärktem Grade wieder.

Über die äußeren Lebensumstände dieses Dichters sind wir ganz unzureichend unterrichtet. Daß er im syrischen Gaza das Licht der Welt erblickte, ist ebenso unerwiesen wie die Annahme, daß er in Südgallien (Arles) seine Jugenderziehung genossen habe. Der handschriftliche Vermerk, er sei Bischof gewesen, verdient keinen Glauben. Commodian war offenbar Laienpoet, der sich nach seiner Bekehrung dem Musendienst widmete, um als poetischer Bannerträger des Christentums zu wirken. Aus seiner Selbstbezeichnung als „Bettler Christi" (*mendicus Christi*) ist kein Schluß auf die Bekleidung einer priesterlichen Funktion zulässig; er legt damit nur ein gottergebenes Bekenntnis seiner Enthaltsamkeit und seines Weltverzichts ab.

Wir besitzen von Commodian zwei von leidenschaftlichem Glaubenseifer erfüllte Dichtungen. Seine „Anleitungen" (*Instructionum l. II*) stellen eine Sammlung von achtzig akrostichisch gebauten Gedichten dar, deren Überschriften in den Versanfängen wiederholt sind. Im ersten Buche beleuchtet er die Ungereimtheiten des Heidenglaubens und empfiehlt Heiden und Juden die Bekehrung zum Christentum, im zweiten Buche richtet er eindringliche Ermahnungen an die Katechumenen und Gläubigen, denen er die strenge Befolgung der sittlichen Lebensgrundsätze des Christentums ans Herz legt. In seinem „Verteidigungsgedicht" (*Carmen apologeticum*) fordert er die Ungläubigen auf, sich im Hinblick auf das drohende Weltende für Christi Lehre zu entscheiden. Bedenkt man, daß Commodian größtenteils einen durchaus übernommenen Gedankeninhalt in eine äußerst mangelhafte Form gießt, so kann unser Urteil über den Kunstwert seines Schaffens kaum günstig ausfallen. Immerhin ist es denkbar, daß er mit Rücksicht auf einen ihm erwünschten Leserkreis schlichtester Leute unter allen Umständen volkstümlich schreiben wollte. Jedenfalls war er selbst nicht unbelesen, er zeigt sich mit klassischen Dichtern (Vergil, Horaz) und auch mit christlichen Autoren (Augustinus, Prudentius) vertraut. Trotz der verstechnischen Eigenarten und Mängel erhebt sich sein apologetisches Gedicht in dem die Dichtung abschließenden Gemälde des Jüngsten Gerichts zu einer künstlerisch achtenswerten Höhe; freilich ist dies fast die einzige Stelle seiner Poesie, die man auszeichnend zu nennen vermag.

Literatur: Ausgabe von B. Dombart im CSEL Bd. 15, Wien 1887. — H. Brewer, Die Frage um das Zeitalter Commodians, Paderborn 1910. — J. Martin, Studien und Beiträge zur Erklärung und Zeitbestimmung Commodians, Leipzig 1913 (grundlegend). — A. Jülicher, R. E. IV 773f. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, S. 88—97.

ANDERE CHRISTLICHE DICHTER. Zur Umformung der Heiligen Schrift in gebundene Rede kehrt wieder zurück Claudius Marius Victor aus Massilia, der etwa um 408 in seiner aus drei Büchern bestehenden epischen Dichtung „Die Wahrheit" (*Alethia*) die in der Genesis erzählten Begebnisse bis zur Zerstörung von Sodom und Gomorra besingt. Das für Schulzwecke geschriebene Werk ist nicht voll-

ständig auf uns gekommen; das vierte Buch, das die Ereignisse bis zu Abrahams Tode enthielt, besitzen wir nicht mehr. Die Dichtung, in der die freie Stoffgestaltung auffällt, ist reich an anziehenden Schilderungen (z. B. des Paradieses I 223ff., der Sintflut II 456ff.) sowie an eigenartigen Vergleichen und bisweilen gewagten Bildern. Trotz der Beeinflussung durch heidnische und christliche Vorbilder (Vergil, Iuvencus, Prudentius) erweist sich Marius Victor als erfindungsreicher Kopf, und sein auch durch die Sorgfalt der Versbehandlung charakterisiertes Werk hat die verhältnismäßig geringe Beachtung, die es fand, in keiner Weise verdient.

Als feuriger Sittenprediger erscheint der Spanier Orientius (wahrscheinlich Bischof von Augusta Ausciorum), der um 410 eine zwei Bücher füllende Lehrdichtung verfaßte, deren Titel wir nicht kennen. Die herkömmliche Bezeichnung „Mahngedicht" (*Commonitorium*) ist handschriftlich nicht belegt. In klarer Sprache, die sich von rhetorischer Verschnörkelung fernhält, und in vertraulichem Tone wenden sich die gut gebauten Distichen an den Leser, um ihn den Lockungen der Sünde zu entziehen und ihm das tiefe Glück christlicher Tugendhaftigkeit und so den Weg zur Seligkeit zu eröffnen. Der Dichter führt einen leidenschaftlichen Kampf wider die menschliche Lasterhaftigkeit und vermeint im weiblichen Geschlecht den Ursprung aller irdischen Leiden erblicken zu können, wofür er zahlreiche Belege aus der Bibel vorbringt. Außer diesem Hauptwerke des Orientius sind uns von seiner Hand mehrere Kurzgedichte und gegen dreißig Gebete erhalten. Alle diese Erbauungsschriften stehen in einem einzigen Kodex des 10. Jahrhunderts.

Nicht viel später, jedenfalls noch vor 430, verfaßte der dem Priesterstande angehörige Sedulius (sein Vorname Caelius beruht auf keinem sicheren Zeugnis) mehrere religiöse Dichtungen, unter denen seine Hymnen für den Werdegang der lateinischen Poesie von Wichtigkeit sind. Sedulius gebraucht darin bereits des öfteren den Reim und bringt in der ersten Vershälfte ohne Quantitätsverletzung Wortakzent und Versiktus zu regelmäßiger Übereinstimmung. Wir besitzen von ihm ein in Hexametern abgefaßtes „Ostergedicht" (*Carmen paschale*) in fünf Büchern, worin er zunächst (*l.* I) nach damaliger Weise Begebenheiten des Alten Testaments zu Christus in typologische Beziehung setzt und hernach (*l.* II—V) die Jugendgeschichte des Herrn, seine Reden und Wundertaten, endlich sein Sterben und Auferstehen vorwiegend im Anschlusse an das Matthäusevangelium darstellt. Die in reinem, fließendem Latein geschriebene Dichtung, die in sprachlicher und verstechnischer Hinsicht starke Anlehnungen an Vergil aufweist, wurde hauptsächlich zu Bekehrungszwecken verfaßt und später von Sedulius selbst unter dem Titel *Opus paschale* (5 B.) in eine allerdings wenig geschmeidige Prosa übertragen. Von Iuvencus unterscheidet sich der Dichter in diesem Werke vor allem dadurch, daß er sich keineswegs sklavisch an die biblischen Quellen hält, die überlieferten Vorgänge oft nur kurz skizziert und daran in weltläufiger Ausführung seine eigenen religiösen Erwägungen und mystischen Auslegungen anschließt. Besonders eingehend befaßt er sich mit den Wundertaten des Herrn. Im Mittelalter fand das Carmen paschale viele Bewunderer und Nachahmer. Von Sedulius' übrigen Werken erregt ein Hymnus auf Christus dadurch unsere Aufmerksamkeit, daß die Anfangsbuchstaben seiner 23 Strophen der alphabetischen Reihenfolge entsprechen (*Hymnus abecedarius*); manche Teile dieser Dichtung wurden frühzeitig als Kirchenlieder verwendet, manche von Luther ins Deutsche übertragen.

Im Alter von 83 Jahren verfaßte der zu Pella (376) geborene Paulinus, ein Enkel des Dichters Ausonius, eine Schilderung seines ereignisreichen, durch schwere Schicksalsschläge getroffenen Lebens. Er betitelt diese bisweilen mit eindrucksvoller Plastik, aber in ungelenken, dilettantischen Hexametern vorgetragene Autobiographie in demutsvoller Gesinnung eine „Danksagung (*Eucharisticos*) an Gott". — Ein anderer Paulinus, der Gallier Paulinus von Petricordia (Périgueux), dichtete ein Epos auf den hl. Martin von Tours (*De vita S. Martini*); das um 470 entstandene Werk stellt eine metrische Bearbeitung der von Sulpicius Severus (S. 429) in ungebundener Rede verfaßten Lebensbeschreibung dieses Heiligen dar, die Paulinus durch einige Prologe und breitspurige Digressionen erweitert hat. Die Darstellung leidet an stilistischen Verflachungen des versifizierten Musters, zeichnet sich aber durch Sauberkeit des Versbaues aus.

Literatur: Ausgabe des *Marius Victor* von C. Schenkl im CSEL Bd. 16 (p. 359—436), Wien 1888; dazu M. Petschenig, Wien. Stud. 10 (1888), 163ff. — Ausgabe des *Orientius* von R. Ellis im CSEL Bd. 16 (p. 205—253), Wien 1888; vgl. C. Pascal, Boll. fil. class. 12 (1905/6), 134ff., W. Eltester, R. E. 14, 1839f. — Ausgabe des *Sedulius* von J. Huemer im CSEL Bd. 10, Wien 1885; dazu H. Lietzmann, R. E.

II[A] 1025f. — P. Th. Mayr, Studien zum Carmen paschale, Diss., München 1916. — Ausgabe des *Paulinus von Pella* von W. Brandes im CSEL Bd. 16 (p. 289—314), Wien 1888; vgl. L. Niedermeier, Unters. über d. ant. poet. Autobiographie, München 1919, S. 40 bis 44. — Ausgabe des *Paulinus v. Petricordia* von M. Petschenig im CSEL Bd. 16 (p. 17—164), Wien 1888. — A. Huber, Die poetische Bearbeitung der *vita S. Martini* usw., München 1901. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, 115 (*Marius Victor*); 116f. (*Orientius*); 120f. (*Paulinus von Pella*); 121f. (*Paulinus von Petricordia*); 131—133 (*Sedulius*).

DIE LATEINISCHE LITERATUR IM ZEITALTER DER MEROWINGER.

Die Stürme der Völkerwanderung hatten dem im Innern morschen Römerreiche ein Ende gemacht. Aber mit dem Untergang des römischen Weltimperiums, inmitten der intellektuellen Nacht und Wildnis, versank die lateinische Sprache nicht. Über ein Jahrtausend währt ihr blühendes Fortleben: immer weiter greift sie über ihr einstiges Mutterland hinaus und erobert allmählich gewaltige Gebiete des ehemaligen Weltreiches und der christlichen Mission, in denen sie Literaturen weckt und der Pflege der höchsten geistigen Güter dient. Das Latein wird nun im okzidentalen Kulturkreis unentbehrlich für jeden, der an das Geistesleben der nicht verwelkenden Antike anzuknüpfen gewillt ist, aber auch für alle, die allgemeine Ziele im Auge haben, wie etwa die katholische Kirche. Hatten doch die Dokumente der christlichen Glaubenslehre erst durch die Übersetzung ins Lateinische ihre große Verbreitung gewonnen, waren doch die Rechtssammlungen, denen die jungen Nationen ihre Anerkennung zollten, in der Sprache Roms verfaßt.

Als mit dem Einfall der germanischen Völkerstämme, die des Lesens nicht kundig das Latein meist mit ungeübter Zunge sprachen, die gesamte überlieferte Literatur der Vernichtung anheimgegeben schien, da breitete das Christentum seine Hände schützend über die Schätze der alten Welt. Diese für die weitere Menschheitsentwicklung bedeutungsvolle Kulturtat verdient um so höhere Wertung, als ja die Kirche hiezu keine unmittelbare Veranlassung hatte: denn zur Verkündigung der christlichen Religion und für die liturgischen Zwecke reichte das Kirchenlatein aus, dazu bedurfte man keiner antiken Klassiker.

Die Völkerwanderung und die Unterwerfung Italiens sowie der übrigen Teile des Römerreiches hatte den Garten der lateinischen Literatur nicht völlig verwüstet; immer wieder wagen sich Spätblümlein hervor. Überhaupt zeigen die bisher bestandenen Kulturverhältnisse dieser Landgebiete noch eine Zeitlang ein auffallendes Beharrungsvermögen. Im 1. und hin und wieder auch noch im 2. Jahrhundert nach der Zerstörung des weströmischen Reiches betätigen sich Dichter, die freilich größtenteils mit der Technik und im Geiste der Alten arbeiten, christliche Autoren verfassen weiterhin Heiligenbiographien und oft in sklavischem Anschluß an die Vorgänger Schriften zur Dogmatik und Bibelauslegung; bei den Prosaikern der einzelnen wissenschaftlichen Fächer (der Geschichte, Erdkunde, Naturwissenschaft, Heilkunde) geht die Nachahmung der älteren Darstellungen oft so weit, daß sie die geistige Freiheit einer individuellen Schreibweise völlig unterbindet. Auch Auszüge aus früheren Werken oder deren Umarbeitungen erfreuen sich besonderer Beliebtheit.

Daß die Bezwinger Roms von dem hochentwickelten Bildungsstande der von ihnen im Kampf Besiegten keine unüberbrückbare Kluft trennte — dieses Verdienst durfte das Christentum für sich beanspruchen, das den Sinn der Eroberer gemildert und für kulturelle Werte empfänglich gemacht hatte. Den Königen der naturwüchsigen Germanenstämme machte es viel Vergnügen, wenn Poeten die Feste ihres Hofes durch lateinische Verse verschönten oder den Glanz ihrer Behausungen priesen; mit welcher Hochachtung beispielsweise der Ostgotenherrscher Athalarich (geb. 516) zur antiken Wissenschaft und Bildung aufblickte, versinnlichen einige Worte, die ihm Cassiodor (*Var.* IX 12) in den Mund legt: „Grammatische Kenntnisse sind eines Menschen Zierde; sie ermöglichen die Beschäftigung mit der herrlichen Literatur des Altertums und dienen so unserer Geistesbildung."

Im ganzen setzen sich auf dem Gebiete des lateinischen Schrifttums die Tendenzen der letzten Jahrhunderte fort: die Merkmale der zunehmenden Verwilderung des künstlerischen

199. Stuhl des Bischofs Maximian von Ravenna (546—552). Ravenna, Dom.

Geschmackes begleiten die allmählich erlahmenden Schaffenskräfte. Und in den Wirren, von denen die Merowingerreiche zerwühlt wurden, sank das abendländische Kulturleben mehr und mehr. So sehen wir denn die lateinische Literatur zur Neige des 6. und im Beginn des 7. Jahrhunderts auf dem Festlande dem Erlöschen nahe.

Aber jenseits des Ozeans, auf dem einsamen Irland, das von der römischen Eroberung und von der Völkerwanderung unberührt geblieben war, hatte die Pflege der Antike bereits Wurzel gefaßt. Hier wurde in zahlreichen Klöstern das Studium des lateinischen und griechischen Schrifttums, dessen Bekanntschaft britannische Missionäre des 4. Jahrhunderts vermittelt hatten, mit Eifer betrieben. Und die klassischen Studien kehren wieder auf den Kontinent zurück mit den wanderfrohen Missionären (vor allem mit Columbanus), deren Klostergründungen (Luxeuil, Bobbio, St. Gallen) sie zu neuem Gedeihen bringen. Diese Klöster machen die Germanen mit den klassischen Literaturformen bekannt. Und gegen Ende des 7. Jahrhunderts strebt zuerst bei den Angelsachsen der Genius der lateinischen Sprache in zwei künstlerischen Persönlichkeiten ans Licht: in Aldhelm ersteht hier ein beachtenswerter Dichter, in Beda ein Geschichtschreiber von gutem Rang.

In sprachlicher Hinsicht herrschen in dieser Epoche zwei Richtungen vor: teils bedient man sich eines barbarischen Lateins, das bei den Landessprachen allerlei Anleihen macht und heimische Ausdrücke und Wendungen latinisiert; teils besteht das Bestreben, sich an den Wortschatz und stilistischen Gebrauch der in den Schulen und Klöstern studierten und vervielfältigten lateinischen Autoren zu halten, wobei man zwischen „klassischer" und „nachklassischer" Sprache noch keine Trennungslinie zieht.

Der Gebrauch von Fremdwörtern, besonders griechischer Herkunft, sowie von archaistischen Ausdrücken steht als stilistischer Aufputz vielfach in Schätzung. Nicht selten veranlassen die im Werden begriffenen nationalen Idiome Unsicherheiten und Besonderheiten im Schriftlatein. Die spätlateinische, in Predigten und Gesetzesformeln oft sehr wirkungsvolle Reimprosa, die in Augustinus einen leuchtenden Vertreter hat, zeigt im Mittellatein ein starkes, mitunter freilich in nichtiges Wortgeklingel ausartendes Weiterleben; auch die von den Rhetoren festgelegten Regeln für rhythmischen Satzschluß finden bei den kunstmäßigen Prosaisten meist Beachtung. Völlig eigene Wege gehen einige aus dem 6. und 7. Jahrhundert stammende schriftstellerische Erzeugnisse des südwestlichen Britannien, die von Hebraismen, Gräzismen und Neologismen übersät sind.

Die Dichtung übernimmt die bereits geprägten Versformen; neben der quantitierenden

Metrik tritt die auf dem Wortakzent beruhende, vom Reim begleitete Versbehandlung allmählich immer mehr in den Vordergrund. Sie erscheint besonders in Poesien volkstümlichen Inhalts und im Kirchenlied. Aber die zu Beginn der Merowingerzeit lebenden Dichter, wie ein Alcimus Avitus und Arator, bewegen sich in den herkömmlichen Geleisen der biblischen Ependichtung und stehen zu der christlichen Poesie der vorangehenden Ära (Iuvencus, Cyprianus Gallus, Sedulius) noch in engster Beziehung; ohne demnach als Rad im literarischen Gangwerk Bedeutung zu gewinnen, vermag doch Avitus' Kunst als Schöpfung einer achtenswerten Individualität unsere Anteilnahme zu wecken. Daneben erfreut sich die Hymnendichtung erfolgreicher Pflege (Venantius Fortunatus).

Im Prosaschrifttum herrscht neben der theologischen und philologisch-grammatischen Fachschriftstellerei die Geschichtschreibung vor, die in Gregor von Tours einen namhaften Repräsentanten besitzt; auch die Biographie, seit Sueton immer wieder gepflegt, begegnet uns wieder (Eugippius). Besonders bezeichnend aber ist für diese Zeit des Sammelns und Bewahrens das Entstehen eines großen enzyklopädischen Werkes (Isidorus): was hier als knappe Synthese antiken Wissens geboten war, sollte bei der Übernahme der Altertumsbildung durch die nordischen Völker die erste Quelle für eine beginnende Neukultur werden.

Literarisch schöpferische Persönlichkeiten von einsamer Großartigkeit hat diese Epoche nicht gezeitigt, wohl aber neben den Genannten Männer wie Cassiodorus, Columbanus, Bonifatius, die durch ihre tatkräftigen Bemühungen die von der Vernichtung bedrohten Bildungswerte des klassischen Altertums gerettet und für deren Weiterbestand Sorge getragen haben, wofür ihnen der unvergängliche Dank aller Kulturmenschheit gesichert bleibt.

a) Die Prosaiker

CASSIODORUS

Theoderichs Minister Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus Senator (geb. um 480) kommt das hohe Verdienst zu, die Pflege der Wissenschaften in den Aufgabenbereich des Klosterlebens eingeführt zu haben.

Cassiodors Vater war am Hofe Theoderichs *persona gratissima* gewesen. Die königliche Huld übertrug sich auch auf den Sohn Senator (so lautete sein Rufname), den seine Staatstreue und sein politisches Geschick unter Theoderich und dessen Nachfolgern zu den höchsten Würden emporführte (514 Konsul, seit 533 prätorischer Präfekt). Nach vierzigjähriger erfolggekrönter Wirksamkeit in der Staatsverwaltung zog er sich (540) in das von ihm in seiner Heimat Bruttium gegründete Kloster Vivarium (Vivarese) zurück. Hier schuf er eine Hochschule für Geistliche nach morgenländischem Vorbilde, um den zukünftigen Priestern eine umfassende Bildung angedeihen zu lassen; zugleich entfaltete er hier zum Zwecke der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse eine unermüdliche Tätigkeit und hielt einen Teil der Mönche zu wissenschaftlichem Arbeiten an.

Als Geheimschreiber Theoderichs hatte Cassiodor die königlichen Erlasse abzufassen. Er war eine zu Friedfertigkeit neigende Natur und förderte darum auch die von Theoderich erstrebte Versöhnung der römischen Bevölkerung mit der Gotenherrschaft. Gesetze verkündigte er in lateinischer Sprache und verfaßte (533) eine Geschichte der Goten (*Historia Gothorum*) in zwölf Büchern, worin er die Ebenbürtigkeit des Gotenvolkes mit der Römernation ganz im Sinne Theoderichs betonte, der eine Verschmelzung beider Völker plante. Dieses wichtige Werk ist leider nicht auf uns gekommen; ein aus dem Gedächtnis niedergeschriebener und mit Zusätzen versehener Auszug aus dieser Schöpfung durch Iordanis (s. unten) bietet nur einen kärglichen Ersatz für das Verlorene. Ferner schrieb Cassiodor noch während der Zeit seines öffentlichen Wirkens (537) *Variarum* (*epistularum*) *libri XII*, das bedeutendste unter seinen uns erhaltenen Werken; hier ist eine Auslese der von ihm während seiner Ministertätigkeit verfaßten amtlichen

Verordnungen (von 511 bis 537) geboten, die er teils im Namen Theoderichs und seiner Nachfolger, teils im eigenen Namen als Präfekt erlassen hatte; er gedachte damit Stilmuster zu liefern und reihte dieser Auswahl eine Sammlung von Formularen zu Ernennungsdekreten an. Da der Verfasser solcher Schriftstücke in der Regel „aus dem Munde des Herrschers" zu reden hatte, mußte er sie in ein Gewand kleiden, das den künstlerischen Forderungen der Zeit entsprach: daher der rauschende Pomp rhetorischer Wendungen und ein oft nur halbverständliches Phrasengeklingel. Das Werk darf trotzdem als eine Fundgrube für den Geschichtsforscher gelten. Weit geringer an Wert, aber keineswegs wertlos ist Cassiodors dürftige Weltchronik von Adam bis 519 n. Chr. (*Chronica*); ihr wichtigster Bestandteil ist die Liste der römischen Konsuln, die vollständigste, die wir aus dem Altertum besitzen.

Nach seinem Abschied von der Politik widmete Cassiodor sein Leben und seine schriftstellerische Tätigkeit den Mönchen. Für sie schrieb er sein enzyklopädisches Werk *Institutiones divinarum et humanarum rerum* in zwei Büchern, worin er mit einer Einleitung in das Studium der Theologie einen kurzgefaßten Abriß der weltlichen Wissenschaften (der allgemein bildenden Fächer, S. 447) verband. Wenn diesem Werke auch an sich kein hoher wissenschaftlicher Wert zugesprochen werden kann, so erlangte es doch für die Kulturgeschichte des Mittelalters, in dem es eifrig erläutert und nachhaltend studiert wurde, eine außerordentliche Bedeutung. Gemeinsam mit Isidorus' Enzyklopädie (S. 447) legte es den Grund für das wissenschaftliche Schrifttum des Mittelalters.

Seine kleine Abhandlung „Die Seele" (*De anima*) geht inhaltlich durchweg auf Augustinus und Mamertus Claudianus zurück, sein Traktat „Zur Rechtschreibung" (*De orthographia*), den er im 93. Lebensjahre schrieb, ist eine fleißige Kompilation. Überhaupt hat man in dem Schriftsteller Cassiodor, was seine wissenschaftliche Tätigkeit anlangt, weniger ein schöpferisches Ingenium als einen kenntnisreichen, unermüdlichen Sammler zu erblicken.

Und dieser Sammeltrieb hat in eigener Weise zu Cassiodors Unsterblichkeit geführt. Denn er richtete in seinem Kloster eine stattliche Bibliothek ein und hielt seine Mönche zur handschriftlichen Vervielfältigung nicht bloß der christlichen Autoren, sondern auch der heidnischen Klassiker an; er vertrat die weitherzige Anschauung, daß die Jünger der christlichen Religionswissenschaft auch aus der Lektüre formvollendeter Werke des griechisch-römischen Altertums reichen Nutzen ziehen können, und berührte sich in dieser Anschauung mit keinem Geringeren als mit dem alternden Hieronymus und mit Augustinus. Für die Zwecke der Abschreibetätigkeit legte er großes Gewicht darauf, daß sich eine Anzahl von Mönchen im Recht- und Schönschreiben, ja sogar in der Initialenmalerei ausbildete; auch auf die Erlernung des Buchbindens wurde Bedacht genommen, damit vor allem die heiligen Schriften „in hochzeitlichem Gewande" erscheinen könnten. Günstige äußere Umstände, wie die Huld der Ostgotenkönige und das stattliche Privatvermögen Cassiodors, ferner die wissenschaftliche Begabung, rastlose Opferwilligkeit und zielsichere Tatkraft dieses großzügigen Organisators der geistlichen und zugleich weltlichen Studien, trugen dazu bei, daß er sein Kloster zu einer vorbildlichen Anstalt und geradezu zur Pflanzstätte geistiger Mönchsarbeit gestalten konnte. So wurden die Klöster — und darin liegt Cassiodors kulturhistorische Sendung — die Bewahrer und die Retter der antiken Geistesschätze, deren Wiederentdeckung im 14. Jahrhundert eine neue Epoche menschlicher Bildung und Gesittung einleiten sollte. Der Denkweise und Wirksamkeit Cassiodors ist es aber auch zu danken, daß den ihm folgenden Geschlechtern die Fühlungnahme mit dem klassischen Altertum nie völlig abhanden kam.

Literatur: Gesamtausgabe: J. P. Migne, Patrol. Lat. 69, 70 (veraltet). — Ausgabe der *Chronica* und *Variae* von Th. Mommsen (Mon. Germ. auct. ant. XI, XII), Berlin 1894. — *De orthographia* ed. H. Keil (Gramm. Lat. VII 143 sqq.), Leipzig 1876. — M. Manitius, Lat. Lit. d. Mittelalters I (1911), 36—52. — F. Milkau, Zu Cassiodor, in der Festschrift für E. Kuhnert 1928, 23—44. — A. van de

Vyver, Cassiodore et son oeuvre, Speculum VI (1931) 244—292. — M. L. Hartmann, R. E. III 1672—1676.

EUGIPPIUS. DIONYSIUS EXIGUUS. BENEDICTUS VON NURSIA. Die der alten Bildung freundlichen Bestrebungen Theoderichs und Cassiodors führten dazu, daß der Pflege des lateinischen Schrifttums auf italischem Boden eine längere Dauer beschieden war als in Gallien. In Neapel schrieb Eugippius, der Abt eines dortigen Klosters, im J. 511 eine *Vita Sancti Severini*, worin er das Leben und die Wundertaten des frommen Mönches Severinus, des „Apostels von Noricum" (gest. 482), schilderte, mit dem er als dessen Schüler eine lange Zeit im Donaulande zwischen Passau und Wien gemeinsam verlebt hatte. Das Hauptbestreben dieses im Sinne der Augustinischen Lehren lebenden und wirkenden Heiligen, dessen Heimat wahrscheinlich Afrika war, bildete die Förderung und Verbreitung sittlich-religiöser Ideen in der Bevölkerung. Sein stolzer Mannessinn hatte etwas Römisches an sich. Vielen erschien er als ein Prophet und darum suchten ihn oft Germanen (so auch der Heerkönig Odovakar) auf, um den Segen dieses für wundertätig gehaltenen Asketen zu erhalten. Die für die deutsche Geschichte und Kulturgeschichte (zumal Österreichs) bedeutsame Biographie Severins belehrt uns über die Zustände Noricums und des benachbarten rätischen Grenzgebietes zur Zeit der Völkerwanderung, als sich die Römerherrschaft in den Alpenländern infolge des mächtigen Vordringens der Germanen auflöste. Der Verfasser des in volkstümlichem Tone gehaltenen Schriftchens zeigt sich durch eigene Schau mit diesen Gegenden gut vertraut: Land und Leute hat er getreu gezeichnet. Von großem Interesse ist es zu sehen, wie mit dem Niederbruch der weltlichen Macht die Kirche an Einfluß zu gewinnen begann. Zu dieser Zeit hatte sich der Übergang der dortigen Bevölkerung zum Christentum schon vollzogen: so war damals Lorch (*Lauriacum*) bereits Sitz eines Bistums; Kirchen bestanden schon in Salzburg (*Iuvavum*), in *Astura* (in der Nähe des heutigen Klosterneuburg), in *Commagena* (bei Tulln am Wienerwald) und anderen Orten.

Cassiodors Freundschaft genoß der aus dem Skythenlande stammende römische Mönch Dionysius, der sich in demütiger Bescheidenheit den Beinamen Exiguus („der Geringe") gab. Er siedelte sich um 497 in Rom an, wo er vor 540 als Abt starb. Von ihm rührt die von Christi Geburt an rechnende Ära („die Dionysische Zeitrechnung") her: er nahm nämlich in seiner 525 verfaßten „Ostertafel" (*Liber de paschate*) zum ersten Male Christi Geburtsjahr — das er allerdings unrichtig etwa fünf Jahre zu spät ansetzte — zum Ausgang der Jahreszählung; indes hat man seinen Irrtum bis zur Gegenwart nicht berichtigt. Ferner veranstaltete er sehr geschätzte Sammlungen der Konzilienbeschlüsse (*canones ecclesiastici*) und amtlichen Briefe römischer Bischöfe. Eine besondere Meisterschaft entwickelte Dionysius als Übersetzer aus dem Griechischen; von seinen Übertragungen seien hervorgehoben die Lebensbeschreibung des hl. Pachomius, des Begründers des cönobitischen Mönchtums (gest. 346), und die Schrift Gregors von Nyssa über die Erschaffung des Menschen.

In Italien wirkte auch Benedictus von Nursia (j. Norcia in der Provinz Perugia), der Begründer eines geregelten Mönchstandes im Okzident. Eine genaue Feststellung der Lebenszeit dieses ersten abendländischen „Mönchsvaters" ist bis jetzt nicht gelungen. Sicher ist, daß er geraume Zeit in einer Grotte bei Subiaco in den sabinischen Waldhöhen ein enthaltsames Büßerleben führte und sich nachher (um 529) auf dem Berge Casinus zwischen Rom und Neapel ansiedelte, wo er das Kloster Monte Cassino gründete. Dieses Kloster, das Stammhaus des späteren Benediktinerordens, leitete er nach einer von ihm verfaßten Ordensregel (*Regula monachorum*), die im Bereich des Abendlandes allmählich maßgebende Geltung gewann und den Grund zum Entstehen der großen Klosterkultur des Mittelalters legte. Mit dieser Schrift führte Benedictus der Vollendung zu, was Cassianus (S. 430) in seinen auf das Mönchsleben bezüglichen Arbeiten (*De institutis coenobiorum* und *Collationes*) eingeleitet hatte. — Über der Tradition der *Regula Benedicti* hat ein Unstern gewaltet. Man nimmt jetzt mit ziemlicher Berechtigung an, daß der knappere Wortlaut der Kodizes von St. Gallen, München und Wien im wesentlichen den von Benedictus verfaßten Text darstelle, während die älteren Handschriften einen durch bisweilen umfangreiche Einschübe entstellten Wortlaut bieten.

Literatur: *a*) Maßgebende Ausgabe der Severinusbiographie des *Eugippius* von Th. Mommsen, Berlin 1898. — Gesamtausgabe des *Eugippius* von P. Knöll im CSEL Bd. 9, Wien 1885/86. — Th. Sommerlad, Wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen, 2. Teil: Die Lebensbeschreibung Severins als kulturgeschichtliche Quelle, Leipzig 1903. — A. Baudrillart, St. Séverin, apôtre du Norique, Paris 1908. — A. Jülicher, R. E. VI 988—990. — *b*) Gesamtausgabe des *Dionysius Exiguus* von J. P. Migne, Patrol. Lat. 67; dazu 48, 777ff. — B. Krusch, Studien zur mittelalterlich-christlichen Chronologie,

Leipzig 1880. — A. Jülicher, R. E. V 998f. — *c*) Ausgabe der *Regula Benedicti* (mit Einführung, krit. Apparat und Anmerkungen) von B. Linderbauer, Bonn (Floril. patrist.) 1928; Ausg. von F. Segmüller, Einsiedeln[5] 1909. — B. Linderbauer, Benedicti Regula monachorum, Metten 1922. — L. Traube, Textgeschichte der Regula s. Benedicti, München 1898; 2. Aufl. von H. Plenkers, 1910. — H. Plenkers, Unters. zur Überlieferungsgesch. der ält. lat. Mönchsregeln, München 1906. — W. Wilbrand, Burs. J. B. 226. Bd. (56), 1930, 185f.

FULGENTIUS VON RUSPE. Dieser überaus fruchtbare Schriftsteller (gest. 532) entstammte einem begüterten afrikanischen Geschlecht. Um 508 wurde er Bischof des Seestädtchens Ruspe in Afrika und vertrat als Theologe einen strengen Augustinismus. In seinen ziemlich epigonenhaften Werken bekämpft er vorwiegend die arianische Sekte in seinem Heimatlande und die Semipelagianer (S. 430) Galliens.

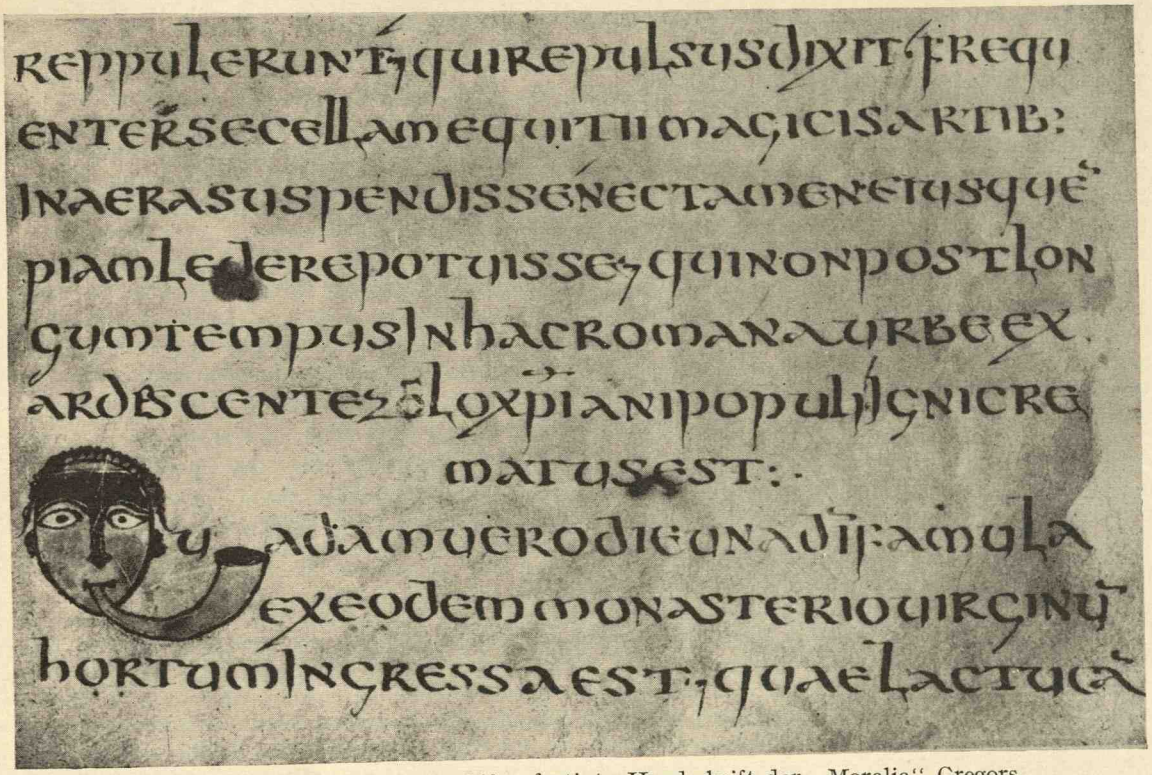
Literatur: Ausgabe von J. P. Migne, Patrol. Lat. 65, 151—954; eine kritische Edition fehlt. — G. G. Lapeyre, Saint Fulgence de Ruspe, Paris 1929. — B. Nisters, Die Christologie des hl. Fulgentius von Ruspe, Münster 1930. — A. Jülicher, R. E. VII 214f.

GREGOR DER GROSSE

Auch einzelne Päpste des 5. Jahrhunderts leisteten literarisch wertvolle Arbeit: von Leo I. dem Großen (440—461) besitzen wir zahlreiche glänzend stilisierte Festpredigten (*Sermones*) voll erhabener Stimmung und eine stattliche Sammlung von Briefen, darunter die gefeierte *Epistula dogmatica*; von Papst Gelasius I. (492—496) sind uns viele in klarer, eindringlicher Sprache geschriebene Briefe, Abhandlungen (Episteln größeren Umfangs) und Amtsschreiben (Dekrete) erhalten. Doch ihre schriftstellerischen Leistungen stellt die auch einen Leo d. Gr. überragende Persönlichkeit Gregors I. des Großen (590—604) in Schatten, der das von allen gemiedene und verfallende Rom zum Sitz des Pontifikats und zur Seele der mittelalterlichen Welt machte.

Gregor d. Gr. war um 540 zu Rom geboren. Er stammt aus dem altadeligen Hause der Anicier, erhielt eine umfassende Bildung und widmete sich zunächst der Verwaltungslaufbahn. Um 573 versah er das Amt eines Stadtpräfekten. Daneben vertiefte er sich in die Schriften der Kirchenväter, und als sein Vater, der reiche Senator Gordianus, starb (etwa 575), stiftete er mit dem ererbten Vermögen sieben Klöster. In eines davon, das er in seinem Hause zu Rom gegründet hatte, trat er selbst als Mönch ein und leitete es seit 585 als Abt. Wenige Jahre später (590) wurde er von der Geistlichkeit, dem Senat und Volke gegen seinen Willen zum Papst gewählt. Es gelang ihm in den politisch schwierigen Verhältnissen, die seit den Einfällen der arianischen Langobarden ganz Italien in Unruhe hielten, durch festes Zugreifen und diplomatisches Geschick das Ansehen des römischen Stuhles in ungeahnter Weise zu heben. Mit unermüdlicher Tatkraft wirkte er für die Verbreitung des christlichen Glaubens unter den Heiden, so besonders in Korsika und unter den Angelsachsen in Britannien, wohin er im J. 594 den Benediktinermönch Augustinus als Sendboten beorderte. — Daß er an Stelle des bisher üblichen Ambrosianischen den sogenannten Gregorianischen Chorgesang eingeführt habe, ist in neuerer Zeit angezweifelt worden; auch inwieweit Neuordnungen im Gottesdienste, vor allem die Ausgestaltung des liturgischen Elements in der Messe, auf ihn zurückgehen, ist nicht sichergestellt. Immerhin werden ihm Reformen auf beiden Gebieten schon im 7. Jahrhundert zugeschrieben.

Von Gregors Schriften nennen wir an erster Stelle seine „Anleitung zur Seelsorge" (*Regula pastoralis*), ein um 591 verfaßtes Handbuch zur Führung des geistlichen Amtes. Das Werk, das Jahrhunderte hindurch ein unentbehrliches Hilfsmittel der abendländischen Geistlichkeit bildete, wurde bereits 602 von dem Patriarchen Anastasius von Antiochien ins Griechische übersetzt und erfuhr späterhin Übertragungen in die führenden europäischen Sprachen. — Nicht minderer Berühmtheit erfreute sich während des ganzen Mittelalters seine Exegese des Buches Hiob (*Moralia sive expositio in librum Iob*) in 35 Büchern, die etwa 590 vollendet wurde. Dieses breit angelegte Werk, eine Vereinigung seiner Predigten, vornehmlich über das Buch Hiob und die Evangelien, verfolgte den Zweck, der Geistlichkeit zur allseitigen Belehrung zu dienen. — Für die Regelung des Mönchtums, das ihm sehr am Herzen lag, erließ er mehrere reformierende Verordnungen und gab eine Zusammenstellung der von ihm aus den Klöstern gesammelten Wunder-



200. Im Kloster Bobbio um 750 gefertigte Handschrift der „Moralia" Gregors. Mailand, Biblioteca Ambrosiana.

geschichten unter dem Titel *Dialogi* in vier Büchern heraus (594). Im zweiten Buche, das 593 verfaßt wurde, lesen wir die Lebensgeschichte des hl. Benedictus von Nursia (S. 444), die einzige Biographie dieses großen Mönchsvaters; naturgemäß kann der historische Wert dieser von vielen Mirakelberichten durchzogenen Novelle nicht hoch angeschlagen werden. — Endlich hat Gregor d. Gr. auch Werke zur Bibelauslegung verfaßt (z. B. *In evangelia homilia*). Von seinen geschichtlich äußerst wertvollen Briefen haben sich über achthundert in drei Sammlungen erhalten.

Als Schriftsteller zählt Gregor zu den vier großen Kirchenlehrern. Seine Sprache ist schlicht, nüchtern und ohne jedes Streben nach einer anderen Schönheit, als die im klaren Ausdruck der Gedanken liegt. Hochflug der Ideen kann man diesem mit der Wirklichkeit rechnenden klugen Praktiker nicht nachrühmen. In religiöser Hinsicht ist er ein Vertreter der Augustinischen Dogmatik, doch blieb er vom Semipelagianismus (S. 430) nicht unberührt.

Den klassischen Studien steht er mit Abneigung gegenüber. Die entarteten Zustände in den Rhetorenschulen Roms, die er von seinen Jugendtagen her kannte, hatten bei ihm einen eklen Nachgeschmack zurückgelassen. Seine Geringschätzung der weltlichen Weisheit und des profanen Schrifttums bekundete er offen; auf sie ist auch die gelegentliche Vernachlässigung der stilistischen Seite in seinen Arbeiten zurückzuführen. Er wollte es unter allen Umständen vermieden wissen, daß von denselben Lippen Juppiters und Christus' Preis komme (*Epist.* XI 34). Aber trotz all seiner altertumsfeindlichen Gesinnung hat er, wenn auch gegen seinen Willen, zur Weitergabe des antiken Bildungsgutes an das Mittelalter mitgeholfen: denn durch die Neubelebung und Kräftigung der Kirche befähigte er sie zum Festhalten und

Verbreiten der Grundlagen der bisherigen abendländischen Bildung, und durch die Verbindung Englands mit der römischen Kirche hat er dem Entstehen der karolingischen Renaissance wichtige vorbereitende Dienste geleistet.

Literatur: *a*) Ausgabe der Schriften Leos d. Gr. von P. und H. Ballerini, Venedig 1753—1757; diesen Text übernahm J. P. Migne, Patrol. Lat. 54. — J. Pschmadt, Leo d. Gr. als Prediger, Elberfeld 1912. — R. Galli, S. Leone Magno ed i suoi scritti, Didaskaleion VIII (1930), 2, 51—235; vgl. H. Lietzmann, R. E. XII 1962—1973. — *b*) Ausgabe des Gelasius von J. P. Migne, Patrol. Lat. 59, 9—190; besser von E. Thiel, Epist. Roman. pontif. I 285—613; vgl. A. Jülicher, R. E. VII 966—968. — *c*) Ausgabe der Werke Gregors d. Gr. von J. P. Migne, Patrol. Lat. 75—79. — Krit. Ausgabe der Briefe (*Registrum epistolarum*) von P. Ewald und L. M. Hartmann in Monum. Germ. Epist., 2 Bde., Berlin 1887—1899. — C. Wolfsgruber, Gregor der Große, Ravensburg[2] 1897. — C. Kniel, Das Leben Gregors d. Gr. und die Regel des hl. Benedictus, Beuron[4] 1929 (mit 75 Bildbeigaben). — P. Batiffol, St. Grégoire le Grand, Paris[2] 1928. — M. B. Dunn, The style of the letters of St. Gregory the Great, Washington 1931; vgl. A. Jülicher, R. E. VII 1868—1870.

ANDERE THEOLOGISCHE SCHRIFTSTELLER. Sonst sind es im 6. Jahrhundert vor allem Afrika und Spanien, wo die theologische Schriftstellerei gedeiht. Der Bischof von Hadrumetum, Primasius (gest. um 558), schrieb unter Benützung des Tyconius (S. 411) und Augustinus einen Apokalypsenkommentar und eine (nicht mehr erhaltene) Geschichte der Häresien. — Der karthagische Diakon Liberatus verfaßte bald nach 560 eine knappe Darstellung der Geschichte des Nestorianismus und Monophysitismus (*Breviarium causae Nestorianorum et Eutychianorum*).

Auf spanischem Boden zeigen sich Martinus von Bracara (im Nordwesten der Halbinsel) und Leander von Sevilla literarisch tätig. Martinus (gest. 580) erwarb sich als Metropolit der suevischen Königsstadt Bracara um die Christianisierung der Sueven hohe Verdienste. Seine meist von Seneca beeinflußten erzieherischen Schriften befassen sich vorwiegend mit der christlichen Ethik (z. B. *Formula vitae honestae*); daneben gab er Übersetzungen interessanter Sammelwerke (z. B. *Aegyptiorum patrum sententiae*, aus dem Griechischen übertragen) heraus. — Leander, Erzbischof von Sevilla (gest. um 600), entwickelte eine erfolgreiche Tätigkeit als Bekehrer der Westgoten. Von seinen zahlreichen Schriften ist der Großteil, darunter seine Korrespondenz mit Gregor d. Gr., verloren gegangen. Erhalten ist eine seiner Schwester gewidmete Ordensregel für Klosterfrauen, worin Jungfräulichkeit und Askese verherrlicht werden, ferner eine Predigt, die den Sieg der Kirche infolge des Übertrittes der Westgoten zur katholischen Religion verkündet.

Literatur: *a*) Ausgabe des *Primasius* von J. P. Migne, Patrol. Lat. 68, 413—936 (der Kommentar zu den Paulusbriefen ist unterschoben); vgl. J. Haußleiter, Die lat. Apokalypse der alten afrikanischen Kirche, Erlangen und Leipzig 1891. — *b*) Ausgabe des *Liberatus* von J. P. Migne, Patrol. Lat. 68, 969—1052. — *c*) Ausgabe des *Martinus von Bracara* von F. H. Florez, Madrid 1759 (die vollständigste der vorhandenen Editionen); vgl. J. P. Migne, Patrol. Lat. 72. — *d*) Ausgabe des *Leander von Sevilla* von J. D. Mansi, Florenz 1763; diesen Text druckte ab J. P. Migne, Patrol. Lat. 72; vgl. P. B. Gams, Kirchengeschichte Spaniens, Regensburg 1874.

Ungleich bedeutsamer war die literarische Wirksamkeit, die Leanders jüngerer Bruder entfaltete, der letzte der abendländischen Kirchenväter:

ISIDORUS VON SEVILLA

Noch wandelten Altertumskultur und Christentum Hand in Hand. Aber das Schicksal sollte sich erfüllen, die Jahre der alten Welt waren gezählt. Das mochten wenige mit gleich starkem Vorgefühl ahnen wie der letzte abendländische Kirchenvater: Isidorus. Mit grenzenloser Emsigkeit suchte dieser Kompilator größten Zuschnitts gleichsam in letzter Stunde der Nachwelt und vor allem der Christenheit einen möglichst reichen Schatz aus den aufgestapelten Bildungsgütern der Antike zu retten. So ist er ähnlich wie Boethius, Cassiodor und wie — ohne seine Absicht — Gregor der Große ein Bildungsvermittler zwischen Altertum und Mittelalter geworden, der zu einer Zeit des gänzlichen Verfalls von Literatur und Wissen-

schaft das Interesse für die alten Kulturwerte bewahrte und die klassischen Studien späteren Geschlechtern zur lernenden Aneignung („Rezeption" A. Dempf) erhielt.

Isidorus war um 560 zu Cartagena in Spanien geboren, wurde im Jahre 600 Bischof von Hispalis (Sevilla) und führte auf dem vierten Nationalkonzil zu Toledo (633) den Vorsitz; er starb 636. An der Entwicklung und Verbreitung einer eigenen Gedankenwelt lag ihm nicht viel. Sein Hauptwerk ist das gewaltige, erst kurz vor seinem Lebensende abgeschlossene Sammelhandbuch *Originum seu etymologiarum libri XX*, eine Enzyklopädie des gesamten weltlichen und geistlichen Wissens jener Zeit. Er bietet darin einen Überblick über die einzelnen Wissenschaftsgebiete nebst Definitionen der wissenschaftlichen Begriffe und Gegenstände durch eine Etymologie ihrer Bezeichnungen. Die ersten drei Bücher befassen sich mit den *artes liberales*, d.h. mit den sieben Fächern, die man als Kern der Allgemeinbildung betrachtete: darunter verstand man die drei „grundlegenden" Wissenschaftsgebiete, nämlich das aus Grammatik, Rhetorik (Stilkunde), Dialektik (Logik) bestehende „*Trivium*" und die vier „aufbauenden" Fächer, nämlich das aus Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik bestehende „*Quadrivium*". Buch IV behandelt die Heilkunst, Buch V die Rechtswissenschaft und Chronologie, die Bücher VI—VIII die Heilige Schrift und Fragen der Theologie, Buch IX die Sprachen, Völker und Regierungen; die Bücher X—XX bieten Worterklärungen, zuerst in alphabetischer Reihe (Buch X), dann nach Sachgebieten (Mensch und Tier; Welt und Erde, Feld- und Gartenbau; Krieg und Spiele; Schiffsbau, Gebäude; Kleider; Haus- und Ackergeräte) geordnet. Daß dieses Konversationslexikon des ungemein wissensreichen Mannes, das an Varros Disciplinae (S. 244) denken läßt, viele wichtige Dinge unbehandelt läßt, kann ebenso wenig wundern, wie daß er bei dem damaligen Wissensstande zahlreiche wunderliche Wortdeutungen vorbringt; so wird z. B. *amicus* von *hamus* (Angel) hergeleitet, *litterae* kommt nach Isidorus von *iter*, *apis* ist ein Geschöpf *sine pedibus*. Exzerpiert hat der Verfasser viele auf uns gekommene Werke (vom älteren Plinius an bis auf Orosius), aber auch andere; so lagen ihm u. a. sehr eingehende Vergilkommentare vor, auch Suetons Schriften hat er manches zu verdanken.

Neben den *Etymologiae* treten die übrigen literarischen Arbeiten Isidors in den Hintergrund. Als Historiograph betätigte er sich in seiner kurzgefaßten Geschichte der Goten, Vandalen und Sueben (*Historiae*) sowie in seiner Schrift *De viris illustribus*. Ein gleichnamiges Werk über berühmte Männer besitzen wir von Hieronymus (S. 415), dem Suetons Buch (S. 359) Muster gewesen war. Hieronymus' Arbeit hatte bereits zu Ende des 5. Jahrhunderts in Gennadius von Massilia einen Fortsetzer gefunden, an den sich nun Isidorus' Darstellung anschloß: aber während Gennadius bei seiner Weiterführung den Osten und Westen berücksichtigte, nahm Isidorus nur auf den Westen Bedacht. Dem Gebiete der Sprachforschung gehören die aus älteren Grammatikern geschöpften *Libri differentiarum* (über Synonymik) an; mit den Himmelserscheinungen befaßt er sich in dem Buche *De rerum natura*, dem auch eine Beschreibung der Meere und Länder beigegeben ist; von seinen zahlreichen theologischen Werken seien das Lehrbuch der Dogmatik und Moral (*Sententiarum libri III*), die Apologetik (*De fide catholica*) und die Geschichte der Liturgie (*De ecclesiasticis officiis libri II*) hervorgehoben.

Keinem dieser Werke war auch nur eine ähnliche Nachwirkung wie den *Etymologiae* beschieden, die im Mittelalter das am meisten gelesene Lehr- und Handbuch des allgemeinen Sachwissens waren, aus dem man die Kenntnis der Antike bezog. Nur an Cassiodors *Institutiones* läßt sich da vergleichsweise denken. Wohl stellen die trockenen kompilierten Massen dieses Fleißwerkes eine lehrreiche Urkunde dar, die uns vor Augen führt, wohin die freie, stolze Altertumskultur durch gewaltherrische und hierarchische Knechtung in ihrer wunderlichen Endperiode geraten war. Aber was für die alte Welt ein Zusammenfassen und Abschließen war, sollte als Erbe den germanischen Völkern ein Anbeginn geistigen Lebens werden.

Literatur: Maßgebende Ausgabe von F. Arevalo I—VII, Rom 1797—1803; den Text übernahm J. P. Migne, Patrol. Lat. 81—84. — *Etymologiae* ed. W. M. Lindsay, Oxford 1911. — Whatmough, Scholia in Isidori Etymologias Vallicelliana, Arch. Lat. med. aev. II (1925), 134—169. — A. Schmekel, Isidorus von Sevilla, sein System und seine Quellen, Berlin 1914. — J. Sofer, Lateinisches und Romanisches aus den Etymologiae des Isidorus von Sevilla, Göttingen 1930; vgl. Glotta Bd. 16—18 (1927ff.). — Schenk, Schmekel, Philipp in R. E. IX 2069—2080. — P. Wessner, Burs. J. B. 188 (1921), 148ff.

So stellt die Zeit des 6. und beginnenden 7. Jahrhunderts eine kulturelle Übergangsperiode dar. Zu Cassiodors Wirken im Ostgotenreich bildet die spätere Tätigkeit Isidors in Spanien eine eigenartige, bedeutsame Parallele. Auf dem Boden Galliens vermissen wir zwar eine gelehrte Sammlergestalt verwandter Prägung; immerhin aber hat hier Venantius Fortunatus (S. 453) als die überragende Dichtererscheinung dieser Epoche die Verbindung mit der Antike lebendig erhalten.

DIE GESCHICHTSCHREIBER

Wie in besseren Tagen des lateinischen Schrifttums begehrte auch in den Zeiten, die dem Untergang des Westreichs folgten, die Geschichtschreibung ihren Anteil an dem freilich nur mehr schwach pulsierenden literarischen Leben. Es treten nun Darstellungen aus der nordischen Geschichte besonders hervor. Unsere stärkste Anteilnahme erwecken die Werke derjenigen Autoren, die die Geschichte germanischer Stämme, wie der Goten und Franken, in lateinischer Sprache aufzeichnen (Iordanis, Gregor von Tours).

GILDAS. Nur weniges Sichere läßt sich über die Lebensumstände dieses ältesten Geschichtserzählers der Briten (geb. etwa 504) sagen, den bereits Beda (S. 463) durch den Beinamen *Sapiens* ausgezeichnet hat. Ziemlich gut beglaubigt ist, daß er in vorgerücktem Alter eine Reise nach Rom antrat und auf der Rückkehr in der Bretagne das Kloster Gildas-de-Ruis gründete, dem er als Abt vorstand. Als sein Todesjahr gibt ein irischer Annalist 570 an. Gildas' Werk *De excidio et conquestu Britanniae* eröffnet eine knapp gehaltene Darlegung der geographischen Verhältnisse des Landes. Dann folgt ein Abriß der Geschichte Britanniens von der Besetzung durch die Römer bis auf die Tage des Verfassers. Eindrucksvoll, wenn auch mit bildlichen Redensarten überladen, ist die Schilderung der Leiden und Bedrängnisse der Insel seit der angelsächsischen Eroberung. In der Darstellung schwingt ein starker religiöser Unterton mit, da Gildas all diese Drangsale als eine von Gott verhängte gerechte Strafe für die Lasterhaftigkeit der Bewohner hinstellt. Diesen Ausführungen ist als zweiter Teil eine *Epistola* angehängt, worin sich der Verfasser an die britischen Könige und Priester seiner Zeit wendet und sie unter Hinweis auf zahlreiche Stellen der Heiligen Schrift zu einem bußfertigen Leben auffordert.

In dieser Epistel läßt Gildas seine grollende Leidenschaftlichkeit in ungehemmtem Sturm dahinbrausen; zur Veranschaulichung dieses Sittengemäldes seien daraus einige Zeilen übersetzt: „Könige besitzt Britannien, doch sind es Zwingherrn; Richter besitzt es, doch sind es Verbrecher und Räuber; sie züchtigen streng, aber Schuldlose, sie wissen zu rächen und zu schirmen, aber Missetäter und Diebe. Sie haben eine Menge Weiber, treiben aber obendrein Unzucht und Ehebruch. Schwüre leisten sie gern, doch es sind Meineide. In Versprechungen sind sie Meister, aber fast alles ist Lug und Trug. Unablässig stehen sie in Fehden, aber es ist ungerechter Kampf und Bürgerkrieg ... Priester besitzt Britannien, doch es sind alberne Tröpfe; Kirchendiener gibt's genug, freilich Dummköpfe; Geistliche auch, sie sind heimtückische Räuber; Hirten lassen sie sich nennen, aber Wölfe sind sie, die auf Seelenmord lauern. Für das Volkswohl haben sie nichts übrig; ihrem Wanst dienen sie. Die Kirche ist ihr Wohnhaus, das sie betreten aus schändlicher Raffgier."

Gildas' markiger Stil macht im ganzen einen unbehauenen Eindruck. Ein unruhiger Wechsel in den Konstruktionen fällt auf, kunstvollen Periodenbau sucht man vergebens. Nur dort, wo er sich einer knappen, antithesenreichen Schreibweise bedient, wie in der eben übersetzten Stelle, gewinnt seine Darstellung leichteren Fluß. Im übrigen weist seine Sprache eine reiche Verbrämung durch poetische Floskeln auf, die meist erborgt sind.

Literatur: Ausgabe von Th. Mommsen in den Mon. Germ. hist., auct. ant. Bd. XIII, Chron. min. III 24—85, Berlin 1896. — M. Manitius, Gesch. d. lat. Lit. d. Mitt. I (München 1911) 208—210.

IORDANIS

Iordanis' Bedeutung liegt vor allem darin, daß uns seine Schrift „Herkunft und Geschichte der Goten" (*De origine actibusque Getarum*) einen gewissen, wenn auch dürftigen Ersatz für Cassiodors großes, zwölf Bücher fassendes Gotenwerk bietet, das verloren gegangen

N M. B. H. POTSDAM
FURT

Zu Tafel I:

Das Mosaik, dessen Meister sich selbst nennt (Monnus fecit), wurde 1884 zu Trier gefunden und befindet sich jetzt im Provinzialmuseum daselbst. Die Darstellungen beziehen sich in der Mitte auf die musischen Künste, am Rande auf den Wechsel der Jahreszeiten. Unsere Reproduktion stellt die besterhaltenen Teile dar. Im Achteck unterrichtet Euterpe den Agnis (vgl. Clemens Alexandrinus Strom. I 16 und Eusebius Praeparatio evangelica X 6, 11 nach älteren Quellen); im Quadrat darunter Oktober als Bakchus (vgl. Kalender des Furius Dionisius Filocalus); rechts und links Schauspielertypen; im Fünfeck der Herbst als bekränzter Amor auf einem Panther; in den Quadraten unten zwei von den acht um das Mittelachteck des ganzen Mosaiks gruppierten Schriftstellern: die Dichter Ennius und (H)esiodus. Das Mosaik schmückte eine Bibliothek oder ein anderes öffentliches Gebäude; entstanden ist es wohl nicht vor der Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. und veranschaulicht die Kunstübung im Rheinlande, in der die griechischen und römischen Bildungs- und Kunstelemente verwendet wurden. (Literatur: F. Hettner, Ill. Führer durch das Provinzialmuseum in Trier S. 64ff.)

Die Darstellung Seite 1—336 hat Professor Dr. Alfred Kappelmacher zum Verfasser; fortgeführt und beendet wurde das Werk von Professor Dr. Mauriz Schuster.

ist (S. 441). Der Schriftsteller hat Cassiodors Werk aus der Erinnerung verwertet und mit Zusätzen aus Marcellinus Comes und aus eigener Kenntnis alter Traditionen versehen (551). Im wesentlichen aber handelt es sich bei Iordanis' Gotengeschichte um eine Epitome aus Cassiodor und es hat allen Anschein, daß dieser flüchtige und ungeschickte Auszug den Untergang des Hauptwerkes verursacht hat.

Cassiodor hatte seine Schrift im Jahre 526 abgeschlossen, der Epitomator führte sie bis zu Vitiges' Tode (540) weiter. Iordanis' Darstellung, die uns immerhin einen beiläufigen Begriff von der hingebungsvollen Gründlichkeit der auch die griechische und römische Literatur sowie die gotische Volksüberlieferung ausgiebig verwertenden Urschrift zu gewähren vermag, hebt mit recht abenteuerlichen Ausführungen über die skythischen Geten an, die mit den Goten identifiziert werden; es folgt ein geschichtlicher Bericht über die West- und Ostgoten nebst einer ins Einzelne gehenden Beschreibung des Hunnenvolkes. Diese Gotengeschichte, die bis zum Sturz der Ostgotenherrschaft in Italien reicht, besitzt infolge des Verlusts des Originalwerkes bedeutenden Quellenwert. Wenn man in Iordanis einen romanisierten Goten sehen darf (was meistens, aber ohne wissenschaftliche Sicherheit geschieht), so wäre er der erste Germane gewesen, der sich schriftstellerisch des lateinischen Idioms bedient hat (vgl. S. 464).

Ob der Schriftsteller, dessen Lebenszeit etwa zwischen 500 und 553 anzusetzen ist, von Herkunft Alane war, ist nicht erwiesen; er selbst bezeichnet sich als Goten. Einem vornehmen Hause entstammend, betätigte er sich zunächst als Notar bei einem Gotenfürsten, trat später zum Katholizismus über und wurde Geistlicher. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er Mönch; ob er aber, wie ein Teil der Handschriften angibt, Bischof wurde, begegnet berechtigtem Zweifel. Er vertrat mit Eifer die Interessen des römischen Weltimperiums und mißbilligte Totilas' römerfeindliche Haltung; seinem politischen Denken entsprach eine friedliche Eingliederung des Gotenvolkes in das Weltreich unter dem Zepter der Nachfahren Theoderichs.

Im gleichen Jahre wie sein Gotenbuch schrieb Iordanis auf Wunsch des Papstes Vigilius einen Abriß der Weltgeschichte von der Erschaffung der Welt bis auf seinen Zeitgenossen Iustinian (*Summa temporum vel de origine actibusque gentis Romanorum*), eine kümmerliche Kompilation geringen Wertes.

Iordanis ist kein Meister in der künstlerischen Stoffgestaltung. Auch seine Ausdrucksweise ist wenig geschmeidig; sie läßt überall den Spätlateiner erkennen, doch treten die romanischen Einflüsse hier minder stark in Erscheinung als bei Isidorus.

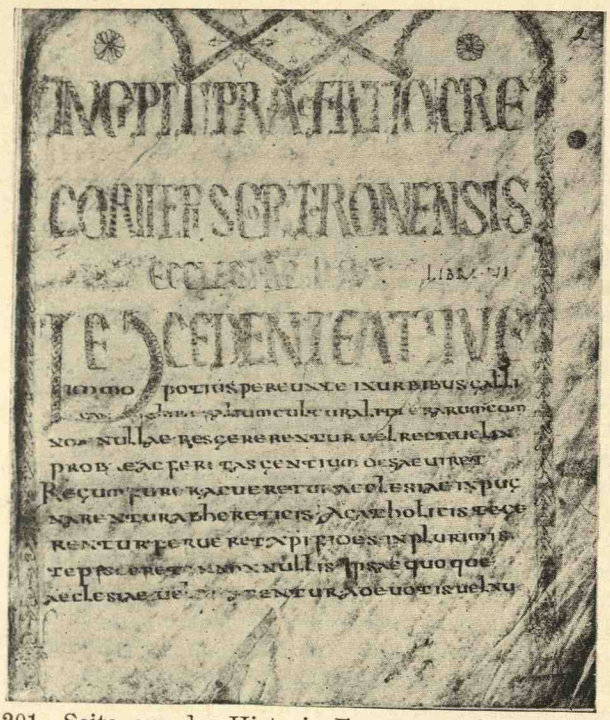
Literatur: Maßgebende Ausgabe von Th. Mommsen in den Mon. Germ. hist. (auct. ant. V 1), Berlin 1882. — F. Werner, Die Latinität der *Getica* des Iordanis, Halle 1908. — J. Schnetz, Philol. 81 (1925), 86ff. — L. Weibull, Arkiv för Nordisk Filol. 41 (1925), 213ff. — A. Kappelmacher, R. E. IX 1908—1929.

GREGOR VON TOURS

Der eigentliche Name dieses fränkischen Geschichtschreibers, der zu Arvernae (Clermont-Ferrand) um 538 das Licht der Welt erblickte, war Georgius Florentinus; er nannte sich Gregor nach seinem mütterlichen Ahnherrn, dem hl. Gregor von Langres.

Obgleich er das Kind vornehmer römischer Eltern war, erhielt er eine unzureichende Bildung; er spricht es später selbst mit Bedauern aus, daß ihm eine tüchtige grammatisch-rhetorische Schulung und die Vertrautheit mit dem profanen Schrifttum abgehe. Im Jahre 573 bestieg er den Bischofstuhl von Tours und erfreute sich bei den fränkischen Königen Sigbert, Guntram und Childebert II. wegen seiner tiefen Frömmigkeit, Güte und Charakterfestigkeit hohen Ansehens. Mit mutiger Energie trat er gegen den herrischen Chilperich von Soissons und Fredegunde zum Schutze der kirchlichen Interessen auf. Er starb im 56. Lebensjahre (Nov. 594).

Gregors größte literarische Leistung ist seine „Geschichte der Franken" (*Historia Francorum*) in zehn Büchern, die er 591 vollendete. Das bedeutsame Werk, das unsere Hauptquelle für die Geschichte der Merowinger bis zum Jahre 591 bildet, behandelt in gleicher Weise die geistlichen wie die weltlichen Verhältnisse des fränkischen Reiches. Das Einleitungsbuch bringt einen summarischen Überblick über die Welthistorie vom ersten Menschen bis auf den Beginn der Christianisierung Galliens (etwa 400). Das zweite Buch stellt die Geschichte



201. Seite aus der Historia Francorum des Gregor von Tours. Handschrift aus Corbie. Paris, Nationalbibliothek. Um 700.

des Frankenreiches bis zum Tode Chlodwigs dar. Die folgenden Bücher führen zeitgeschichtliche Begebenheiten vor, wobei sich der Schriftsteller ein bisweilen weitläufiges Eingehen auf Einzelheiten nicht versagt. Aber gerade diese Ausführlichkeit hat bei Gregor ihre Vorzüge: er versteht mit anmutiger Frische zu plaudern und berichtet dabei eine Fülle wissenswerter oder wenigstens interessanter Details. Die Stoffbehandlung ist durch eine vollkommen religiöse Orientierung gekennzeichnet: Gregors Ziel ist es, den Triumph des Christenglaubens über die antike Vielgötterei und über alles Ketzertum zu verherrlichen.

Außer seiner Frankengeschichte verfaßte Gregor eine Reihe Erbauungsbücher (*Miraculorum libri VII*), worin er die Wunder aus dem Leben christlicher Blutzeugen und Bekenner schildert; vier Bücher davon befassen sich mit den Mirakeln des hl. Martin. Endlich besitzen wir von seiner Feder ein Buch *Vitae patrum*, das Lebensskizzen mehrerer frommer Geistlicher Galliens zum Inhalte hat. Auch der Wert dieser Schriften muß hoch veranschlagt werden: sie liefern unschätzbares Quellenmaterial für unsere Kenntnis des christlichen Volksglaubens jener Zeit.

In seinem Hauptwerke, das im wesentlichen einer Sammlung von Denkwürdigkeiten gleicht, zeigt Gregor überall das Bestreben, ohne Haß und Gunst zu schreiben. Auch an Offenheit und Freimut läßt er es nicht fehlen. Für das erste Buch waren Hieronymus und Orosius, daneben Sulpicius Severus, seine Gewährsmänner; er läßt bei der Quellenverwertung keine sonderliche kritische Begabung erkennen und diesen Eindruck bestärken seine übrigen Werke, soweit hier Gelegenheit zur Nachprüfung geboten ist. — Die klassische Bildung bedeutete Gregor herzlich wenig. Von stilistischer Abrundung und Eleganz ist bei ihm nichts zu erkennen. Er schreibt ein von der Umgangssprache sehr beeinflußtes, barbarisches Latein, das sich bereits ganz auf dem Wege zum Romanischen zeigt. Immerhin verfügt er über die Gabe, seine Gedanken klar und anschaulich vorzutragen. Und sein Hang für die Zeichnung individueller Züge, deren Wiedergabe oft recht lebendig ist, verleiht seiner Darstellung manchen Reiz.

Literatur: Maßgebende kritische Ausgabe von W. Arndt und B. Krusch in den Mon. Germ. hist.: Scriptor. rer. Meroving. I, Hannover 1884/1885 (2 Bde.). — Eine gute deutsche Übersetzung der „Fränkischen Geschichte" lieferte W. Giesebrecht, Leipzig² 1879. — G. Osterhage, Bemerkungen zu Gregors kleineren Schriften, Berlin 1895. — K. Weimann, Über die sittlichen Begriffe in Gregors *Historia Francorum*, Duisburg und Leipzig 1900. — B. Krusch, Die Unzuverlässigkeit der Geschichtschreibung Gregors von Tours, Mitteil. d. Österr. Instituts für Geschichtsforschung, Wien XLV (1931), 486—490.

ANDERE HISTORIKER. Isidorus' Werk „Berühmte Männer" (S. 447) setzte der Bischof Ildefons von Toledo (etwa 607 ebenda geboren) fort: in dem Buche *De virorum illustrium scriptis* berichtet er über das Leben und Wirken von vierzehn Kirchenmännern, von denen allerdings nur acht mit schriftstellerischen Arbeiten hervorgetreten waren. Wir haben hier eine Zweckschrift vor uns, die der Verherrlichung der Bischöfe seiner Vaterstadt dienen sollte.

Ein gelehrter Abt des schottischen Klosters Hy (Jona), namens Adamnan (geb. 624), verfaßte eine Beschreibung der heiligen Stätten Palästinas *(De locis sanctis)*, die für die Erbauung frommer Leser,

daneben vielleicht auch als Reisebüchlein für Wallfahrer gedacht war. Die Schrift fand viel Anklang; kein Geringerer als Beda legte ein ausgiebiges Exzerpt daraus an, das wir noch besitzen (S. 466).

Unter dem Namen des „Fredegar" ist uns eine Chronik in vier Büchern überliefert, die eine Zusammenfassung der allgemeinen und der fränkischen Geschichte enthält und das Werk von drei aus Gallien stammenden Verfassern ist. Als Ort seiner Entstehung wird mit großer Wahrscheinlichkeit Burgund (man denkt an Avenches) angenommen; um 660 scheint es zu Ende geführt worden zu sein. Mit dem Weltanfang beginnend, erzählt es die Begebenheiten bis zum Jahre 641 n. Chr. und erweist sich im wesentlichen als eine bunte Kompilation aus verschiedenen älteren Chroniken. Unter den Quellenautoren stehen Hieronymus, Isidorus und Gregor von Tours in erster Reihe. Bis zum Jahre 631 sind die Vorkommnisse auf Grund annalistischer Aufzeichnungen gegeben, von da ab berichtet ein Augenzeuge. In stofflicher Hinsicht haben hauptsächlich Partien des letzten Buches (Beiträge zur Geschichte Burgunds, eine Lebensskizze Columbans u. a.) historischen Wert, wie uns denn in dieser Fredegar-Chronik das umfangreichste Geschichtswerk des 7. Jahrhunderts vorliegt. Auch Fabelerzählungen sind eingewoben, so z. B. der Bericht über die Abstammung des fränkischen Volkes von den Trojanern. Spätere Fortsetzer haben diese Chronik bis zum Jahre 768 weitergeführt; auch ihre Arbeit ist bei dem Mangel an anderen größeren Quellen nicht ohne Wert.

Im Vorwort seiner Frankengeschichte führt Gregor von Tours bittere Klage über den Verfall des Geisteslebens in Gallien. Die Fredegar-Chronik läßt uns dies voll verstehen. In sprachlicher und kompositorischer Hinsicht weist sie einen unerhörten Tiefstand auf. Auch von einer einigermaßen korrekten Rechtschreibung und Formenbildung ist keine Rede mehr; der ungenießbare Stil ist von der Vulgärsprache aufs stärkste durchsetzt; in der Vorführung des Stoffes herrscht wunderliche Zerfahrenheit. So bietet sich uns das Bild der Auflösung. Und in der Tat drohte diesem Lande, das vordem einen so günstigen Stand der geistigen Entwicklung erreicht hatte, nunmehr der völlige Zusammenbruch seiner Kultur. Daß er nicht erfolgte, war dem wirksamen Eingreifen geistlicher und weltlicher Kräfte zu danken.

Literatur: *a*) Ausgaben des *Ildefonsus Toletanus* von J. P. Migne, Patrol. Lat., 96. Bd., 195ff.; G. v. Działowski, Isidor und Ildefons als Literarhistoriker, Münster i. W. 1898, S. 129—147. — M. Manitius, Gesch. der lat. Lit. d. Mitt. I (München 1911) 234ff. — *b*) Ausgaben des *Adamnanus* von J. P. Migne, Patrol. Lat., 88. Bd., 779ff.; P. Geyer, *Itinera Hierosolymitana saeculi IV—VIII* im CSEL vol. 39, 217—297, Wien 1898. — P. Geyer, Adamnanus, Abt von Jona, Augsburg 1895. — *c*) Ausgaben des *Fredegar* von B. Krusch in den Mon. Germ. histor.: Script. rer. Meroving., 2. Bd., Hannover 1889 (maßgebender Text); vgl. auch die ältere Ausgabe von G. Monod, Abbeville 1880. — B. Krusch, Neues Archiv VII 258ff. — G. Schnürer, Die Verfasser der sogenannten Fredegarchronik, Freiburg in d. Schweiz 1900 (= Collectanea Friburgensia fasc. IX).

GRAMMATISCHE WERKE. Aus der nicht unansehnlichen Zahl fachwissenschaftlich tätiger Schriftsteller seien zwei Grammatiker hervorgehoben, da die Eigenart ihrer Schöpfungen manche Streiflichter auf das geistige Leben der Zeit wirft. In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts verfaßte Iulianus von Toledo eine lateinische Grammatik (*Ars*). Sie ist ein durchaus unselbständiges Erzeugnis, das besonders auf die spanischen Autoren Bezug nimmt und den Stoff in Schülerfragen und Lehrerantworten vorträgt. Diese übrigens schon von Früheren gebrauchte dialogische Einkleidung hat Aldhelm (S. 460) von Iulianus übernommen.

Als ein geradezu verschrobenes Produkt mutet eine in der nämlichen Zeitspanne entstandene grammatische Schrift (*Epitome*) eines gewissen Virgilius Maro an, die von fehlerhaften Wortformen und wirren Hypothesen (z. B. der Annahme von zwölf Lateinsprachen) übersät ist. Das Buch, in dem die vulgären Elemente eine bedeutende Rolle spielen, vermittelt eine Vorstellung von dem damals gesprochenen und geschätzten Kauderwelsch. So vermag auch diese Schrift die damalige Zerklüftung der Zivilisation grell zu beleuchten.

Literatur: *a*) Ausgabe des *Iulianus Toletanus* von J. P. Migne, Patrol. Lat., 96 Bd., 453ff. — M. Manitius a. a. O. 129ff. — *b*) Ausgabe des *Virgilius Maro* (*Vergili grammatici opera*) von J. Huemer, Leipzig (Teubner) 1886. — J. Huemer, Wiener Sitzungsber. 99, 509—559.

b) Die Dichter

Die Poesie der Merowingerzeit setzt zunächst in mehr oder minder epigonenhafter Weise die Versbearbeitungen einzelner Teile der Bibel (S. 431f.) fort; daneben entstehen selbständige christliche Dichtungen der epischen und lyrischen Gattung, die im einzelnen meist aus der Heiligen Schrift stoffliche Anregungen holen und sich formell durch die frühere heidnische und christliche Poesie beeinflußt zeigen. Gelegentlich findet sich auch tief Empfundenes darunter (Verecundus). Ein letzter Stern am Abendhimmel der untergehenden westlichen Kultur, wenn auch kein Stern von übermäßiger Helligkeit, blinkt noch in Venantius Fortunatus auf. Dieser Freund Gregors von Tours verherrlicht in seinen Miszellangedichten die Frankenkönige und läßt in seinen Hymnen bereits Töne anklingen, die einer neuartigen mittelalterlichen Kunst präludieren.

Von der Dichtung, die im 7. Jahrhundert auf Britanniens Boden erwuchs, wird in besonderem Zusammenhange die Rede sein.

ALCIMUS AVITUS. ARATOR. VERECUNDUS

Als ein Künstler von hoher Originalität tritt uns der phantasiereiche Sänger des verlorenen Paradieses, Alcimus Ecdicius Avitus, entgegen, der lange Zeit (494—518) Bischof von Vienna (Burgund) war und in den dortigen arianischen Kreisen als beherzter Vorkämpfer des Katholizismus wirkte.

Avitus ist der Verfasser des großangelegten biblischen Epos *De spiritalis historiae gestis*, das sich stellenweise als didaktische Dichtung erweist. Das Werk, das als die hervorragendste Leistung der dichterischen Bibelbehandlung im älteren christlichen Schrifttum gelten darf, schildert zunächst (*l.* I—III) in freiem Anschluß an das Alte Testament die Weltschöpfung, den Sündenfall und die Verweisung aus dem Paradiese; daran reiht sich (*l.* IV—V) eine farbenprächtige und eindrucksvolle Darstellung der Sintflut und des Durchzuges durch das Rote Meer. Damit verbindet der Dichter allerlei Seitenblicke und Vergleiche, die sich auf Ereignisse des Neuen Bundes beziehen (Hinweis auf die Taufe, auf Christi Wirken). Das Epos ist durch eine Fülle feinsinniger Einfälle belebt und hätte des blendenden rhetorischen Feuerwerks entraten können, das gewisse Partien nicht zum Vorteile der Gesamtschöpfung aufweisen.

Eine kürzere, ebenfalls stark ans Didaktische streifende Lobdichtung auf die Jungfräulichkeit (*De consolatoria castitatis laude*, in den Handschriften gewöhnlich *De virginitate* genannt), die Avitus an seine Schwester, die Nonne Fuscina, richtete (666 Hexameter), wurde dem Epos als sechstes Buch angegliedert; dieser „Trosthymnus" reicht in keiner Weise an das Hauptwerk heran. Wenn auch die mittelalterliche Poesie nur geringe Spuren von Avitus' Nachwirkung merken läßt, so haben doch die angelsächsischen und althochdeutschen Bibeldichter von seinem Epos nicht geringe Anregungen empfangen. Weiterhin besitzen wir von Avitus eine Anzahl Streitschriften, die wider den unter den germanischen Völkern stark verbreiteten Arianismus und andere Ketzereien Front machen, ferner Reste einer Homiliensammlung und ungefähr hundert zeitgeschichtlich bedeutsame Briefe, worunter manche nach Hieronymus' Art zu religionswissenschaftlichen Studien verbreitert sind; hier liegen auch Erörterungen theologischer Probleme mit Königen von Burgund vor, das er für den katholischen Glauben gewann. Was unseren Schriftsteller aber zu einer Gestalt von geschichtlicher Bedeutung erhebt, ist die Tatsache, daß er eine enge Beziehung zwischen einem Germanenreiche (Burgund) und Rom anbahnte.

Ein Dichter, der dem Bischof von Vienna an poetischer Schöpferkraft beträchtlich nachsteht, begegnet uns in dem aus Ligurien gebürtigen Arator. Dieser hochgebildete römische Subdiakon vollendete im J. 544 eine zwei Bücher umfassende Umdichtung der Apostelgeschichte, *Historia apostolica*, jetzt meist nach H. J. Arntzen *De actibus apostolorum* genannt. Hauptsächlich im Anschluß an Lukas verherrlicht er darin Petrus' und Paulus' Wirken, wobei seine tiefere Anteilnahme dem ersteren gilt. Dabei zeigt sich der Dichter in weit höherem Grade als Sedulius und Avitus in typologischen Gedankengängen befangen, seine Vorliebe für mystische Deutungen führt oft zu Dunkelheiten und tut der poetischen Wirkung bisweilen schweren Abbruch; natürlich wird dadurch auch das epische Element der Dichtung erheblich zurückgedrängt. Arator eignete sein von der früheren heidnischen und christlichen Poesie beeinflußtes, aber

durch stilistisches Geschick ausgezeichnetes Werk dem Papste Vigilius zu und durfte es in der Kirche Petri Ketten öffentlich verlesen. Die Dichtung fand damals und in der Folgezeit (bis ins Mittelalter) viel Bewunderer, was zweifellos darin seine Erklärung hat, daß Typologie und Mystizismus dem Geschmack jener Zeiten in besonderer Weise entgegenkamen. Ferner besitzen wir von Arator drei Versepisteln: zwei Widmungsschreiben an seine Gönner (Florianus und Papst Vigilius) und einen Brief an seinen Jugendfreund Parthenius, dem er seine epische Dichtung übersandte.

Nach Isidorus (*vir. ill.* 7) verfaßte Verecundus, ein Presbyter und späterer Bischof von Junca in Nordafrika, zwei kurze Dichtungen im daktylischen Versmaße: eine über die Auferstehung und das Jüngste Gericht (*De resurrectione et iudicio*) und ein Reuegedicht (*De paenitentia*), worin er eigene Verfehlungen beklagt. Hiervon ist das zweite Poem unter dem Titel *De satisfactione paenitentiae* auf uns gekommen.

Als eifriger Anhänger der Beschlüsse des Chalkedonischen Konzils geriet Verecundus in erbitterte Fehde mit Iustinian und wurde mit anderen Bischöfen Afrikas aufgefordert, sich in Konstantinopel vor dem Kaiser zu verantworten (551). Der Verurteilung entging er durch die Flucht nach Chalkedon, wo er im folgenden Jahre sein Leben beschloß. Sinnfällige Reflexe der seelischen Qualen, die er in diesem Zwist gelitten, spiegeln sich in dem hexametrischen Bußliede (212 Verse), das er offenbar aus dem Bedürfnis verfaßte, sich den marternden Unfrieden vom Herzen zu schreiben. Verecundus bittet darin Gott um Verzeihung seiner Irrtümer und Sünden; von tiefster Reue überwältigt, wünscht er, daß sein Augenlicht vor Jammer hinschwinde und daß er Blutbäche weinen könnte, um endlich Trost zu finden. Diesen weit ausgesponnenen Ergüssen der Klage folgt eine phantasiereiche Schilderung des Tages der göttlichen Rache und der in ungeheuerem Brande vergehenden Welt. In dieser Dichtung, die trotz der stark hervortretenden Schmerzseligkeit von schwächlicher Empfindelei und unechten Tönen nahezu frei ist, macht sich eine namentlich lyrische und schildernde Begabung geltend; niemand, der die volleren Stimmungen in diesem Kurzepos auf sich wirken läßt, wird in Abrede stellen, daß wir hier einem wirklichen Dichtertalente gegenüberstehen. Eine gewisse Unreife oder richtiger Unfertigkeit verrät sich nur in der technischen Mangelhaftigkeit mehrerer Verse, die prosodische Schwächen aufweisen. In sprachlicher Hinsicht begegnen hin und wieder Reminiszenzen an die Heilige Schrift und an Vergil.

Das von Isidorus an erster Stelle erwähnte Gedicht des Verecundus *De resurrectione* glaubte man früher in einem noch erhaltenen *Carmen de resurrectione mortuorum* wiedererkennen zu dürfen. Indes mit Unrecht. Weder der geistige Gehalt noch die inhaltlichen und formellen Eigenheiten dieser Dichtung passen zu unserem Dichter. — Hingegen ist er der Verfasser eines prosaischen Erläuterungswerkes zu neun Gesängen des Alten Bundes, das er in neun kurzgehaltene Bücher gliederte: *Commentarius super cantica ecclesiastica*. Die auf guten Kenntnissen ruhende Schrift stammt aus seiner Presbyterzeit. Auch Auszüge (*Excerptiones*) aus den Akten von Chalkedon legt man ihm nicht ohne gewichtige Gründe bei.

Literatur: *a*) Ausgabe des *Alcimus Avitus* von R. Peiper, Mon. Germ. auct. ant. VI 2, Berlin 1883. — H. Goelzer, Bull. du Cange 1927, fasc. 4 (Lexikographische Bemerkungen). — C. Weyman, Vermischte Bemerkungen zu lateinischen Dichtern, Münchener Museum III (1917), 191ff. (Studien zur *imitatio*). — A. Jülicher, R. E. II 2398. — *b*) Ausgabe des *Arator* von G. L. Perugi, Venedig 1909. — M. Inguanez, Arch. Lat. IV (1928), 153ff. — Eine Ausgabe für das Wiener Korpus bereitet L. Bieler vor; vgl. auch J. P. Migne, Patrol. Lat., 68. Bd., 63—246. — A. Jülicher, R. E. II 382. — *c*) Ausgabe des *Verecundus* von J. B. Pitra im Spicilegium Solesmense IV p. 1—143, Paris 1858; Ausg. des *Carmen de resurr. mort.*: s. W. Hartel, CSEL III 3, 308ff. (Wien 1871). — W. Meyer, Abh. der Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 17 (1886), 431. — M. Manitius, Lat. Lit. d. Mitt. I (München 1911), 153ff. — J. Martin, Burs. J. B. 221. Bd. (55), 1929, S. 73f. (*Arator*) und S. 76f. (*Avitus*).

VENANTIUS FORTUNATUS

Der Bildungsniedergang in Gallien, der sich während der Merowingerzeit vollzog, lockerte die Beziehungen des Schrifttums zur Antike mehr und mehr. So tritt uns an den Merowingerhöfen nur eine einzige Dichtergestalt entgegen: Venantius Honorius Clementianus Fortunatus. Und diesen Dichter hat nicht Galliens Boden, sondern Oberitalien hervorgebracht, wo unter der Gotenherrschaft das geistige Leben günstige Bedingungen vorfand.

Man hat Fortunatus den letzten Dichter der Römer genannt. Das blieb nicht ohne Widerspruch; andere (z. B. W. Meyer) sehen in ihm den ältesten Vertreter der mittelalterlichen Poesie Frankreichs. In der Tat steht Fortunatus an der Schwelle zweier Epochen und gewisse zarte Fäden verbinden ihn, wie bereits angedeutet, mit der neuen, kommenden Ära. Aber wenn man bedenkt, daß sich dieser überaus fruchtbare Schriftsteller mit hoher Virtuosität in den Formen der antiken Dichtung bewegt, daß in der Kunst dieses Christen doch noch heidnische Sagen und Götter gelegentlich (*carm.* VII) eine Rolle spielen, daß sich reichlich Reminiszenzen, Wendungen und Satzfügungen nicht bloß aus Vergil, Ovid, Horaz, sondern auch aus den übrigen antiken Dichtern (neben weit geringerer Nachwirkung der christlichen Poeten) feststellen lassen, ohne daß dabei immer der antike Geist gemodelt ist, so wird man ihn mit größerem Rechte den letzten Römerdichter nennen. Die weite Ödnis, die sich für den Darsteller des mittelalterlichen Schrifttums bis zur Karolingerzeit auftut, klärt zur Genüge über den Grund auf, daß ihn manche Literarhistoriker als den ersten Poeten der neuen Ära ansprechen. Im übrigen fühlt sich Fortunatus als Romane und stellt sich in seiner Kunst bisweilen in offenen Gegensatz zum Germanentum.

Fortunatus stammte aus der Gegend von Tarvisium (Treviso) im Veneterlande; er war um 530 geboren. Nachdem er zu Ravenna eifrig sprachliche und rhetorische Studien betrieben, auch in Philosophie und Religionswissenschaft eine gute Ausbildung erhalten hatte, begab er sich um 560 auf Reisen, die ihn durch weite Gebiete Germaniens und Galliens führten. Zwei Jahre verbrachte er zu Metz am Hofe Sigiberts von Austrasien, wo er als höfischer Dichter wirkte; auch das Lob des Pariser Königs Charibert hat er gesungen. Er begab sich sodann nach Poitiers, wohin sich die thüringische Herzogstochter Radegunde, von dem üppigen Treiben am Hofe ihres rohen Gatten Chlotar abgestoßen, ins Klosterleben zurückgezogen hatte. Er trat in den Priesterstand (die Zeit hiefür ist nicht sicher festzustellen) und lebte fortan als Klostergeistlicher an der Seite der verehrten heiligen Frau sowie ihrer Pflegetochter Agnes, die er beide in feinsinnigen, edel empfundenen Dichtungen pries; darin stimmt er Töne an, die ihn in gewissem Sinne als einen frühen Vorläufer des hohen Minnesangs erscheinen lassen. Auch zu vielen hervorragenden Männern Galliens wahrte er freundschaftliche Beziehungen. Kurz vor 600 wurde er nach glaubwürdigen Zeugnissen Bischof von Poitiers und starb als solcher, wie es scheint, bald nachher.

Im Jahre 565 war Fortunatus zum Grabe des heiligen Martin von Tours gepilgert, um ein Gelübde (für die Heilung einer Augenkrankheit) zu erfüllen; hier verblieb dieser erste fahrende Sänger, der stets geneigt war, für Gold und gute Bewirtung seine Harfe zum Preise hoher Gönner erklingen zu lassen, längere Zeit und gewann die Freundschaft des gefeierten Bischofs Gregorius. Durch ein Epos, das St. Martins Wundertaten verherrlicht (*Vita S. Martini*), bezeigte er dem Heiligen seinen Dank für die volle Genesung. Diese aus vier Büchern bestehende Votivdichtung, die umfangreichste poetische Schöpfung unseres Sängers, wurde auf Gregors Wunsch geschrieben; er versifiziert darin ebenso wie Paulinus von Petricordia die vielbelobte Lebensbeschreibung des heiligen Martin von Sulpicius Severus (S. 429). Vorangestellt ist eine in Distichen abgefaßte Zueignung an Radegunde und Agnes. Das rasch vollendete Werk, dem es vermöge der Übernahme fremden Gedankengutes im Gegensatz zu anderen Dichtungen des Fortunatus vor allem an originellen Einfällen gebricht, zeigt in seiner rohen Aneinanderstückung der einzelnen Taten St. Martins eine geradezu handwerksmäßige Bauweise. Wie um diesen Mangel wettzumachen, hat der Dichter die Mittel äußeren Prunkes verschwenderisch gebraucht; alles ist rhetorisch bis in die Fingerspitzen, und die gekünstelte stilistische Technik wird willentlich zur Schau getragen. Kaum ein zweites Werk des Fortunatus ist so unerquicklich zu lesen wie dieses durch seine sprachliche Gequältheit oft schwerverständliche Erzeugnis, und dennoch ist es keine Täuschung, daß das Epos von dem Adel echter Gläubigkeit getragen wird.

Ferner besitzen wir von Fortunatus eine stattliche Sammlung von mehr als zweihundert Gedichten, die in elf Büchern vorliegt (*Carminum libri XI*). Es ist fast durchgehends Gelegenheitsdichtung, was hier geboten wird. Ein starkes Mitteilungsbedürfnis drückte dem Verfasser den Griffel in die Hand und rasch und ohne Mühe stellte sich die seinen Gedanken entsprechende Form ein.

Beinahe verblüffend wirkt die Buntheit der Stoffe, die sehr oft in Epistelform gekleidet sind. In

Preisliedern besingt er die Träger und Trägerinnen höchster weltlicher Macht, den hohen Klerus, einflußreiche (des Lobes oft unwürdige) Höflinge; er verfertigt Empfehlungs-, Trost-, Dank-, Hochzeits-, Trauergedichte, Grab- und Widmungsepigramme; er schildert eigene Erlebnisse, beschreibt Orte, Landschaften, bietet Schilderungen festlicher Veranstaltungen, und selbst die spielerische Feuerwerkerei von Verskünsteleien nach Porfyrius' Weise fehlt nicht. Einiges verdient Heraushebung. So zunächst die Erzählung einer Mosel- und Rheinfahrt von Metz bis Andernach (*De navigio suo: c.* X 9), der freilich poetische Tiefe und plastische Energie ebenso abgeht wie die warme Naturempfindung, die Ausonius' Mosella so anziehend macht. In dieser Sammlung steht auch manche größere christliche Dichtung, z. B. das Gedicht über die Virginität, sowie das Kurzepos über die Ermordung der Gattin Chilperichs, namens Galsuintha. Ferner lesen wir hier den nach dem Muster der römischen Elegiker des klassischen Zeitalters verfaßten, mit Recht gelobten Elegienkranz, der Radegundes trübes Familiengeschick zum Gegenstande hat, sowie die gelungenste dieser Elegien: Thüringens Untergang (*De excidio Thoringiae*).

Aber die Perlen seiner Lieder sind die zwei berühmten, durch Wärme, lebendige Kraft und köstliche Herzensreinheit ausgezeichneten Kreuzeshymnen *Vexilla regis prodeunt* und *Pange, lingua, gloriosi lauream certaminis*, die in Ehren neben Ambrosius' Schöpfungen genannt werden dürfen. In dem ersten dieser Passionslieder webt bereits mittelalterliche Stimmung, wie sich denn der Dichter auch in einem Preisgesang auf Maria als Vorgänger der einem schwärmerischen Mystizismus ergebenen Mariensänger des Mittelalters erkennen läßt.

Fortunatus' prosaische Schriften bestehen in Lebensdarstellungen verschiedener Heiliger, so unter anderen des Albinus, Germanus, Hilarius, Marcellus. Die Sprache dieser Biographien, denen ein gewisser zeitgeschichtlicher Wert zukommt, ist allerdings nicht frei von geschmackloser Geziertheit und affektierter Überladung. Sogar das Leben der hl. Radegunde hat er ohne rechten Schwung und tiefere innere Anteilnahme geschrieben.

Fortunatus' Stärke liegt in der äußerlichen Formgebung; wohl hat dieser fruchtbarste Dichter jener Zeit nur wenige Versmaße gepflegt (Hexameter, Distichon, seltener Trochäen und Iamben, einmal die sapphische Strophe), aber er tat es mit fast ovidischer Gewandtheit. Von der klassischen und nachklassischen Römerdichtung hat er viel gelernt, sie eifrig (auch unbewußt) nachgebildet; aber nur selten ist ein Funken ihres Geistes oder ihrer Phantasie auf diesen erfindungsarmen, vielschreibenden Verskünstler, der auch spielend zu improvisieren verstand, übergegangen.

Vergleicht man diese Schwäche erfinderischer Schöpfergabe mit der geistigen Überfülle eines Prudentius oder auch noch eines Paulinus, so wird deutlich, daß diese Art dichterischen Schaffens dem Absterben geweiht war: wie der heidnischen Poesie in Maximians Elegien, so schwindet der christlichen, von antikem Geistes-, Sprach- und Formengut genährten Dichtung nunmehr ein reichströmender Inhalt und damit die Lebenskraft. Aber auf dem Stoppelfelde dieser Kunst sprießen bereits neue Keime und Blümchen. In den christlichen Passionshymnen, in dem mystisch angehauchten Lobgesang auf Maria kündigt sich etwas Neues, Lebensfähiges, Lebenforderndes an: eine neue Epoche der Dichtung will erstehen.

Literatur: Ausgabe der Dichtungen von F. Leo und der Prosaschriften von B. Krusch (Mon. Germ. auct. ant. IV), Berlin 1881 und 1885. — W. Meyer, Der Gelegenheitsdichter V. F., Berlin 1901. — R. Koebner, Venantius Fortunatus. Seine Persönlichkeit und seine Stellung in der geistigen Kultur des Merowingerreiches, Leipzig 1915. — Studien zur Sprache des V. F. lieferten A. Meneghetti (Turin 1917) und F. Dagianti (Veroli 1921). — St. Zwierlein, V. F. in seiner Abhängigkeit von Vergil. Diss. Würzburg 1926. — D. Tardi, Fortunat, Paris 1927. — J. Martin, Burs. J. B. 221 (55. Jhg.), 1929, 136—140.

DIE IRISCHEN MÖNCHE

Mit dem Verfall des Merowingerhauses sank das Geistesleben auf dem europäischen Festlande mehr und mehr. Aber ein völliger Bruch mit der Tradition, der bereits nahegerückt schien, wurde dennoch durch günstige Umstände (S. 440) vermieden.

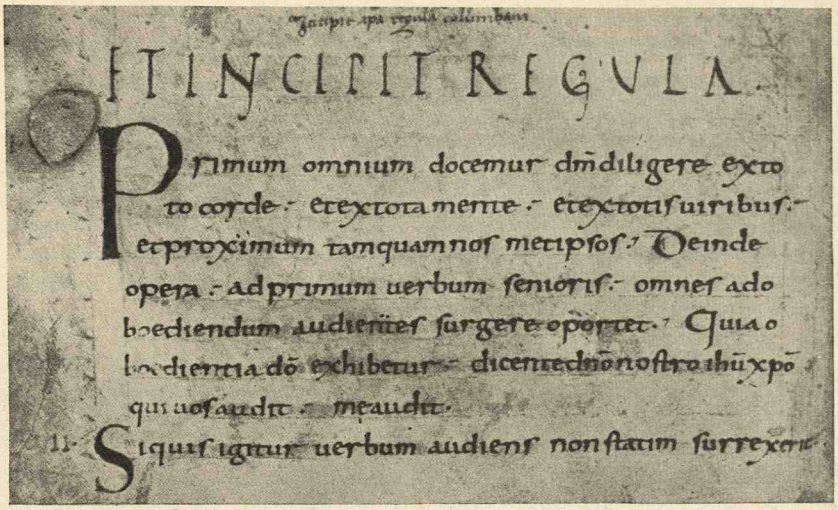
202. Mönchszellen in der Grafschaft Kerry. Aus der Zeit der Bekehrung Irlands zum Christentum. (Nach Kingsley-Porter, The Crosses and Culture of Ireland.)

Auf ihrer einsamen, von der römischen Herrschaft und den Wogen der Völkerwanderung unberührt gebliebenen Insel hatten die Iren der kulturellen Überlieferung, die sie britannischen Glaubensboten verdankten, dauernde Treue bewahrt. Ihr Land hatte nämlich im 4. Jahrhundert aus dem südwestlichen England das Christentum empfangen und in den Klöstern, die dort in großer Zahl aus dem Boden schossen, dem Studium des antiken Schrifttums eifrige Pflege angedeihen lassen. Einen besonderen Stolz setzte man hier darein, auch die griechische Sprache mit Sicherheit zu beherrschen. Was aber für den weiteren Werdegang der europäischen Kultur grundlegende Bedeutung gewann, war der fanatische Missionseifer der irischen Mönche des 6. und 7. Jahrhunderts. Im feurigen Bestreben, alle Kraft an das fromme Werk der Heidenbekehrung und Kirchenausbreitung zu setzen und in todesbereitem Kampf die himmlische Krone zu erwerben, zogen sie frischen Mutes über das Meer und verkündeten dem Kontinent nicht bloß die christlichen Glaubenslehren, sondern erweckten daselbst auch die dem Verwelken nahen klassischen Studien zu neuer Blüte. Ihr wanderfrohes Herz führte sie nach Britannien, Gallien, in die Schweiz, ja sogar nach Oberitalien, und Gründungen von Klöstern, wahren Horten der Bildung, bezeichnen die Spuren ihrer fruchtbaren Wirksamkeit. Zwei Namen dieser irischen Sendboten umgibt besonderer Glanz: Columbanus und Gallus.

COLUMBANUS

Im 6. Jahrhundert lebte auf Irland ein berühmter, dort heimischer Mönch, Columbanus (Columba) der Ältere (528—598), der ein Kloster auf der Insel Hy errichtete und die Pikten im nördlichen Britannien christianisierte.

Columbanus (Columba) der Jüngere (gest. 615), von dem hier die Rede sein soll, wurde um die Mitte des 6. Jahrhunderts (vor 544) gleichfalls in Irland, und zwar im Distrikt Leinster, geboren. Er war der Sohn wohlsituierter christlicher Eltern, die ihn in die von den Mönchen fleißig betriebenen Wissenschaften einweihen ließen. Später lernte er eine Anachoretin kennen, deren mahnendes Wort ihn in tiefster Seele ergriff und deren ernstes Beispiel für sein ganzes weiteres Dasein entscheidend wurde. Er entschloß sich, ein Leben der Buße und Weltflucht zu führen. Vergeblich warf sich ihm die Mutter vor die Füße, um ihn im Elternhause zurückzuhalten. Er verließ seine Heimat und trat in das Kloster Bangor ein, das in der irischen Provinz Ulster lag und damals unter der Leitung des wissensreichen Asketen Comgall stand. Wenngleich ihn der emsige Studienbetrieb zu fesseln vermochte, so fehlte dem tatendurstigen Feuergeist doch die Möglichkeit zu einer ausgebreiteten Betätigung, da hier an Arbeitskräften kein Mangel bestand.


ET INCIPIT REGULA.
Primum omnium docemur dm̄ diligere ex toto corde · et ex tota mente · et ex totis uiribus · et proximum tamquam nos metipsos · Deinde opera · ad primum uerbum senioris · omnes ad obediendum audientes surgere oportet · Quia obedientia dō exhibetur · dicente dn̄o nostro ihū xpō qui uos audit · me audit ·
11 · Si quis igitur uerbum audiens non statim surrexerit

203. Anfang der Regel des hl. Columban. Handschrift des 9.—10. Jahrhunderts in St. Gallen, Klosterbibliothek.

So eröffnete er denn nach längerem Aufenthalte dem Abte seinen Plan, mit zwölf Gefährten auf die Wanderschaft zu gehen, um in der Fremde für Christi Lehre zu wirken. Die Brüder seines Klosters flehten in gemeinsamem Gebete Gottes Segen auf ihn herab und Comgall entließ ihn mit dem Friedenskusse. So zogen er und seine Begleiter, unter denen sich sein Neffe Columbanus (III.) und Gallus befanden, zunächst nach Britannien, sodann nach Gallien. Hier fand die fromme Schar, „unter der der liebe Gott selbst zu weilen schien" (*vita Col.* 11), bei der Bevölkerung wie bei König Guntram freundliche Aufnahme, und da sie der Herrscher zum Verbleiben im Lande aufforderte, ließen sich die Mönche auf dem Südabhang der Vogesen nieder. Die Siedlung vergrößerte sich bald durch Zuwachs gleichgestimmter Anachoreten, und so schritt Columbanus zur Klostergründung: es entstand zunächst das Kloster Annegray (Burgund) und nicht viel später in einer nahe gelegenen, schon zur Römerzeit durch ihre Heilquellen bekannten Gegend das Kloster Luxovium (Luxeuil bei Belfort), endlich das Kloster zu Fontaine.

Davon gelangte vor allem Luxeuil zu hoher Berühmtheit. Columban leitete selbst das Kloster und verfaßte vornehmlich auf Grund der in Irland geltenden Bestimmungen eine Mönchsregel (*Regula*), die sich durch große Strenge auszeichnete; ferner entwarf er Bußvorschriften (ein sogenanntes Poenitentiale), die gleichfalls die Kernzüge seines Wesens, hohen sittlichen Ernst und männliche Tatkraft, widerstrahlen. Dieselbe Lebensstrenge spricht aus seinen freimütigen Strafpredigten, die auch vor Königsthronen nicht verstummten. Und da die Getreuen Columbans hierin seinem Beispiele folgten und schließlich auch die Geistlichkeit Galliens an manchen heimischen Gepflogenheiten der Iren (Berechnung des Osterfestes) Anstoß nahm, so zwang man (610) ihn und seine Jünger zum Verlassen des Landes. Nach abenteuerlicher Flucht gelangten sie zu Chlothar II. von Neustrien, sodann zu Theudebert von Austrasien. Von hier wanderten sie rheinaufwärts in die Schweiz, an den Züricher See und Bodensee. Von einer Niederlassung zu Bregenz unternahm Columban mit Gallus zahlreiche Missionszüge in die nahe und fernere Umgebung.

Bald nachdem Austrasien an Theuderich gefallen war, begab sich Columban (613) ins Gebiet der Langobarden, deren Königin Theudelinde römisch-katholischen Glaubens war. Vornehmlich durch sein hier verfaßtes Werk gegen den Arianismus gewann er ihre Gunst. Nun verblieb er im Lande und gründete nahe bei Pavia das Kloster Bobbio (614), das für die Kultur Oberitaliens die höchste Bedeutung erlangen sollte. Hier starb er bereits im folgenden Jahre. Er wurde heiliggesprochen.

Columbans bedeutendste Leistung ist die Gründung der Klöster Luxeuil und Bobbio. Von jenem ging vornehmlich eine Neugestaltung des Mönchtums aus, von diesem datiert das Wiedererwachen des wissenschaftlichen und schöngeistigen Lebens in Oberitalien. So

gewann Bobbio, wo sich eine Fülle kostbarer, zum Teil aus Rom herbeigeschaffter Kodizes fand, für das nördliche Italien die nämliche Bedeutung wie St. Gallen für Süddeutschland.

Hinter diese Kulturschöpfungen ersten Ranges tritt Columbans literarisches Schaffen zurück. Seiner Schrift gegen die Arianer wurde schon gedacht. Außer der genannten Mönchsregel, in der sich auch die Nachwirkung der monastischen Vorschriften des Basileios (in deren lateinischer Wiedergabe durch Rufinus) sowie Anklänge an Cassianus nachweisen ließen, verfaßte er noch weitere *Regulae*, ferner Erläuterungen zu den Psalmen. Auch Gedichte werden ihm beigelegt, doch scheint davon nur einiges mit Recht unter seinem Namen zu gehen; jedenfalls tragen diese Verserzeugnisse die Merkmale geringer Urwüchsigkeit an sich. Sie sind großenteils nichts anderes als mühselige Zusammenstoppelungen aus früherer Dichterproduktion. Viele Beachtung fanden seine kurzen sentenziösen Sächelchen, die nicht weniges aus den Distichen Catos und aus Aldhelm entnehmen.

Das verhältnismäßig größte Interesse vermögen seine Briefe zu erwecken. Man konnte nachweisen, daß in den Bibliotheksverzeichnissen zu Bobbio diese Briefe auch als *exhortationes* und *instructiones* bezeichnet werden; in der Tat sind sie an Ermahnungen und Belehrungen reich und berühren sich stellenweise mit der Gattung der Traktate. — Daß sich an den Namen des großen Iren auch viel unechtes literarisches Gut anschloß, wird nicht befremden.

Columbans schriftstellerischem Schaffen merkt man es wohl an, daß es von einem guten Kenner des antiken weltlichen und geistlichen Schrifttums herrührt. Vor allem sind es Seneca, Vergil, Horaz, Iuvencus, Prudentius, deren Einfluß in die Augen springt. Indes vermeidet er allen aufgeklebten Flitterstaat. Hauptsächlich sind es die sieben Episteln, worin uns Ideen in Fülle begegnen, die freilich meist unzertrennlich in die Form und den Zusammenhang gebunden sind, so daß man sie nicht leicht abernten kann wie reife Früchte von einem Baume. Dennoch seien einige Zeilen, Gedanken über das hier angesprochene Erdendasein, als Probe aus dem Kontext (*Instruct. var.* V) genommen: „Wahrheit besäßest du (Leben), wenn dich nicht ein Makel versehrt hätte: die Verfehlung gegen das göttliche Verbot, die die ersten Menschen begingen. Seither ist Nichtigkeit und Vergänglichkeit dein Teil und alle deine Besitzer läßt du dem Tod entgegenwandern. Einen Pfad nur zum Leben stellst du dar, kein wirkliches Leben: denn dir fehlt die Wahrheit. Ein Pfad bist du wohl, aber eben bist du nicht; lang erscheinst du diesem, kurz dem andern, breit dem einen, schmal dem andern, heiter dem, trübselig jenem, doch allen entfliehst du mit gleicher Hast und kennst keinen Widerruf."

Literatur: Ausgaben von J. P. Migne, Patrol. Lat., 80. Bd., 218ff.; 259ff. — Ausgabe der Briefe von W. Gundlach in Mon. Germ. hist. Epist. III 154—190, Berlin 1892. — A. Bellesheim, Geschichte der kath. Kirche in Irland, I 153—159, Mainz 1890. — O. Seebass, Neues Archiv XVI 247ff.; XVIII 257ff. und Zeitschr. f. Kirchengesch. XIV 93ff. — O. Seebass, Über Columbans Klosterregel und Bußbuch, Dresden 1883. — M. Manitius, a. a. O. I 181ff.

GALLUS. Columbans Missionsreisen durch Franken, Burgund und Alamannien machte auch sein Schüler Gallus mit. Als diesen aber in Bregenz eine langwierige Krankheit befiel, mußte er dort zurückbleiben, während Columbanus nach Italien zog. Gallus lebte nun mit einigen Gefährten als Anachoret in einem verlassenen Waldtal an dem Flüßchen Steinach. Aus dieser von ihm begründeten Einsiedelei ist später das berühmte Kloster St. Gallen hervorgegangen, das nach seinem Namen benannt ist. Auf die eigentliche Klostergründung aber scheint dieser stille Weltflüchtling, den man kaum zutreffend als den „Apostel Alamanniens" gepriesen hat, keinen bedeutenden Einfluß genommen zu haben. Daß er in der Neuzeit nicht selten als der Stifter des Klosters St. Gallen bezeichnet wird, ist vornehmlich daraus zu erklären, daß man in einer späteren Zeit, die bereits Heiligensagen um seinen Namen wob, zur Zelle und zum Grabe des frommen Büßers zu wallfahrten begann. Eine Lebensbeschreibung des Irländers hat sich erhalten, doch stammt sie erst aus dem Beginn des 9. Jahrhunderts und weist bereits eine reichliche Verbrämung durch legendenhafte Ornamentik auf. Diesem den Wundersinn der Zeit widerspiegelnden Gedankenkreis entstammt auch die übliche Gallusdarstellung in der Kunst, die den Eremiten durch einen Bären bedienen läßt, dessen Tatze er von einem Dorn befreit hatte. Das Todesjahr des Heiligen ist unbekannt.

Die feste Unterlage für sein Gedeihen erhielt St. Gallen erst 720 durch einen Alamannen, den ersten Abt des Klosters, namens Otmar. Er schuf im Kloster Zucht und Ordnung und ersetzte Columbans überstrenge Mönchsregeln und Bußvorschriften durch die benediktinischen

Bestimmungen. Wie in Bobbio wurden auch hier im Verlaufe der Jahre wahre Schätze von Handschriften aufgestapelt, die dann zur Humanistenzeit ans Tageslicht kamen.

Wohl hat man gegen die Mönche beider Klöster den Vorwurf erhoben, daß sie uns um den Text mancher wertvoller Pergamentkodizes gebracht haben. Denn sie schabten bisweilen den Wortlaut bedeutender antiker Schriftwerke ab und setzten an dessen Stelle beispielsweise Dekrete von Kirchenversammlungen oder Predigtaufzeichnungen, die für uns ungleich geringeren kulturellen, künstlerischen oder geschichtlichen Wert haben. Berücksichtigt man aber, daß die Beschaffung des Pergaments damals oft auf die größten Schwierigkeiten stieß, so wird man diesen grundfleißigen Leuten, die im Banne einer geradezu unwiderstehlichen Schreibseligkeit standen, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Literatur: Gallus' Lebensbeschreibung (*Vita S. Galli*), herausgegeben von J. v. Arx in Pertz' Mon. Germ. hist. vol. II 5—21; ferner von G. Meyer v. Knonau in den Mitteil. zur vaterländischen Geschichte, 12. Bd., St. Gallen 1870, deutsch von A. Potthast, 2. Aufl. Leipzig 1888. — Über Bruchstücke einer *Vita S. Galli* von Notker Balbulus s. J. Schwalm u. P. v. Winterfeld in: Neues Archiv, 27. Bd. (1901), 740ff., u. 28. Bd. (1902), 61ff.

ANGELSÄCHSISCHE BILDUNGSSTRÖMUNGEN

Der Wanderfreudigkeit der irischen Mönche dankten nicht bloß die Iren selbst das Emporblühen ihrer auf der Altertumskultur ruhenden Geistesbildung: auch die Franken, Alamannen und Langobarden hatten an dieser Bewegung, die sich sogar bis ins Bayrische vorschob, einen starken Anteil, da die irischen Wanderlehrer auch ihr Land betraten. Ein besonders günstiger Boden für die Aufnahme und das Gedeihen der neuen kulturellen Tendenzen war England, wo Gregor der Große zu Ende des 6. Jahrhunderts die Verbreitung des christlichen Glaubens angebahnt hatte. Mit Riesenschritten holten die Angelsachsen (so nannte der Geschichtschreiber Paulus Diaconus im 8. Jahrhundert zuerst das aus Angeln, Sachsen und Jüten gemischte Volk, das um 400 die Eroberung des romanisierten Britannien begann) den Bildungsvorsprung der Iren ein, auf den sie mit neidvoller Bewunderung blickten; ja, dank der großen Vorzüge ihrer geistigen Anlagen überflügelten sie alsbald diese ihre Vorgänger und Lehrer.

Wie in Irland waren es auch bei den Angelsachsen Vertreter des geistlichen Standes, die sich als der eigentliche Hort des geistigen Lebens erwiesen. In ihrem eifervollen Drang, sich auf kirchlichem und weltlichem Gebiete eine fest gegründete Bildung anzueignen, unternahmen sie Reisen nach Gallien und Italien und brachten von hier wissenschaftliche und schöngeistige Werke der antiken Literatur christlichen und profanen Inhalts in ihre Heimat. Stattliche Bücherschätze sammelten sich nun in den Klosterbibliotheken Englands, wo mönchischer Fleiß durch Abschriften und Erläuterungswerke für deren weitere Verbreitung sorgte. Damit waren die Vorbedingungen für das Entstehen eines lateinischen Schrifttums und die Entwicklung des christlich-mittelalterlichen Geisteslebens auf englischem Boden geschaffen, und schon in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts tritt uns hier eine bedeutende Dichtergestalt entgegen:

ALDHELM VON MALMESBURY

Unter den Verdiensten, die sich Aldhelm, „der Vater der anglo-lateinischen Poesie", um die Erweckung einer lateinischen Literatur bei den Angelsachsen erwarb, steht wohl an erster Stelle seine Einführung der lateinischen Verskunst als Disziplin, womit er den Grund für weitere metrische Schöpfungen kunstgerechter Art legte. War es ihm doch in gleicher Weise darum zu tun, die lateinische Dichtung Englands durch eigene Leistungen zu fördern wie

ihrem Gedeihen und ihrer Verbreitung durch seine Lehre wirksam zu dienen. Überhaupt ging der eigentliche Grundzug seines Genius zur Poesie.

Aldhelm stammte aus königlichem Geblüte; mit hoher Wahrscheinlichkeit nimmt man an, daß er ein Sohn Kentwines, des Königs von Wessex, war. Seine Geburt ist um 650 anzusetzen; der Geburtsort dürfte Brockenborough gewesen sein. Natürlich wurde dem jungen Königssproß, der sich überdies als ein hochbefähigtes Kind erwies, eine sorgfältige Erziehung und ein vorzüglicher Unterricht zuteil. In der Schule zu Kent lenkte er bald durch seine ungewöhnlichen Erfolge im Erlernen der lateinischen und griechischen Sprache die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, zu denen der wissensreiche Abt Hadrian zählte, auf sich. Schon frühzeitig war er bestrebt, sich eine möglichst breite Wissensbasis zu erwerben; unter anderem betrieb er auch juristische und astronomisch-astrologische Studien. Im Jahre 674 empfing er die Priesterweihe. Ein Jahr nachher begegnen wir ihm bereits als Leiter der von ihm und dem schottischen Klausner Maildulf gestifteten Abtei Malmesbury, die er dank seiner hohen organisatorischen Gaben zu einem Mittelpunkte der wissenschaftlichen Bestrebungen Englands zu erheben wußte. Kurz, Aldhelm gestaltete Malmesbury für den Westen Britanniens allmählich zu dem aus, was im Osten Canterbury war. Als ihn Papst Sergius I. (nach 690) zu sich lud, unternahm er mit zwei Begleitern eine Reise nach der Metropole der Christenheit; er fand eine liebevolle Aufnahme und erhielt ehrende Privilegien (darunter das Recht selbständiger Abtwahl) für sein Kloster. Im Jahre 705 bestieg er den Bischofsstuhl des neuen, von Winchester abgezweigten Bistums Sherborne, ohne jedoch seine Würde als Abt von Malmesbury zu verlieren. Einige Jahre später (Mai 709) schied er aus dem Leben; seine Gebeine wurden in der Michaeliskirche zu Malmesbury bestattet. Im Jahre 1080 wurde er heiliggesprochen. Er hat zwei für ihn begeisterte Biographen gefunden: Faritius und Wilhelm von Malmesbury.

Wie der Mönch Faritius von Malmesbury (gest. 1117) berichtet, beherrschte Aldhelm nicht bloß die lateinische Sprache in Wort und Schrift, sondern sprach und schrieb auch das Griechische wie ein geborener Hellene (*quasi Graecus natione scriptis et verbis pronuntiabat*). Daß er aber überdies des Hebräischen mächtig war und die Schriften des Alten Bundes in der Ursprache zu lesen vermochte, wie Faritius wissen will, ist mehr als zweifelhaft.

Wir besitzen von Aldhelm Werke in gebundener und ungebundener Rede. Als Gelehrter und eifriger Bildungsverbreiter tritt er uns entgegen in seiner Abhandlung über die Siebenzahl, die Versmaße, die Rätsel und die Silbenmessung. Er hat die um 695 verfaßte Schrift König Aelfrid von Northumbrien zugeeignet (*Epistola ad Acircium sive liber de metris, aenigmatibus ac pedum regulis*, s. p. 59ff. in Ehwalds Ausgabe), an den er sich mit der inständigen Bitte wendet, das Werk zu lesen, dessen Ausarbeitung dem Verfasser schwere Geistesmühen bereitet habe. Eingangs befaßt sich Aldhelm mit der Heiligkeit der Siebenzahl und vermeint dabei oft dunkle Schimmer geheimnisvoller Bezüge zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt zu erkennen. Insonderheit ist ihm hier daran gelegen, seinen Lesern die Beschäftigung mit den sieben allgemein bildenden Fächern (*artes liberales*, S. 447) warm ans Herz zu legen. Den Grundstock seines Buches bildet eine mit großer Sorgfalt gearbeitete Einführung in die Verslehre und Silbenmessung.

In eingehender Darlegung, die sich der Form des Gespräches zwischen Lehrer und Schüler (mit Frage und Antwort, s. S. 451) bedient, handelt er über die Bildung des Verses, die einzelnen Versfüße und den Akzent, wobei auch allerlei sprachliche und grammatische Erscheinungen berührt werden. Die Belege, die er zur Verdeutlichung der metrischen Gesetze anführt, gewähren uns einen lehrreichen Einblick in seine ausgiebige Belesenheit im weltlichen und geistlichen Schrifttum: neben seinen Lieblingsdichtern Vergil und Sedulius finden sich Zitate aus Ovid, Lucan und den römischen Satirikern sowie aus Ambrosius, Iuvencus, Arator und vielen anderen christlichen Poeten; auch begegnet man hier zahlreichen Hinweisen auf führende Prosaiker wie Cicero und Seneca. Es ist Aldhelms Absicht, zunächst den König in der metrischen Kunst und ihren eigenartigen Problemen zu unterweisen und ihn zu deren Studium zu ermuntern; darüber hinaus will er die Gebildeten der angelsächsischen Nation für die lateinische Dichtung gewinnen und zu deren Pflege veranlassen. Dabei weiß und betont er es mit selbstbewußter Freude, daß er der erste seines Volkes sei, der seinen Blick auf dieses edle Gebiet geistiger Betätigung hingelenkt habe.

Zwischen seine Ausführungen über die Verskunst und die Silbenmaße hat Aldhelm eine Sammlung

von hundert Rätseln (*aenigmata*) gestellt (p. 99ff. Ehw.), die seine theoretischen Erörterungen durch inhaltlich bunte und anziehende Beispiele illustrieren sollen. Die Vorbilder dieser Rätsel waren hauptsächlich Symphosius (S. 379) und eine Berner Rätselkollektion (im *Bern. 611*); doch weicht der Angelsachse von ihnen in wesentlichen Belangen ab. Zunächst gibt er die von Symphosius stets beobachtete Dreizeiligkeit auf und weitet seine dichterischen Begriffsparaphrasen zu mehr oder minder umfangreichen Gebilden aus, die dadurch häufig die spruchmäßige Verdichtung — übrigens oft nicht zu ihrem Nachteile — verlieren. In vier bis sechzehn Zeilen pflegt er seine größtenteils den drei Naturreichen entnommenen Rätselgegenstände zu kennzeichnen, wie z. B. Hahn, Fisch, Hornisse, Wiesel, Taube, Stier, Kamel, Elefant; Eibe, Nessel, Nieswurz, Feigenbaum; Salz, Diamant, Probierstein, Magnet. Daneben erscheinen auch andere Dinge: Sonne, Mond, Quelle, Wolke; Sieb, Mühle, Schild, Schleudermaschine, Blasebalg, Mausefalle. Ein breit ausgeführter andachterfüllter Preis der göttlichen Schöpfung (*creatura*) im hexametrischen Maße (83 Verse) bildet den Abschluß dieser Rätselsammlung, die an dichterischer Erfindung und gemütlichem Humor nicht arm ist und in der gewandten Behandlung äußerst verschiedenartiger Stoffe auch Aldhelms vielseitiges Wissen beleuchtet. Im übrigen hat er durch diese Rätsel auch manche seiner Landsleute, so Tatwine von Canterbury und Bonifatius (S. 470), zu gleichem Schaffen angeregt.

Ein noch größeres Geschick in der Behandlung der Sprache läßt der Dichter in seiner umfangreicheren Versschöpfung „Preis der Jungfräulichkeit" (*De laudibus virginum* oder *De virginitate*, p. 350ff. Ehw.) erkennen, die als seine künstlerische Glanzleistung das gefeiertste und gelesenste seiner Werke wurde. Zu Eingang dieser Dichtung geizt Aldhelm nicht mit warmen Lobesworten für diejenigen, die die christliche Ehe in unverbrüchlicher Strenge wahren; sodann anerkennt er in gleicher Weise das Leben derer, die nach einer würdigen Ehe in entsagungsvollem Weltverzicht ihr weiteres Dasein verbringen; aber den volleren Lorbeer reicht er schließlich denen, die den Grundlehren der christlichen Religion getreu, von allem Anbeginn die Sinnenlust bändigen und ein Leben in frommer Askese führen. In breiterer, an die erzählende Poesie gemahnender Darstellung verherrlicht er hierauf die berühmtesten christlichen Männer und Frauen, die sich durch eine lebenslang behütete Züchtigkeit der Engelsnatur genähert und sich die Himmelsseligkeit gesichert haben.

Die Fortsetzung und den Abschluß dieser Schöpfung bildet ein breit ausladendes sittenpredigendes Gedicht „Die acht Todsünden" (*De octo principalibus vitiis*), worin Aldhelm der christlichen Jungfrau in eindrucksvoller Paränese den Gedanken nahelegt, daß die Krone der Virginität nur durch ein dauernd siegreiches Niederkämpfen der die Tugenden unablässig befehdenden Laster errungen werden könne. Die Art, wie der Dichter hier die einzelnen Laster in Person auf den Kampfplatz treten läßt, weckt die Erinnerung an Prudentius' Psychomachie (S. 434). Seine mancherlei Wiederholungen aufweisende Darstellung sucht der Dichter durch reichlichen Gebrauch alliterierender Wendungen sowie durch die preziöse Einstreuung griechischer Ausdrücke (oft in latinisierter Form) auszuschmücken. In metrischer Hinsicht zeigt sein Werk allerdings nicht immer jene Sauberkeit der Technik, die man von dem Lehrmeister der Verskunst erwarten möchte; im besonderen muß man manche ärgere Verstöße prosodischer Art rügen.

Diese Dichtung Aldhelms stellt die poetische Fassung des gleichen Stoffes dar, den er in der Schrift *De virginitate* behandelt hatte (p. 226ff. Ehw.), wo übrigens auch einige Verse eingelegt sind. Das Prosawerk war bereits vor dem Jahre 690 entstanden. Diese Doppelbehandlung des gleichen Gegenstandes verleiht den beiden Schriften eine besondere literarästhetische Bedeutung. Wir besitzen solche zweifache Fassungen derselben Materie nur von wenigen lateinischen Autoren, so von Cicero, Columella, Damasus, Sedulius, Beda. Bei Aldhelm ist es von eigenartigem Interesse zu beobachten, daß er sich in der poetischen Formung einer klarverständlichen Ausdrucksweise befleißigt, während er in der anderen eine aufgedunsene und barocke Sprache, die häufig an Schwerfälligkeit und Undurchsichtigkeit leidet, schreiben zu müssen vermeinte, um so als Stilist Bewunderung zu finden. In stofflicher Hinsicht waren Cyprianus und Augustinus seine vornehmsten Gewährsmänner; daneben hat er Hieronymus und Cassianus benützt.

In den Jahren 683—693 schrieb Aldhelm eine Reihe von Kurzgedichten (p. 11ff. Ehw.), die als Inschriften für christliche Gotteshäuser — eine Basilika der Jungfrau Maria, eine Matthiaskirche, eine Kirche der zwölf Apostel und eine von der angelsächsischen Prinzessin Bugge errichtete Kirche — gedacht waren; die zuletzt erwähnte Versschöpfung erzählt ausführlich von den hohen Verwandten der Stifterin und schließt mit einer eingehenden Beschreibung des Gebäudes. Freilich drückt auf vielem in diesen hexametrischen Dichtungen, die bei der Heiligen Schrift und den Legenden ziemlich starke Anleihen machen, ein Dunstkreis von Bücherstaub und paränetischem Wortschwall. Dennoch fühlt man durch, daß der Poet mit Offenheit und Treue für seine frommen Ideale eintritt; als die besten Stücke erscheinen uns die in einfacher Sprache gehaltenen (aus 10—36 Hexametern bestehenden) Gedichte auf die Apostel. Als Aldhelm später die Weihung der Peter- und Paulskirche zu Malmesbury vornahm, verherrlichte er die heilige Stätte durch ein Poem, das nahezu vollständig aus Versen zusammengestückt ist, die aus den vorher genannten Inschriften stammen.

Es ist durch frühe Gewährsmänner bezeugt, daß Aldhelm auch achtsilbige rhythmische Verse (in akzentuierendem Maß, vielfach gereimt) geschrieben hat; doch blieb kein Gedicht dieser Art erhalten. Auch seine angelsächsischen Poesien, von denen wir manch Rühmliches hören, sind verschollen; daß sie durch Aldhelms eifrige Pflege lateinischer Dichtung zumindest formelle Förderung erfahren haben werden, steht wohl außer Frage.

Reich an gut getroffenen Zügen und lebendigen Einzelheiten, jedenfalls reicher als seine Kurzgedichte sind Aldhelms Briefe, die sich an hochstehende Persönlichkeiten (z. B. den Prinzen Eahfrid, den Bischof Haeddi) richten; ansprechend und geschickt geschrieben ist die Epistel an König Gerent von Wales, die sich mit Problemen der angelsächsischen Kirche beschäftigt; im besonderen tritt er hier mit warmen Worten dafür ein, daß sich des Königs Untertanen die Gepflogenheiten der römischen Kirche (Osterberechnung, kranzförmige Scheitelschur) aneignen mögen.

Aldhelms vielseitige literarische und berufliche Tätigkeit hat auf den Werdegang der mittelalterlichen Kirchengeschichte bedeutsamen Einfluß genommen. Er war es, der in der tiefen Bildungsdämmernis jener Zeiten der europäischen Kultur in England einen neuen Mittelpunkt schuf und tatkräftig daran mitwirkte, daß dem Südwesten Britanniens dauernde Verbindungswege mit Rom gebahnt wurden.

Literatur: *Aldhelmi opera* ed. R. Ehwald, fasc. I—III (1913—1919), die erste und maßgebende kritische Ausgabe mit wertvoller Einleitung über Aldhelms Leben und Schriften (p. IX—XXIV), Berlin bei Weidmann (= Mon. Germ. hist. auct. ant. XV). — Ältere Ausgaben von F. A. Giles, Oxford 1844; danach J. P. Migne, Patrol. Lat. 89. — C. Weyman, Verm. Bemerkungen zu lateinischen Dichtern, Münch. Museum III (1917) 172—176. — D. Mazzoni, Studio critico letterario su Aldhelmo di Sherborne, Roma 1916. — Ders., Note Aldhelmiane I. II., Didaskaleion III (1914), 165—172. — R. Ehwald, Aldhelms Gedicht *De virginitate*, Gotha 1904. — Ders., Festschrift für Albert von Bamberg, 1907. — L. Traube, Münch. Sitzber. 1900, S. 478ff. — Ders., Karolingische Dichtungen, Berlin 1888, S. 130ff. (Aldhelms Rhythmen). — L. Bönhoff, Aldhelm von Malmesbury, Dresden 1894 (daselbst Angabe älterer Literatur).

AETHILWALD. Unter Aldhelms Schülern verdient Aethilwald, der nachmalige König von Mercia (716—757), Hervorhebung. Er betätigte sich dichterisch, doch ist manches von seinen Erzeugnissen verloren, anderes kann ihm nicht mit voller Sicherheit zugeschrieben werden. In einem dieser Poeme singt er mit Überbegeisterung Aldhelms Lob, in einem anderen schildert er eine mit vielen Fährnissen verbundene Romfahrt dreier frommer Pilger. Als Versmaß liebt er gereimte rhythmische Achtsilbler (z. B. *nuper dein labentibus / binis brumae temporibus*), die einander ohne strophische Gliederung folgen. Seine Sprache ist gekünstelt und strotzt von Anklängen an die klassischen und christlichen Dichter, auch Aldhelm hat er fleißig nachgeahmt und sucht wie dieser durch den Gebrauch abgelegener Ausdrücke, besonders griechischer Wörter, zu glänzen. — Höchst wahrscheinlich stammt noch eine weitere poetische Reiseschilderung aus seiner Feder. Bei dem Besuch eines Freundes in Cornwallis hatte er diesem versprochen, seine Rückkehr in einem Gedicht darzustellen. Er hielt sein Wort und erzählt, bisweilen an Schalkhaftigkeit streifend, wie er inmitten der Fahrt von einem furchtbaren Unwetter überrascht wurde. Ein Gebäude, in das er sich geflüchtet hatte, begann zu wanken; da eilte er in eine nahe Kirche und sah das wankende Haus zusammenstürzen. Mit Dankesworten für Gottes gnädige Hilfe schließt das Gedicht.

Literatur: Texte in *Aldhelmi opera* ed. R. Ehwald (Berlin 1913—1919), III. 528—537. — M. Manitius, Gesch. d. lat. Lit. d. Mitt. I (München 1911) 141f. — L. Traube, Karoling. Dichtungen (Berlin 1888) 131f.

BEDA DER EHRWÜRDIGE

Aldhelms Bedeutung wußten schon seine Zeitgenossen objektiv zu würdigen, allen voran der hervorragendste und gefeiertste Lehrer seiner Zeit und der folgenden Jahrhunderte: Beda. Wie man Aldhelm mit Fug den Begründer der anglo-lateinischen Dichtung nennt, so darf man in Beda den Vater der englischen Geschichtschreibung erkennen. Sein Ruhm hat allmählich Aldhelms Namen überstrahlt und seine Schätzung durch die Nachwelt drückt sich am schönsten in dem Beinamen „der Ehrwürdige" (*Venerabilis*) aus, durch den sie ihr inneres Verhältnis zu seinem Wirken kennzeichnete. Seine Tätigkeit, die nach Aldhelms bahnbrechender Wirksamkeit England auf lange Dauer als Mittelpunkt der Weltbildung erhielt, gehört der Epoche des ersten Aufstieges der angelsächsischen Kirche an.

Über das Leben Bedas, dessen Name früher unrichtig Baeda geschrieben wurde, haben wir keine zureichende Kunde. Die beste, wenn auch bloß spärlich fließende Quelle ist seine Kirchengeschichte (besonders *Hist. eccl.* V 24). Daneben finden sich in seinen Werken da und dort weitere selbstbiographische Notizen; endlich unterrichtet uns ein Brief seines Schülers Cuthberht über Bedas letzte Tage. Hingegen enthalten spätere Lebensdarstellungen größtenteils frei erfundene, phantastische Berichte.

Beda wurde im Gebiete von Wearmouth in Northumberland geboren. Als sein Geburtsjahr wird man 673 anzunehmen haben. Er war ein siebenjähriger Knabe, als ihn Verwandte dem durch seine Gelehrsamkeit bekannten Abte Benedikt von Wearmouth zur Erziehung übergaben. Unter Benedikt und dessen Nachfolger Ceolfrid erhielt er die ersten Grundlagen seiner Bildung, doch siedelte er von Wearmouth bald nach dem Kloster St. Paul zu Jarrow über, wo er später als Lehrer an der Klosterschule wirkte und nahezu sein ganzes weiteres Leben verbrachte.

Schon in jungen Jahren stach er durch seine Fähigkeiten hervor und so kam es, daß er bereits als Neunzehnjähriger Diakon wurde. Die Priesterweihe empfing er im 30. Lebensjahre und seit dieser Zeit bildete neben dem Studium der Heiligen Schrift, dem Gottesdienst und den monastischen Exerzitien die Lehrtätigkeit und literarisches Schaffen seine Lebensbeschäftigung. Alsbald umgab ihn ein reicher Kranz lernbegieriger Jünger, die seine gleichgestimmten, gleichstrebenden Freunde wurden, darunter manche später berühmte Persönlichkeiten. Wir nennen den nachmaligen Abt von Wearmouth, Huaetberht, und dessen Nachfolger Cuthberht, ferner den Londoner Presbyter Nothelm, der später den Erzstuhl von Canterbury bestieg. Allmählich erfuhr die Freundeskette Erweiterungen durch schätzbare neue Glieder, wie Acca, den Presbyter von Hagustald, Albinus, den Abt von Canterbury, Danihel, Bischof von Winchester, Eadfrid, Bischof von Lindisfarne, Ecgberht, Bischof von York. Überdies erfreute er sich der Gunst der Könige Aldfrid und Ceolwulf. Während die meisten Schüler und Freunde Bedas zu angesehenen Stellungen emporstiegen, blieb er dauernd der schlichte, emsige Klosterbruder. Und es war gut so. Fern vom hadernden Weltgetriebe, im ungestörten Klosterfrieden wuchs er zu der gewaltigen Größe empor, die Jahrhunderten geistige Gaben zu spenden vermochte. Groß und schön war er wie im Leben so auch im Tode. Noch auf dem Sterbelager erteilte er Unterricht und leistete er schriftstellerische Arbeit. In der letzten Stunde vor seinem Ableben vollendete er seine Übertragung des Johannesevangeliums ins Angelsächsische. Am 26. Mai 735 verschied er; seine Gebeine wurden zu Jarrow bestattet.

Bedas Werke lassen ihn als einen Schriftsteller von staunenswerter Vielseitigkeit erkennen. In der Tat hat dieser gebildetste Mann seines Jahrhunderts nahezu alle Gebiete des damaligen Wissens in den Kreis seiner literarischen Tätigkeit gezogen. Aus seiner rührigen Feder stammen geschichtliche (auch chronologische und biographische) sowie theologische Schriften, er hat mathematisch-naturwissenschaftliche Werke verfaßt, er hat sich als kenntnisreicher Grammatiker und Metriker gezeigt und zu allem Überflusse auch gedichtet. Das Latein beherrschte er nahezu mit der gleichen Sicherheit wie seine Muttersprache. Allenthalben erweist er eine gründliche Vertrautheit mit den Schöpfungen des antiken Schrifttums und läßt erkennen, daß ihm die Verbreitung der klassischen Bildung eine Herzensangelegenheit war. Dies tritt vor allem auch in jenen Publikationen zutage, die er für Unterrichtszwecke verfaßte.

Keines seiner Werke hat Beda so hoch geschätzt wie seine „Kirchengeschichte Englands"

204. Seite aus Bedas Historia ecclesiastica. Handschrift aus Canterbury. Um 800. London, Britisches Museum.

(*Historia ecclesiastica gentis Anglorum*). Und die Nachwelt hat seinem Urteil zugestimmt. Da ihn der stärkste Zug seiner Geistesanlage zur Historiographie leitete, sei die Besprechung von Bedas literarischem Schaffen mit diesem von dem Abte Albinus angeregten Werke begonnen, in dem wir die früheste Schöpfung germanischer Geschichtschreibung vor uns haben. In fünf Büchern führt der Verfasser die englische Kirchengeschichte vor, wobei er die Schilderung der politischen Begebenheiten in geschickter Weise einflicht. Behandelt ist der Zeitraum von Cäsars Landung in Britannien bis zum Jahre 731 n. Chr. Beda hat seinen Stoff in bewußter Ungleichheit geboten. Gleichsam als Einleitung seines dem König Ceolwulf von Northumbrien zugeeigneten Buches gibt er (*lib.* I c. 1—22) eine summarisch gehaltene Darstellung der Frühgeschichte bis zum Eintreffen des Benediktinermönches Augustinus (S. 444) auf englischem Boden (596 n. Chr.). Mit diesem Ereignis beginnt nach dem Urteil des Historikers die englische Kirchengeschichte, die nun in ausführlicher Gründlichkeit bis zum erwähnten Jahre erzählt wird. Beda hat hier wichtiges Neuland betreten: die von ihm behandelte Zeit stellt ohne Zweifel einen besonders bedeutsamen und reizvollen Ausschnitt der angelsächsischen Kirchenhistorie dar. Aber auch die sie begleitenden Berichte über Englands politische Schicksale verdienen volle Beachtung: auf gute Gewährsmänner zurückgehend, bilden sie für die Geschichtsforschung eine wahre Fundgrube.

Der Wert der einführenden Kapitel des Werkes (I 1—22) ist für uns ziemlich gering. Dieser vorgeschichtliche Teil erscheint im wesentlichen aus früheren Werken zusammengerafft. Orosius, Gildas, Prosper und eine Biographie des hl. Germanus sind hier Bedas hauptsächlichste Quellen; anderes geht auf Eutropius und Solinus zurück. Was er selbst an neuem Stoffe beischafft, ist geschichtlich ohne Bedeutung: eine durchaus sagenhafte Erzählung über die Bekehrung des Königs Lucius und eine Legende über die Mission des heiligen Germanus nach England.

Von dieser Vorgeschichte, in der auch mehrere zeitliche Verstöße begegnen, hebt sich die Darstellung des Hauptstoffes in sehr vorteilhafter Weise ab; hier kommen alle Vorzüge der natürlichen Veranlagung Bedas zum Historiker zur vollen Geltung. Mit wahrem Bienenfleiß sammelt und ordnet er sämtliche ihm erreichbaren geschichtlichen Aufzeichnungen und Dokumente, wobei ihm seine Freunde (Nothelm, Danihel, Cunebert von Lindisfarne und andere) bereitwillig ihre Unterstützung leihen. Urkunden über kirchliche Versammlungen und Beratungen (IV 5, 17) konnte er wohl durch die Vermittlung der Klosterarchive heranziehen; auch die bischöflichen Jahrbücher werden ihm leicht zugänglich gewesen sein. Nothelm machte ihn mit einer Reihe von historischen Belegen bekannt, die jener aus den päpstlichen Regesten schöpfte. Im zweiten und dritten Buche dienten ihm auch Königschroniken als Quellen. Ferner sind mehrere

Biographien, so z. B. die der Ethelburga (IV 7) und Cuthberhts (IV 28), verwertet. Endlich standen Beda private Mitteilungen glaubwürdiger Zeitgenossen (z. B. Accas) zur Verfügung, und manche sagenkundliche, geschichtliche und erdkundliche Einzelheit geht auf diese Gewährsmänner zurück (III 12; 13. V 2).

Sein Quellenmaterial hat der Historiker mit großer Sorgfalt verwendet. Wenn er gelegentlich auch Mirakel als geschichtliche Tatsachen hinstellt, so erklärt sich dies daraus, daß er die Nachricht hierüber einer hochgestellten und stets zuverlässigen Persönlichkeit dankt. Da sein Hauptbemühen der Stoffgewinnung gilt, leidet unter diesem vornehmlichen Streben der strenge Bau seines Werkes. Wir vermissen häufig eine gleichmäßige Stoffverarbeitung; auch kommt dabei selten die straffe innere Verbindung der historischen Geschehnisse zu dem ihr gebührenden Rechte, und die klare Herausarbeitung der eigentlichen geschichtlichen Evolutionen läßt viele Wünsche offen. Der Stil des Werkes, das er erst im Herbste seines Lebens begann und 731 zu Ende führte, hält sich frei von Künstelei und Unnatur. Wenn die Schrift auch nicht durch besondere Technik der Darstellung glänzt, so zeichnet sie sich doch durch stilistische Klarheit und Verständlichkeit aus. Überall leuchtet ein ehrliches Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit hervor; daß er ohne Ansehen der Person zu schreiben gewillt ist, lehren die unverblümten Worte, die er stets bei Urteilen über die Gewaltigen dieser Erde findet. So kann es nicht wundern, daß bereits die Zeitgenossen diesem Geschichtswerke den Zoll aufrichtiger Anerkennung nicht versagten und die Nachwelt es durch eine schier unübersehbare Fülle von Abschriften über die damaligen Kulturgebiete Europas verbreitete. Das Werk wurde auch in Exzerptform gebracht und eine freie Übertragung davon in die angelsächsische Sprache hat sich erhalten: wenn nicht alles trügt, rührt diese Übersetzung von König Alfred d. Gr. (848—901) her.

In einem gewissen Zusammenhange mit seinem Hauptwerke steht Bedas Geschichte des Doppelklosters Wearmouth und Jarrow (*Historia s. abbatum monast. in Wiremutha et Gyruum*), deren Glanzpunkt die Schilderung der vorbildlichen Wirksamkeit Benedikts, des Stifters und ersten Vorstandes des Klosters, bildet. Beda spricht darin viel von den persönlichen Verhältnissen und Erlebnissen der Äbte (Benedikt, Ceolfrid, Eosterwine, Sigfrid, Huaethberht), und da er die Schrift überall auf historische Tatsachen aufbaut und den emsig zusammengesuchten Stoff mit erschöpfender Gründlichkeit und warmer Anteilnahme vorführt, gewinnen wir aus ihr ein anziehendes, farbenreiches Bild der Zeit und ihrer kulturellen Strebungen. Das Werk ist vor der Kirchengeschichte entstanden.

Im Jahre 703 oder kurz vorher schrieb Beda für den praktischen Unterricht ein vornehmlich auf Isidorus fußendes Büchlein „Die Zeitrechnung" (*De temporibus*), dem er geraume Zeit später (725) eine breitere Ausführung desselben Stoffes unter dem Titel *De ratione temporum* folgen ließ. Bereits Bedas Zeitgenossen bedeutete dieses Werk, eine tiefschürfende Darstellung der Zeit- und Festrechnung, überaus viel; sie schätzten es noch höher als seine *Historia ecclesiastica*. Schon in der kürzeren Fassung hatte Beda neben Isidorus auch Plinius und Macrobius als Gewährsmänner herangezogen; in dem neuen Werke haben überdies die Aufstellungen der christlichen Autoren, die sich mit Fragen der Zeitkunde befaßten, Berücksichtigung gefunden. Die Bedeutung des Buches für die Nachwelt liegt vor allem darin, daß Beda dadurch die Zeitrechnung des Dionysius Exiguus (S. 443) in die Geschichtschreibung einführte; er war der erste, der die Jahre von der Geburt Christi an gerechnet hat.

Aber dieses Werk ist für uns noch aus einem anderen Grunde von Interesse. Seinen Abschluß bildet nämlich ein bis zum Jahre 725 reichender Grundriß der Weltgeschichte, das sogenannte *Chronicon*, worin er nebst der von Hieronymus übersetzten und bis zum Jahre 378 fortgeführten Chronik des Eusebios die einschlägigen Werke von Prosper, Marcellinus und Isidorus benützte.

In der Gliederung der Weltzeit folgt er Augustinus (*Sermo* 259); er teilt sie in sechs Perioden (Welt-

wochen) nach dem Vorbild der sechs Schöpfungstage. Der erste Zeitabschnitt reicht bis auf Noah (Sintflut), der zweite bis auf Abraham, der dritte bis auf David, der vierte bis zur babylonischen Verbannung, der fünfte bis Christus, der sechste bis zum Ende der Welt. Diese letzte Zeitspanne umfaßt auch die Gegenwart; sie schließt mit dem Untergang alles Irdischen (*aetas descripta, ipsa totius saeculi morte consummanda*). Die freilich nicht historisch empfundene Periodisierung nach den sechs Weltaltern (Schöpfungstagen) tritt uns übrigens auch bei Eirenaios und Isidorus entgegen. Beda geht über sie insofern hinaus, als er der in sechs Abschnitte gesonderten Weltzeit noch zwei weitere Zeiträume anfügt. Neben den Weltaltern nimmt er zunächst einen ewigen Ruhetag (*aeterna iustorum quies*) an, in dem zuerst die Seele Abels, des ersten Märtyrers, Aufnahme fand, ferner die ewige Seligkeit (die *aetas octava*), die mit dem Augenblicke einsetzt, da die Heiligen bei der Auferstehung wieder ihrer Leiber teilhaftig werden.

Mit seiner Chronik hat Beda der literarischen Produktion Englands ein neues Gebiet erschlossen: sie ist die erste Probe einer Gesamtgeschichte, die auf englischem Boden entstand. Überdies wurde das Werk zum Muster der meisten mittelalterlichen Universalchroniken; nicht bloß den englischen Chronisten, sondern auch zahlreichen des europäischen Festlandes ist es Stab und Stütze geworden.

Auch den geschichtlichen Seitenzweig der Biographie hat Beda gepflegt. Erhalten hat sich eine in gebundener und ungebundener Rede verfaßte Lebensbeschreibung des heiligen Cuthberht (*Vita Cudbercti*), des Bischofs von Lindisfarne. Die poetische Fassung (*Liber de virtutibus S. Cudbercti*), nach 705 entstanden, ist die ältere.

Sie schildert in glatten Hexametern die edlen Taten des Heiligen und stellt dabei — sich der Heiligenlegende stark nähernd — das Wunderhafte in den Vordergrund. In der hier geoffenbarten treuherzigen Glaubensseligkeit zeigt sich ein weiterer Grundzug von Bedas Wesen: gilt ihm ja sogar in seinem geschichtlichen Hauptwerke die Glaubwürdigkeit des Gewährsmannes stets mehr als die der berichteten Begebenheit. Besonders fällt hier die freundschaftliche Rede des Heiligen an die Vögel auf, die ihm die Felderne rauben wollen, aber auf seine liebevolle Zusprache davon abstehen: ein Zug, den wir bekanntlich bei der legendenumwobenen Gestalt des hl. Franziskus wieder antreffen. Der Dichtung, die freilich Geschlossenheit im Aufbau vermissen läßt und im Grunde eine mehr oder minder geschickte Zusammenstückung einzelner Episoden darstellt, ist eine in Prosa verfaßte Vorrede vorangestellt; Beda erklärt darin, in seinen Versen nicht alle Taten des Heiligen erwähnt zu haben, und verheißt, das Versäumte in einem anderen Werke (*in alio opere*) nachzuholen. Er tat es in dem Prosawerke, das vor 721 vollendet wurde. Dieses steuert zur Lebensgeschichte Cuthberhts nichts Wesentliches mehr bei, doch werden neue Wundergeschichten aus dem Leben des Heiligen erzählt, dem Beda selbst die Heilung seines Zungenleidens zuschrieb. Für beide Fassungen zog der Schriftsteller unter anderem auch mündliche Überlieferungen heran. In auffallendem Gegensatze zu der nüchternen Schlichtheit seiner Diktion in dem großen Geschichtswerke steht die Sprache der Prosafassung dieser Lebensdarstellung: Geschmacklosigkeiten künstlicher Überladung treten hier in unangenehmer Häufung auf, und stellenweise bricht sogar ein unbekümmertes Drauflosverkünsteln durch. Trotzdem zeigt sich hier ein größerer Sachgehalt als in der Versbiographie, bei der man eine bewundernswerte Sicherheit in der Handhabung der Metrik nicht übersehen kann. Daß die klassischen Muster in der Dichtung oft nachgewirkt haben, nimmt kaum wunder; auch späteren Poeten (Arator, Sedulius) verdankt er vieles.

Wir verweilen zunächst noch bei einigen Schriften Bedas, die dem religiösen Gebiete angehören. Wir besitzen von ihm eine Lebensbeschreibung des hl. Felix, worin er den Stoff der Felix-Gedichte des Paulinus von Nola (S. 436) zu einer Prosadarstellung umgestaltete. Ferner verbesserte er die von unbekannter Hand stammende Übertragung einer Anastasiusbiographie aus dem Griechischen; diese Bearbeitung ist nicht mehr vorhanden. Vollkommen abhängig von seiner Quelle, einer Schrift des Adamnan (S. 450), zeigt sich Beda in seinem *Libellus de locis sanctis* (vor 731 verfaßt), worin er eine Beschreibung der bedeutendsten Stätten des Heiligen Landes gibt.

Ungleich wichtiger sind Bedas Schriften zur Bibelerklärung. Freilich ist gerade auf diesem Gebiete echtes Gut mit unechtem gemischt und harrt der klärenden Forschung. Für diese ist eine wertvolle Handhabe in einem Verzeichnisse der Werke Bedas gegeben, das dieser selbst um 733 in einem Anhang seiner *Historia ecclesiastica* geboten hat; die Berühmtheit

des Schriftstellers hat nämlich dazu geführt, daß man ihm in späterer Zeit zahlreiche fremde Werke beilegte, die sodann in die älteren Editionen Aufnahme fanden. Beda selbst bezeichnet sich in diesem Verzeichnisse als Verfasser von 25 exegetischen Schriften; sie teilen sich in Kommentare zu einzelnen Büchern der Heiligen Schrift, Abhandlungen über gewisse Teile der Bibel und Erläuterungen schwer deutbarer Stellen.

Aus dem genannten Verzeichnisse ersehen wir, daß seine Interpretationswerke zu Jesaia, Daniel, den kleinen Propheten, Esra und Nehemia in Verlust geraten sind. Auch Homilien Bedas sind überliefert; doch wird man von den 140 Stücken die weitaus größte Zahl als unterschoben bezeichnen müssen.

Die Bedeutung der exegetischen Schriften Bedas liegt in ihrer gewaltigen Wirkung auf die folgenden Jahrhunderte. Besonders die theologischen Schriftsteller der Karolingerzeit nahmen sie sich zum Muster und schroteten auch ihren Gehalt an Zitaten weidlich aus. Demgegenüber ist der eigentliche Wert dieser Arbeiten Bedas nicht sonderlich hoch anzuschlagen. Er zeigt sich in der Bibelauslegung als überzeugter Anhänger der Allegorese und es dürfte gerade diese Besonderheit, die dem Denken und Fühlen der damaligen wie der späteren Zeit sehr entgegenkam, die außerordentliche Nachwirkung dieser Schriften erklären. Die sprachlich-geschichtliche Deutung tritt fast ganz in den Hintergrund, obzwar manche Erklärung erkennen läßt, daß er bei seiner guten Kenntnis der griechischen Sprache hierzu eine vorzügliche Eignung besessen hätte. Besonderes Gewicht legt er auf die Ausschreibung der Kirchenväterschriften und die Zusammenstellung ihrer Interpretationen. Und gerade hierin offenbart sich ein Fleiß und eine Sorgfalt, die uns Bewunderung abringt. Wir ersehen übrigens daraus, daß es ihm in diesem Bereiche zum wenigsten um die Betätigung des eigenen Forschungsdranges zu tun war. — Die Beda zugeschriebenen Martyrologien gehen ohne jede Gewähr unter seinem Namen.

Auch dem Gebiet der Naturwissenschaften ist unser Schriftsteller nicht ferngeblieben. In seinem Werke *De natura rerum* legt er ein Handbuch der Erd- und Himmelskunde vor. Er versucht darin einen Ausgleich zwischen der in der Bibel gebotenen Darstellung des Weltwerdens mit den kosmogonischen Anschauungen der Antike und trägt in Einzelheiten gelegentlich auch manche selbständige Meinung vor.

Von seinen Schriften zur Vers- und Sprachlehre nennen wir an erster Stelle sein Buch „Die Verskunst" (*De arte metrica*). In diesem wohl für den Unterricht in der Klosterschule bestimmten Werkchen behandelt er die Metrik als einen in sich geschlossenen Gegenstand. Beda befaßt sich zunächst mit prosodischen Fragen und kommt dann auf den Hexameter, Pentameter und die lyrischen Formen zu sprechen. Eine knappe Charakterisierung der einzelnen Dichtungsgattungen macht den Schluß. Die Grundsätze, die ihn bei der Abfassung des Schriftchens leiteten, erwähnt er in den letzten Zeilen der Schrift. Er spricht hier seinen Freund Cuthberht an und teilt ihm mit, daß er die einschlägigen Werke der Alten genau exzerpiert und durch eigene Beobachtungen ergänzt habe, um ihn auf diesem Gebiete gewissenhaft zu unterweisen: denn die Verskunst sei auch religiösen Schriften (*divinis libris*) nichts Fremdes. — In der Abhandlung *De schematibus et tropis* versucht er den Beweis zu erbringen, daß die Heilige Schrift einen größeren Reichtum an eindrucksvollen rhetorischen Figuren (*schemata*) und Tropen aufweise als die Werke der Hellenen. — Sein aus früher Zeit (etwa 695) stammendes Buch „Die Rechtschreibung" (*De orthographia*), das zweifellos für Schulzwecke geschrieben wurde, trägt einen irreleitenden Titel. Es enthält nämlich eine alphabetisch angeordnete Wörtersammlung mit Angaben über die Herkunft und Biegung der Wörter; nur ab und zu sind auch orthographische Bemerkungen beigefügt.

Endlich haben wir noch von Bedas Dichtungen zu sprechen. Aus seiner eigenen Angabe (*Hist. eccl.* V 34) erfahren wir, daß er ein Buch Hymnen (*Liber hymnorum*) in verschiedenen lyrischen Maßen und ein Buch Epigramme (*Liber epigrammatum*) in Distichen und Hexametern verfaßt hat. Von den Hymnen besitzen wir nur dürftige Reste — das in älteren Gesamtausgaben abgedruckte Hymnenbuch ist Beda zu Unrecht beigelegt worden — und der Epigrammsammlung scheinen bloß einige wenige in Distichen geschriebene Kurzgedichte, deren Echtheit außer Frage steht, anzugehören. Von der dichterischen Fassung der Cuthberht-Biographie, einer seiner frühesten dichterischen Arbeiten, war bereits (S. 466) die Rede; aber auch in die Prosafassung wurden einige Verse eingeflochten (c. 42), die ein Mirakel in gehobener Sprache erzählen.

Auffallend ist, daß Beda ein (noch vorhandenes) Gedicht auf die heilige Aedilthryd (*Ethelthrita*) als Hymnus bezeichnet (*Hist. eccl.* IV 18), obzwar es distichische Form trägt. Diese edle Königstochter, die ihre Virginität auch nach der Vermählung mit dem König Ecgfrid von Northumbrien bewahrte, hatte sich später im Einverständnisse mit ihrem Gemahl ins Kloster zurückgezogen. Nach ihrem Ableben ereignete sich das Wunder, daß ihr Leib keiner Verwesung anheimfiel. Das Gedicht, worin Beda das wunderhafte Geschehnis besingt und die Königin mit heiligen Frauen ähnlicher Artung vergleicht, ist ein abecedarisches Akrostichon; in den ersten 23 Distichen erscheinen die Buchstaben des Alphabets, in den abschließenden vier das Wort *Amen*.

Die größte uns überkommene Versschöpfung Bedas (166 Hexameter) nach seiner Cuthberht-Dichtung ist ein Kurzepos „Der Tag des Gerichts" (*De die iudicii*). In trüber Stimmung (das ist die Fiktion) ruht der Dichter, der sich in den Schoß der freien Natur geflüchtet hat, unter kühlem Baumesschatten und überdenkt seine Sündhaftigkeit. Mit Bangen erfüllt ihn Gottes drohende Rache, die Strafe des Jüngsten Gerichtes, das er sich sogleich (v. 55ff.) mit all seinen Schrecknissen vor Augen führt. Im Kontrast dazu malt er sodann die Herrlichkeiten des ewigen Lebens im Himmel aus. Die Schilderung des *dies irae* erinnert an ähnliche Bilder bei Commodian und Orientius. Die Verse zeichnen sich hier wie sonst bei Beda durch guten Bau und nicht geringe (wenn auch nicht immer vollendete) prosodische Sauberkeit aus: darin hat er Aldhelm überflügelt. Überhaupt gewinnen wir aus seinem poetischen Schaffen, das offenbar ziemlich reich war, den untrüglichen Eindruck, daß er ein achtenswertes Formtalent besaß. Im übrigen kann es nicht befremden, daß er in seiner dichterischen Produktion wie auch sonst manches aus der Schatzkammer der klassischen Muster entlehnt hat. — Beda dichtete auch in angelsächsischer Sprache: hievon hat sich aber außer einigen Zeilen, die er auf dem Sterbebette schrieb, nichts auf die Nachwelt gerettet.

Bald nach der Christianisierung der Angelsachsen erwuchs auf ihrem Boden eine geistliche Poesie, deren Träger Kædmon und Kynewulf waren. Was wir von ersterem wissen, danken wir Beda, dessen feiner Sinn für alles Dichterische ihn zur eingehenden Beschäftigung mit diesem ältesten uns mit Namen bekannten Poeten Englands anregte (*Hist. eccl.* IV 24).

Durch seine exegetischen Schriften, seine Chronik und die Kirchengeschichte hat Beda neben Cassiodorus und Isidorus auf das ganze Mittelalter überragenden Einfluß ausgeübt.

Literatur: Auch die letzte Gesamtausgabe von F. A. Giles (1843—44, 12 Bde., mit englischer Übersetzung), abgedruckt in J. P. Mignes Patrol. Lat. (Bd. 90—95), ist in kritischer Hinsicht unzureichend. — Ausg. der *Historia eccles.* von A. Holder, Freiburg 1890 (mit Rechtschreibung nach Bedas *De orthographia*); ferner von C. Plummer in seiner Edition der *opera historica* (2 vol.), Oxford 1896 (jetzt maßgebend, mit wertvoller Einleitung); vgl. auch J. Stevenson, *Bedae opera historica minora*, London 1838. — *De ratione temporum* ed. Th. Mommsen, Chron. min. III 225ff.; vgl. auch H. Keil, Grammatici Latini VII 1, 219—294, Leipzig (Teubner) 1872. — Beste Lebensdarstellung von K. Werner, Beda der Ehrwürdige, 2. Ausg., Wien 1881. — Neuere Arbeiten: P. Lehmann, Sitz.-Ber. der Bayer. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl., München 1919 (4. Abh.). — A. Dresen, Düsseldorfer Jahrbücher, 28. Jhg., Düsseldorf 1916. — P. F. Jones, A concordance to the *Historia ecclesiastica* of Bede, Cambridge 1929. — M. L. W. Laistner im Speculum V (1930), 217ff.

So gewährt denn die Vielseitigkeit des Wissens und literarischen Schaffens in Britannien, die sich vor allem in Aldhelms und Bedas Werken kundgibt, einen schätzbaren Einblick in die klösterlichen Bildungstendenzen jener Zeit und läßt uns an der Intensität des wissenschaftlichen und künstlerischen Aufwärtsdrängens in gewissem Grade den damaligen Stand des kulturellen Lebens abschätzen. Von hier spinnen sich dann die Fäden zu dem kunstsinnigen und literaturfreundlichen König Alfred dem Großen von England (geb. 849), der sich selbst mit Erfolg als Schriftsteller betätigte.

BONIFATIUS

Britanniens Boden entsandte auch Wynfrith (Wynfreth), der als Glaubensbote der Deutschen später den Namen Bonifatius annahm. Auch er war aus dem Stande der Geistlichkeit emporgewachsen, in deren Händen die Pflege der mit der Religionswissenschaft innig verknüpften und sie selbst aufs nachhaltigste fördernden klassischen Studien dauernd lag.

Unsere Nachrichten über die äußeren Lebensverhältnisse und das Wirken des „Apostels der Deutschen" lassen viel zu wünschen übrig. Seine ältesten Biographien, unter denen die Willibalds an erster Stelle zu nennen ist, weisen eine starke Durchsetzung mit wunderhaften Zügen auf, nähern sich also der Heiligenlegende. Kein Wunder, daß infolgedessen die Bedeutung des Mannes von der Forschung ungleich bewertet wird.

Allem Anscheine nach entstammt Bonifatius einer edlen angelsächsischen Familie, die in Wessex ansässig war. Um das Jahr 675 geboren, erhielt er seine gelehrte und geistliche Ausbildung in den Benediktinerklöstern Adescancastre (Exeter) und Nhutscelle (Nutshalling). In Nhutscelle führte ihn der hochgebildete Abt Wynberht in einen gelehrten Zirkel ein, zu dem auch Aldhelm Beziehungen unterhielt. Die hier gewonnenen Anregungen und Kenntnisse — vor allem seine Bibelfestigkeit und seine gründliche patristische Belesenheit — waren für sein weiteres Leben richtunggebend: er sollte als Mönch ein Bannerträger des Bildungswesens werden. Einer Überspannung der monastischen Ideale der Kasteiung und Weltflucht, die auch zur Abkehr von allem kulturellen Streben hätten führen können, blieb er, der wie Beda ein hervorragendes Predigertalent entwickelte, zeitlebens fern. Auch die Notwendigkeit einer ständigen Verbindung des geistlichen Wesens mit dem römischen Kirchenoberhaupt scheint ihm dank seines unleugbaren, wenn auch nicht in allem und jedem glücklichen Verständnisses für kirchliche Problematik bereits hier klar geworden zu sein.

In Nhutscelle wurde Bonifatius Vorstand der Klosterschule, an der er Rhetorik, Geschichte und Religionswissenschaft lehrte. Er stellte seine besten Kräfte in den Dienst dieses hohen Amtes, und der ernste, gewinnende, tapfere Mann erwarb in kurzer Zeit sich selbst allseitige Sympathien und seinem Kloster den besten Ruf. Dennoch befriedigte ihn diese Aufgabe nur kurze Zeit. Dem Vorbilde vieler irischer und angelsächsischer Kleriker folgend, begab er sich auf die Wanderschaft, um in der Ferne Gott zu dienen und die Christenlehre zu verbreiten.

Im Missionswesen kam das energische Gepräge seines Wesens zu voller Geltung. Im Lande der Friesen hatten wohl Willibrord und andere bereits erfolgreiche Versuche einer Ausbreitung des Christentums unternommen und einige Kirchen errichtet. Aber der herrische Radbod ließ die Gotteshäuser dem Boden gleichmachen und die christlichen Priester verjagen. Bonifatius wollte das Werk von neuem beginnen und zog mit einer Reihe von Gefährten im Frühjahr 717 nach Friesland. Er scheint zähe, aber vergeblich gearbeitet zu haben: im Herbst sah ihn die Heimat wieder.

Hier wollte man ihn zum Abte seines Klosters machen, aber er schlug den Antrag aus und ging (718) nach Rom, um hier den päpstlichen Segen für seine friesische Missionstätigkeit zu erlangen. Papst Gregor II., von dem er nun den Namen Bonifatius erhielt, stattete ihn mit Vollmachten zu Predigt und zur Ausbreitung des Kirchenwesens auf germanischem Boden aus (Mai 719).

Zuerst wird ihm die Organisation des Christentums in Thüringen übertragen; es sollte wohl dadurch eine Verbindung zwischen dem christianisierten Bayern und Friesland geschaffen werden. Als er sich zum Zwecke einer durchgreifenden Wirksamkeit in seinem Missionsbezirk zu Karl Martell begab, um die Staatsunterstützung für sein Werk zu gewinnen, erhielt er Kunde vom Ableben des Friesenherrschers Radbod. Da unterbricht er seine Arbeit in Thüringen und reist nach Friesland, um hier durch drei Jahre als Gehilfe Willibrords, des Bischofs von Utrecht, Dienste zu tun. Sodann zieht er (722) nach Hessen, wo er in Amöneburg seine erste Klosterzelle aufbaut. Bei einer zweiten Anwesenheit in Rom (November 722) daselbst zum Bischof geweiht, setzt er, von Karl Martell wirksam gefördert, sein Missionswerk in Hessen und Thüringen fort. Den für das Christentum bereits gewonnenen Hessen erteilt er das Firmungssakrament, während er die im Heidentum verharrenden durch die mutige Fällung der Donarseiche zu Geismar bekehrt, deren Holz zum Bau eines Kirchleins verwendet wird. Seinem einträchtigen Zusammenwirken mit den Angelsachsen Lul (*Lullus*), Wigberht, Ecberht und der englischen Glaubensbotin Lioba (*Leobgytha*) sowie mit dem Germanen Sturm (*Sturmius*) verdanken in den nächsten Jahrzehnten zahlreiche Klöster ihre Entstehung, so unter anderen Fritzlar, Tauberbischofsheim, Kitzingen, Fulda.

Als ihm Zwistigkeiten mit den eifersüchtigen fränkischen Bischöfen seine Arbeit fortdauernd verleiden, bittet er Papst Gregor III. um seine Enthebung vom Dienste (732); sie wird ihm nicht gewährt, vielmehr verleiht ihm der Heilige Vater die Würde eines Erzbischofs ohne bestimmten Bischofssitz. Als er auf einer neuerlichen Romreise (738) dem Papst den Wunsch vortrug, ihn von seinem Bistum zu entbinden, lehnte dieser neuerdings ab und betraute ihn mit der Neuregelung des bayrischen und mitteldeutschen Kirchenwesens. Dies führte zu der Errichtung der Bistümer Passau, Regensburg, Freising und zur Reorganisation des Salzburger Bistums. Einige Zeit später wurden die mitteldeutschen Bistümer Buraburg (für Hessen), Würzburg, Erfurt (für Thüringen) und Eichstätt (für den von Bayern abgetrennten Teil des Nordgaues) ins Leben gerufen. Alle diese Klöster und Bistümer brachte unser Missionär in strenge Abhängigkeit vom römischen Stuhle.

Nach Karl Martells Tode (742) erhielt Bonifatius von Karlmann, dem Herrn über die Osthälfte des Frankenreiches, der in die Neugestaltung der Kirchenverhältnisse leitend eingriff und die Bemühungen des Erzbischofs zu schätzen wußte, den ehrenvollen Auftrag, auch die verfallenen Einrichtungen der fränkischen Kirche zu ordnen, eine Reform, die auf einer Reihe von Kirchentagen in Gang gebracht wurde. Auf der letzten Synode kam zwar der seinem Wunsch entsprechende Beschluß zustande, Bonifatius zum Erzbischof für Austrasien mit dem Metropolitansitz in Köln einzusetzen, aber der fränkische Klerus wußte die Verwirklichung dieser Absicht zu hintertreiben: wohl verblieb ihm die erzbischöfliche Würde, doch mußte er sich mit dem Bischofssitz Mainz zufriedengeben.

Im Jahre 754 übertrug Bonifatius das Bistum seinem treuen Gefährten Lul und reiste nach Friesland, um daselbst zu missionieren. Dort wurde er am 5. Juni 754 nebst seinen Begleitern von heidnischen Bewohnern bei Dokkum (unweit Groningen) erschlagen. Seine Grabstätte befindet sich jetzt in der Basilika zu Fulda; dahin pilgern seit der Säkularfeier seines Todes im Jahre 1855 alljährlich die deutschen Bischöfe. Die Fuldaer Landesbibliothek verwahrt einige Schriften seiner Bücherei, darunter auch das Werk, mit dem er sein Haupt gegen die Schwerter der friesischen Angreifer zu schützen suchte. In Fulda wurde ihm auch eine von Henschels Künstlerhand geschaffene Statue errichtet. Ein zweites Bonifatiusdenkmal steht in der Nähe des Dorfes Altenbergen im Thüringer Walde, und zwar an der Stelle, wo er im Jahre 724 die erste Kirche im nördlichen Deutschland errichtet haben soll.

Bonifatius ist das Urbild eines im Dienste hoher Ideen stehenden, von leidenschaftlicher Unrast getriebenen Arbeiters. Sein Leben hat er in erster Hinsicht öffentlicher Wirksamkeit gewidmet; daneben tritt sein literarisches Schaffen sehr in den Hintergrund.

Für den Unterricht in der Klosterschule schrieb er ein grammatisches Werk, eine *Ars*, worin er die Lehre von den acht Wortarten (*octo partes orationis*) behandelte. Er hat damit keine eigenständige Leistung vollbracht. Die Schrift steht durchgehends unter den stärksten Einflüssen verschiedener älterer Grammatiker; das Hauptrüstzeug hat ihm Donatus (S. 392) geboten, daneben waren vorzugsweise Charisius und Diomedes (S. 392) seine vielbenützten Gewährsmänner. Hingegen darf er die Vereinfachung der Darstellung gewisser Partien, die offenbar der Verwendbarkeit des Buches im angewandten Unterrichte zugute kam, als sein Verdienst in Anspruch nehmen.

Daß der Heilige auch wie Aldhelm eine Metrik zusammengestellt hat, steht gegenwärtig außer Zweifel. Doch besitzen wir davon nur geringe Bruchstücke. Mit dem Fragment einer dem 9. Jahrhundert angehörigen Handschrift, das Abschnitte über die Cäsuren und die Versmaße (*De caesuris, de metris*) enthält, hat uns A. Wilmanns bekannt gemacht. Im Aufbau des Schriftchens scheint ihm Aldhelm (S. 460) Vorbild gewesen zu sein, stofflich zeigt er sich von Isidorus abhängig.

Auch Proben seiner Verskunst sind uns von Bonifatius überkommen. In einer wahrscheinlich „Rätsel" (*Aenigmata*) betitelten und seiner Schwester zugesandten Dichtung treten die zehn wichtigsten Tugenden (z. B. Liebe, Gerechtigkeit, Wahrheit) und die zehn ärgsten Sünden (wie Hoffart, Mißgunst, Unzucht) sprechend auf; an dieser Personifizierung erkennt man Prudentius' Nachwirkung. Aber der Gegenstand der zur Erbauung und Ermahnung geschriebenen Verse (388 Hexameter) war ihm offenbar durch Aldhelms Rätselsammlung (S. 460) und dessen „Acht Todsünden" (S. 461) nahegelegt. Freilich blieb Bonifatius hinter seinen Mustern beträchtlich zurück: die immer wieder hervortretende lehrhafte und sittenpredigende Tendenz droht diese auch in prosodischer Hinsicht oft mangelhafte Dichtung im innersten Mark zu lähmen. Wohl spürt man überall den Hauch wahrer und tiefer Religiosität, aber die ernsten Gedankengänge theologischen Ursprungs, die sich stets in nüchterner Strenge an den Bibeltext halten, wehren hier dem bei Aldhelm so reich sprudelnden Humor. Dem Leser dieser meistenteils nicht leicht lös-

baren Rätsel ging der Verfasser durch akrostichische Komposition hilfreich an die Hand. In Sprache und Darstellung zeigt die Schöpfung in gleicher Weise die Nachwirkung der Antike wie der christlichen Ideenwelt, doch nimmt sie zu Gemeinplätzen nur selten Zuflucht. — Mit Versen, unter denen auch rhythmische Achtsilbler aufscheinen, hat der Heilige ferner mehrere seiner Episteln geziert.

205. Bonifatius. Relief in der Liboakirche auf dem Petersberg bei Fulda.

Von der etwas steifleinenen und daneben schwülstigen Art, die sich im Gedankenausdruck seiner Dichtung kundgibt, zeigt sich Bonifatius auch in seinen Briefen (*Epistolae*) nicht völlig frei, in denen besonders seine Vorliebe für griechische (latinisierte) Wörter hervorsticht. Wir besitzen aber in der überlieferten Briefmasse nicht bloß Episteln, die von Bonifatius' Hand herrühren, sondern auch Schreiben, die an ihn gerichtet sind (z. B. Briefe der Päpste Gregor II. und III., des Papstes Zacharias), und überdies solche, die Zeitgenossen (z. B. Lul), angelsächsische Personen früherer Jahrzehnte (z. B. Aldhelm) und der späteren Ära zu Adressaten haben, schließlich Akten der römischen Synode vom Jahre 745 und Karlmanns Bestätigungen von Synodalbeschlüssen. Von dieser Sammlung, deren Ordnung und chronologische Reihung auch jetzt noch nicht vollkommen gelungen ist, interessieren uns hier lediglich Bonifatius' eigene Schreiben. Dieses engere Korpus bezieht sich auf einen Zeitraum von rund vierzig Jahren (715—754) und stellt für uns die bedeutungsvollste seiner Schriften dar. Wohl weisen sie, wie erwähnt, gewisse stilistische Schwächen auf; eine Flut von Bibelzitaten überschwemmt sie förmlich; im übrigen aber muß der Geschichts- und Lebensgehalt dieser aus der frischen Unmittelbarkeit geschaffenen und von vollem Leben durchtränkten Briefe hoch bewertet werden. Sie sind eine wichtige Quelle für die Kirchengeschichte, sie enthalten auch viele wertvolle Notizen zur Zeitgeschichte; endlich spiegeln sie treu und rein die Eigenart des Epistolographen. Heißes Herz, klare Stirn, heller Blick sprechen uns aus den meisten dieser Briefe an und zeigen, wie er mit warmer Hingabe an der unentwegten Förderung seiner Ziele arbeitete und auch in bitteren Augenblicken männlich edle Haltung zu wahren suchte.

Ein schönes Zeugnis hiefür bietet uns sein Brief an den Erzbischof Cuthberht von Canterbury (aus dem Jahre 747), dem Bonifatius über die Schwierigkeiten berichtet, die ihm sein schweres Amt vor allem auch wegen des ungebührlichen Verhaltens der Bischöfe bereitet; es heißt darin: „Blicken wir in Zuversicht auf zu dem, der uns diese Bürde aufgelastet hat! Wozu unsere Kraft nicht ausreicht, das wollen wir durch die Hilfe dessen tragen, der in seiner Allmacht spricht: ‚Süß ist meine Last, leicht meine Bürde.' Tage der Trauer und des Leides sind über uns hereingebrochen, aber wir werden standhalten im Streite am Tage des Herrn. Ist es Gottes Wille, dann wollen wir den Tod erdulden für die geheiligten Satzungen unserer Väter, auf daß wir würdig werden, mit ihnen der Ewigkeit Erbschaft zu empfangen. Nicht wie stumme Hunde wollen wir sein, nicht schweigende Zuschauer, nicht Lohnknechte, die vor dem Wolf Reißaus nehmen, sondern ehrlich besorgte Hirten, die über Christi Herde wachen."

Literatur: Gesamtausgabe (*Opera quae exstant omnia*) von F. A. Giles, 2 Bde., Oxford und London.

1844—1845. — Ausgabe der *Epistolae* von Ph. Jaffé, Bibl. rer. Germ. III (p. 8—315), Berlin 1866, und von E. Dümmler, Mon. Germ.: Epistolae, III (p. 231—431), Berlin 1892; vgl. *Epistol. sel.* tom. I: *S. Bonifatii et Lulli epistolae* ed. M. Tangl, Berlin 1916 (und 1920). — Ausgabe der Gedichte (*Aenigmata*) von E. Dümmler, Mon. Germ.: Poetae I, Berlin 1881. — Für die Metrik vgl. A. Wilmanns, Rhein. Mus. XXIII (1868), bes. 403ff. — Biographische Darstellungen: A. Hauck in seiner Kirchengeschichte Deutschlands I⁴ (Leipzig 1912) 432ff. — G. Kurth, Saint Boniface, Paris 1902 (deutsch 1903). — J. M. Williamson, The life and times of S. Boniface, Ventnor 1904. — O. Fischer, Bonifatius, Leipzig 1881. — W. Köhler, Bonifatius in Hessen, Zeitschr. f. Kirchengesch. 1905. — H. Koch, Stellung des hl. B. zu Bildung und Wissenschaft, Pastoralblatt f. d. Diözese Ermland 1905. — M. Tangl in der Einleitung (V—XXXVI) seiner Übersetzung ausgewählter Briefe, Leipzig 1912. — M. Tangl, Bonifatiusfragen, Abh. d. Preuß. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1919, 2. Abh. (Berlin 1919).

Bonifatius' Größe ist, wie bereits angedeutet, nicht auf schriftstellerischem Gebiete zu suchen. Sein unsterbliches Verdienst bleibt es, daß er, den seine warme Anteilnahme für die klassischen Studien auf seinen Zügen durch die germanischen Urwälder begleitet hatte, die Bildungswerte des griechisch-römischen Altertums in die von ihm und seinen Getreuen gegründeten Klöster und Bistümer einführte und dermaßen die Aufnahme der antiken Kulturgüter auf deutschem Boden einleitete.

Und als sein in Fritzlar gebildeter Schüler Sturmius im Jahre 744 Bonifatius' späteres Lieblingskloster Fulda errichtet hatte, das sich in der Verbindung mit der nahen Abtei Hersfeld alsbald zu einer anregenden und maßgebenden europäischen Kulturstätte emporhob, so hatte Germanien ein Bildungszentrum erhalten, das St. Gallen den Rang abzulaufen begann. Wie einst in Cassiodors Musteranstalt Vivarium wurde hier die Vervielfältigung der Klassikerwerke durch die emsigen Hände einer hingebungsvollen Kopistenschar betrieben, und in der Folge erwachte ein reges wissenschaftliches, an den alten Überlieferungen genährtes Geistesleben, das der kulturellen Entwicklung nicht bloß Germaniens, sondern auch des von dem gewaltigen Völkerherrscher Karl dem Großen geführten Riesenreiches die Richtung weisen sollte.

Allgemeine Literatur zur Merowingerzeit: A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendland, Leipzig I² 1889; II—III 1887. — M. Manitius, Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts, Stuttgart 1891. — G. Gröber, Grundriß der romanischen Philologie II² (97—432), Straßburg 1905. — A. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur IV⁴ (Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker), Freiburg i. B. 1905 (Neudruck 1925): vgl. S. 229—291. — A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 4 Bde., Leipzig 1908—1912. — M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters I (München 1911), S. 37—242. — M. Schanz, C. Hosius und G. Krüger, Geschichte der römischen Literatur, IV. Teil, 2. Hälfte (München 1920), S. 92ff.; 360ff.; 575ff. — W. S. Teuffel, W. Kroll und F. Skutsch, Geschichte der römischen Literatur III⁶ (Leipzig und Berlin 1913): S. 472—554. — E. Norden, „Die Literatur" in dem Sammelwerk „Vom Alterum zur Gegenwart" (Leipzig und Berlin 1921), S. 41ff. — A. Dopsch, Die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung II², Leipzig 1924. — A. Dempf, Die Hauptform mittelalterlicher Weltanschauung, München 1925. — G. Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter I, Paderborn 1924. — R. Meister, Bedeutung und Umfang des lateinischen Schrifttums im Mittelalter und in der Neuzeit (Mitt. des Ver. klass. Philol. in Wien, Jhg. X), Wien 1933, S. 3—35.

DER HOF KARLS DES GROSSEN

Das Land der Angelsachsen war es, aus dem die neue geistige Befruchtung des Kontinents kam. Bonifatius' grundlegendes Wirken fand durch seine Landsleute Fortsetzung, unter denen Alcuin die überragende Persönlichkeit war. Auswandernde Iren (*Scotti*) und Angelsachsen wurden alsbald die treibenden Kräfte für die im Frankenreiche neu einsetzende große Kulturbewegung, in deren Mitte die weitblickende Führergestalt Karls des Großen stand.

Mächtiger noch als in dem der Völkerwanderung folgenden Zeitabschnitte des Entstehens

neuer staatlicher Gebilde regte sich unter diesem Herrscher der Sinn für geistige Werte. Diesem urkräftigen Streben bereitete der bildungsfreundliche Regent den Boden durch intensive Förderung des kirchlichen Ansehens und Hebung des Schulwesens. Er führte die Theologie in die bis dahin theologielose fränkische Kirche ein und wußte für die Verwirklichung seiner Pläne eine stattliche Reihe bedeutender Männer zu gewinnen. Er fand sie zunächst vorzugsweise in der Fremde: England, Schottland und Italien sandten ihre bedeutendsten Geister ins Frankenland.

Vor allem suchte Karl Gelehrte, die mit der Vertrautheit in der christlichen Literatur, also mit der Kenntnis der Bibel und der Kirchenväter, eine gründliche weltliche Bildung verbanden und in den *artes liberales* (S. 447) wohl bewandert waren. Denn da er für die Einheit und Reinheit des orthodoxen Glaubens mit der ihm eigenen Tatkraft eintreten wollte, bedurfte er des Rates allgemein gebildeter theologischer Sachverständiger, die ihm bei der geplanten Hebung des fränkischen Kulturniveaus zur Seite stehen konnten.

Karl dürfte durch seine italienischen Züge zu der Einsicht gelangt sein, daß eine geistige Kräftigung des Frankenvolkes diesem nicht minder förderlich sei als der politische Auf- und Ausbau des Reiches. Nach seiner zweiten Romfahrt (781) zog er Theologen von tüchtiger profaner Bildung und christlich gesinnte weltliche Schriftsteller an seinen Hof. Aus Angelsachsen kamen der bereits genannte Alcuin sowie mehrere seiner Jünger, aus Italien der langobardische Mönch Paulus Diaconus, Petrus von Pisa und der aus Friaul gebürtige Paulinus, aus Spanien der von dort geflüchtete Westgote Theodulf von Orléans; ihnen gesellten sich später hervorragende Franken bei, so Alcuins Schüler Angilbert und Einhard, der den ersten Grund zu seiner vielseitigen Bildung im Kloster Fulda gelegt hatte.

Karl selbst ließ sich zunächst die Neugestaltung der in der Merowingerzeit entstandenen Palastschule angelegen sein und gab auch Weisungen für die Gründung und Leitung von Dom- und Klosterschulen. Für die straffe Ordnung der klösterlichen Zucht in Franken ließ er aus Monte Cassino eine Abschrift der Benediktusregel beschaffen und wußte für die Hofbücherei gute Bibelhandschriften zu erlangen. Ferner wurden in seinem Auftrage lateinische Schriftstellertexte christlichen und heidnischen Inhalts gesammelt, wodurch er manches kostbare alte Buch vor dem Untergang rettete. Auch der Reform des Kirchengesanges, die bereits unter Pippin in Angriff genommen war, wandte er erneut sein Augenmerk zu.

Nachdem er die Palastschule glänzend ausgestattet und ihr einen neuen Aufschwung gegeben hatte, verband er mit ihr jenen akademisch geordneten Kreis gelehrter und kunstverständiger Männer, an dem er sich selbst lernend, anregend und fördernd mit Feuereifer beteiligte. Indem er so in dieser „Akademie" zugleich Freund und Gönner der Gelehrten und Künstler war, gewann er ein tiefgehendes Verhältnis zu der allgemeinen Bildung seiner Zeit. Die Mitglieder dieser Runde führten im vertrauten Kreise angenommene Namen: Karl nannte sich nach dem Dichterkönig des Alten Bundes „David", Alcuin hieß „Flaccus" (d. i. Horatius Flaccus), Angilbert „Homer", Einhard nach dem Erbauer der Stiftshütte „Beseleel". Die der Bibel und dem klassischen Altertum entlehnten Benennungen kennzeichnen deutlich die hier herrschende Geistesrichtung, die man etwa als christliche Renaissance unter Heranziehung der Antike bezeichnen darf. Denn das Christentum, nicht die Altertumskultur, stand hier im Vordergrunde des Interesses und der Betätigung. Die *artes liberales* lieferten wertvolle Bildungsgrundlagen, aber der christliche Gedanke überstrahlte alles Weltliche. Von dem intimen geistigen Zusammenleben in diesem Hofkreise geben uns zahlreiche Briefe und Gedichte (darunter viele Verherrlichungen Karls) schöne Zeugnisse.

ALCUIN

Der begeistertste Apostel der kulturellen Neigungen und wissenschaftlichen Neugestaltungen Karls des Großen war der angelsächsische Mönch Alcuin, die führende Persönlichkeit des literarischen Kreises am Kaiserhofe.

Alcuin, dessen angelsächsischer Name „Alchvine" (lat. *Alchuinus*) lautet, entstammte einer unbekannten, aber wahrscheinlich vornehmen Familie des angelsächsischen Königreiches Northumbrien. Bald nach 730 geboren, wurde er in der bischöflichen Schule zu York erzogen, das vielleicht seine Vaterstadt war. Man bestimmte ihn für den geistlichen Beruf. Nachdem er eine Wallfahrt nach Rom unternommen hatte, ernannte ihn (766) sein Lehrer Aelbert, der Bischof von York, zum Vorsteher der dortigen Schule und Bibliothek. Auf einer zweiten Reise, die er (781) nach der ewigen Stadt machte, traf er in Parma mit Karl d. Gr. zusammen und ließ sich durch ihn bewegen, bereits im nächsten Jahre nach dem Frankenreiche zu übersiedeln. Einige seiner Schüler folgten ihm dahin. Es wurden ihm daselbst die Einkünfte mehrerer Klöster zu seinem Unterhalt angewiesen. Aber im Herzen blieb er seiner englischen Heimat treu und kehrte 790 in das Yorker Kloster zurück. Doch schon im Jahre 794 lud ihn Karl, der sich von ihm in allen kirchlichen und wissenschaftlichen Fragen, bisweilen auch in Staatsangelegenheiten hatte beraten lassen, neuerdings an seinen Hof. Der Herrscher wünschte Alcuins Anwesenheit in seinem Reiche nicht bloß aus Gründen der allgemeinen Volksbildung, sondern auch weil er im sogenannten adoptianischen Streit seiner Unterstützung bedurfte. Die spanischen Bischöfe Elipandus von Toledo und Felix von Urgel vertraten nämlich die Lehre, Christus sei nach seiner menschlichen Natur als Sohn von Gott bloß adoptiert worden, ein Dogma, das die fränkische Kirche verwarf. Alcuin wußte nun diese Lehre mit so gewichtigen Einwänden zu bekämpfen, daß ihr Felix von Urgel später (800) feierlich abschwor.

Gleich nach seinem Wiedererscheinen im Frankenreiche (794) ging Alcuin daran, das fränkische Schulwesen, das während seiner Abwesenheit schwer gelitten hatte, auf die frühere Höhe zu bringen. Zwei Jahre später wurde ihm die Leitung des berühmten Martinsklosters zu Tours übertragen, wo er als Abt eine Gelehrtenschule (nach dem Muster von York) ins Leben rief, die rasch zu hohem Ansehen gelangte und das Abendland durch Jahrhunderte mit bedeutenden Lehrern versorgte. Tours blieb nun bis zu seinem Heimgange (804) sein ständiger Wohnsitz; doch leitete er die Hofschule Karls bis zum Jahre 801. Dem Kaiser stand er auch weiterhin in allen Fragen des Kultus und der Wissenschaft mit seinem Rate zur Verfügung.

Als Schriftsteller entwickelte Alcuin eine staunenswerte Vielseitigkeit. Zwar konnte in dieser Periode der fortdauernden geistigen Aneignung des antiken Erbes naturgemäß noch keine tiefgehende Selbständigkeit die Stärke seines Schaffens sein; seine Arbeiten, im wesentlichen kompilatorischer Natur, entstanden großenteils auf besondere Wünsche und verfolgen nicht selten praktische Lehrzwecke. Der außergewöhnlich belesene Schriftsteller, der nahezu das gesamte Wissen der Zeit in sich vereinigte, hat sich ebenso fleißig mit Mathematik, mit minutiösen Fragen der Rechtschreibung, Sprachlehre und Rhetorik wie mit Problemen philosophischer Spekulation und theologischer Mystik befaßt und die Geistesschätze des Altertums in streng christlicher Beleuchtung zukünftigen Geschlechtern übergeben. So bot er seiner Zeit eine überwältigende Fülle von Anregungen. Der lebendige Strom dieser eifrigen geistweckenden Tätigkeit rann auf tausendfachen Wegen in die Herzen und Hirne seiner Zeitgenossen und übte so weitreichende Wirkungen auf Gegenwart und Zukunft.

Wir beginnen mit seinen theologischen Schriften. Sie pflegen die Exegese in gleicher Weise wie die Apologetik und beabsichtigen insgesamt die Verbreitung und Bewahrung der herrschenden Kirchendoktrin. Für sein bedeutendstes Werk hat Alcuin (und dessen Biograph: *c.* 21) die drei Bücher über die Trinitätslehre (*De fide sanctae et individuae Trinitatis libri tres*) gehalten, und ohne Zweifel ist dies seine wichtigste dogmatische Arbeit. Die in ihrem Grundgehalt und oft auch in Einzelheiten von Augustinus tief beeinflußte Schrift, die man übertreibend den Anfang der mittelalterlichen Theologie genannt hat, bietet, mehr, als ihr Titel besagt. Sie ist im großen ganzen ein Lehrgebäude des Christenglaubens. Im Eingangsbuche wird das Mysterium der Trinitätslehre erörtert, das zweite Buch enthält eine Betrachtung der Werke des Weltschöpfers, wobei vornehmlich auf die dabei sich offenbarenden Eigenschaften Gottes Bezug genommen wird, das dritte führt die Menschwerdung des Heilands und sein Erlösungswerk vor. Den Beschluß bildet ein eschatologischer Anhang. Wir entnehmen aus dieser Schrift, die in den folgenden Jahrhunderten zahlreiche Leser und Bewunderer fand, daß die in jener Zeit herrschende Dogmatik in allem Wesentlichen Augustinischen Ursprungs war. Neben dem philosophischen Systematiker des Christentums waren Hieronymus und Beda die vornehmsten Gewährsmänner des Verfassers. Aus einem dem Buche beigegebenen Widmungsschreiben an Kaiser Karl wird deutlich, daß es im Auftrag des Herrschers verfaßt wurde; es erschien im Jahre 802.

Große Bewunderung erregten bei Alcuins Zeitgenossen seine Schriften gegen die adoptianische Häresie, in denen er die bereits genannten Urheber dieses Dogmenstreites mit flammender Emphase bekämpfte. Da er auch in der Fehde Karls gegen die von Rom begünstigte Bilderverehrung hervortrat, wollte man in ihm den Verfasser der auf Karls Veranlassung geschriebenen „Karolinischen Bücher" (*Libri Carolini*) erkennen, einer Lehrschrift der fränkischen Kirche vorzugsweise über deren Stellung zur Heiligen- und Bilderverehrung. Sein Anteil daran ist aber sehr zweifelhaft.

Übrigens lag Alcuin, den es in seinen späteren Jahren peinlich berührte, wenn er sehen mußte, daß manche Gebildete den durch ihre Form blendenden „lügenhaften Dichtungen" Vergils den Vorzug vor den heiligen Worten der Bibel gaben, im Grunde seines Herzens nicht weniger daran, die seelische Lauterkeit der Menschen zu fördern als deren wissenschaftliche Ausbildung. In diesem Sinne pflegte er auch seine Schüler zu unterweisen. Und deshalb verfaßte er Schriften, deren ausgesprochener Zweck es war, der moralischen Daseinsgestaltung der Laienwelt zu dienen, sie innerlich über die einfache Befolgung der Kirchenvorschriften emporzuläutern. So entstand (um 799) das paränetische Tendenzbuch „Hauptlaster und Haupttugenden" (*De principalibus vitiis et virtutibus*), eine Erbauungsschrift, die er dem Grafen Wido von der Bretagne zueignete: sie möge ihm, wie der Verfasser sagt, ein Spiegel sein, darin er sogleich erblicke, was er tun und was er meiden solle. Dieses Laienbrevier trägt zwar den Einfluß der mönchischen Lehren Cassians an der Stirne, aber es fehlt darin nicht am rechten Verstehen der Bedürfnisse des weltlichen Lebens. Auch tönt uns meist kein schwächlicher Widerhall biblischer Gedanken entgegen; in der Darstellung und Empfehlung der christlichen Tugenden vernehmen wir oft ursprüngliche Laute eines vollen Herzens, Worte, die in ihrer tieffrommen Ehrlichkeit ergreifen und überzeugen. So rät er zur Demut, wie folgt (*c.* 10): „Vermeide es, Erdenpilger, dich mit deinen Tugenden zu brüsten. Denn dein Richter wirst du dereinst nicht selbst sein, sondern ein anderer: vor dessen Blick wird sich deines Herzens Hoffart brechen müssen, auf daß du erhöht werdest am Tage des Gerichtes. Steige herab, um zur Höhe zu gelangen, nimm demütigen Sinn an, um emporzuklimmen und nicht vom Gipfel hinabgeschmettert zu werden. Wer sich gering erscheint, der ist groß vor Gottes Angesicht, und wer sich verstößt, ist Gottes Augenweide. Sei also bescheiden in der Schätzung deiner selbst, auf daß du groß werdest in der Schätzung des Herrn. Und desto mehr wirst du vor Gott gelten, je weniger du dir selbst gegolten hast. Darum würdige vor allem die Tugend tiefer Demut: in ihr liegt aller Ehren wahrer Preis."

Seine ernsten Bemühungen um das religiös-sittliche Leben der profanen Welt bezeugt auch ein kleines von dem kaiserlichen Prinzen Karl angeregtes Handbuch des Stundengebetes für Laien, worin er (nach dem Vorbild der mönchischen Psalmengebete) für jeden Tag ausgewählte und durch Gebete ergänzte Psalmen zusammenstellte.

Im Vergleiche mit der Schrift über die Tugenden und Laster zeigt Alcuins Abhandlung über das Wesen der Seele (*De animae ratione*) eine wesentlich tiefere philosophische Fundierung. Wenn er hier die Natur der Menschenseele als dreifältig (mit Begierden, Mut und Vernunft ausgestattet) erklärt, so erkennt man darin eine Weiterwirkung Platonischen Denkens. Die zwei zuerst genannten Eigenschaften hat der Mensch mit den Tieren gemein, die Vernunft ist sein Sonderbesitz, der ihn über die Tiere erhebt. Als die Tugenden der Vernunft erkennt Alcuin die vier christlichen Haupttugenden, die über die niederen Triebe (Begierden, Mut) das Regiment führen müssen. Die Seele ist und bleibt Gottes Ebenbild, solange sie nicht durch Sünden entadelt wird; aber selbst im entstellten Zustande wird diese Ebenbildlichkeit nicht völlig ausgetilgt. Infolge ihrer mannigfachen Funktionen trägt sie viele Bezeichnungen, ohne daß ihr Wesen dadurch geteilt wird: „Als lebenspendende Kraft (*dum vivificat*) hat sie die Bezeichnung Seele (*anima*); erhebt sie sich zur Denktätigkeit, ist sie Geist (*spiritus*); nimmt sie Empfindungen wahr, ist sie Gefühl (*sensus*); als Trägerin von Geschmacksempfindungen ist sie ästhetische Urteilskraft (*animus*); wenn sie Erkenntnisse schöpft, ist sie Vernunft (*mens*), wenn sie Unterschiede feststellt, Verstand (*ratio*); wenn sie zustimmt, Wille, wenn sie Erinnerungsvermögen zeigt, Gedächtnis" (*c.* 10). Die Studie, die im weiteren Verlauf eine Tugendlehre bietet, trägt im Titel die Widmung: *Ad Eulaliam virginem*; damit ist Karls Base, die wißbegierige Prinzessin Guntrada, gemeint, die in Alcuins wissenschaftliches Denken wohleingeweiht war.

Auch die sogenannte Heiligenliteratur hat Alcuin durch seine Bearbeitung von zwei älteren Lebensschilderungen (der Heiligen Vedastus und Richarius) und die von ihm selbständig verfaßte Biographie des hl. Willibrord bereichert.

Seine zahlreichen Briefe (man zählt deren über dreihundert), die sich wegen ihres meist didaktischen Inhalts großenteils einer sicheren Datierung widersetzen, gewähren uns vor allem einen Einblick in die geistlichen Tendenzen und in die moralischen Verhältnisse jener Epoche. — Die künstlerische Eigenheit

des karolingischen „Horaz" ist wenig bedeutend. Alcuin, der lediglich Gelegenheitspoesie gepflegt hat, zeigt aber darin eine gute Beherrschung der Sprache und Prosodie. Nur weniges von diesen zierlich gedrechselten, antithesenreichen Erzeugnissen, unter denen die besten die an Freunde gerichteten Dichtungen sind, beseelt ein frischeres Leben. Aber an kulturhistorischem Gehalt sind sie nicht minder reich als die Briefe.

Alcuin war der eigentlich belebende Geist des Bildungswesens im Frankenreich. Er war nicht bloß der Gründer einer Reihe von Bildungsanstalten, sondern auch der Organisator der geistlichen Studien. Offenkundig ist sein Streben, die Philosophie und alle profane Wissenschaft der Theologie dienstbar zu machen. Aus diesem Grunde rühmt er die allgemein bildenden Wissenschaftsfächer (*artes liberales*) als die stützenden Unterlagen der Gottesgelehrtheit. Die Hauptquellen seines weltlichen Wissens waren Boethius und Isidorus; dem Kämpfer für die Aufrechterhaltung katholischer Glaubenslehre und der Kirchenautorität waren besonders Hieronymus, Augustinus und Beda Führer und Wegweiser. Unter seinen Schülern verdienen vor allem Fredegisus, sein Nachfolger in St. Martin, und der schriftstellerisch bedeutende Hrabanus Maurus hervorgehoben zu werden.

Literatur (Auswahl): Vollständige Ausgabe von J. Froben (Regensburg 1777, 2 Bde.), abgedruckt von J. P. Migne, Patr. Lat. 100, 101 (Paris 1851). — Ausgabe der Briefe (nebst der auf Angaben seines Schülers beruhenden vita) von Ph. Jaffé, Bibl. rer. Germ. Bd. 6 (Berlin 1873), vgl. Mon. Germ. Epist. Karol. aevi II rec. E. Dümmler, Berlin 1895. — Ausgabe der Gedichte: Mon. Germ. Poetae Karol. aevi I 160—352 rec. E. Dümmler. — K. Werner, Alcuin und sein Jahrhundert, 2. Aufl. Wien 1881. — H. West, Alcuin and the Christian schools, London 1892.

PAULUS DIACONUS

Das geistige Haupt der gebildeten Langobarden in der literarischen Tafelrunde Karls war Paulus Diaconus, der nach dem Untergang der langobardischen Königsdynastie die Geschichte seines Volkes geschrieben hat.

Er entstammte dem langobardischen Hochadel. Um 720 in Friaul als Warnefrids Sohn geboren, wurde er am Hofe des Königs Ratchis (Rachis) in Pavia erzogen, wo ihn der Grammatiker Flavianus im klassischen Schrifttum unterwies. Auch unter den Königen Aistulf und Desiderius verblieb er am dortigen Hofe. Später finden wir ihn in der Gesellschaft des Herzogs Arichis von Benevent, ohne feststellen zu können, wie und weshalb er dahin kam. Dunkel liegt auch über der Frage, wann er das Mönchskleid anlegte. Nach L. Traube trat er bereits vor 774 in das Peterskloster von Civate (bei Lecco) ein. Nach dem Zusammenbruch des Langobardenreiches begab er sich nach Monte Cassino; von hier kam er im Jahre 782 ins Frankenreich, um für seinen Bruder, der wegen eines Aufstandes in den Kerker geworfen war, um Gnade zu bitten. Karl willfahrte seinem Ansuchen und lud ihn sodann ein, an seinen Hof zu kommen. Vier Jahre hat er hier „im Sturmesbrausen" des fränkischen Hoflebens verbracht. Länger hielt es den nach der Klosterstille und nach der Heimat verlangenden Mann nicht; dann kehrte er zu eifriger schriftstellerischer Arbeit nach Monte Cassino zurück. Als sein Todesjahr nimmt man mit großer Wahrscheinlichkeit 799 an.

Sein erstes Werk verfaßte Paulus am Hofe des Herzogs Arichis, der sich ebenso wie seine kunstsinnige Gemahlin Adelperga die Förderung von Dichtung und Wissenschaft angelegen sein ließ. Die Herzogin hatte Eutropius' dürftigen Abriß der römischen Geschichte (S. 382) für unbefriedigend gefunden, zumal auf die kirchlichen Vorkommnisse kein Bedacht genommen war. Paulus verfaßte darum eine „Römische Geschichte" (*Historia Romana*), worin er Eutrops Werk aus einer Reihe anderer alter Gewährsmänner in kompilatorischer Weise ergänzte und in breiterer Darstellung bis auf das Ende der Gotenherrschaft weiterführte. Als Quellen für die Ereignisse der Kirchengeschichte benützte er vorzugsweise Hieronymus, Orosius und Beda.

Das Buch, das Paulus' Ruhm dauernd begründete, ist seine bereits erwähnte Geschichte der Langobarden (*Historia Langobardorum*), das in Monte Cassino (nach 786) geschriebene Hauptwerk seines Lebens. Es stellt in sechs Büchern die historischen Begebenheiten bis zum Jahre 744 dar, zieht in reichlichem Maße die alte Volksüberlieferung seines Stammes heran und unterbricht die Erzählung nicht selten durch die Einschaltung wertvoller Sagenberichte.

Wohl ist das Werk unvollendet geblieben, wohl weist es nicht wenige Mängel, besonders chronologischer Art, auf: dennoch hat diese in einfacher Sprache und mit liebevoller Anteilnahme an den Schicksalen seines Volkes geschriebene Geschichte für uns einen hohen Quellenwert. Daß sie im ganzen Mittelalter viele Leser fand, bezeugt die große Zahl der Handschriften (über hundert), ferner die Tatsache, daß das Buch zahlreiche Fortsetzungen fand und mehrfach exzerpiert wurde.

Im folgenden sei probeweise eine Stelle herausgehoben. Paulus berichtet I 4 nachstehende volkskundlich interessante Sage: „Es steht wohl mit meinem Darstellungsplan nicht in Widerspruch, wenn ich meinen Bericht ein wenig unterbreche und, weil ich eben über Germanien schreibe (*quia adhuc stilus in Germania vertitur*), ein großes Wunder erzähle, das dort in aller Munde lebt. Im Grenzgebiet dieses Landes, und zwar am Meeresgestade, ist unter einem Felsenhang eine Grotte. Dort liegen sieben schlafende Männer und ihr Leib ist so unversehrt wie ihr Gewand. Wie lange sie schon ruhen, weiß niemand zu sagen. Da sie so viele Jahre schon unverletzt geblieben sind, stehen sie bei den ungebildeten, barbarischen Volksstämmen in hoher Verehrung. Die Kleidung dieser Männer gleicht der römischen. Einmal wollte nun ein neugieriger Fant einen von ihnen berauben. Aber augenblicklich verdorrten ihm die Arme (*brachia aruerunt*), und diese Strafe flößte allen große Angst ein: niemand wagte es fortan, sie zu berühren . . . Man hält diese sieben Männer für Christen; vielleicht werden sie einmal die Bekehrung dieser noch heidnischen Völkerstämme zum Christentum veranlassen."

Im Auftrage Karls des Großen verfaßte Paulus eine Sammlung von Musterpredigten („Homiliensammlung", *Homiliarium*), die auf alle Sonn- und Feiertage des Jahres Bezug nimmt, ein im Mittelalter sehr beliebtes Werk. — Ferner widmete er dem Kaiser einen reichhaltigen Auszug aus der lexikalischen Schrift des Sex. Pompeius Festus „Die Bedeutung der Wörter" (*De verborum significatu*), die eine Sammlung altertümlicher lateinischer Ausdrücke bot, durch deren Interpretation uns ein unschätzbarer Stoff namentlich aus der Sprache, Literatur, Religion sowie aus dem Staats- und Rechtsleben der Römer überkommen ist. — Auf Anregung des Metzer Bischofs Angilram entstand Paulus' „Geschichte der Bischöfe von Metz" (*Liber de episcopis Mettensibus*), die in der folgenden Zeit vielen Verfassern von Bistumsgeschichten als Muster diente. — Seine eingehenden Erläuterungen der Benediktinerregel (*Expositio in regulam s. Benedicti*) sind uns nur in einer späteren Bearbeitung erhalten. — Auch eine Anzahl weiterer theologischer Schriften, Gedichte (darunter ein Preis des Comersees), Grabschriften und Briefe des produktiven Mönches ist überliefert.

Literatur (Auswahl): Ausgabe der *Historia Langobardorum* von L. Bethmann und G. Waitz in den Mon. Germ. hist., script. rer. Langob. saec. VI—IX p. 12—187. — *Historia Romana* ed. H. Droysen in Mon. Germ. auct. ant. II p. 4—182; 185—224. — F. Dahn, Langobardische Studien, Bd. 1, Leipzig 1876. — L. Loeck, Die Homiliensammlung des Paulus D., Kiel 1890. — G. Morin, Rev. Bénéd. XLII (1930) 143ff. — A. Dall, Arch. lat. medii aevi VI (1931) 160ff.

EINHARD

Unter den jungen Franken am Hofe Karls spielte die führende Rolle Einhard, der bedeutendste Geschichtschreiber jener Zeit und der einzige gebildete Laie in der Hofgesellschaft. Allem Anscheine nach war er Alcuins Nachfolger in der Leitung der Hofschule.

Über Einhards Jugend unterrichtet uns der Abt Walahfrid (Strabo) von Reichenau (838—849). Einhard war um 770 im ostfränkischen Maingau (*Moingewi*) geboren. Er war der Sohn begüterter Eltern, die ihn in der Klosterschule zu Fulda erziehen ließen. Die trefflichen geistigen Anlagen des Zöglings fielen auf und darum brachte ihn der Abt Baugolf an Karls Hof. Hier wurde er in der Palastschule ein Schüler Alcuins. Wiewohl von unansehnlicher Gestalt lenkte er durch seine großen Geistesgaben Karls Aufmerksamkeit auf sich, der ihm alsbald sein besonderes Vertrauen schenkte. Einhard begleitete den Herrscher als dessen Waffengefährte auf allen seinen Zügen, ging in dessen Auftrage im Jahre 806 als Gesandter nach Rom, um die päpstliche Genehmigung für die von Karl geplante Reichsteilung einzuholen, und soll 813 den alternden Kaiser veranlaßt haben, seinen Sohn Ludwig zum Kaiser zu ernennen. Die frühere Annahme, daß Einhard als Architekt Hervorragendes geleistet habe und Bautenminister gewesen sei, ist durch die neuere Forschung schwer erschüttert worden. Tatsache ist bloß, daß in der Palastschule und am Hofe Karls Vitruv gelesen wurde; doch läßt es sich nicht einmal erweisen, daß nach den Vorschriften des Römers gebaut wurde.

Geschichtlich ist also nur Einhards Interesse für Architektur, das ihm den oben (S. 473) erwähnten Beinamen Beseleel eintrug. Nach Karls Tode gewann er bald die Huld und das Vertrauen Ludwigs des Frommen. Von ihm erhielt er 815 bei Michelstadt im Odenwald ein Landgebiet zur Stiftung einer Abtei, für die er die Reliquien der Märtyrer Marcellinus und Petrus aus Rom holen ließ. Doch gründete er das Kloster in der Nähe Ober-Mühlheims a. M. (von ihm später „Seligenstadt" genannt) und ließ sich daselbst mit seiner Gattin Imma, einer Schwester des Bischofs Bernhard von Worms, nieder. Als Ludwig seinen Sohn Lothar zum Kaiser erhob, gab er ihm Einhard als Ratgeber zur Seite (817). In den Kämpfen der Söhne Ludwigs wider ihren Vater (830) sehen wir ihn eifrig bemüht, beruhigend einzuwirken. Im Jahre 836 verlor er nach glücklicher, aber kinderloser Ehe seine Gemahlin; der greise Kaiser Ludwig bezeigte ihm aus diesem Anlaß seine Teilnahme. Wenige Jahre später (840) verschied er selbst. Hrabanus' Verse schmückten seine Grabstätte.

Einhards literarische Tätigkeit gipfelt in seiner Lebensbeschreibung Karls des Großen (*Vita Karoli Magni*), einem Werke, das sehr verschiedenartige Beurteilung erfahren hat.

Die Gliederung ist nach einem festen Plane gegeben, den ihm die Kaiserbiographien Suetons (S. 359f.), vornehmlich die *vita divi Augusti*, lieferten; die Sprache des Buches läßt die Schulung des Verfassers durch das christliche Latein deutlich erkennen und ist überreich an Reminiszenzen aus dem genannten Vorbilde; daneben enthält sein mit Mühe und Fleiß zusammengesuchtes Phrasengut Wendungen und Fügungen auch aus anderen römischen Geschichtschreibern, so vor allem aus Cäsar, Livius, Tacitus, Florus, Iustinus; auch Orosius und die Lebensbeschreibung des Martinus von Sulpicius Severus sind benützt. Die Übernahme des Suetonschen Dispositionsschemas hatte für das Werk ihre Licht- und Schattenseiten: wohl wurde Einhard hierdurch zur Erwähnung mancher anziehender, von ihm sonst kaum berührter Einzelheiten angeregt, durch die das Porträt erst seine anheimelnden Reize erhielt; doch hat ihn diese Arbeitsweise dort, wo er keine entsprechende Kategorie im Suetonschen Vorbild fand, zum Übergehen mancher wichtiger Tatsachen veranlaßt.

Jedenfalls stellt die Karlsvita eine verdienstliche Schöpfung dar, die dem Namen ihres Verfassers mit Recht Unsterblichkeit verliehen hat. Ist sie doch der erste mittelalterliche Versuch, eine bedeutsame weltliche Persönlichkeit geschichtlich zu erfassen; auch vermag ihr den Ruhm der gelungensten Biographie des frühen Mittelalters in der Tat kein anderes Werk streitig zu machen. Im übrigen spiegelt das Werk unter der Hülle eines nachgeahmten Aufbaues und einer abgepflückten Stilisierung doch auch individuelles Leben in verschiedenen Stimmungen wider.

Die Schrift berichtet in ihrem ersten Teile (*c.* 1—17) die Feldzüge und Eroberungen des Herrschers, in der zweiten Hälfte stellt sie dessen übrige Wirksamkeit und vorzugsweise seine äußeren Lebensverhältnisse (*cetera ad interiorem atque domesticam vitam pertinentia*) dar und schließt mit seinen letztwilligen Verfügungen (*c.* 18—33). Karl der Große steht in dem Buche in sonniger Beleuchtung vor uns; voll bewundernder Verehrung blickt Einhard zu seinem Helden auf und dennoch weiß er es zu vermeiden, eine einseitige historische Lobschrift zu bieten. Mit liebevoller Zurückhaltung berührt er die Schwächen des Herrschers, aber schmeichlerische Liebedienerei sowie jede absichtliche Verzerrung der Wahrheit liegen ihm fern. Trotzdem hat die Forschung eine Anzahl sachlicher Unrichtigkeiten festgestellt. Was uns die Zeichnung des eigentlichen Charakterbildes besonders schätzbar macht, ist die Tatsache, daß es auf Grund genauer persönlicher Bekanntschaft entworfen wurde. Einige kurze Proben daraus mögen folgen.

„Karls stattlicher, kräftiger Körper war von hohem Wuchs, doch überschritt dieser nicht das rechte Maß: bekanntlich betrug seine Größe siebenmal die Länge seines Fußes. Sein Kopf war oben wohlgerundet, seine Augen sehr groß und lebhaft, die Nase ging ein wenig über das Mittelmaß hinaus. Prächtig war sein weißes Haar, froh und heiter sein Antlitz. All dies verlieh seiner Gestalt, gleichviel ob er stand oder saß, eine hohe, achtunggebietende Würde" (*c.* 22). — „Im Gespräch strömte ihm das Wort in reicher Fülle, jedem Gedanken wußte er eine klare und deutliche Fassung zu geben. Und er begnügte sich nicht mit der Kenntnis seiner Muttersprache, sondern verlegte sich auch auf das Erlernen von fremden. Latein sprach er so geläufig wie Deutsch, Griechisch verstand er besser, als er es sprechen konnte. Bedeutend war seine Redegewandtheit, ja sie grenzte an Redseligkeit. Er war ein eifervoller Förderer wissenschaftlicher Bildung (*artes liberales studiosissime coluit*), schätzte ihre Lehrer sehr und verlieh ihnen hohe ehrende Auszeichnungen" (*c.* 25). — „Die christliche Religion, die ihm von Kindheit auf vertraut war, pflegte er mit großer Gewissenhaftigkeit und tiefer Frömmigkeit. Er ließ darum den wundervollen Dom zu Aachen errichten und mit Gold und Silber, mit Leuchtern sowie mit Gittern und Türen aus gediegenem Erze schmücken.

Säulen und Marmor für den Bau ließ er aus Rom und Ravenna kommen, da er sie anderswoher nicht beschaffen konnte" (*c.* 26).

Seiner *Vita Karoli* gab Einhard eine kurze Vorrede bei, die manche Handschriften allerdings nicht enthalten. Er begründet hier die Abfassung dieser Schrift, die ein Denkmal seiner Liebe und Dankbarkeit gegen den edlen und wohltätigen Regenten sein solle. Was in diesem Vorworte auffällt, ist die wenig entwickelte Gewandtheit des Ausdruckes: hier schreibt Einhard sein eigenes, nur von Cicero ein wenig beeinflußtes Latein. Und dennoch übertrifft er alles in allem in der Beherrschung des lateinischen Idioms seine Zeitgenossen. Was Einhard aber in dieser Vorrede über seine unzulängliche Fertigkeit im Gebrauche der lateinischen Sprache äußert, ist förmliche Bescheidenheit und bedeutungsloser Konventionalismus.

Als stoffliche Quellen seiner Karlsbiographie dienten Einhard die — noch nicht überarbeiteten — Reichsannalen (die sogenannten *Annales Einhardi*) und eine um 805 entstandene und in der Urschrift nicht mehr erhaltene Chronik, deren Verfasser der Abt Fardulf gewesen sein dürfte. — Man nahm früher gewöhnlich an, daß Einhard das Werk bald nach dem Ableben des Herrschers geschrieben habe, und stützte sich bei dieser Zeitansetzung darauf, daß die Vita in einem aus dem Jahre 821 stammenden Bücherverzeichnis des Klosters Reichenau erwähnt sei. Aber hier dürfte eine in späterer Zeit erfolgte Eintragung vorliegen. Mit guten psychologischen Gründen hat die neuere Forschung (L. Halphen) die Niederschrift der Biographie in die Zeit nach 830 verlegt, als die sich ankündigenden Zerfallserscheinungen im Frankenreiche die Regierungsepoche Karls bereits in durchaus rosigem Licht erscheinen ließen.

Die Biographie Karls ist uns in vielen Handschriften überliefert und wurde von späteren Historikern häufig als Quellenwerk benützt, wie sie denn überhaupt im Mittelalter zu den am meisten gelesenen Büchern gehörte. So übte sie unter anderem eine merkliche Wirkung auf die Charakteristik Ottos I. und seiner Brüder aus, die wir bei Widukind (II 36) lesen.

In Einhard haben wir mit einiger Wahrscheinlichkeit auch den Verfasser eines Teiles der historisch wichtigen Reichsannalen (früher Lorscher Annalen genannt) zu erkennen, und zwar dürften die Aufzeichnungen von 797 bis 820 als sein Werk zu betrachten sein. Hingegen stammen die Jahrbücher von 820 bis 829 zweifellos von anderer Hand, vielleicht von dem Erzkapellan Hildwin; sie zeigen, wie G. Monod und F. Kurze unabhängig voneinander dargetan haben, eine in sich geschlossene, von der Eigenart der Annalen des vorangehenden Zeitausschnitts stark abweichende Besonderheit der Stilisierung, aber auch sachliche Differenzen.

Die Übertragung der beiden Heiligen nach Seligenstadt hat Einhard in seiner Schrift *Translatio s. Marcellini et Petri* beschrieben, die seine Karlsvita an Umfang übertrifft. Sie gliedert sich in vier Bücher und erzählt zuerst die Gründung des Ortes sowie die Überführung und den Einzug der beiden Märtyrer in Ober-Mühlheim (*lib.* I, II), dann folgt eine Darstellung der Wunder, die sich nach der Ankunft der Heiligen in Seligenstadt begaben (*lib.* III), endlich der Mirakel, die sich in anderen Orten zutrugen, besonders in den Klöstern, denen Einhard Reliquienpartikel überlassen hatte (*lib.* IV). Wohl trennt diese Wundergeschichten, die der Gutgläubigkeit des Lesers allerdings nicht wenig zumuten, kein wesentliches Moment von anderen mittelalterlichen Legendenerzählungen dieser Art, doch sind sie kulturhistorisch nicht ohne Wert. Die Schrift ist im Spätsommer 830 begonnen und in wenigen Monaten vollendet worden.

Schließlich sei der Korrespondenz Einhards gedacht. Seine Briefe, wirkliche Privatbriefe, gesammelt von der Ehrerbietung, die ihm über das Grab treu blieb, liefern manchen traulichen und stimmungsvollen Zug aus seinem Leben. Sie gehören den Jahren 823—836 an und erzählen von seiner Freundschaft mit Alcuin, Hrabanus und anderen bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit und sind auch wertvolle Dokumente seiner praktischen Tätigkeit.

Literatur: Kritische Ausgabe der Karlsbiographie von G. H. Pertz in den Mon. Germ. hist. Scriptores II 426 sqq.; von Ph. Jaffé in der Bibl. rerum Germ. IV p. 487 sqq. — *Einhardi Vita Karoli Magni* post G. H. Pertz rec. G. Waitz; ed. sextam cur. O. Holder-Egger, Hannoverae 1911 (Neudruck 1927). — Éginhard, Vie de Charlemagne éd. et trad. par L. Halphen, Paris 1923. — Ausgaben der Briefe Einhards von Ph. Jaffé in der Bibl. rer. Germ. IV 437—486 und von K. Hampe Mon. Germ. hist. Ep. V 105—145. — Ausgabe der *Translatio* von A. Teulet in Oeuvres complètes d'Éginhard (Paris 1840—43, 2 Bde.); ferner von G. Waitz (SS. XV 238—264). — E. Buchner, Einhard als Künstler, Augsburg 1919. — F. Kurze, Einhard, Berlin 1899. — G. Monod, Mélange; Iulien Havet, Paris 1895.

Die mehr rhetorisch als geschichtlich gerichtete Karlsbiographie Einhards, in der man die bedeutendste schriftstellerische Leistung der karolingischen Epoche zu erblicken hat, trägt die wesentlichen Zeichen einer neu aufsprießenden Kultur an sich. Ihr tastender Beginn sucht Halt und Stützen. Ihre künst-

lerischen Erzeugnisse widerstrahlen die Technik bewunderter Muster. In der tiefgehenden Nachgestaltung von Vorbildern streben sie zur Höhe. Daß sie dabei in eine Überschätzung formaler Elemente und eine Unterschätzung sachlicher Werte verfallen, will uns als ein durchaus natürliches, ja regelrechtes Merkmal einer solchen von anfängerischen Regungen erfüllten Zeitspanne bedünken.

Als Vermittler der italienischen Kultur am Hofe Karls treten neben Paulus Diaconus die eingangs (S. 473) erwähnten Langobarden Petrus von Pisa und Paulinus von Aquileja hervor, zwei angesehene Grammatiker ihrer Zeit; Petrus, der in der Palastschule vortrug, war auch Karls Lehrer in diesem Fachgebiete. Ein feingebildeter Schöngeist war Theodulf von Orléans (gest. 821), der formgewandteste Dichter der literarischen Hofgesellschaft; von seinen Versschöpfungen interessieren uns am stärksten die Briefdichtungen, die die geistigen Regungen der Zeit oft treffend widerspiegeln und so von nicht geringem kulturellen Wert sind. Andere seiner Gelegenheitsdichtungen tragen, wie viele unter der Anregung der Hofschule stehende Poesie dieser Zeit, beinahe gesellschaftsspielartigen Charakter. In engeren Beziehungen zum Herrscherhaus stand der Franke Angilbert (gest. 814), der Kabinettsekretär Karls, dessen Tochter Berta ihm als seine Geliebte zwei Söhne (Harnid und Nithard) gebar; er trat als Gelehrter und Dichter hervor. Daß er aber der Verfasser jenes größeren epischen Gedichtes über Karl gewesen sei, woraus uns die Begegnung des Herrschers mit Leo III. erhalten ist, wird mit Recht bezweifelt.

Allgemeine Literatur: Außer den zum Schrifttum der Merowingerzeit (S. 472) angeführten Arbeiten vgl. noch: K. Werner, Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie, Schaffhausen 1861—67 (bes. Bd. 2 und 3). — L. Friedlaender, Das Nachleben der Antike im Mittelalter, Deutsche Rundschau 92. — W. Goetz, Renaissance und Antike, Hist. Zeitschrift 113. — A. Joachimsen, Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus, Leipzig 1910. — A. v. Martin, Geschichtswissenschaft in „Vom Altertum zur Gegenwart", 2. Aufl. Leipzig 1921 (S. 147—178). — E. Norden, Antike Kunstprosa (Berlin[4] 1923) II 680ff. — E. Patzelt, Die Karolingische Renaissance, Wien 1924.

Wenn auch die wissenschaftliche und schöngeistige Produktion der karolingischen Epoche in stofflicher, methodischer und stilistischer Hinsicht unter dem nachhaltigen Einfluß der Antike steht, so werden doch die Schätze des klassischen Altertums vornehmlich als Mittel zur Förderung kirchlicher Zwecke verwendet und ihre Beurteilung erfolgt vollkommen vom kirchlichen Gesichtspunkt aus. In diesen Geleisen bewegt sich das Denken und Schaffen der Folgezeit noch durch zwei Jahrhunderte. Doch behalten, zumal nach der Reichsteilung, die Regentenhöfe nicht mehr die Führung; diese geht nun auf die neu erblühenden Klöster und Bistümer über. Und wenn sich gelegentlich auch die profane Welt am wissenschaftlichen und literarischen Leben mitschaffend beteiligt, so sind deren Werke, soweit sie als ernste Bereicherungen des Schrifttums in Betracht kommen, so gut wie durchgängig der geistlichen Sphäre entnommen.

Berichtigungen:

S. 16, Z. 5. v. o. *ἐπήλυδας*
S. 32, Z. 10 v. o. nur mit ihrer Stimme
S. 35, Z. 12 u. 3 v. u. „Eigentümer" statt „Besitzer"
S. 79, Z. 2 v. o. von der Winde Weh'n
S. 104, Z. 17 v. u. herrichten
S. 121, Z. 10 v. u. zu ungunsten des Daos
S. 153, Z. 21 v. u. Tschernajew
S. 163, Z. 2 v. u. *querenti*
S. 181, Mitte: *lamentantem videam et abiectam*
S. 190, Z. 3 v. u. Sikyon
S. 202, Z. 5 v. o. Satyrspiel
S. 224, Z. 17 v. o. Marcus statt Quintus
S. 247, Z. 12 v. u. des demokratischen
S. 265, Z. 6 v. u. Phaselusgedichtes
S. 279, Z. 15 v. o. Anrufung
S. 288, Z. 13 v. u. fragm. Cuiacianum
S. 300, Z. 20 v. u. De familiis Troianis
S. 301, Z. 6 v. u. divisiones
S. 303, Z. 10 v. o. de re rustica libri
S. 308, Z. 2 v. o. keine richtigen
S. 315, Z. 3 v. u. wohldurchdachte
S. 319, Z. 20 v. u. Einsiedeln
S. 344 (Tafel XV) gegen die Dacier
S. 377 (Bild) Korsika

NACHWORT

Vorliegende „Literatur der Römer bis zur Karolingerzeit" lag zu zwei Dritteilen vollendet vor, als der Tod Professor Kappelmacher die Feder aus der Hand nahm. Das Werk war bis Iuvenal (S. 336) abgeschlossen; ich hatte demnach noch die spätrömische Literatur (von Tacitus an), die Patristik und das Schrifttum der Merowingerzeit in eingehenderer Behandlung vorzuführen. Ein Blick auf den literarischen Kreis am Hofe Karls des Großen bildet den Abschluß.

Für die freundliche Mithilfe bei der Drucklegung des von mir verfaßten letzten Drittels dieser Literaturgeschichte (Mitlesung der ersten Fahnenkorrektur) bin ich Herrn Geh.-Rat Prof. Dr. A. Klotz (Erlangen) und Prof. Dr. F. Schupp (Wien) zu wärmstem Danke verpflichtet.

Mit wehmütigem Gedenken an den dahingegangenen lieben Freund übergebe ich den Schlußteil der „Literatur der Römer" der Öffentlichkeit. Kappelmachers Andenken wird fortleben in dem Denkmal, das er dem ihm so teuren und mit so vieler Liebe und feinem Verständnis dargestellten literarischen Schaffen des alten Römervolkes aufgerichtet hat.

M. Schuster.

REGISTER

Abecedaria 438f., 468
L. Accius 45, 67, 75, 97, **198**, 322
C. Acilius **83**, 321
Acro s. Helenius
Acta diurna 350
Acta senatus 350
Adamnan **450**, 466
Adoptianismus 474f.
Aelius Aristides 362
Aelius Donatus, Grammatiker 134, **153**, **392**, 470
Aelius Iunius Cordus 383
Aelius Lampridius 383
Aelius Spartianus 383
L. Aelius Stilo Praeconinus 30, 32, 75, 101, 125, 189, 243, 245
Q. Aelius Tubero 42
Aemilius Asper 366
Aemilius Macer v. Verona 293f.
L. Aemilius Paulus 179
Aemilius Papinianus 358, **366**
M. Aemilius Scaurus 190
Aeschines 233
Aetheria 411
Aethilwald 462
Aetna 266
L. Afranius 136, **201**
Aggenus Urbicus 329
Agrimensoren 329, 356
Agrippa s. Vipsanius
Agrippina 350
Ahnenlieder 31
Aischylos 58, 69, 76, 78, 79, 240, 292
Albius Tibullus 281, **282**, 381
Albucius 195
Album pontificum **36**, 39
Alcimus Ecdicius Avitus **452**
Alcuin 164, **473**
Aldhelm 458, **459**, 460, 470
Alexis 70
Alfenus Varus 263
Alfred der Große 429, 465, 468
Alkaios 276ff.
Allegorese 435, 467
Ambrosiaster 410
Ambrosius 360, 387, 395, **408**, 433, 460
Ammianus Marcellinus 23, 24, 350, **384**
Ammonios 391
L. Ampelius 381
Anacharsis 174
Analogie 245, 247, 256
Andronicus s. Livius
Angilbert 473, 480
Anicius Manlius Severinus Boethius 244, 381, **389**
Annaeus Cornutus 322
L. Annaeus Florus 249, **360**, 382, 428.
M. Annaeus Lucanus 249, **320**, 322, 331, 379, 460
M. Annaeus Mela 321
L. Annaeus Seneca, Vater 301
L. Annaeus Seneca, Philosoph 24, 68, **309**, 325, 332, 362, 389f., 458, 460
Annales **81**, 158, 345ff.
Annales maximi 37, 40
Annianus 358
P. Annius Florus 358, 360
Anomalie 245
Anthimus 393
Anthologia Latina 379
Antimachos v. Kolophon 331, 358
Antiochos von Askalon **177**, 234, 243
Antipater s. Coelius
Antiphanes 70
Antistius Labeo (Jurist) 355
M. Antistius Labeo (Übersetzer) 322
M. Antonius (der Redner) 179, **183**, 184, 186, 201, 230ff.
M. Antonius Gnipho 246, 256
M. Aper 337, **343**
Apicius 305
Apollinarios v. Laodikeia 413
Apollinaris s. Sollius, Sulpicius
Apollodoros von Karystos 69, 139, 147
Apollonii Historia 385
Apollonios von Alabanda 185f.
Apollonios von Rhodos 292, 330
Apollonios von Tyana 365
Apollonios Dyskolos 357
Appendix Vergiliana 265
Appianus 82, 86, 193, 247, 249, 358
Appius Claudius s. Claudius
Apuleius 7, 28, 91, 159, 215, 284, 358, **363**, 401
Aquilius 152
Arator **452**, 460, 466
Aratos v. Sikyon 190
Aratos von Soloi 206, 240f., 295, 305, 369
Archestratos von Gela 91, 192
Archilochos 217, 275
Arianer 407ff., 424
Aristarchos 76, 268
Aristophanes Ath. 81, 122
Aristophanes Byz. 64, 240
Aristoteles 61, 81, 87, 91, 175, 177, 231, 237f., 333, 390ff.
Aristoxenos 390
Arius Didymus 178, 239
Arius und Arianer 407f., 444, 452, 457
Arnobius 211, **405**
Arrius Antoninus 355
L. Arruntius Stella 331
Artemidoros Gramm. 263
Artes liberales 244, 447, 460, 476
Arulenus Rusticus 355
Arvallied **29**, 32
Q. Asconius Pedianus 192, 240, 253
L. Ateius Praetextatus philologus 256
Asellio s. Sempronius
Asianismus 183, 229, 363
C. Asinius Pollio **249**, 255, 263, 265
Asper s. Aemilius
C. Ateius Capito 278, 355
Atellana s. fabula
Athanasios 407
Athenaios 64, 165, 174
Atilius, Komiker 151
Atilius Fortunatianus, Metriker 318
Atta s. Quinctius
Atticus s. Iulius, Pomponius
Attiker 201, 233
Attizismus 226, 229
Auctor ad Herennium **183**, 192, 199, 279
Aufidius Bassus 328
Augustinus 220, 238, 244f., 249, 373, 388, 401, 411, **418**, 446, 461, 465, 474, 476
Augustinus Miss. 444, 464
Augustus 30, 263, 265, 268, 277f., 346
Aulularia sive Querolus 126, **370**
Aurelianus s. Caelius
M. Aurelius Olympius Nemesianus 319, **370**
Aurelius Opillius 184
Q. Aurelius Symmachus 68, 373, **387**, 408, 434
Sex. Aurelius Victor **382**, 383
Dec. Ausonius Magnus 220, 245, **371**, 379, 436f.
Avianus 370
Avienus s. Rufius Festus Avienus
Avitus s. Alcimus
Axamenta 30

Babrios 370
Bakchylides 276
Balbus, Gromatiker 356
Basileios 409, 417, 458
Bassus s. Aufidius, Caesius
Beda 451, **463**, 474, 476
Bellum Africum 252
Bellum Alexandrinum 252
Bellum Hispaniense 252
Benedictus v. Nursia 443f.
Berossos 53
C. Blossius 172
Blossius Aemilius Dracontius 368, **378**
Boethius s. Anicius
Boios 294
Bonifatius 468
Brutus s. Iunius
Bucolica Einsidlensia 319

Statius Caecilius 75, 135f., 139
Q. Caecilius Metellus Macedonicus 66, 83, 84
Caecina 24
Caelius Aurelianus 393
Caesar s. Iulius
Ad Caesarem senem 257
L. Caesellius Vindex Gramm. 366
Caesius Bassus 33, 67, 322
Calliopius Gramm. 137f.

L. Calpurnius Piso, Bukoliker 319, 321, 325
L. Calpurnius Piso Frugi 39, 163
Calpurnius Siculus 319, 370
Calvus s. Licinius
Caninius Rufus 355
Capella s. Martianus
Caper s. Flavius
Capito s. Ateius, Titinius
Capitolinus s. Iulius
Carmen arvale 29, 32
Carmen Saliorum 30, 32
cantica 123
Casinaprolog 100
Cassianus 430, 458, 461
Cassiodorus s. Flavius
Cassius Dio 189, 249, 310, 357
Cassius Felix 393
L. Cassius Hemina 39, 163
Catalepton 265f.
Ti. Catius Silius Italicus 74, 325, 332
Cato s. Porcius, Valerius; Dicta Catonis
Catullus s. Valerius
Catulus s. Lutatius
Celsus s. Cornelius, Iuventius
Celtis 350
Censorinus 57, 393
Centone 368, 371, 379, 432, 462
Cetius Faventius 301
Chalcidius 388f.
Charisius 91, 187, 366, 392, 470
Chorilos 83
Chrysippos 172, 293
Cicero s. Tullius
C. Cilnius Maecenas 24, 263, 275ff., 285, 314, 319
L. Cincius Alimentus 82
Cinna s. Helvius
Cippus Abellanus 4
Ciris 266
Claudianus s. Claudius
Claudianus Mamertus 430
Claudius Kaiser 317, 346, 350
Claudius Aelianus 358
Ap. Claudius Caecus 38, 52, 91, 155, 362
Claudius Claudianus 194, 372, 375, 379
Ti. Claudius Donatus 392
Claudius Mamertinus 386
Claudius Nonius Marcellus, Grammatiker 193, 365, 392
Claudius Marius Victor 437f.
Q. Claudius Quadrigarius 190
Clemens von Alexandria 394
M. Cluvius Rufus 350
Codex Hermogenianus 391
Codex Iustinianus 391
Codex Theodosianus 391
L. Coelius Antipater 171, 184, 189, 192, 255, 362
Columbanus 164, 451, 456
Columella s. Iunius Moderatus
Commentarii 159, 257f.
Commodianus 437, 468
Congus 193
Consolatio ad Liviam 319
contaminatio s. Kontamination
Copa 266
Cordus s. Aelius, Cremutius
Corippus s. Flavius
Cornelia 181
A. Cornelius Celsus 301
M. Cornelius Fronto 358, 361, 365
C. Cornelius Gallus 11, 263, 265f., 281
Cornelius Labeo 405
Cornelius Nepos 11, 135, 157f., 218, 240, 258, 329
P. Cornelius Scipio Africanus 67, 73, 93, 97
P. Cornelius Scipio Aemilianus 135, 179ff.
P. Cornelius Scipio Nasica 73
L. Cornelius Sisenna 189, 253
L. Cornelius Sulla Dictator 190
P. Cornelius Tacitus 6, 30, 32, 63, 202, 230, 255, 336, 362, 384
Cornificius, Dichter 221
Cornificius, Rhetor 186f.
Coronatus 380
Corpus iuris 391
Coruncanius 362
Q. Cosconius Gramm. 136
Crassus s. Licinius, Ninnius
Cremutius Cordus 311
Culex 266
Curiatius Maternus 325, 343f.
Curio 362
Q. Curtius Rufus 327
Cyprianus 396f., 402, 404, 461
Cyprianus Gallus 433

Damasus 410f., 413, 433
Dares Phrygius 385
Demetrios v. Phaleron 170
Demetrios, Philosoph 314
Demokritos 312
Demophilos 102, 128
Demosthenes Ath. 233
Domosthenes Bith. 72
Dialogform in der Grammatik 451, 460
Dicta Catonis 2, 163, 369, 458
Dictys Cretensis 385
Didius 257
Didymos 417
Digesta 35, 41, 42, 366, 391
Dikaiarchos 174, 190, 236
Diodorus Siculus 22, 41, 69, 82, 92, 93, 237, 299, 330
Diodotos (Stoiker) 234
Diogenes von Babylon 83, 154
Diokles von Peparethos 82
Diomedes Gramm. 63, 257, 392, 470
Dion von Prusa (Chrysostomos) 357f.
Dionysius Exiguus 443, 465
Dionysios Periegetes 369
Dionysios von Halikarnassos 16, 32, 43, 158, 299, 326
Dionysios Thrax 304
Dioskorides 369
Diphilos 53, 64, 70, 102, 127, 142
Dirae 266
Disciplina Etrusca 23
Disticha Catonis s. Dicta C.
Domitianus, Kaiser 333f., 338
Cn. Domitius Afer 326
Domitius Ulpianus 366, 391
Donatisten 411, 424
Donatus s. Aelius, Claudius
Donatus, Bischof 411
Dracontius s. Blossius
Drepanius Pacatus 386
Duodecim tabulae 21, 31, 34, 35, 39, 43, 362

Edictum perpetuum 366
Einhard 360, 473, 477
Einsiedler Hirtengedichte 319
Eirenaios 399, 466
Elegien auf Maecenas 319
Elipandus v. Toledo 474
Elogium Arretinum 41
Empedokles 206
Endelechius s. Severus
Q. Ennius 15, 42, 71, 73, 83, 90, 127, 155, 205, 207, 332f., 362
Er 237
Ennodius 388
Ephoros 256
Epicharmos 15, 92, 124
Epiktet 332
Epikur 206, 209f., 238, 314, 405f.
Epiphanius 414, 417
Eratosthenes 243, 295
Etymologie 158, 245, 447
Euanthius 143, 150f., 153
Eubulos 70
Eucherius 430
Eugenius v. Toledo 378
Eugippius 443
Euhemeros 92
Euklid 356, 390
Eumenius 386
Euripides 69, 76ff., 121ff., 129f., 240, 292, 315f.
Eutyches 390
Eutychius 446
Eusebios 45, 87, 413, 415, 417, 428, 465
Eustathios 56
Eutropius 82, 372f., 382f., 413, 428, 464, 476
Exodia 6
Ezechiel 69
Exuperantius s. Iulius

Q. Fabius Labeo 135
Q. Fabius Maximus Cunctator 44
Q. Fabius Pictor 72, 82
Fabius Pictor (der Maler) 82
Fabius Planciades Fulgentius 393
M. Fabius Quintilianus 90, 98, 125, 230, 242, 247, 254f., 284, 322, 326, 332f., 337f., 351, 361
Fabius Rusticus 310, 345, 350
Fabula Atellana 6f., 202
Fabula palliata 71, 131f., 151, 201
Fabula planipedia 202
Fabula praetexta 70, 93
Fabula togata 71, 200f.
Fabulae (Hygin) 300
C. Fannius (Konsul 122 v. Chr.) 187
C. Fannius (Freund des jüng. Plinius) 355
Faritius 460
Fasti Praenestini 40
Faustus Gramm. 379
Faustus Manichäer 420, 424
Faustus Reiensis 430
Favorinus 358
Felix v. Urgel 474
Fenestella 135
Fescenninen 25, 358
Festus s. Pompeius, Rufius
Filastrius 411
Firmicus s. Iulius
Cn. Flavius 38, 41
Flavius Caper 366
Flavius Cresconius Corippus 380
Flavius Felix 379
Flavius Magnus Cassiodorus Senator 45, 303, 415, 425, 441
Flavius Merobaudes 374
Flavius Vopiscus 383
Florentinus 379
Florus s. Annaeus
Fortunatianus s. Atilius
Fortunatus s. Venantius
Fredegar 451
Fredegisus 476
Frontinus s. Iulius
Fronto s. Cornelius
Fulgentius s. Fabius Planciades
Fulgentius v. Ruspe 444
Q. Fulvius 75
M. Fulvius Nobilior 75
A. Furius Annalist 205
M. Furius Bibaculus, Dichter 221
Furius Dionysius Philocalus 40

Gaius 366
Galba s. Sulpicius
Galbus s. Sulpicius
Galenos 357
Gallicanus s. Vulcacius
Gallus s. Cornelius
Gallus (Begründer der Abtei St. Gallen) 458
Gargilius Martialis 303, 393
Gaudentius 411
Gelasius I. 444
A. Gellius 90, 135, 151f., 157, 159, 179ff., 239, 365
Cn. Gellius 187
Gennadius 45, 429, 447
Germanicus 295, 305, 369
Geta s. Hosidius
Gildas 448, 464
Gnostizismus 398
Gorgias 181
Gracchus s. Sempronius
Graecinus s. Iulius
Grammatiker 303, 366, 391
Granius Flaccus 405
Granius Licinianus 361
Grattius 296, 370
Gregor der Große 444
Gregor v. Nyssa 444
Gregor von Tours 449, 451, 454
Gregorios v. Nazianz 413
Gromatiker 329, 356

Hadrianus 44, 355, 358, 362, 366
Hegesippus 410
Heldenlieder 31
Helenius Acro 57, 366
Hellanikos 12
C. Helvius Cinna 221
Heptateuchos 433
Herennius Senecio 355
Hermagoras 174, 186, 232
Hermesianax 281
Hermodoros, Architekt 199
Hermogenes, Architekt 52, 200
Hermogenes, Gnostiker 399
Hermogenes, Jurist 391
Hermogenes, Rhetor 130
Herodianos 357
Herodotos 15, 16, 90, 340
Herondas 205
Hesiodos 11, 87, 174
Hexapla 413
Hieronymus 45, 67, 133, 153, 191, 199, 207, 213, 244, 345, 401, 403f., 412, 428, 447, 450f., 461, 474, 476
Hilarius 408f., 431, 433
Hippolytos 409
A. Hirtius 251
Historia Apollonii regis Tyri 385
Historia Augusta 383, 385
Homeros 11, 29, 32, 74, 87, 240, 268ff., 332, 385
Q. Horatius Flaccus 15, 32f., 66, 74, 90, 93, 124, 191, 194, 197, 274, 291, 335, 366, 372, 375, 381, 392, 454, 458
Q. Hortensius Hortalus 179, 217, 227, 233
Hosidius Geta 380
Hostius 205
Hrabanus Maurus 476, 478
Humanismus 154, 168
Hydatius 41
Hyginus s. Iulius
Hyginus, Gromatiker 356
Hymnendichtung 373, 379, 408ff., 433, 438f., 455, 467

Ianuarius Nepotianus 308
Iavolenus Priscus 355
Iguvinische Tafeln 8
Ildefons v. Toledo 450
Ilias Latina 322
Institutiones 366
Invektiven 257, 432
Iohannes Cassianus s. Cassianus
Iohannes Lydus 322
Irenaeus s. Eirenaios
Isidorus von Sevilla 23, 42, 220, 447, 451, 465f., 470
Isokrates 175, 181, 233, 339
Itala 396, 413
Italicus s. Catius
Ithacius 411
De Iona 432
Iordanis 32, 441, 448
Iulianus Apostata 358, 367, 407

Iulianus v. Toledo 451
Iulius Atticus 303
C. Iulius Caesar, Dictator 31, 203f., 216f., 227, **245**, 254, 256, 265, 343, 428
C. Iulius Caesar Strabo 137, 199, **200f.**, 230, 246f.
Iulius Capitolinus 30, **383**
Iulius Exuperantius 382
Iulius Firmicus Maternus 388
Iulius Florus 249
Sex. Iulius Frontinus 5, 41, **329**, 356
Iulius Graecinus 303
Iulius Honorius 393
C. Iulius Hyginus 45, 69, **300**
Iulius Obsequens 193, **381**
Iulius Paris 308
Iulius Paulus, Jurist 366, 391
Iulius Secundus 337, 343f.
C. Iulius Solinus **393**, 464
C. Iulius Victor 76, 77, 159
Iunianus Iustinus **299**, 428, 478
Iunius Brutus 182
Iunius Cordus s. Aelius
Dec. Iunius Iuvenalis 191, 197, **334**, 400
M. Iunius Moderatus Columella **303**
M. Iunius Nipsus 356
Juristen 366, 391
Iustinus s. Iunianus
Iuvencus **432**, 438, 458, 460
Iuventius (Komiker) 152
P. Iuventius Celsus 355

Kallimachos 87, 90, 217f., 292, 296
Kallisthenes 385
Karl d. Große 11, 472ff.
Karneades 83, 154, 172
Karolingerzeit 472ff.
Klauselrhythmus 186, 227f., 387
Kleitarchos 189, 327
Kleitomachos 177, 192
Kontamination 70, 77, 125, 127, 134, 140
Krantor 238, 311
Kritolaos 83, 154

Labeo s. Antistius, Cornelius
Dec. Laberius 19, **203**
Lactantius 72, 92f., 194, 211, 401, **405**
C. Laelius 135
Laevius 205
Lampadio s. Octavius
Lampridius s. Aelius
Laudationes funebres 43
Laudes domini 431
Laus Pisonis 319
Leander v. Sevilla 446
Leo I. 444
Liberatus 446
Libri Sibyllini 23
Libri Tagetici 23
Libri Vegonici 23
Licinianus s. Granius
Licinius, Palliatendichter 151
C. Licinius Calvus **221**, 281
L. Licinius Crassus 31, **181**, 189, 201, 226, 230ff.
M. Licinius Crassus 184
C. Licinius Macer 188
C. Licinius Mucianus 325
Licinius Proculus 355
P. Licinius Tegula 58
Licinus s. Porcius
T. Livius 11, 24, 35, 58f., 85, 249, 255, **296**, 327, 330, 332, 343, 345, 360, 370, 381f., 384, 428
L. Livius Andronicus 15, 52, 55, 66, 70, 73, 78, 80, 132
Longus s. Velius
Lucanus s. Annaeus
Lucifer 307
C. Lucilius 24, 81, 85, **191**, 197f., 322, 324, 334f., 369, 376
T. Lucretius Carus 24, 74, **205**, 293
Ludi Megalenses 97f., 139
Ludi plebei 97
Ludi Romani 58, 139
Ludi Tarentini 57
Ludus Oscus 6
Lukianos **357**, 364
Lupus 193ff.
Luscius Lanuvinus 152
Q. Lutatius Catulus 190, 205
Luxorius 379f.
Lygdamus 284
Lykophron 322
Lysias 233

T. Maccius Plautus 25, 53, 64, **96**, 143, 147ff., 244, 365f., 370
Macer s. Aemilius, Licinius
Macrobius 203f., 365, **392**, 465
Märtyrerakten 396
Magnos von Karrhai 237
Maecenas s. Cilnius
Mamertinus s. Claudius
Mamertus s. Claudianus
Mamurra 216
Manethos 53
Mani 399, **419**
Manichäer 419, 424
M. Manilius **305**, 388
Marcellinus Comes 449, 465
Marcellus, Arzt 30, **393**
Marcellus s. Claudius Nonius
Marcion 399
Q. Marcius Philippus 49
Marius Maximus 383
Marius Mercator 428
Marius Plotius, Gramm. 31
Marius Victorinus 392
Marius Victor s. Claudius
Mark Aurel 358, 362f.
Marsgebet **28f.**, 180
Martialis s. Gargilius, Valerius
Martianus Capella 43, 244, 247, **392**
Martinus v. Bracara 446
Masurius Sabinus 355
Maternus s. Curiatius
Cn. Matius 205
Maximianus 24, 368, **380**, 455
Maximus v. Tyrus 363
Medicina Plinii 393
Mediziner 302, 393f.
Mela s. Annaeus, Pomponius
C. Memmius 208, 221
P. Memmius 135
Menandros 64, 70, 102, **121**, 127, 130ff., 139ff., 201
Menestes, Architekt 200
Menippos v. Gadara 244
Merobaudes s. Flavius
Merowingerzeit 439ff.
Messalla s. Valerius
Mimnermos 281
Mimus 202f., 324
M. Minucius Felix 396f., **403**, 406
Molon v. Rhodos 246
Monophysiten 446
Montanisten 398ff.
Mon. Ancyranum 30
Moretum 205, 266
Mucianus s. Licinius
Q. Mucius Scaevola Augur 195
Q. Mucius Scaevola Pontifex 37, 172, 230

Cn. Naevius 15, 31, 33, **66**, 82, 86, 127, 132, 140, 151, 332
Namatianus s. Rutilius
Nazarius 386
Nemesianus s. Aurelius
Nenien 26
Neoptolemos von Parion 279f.
Nepos s. Cornelius
Nepotianus s. Ianuarius
Neratius Priscus 355
Nestorius 390
Nestorianer 446
Niceta v. Remesiana 411, 436
Nicetes Sacerdos 351
Ad Nicomachum 433
Nicomachus s. Virius
P. Nigidius Figulus **135**, 381
Nikandros 294
Nikomachos 390
Ninnius Crassus 205
Nipsus s. Iunius
Nonius Marcellus 193, 365, **392**
Nothelm 463f.
Notker Labeo 164
Novatianus **403**, 410
Novellae 391
Novius 6, 14
Nux 296

Obsequens s. Iulius
Octavia praetexta 317
Cn. Oppius 252
C. Octavius Lampadio 71
Optatianus s. Publilius
Optatus v. Numidien 411
Orestis tragoedia 378
Orientius **438**, 468
Origenes 244, 394, 408f., 413f., 417
Orosius 249, 350, 373, **428f.**, 450, 464, 476, 478
P. Ovidius Naso 24, 31, 69, 174, **290**, **314**, 322, 332, 354, 369, 373f., 454, 460

Pacatus s. Drepanius
Pachomius **430**
Pacianus 410
M. Pacuvius 75, **94**, 133, 199, 292
Palaemon s. Remmius
Palladius Aemilianus 303, 394
Panaitios 42, **171**, 190, 196, 236, **312**
Pandectae 391
Panegyrici **386**, 453
Pantomimus 331
Papinianus s. Aemilius
P. Papinius Statius 321, **331f.**, 374ff., 379
M. Papirius Carbo 191
Paris s. Iulius
Parmenianus 411
Parthenios 266, 294
Parthenius 453
C. Passennus Paullus 355
Paulini Epigramma 436
Paulinus v. Aquileja 473, 480
Paulinus von Nola 412, **435**, 466
Paulinus von Pella 438
Paulinus von Petricordia 429, **438**, 454
Paulus s. Iulius
Paulus, Apostel 311
Paulus Diaconus 26, 30, 70, 382, 473, 476
Pausanias 95, 170
Pelagius u. Pelagianer 414, **424**, 429f.
Pelagonius 30, **394**
Pellio 97, 99
Pentadius 380
Peregrinus 411
Periodenbau 180ff., 298, 313
A. Persius Flaccus 24, 87, 191, **321**, 335, 366
Personifikation 435
Pervigilium Veneris 358
T. Petronius Arbiter 197, 244, **323**
Petrus v. Pisa 473, 480
Phaedrus **306**, 370
Phaidros, Epikureer 234
Philemon 42, 64, 70, 102, 124
Philinos 72, 81
Philodemos 61
Philon von Larissa 177, 234f.
Philoxenos v. Alexandrien 245
Phlyakenposse **14**
Phrynichos 69
Phylarchos 190
Pindaros 56, 276
Piso s. Calpurnius
Platon 175, 190, 228, 230f., 234, 236f., 241, 389ff., 399, 427
Plautus s. Maccius
C. Plinius Secundus d. ä. 11, 158, 161, 198ff., **328**, 345, 350, 369, 393, 465
Plinii Medicina **393**
C. Plinius Caecilius Secundus 11, 329, 333, 337f., 344, 346, 350, **351**, 375, 386
Plotinos 357
L. Plotius Gallus 183, **186**
Plutarchos 35, 42, 44, 154f., 241, 249, **312**, 350, **357**
Pollio s. Asinius, Trebellius, Vitruvius
Polemius Silvius 40
Pollux 62
Polybios 166, **169**, 189f., 236, 255f., 322
Polykritos 72
Polyphradmon 69
Sex. Pompeius Festus 2, 5, 6, 26, 30, 34, 42, 56, 66, 69, 70, 71, 97
Pompeius Saturninus 355
Pompeius Trogus 11, **299f.**
Pompilius 205
Pomponius, Jurist 41
L. Pomponius 6, 14
Sex. Pomponius 366
T. Pomponius Atticus 37, 39, 41, 56, 67, **224**, 240
Pomponius Mela 309
Pomponius Porphyrio 280, 392
P. Pomponius Secundus 328
M. Popillius 135
M. Porcius Cato Censorius 2, **28**, 32, 37, 43, 53, 73, 82, 84, **154**, **187**, 192, 195, 242f., 250, 255, 361f.
M. Porcius Cato Uticensis 238, 254, **320**
Porcius Latro 291, 301
Porcius Licinus 135f., 205
Porfirius s. Publilius
Porphyrio s. Pomponius Porphyrio
Porphyrios 390f.
Poseidonios **173**, 189, 234, 256, 305, **314**, 340, 370, 389
Possidius 418
A. Postumius Albinus 82
Praxeas 399
Priapea 218, **306**
Priesterchronik **36**, 39
Primasius 446
Priscianus, Gramm. 42, 157, 366, **393**
Theodorus Priscianus, Arzt 393
Priscillianus u. Priscillianisten 411, **424**, 429
Proba 379, **432f.**
Probus s. Valerius
Proculianer 355
Proculus (Jurist) s. Licinius Proculus
Prologe 130
Sex. Propertius 263, 281, **285**, 354, 381
Prosper Aquitanus 415, **428**, 464f.
Prudentius 379, **433**, 437f., 455, 461, 470
Ptolemaios 357
Publilius Optatianus Porfirius **374**, 379, 455
Publilius Syrus 203f.
Pytheas von Massilia 370

Quadrivium 447
Querolus s. Aulularia
T. Quinctius Atta 201
Quintilianus s. Fabius

Ratherius v. Verona 220
Rätsel 379, 461, 470
Reichsannalen 479
Q. Remmius Palaemon **304**, 321f., 326, 362, 392
Reposianus 380
Rhetores Latini 301, 386
Rügelieder 31
Rufinus s. Turranius
Rufius Festus, Historiker 382
Rufius Festus Avienus 369
Rufus s. Curtius, Rutilius
Rutilius Claudius Namatianus 373, **375**
P. Rutilius Rufus 190

Sabinianer 355
Sabinus s. Masurius
Salierlieder 30
C. Sallustius Crispus 42, 74, 92, 227, 247, 250, **253**, 332, 338ff., 360, 382, 428
Salvianus 429
Salvius Iulianus 366
Santra 45, 135, 151
Sappho 215f., 276
Saserna 243
Satura 26, 71, 325
Satura Menippea 224, 244, 318, 390, 392
Saturnisches Versmaß 33
Scipio s. Cornelius
Sedigitus s. Volcacius
Sedulius **438**, 452, 460, 466
Semipelagianer **430**, 444ff.
Sempronius Asellio 171, **188f.**
C. Sempronius Gracchus **180f.**, 190, 361f.
Ti. Sempronius Gracchus 172
P. Sempronius Sophus 49
C. Sempronius Tuditanus 39
Ad senatorem 433
Seneca s. Annaeus
Sentius Augurinus 355
L. Septimius 385
Septimius Serenus 358
Q. Serenus 369
Servilius Nonianus 326
Servius 18, 23, 37, 72, 74, 90, 158f., 205, **392**
Severus s. Sulpicius
Severus Sanctus Endelechius 437
Sibyllini libri s. Libri
Siculus Flaccus 356
Sidonius s. Sollius
Silius s. Catius
Sisenna s. Cornelius
De Sodoma et Ninive 432
Sokrates 154, 175, 228, **314**
Solinus s. Iulius
C. Sollius Apollinaris Sidonius 121, 336, 354, **374**, 388
Sophistik 175, 245
Sophokles 58, 59, 76, 81, 200, 240f., 292, **317**
Sophron 15, 322
Sophronius 412
Soranos, Arzt 357, 399
Sotades 91
Statius s. Papinius
Stephanus Byz. 16
Stesichoros 12
Stilo s. Aelius
Stoa 165, 172, 238, 245, 278, 313, 390, 399, 405f.
Stobaeus 239
Strabo s. Iulius Caesar Strabo
Sturm 469, 472
Suasorien 257, 301
Sueius 205
C. Suetonius Tranquillus 31, 45, 71, 207, 245, 262, 358, **359**, 382, 413, 415, 428, 447, 478
Suidas 93
Sulpicia 284
C. Sulpicius Apollinaris 101, **366**
Ser. Sulpicius Galba 74
C. Sulpicius Galbus 135
Sulpicius Severus 255, 308, 414, **429**, 438, 450, 454, 478
Symmachus s. Aurelius
Symphosius 379, 461

Tabula Bantina 5
Tacitus s. Cornelius
Tacitus, Kaiser 337
Tarquitius 24
Terentianus Maurus 59, 205, 359, 369
P. Terentius Afer 70, 110, 132f., **134**, 151, 366, 392
Q. Terentius Scaurus 30, **366**
M. Terentius Varro (Atacinus) **268**, 330, 369
P. Terentius Varro (Reatinus) 134, 146, 174, 198, 238, **242**, 366, 381, 392, 405
Tertullianus **396**, 404
Theodorus Priscianus 393
Theodotos v. Samos 87
Theodulf v. Orleans 473, 480
Theokritos 263ff.
Theon 177
Theophrastos 146, **175**, 239
Theopompos 256
Thomas v. Aquino 427
Thrasymachos v. Chalkedon 176
Thukydides 254ff., 349
Tibullus s. Albius
Ticidas 221
Timachides 78
Timagenes 340
Timaios 81
Tiro s. Tullius
Titinius 201
Titinius Capito 355
Gaius Titius 201
Titius Aristo 355
Trabea 152
Trajan 353
Trebatius 233, 240
Trebellius Pollio **383**
Tribonianus 391
Trivium 447
Trogus s. Pompeius
Tubero s. Aelius
Tucca 268
Tuditanus s. Sempronius
M. Tullius Cicero 37, 40, 74, 133f., 136, 149, 155, 162, 174ff., 196ff., 201, 207f., **221**, 247ff., 254ff., **305**, 326, 332, 337, 344, 351, 369, 401, 404ff., 409, 412, 419, 460, 479
Q. Tullius Cicero 208, **241**
M. Tullius Tiro 240
Turnus, Satiriker 355
Sex. Turpilius 152
Turranius Rufinus 244, 414, **417**, 428, 458
Tyconius **411**, 446
Typologie 435, 452f.

Ulpianus s. Domitius

Vacca 321
Valentinus, Gnostiker 399
Valerius Aedituus 205
Valerius Antias **190**, 332
C. Valerius Cato 11, **221**
C. Valerius Catullus 11, 31, **212**, 292, 333, 353
C. Valerius Flaccus Setinus Balbus **330**
M. Valerius Martialis 218, 322, **333**, 372, 381
Valerius Maximus 39, 63, 179, 199, **308**, 329
M. Valerius Messalla Corvinus 282
J. Valerius Polemius 385
M. Valerius Probus, Gramm. 101, 138, 211, 321, 362
Q. Valerius v. Sora 205
L. Varius **263**, 268, 273
Vatronius 152
P. Vegetius Renatus 394
Velius Longus 366
C. Velleius Paterculus 170, 191, 255, **307**, 384
Venantius Fortunatus 372, 429, **453**
Verecundus 453
P. Vergilius Maro 2, 11, 28, 71, 72, 93, 174, 211, 221, **262**, 292, 330, 332, 366, 392, 454, 458, 460
Vergilcentone 379, 432
Verginius Flaccus, Rhetor 321f.
Verginius Romanus 355
M. Verrius Flaccus, Gramm. 30, 37, 40, 56, 57, 158, 295
Vespa **380**
Vestricius Spurinna 355
Vibius Sequester 393
Victor Vitensis 429
Victorinus v. Pettau 405
Vincentius Lerinensis 430
Virgilius Maro 451
De viris illustribus 300, 359, 382, 415, 450
Virius Nicomachus Flavianus **382**, 384, 433
M. Vipsanius Agrippa 268
Vipstanus Messalla 343, 350
Vitruvius Pollio 52, 62, 91, 199, **301**, 477
Volcacius Sedigitus 135, 151, 205
Vulcacius Gallicanus 383
Vulgata 413

Walahfrid Strabo 477
Willibald 469

Xenophon 161, 189, 241, 248, 256, 339

Zeno v. Verona 410
Zenon, Epikureer 234
Zwölftafelgesetz s. Duodecim tabulae

INHALTSÜBERSICHT

Seite

Zur Einführung 1

Das Entstehen einer römischen Nationalliteratur ..... 2—48
Die Osker 3 — Die Umbrer 7 — Die Kelten 10 — Die Griechen in Unteritalien 11 — Die Etrusker 15 — Gemeinitalisches und Urrömisches 27 — Der Beginn individueller literarischer Tätigkeit in Rom: C. Flavius und Appius Claudius 38.

Die römische Literatur unter griechischem Einfluß ..... 49—54

Seite

Das Römertum im Ringen mit dem Hellenentum und dem Hellenismus ..... 55—164
Livius Andronicus 55 — Cn. Naevius 66 — Q. Ennius 73 — M. Pacuvius 94 — T. Maccius Plautus 96 — Statius Caecilius 133 — P. Terentius Afer 134 — Andere Palliatendichter 151 — M. Porcius Cato 154.

Die Literatur und das Entstehen der griechisch-römischen Kultur 165—259
Die Griechen: Polybios 169 — Panaitios 171 — Poseidonios 173 — Hermagoras 174

Seite

Frühe römische Redner 179 — Die Rhetorik ad Herennium 183 — Die Geschichtschreibung 187 — C. Lucilius 191.
Das Drama: Lucius Accius 198 — Publilius Syrus 203 — Decimus Laberius 203.
T. Lucretius Carus 205 — C. Valerius Catullus 212 — M. Tullius Cicero 221 — Q. Cicero 241 — M. Terentius Varro 242 — C. Iulius Caesar 245 — C. Sallustius Crispus 253 — Cornelius Nepos 258.

Harmonie und Vollendung..... 260—288

P. Vergilius Maro 262 — Q. Horatius Flaccus 274 — Die Elegiker: Albius Tibullus 282 — Sextus Propertius 285.

Kaiserzeit — Die Provinzen — Das Christentum..... 289—356

P. Ovidius Naso 290 — T. Livius 296 — Iustinus 299 — Hyginus 300 — Vitruvius 301 — L. Annaeus Seneca rhetor 301 — A. Cornelius Celsus 301 — Columella 303 — Die röm. Grammatik (Remmius Palaemon) 303 — Das röm. Kochbuch (Apicius) 305.
Andere Schriftsteller vor Seneca: M. Manilius 305 — Phaedrus 306 — Die Priapeen 306 — C. Velleius Paterculus 307 — Valerius Maximus 308.
L. Annaeus Seneca 309 — M. Annaeus Lucanus 319 — M. Persius Flaccus 321 — T. Petronius Arbiter 323 — M. Fabius Quintilianus 326 — Q. Curtius Rufus 327 — C. Plinius Secundus d. ä. 328 — Sex. Iulius Frontinus 329 — C. Valerius Flaccus Setinus Balbus 330 — P. Papinius Statius 331 — Ti. Catius Silius Italicus 332 — M. Valerius Martialis 333 — Decimus Iunius Iuvenalis 334 — P. Cornelius Tacitus 336 — C. Plinius Caecilius Secundus 351 — Schriftstellernde Zeitgenossen des Tacitus und jüngeren Plinius 355.

Hellenistische und archaistische Strömungen im 2. Jahrh. nach Christi..... 356—367

Hadrian und andere dichtende Dilettanten 358 — C. Suetonius Tranquillus 359 — L. Annaeus Florus 360 — Granius Licinianus 361 — M. Cornelius Fronto 361 — Apuleius 363 — A. Gellius 365 — Grammatiker und Juristen 366.

Die Literatur bis zur Merowingerzeit..... 367—439

1. Heidnische Dichtung und Prosa.
   a) Die Dichtung 368ff. — Versifizierungen, Übersetzungen, Bearbeitungen 369 — Nemesianus 370 — Decimus Magnus Ausonius 371 — Claudius Claudianus 372 — Andere Verfasser politischer Dichtungen 374 — Rutilius Claudius Namatianus 375 — Afrikanische Dichtung des 5. u. 6. Jahrh. 377 — Anthologia Latina 379 — Corippus 380 — Maximianus 380.
   b) Die Prosa 381ff. — Die Geschichtschreibung 381 — Ammianus Marcellinus 384 — Romanhafte Geschichtserzählung und Roman 385 — Die Rhetorik: Die Panegyriker 386 — Q. Aurelius Symmachus 387 — Magnus Felix Ennodius 388 — Die Philosophie: Maternus, Chalcidius 388 — Boethius 389 — Juristen und Grammatiker 391 — Andere Fachschriftsteller 393.
2. Christliche Prosa und Dichtung.
   a) Die Prosa 394ff. — Tertullianus 396 — Thascius Caecilius Cyprianus 402 — Novatianus 403 — M. Minucius Felix 403 — Arnobius 405 — Lactantius 405 — Lucifer 407 — Ambrosius 408 — Priscillianus, Donatus 410 — Hieronymus 412 — Turranius Rufinus 417 — Aurelius Augustinus 418 — Marius Mercator, Prosper 428 — Christliche Historiker 428 — Pelagius, Semipelagianer und andere 430.
   b) Die Dichtung 431ff. — Iuvencus, Cyprianus Gallus, Proba, Damasus 432 — Prudentius 433 — Paulinus v. Nola 435 — Endelechius, Paulini Epigramma 436 — Commodianus 437 — Andere christliche Dichter 437.

Die lateinische Literatur im Zeitalter der Merowinger..... 439—472

a) Die Prosaiker 441ff. — Cassiodorus 441 — Gregor d. Gr. 444 — Isidorus v. Sevilla 446 — Gildas, Iordanis 448 — Gregor v. Tours 449.
b) Die Dichter 452ff. — Alcimus Avitus, Arator 452, Verecundus 453 — Venantius Fortunatus 453.

Die irischen Mönche 455ff.: Columbanus 456 — Gallus 458.

Angelsächsische Bildungsströmungen 459ff.: Aldhelm 459 — Aethilwald 462 — Beda der Ehrwürdige 463 — Bonifatius 468.

Der Hof Karls des Großen..... 472—480

Alcuin 473 — Paulus Diaconus 476 — Einhard 477 — Andere Literaten an Karls Hofe 480.

Berichtigungen 480 — Verzeichnis der Eigennamen 481ff. — Inhaltsübersicht 484 — Nachwort 481.

BIBLIOTECA